



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE



04636619

LIPTAUER



2134470042

053 T814 V.8 BD.1 1905/06 MAIN

Monatschrift für Gemüt
und Geist

herausgeber: Jeannot Emil
Freiherr von Grotthuss

Verlag von Greiner und Pfeiffer Stuttgart.



THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

053
T814
v. 8
1905/06

053
T814
v. 8
1905/06



Der Türmer

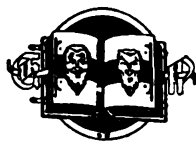
Monatschrift für
Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Achter Jahrgang * Band I

* (Oktober 1905 bis März 1906) *



*Gr. Hans Rost
L. 4. 10.*

Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite
Fircks, Karl Freiherr von: Drei Sonette	130
Franke, Ilse: Brauen	126
Hoffmann, Ramill: Allegorie vom rosigem Ritter	128
Höffner, J.: Er schläft	443
Hörschelmann, Costi: Führ du mich!	628
Rhuenburg, Sophie von: Lieder einer Kranken	126
Knodt, Karl Ernst: Magst du's nennen	129
Nell, Max: Schlaflied für Wünsche	328
Michaeli, Otto: Herbstsonntag	125
Preczang, Ernst: Der Alte	129
Reuter, Adolf: Ein altes Schlachtfeld	347
" " Der Türmer von Rostock	763
Rohn, Adele Elisabeth: Flücht'ge Tage	470
Schneider, Phil.: Psalm	613
Snolisky, Karl Graf: Altes Porzellan	131
" " " Des Soldaten Weib	585
Stern, Maurice von: Lied des fröhlichen Wandersmannes	127
Vierordt, H.: Erinnerung	274
Wagner, Christian: Göttlichkeit	334
Zoozmann, R.: Der Verschwendet	459
" " Gang durch die Stadt	783

Aphorismen

Golz, Bogumil: Jugend und Alter	171
" " Lebensinbrunst	190
Montaigne: Einsamkeit	49. 318
" " Heiterkeit der Philosophie	194
Schiller, Fr.: Schuldner	10
" " Anstand und Dichtung	32
" " Volk und Herrscher	52
" " Sittliche Kultur	55
Stern, Maurice R. von: Der fatale Begriff	68
" " " " Geburt und Tod	68
" " " " Von der Realität der Träume	69
" " " " Glaubensproblem	71
" " " " Vornehmheit des Ethismus	71
" " " " Herrenmoral	71

Novellen und Skizzen

	Seite
Frommel, Otto: Das Kind	335. 471
Hedenstjerna, Alfred af: Die Hände meiner Mutter	47
Höllbach, Hanna: „Sie lügt“	53
N.: Der Orden	195
Roger, Noëlle: Doktor Germaine	11. 172. 319. 444. 586.
Topellius, Zacharias: Waldemars Geheimnis	734 783

Aufsätze

Auer, Dr.: Gefängnisgeburten	504
Bahr, Dr. Richard: „National“ und Nation	622
„ „ „ Selmarbeit	780
Bell, Fr.: Etwas über das Lesen	541
Bender, Augusta: Warum ist die deutsche Frauenfrage so unvollständig	50
„ „ „ Auch ein Wort über Mutterschutz	214
Bieberstein, Rogalla von: Deutschlands militärische Lage bei der Jahreswende	629
Bischoff, Ernst: Die Musik im Volke	149
Brückner, Prof. Dr. A.: Die russische Novellistik der Gegenwart	685
Diepenhorst, Dr.: Die Bagdadbahn	355
Fahrenkrog, Ludwig: Religiöse Kunst	275
Föllmer, Wilh. Zwangsansiedelung	198
Förster, Prof. Dr. Paul: Die Frage der Vivisektion	329
Freylbe, Prof. D. Dr.: St. Nikolaus und der Niklastag	348
G.: Gedanken eines Dichters	67
„ Ein Erforscher der Affensprache	72
„ Aus der Art geschlagene Kinder	72
„ Wunder des Pflanzenlebens	208
„ Disziplin auf der Straße	210
„ Weltgeschichte im Negligee	357
„ Massenwahnsinn	359
„ Ein Symptom der Zeit	361
„ Vom Radium	362
„ Die russische Bastille	501
„ Dynastie Wagner	502
„ Ethik und Kapitalismus	503
„ Die Wunderwelt der Meeresstiefen	637
„ Sonnenfinsternis und Pflanzenschlaf	639
„ Neues über Niessches Wahnsinn	640
„ Wie werden Tiere gezhämt	641
„ Deutsche Gartenkunst	794
Gerlach, S. von: Deutschlands Finanzen	161
„ „ „ Das Für und Wider in der Fleischnotfrage	507
Gillhoff, Johann: Allerlei Volksliteratur	261
„ „ „ Allerlei Humor in der Volksliteratur	844
Gros, Erwin: Eine Neujahrsbetrachtung	441
„ „ „ Theologische Laienliteratur	633

Grotthuß, J. E. Frhr. von: Der Deutsche und seine Schule 460
 „ „ „ „ „ Aus baltischer Leidensgeschichte 614
 Grund, Otto: Totenfeier 212
 Gurkitt, Ludwig: Der papierne Drache 64
 Guthke, W.: Der ontologische und kosmologische Beweis 643
 Häny-Luz, Ida: Kind und Kunst vom Standpunkte einer Mutter 703
 Heman, Prof. Dr. F.: Weltanschauungen aus dem Jahre 1905 786
 Herder, Johann Gottfried: Oratorium und Kantate 288
 Höffner, J.: Adalbert Stifter 247
 „ „ „ Hilligenlei 544
 Jaffé, Robert: Ein Wort über Gerhart Hauptmann 693
 Joff, Karl: Hilligenlei 802
 Katscher, L.: Thomas J. Barnardo 207
 Kuhaupt, W.: Das letzte Ziel der wissenschaftlichen Forschung 1
 Märker, Otto: Zur Auferstehungsfrage 216
 Mezen, von: Marie Antoinette 492
 Meyer, Friedr. Alb.: Die Pflicht des Buchhandels 364
 Petersdorff, Hermann von: Deutsche Geschichte 499
 Poppenberg, Felix: Variodramatik 257
 „ „ „ Theatralische Wirklichkeiten 403
 „ „ „ Zwischenspiel 552
 „ „ „ Theatralische Kleinkünste 695
 „ „ „ Tag- und Nachtgespenster 849
 Prieß, E.: Für den Weihnachtstisch 409
 Reinte, Prof. Dr. J.: Was wissen wir von der Natur und was können wir von ihr wissen? 721
 Rogge, Christian: Vom Kampf um Luther 488
 Rosegger, Peter: Mein Wildpfad zu Gott 577
 Rosen, Kathinka von: Uneheliche Kinder 66
 Schönbeck, Dr. F.: Der Segen der Natur 191
 Schultheiß, Dr. Fr. Guntram: Die polnische Gefahr und unsere Ostmark 33
 Stifter, Adalbert: Vorrede zu den „Bunten Steinen“ 253
 Stord, Dr. Karl: Die künstlerische Kultur des Mittellandes 112
 „ „ „ Zwei Tote 120
 „ „ „ Moderne Liebesliteratur 121
 „ „ „ Karl von Firds 124
 „ „ „ Segantini 132
 „ „ „ Ein Großkaufmann der Malerei 143
 „ „ „ Zwei begrenzte Talente 145
 „ „ „ Ein zu teurer Menzel 148
 „ „ „ Wider die Wunderkinder 155
 „ „ „ Zum Spielplan der Königl. Oper in Berlin . . . 156
 „ „ „ Neue Bücher und Musikalien 158. 294. 557
 „ „ „ Den Toten 268
 „ „ „ Heinrich Bierordt 274
 „ „ „ Im Streit um die moderne Kunst 281
 „ „ „ Zu unseren Kunstbeilagen 287. 427
 „ „ „ Das Parsifal-Monopol 292
 „ „ „ Zu unserer Notenbeilage 295

	Seite
Stord, Dr. Karl: Aus der jüngsten Erzählliteratur	396
" " " Im Dienste der künstlerischen Anschauung	414
" " " Höfische Kunst	425
" " " Die Erfüllung des Musikdramas durch Richard Wagner	428
" " " Das Tagebuch einer Verlorenen	557
" " " Ein Meisterwerk Menzels als Zimmerschmuck	564
" " " Mozarts Stellung in der Entwicklung	567
" " " Richard Wagners Briefe an Otto Wesendonk	572
" " " Eine Geschichte der russischen Literatur	700
" " " Religiöse Kunst	706
" " " Unsere Münzen	708
" " " Mozarts Lebensgang und Charakter	709
" " " Zur Mozartliteratur	708
" " " Vom Deutschen in der Kunst	855
" " " Moderne Illustratoren	861
" " " Musikmüde	864
Ettel, Erich: Fridtjof Nansen über das Verhältnis von Norwegen und Schweden	56
Solstoi, Leo N.: Die große Sünde	297
Walling, H.: Vom Saltgefühl in der Architektur	560
" " Vom Mitgefühl oder Verständnis für Baukunst	562
" " Von „Anlagen“	563
Wittig, R.: Ein weiterer Vorschlag zur Vereinfachung unseres Noten- systems	290
Wugt, Franz: „Revanche“	764

Besprochene Schriften

Anthes, Otto: Der papierne Drache — Vom deutschen Auffas	64
Bachmann, Ph.: Die neue Botschaft in der Lehre Jesu	635
Bandlow, H.: Hiringslak — Stratensegels	846
Barth, Fr.: Das Johannes-Evangelium und die synoptischen Evangelien	634
Belmonte, Karola: Die Frauen im Leben Mozarts	635
Benda: Puppenspiele	413
Berliner Tierschutzverein: Tierschutz-Kalender	559
Beyer: Swinegelgeschichten	844
" Die alte Herzogin — Um Pflicht und Recht — Gretenwäschen	845
Bibliographisches Institut in Leipzig: Kritische Ausgabe von Reuters Werken	267
Meyers historisch-geographischer Abreißkalender	559
Biblische Zeit- und Streitfragen.	634
Bierbaum, Otto Jul.: Goethe-Kalender	559
Bischoff, Charitas: Augenblicksbilder aus einem Jugendleben	413
Bismarck: Gedanken und Erinnerungen, Volksausgabe	410
Boelitz, Martin: Schöne, alte Kinderlieder	411
Böhlau, Helene: Rangierbahnhof	409
Böhme, Margarete: Das Tagebuch einer Verlorenen	557
Bong, Rich., Verlag: Meisterwerke der Malerei (Kupferdrucke)	419
Börner, F. A.: Menzelradierung	566

	Seite
Bosse, Gustav, Führer durch die Hausmusik	158
Bredow, F.: Denn der Herr ist dein Trost	489
Brindmann: „Kasper Ohm un ich“	268
Bruckmann, Fr., Verlag: Katalog der Königlichen älteren Pinakothek in München — Das Werk Adolf Menzels	422
Brückner, Prof. Dr. A.: Geschichte der russischen Literatur	700
Bube, W.: Katalog für Volksbibliotheken	263
Buchwald, G.: So spricht Dr. Martin Luther	489
Burmester, Marie: Gottfried Riffoms Haus	265
Busse, El. von: Formenschatz	413
Carlyle: Arbeiten und nicht verzweifeln	411
Carpenter: Wenn die Menschen reif zur Liebe werden	411
Casper, J., Verlag: Lithographien	417
Claudius, Matthias: Auswahl aus seinen Schriften	411
Cotta, Verlag: Volksausgabe von Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen	410
Courteline: Der Herr Kommissar	699
Cramm, Ethil Freilin von: Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege	410
Dähnhardt: Deutsches Märchenbuch	265
Dalber, Hildegard: Was ist Wahrheit?	789
Denifle: Luther und das Luthertum	489
Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung: Deutsche Humoristen	409
Novellen	409
Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart: Reuters Werke	267
Klassiker der Kunst	422
Devrient, Therese: „Jugenderinnerungen“	410
Diehl, Peter: Aus dem Altmühltal	263
Dobschütz, E. von: Das apostolische Zeitalter	634
Döpler d. A., Karl Emil: Selbstbiographie. 75 Jahre Leben, Schaffen und Streben	147
Dose, Johannes: Muttersohn	845
Dreyer, Max: Venus Amathusia	699
Enling, Ottomar: Leute von Roggenstedt	848
Ernst, Otto: Asmus Sempers Jugendland	409
Feddersen, F. A.: Erzählungen eines Dorfpredigers	845
Fester: Religionskrieg und Geschichtswissenschaft	489
Fircks, Karl von: Dichtungen	124
Flinzer, Feodor: Jungbrunnen	411
Fontane, Theodor: Briefe an seine Familie	410
Francé, R. S.: Leben der Pflanze	208
François, Luise von: Die letzte Reckenburgerin	409
Frenssen, Billigenlei	409. 544. 802
Fries: Erzählungen	845
Froehlich, Jos. Ans.: Der Wille zur höheren Einheit	789
Frommel: Erzählungen	845
Fulda, Ludwig: Ausgewählte Gedichte von Heinrich Bierordt	274
Gaebert, Reuter-Ausgabe	268
Geißler, Max: Romane	847

	Seite
Georgy, Ernst August: Das Tragische als Gesetz des Weltorganismus	788
Gjelm's-Selmer: Die Doktorfamilie im hohen Norden	412
Glümer, Claire von: Aus einem Flüchtlingsleben	410
Gnauck-Rühne, Elfr.: Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende	411
Gorki, Maxim: Kinder der Sonne	854
Gottberg-Herzog, A. von: Kinderlieder	158
Gottschall, Hermann: Weltwesen und Wahrheitswille	791
Grotthuß, J. E. Frhr. von: Karl von Firds' Dichtungen	124
Gurlitt, Ludwig: Der Deutsche und seine Schule	295. 461
Sackmann, A., Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung	634
Hamburgische Hausbibliothek	409
Hamkens, Emilie: Wente Frese	264
Hanffstaengl, Franz, Verlag: Hanffstaengls Maler-Klassiker — Die Meisterwerke der Königl. Gemäldegalerie zu Raffel — Münchener ältere Pinakothek — Schönheit-Ideale	421
Hasse, Prof. Ernst: Deutsche Politik	622
Hauptmann, Gerhart: And Pippa tanzt	849
Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung	409
Hauslehrer, der (Leipzig, R. G. Th. Schaffer): Vom königlichen Amt der Eltern	72
Hausrath, A.: Leben Luthers	491
Hearn's, Lafcadio: Koforo	410
Heer, J. C.: Der Wetterwart	399
Heim, Dr. Karl: Das Weltbild der Zukunft	790
Heitler, Hermann: Gedanken über das Denken	793
Hertz, Emma Dina: Die Urgroßeltern Beets	409
Hertz, Paul: Unser Elternhaus	409
Hesse, Hermann: Unterm Rad	398. 409
Heyck, Dr. Ed.: Deutsche Geschichte	499
Heyermann, Hermann: Ghetto. Ein Drama	403
Heyting, Frau von: Menschen untereinander	409
Holland und Josenhans, Verlag: Sagen und Geschichten	412
Hollmann, C.: Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat?	634
Humboldt, Wilhelm und Karoline: Briefe	410
Jordan, Max: Das Werk Adolf Menzels	424
Kawerau: Köstlinsche Lutherbiographie	490
Keller, Paul: Heimat — Waldwinter	847
Kerst, Friedr.: Mozart-Dreieier	718
Key, Ellen: Menschen — Der Briefwechsel der beiden Brownings	411
Kipling, Rudyard: Oshungelgeschichten	412
Kirchheim & Co., Verlag: Die Bibel in der Kunst nach Original- Illustrationen	423
Kleinpeter, Die Erkenntnistheorie der Gegenwart	732
Knapp, Wilh., Verlag: Die bildmäßige Photographie — Internationale photographische Ausstellungen	424
Knayer, Chr.: 6 piéces mélodiques pour Piano	294
Knigge, Marie Freiin: Aus silbernen Schalen	412
Köberle, J.: Das Rätsel des Leidens	634. 635

	Seite
Roch, Alexander: Kind und Kunst	725
Roch, David: Theodor Schüz	287
Röhler, Alex, Verlag: Lage der Gefahr	412
Röhler, W.: Ein Wort zu Denifle's Luther	489
Rönig: Der ältere Prophetismus	635
Rößlin: Lutherbiographie	490
Kräpelin: Naturstudien	413
Kreidolf: Die Wiefenzwerge	704
Kremnig, Mite: Marie Fürstin-Mutter zu Wied — Carmen Sylva	411
Kreuzer: Martin der Stellmacher — Die Waldjungfer von Wildberg	846
Kröger, Eimm: Novellen	401
" " Sein Wind	847
Kropatschek, Prof. Lic. und Pfarrer Lic. Boehmer: Biblische Zeit- und Streitfragen	634
Krukenberg, E.: Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung	411
Lagerlöf: Jerusalem — Gösta Berling — Der Antichrist — Herrenhoffage — Christuslegenden — Die Königinnen von Kungahälla	410
Langewiesche, Rob., Verlag: Lebende Worte und Werke — „von rosen ein krengelein“ — Macht auf das Tor — Auswahl aus Matthias Claudius' Schriften	411
Langewiesche, Wilh.: Frauentrost — Planegg, ein Dank aus dem Walde	411
Lauff: Kärrtel	848
Lauterbach und Ruhn, Verlag: Photogravüren	419
Lehmann, Nikolaus, Verlag: Photogravüren	418
Leibisch, E.: Hebelbilder	266
Lilientron: Gedichte	412
Lilienthal, Erich: Peter Schüller	402
Löffler, J. S.: Madlene — Martin Bößinger	847
Löhr, Dr.: Seelentämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren	634. 635
Lorenz, R.: Die kirchenpolitische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des 30jährigen Krieges im Spiegel der konfessionellen Polemik	490
Löwenberg: Vom goldnen Überfluß	412
Ludwig, Otto: Zwischen Himmel und Erde	409
" " Schriften	847
Mann, Thomas: Buddenbrooks — Tristan	410
Mankopf, Johannes: Bäcklins Kunst und die Religion	423
Matthies, F.: Die photographische Kunst	424
Mier-Gräfe, Julius: Der Fall Bäcklin	855
Menzel, Adolf:	424
Mersburger, Georg: Leipziger Kalender	559
Meyer, Arnold: Die Auferstehung Jesu Christi	635
Michaelis, Karin: Das Schicksal der Ulla Tangel	409
Michel, O.: „Vorwärts zu Christus! Fort mit Paulus! Deutsche Religion!“	636
Möbius, P. J.: Im Grenzlande	792
Mohn, Paul und Karl Gerok: Christkind	412
Mrike, Eduard: Lieder und Gedichte	411
Muellenbach: Hanfestrüder	847

	Seite
Müller, Dr.: Reuters Werke	267
Multatuli: Frauenbrevier	411
Münzer, Dr. Richard: Bausteine zu einer Lebensphilosophie	788
Nansen, Fridtjof: Norwegen und Schweden	56
Niebegall, Fr.: Welches ist die beste Religion?	634
Niedermann, Alfred: Drei Künstlernovellen	400
Niemann, W.: Der Gefangene — Der Knabe im Moor — Balladen- Kompositionen — Vier Gesänge für eine Singstimme mit Pianoforte- begleitung	294
Niemann, Walter: Musik und Musiker des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart in 20 farbigen Tafeln	158
Niemetschek, Franz W. A.: Mozarts Leben	718
Niese, Charlotte: Geschichten aus Holstein — Die braune Marenz — Aus dänischer Zeit	264
Nossegger: Schriften	848
Nösgen, R. Fr.: Der Text des Neuen Testaments	635
Oldenburgischer Volksbote	559
Ompeda, G. von: Herzeloide	399
Otto, Rud.: Naturalistische und religiöse Weltansicht	793
Pfleiderer: Entstehung des Christentums	636
Pflugk-Hartung, S. von: Moderne Liebesliteratur	121
Polack: Meines Vaters Märchen — Meiner Mutter Märchen — Rantor Grobe — Vater Pestalozzi — Unser Schiller — 200 Jahre preu- sisches Königtum	266
Pöppe, Theodor: Auch eine Philosophie der Religion	791
Probst: „Wen soll ich malen?“	413
Reuter, Fritz: Werke	267, 268
Religionsgeschichtliche Volksbücher	634
Rudert, Th.: Skizze eines Moralsystems als praktische Grundlage der künftigen Weltreligion	788
Rulmann	413
Riggenbach, E.: Die Auferstehung Jesu	635
Ruskin, John: Menschen untereinander	411
Schaching, O. v.: Erzählungen	844
Schäfer, Wilh.: Die zweite Ausstellung des deutschen Künstlerbundes	286
Schäfer, Rudolf: Bilder zu dem Leben unseres Heilandes von W. Thiele	422
Schaffstein, Verlag: Knecht Ruprecht	412
„ „ Die Wiesenzwerge	204
Schaumberger, S.: Bergheimer Musikantengeschichten	846
Scheel, D.: Luthers Stellung zur Schrift	492
Schiele, Fr. Michael: Religionsgeschichtliche Volksbücher	634
Schlecht, Prof. Dr. Jos.: Kalender bayrischer und schwäbischer Kunst	559
Schmeil: Zoologie und Botanik	413
Schmidt, Dr. Erich: Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft	500
Schneider, Camillo Karl: Deutsche Gartengestaltung und Kunst	794
Schnitzler, Artur: Zwischenspiel	552
Schott, B., Verlag: Unser Lieberbuch	413
Schulze, Verlag von: Gemeinnütziger Oldenburgischer Volksbote	559

Schünemann, R., Verlag: Blau blüht ein Blümlein — Selige Zeit	411.
Seeberg, A.: Das Abendmahl im Neuen Testament	634
" " Die Taufe im Neuen Testament	635
Seemann, E. A. Verlag von: Dreifarbendrucke	420
" " " Meister der Farbe, europäische Kunst der Gegenwart	420
" " " Album der Dresdener Galerie	421
Sick, M.: Der Hochlandpfarrer	410
Sodeur: Luther und die Lüge	491
Sohnrey: Erzählungen	846
Speck, Wilh.: Zwei Seelen	397
Spemann, Verlag: Kunstkalender — Historischer Medicinalkalender — Alpentkalender	559
Spöhr: Frauenbrevier	411
Stern, Maurice Reinhold von: Indiskretionen	67
Stifter, Adalbert: Studien	251
Stöber: Erzählungen	263
Stord, Dr. Karl: Mozarts Briefe — Mozartbiographie	718
Sudermann, Hermann: Stein unter Steinen	257
Supper, A.: Schwarzwaldgeschichten	401
Synge, J. M.: Der heilige Brunnen	697
Teubner, B. G., Verlag: Künstlersteinzeichnungen	416
" " " " Aus Natur und Geisterwelt	559
Thiele, Wilh.: Leben unseres Heilandes	422
Thienemann, Verlag: Deutsches Knabenbuch — Deutsches Mädchenbuch	412
Thumann: Für Mutter und Kind	411
Tier- und Menschenfreund	334
Tierschutz-Kalender	559
Traub: Die Wunder im Neuen Testament	634
Trowitsch & Sohn, Verlag: Farbendrucke	419
" " " " Trowitschs Reichskalender — Damen- kalender	559
Wiebig, Klara: Eiffeltürme — Wacht am Rhein — Das schlafende Meer	264
Wierort, Heinrich: Ausgewählte Gedichte	274
Wischer, E.: Die Paulusbriefe	634
Vogel: Frau Märe — Glückskindle — Spinnweiblin	266.
Voigt-Wiederichs, Helene: Leben ohne Lärmen — Regine Vosgerau — Schleswig-Holsteiner Landleute	264
Voigtländer, Verlag: Künstlersteinzeichnungen	416
Vollerthun, Georg: Drei Lieder von Detlev v. Liliencron	158
Wagner, Richard: Briefe an Otto Wesendonk	572
Wedekind, Franz: Sibylla	260
Weigand: Die Frankenthaler	847
Weinel: Paulus	636
Weiß, B.: Die Geschichtigkeit des Markusevangeliums	634
Welzien, O.: Ausgabe von Reuters Werken	267
Wilbe, Oskar: Florentiner Tragödie	695
Wildenbruch, Ernst v.: Das schwarze Holz	401
Wislizenus, Prof. Dr. Walter F.: Geschichte des Kalenders	559
Wisser, W.: „Wat Grotmoder vertelt“	265

	Seite
Witt, Prof. C.: Griechische Götter- und Heldengeschichten	412
Wrede, W.: Paulus	634. 636
Zahn, Ernst: Helden des Alltags	400
Zeis, Karl: Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 71	413
Zunker, A.: Das Gebet bei Paulus	635

Offene Halle

Auferstehungsfrage	216
Buchhandel (Pflicht des Buchhandels)	364
Fleischnotfrage, für und wider	505
Hilfgenlei	802
Key, Ellen, offener Brief	74
Mutterschutz	214
Ontologischer und kosmologischer Beweis	643
Totenfeier	212

Fürmers Tagebuch

Vom Gesetz der Entwicklung. — Was Rußland not tut. — Auf fahlem Pferde. — Der rote Lappen. — Vom preußischen Herrgott. — Die Hyänen des Schlachtfeldes. — Kirchenzant. — Deutsche Unstimmigkeiten. — Fürstliche Träume. — Auf Schillers Spuren	78
Schiller und die Fleischnot. — Umsturz und Staatsrettung. — Unterirdische Mächte. — Patriotische Wonnen und Wehen. — Monarchenkult oder Bürgertunde?	218
Vom russischen Vulkan. — Truggespinnste. — Das Volk in Waffen. — Der staatserbaltende Riesische. — Der botmäßige Michel. — Das Ei des Kolumbus. — Die Rechnung. — Aus dem Zukunftsstaat. — Ein soziales Bekenntnis	366
Die stillen Sieger. — Das neue Rußland und das alte Europa. — Mitschuld. — Der Fall Poetter und die Volksschullehrer. — Recht und Rechtspredung. — Vom grünen Tisch und grüner Weide	511
Revolutionsromantik. — Ein Staatsmann. — Die Zivilisation ohne Maske. — Gottesfurcht und fromme Sitte. — Fürstendämmerungen. — Preußen in Deutschland voran?	646
Reichstagsmännern — Borussia-Abrechnung — Kein starker Mann — Das Rhinocerosfell — Majestätsbeleidigungen — Das russische Dorado	804

Literatur

Baumbach, Rudolf, † 21. September 1905	272
Böhme, Margarete	557
Bücher, neue	557
Bulthaupt, Heinrich, † 25. August 1905	121
Erzählungsliteratur, aus der jüngsten	396
Hauptmann, Gerhart	693

	Seite
Seigel, Karl August von, † 6. September 1905	268
Silligenlei	544
Humor, allerlei, in der Volksliteratur	844
Kalender, neue	559
Künstlerische Kultur des Mittellandes	112
Lesen	541
Liebesliteratur, moderne	121
Pariadramatik (Hermann Sudermann: Stein unter Steinen. — Frank Wedekind: Sidalla)	257
Russische Literatur, eine Geschichte der	700
Russische Novellistik der Gegenwart	685
Scherenberg, Ernst † 18. September 1905	273
Stifter, Adalbert	247
Stifters künstlerisches Glaubensbekenntnis	253
Stinde, Julius † 8. August 1905	120
Tag- und Nachtgespenster (Gerh. Hauptmann: Und Pippa tanzt. — Maxim Gorki: Kinder der Sonne)	849
Theatralische Kleinkünste (Oskar Wilde: Florentiner Tragödie. — J. M. Synge: Der heilige Brunnen. — Courteline: Der Herr Kommissar. — Max Dreher: Venus Amathusia)	695
Theatralische Wirklichkeiten (Hermann Seyermann: Ghetto — Max Reinhardt)	403
Vierordt, Heinrich	274
Volksliteratur	261
Weihnachtstisch	409
Zwischenspiel (Schnitzler: Zwischenspiel)	552

Bildende Kunst

Anschauung, künstlerische	414
Architektur (vom Sattgefühl, vom Mitgefühl oder Verständnis, von „An- lagen“)	560
Bougereau, William, ein Großkaufmann der Malerei	143
Döpler d. Ä., Karl Emil	146
Eldfeldt, Albert, † 18. August 1905	147
Henner, Jean Jacques, † August 1905	145
Höfische Kunst	425
Kaulbach, Wilhelm	287
Kind und Kunst vom Standpunkt einer Mutter	703
Kunstbeilagen, zu unseren	287. 427. 863
Kenzel	148. 564
Moderne Illustratoren	861
Moderne Kunst	281
Münzen	708
Rembrandt	427
Religiöse Kunst	275. 706
Schüz, Theodor	287
Segantini	132
Sichel, Nathanael	144

Musik

	Seite
Bücher, neue und Musikalien	158. 294
Cornelius	295
Knayer, Chr.	299
Königliche Oper in Berlin, Spielplan	156
Mozarts Lebensgang und Charakter	709
Mozart-Literatur	718
Mozarts Stellung in der Entwicklung	567
Musik im Volke	149
Musikdrama, seine Erfüllung durch Richard Wagner	428
Musikmüde	864
Niemann, W.	294
Notenbeilage, zu unserer	295
Notensystem, ein weiterer Vorschlag zur Vereinfachung	290
Oratorium und Kantate	288
Parzifal-Monopol	292
Schubart	295
Schumann	298
Wagners Briefe an Otto Wesendonk	572
Wunderkinder	155

Briefe

159. 295. 440. 575. 719. 872.

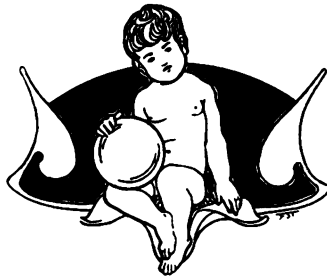
Photogravüren und Illustrationen

- Heft 1: Die Liebe an der Quelle des Lebens. Von Segantini.
 Das Leben (Werden). Von Segantini.
 Die Natur (Sein). Von Segantini.
 Der Tod (Vergehen). Von Segantini.
- Heft 2: Die drei Lebensalter. Von Tizian.
 Droben trägt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Tal. Von
 Theodor Schütz.
 Sonntagnachmittag in einem schwäbischen Dorfe. Von Theodor
 Schütz.
 Homer und die Griechen. Von Wilh. Kaulbach.
 Die Sunnenschlacht. Von Wilh. Kaulbach.
- Heft 3: Heilige Familie. Von Rembrandt.
 Besuch der Maria bei Elisabeth. Von Rembrandt.
 Die Anbetung der Hirten. Von Rembrandt.
 Die Anbetung der Könige. Von Rembrandt.
- Heft 4: Der Winter. Von J. F. Millet.
 Simeon im Tempel. Von Rembrandt.
 Josephs Traum. Von Rembrandt.
 Ruhe auf der Flucht nach Agypten. Von Rembrandt.
 Leopold Mozart mit seinen Kindern Marianne und Wolfgang. Von
 Carmontelle.

- Heft 5: Räbezahl. Von M. v. Schwind.
 Die hungrigen Schnäbel. Von Jean François Millet.
 Felerabend. Von Jean François Millet.
- Heft 6: Vorfrühling. Von Karl Haider.
 Kaffeelöcher. Von Hans Baluschek.
 Ein Windstoß. Von Eugen Kirchner.
 Abend. Von Adolf Oberländer.
 Heimkehr vom Markt. Von Adolf Oberländer.

Notenbeilagen

- Heft 1: Gebet. Komp. von Karl Schuricht.
 Wo du hingehst. Komp. von Karl Schuricht.
- Heft 2: Eitaney. Komp. von Franz Schubert.
 Andenken. Gedicht und Musik von Peter Cornelius.
 Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes. Komp. von Robert
 Schumann.
 Gebet. Komp. von Karl Schuricht.
- Heft 3: Christbaum. Gedicht und Musik von Peter Cornelius.
 Christkind. Gedicht und Musik von Peter Cornelius.
- Heft 4: Die Zufriedenheit. Komp. von W. Mozart.
 Das Weilchen. Komp. von W. Mozart.
 Abendempfindung. Komp. von W. Mozart.
- Heft 5: Menuett. Komp. von W. Mozart (im 6. Lebensjahr).
 Courante. Komp. von W. Mozart " " "
 Andantino. Komp. von W. Mozart " " "
- Heft 6: Albumblatt. Komp. von Viktor Hansmann.
 Tarantella. Komp. von Viktor Hansmann.
 Ländler. Komp. von Viktor Hansmann.





VIII. Jahrg.

Oktober 1905

Heft 1

Das letzte Ziel der wissenschaftlichen Forschung

Von

W. Ruhaupt

Warum forscht und grübelt der Mensch? Warum richtet er das Fernrohr nach dem majestätischen Himmelsdome, um den Lauf und die Bahnen der Gestirne zu berechnen und die Gesetze ihrer Bewegungen zu ergründen? Warum macht er den Wassertropfen und das darin sich regende Leben zum Gegenstande seiner Forschung? Warum sezirt er den menschlichen Körper, um Bau, Struktur und Zweck seiner inneren Organe kennen zu lernen? Warum zählt er die Hätchen und Härchen an Käferfüßen? Warum hantiert er in chemischen Laboratorien mit Retorte und Reagenzglas und beobachtet das Verhalten der Stoffe gegeneinander? Warum bringt er, Gesundheit und Leben aufs Spiel setzend, in die eis-erstarren Gegenden der Pole vor?

Dient das alles nur der Befriedigung trivialer Bedürfnisse, oder verfolgt der Mensch hier höhere Zwecke? — Der oberflächlichen Betrachtung mag vielleicht diese erstere Deutung genügen, aber dem gereifteren Denken eröffnen sich nach dieser Richtung viel weitere und tiefere Perspektiven.

Mag die Wissenschaft in ihren praktischen Ergebnissen dem Menschen Gewinn bringen und ihm mancherlei materielle Vorteile und Früchte in den Schoß werfen, so ist doch obige Frage nicht rationell gelöst, wenn man behauptet, die Kenntnis des Naturwaltens und die Erforschung der Welt sei

nur dazu da, um den verschiedenen leiblichen Ansprüchen des flüchtigen Erdendaseins zu dienen.

Diente die Wissenschaft nur solchen untergeordneten Zwecken, so würde wohl nicht mit jenem Eifer und jenem erstaunlichen Fleiße auf allen Einzelgebieten des Wissens gearbeitet werden, wie es jetzt geschieht, und der Lohn und Preis würde nicht den Schweiß, die Mühsale und Gefahren aufwiegen, die die Forschungsarbeit vielfach nach sich zieht.

Der intensive Trieb des Menschen, die Dinge zu erkennen und die gesetzlichen Formen des Weltgeschehens zu ergründen, kommt nicht von außen, sondern er liegt tiefgewurzelt in ihm selbst, er ist ein Erbe, das er gleich mit ins Leben hineinbringt; äußere Gründe und Bedingungen können diesen Trieb höchstens nur aus der Latenz heben, ihn wecken und lebendig machen. Es gilt auch hier das Wort Goethes: „Wir glauben zu schieben und werden (durch diesen Urinstinkt) geschoben.“ Der wissenschaftliche Trieb, die Natur in ihrer verschlungenen Mannigfaltigkeit und vielgestaltigen Buntheit kennen zu lernen, ist unterirdischer Art, und wo wir ihn auch immer praktisch betätigen, verfolgen wir höhere Zwecke, ohne uns jedoch — wie das ja bei allen Instinkthandlungen der Fall ist — dieser Zwecke klar bewußt zu sein. Es ist hier ebenso wie mit der geschlechtlichen Liebe. Dem Lüftling und dem durch nachdrückliche Geschlechtsforschungen entnervten Rousé mag diese als Selbstzweck erscheinen, aber dem denkenden Menschen ist sie doch nur Mittel zu einem höheren Naturzweck, nämlich der Arterhaltung, — ein Mittel in der Hand einer weltregierenden Vernunft. Wenn sich auch der Mensch vielfach durch nächstliegende Interessen, durch Nebenerscheinungen — wie etwa in der Wissenschaft durch materiellen Gewinn, durch Ruhm u. dgl. — leiten läßt, so sind diese doch nur die Trittschritte nach höher gelegenen Zielen hin, die meist gar nicht in seinem Gesichtskreise liegen.

Wo der Mensch arbeitet, ringt und kämpft, um den Schleier von den Dingen herunterzuziehen, wo er bestrebt ist, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, will er sich in letzter Instanz doch nur selbst erlauschen, sich selbst erkennen, sich selbst enthüllen. „Der Mensch leidet“, wie Nietzsche einmal richtig bemerkt, „am Problem seines Sinns“, und das ist es, was ihn zur Besinnung bringt und ihn auf die Bahn der Erkenntnis drängt.

Das berühmte Wort, das einst der griechische Weise über alle Geschlechter und Geschichte hinweg über dem Tempelportal in Stein grub: „Erkenne dich selbst“ ist die verdeckte und versteckte Wurzel, aus der der menschliche Erkenntniswille entspringt, aus der unser Wissensdurst neue Nahrung erhält. Jener Weise hat damit nur ausgesprochen, was als dunkler Drang in uns liegt und was uns nicht laß werden läßt, immer wieder die Folianten der Natur und der Geschichte aufzuschlagen, um ihre dunkle Hieroglyphenschrift zu entziffern.

Alle Welterkenntnis dient der Selbsterkenntnis, der Ausprägung und Ausgestaltung unserer Persönlichkeit. Wo der Mensch auch immer seinen Blick der vielgestaltigen Welt zuwenden mag, welchen Dingen und Wissens-

gebieten er auch gleich sein Interesse schenkt, alles Forschen und Erkennen geht auf ihn selbst zurück, alles am Busen der Natur genährte Wissen hat zum geheimen Ziele das Wissen um ihn selbst.

Die Natur ist die Sphinx, die das Problematische an den Dingen aufzeigt und uns Rätselfragen stellt, und der Mensch ist der Odipus, der, sich selbst zum Maßstab nehmend, diese Fragen in einer seiner Eigenart entsprechenden Weise beantwortet. Ist insofern der Mensch das Maß der Dinge, so bilden diese aber doch auch wiederum den Maßstab, an dem er sich selbst mißt und wertet. Er ist der feste Punkt, von dem aus er die Fäden des Welterkenntnisnetzes spinnt, von dem aus er den Zirkel schlägt, um das Ganze der Dinge zu umgrenzen, der Pol, zu dem alle ausgesandten Kraftlinien zurückstreben.

Wo auch der Mensch fragend an die Dinge herantritt, es dient letzten Endes der Enthüllung und Entschalung seines innersten Wesentens. Indem er die Natur als Ganzes zu umspannen und zu erfassen sucht, will er sich selbst als Ganzes gewinnen, — indem er die einzelnen Steine seines Wissens zu einem Mosaikbilde zusammensetzt, kopiert und zeichnet er sich unbewußt selbst, entwirft er von sich ein Abbild, um daran sein Urbild zu erkennen, um sich selbst daran zu enträtseln.

Wenn wir uns allerdings in dem labyrinthischen Wirrsal der Dinge finden wollen, so müssen wir uns suchen. Zum Suchen aber gehört eine denkende Verarbeitung der Naturerscheinungen, ein Messen, Wägen und Vergleichen alles dessen, was in das Gebiet des Wissens fällt. — Es hat eine Zeit gegeben, wo man solch philosophisches Suchen verachtete und sich auf bloßes Zuschauen, auf nackte Beobachtung der Naturatsachen, auf das praktische Experiment beschränken zu können glaubte und in diesem passiven Gliederstrecken der Weisheit höchsten Gipfel erblickte. Aber bei einem solchen positivistischen Verzicht auf metaphysische Erkenntnis, wie er uns bei Comte und verwandten Geistern entgegentritt, hält es der Mensch nicht lange aus. Das Faustproblem des Universums und das Sphinxrätsel des Lebens sind der Stachel, gegen den er nicht auf die Dauer zu lösen vermag. Die Natur ist nur — wie Schopenhauer sagt — „der stumme Zeuge“, der uns über diese Probleme nichts sagt, wenn wir selbst nichts zu sagen haben. Die Natur bleibt auch dann selbst stumm, wenn wir ihr die „Daumenschrauben“ des Experiments anlegen. — Ungefächert des mit dieser Gedankenastese sich zugleich verbindenden Bettelstolzes konnte Görres mit Recht spottend sagen: „Unsere Naturforschung, unsere Physiologie und Psychologie ist furchtsam an ihr (der Metaphysik) vorübergegangen; wo einer je einmal zufällig einen scheuen Blick hineingetan, hat er gleich sorgfältig alles wieder zugedeckt, denn hüte dich, Kind, es heißt. Auch haben alle soliden Physikanten Wichtigeres und Gründlicheres zu tun. Da muß der Rot der vorflutigen Tiere wohl betrachtet und berochen werden, da sollen die Arten des Schimmels gesondert, die Spulwürmer im Leibe des Frosches sortiert werden; alle Elemente, die der Moder in sich beschließt, rufen

laut und wollen alle gewußt und auswendig behalten sein. Das ist alles gut und löblich an seiner Stelle; aber da meinen die Bornierten, der forschende Geist, unausgesetzt niederblickend, werde zuletzt der Erde eigenhörig, jeder Ausblick zur Höhe falle ihm erst schwer, sei dann verdrießlich, dann verhaßt, zuletzt unmöglich; und nachdem er sich ganz entfremdet, was ihm das Nächste sein sollte, dünkt er sich noch wunder wie groß in seinem Bettelstolze.“

Das Nächste ist sich der Mensch selbst. Alles Suchen und Forschen hat — wie gesagt — erst dann Wert, Zweck, erhält erst dann eine höhere Bedeutung, wenn es auf uns selbst zurückbezogen wird, alle naturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen, Physik, Chemie, Mechanik usw., die uns Regeln an die Hand geben, nach denen die Kräfte der Schwere, Undurchdringlichkeit, Starrheit, der Kohäsion und Elastizität, der Wärme und des Lichts wirken, bekommen erst dann einen wahren Inhalt, wenn sie mit dem Leben und seinen vielverzweigten Erscheinungen, wenn sie mit dem Menschen, als der höchsten Naturtatsache, in Vergleich gebracht werden. Im Makrokosmos suchen wir den Mikrokosmos, in der Natur wollen wir wie in einem Spiegel uns selbst beschauen, durch alles Forschen klingt als Grundton hindurch: „Erkenne dich selbst.“ Dieses „Erkenne dich selbst“ hat nicht nur Bezug auf das Ethische, es hat Bezug auf den Menschen in seiner Totalität. Es richtet sich in letzter Linie auf die Wurzel seines Wesens, auf den Kern seiner Existenz. Das berühmte Stichwort des alten Weisen, das als dunkle Unterströmung alle Erkenntnisakte begleitet, das uns überall, wo wir uns in der Welt zu orientieren suchen, als Imperativ entgegentritt, stellt uns vor die Frage: „Was ist in dir das Beharrende im Fließenden, das Bleibende im Veränderlichen und Vergänglichem?“ Alle Wissenschaft mündet zuletzt in die große Frage aus: „Woher komme ich? Wozu lebe ich? Wohin gehe ich?“

Wie nun der sich selbst suchende Mensch sich auch gleich finden möge, wie er auch das Problem seines Seins und seines Sinns lösen und alles das, was das Leben von der Wiege an in nutostopischem Wechsel vor seinen Augen entrollt und vorüberziehen läßt, deuten und werten möge, es gibt da eine Forderung, die für jeden — auch für diejenigen, die als Souveräne auf den Thronen der Wissenschaft sitzen — Verbindlichkeit hat und die lautet: „Werde nicht mit dir selbst uneins, zersplittere und zerspalte dich nicht selbst durch einen Widerspruch zwischen Verstand und Herz.“

„Das Gesetz in unsern Gliedern soll nicht“ — wie der Apostel sagt — „dem Gesetz in unserm Gemüte widerstreiten.“ Und doch wird gerade dieser Streit heute von vielen als Anfang jeglicher Einsicht und Erkenntnis angesehen und gefordert. Aber ist das richtig? Gehört nicht das Herz ebenso gut zum Bestande des Menschen wie der Verstand? Haben sie sonach nicht beide gleiches Daseinsrecht und als Organe der Seele gleiches Anrecht auf Beantwortung der Frage: „Was ist der Sinn, was ist das Ziel meines Lebens?“ Daher sagt der Dichter mit Recht:

„Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
 Erzeugt im Gehirn des Loren,
 Im Herzen, da kündigt es laut sich an:
 Zu was Besserm sind wir geboren!
 Und was die innere Stimme spricht,
 Das täuscht die hoffende Seele nicht!“

* * *

Wir haben soeben ausgeführt, wie alle Welterkenntnis zuletzt in die Frage ausmündet: „Wer bin ich?“, wie sie in uns selbst ihre äußerste Spitze habe. Aber die Frage nach uns selbst ist doch nicht ein letzter Ruhepunkt für den suchenden Menschen, weil der Mensch nicht *causa sui*, nicht Grund seiner selbst ist, sie löst vielmehr noch eine tiefere Fragestellung aus und bildet die Brücke zu dem *mysterium maximum*, zu dem Problem aller Probleme, das da lautet: Was ist der Urgrund meines eignen Daseins und der Urgrund aller Dinge?

Die Frage nach Gott ist heute vielen Menschen, die sich für ganz modern halten, nach ihrer Behauptung überflüssig geworden, sie erscheint ihnen, um hier einen Ausdruck Hamanns zu gebrauchen, als „heiliger Rot des großen Lama“. Der fest im Diesseits wurzelnde Mensch — so meint man — sei einer solchen Frage längst entwachsen, sie interessiere ihn einfach gar nicht mehr, und da sie ihn gleichgültig lasse, habe sie auch aufgehört, für ihn ein Problem zu sein.

„Ich will euch die große Verachtung lehren“, sagt der Philosoph des Wahnsinns, und in dieser großen Verachtung sehen seine Jünger ein Symptom des starkgeistigen Übermenschentums, das uns erlösen soll „von dem Fluche, den das bisherige (das jenseitige) Ideal auf den Menschen gelegt hat“.

Aber es wäre doch niederdrückend, wenn die „Versenkung, Vergrabung, Vertiefung“ in die Wirklichkeit kein anderes Ergebnis hätte als das Nichts der „großen Verachtung“. — Die menschliche Seele ist sonnenstüchtig wie jenes hochstrebende Klettergewächs, die Sipo Matador auf Japan; mag es der Eitelkeit des Menschen eine Weile schmeicheln, sich in diesen dunkeln Katalomben des Nichts aufhalten zu können, auf die Dauer erträgt er den Nihilismus solcher Verachtung nicht; zuletzt erwacht doch in ihm die Sehnsucht, sich wieder zu wärmen und zu sonnen in den Strahlen jenes Urlichts, von dem alles sein Licht empfängt. Hinter jener starkgeistigen, großen Verachtung verbirgt sich doch stets — um mich der Sprache Sören Kierkegaards zu bedienen — das nagende Geheimnis „der Angst“, „der Verzweiflung“. „Wiewohl der Arzt sagt, daß vielleicht nicht ein einziger Mensch lebe, der ganz gesund ist, so müßte, wer den Menschen recht kennt, sagen, daß nicht ein einziger Mensch lebt, der nicht doch etwas verzweifelt ist, in dem nicht doch innen drin eine Unruhe wohnt, ein Unfriede, eine Disharmonie, eine Angst vor einem unbekanntem Etwas, das er auch nicht wagt kennen zu lernen, eine Angst vor einer Möglichkeit des

Daseins oder eine Angst vor sich selbst, so daß er also eine Krankheit in sich trägt, eine Geisteskrankheit, welche ein einzelnes Mal blitzartig in und mit einer ihm selbst unerklärlichen Angst merken läßt, daß sie drinnen ist." (Kierkegaard, „Die Krankheit zum Tode. 1881.)

Ist niemand frei von dieser Krankheit, „ob reich, ob arm, ob Mann oder Weib, ob abhängig oder unabhängig, ob glücklich oder unglücklich“, ob er „der Krone Glanz in Hoheit trägt oder des Tages Last und Mühe in Unbemerktheit“, ob sein „Name in Erinnerung bleibt, solange die Welt steht, oder ob er ohne Namen, wie namenlos, mitläuft in der zahllosen Menge“, so stehen doch gerade die großen Verachtenden, die da behaupten, ganz gesund von dieser Krankheit zu sein, am meisten unter dem Drucke derselben, unter dem Joche dieser unterirdischen „Verzweiflung“.

„Es hat kein Mensch gelebt und lebt kein Mensch außerhalb der Christenheit, ohne verzweifelt zu sein, und in der Christenheit keiner, er sei denn ein wahrer Christ; und insofern er dies nicht ganz ist, ist er doch etwas verzweifelt.“ (Kierkegaard.)

Warum sind denn gerade „die Verachtenden“, die Hartgewordenen, deren „Härte blüht, schneidet und zerschneidet“, die „Starken“ und „Gesunden“, die „Brecher alter Werte und Tafeln“, die „Zerstörer alter Ideale“, „die Viereckigen an Leib und Seele“, welche Prädikate Fr. Nietzsche diesem Typus Mensch beilegt, am meisten verzweifelt? Weil sie eben innerlich so tief gespalten sind, weil sie dem „Gefese in ihrem Gemüt“ so verzweifelt widerstreben.

Der Mensch ist nach seinem Grunde hingeordnet, er hat und fühlt eine Verpflichtung nach Gott hin. Auch heute ist es noch wahr, was der alte Kirchenlehrer Augustin gesagt hat: „Cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te.“ (Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in dir.) Der Mensch kann sich wohl von seinem Grunde trennen, aber der damit verbundene Endlichkeitsgewinn, als „Fülle seiner leiblich-geistigen Wirklichkeiten“ (Ralt-hoff), ist ein Unglück für ihn, denn er ist ein Unendlichkeits-, ein Ewigkeitsverlust; und das ist es, was in ihm bohrt und nagt, was Angst in ihm auslöst, was ihn „verzweifelt“ macht.

Die Kühnheit der Rede, die Sicherheit der Sprache, wie sie uns in den Schriften so mancher Atheisten, Nihilisten, Antichristen, die „die Welt-rätsel“ ohne Gott spielend lösen, entgegentritt, ist nicht etwa ein entsprechender Ausfluß und Ausdruck der innern Sicherheit, sondern meist ein Symptom der Unruhe, der Angst, eine Selbstsuggestion; sodann ein Versuch, sich zu beschwichtigen durch die Zustimmung und den Beifall derer, die ebenfalls verzweifelt sind durch das Nichts „der großen Verachtung“. Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Gott; — dagegen helfen alle Verstandesproteste nichts.

Wer wider Gott streitet, der streitet wider sich selbst; denn Gott ist erstens — wie Kant sagt — ein Postulat der praktischen Vernunft, und er ist zum andern — was er allerdings bestritt — auch eine Forderung, die in der Verlängerungslinie der „reinen Vernunft“ liegt. Die logische

Verfassung unseres Denkens führt uns nicht nur zu uns selbst, sondern sie führt uns auch zu Gott hin. Wie in der Natur alles nach dem Gesetze der Kausalität sich regelt und ordnet, so vollzieht sich auch unser Denken in kausalgesetzlichen Formen, und die „Denkgesetze sind die Weltgesetze“.

Wissenschaft ist ein Begründen und Ergründen, ein Zurückführen der wechselnden Erscheinungen der Natur und des Lebens auf ihre entsprechenden Ursachen, sodann ein vermittelndes Zusammenfassen und Zusammenflechten dieser Einzelgründe zu einem einheitlichen Erkenntnisnexe. Die Methode der Naturwissenschaft ist eine komparative, die vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Fragment zum Ganzen fortschreitet. Sie schließt zum Beispiel vom Abschnitt einer Kometenbahn auf die Gesamtkurve, von dem einzelnen Knochen etwa eines vorflutlichen Tieres auf dessen Gesamtbau, von der Unregelmäßigkeit der Wiederkehr eines Planeten — wie Leverrier — auf die Existenz eines andern Planeten.

Diese Methode des komparativen Fortschreitens vom Nabelliegenden zum Entfernteren, vom Bekannten zum Unbekannten entspricht durchaus der kausalgesetzlichen Form unseres Denkens selbst. Unser Denken ist daher, wie sich das in aller Wissenschaft zeigt, „grundsuchend“, aber damit ist es auch zugleich „gottsuchend“: denn die kausale Einrichtung desselben zwingt uns geradezu, von den Einzelgründen zu einem letzten Grunde, von dem Bedingten zu einem Unbedingten, vom Endlichen zu einem Unendlichen, das den Grund seines Daseins in sich selbst trägt, fortzuschreiten.

Jeder Mensch, der zur philosophischen Bestimmung (die Plato als *Verwunderung* bezeichnete) gekommen ist, hat diese Reflexion, diese ganz natürliche Bewegung des Gedankens unter kausalgesetzlichem Zwang in sich vollzogen. Er kann sich auch nicht von ihr abwenden, solange sein Denken natürlich und unbestochen geblieben ist. Von allen Dingen, die in unsern Gesichtskreis fallen, ist keines durch sich selbst da, sondern jedes ist wieder durch ein anderes bedingt und begründet, und so sehen wir uns genötigt, über alle Kausalreihen und Einzelgründe hinweg zu einem letzten Grunde vorzudringen, der alles verursacht und begründet, ohne doch selbst begründet und verursacht zu sein. Dieser letzte Grund muß ein Unendliches, Ewiges sein, denn in einem Endlichen kann nicht der höchste Grund für ein anderes Endliche gefunden werden. Wenn wir daher in der Welt nach Ursachen und Gründen fragen, so sehen wir zugleich in dieser Frage die letzte Ursache, den Urgrund mit. „Im Hintergrunde unseres Denkens“, sagt Fichte der Jüngere, „regt sich unablässig die Idee des Unbedingten; sie ist die erste Grundprämisse, von der alles Denken in Tätigkeit gesetzt, durch die es aufs eigentlichsie hinausgetrieben wird über alles bedingt Wirkliche, als endlich Gegebene, um erst Ruhe zu finden in der Gewißheit eines Unendlichen, Allbedingenden.“

Wenn wir der natürlichen, kausalgesetzlichen Einrichtung unseres Denkvermögens folgen, so sind wir genötigt, aus der Wirklichkeit der Welt das wirkliche Dasein Gottes zu erschließen. Der Urgrund der Dinge kann

nicht eine tote Materie, eine blinde Kraft, ein blinder Wille u. dgl. sein, sondern die Ordnung der Welt, die Zweckmäßigkeit in der Natur setzt ein intelligentes, ordnendes, zwecksetzendes, sich selbst erkennendes und erfassendes (also ein persönliches) Prinzip als Urquell aller Ordnung und Vollkommenheit voraus.

Man sagt nun zwar, der kosmologische Gottesbeweis sei ein veralteter dogmatischer Satz, den Kant dialektisch längst zerstückt habe; aber das ist nicht der Fall. Solange wir die Wirkung von der Ursache nicht loszuketten vermögen, solange wir dem Kausalitätsgesetz außer uns und der kausalgesetzlichen Form unserer Gedankenwelt in uns Geltungsrecht zuerkennen, so lange werden wir auch gezwungen sein, obiger Schlussfolgerung ein Daseinsrecht zuzugestehen. Kants Kritik an dem kosmologischen und ontologischen Gottesbeweis hat nur insofern ein Unrecht auf Geltung, als sich aus dem Schlußverfahren nicht ergibt, wie Gott beschaffen ist, wohl aber ergibt sich daraus, daß er da ist.

In der Wirkung muß sich die Ursache offenbaren. Wir erkennen daher Gott aus seinen Wirkungen, aus seinen Werken. Die höchste Wirkung, die höchste Tatsache der uns bekannten Natur aber ist der Mensch; und er, der sich — wie wir anfangs sagten — in dem vielverschlungenen Getriebe der Dinge stets selbst sucht und findet, ist sich selbst auch der sicherste Ausgangspunkt für sein Gottsuchen, für ein Gotterkennen.

Der Mensch ist ein Spiegelbild des Alls; in ihm tritt uns das vielgestaltige Leben und Weben der Natur, ihre vollkommene, organische Einheit, ihre majestätische Ordnung, ihre erhabene Zweckmäßigkeit in nuce entgegen; in ihm ist die Natur, das All gewissermaßen zu einer mikroskopischen Einheit zusammengedrängt und zusammengezogen. In diesem Sinn hat es Geltung, wenn der Sinder zu allem, was ihm entgegentritt, sagt: „Das bin ich“ — „das bist du“.

Der Mensch ist sich selbst die höchste Zinne der Erkenntnis, er durchschaut die Dinge dann am klarsten, wenn er sich — wie wir schon sagten — selbst zum Maßstab nimmt, wenn er die Dinge an sich und sich doch auch zugleich wieder an den Dingen mißt. Von sich selbst aber, als seiner höchsten Bergspitze, als seinem höchsten Aussichtsturm, dringt auch sein Auge am sichersten und klarsten hin zu dem ewigen Grunde der Dinge, wird sein Blick kausalgesetzlich über alle Geschehens- und Entwicklungsreihen des Weltprozesses hinübergetragen zu dem höchsten Wesen, dem Urquell aller Vollkommenheit.

Daß der Mensch nicht lediglich ein Produkt aus dem blinden Wirbeltanz schwingender Atome ist, dafür ist er sich selbst Garantie, dafür ist ihm sein Denken, Fühlen und Wollen, sein Wirken, Streben und Erkennen, seine das Weltall zu umspannen suchende Gedankenwelt die sicherste und zwingendste Gewähr.

Ein neuerer Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiet, J. Reinte, hat sich, entgegen der Strömung der Zeit, diese kausallogische Folgerungsweise,

die eben ganz natürlich in der Richtung unseres Denkens liegt, zu eigen gemacht und führt in seinem Werke: „Die Welt als Tat“ folgendes aus:

„Wenn ich mich frage: Ist es möglich, die Beschreibung einer Tanne ohne Aufwand von Intelligenz zu liefern, so lautet die Antwort bedingungslos: Nein. Sofort argumentiert die natürliche Auffassung der Dinge: Die Herstellung einer Tanne aus Luft, Wasser und Erde ist sicher schwieriger als die Beschreibung dieses Baumes; folglich ist für erstere ein höherer Grad von Intelligenz erforderlich als für letztere. Dann aber konnte diese höhere Intelligenz nicht in der Hirnschale des Menschen stecken, denn der Mensch vermag eine solche Aufgabe nicht zu lösen.“

Reinke hält sich aus diesem Grunde berechtigt zu der Annahme, daß es in der Natur nicht nur blind-mechanische, sondern auch sehend-intelligente Kräfte gibt. Wie sollte sich denn auch das Stoffliche zu überstofflichen Ideen, zu einem Sich-selbst-erkennen, Sich-auf-sich-selbst-beziehen, zur Selbsterkenntnis emporzuschwingen können? „Kann man auch Trauben lesen von Disteln, oder Feigen von Dornen?“ Jede Wirkung entspricht ihrer Ursache. Die mechanische Entwicklungslehre ist eine *contradictio in adjecto*, ein Unsinn und Ohne-Sinn; es heißt da „Kamele verschlucken und Mücken sehen“. Das Weltproblem ist nicht lösbar ohne Subhilfenahme einer Weltintelligenz.

Siehen wir das Fazit aus dem, was wir im vorherigen gesagt haben, so ergibt sich folgendes: Im Menschen liegt ein tiefgewurzelter Trieb, die Dinge zu erkennen, die Formen des Weltgeschehens zu ergründen, und in aller Forscherarbeit ist er sich selbst Ziel und Ausgangspunkt, will er sich selbst aus Nacht und Dunkel ans Licht emporziehen. Der letzte Zweck dieses Sich-selbst-suchens ist aber das Gottsuchen; die Fährte zu Gott führt über den Menschen, über die Selbsterkenntnis hinaus. Daher das kategorische: „Erkenne dich selbst“ in allem, was menschliches Antlitz trägt.

Ist die Wissenschaft ihrem Grundcharakter nach ein Ergründen und Begründen, ein ewiges Grundsuchen, so ist sie doch letzten Endes auch ein Urgrundsuchen, ein unbewusstes Gottsuchen. Daher suchen auch diejenigen Gott, die sein Dasein leugnen, die als die „großen Verachtenden“ bestreiten, Gott suchen zu wollen. — Der Mensch ist ja nach Gott hingebordnet, und er findet nicht Ruhe, bis er ruht in ihm. In seinem Grundsuchen dokumentiert sich ein göttliches Gesetz, eine Spur Gottes in uns. Wer diesem göttlichen Gesetz durch „das Gesetz in seinen Gliedern“ widerstreitet, den überkommt „Angst“, „Verzweiflung“, in dem nagt das Gefühl friedloser Leere.

Der Mensch soll Gott suchen, dazu verpflichtet ihn nicht nur sein Gemüt, sondern auch das kausalogische Denkgesetz in ihm. Sein Denken ist ihm — wenn er guten Willens ist, wenn er Gott vollend sucht — der Ariadnesaden, der ihn durch alle dunklen und verschlungenen Gänge der Natur hindurchführt zu Gott hin.

Säße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur.

Leite mich an deiner Hand wie ein Kind am Gängelband.“ —

„Ein Gottsuchen“, sagt Fichte der Sohn, „setzt auch ein Gottfinden können voraus“, oder sollte die Natur aus „bloßer Verstocktheit“ ewig vor der Frage des Menschen nach Gott verstummen? — Die Natur, die — wie Schopenhauer einmal sagt — „wie alles Große offen, mitteilend und sogar naiv ist“? — Am Leitfaden des Sases vom Grunde erhebt sich, wenn wir sehen wollen, die Hülle vor unsern Augen, wie es Fichte der Vater in einem seiner „Sonette“ schön gesagt hat:

„Gar klar die Hülle sich vor dir erhebet;
Dein Ich ist sie; es sterbe, was vernichtbar,
Und fortan lebt nur Gott in deinem Streben.
Durchschaue, was dies Streben überlebet,
So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar,
Und unverschleiert siehst du göttlich Leben.“



Schuldner

Von

Friedrich Schiller

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegensten Weltteile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel und ebenso viele neue Werkzeuge unseres Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterm Blick auf die blutigen Arbeiten des Kriegs und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Herden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weltreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Notwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheimhält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „Daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.“

Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.

(Aus Schillers philosophischen und ästhetischen Schriften)





Doktor Germaine

Von

Noëlle Roger

Deutsch von Adele Achard

I.

„**N**ur nicht mutlos, liebe Frau. Auf Wiedersehn Donnerstag!“
Mit diesen Worten entließ Dr. Germaine eine ihrer Patientinnen, die sie soeben untersucht hatte, und der eine der Wärterinnen die Tür öffnete.

Danach setzte sich Dr. Germaine an einen kleinen tannenen Tisch, den ein Strauß Heidekraut zierte, und machte einige Notizen in ein Register. Als sie den Kopf hob, begegnete ihr Blick dem der ältesten Pflegerin, der fragend auf sie gerichtet war, und leise zuckte sie die Achseln. Miß Cog bemerkte zwei große Tränen in den schönen Augen. Sie kam der Doktorin mit der zartesten Ehrerbietung während der Konsultationen sowie in den Hospitalkälen entgegen. Sobald die beiden aber eine gemeinsame Freistunde am Kaminfeuer einte, verwandelte sich die Ehrfurcht der Älteren in mütterliche Fürsorge für das junge Mädchen.

„Aber, Doktorin, wir glaubten bestimmt an die Macht der Gewohnheit, nachdem Sie nun drei Jahre in Black Town praktizieren!“

„Ob man sich überhaupt je gewöhnen kann?“ murmelte Dr. Germaine. Und sich straff aufrichtend gab sie ein kurzes Klingelzeichen.

„Wieviel Patienten sind es noch, Schwester Edith?“ fragte sie das eintretende junge Mädchen, das frisch und rosig in ihrer großen, mit Blut besleckten Leinwanduschürze dastand.

„Einige zwanzig, Dr. White.“

Seit dem frühen Morgen hatte der düstere Zug der Leidenden in dem stickigen Untersuchungsraum keine Unterbrechung erfahren. Frauen, Kinder und junge Mädchen deckten dort auf den Betten ihre Wunden und ekel-erregenden Krankheiten auf. Die Bewohner des elenden Ostend-Vorortes wußten diese Konsultationen a zwei Sous, bei denen die Medikamente gratis verabfolgt wurden, wohl zu schätzen.

„Ich muß noch mal nachsehen, Schwester Edith“, sagte Dr. Germaine, und rasch aufstehend begab sie sich ins Wartezimmer.

Seit Stunden drängten sich dort die Kranken auf tannenen Bänken nebeneinander. Einige Kinder spielten, andere blieben unbeweglich sitzen, die Augen, von langem Leiden stumpf, starr ins Leere gerichtet. Viele Mütter hatten die Säuglinge mitgebracht, die, erregt, ermüdet von der schwülen Atmosphäre, schrien und wimmerten. Gleichgültig vor Erschlaffung machten sie keinerlei Versuche, die Kleinen zu beruhigen. Die Frauen sprachen halblaut untereinander, zeigten sich gegenseitig ihre Wunden, und beschrieben ihre Übel. Soeben schob die eine ihre Lumpen zurück und entblößte die eingesunkene Brust, aus der das Schlüsselbein hoch herausstrat.

Germaines Blick überflog die Reihen.

Ein abseits kauernendes, todblasses Mädchen war einer Ohnmacht nahe.

„Jane! Sie kommen jetzt an die Reihe“, rief die Stimme der Doktorin.

Dann wandte sie sich an die Anwesenden.

„Entschuldigt, wenn ich eine Ausnahme mache“, sagte sie mit ihrem herzugewinnenden Lächeln. „Ihr seid mir drum nicht böse, nicht wahr?“

Edith nahm die Ohnmächtige auf und trug sie hinaus. Germaine folgte ihr. Ein Murmeln der Bewunderung und Liebe erhob sich unter der elenden Schaar.

„Ah! unser Dr. Germaine, unser guter Doktor, wie könnte man ihr je zürnen?!“

Inzwischen war die Ohnmächtige wieder zu sich gekommen und stand nun mit dem grauflackigen Antlitz, auf das das grelle Tageslicht fiel, vor Germaine.

„Nun, nun, Jane, geht's noch immer nicht?“ fuhr sie die Ärztin mit etwas rauher Zärtlichkeit an, unter der sich die innere Erregung so trefflich verbarg.

Jane senkte den Kopf, und ein konvulsivisches Schluchzen zerriß die hohle Brust.

Germaine schalt liebevoll in leisem Flüsterton.

„Seien Sie jetzt gut und artig. Wie soll ich denn bei solchem Ausbruch untersuchen? So. Nun ist's vorüber. Umarmen Sie mich!“

Dann streckte sie die Kranke lang auf dem Ruhebett aus und begann mit einer gründlichen Untersuchung.

„Es geht aber doch nicht gerade schlechter, Jane“, sagte sie ermutigend, „nur — wird es besser sein, Sie kommen ins Hospital, damit wir Sie regelrecht pflegen können.“

Stummes Entsetzen malte sich in den Augen des Mädchens.

„Nein, nein. Ich will nicht.“

„Sie wollen nicht? Und wenn wir Sie endgültig von dem bösen Leiden befreien und Sie wieder ebenso gesund würden wie ehemals — vollkommen gesund . . .“

Das Schluchzen begann von neuem.

Germaine fuhr fort:

„Es ist doch gar nicht lieb von Ihnen, so zu weinen, wenn ich Sie

bitte, zu mir zu kommen. Ich werde Sie jeden Tag zweimal dort drüben besuchen. Sie bekommen ein hübsches rotes Bett, ein freundliches Zimmer und Blumen drin . . ."

Bei dem sanften Sureden der Doktorin beruhigte sich die Weinende allmählich.

„Nicht wahr, Sie kommen gleich heute nachmittag? Sagen Sie's Ihrer Mutter. Und heute abend, ehe Sie einschlafen, sage ich Ihnen Gutenacht. So, das nenn' ich mir ein braves Mädchen! Jetzt lächelt sie schon.“

Das verfallene Antlitz klärte sich auf. War es die Aussicht auf das saubere Bett und auf das blumengeschmückte Zimmer? Jane machte eine ergeben zustimmende Bewegung, und liebevoll wurde sie von der Doktorin entlassen.

Wieder ertönte kurz die Klingel.

„Weiter, die folgende, Edith!“

Der schier endlose, milde Mainachmittag ging zur Neige, als Germaine die medizinische Abteilung verließ. Sie nahm ihr Rad, und da ihr Kopf von Ermüdung schmerzte, begab sie sich auf die Brücke der Lea, um die frischströmende Luft der Docke einzuatmen.

In ihr jubelte die Befriedigung eines in harter Arbeit verbrachten Tages, einer Aufgabe, die sich lediglich auf das Stillen eines geringen Teiles des allgemeinen Menschenjammers erstreckte. Die Freude in dem Gefühl frischer Jugendkraft, die sich allmählich in dem erwählten Beruf zu innerer Freiheit emporringt. Dennoch überkam sie immer wieder eine gewisse Traurigkeit.

Wieviel Not! Welch unabsehbares Elend! Es war erdrückend . . . Da fielen ihr die Worte der alten Wärterin ein. „Die Gewohnheit!“ Wie konnte man sich an dergleichen gewöhnen! . . .

Die Sonne war untergegangen. Auf der regungslosen Fläche der Lea spiegelte der Himmel sein Abendrot wider. Über den Werften ragten die Mastbäume mit ihrer verschlungenen Takelage empor. Dampfer- und Werkstättsschleife wechselten miteinander ab. Graue Dunstfetzen verdichteten die Luft, und der aufsteigende Nebel verhüllte allmählich die Ausdehnung des Riesen-Londons. Germaine beobachtete die ausfahrenden Kohlentransporte. Wie schwarze Schlösser glitten sie auf dem trägen Wasser dahin. Flüchtig sammelten sich an den Kais Gruppen von Arbeitern, und auf der Brücke schlängelten die kleinen Streichholzmacherinnen ohne Hut mit großen Schürzen einher, mit dem frechen Ausdruck der Londoner Arbeiterin, und den herabhängenden Stirnhaaren, die die Brauen bedeckten. All dies Erwerbstreiben trug eine letzte Tageswelle vor der sinkenden Nacht mit sich fort.

Germaine blickte ihm gedankenvoll nach. Ihre Arbeit, die alle Hindernisse beiseite warf, gab ihr ein Recht, das Los dieser Enterbten, deren Leben der überschwere Kampf zerrüttete, zu erleichtern. Und es war ihr, als pulsiere in ihren Adern etwas von dem Herzen der Großstadt.

Der Himmel erblaßte und länger dehnten sich die Schatten auf der toten Lea.

Plötzlich empfand das junge Mädchen ein Gefühl nagender Leere, welches auch der große Londoner Jammer nicht auszufüllen vermocht hatte. In ihrem Innern vernahm sie das Schluchzen einer Stimme, die sie in der Kindheit sowohl, wie während ihrer Studien, im Internat und in der Praxis der Kolonie von Black Town zum Schwelgen zu bringen gewußt hatte.

Es war eine brennende, unnenmbare Qual, ein wahnsinniges Verlangen nach Liebe, der heiße Wunsch, ihr Gesicht an einer mitempfindenden Brust zu bergen, in die sie den täglichen Jammer, der sie umgab und ihr die Seele zerriß, senken konnte. — Mit der hereinbrechenden Dämmerung, umhüllte sie mehr und mehr ein Gefühl der Vereinsamung. Mit der ungestillten Sehnsucht erwachte in ihr — das Weib . . .

„Nein — nein — nur das nicht . . .“ murmelte sie vor sich hin.

Sie schwang sich aufs Rad und ließ ihr helles Geklingel den Abhang hinunter erklingen. Dann fuhr sie aufwärts in eine lange Straße hinein, während die Nacht rasch zu sinken begann.

„Guten Abend, Dr. White!“

Germaine erkannte Miß Longhton, die Vorsteherin der Sozialkolonie, eine Dame reifen Alters, die seit zehn Jahren inmitten des Ostends ihre segensreiche Tätigkeit unter den Arbeiterfrauen und Mädchen entwickelte. Germaine brachte ihr einen wahren Kultus entgegen. Sie bewunderte ihre geistige Überlegenheit wie die hingebende und opferfreudige Liebe, mit der sie ihre Schützlinge umgab.

„Welche Freude, Sie zu sehen!“ rief Germaine aus, die vom Rad gesprungen war und die Hand der Freundin in die ihre nahm.

„Treten Sie einen Augenblick bei mir ein, Doktor. Ich habe Sie seit mehreren Tagen nicht zu Gesicht bekommen und möchte einer armen Frau wegen mit Ihnen reden.“

„Das Hospital ist überfüllt“, erklärte Germaine. „Heute nachmittag kam noch ein Ausnahmefall hinzu. Ich muß die Kranke in mein Zimmer bringen lassen.“

„Welche Verlegenheit, armes Kind. Sie bedürfen doch selber der Ruhe so sehr!“

„Es wird nicht lange dauern, glaube ich“, erwiderte Germaine etwas schroff.

„Ein schwerer Fall?“

„Hoffnungslos, Miß Longhton.“

Inzwischen hatten sie die beiden rosa Backstein-Cottages erreicht, die den gleichen Stil wie die Arbeiterhäuser zeigten. Miß Longhton führte den Gast in ihren kleinen Privatsalon und bat Germaine, sich auf das Ruhebett zu legen, während sie sich nach der Lampe umsah.

„Bitte, machen Sie kein Licht an“, rief Germaine, „ich liebe diesen unbestimmten Übergang so sehr, und die Augen schmerzen mich. Erzählen Sie von der Frau . . .“

Nach einer halben Stunde erhob sich Germaine und umarmte die alte Freundin. Unentschlossen blieb sie indes noch einen Augenblick unbeweglich in dem schummrigen Fensterrahmen stehen.

„Miß Longhton?“

Ihr Stimme klang verändert, zögernd, gepreßt.

„Nun, Kind?“

„Nicht wahr“, fragte Germaine, die sich plötzlich befangen fühlte und nach Worten rang, „nicht wahr, Miß Longhton, man kann keine Leere empfinden, wenn man von dem brennenden Wunsche befeelt ist, einen Teil der herrschenden Ungerechtigkeit gut zu machen?“

Miß Longhton zog die ängstlich Fragende an sich und küßte sie. Niemals hatte Dr. White einen ähnlichen Auspruch getan.

„Eine Leere,“ wiederholte sie leise, „nein, sicher nicht. Nichts als das zwingende Bedürfnis, all sein Denken, die ganze Kraft und die volle Liebe den Leidenden zu weihen. Diese füllen auch die verborgensten Tiefen unserer Seele aus. Die Liebe erweitert sie ins Unendliche und ihre Stimme schreit Tag und Nacht in uns.“

Germaine drückte die Hände der Freundin.

„Danke, danke!“ flüsterte sie. Dann eilte sie davon.

II.

Durch das geöffnete Fenster drang weich die Frühlingsnachtluft herein. In dem Halbdunkel unterschied man nur die Umrisse der beiden aneinander geschmiegtten Gesichter.

„Also morgen, Edith, morgen verläßt du mich! Nur zu deutlich fühl' ich es, es ist kein Traum, du gehst nach China als Missionarin . . .“

Schwer und dumpf war jedes Wort von Germaines Lippen gefallen. Dann trat ein längeres Schweigen ein.

In dem sie umgebenden Schatten fühlten beide Mädchen Erinnerung und Trennungsschmerz. Erinnerung an die drei zusammen verlebten Jahre im Hospital, in welchem sie die allgemeine Not einander zugeführt hatte.

„Wenngleich ich deinen Glauben nicht teilen kann,“ sagte endlich Germaine, „habe ich mich deiner Seele doch allezeit nahe gefühlt. Deine Liebe, teuerste Schwester, war mir köstlich.“ Und mit einer gewissen Bitterkeit fügte sie hinzu: „Aber du gehst ja gerne, die Aussicht auf dein Arbeitsfeld beglückt dich.“

Edith heftete den Blick voll auf Germaine, und diese gewahrte deutlich das freudige Aufleuchten darin.

„O, Germaine! Es kam alles so unverhofft, so wunderbar schön! Seit Jahren bereits ist China mein Traum. Diese Vorbereitungszeit hier in Black Town wird als lichte Erinnerung in mir fortleben. Ich brauche aber mehr. Ich muß mich selbst opfern, mein Leben, meine Liebe, alles . . . Hier ist das Herz beständig geteilt. Nur allzuschnell wird es von Liebe und Freundschaft hingerissen, und der hieraus erwachsende Kampf lähmt

die Kraft. Du hast keine Angehörigen, Germaine, und weißt daher nicht . . . Das Losreißen, die eigene Freiheit, die Trauer der anderen, wie schwer ist alles! Dann kehrt man zurück, verändert, erkaltet vielleicht, erschläfft und müde . . .“

„Dies Gefühl kenne ich“, erwiderte Germaine; „es mag daher kommen, daß wir so wenig verstanden werden. Ich habe dir öfter von der reichen, französischen Familie erzählt, die mich seit sechs Monaten ununterbrochen einladet. Oft schlage ich die Einladung aus. Sie vermögen es nicht zu fassen, daß eine Frau sich noch andere, als nur weltliche Pflichten auferlegen kann. Für Armut fehlt jedes Verständnis. Entbehren, Stunden geben, um seine Studien zu vollenden, Hunger leiden, um sich ein paar Handschuhe erstehen zu können, sowie all die tausend kleineren und größeren Nöte des täglichen Lebens, sind ein verschlossenes Gebiet für jene. Armut ist für sie eine unbekannte Sprache. Und dennoch, wenn sie nur sehen wollten . . . Welche Wandlungen würden sie in der Welt zu schaffen vermögen. Edith! O reich sein!“

„Wozu reich?“ gab die kleine Missionarin mit sanfter Stimme zurück. „Auch wir sind imstande, solche Wandlungen hervorzubringen. Sind wir nicht reicher als die Reichsten?“

„Reich?“ wiederholte Germaine. „Wir haben ja nicht einmal das Recht zu unserer eigenen Herzensbefriedigung, zu lieben. Stand ich nicht eben im Begriff, meine Seele zu sehr in die deine zu versenken? Nun kommt das Leben und fordert sein Opfer. Du stehst bereits über dem allen, mein Schmerz erreicht dich nicht mehr.“

Edith hatte sich an Germaine geschmiegt, und ihre Tränen fielen auf der Freundin Hand. Eine Weile schwiegen sie, dann nahm Germaine abermals, wie im Traume redend, das Wort:

„Müssen wir nicht allem entsagen? Der Freude, dem Glück? . . . Die Leidenden um uns erfordern unser ungeteiltes Selbst . . . Exklusive Freundschaften verleiten zur Schwäche. Dennoch ist es hart . . .“

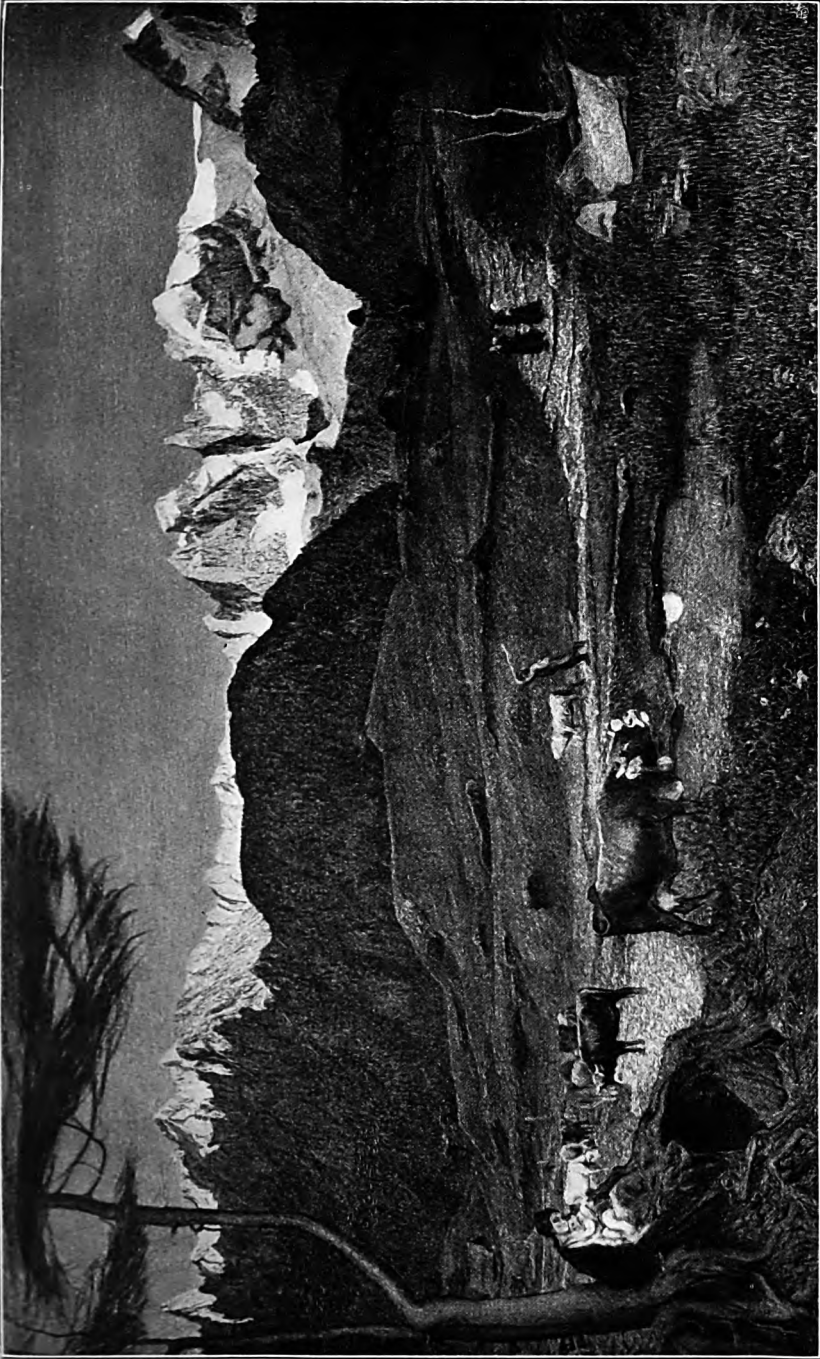
„Wir müssen unser Herzblut drangeben“, bestätigte Edith, „das allein bringt die Saat zum Aufgehen.“

In der unteren Etage wurden Türen auf und zu gemacht. Es war die Elfuhrwache, die ihre Runde beendete. Dann brach Germaines Schmerz aufs neue durch.

„Hier sitzen wir nun und plaudern wie in den vergangenen Tagen, und doch ist ja alles zu Ende, zu Ende . . .“

„Laß mich den See machen, Germaine. Du sagst mir immer, daß er dir dann besser schmeckt. Setze dich dort in den Lehnstuhl. Du wirst mir doch schreiben?“

Am folgenden Tage nahmen Edith und Germaine vor einem Wagen dritter Klasse der Station Black Town Abschied. Schweigend tauchten ihre Blicke ineinander. Kein gleichgültiges Wort durfte in diesem geweihten Augenblick ihre Seelengemeinschaft verletzen.



Segantini
Das Leben : Werden

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Endlich sagte Edith leise:

„Hab Dank, Germaine. Wie vieles habe ich in den verfloffenen glücklichen Jahren unter deiner Leitung im Hospital gelernt. Dank, tausend Dank...“

Germaine schüttelte abwehrend den Kopf. Ihre Stimme versagte; es wurde plötzlich stiller auf dem Bahnsteig. Langsam begann der Zug sich in Bewegung zu setzen. Hin und wieder hörte man noch das Zuklappen einiger Wagentüren.

„Lebe wohl, Edith, lebe wohl!“

Einmal noch neigte die kleine Missionarin den Kopf aus dem Fenster:

„Lebe wohl, Germaine, auf Wiedersehn, geliebte Schwester!“ . . .

Gedankenvoll stieg Germaine die Straße empor. Vor sich sah sie ihre Kranken und Sterbenden, die Verirrten, Miß Loughton, den Abgott ihrer Jugend, die irgend ein Komitee eines Tages in eine andere Kolonie versetzen konnte. Und wieder überfiel sie inmitten ihres geheiligten Berufes das Gefühl grenzenloser Vereinsamung.

Sie durchschritt eine Schar Arbeiter und elend, aschfahl aussehender Mädchen. Den eigenen Gram tapfer zurückdrängend, murmelte sie: „Meine Familie!“ . . . Und bald erhellte die begeisterte Opferfreudigkeit wiederum ihre Züge, und eingedenk des heiligen Feuers, das aus Ediths Augen strahlte, gelobte sie sich, wie jene auch ihr Herzblut drangeben zu wollen.

III.

Der schöne Oktobernachmittag ging zu Ende. Über den kleinen, luxuriösen, französischen Salon von Frau Evoles huschten bereits phantastische Schatten hin und her. Das Kaminfeuer war am Erlöschen. Hinter den Draperien und in den Falten der schweren Portieren schien mit der wachsenden Dämmerung ein geheimnisvolles Etwas Gestalt anzunehmen.

Mit gesenkter Stimme fuhr Frau Evoles fort:

„Liebes Kind, Ihre Mutter war meine beste Freundin, und ich liebe Sie wie eine Tochter. Haben Sie doch Vertrauen zu mir! Lassen Sie sich endlich rühren und geben Sie Wilhelm nur ein einziges gutes Wort.“

Germaine saß mit krampfhaft ineinander geschlungenen Händen da und blickte schweigend in die sterbende Glut.

Frau Evoles fuhr fort:

„Er liebt Sie schon lange. Seit vier Monaten wartet er auf Ihre Antwort und — leidet —“

Germaine hob den Kopf, und mit etwas herbem Tone entgegnete sie:

„Verehrte Frau, ich hatte Sie darauf vorbereitet. Eine sofortige Antwort konnte nur ein entscheidendes ‚Nein‘ bedeuten haben.“

„Vier Monate“, gab Frau Evoles weich zurück und neigte ihren schönen, weißen Kopf zu Germaine hinüber. „Und jetzt?“

„Jetzt“, wiederholte Germaine zögernd und noch immer in die tanzenden Funken starrend, „jetzt habe ich Herrn Evoles besser kennen gelernt. Ich schätze und verstehe ihn. Er ist mir ein guter Freund geworden.“

„Weiter nichts?“ fragte traurigen Tones die alte Dame.

Dann fuhr sie fort:

„Viele Jahre sind es her, damals lebte ich noch in meinem schönen Paris. Verzeihen Sie, liebe, kleine Engländerin, der Franzose kann sich nun einmal nicht so recht in Ihrem London akklimatisieren, da kam Ihre liebe Mutter mit Ihnen zu mir auf Besuch. Sie waren ein Baby von ungefähr fünf Jahren. Wilhelm kam aus dem Lyzeum, und ich sehe Sie beide heute noch zusammengehockt in dem großen Lehnstuhl sitzen, und Wilhelm zeigte Ihnen Bilder. Ihre Mutter lächelte und sagte: ‚Sehen Sie mal, welch nettes Freundespärchen.‘ Gar vieles hat sich seitdem ereignet. Ihre liebe Mutter starb, und wir verloren einander aus den Augen. Eines aber weiß ich, Ihre Mutter würde mit dieser Wahl einverstanden sein.“

Germaine schwieg.

„Er wird seine Frau glücklich machen,“ nahm Frau Evoles wieder das Wort, „und außerdem, Germaine, ist mein Sohn auch ein tüchtiger Mann. Mit seinen dreiunddreißig Jahren ist er einer der gefuchtesten, geschäftstesten Advokaten der Londoner Großfinanz. Er hat eine glänzende Zukunft vor sich, und Sie werden reich sein.“

Auf eine rasche Bewegung des jungen Mädchens hin beeilte sie sich schnell hinzuzufügen:

„Sie erträumen doch so viel Gutes und Ideales, wozu Ihnen dann die Verbindung mit Wilhelm die besten Waffen in die Hand gibt. Sie werden in der Lage sein, Wohltätigkeitsanstalten zu unterstützen, neue zu gründen, werden Einfluß haben, und was derlei mehr ist. Zu alledem braucht man Geld, mein Kind. Wilhelm wird Ihnen volle Freiheit lassen.“

Und die Stimme senkend fuhr sie weich und eindringlich fort:

„Man muß doch auch an die Zukunft denken. Wie gerne würde Ihre liebe Mutter Sie unter männlichen Schutz gestellt haben. Sie werden sehen, arme Kleine, daß Sie trotz all Ihrer aufopfernden Tätigkeit mit der Zeit an einem Gefühl der Vereinsamung kränken müssen. Stunden kommen, in denen wir die große Leere um uns empfinden.“

Durch die aufflammende Blut hindurch beobachtete Germaine die beständig wechselnden Gestalten ihrer endlosen Träumerei.

„In mir streiten zwei Wesen“, sagte sie endlich. „Manchmal dünkt es mich ein großes Glück — sein Weib zu sein —“

Sie hielt inne.

„Sie sehen, gnädige Frau, ich beichte wie vor meiner Mutter. — Und dennoch fühle ich, daß mein ganzes Leben meinen Kranken in Black Town gehört.“ Und mit einem schelmischen Lächeln fügte sie hinzu: „Da bin ich dann wieder Dr. Germaine.“

Frau Evoles seufzte.

„Diesen Eindruck haben Sie stets auf mich gemacht. Wie sehnlichst wünschte ich, daß Sie Black Town und diese Miß Longhton verließen, die Ihnen so wenig wohl tut . . .“

„Nicht doch!“ rief Germaine leidenschaftlich aus.

In diesem Augenblick wurde ihr Protest durch das Öffnen der Türe unterbrochen, und ein Mann trat in die Fensterlichtung.

Angesichts der beiden vor dem Ramin sitzenden Frauen zuckte er leise zusammen.

„Verzeihung, ich störe . . .“

„Nein, nein, Wilhelm, komm nur näher und leiste Fräulein Germaine Gesellschaft, während ich die Lampen hereinbringen lasse.“

Germaine fühlte, wie sie erschauerte. Wenn er nur an diesem Abend noch nicht reden wollte!

Er aber blieb in ehrerbietiger Haltung vor ihr und erkundigte sich mit leicht vibrierender Stimme nach Black Town und seinen Kranken. Einmal nur unterbrach er sie lebhaft: „Wie Sie sich ermüden!“

Der Ton, in dem der Vorwurf erklang, trieb ihr das Wasser in die Augen. Um ihre Tränen zu verbergen, senkte sie den Kopf tiefer und blickte ins Feuer. Dann nahm sie die Unterhaltung mit ruhiger, fester Stimme wieder auf.

IV.

An einem freien Nachmittag hatte Wilhelm Germaine in Black Town einen Besuch abgestattet. Seine Verehrung für sie äußerte sich in durchaus diskreter Art. Sie dagegen erblickte einen guten Kameraden in ihm und schaute ihm fest und gerade in die Augen.

Es war einer jener nebeligen, trüben Nachmittage des Spätherbstes, die den nahen Winter ankünden. Germaine führte ihren Freund durch schmale Gäßchen hindurch zu einem Matrosenheim, dessen Gründung zwei Monate früher erfolgt war. „Sur Welle“ hieß das saubere Häuschen, an dessen klaren Fenstern glänzend weiße Gardinen prangten. Dicht dabei kreuzte sich das schräge Gassengewirre, in dem sich das düstere Gemäuer eng aneinanderfügte.

Wilhelm und Germaine betraten die Schlafräume, in denen die Männer zu vier Sous die Nacht verbrachten, dann die Küche, in welcher sie ihr billiges Mahl selbst bereiteten, und endlich das Rauch- und Lesezimmer, das, hell erleuchtet, eine behagliche Wärme ausströmte. Zeitungen lagen auf den Tischen umher, und freundliche Bilder und Zeichnungen deckten die Wände.

Wilhelm sah sich überall um und stellte Fragen, wobei seine Blicke verzehrend an Germaine hingen. Er litt bei dem Gedanken, sie in dieser Arbeit zu wissen.

„Dant unserer Welle“, sagte sie, ihn mit einem strahlenden Lächeln ansehend, „sind eine Anzahl Männer endlich aus ihrer Verlassenheit gerissen worden.“

Sie standen an einem der Fenster. Vor ihnen schlängelte sich die lotige Straße mit ihren großen Wasserlachen aufwärts, in denen sich das hoffnungslose Grau des Himmels widerspiegelte.

„Biele von ihnen finden bei ihrer Rückkehr aus fernen Meeren keine Seele mehr vor. Sie bedürfen der Freude und der Liebe. Dann gehen sie eben zu Weibern — und in die Schenken. Und wenn das Erwachen erfolgt, sind sie nur um so unglücklicher.“

Mit der Not des Lebens vertraut, hatte Germaine diese Worte ohne den geringsten Anflug von Verlegenheit gesprochen. Aus ihren Augen leuchtete die helle Begeisterung.

„O!“ rief sie aus, „wäre man doch imstande den Männern zu helfen!“

Jetzt befanden sie sich auf der Lea-Brücke und überschauten den Wald von Masten, der sich in dem dichter fallenden Nebel verlor. Den niederen Himmel erhellte hin und wieder ein fahlroter Lichtschimmer. Zwischen diesem Geschwirre und Gewoge, in dem ihn das menschliche Elend angrinste, empfand Wilhelm ein unnenndbares Unbehagen.

Sie dagegen befand sich in ihrem Element.

Lauernd beobachtete er die Anziehungskraft, die das Leid auf sie ausübte. Aus ihren Augen, die zärtlich auf die vorüberziehenden Arbeiterscharen gerichtet waren, glaubte er sie zu lesen, und in dem Blick, den sie über die endlose Reihe von Schiffen auf dem schlaftrunkenen Wasser hinschweifen ließ. Instinktiv fühlte er, wie ferne sie ihm war mit ihrem innersten Wesen, das sich an jene verlassenen Geschöpfe anklammerte, und es drängte ihn mit aller Macht, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Mit leiser Stimme, wie gejagt die Worte überstürzend, wiederholte er ihr seine Liebe. Erstaunt wandte sie sich ihm zu. Dann tauchten ihre Blicke wieder in das träge fließende Wasser, das Schlamm, Unrat aller Art und Verwufung mit sich dahinschleppte.

„Sie kennen nur die Nachtseiten des Lebens, Germaine. Ihr Mitgefühl für die Massen kann unmöglich das Herz ausfüllen. Sie halten es für Ihre einzige Aufgabe; aber Sie haben ja bisher nie die köstliche Harmonie des Familienlebens genossen, Germaine, noch all die tausend Freuden und Wonnen, die es in sich schließt...“

Sie hatte den Kopf erhoben, und auf ihrem welligen Haar zitterte erlöschend, gleichsam zögernd, noch ein letzter Tagesschimmer.

„Sagen Sie mir, Wilhelm, wie ist es nur möglich, daß Frauen in ihrem Reichtum sich von diesem sie umgebenden Elend abwenden können. Sie müssen demnach die Augen schließen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Der unselige Klassenunterschied ist nun einmal unabänderlich, Germaine. Die frommen Leute sagen, er sei Gottes Wille.“

„O!“ rief sie aus, „wenn man nur ihre Not und ihre Qualen kennt!“

Vorüberrollende Wagen ließen die Brücke erzittern. Beide schwiegen. Endlich nahm Wilhelm wieder das Wort:

„Beabsichtigen Sie wirklich den Kampf mit dem Leben allein aufzunehmen? Wissen Sie denn nicht, welche Kraft in der Gemeinschaft zu

zweien liegt? Vielleicht haben Sie nie die Einsamkeit, das Unverstanden-sein von selten der anderen empfunden . . .“

Germaines Blick verlor sich in dem näherrückenden Horizont, und in ihr begann die Erinnerung zu wirken. Dringender fuhr er fort:

„Wollen Sie mich nicht als Kampfgenossen annehmen, Germaine?“
Regungslos stehenbleibend, fand sie kein Wort der Entgegnung.

V.

Bei dem verschleierte Schein der Nachtlampen lagerte tiefe Ruhe über den Hospitalssälen. Ganz leise öffnete Dr. Germaine die Türe, die zu dem Kleinen, für die Toten bestimmten Zimmer führte. Lampenschein übergoß mit seinem gedämpften Licht das weiße Bett. Germaine blickte auf die lang ausgestreckte, starre Gestalt unter dem Laten. Auf dem Kopfkissen lugten geringelte Strähnen blonder Haare hervor. Am Morgen noch war der Ehemann dagewesen, und es schien eine schwache Besserung eingetreten zu sein . . . Nacheinander rief Germaine die Erinnerungen in sich wach. Wie jung war die Tote noch gewesen, deren wachsbleiche, abgezehrte Hände die rauhe, schwielige Hand des Arbeiters umklammert hatte! Arme Kleine! Immer aufs neue konnte sie von ihm sprechen. Und wenn er gegangen war, erzählte sie der Doktorin von ihrem langen Brautstande. Sie hatten hart arbeiten müssen, um sich endlich ihren bescheidenen Herd zu gründen. Heute beim Weggehn hatte der Mann Germaines Hand linksisch in die seine genommen und gebeten:

„Nicht wahr, Sie behalten sie hier?“

Gleich darauf hatte sich Germaine zu der Kranken begeben, die sie bereits sterbend, schluchzend vor Herzeleid vorfand . . .

Unbeweglich stand Germaine in dem Totenzimmer und träumte. Geräuschlos schloß sie dann die Türe und suchte ihre Gemächer auf. Der Tisch, auf dem ihre Bücher auf sie warteten, war vor das Raminfeuer gerückt worden. Wie fröhlich war sie bisher in ihre stille Stube zurückgeeil, in dem erlösenden Gefühl, sich endlich selber zu gehören. An diesem Abend übte die Arbeit ihren alten Zauber nicht auf sie aus. Ihre Hände brannten, und sie öffnete das Fenster. Die kalte Dezemberluft prickelte ihr das Gesicht. Heller Mondschein überflutete die Straße, und durch den leichten Dunstschleier hindurch schimmerten wie aus weiter Entfernung die Sterne.

Germaine empfand etwas wie eine eisige Umarmung. Sie beugte sich vor. Ein verspätetes Liebespaar ging vorüber. Eng aneinandergeschmiegt, gleichgültig ob der sie umgebenden Kälte, glitten die beiden Silhouetten in dem fahlen Mondlicht dahin. Dann kam ein zweites, und ein drittes folgte . . .

Traumverloren schaute Germaine ihnen nach. Die Häuser um sie her schienen zu weichen.

Lampenschimmer drang aus den Fenstern, und drin versammelte sich die Familie hinter verschlossenen Türen nach des Tages Last und Kampf

um den gemüthlichen Tisch. — Dort oben in der Mansarde schlief fest und ruhig die kleine Arbeiterin, und irgendwo in einem der düsteren Gebäude, das sie nicht mehr unterschied, rang der Mann, der sie heute früh noch so bittend angesehen, verzweifelt, vereinsamt die Hände . . .

Germaine schauderte und schloß die Läden. Dann setzte sie sich vor das Feuer.

„Mein Gott,“ murmelte sie, „kann ich ihn denn lieben?“

VI.

Tief bewegt trat Germaine vierzehn Tage später bei Miß Longhton ein, um dieser ihre Verlobung mitzutheilen.

„Doktor, Doktor, das habe ich immer gefürchtet!“

Miß Longhton schob das junge Mädchen von sich und betrachtete sie.

Germaine bemerkte, daß ein Lächeln ihren Mund umspielte.

„Lange habe ich gezögert,“ erwiderte sie, „sehr lange!“

Wohlgefällig ließ Miß Longhton ihren Blick auf dem schönen, großen, schlanken Geschöpf ruhen, das so vornehm in dem enganliegenden Sergekleid vor ihr stand mit den reinen Zügen, dem entschlossenen Munde und dem klaren, tiefen Blick der märchenhaften Augen. „Wenn Sie ihn doch nun einmal lieben, Germaine! Viele Frauen bedürfen zu ihrer inneren Entfaltung dieses Gefühls. Dennoch weiß ich, daß Sie sich nicht eigenmächtig im Glück verschließen werden.“

„Mir ist im Gegentheil zumut, als könne ich jetzt noch weit stärker und mehr lieben“, rief Germaine aus.

Miß Longhton sah sie mit feuchten Augen und halbgeöffneten Lippen an.

„Sie werden natürlich aufhören, ausübende Ärztin zu sein?“

„Das allerdings. Es ist mein dringender Wunsch. Aber es gibt ja so viel verschiedene Arten, zu helfen. Ich werde reich sein, Miß Longhton. Wir werden den Anbau für den Turnklub errichten und Ausflüge organisieren, und die verkrüppelten Schulkinder sollen ihren Wagen bekommen. Was hab' ich nicht schon alles erfunden! Sie glauben nicht, wie sehr sich Wilhelm für die Hebung des Ostendes interessiert. Sie werden sehen, er besucht auch noch mein Krankenhaus“, fügte sie stolz und freudig hinzu. „Er muß doch meine Familie kennen lernen.“

„Kind, Kind, wie werden Sie in Black Town vermißt werden“, murmelte die alte Dame vor sich hin.

VII.

„Schwester, hier stelle ich Ihnen Herrn Wilhelm Cooles, meinen Verlobten, vor“, sagte Germaine, in das große, eisenranke Cottage von Black Town eintretend.

Wilhelm verneigte sich vor der Krankenschwester, die das blaue Leinenkleid, Schürze und Manschetten aus dem gleichen Stoff trug.

Frau Evoles hatte einige Verwunderung darüber ausgedrückt, daß der erste Bräutigamsbesuch ihres Sohnes in einem Hospital stattfinden sollte. Die jungen, modernen Engländerinnen waren oft unbegreiflich. Aber Germaine mußte sie schon verzeihen, freute sie sich doch unaussprechlich über des Sohnes strahlendes Glück.

Zusammen durchschritten sie die hübschen, geschmackvollen Säle, deren Wände in rot, rosa oder blau gemalt waren. Auf den Kaminen und Tischen standen überall in irdenen Devonshire-Vasen Stechpalmenzweige. Die wollenen Decken auf den vier oder fünf Betten jedes Saales trugen genau die Schattierung der Wände.

„Wie schön ist es hier,“ wiederholte Wilhelm, „man könnte tagelang zum Vergnügen hier verweilen.“

Mit liebevollen Blicken verfolgte er Germaines rasche, sichere Bewegung, wie sie zwischen den Betten hinschritt, bald hier ein Rissen zurecht-rückend, bald dort das Laten glattziehend. Jedes einzelne dieser verschrumpften, alten oder jungen Gesichter hellte sich bei dem Anblick der Doktorin auf.

„Heute bring' ich euch Blumen!“ rief sie.

Sie trug eine große Rosengarbe auf dem Arm, und die duftenden Blüten einzeln lösend legte sie die langen Stengel in die dargestreckten Hände, dabei eine der Kranken, die ihr beide Arme entgegenhielt, umarmend.

„Danke, Doktor, danke!“

Mit der vielfarbigen Blütenpracht entstieg allmählich den Krankenzimmern ein diskreter Duft.

„Danke, Doktor, danke!“

„Die Blumen sind nicht mein Geschenk,“ erklärte Germaine, „sie kommen von Herrn Evoles.“ Und immer wieder stellte sie ihren Verlobten vor.

„Ihr werdet ihn auch ein bißchen liebhaben, nicht wahr?“

Mit wachsender Erregung war die große Neuigkeit seit dem frühen Morgen von Bett zu Bett getragen worden. Der Bräutigam würde ihnen die Doktorin entführen. —

„Nein, wir lieben ihn nicht“, rief eine Alte aus, die bereits Stammgast in Black Town war, und sprach damit die genaue Empfindung aller aus.

Germaine hatte sie ihres schweren Leidens und Lebens wegen etwas verwöhnt.

„Wir lieben ihn nicht“, wiederholte sie und zog ihre krüppeligen Finger vor der dargereichten Hand Wilhelms zurück. „Er nimmt uns unseren Doktor.“

Schluchzen ersticke die zitternde Stimme, und über die runzligen Wangen, in denen Ströme verjährter Tränen ihre tiefen Furchen hinterlassen hatten, liefen abermals langsam die schweren Tropfen herab.

Germaine hatte sich vor das Bett gekniet und sprach leise Trostesworte.

„Ich werde euch nie vergessen, ich besuche euch öfter und werde euch auch in Zukunft ebenso lieben wie bisher. Noch verlasse ich euch ja nicht; diesen Winter pflege ich euch noch.“

Dabei warf sie einen Blick auf Wilhelm, dessen Stirne sich fürchte. Als beide gemütlich in Germaines kleinem Salon vor dem Teetisch saßen, fragte Wilhelm:

„Ist es wirklich dein Ernst, muß ich bis zum Frühjahr warten? Wirfst du dich nicht erweichen lassen?“

Während Germaine den Tee machte, schüttelte sie energisch den Kopf.

„Ich brauche einige Monate, um mich an den Gedanken dieser ungeheuren Umwälzung meines Lebens zu gewöhnen und mich von meinen Kranken zu lösen. Black Town war mir doch das Teuerste auf der Welt.“

„Ich will dir ein so schönes Glück bereiten“, erwiderte Wilhelm mit leiser, von Leidenschaft verhaltener Stimme. „Meine Mutter sieht dich wie ihr eigen Kind an, und mein Bruder François liebt dich ebenfalls, und Geneviève, seine Frau, wird dir sicherlich eine liebe Freundin werden. . . Bei meiner Liebe soll dich kein Leid mehr berühren, ich vergöttere dich, Germaine!“

Germaine fühlte sich tief ergriffen von dem Klang seiner Stimme. Dann trat ein minutenlanges Schweigen ein, ein Zittern vor dem unausgesprochenen Verlangen. — —

Man hörte nur das Summen des Kessels und das leise Aneinanderklappen der Tassen in des jungen Mädchens Händen.

„Wie schön es hier ist“, murmelte endlich Wilhelm, und sein Blick irrte an den Wänden entlang, über die Lieblingswerke eines Watts und Burne Jones hin, um dann über den Divan und die Etagere zu gleiten, auf der im bunten Durcheinander Diktionäre, medizinische und Poesiebücher zusammenlagen. Der Arbeitstisch mit der Lampe vor dem Kamin sprach von angestrengtem Nachstudium. Als er sich ihm näherte, bemerkte er neben einem anatomischen Wörterbuch, das ein Schienbein halb geöffnet ließ, eine Instrumententasche mit Zangen und ein Schnittmesser, welches in einer Desinfektionsflüssigkeit steckte. Bei dem Anblick dieser ihm fremden Gegenstände ergriff ihn ein seltsames Unbehagen. Widerwille und Furcht bemächtigten sich seiner, während das junge Mädchen, das dort zierlich und geschickt die Tassen füllte, sie jeden Tag mit sicherer Hand führte. Und dennoch war es eben dieser Kontrast zwischen mädchenhafter Anmut und der Unabhängigkeit des modernen Weibes, der ihn so mächtig angezogen hatte.

„Du siehst dir mein Heidekraut an, nicht wahr, es ist schön?“ fragte sie, die braune, eigenartig geformte, irdene Vase aufnehmend, „eine Genesende hat es mir geschickt.“

„Wie dich deine Kranken lieben!“ rief Wilhelm aus.

„Weil ich sie auch liebe“, erwiderte sie einfach.

Die Erinnerung an all jene unbekanntes Wesen, die Germaine mit ihrer Zärtlichkeit umgaben, schmerzte ihn. Sie nahmen ihre Liebe, ihre Gedanken, ihre Zeit, die er allein auszufüllen ersehnte, in Anspruch.

Allmählich mußte es ihm gelingen, sie von alledem loszulösen. Wie drängte es ihn, sie zu umfassen, sie an sich zu reißen und mit sich hinwegzunehmen für sich einzig und allein, weit fort, in ein fremdes Land!

„Weshalb siehst du so traurig aus?“ fragte Germaine, sich schüchtern ihm nähernd, „ich liebe dich . . .“

VIII.

Der Winter ging zu Ende. Umsonst hatte Frau Evoles sich bemüht, Germaine nach London zu ziehen. Wilhelm brachte seine Sonntage in Black Town zu, und manchmal sogar noch einen Nachmittag in der Woche. Germaine behielt ihm gegenüber ihre alte kameradschaftliche Art, unter der er hin und wieder litt. Je länger je mehr fühlte sie sich indes zu ihrem Verlobten hingezogen, und jeder suchte sich in des anderen Denken und Fühlen hineinzuleben. Er bekam ein immer wachsenderes Interesse für ihre Kranken, und Germaine forschte ihrerseits mit allem Fleiß nach seiner Geschmacksrichtung, nach seinen Ideen.

„Wir müssen eins sein, Wilhelm“, sagte sie, und in dem Vollgefühl ihres Glückes empfand sie hin und wieder wahre Gewissensbisse. — —

Am einem Mainachmittage, als Wilhelm seine Braut unerwartet überraschen wollte, traf er sie bereits in der großen Black Townstraße vor.

„Ich kam, um dir einen Spaziergang am Ufer der Themse vorzuschlagen,“ begrüßte er sie, vom Rad springend, „es ist so wundervoll heute.“

„Gerne; nur muß ich vorher noch nach einer Kranken sehen. Willst du mich bis zur Türe begleiten?“

Sein Rad führend, schritten sie nebeneinander her.

Wilhelm sprach von der Wohnung, die er bereits in Grosvenor Square gemietet, und von den Möbeln, die in den ersten Häusern Londons bestellt waren. Die Straße bog und verengte sich. Es war stickig heiß. Die kleinen, gelben Siegelhäuser schienen ebenfalls Hitze auszuströmen, und ekelerregende Gerüche erfüllten die Luft.

„Wie sehnt man sich nach dem Anblick eines wenn auch noch so dürftig belaubten Baumes!“ sagte Wilhelm.

Plötzlich teilte sich das Dächergerüst, und vor ihnen dehnte sich ein weiter, kahler Platz aus, auf dem das träge, stagnierende Wasser stand, das allen undenkbaren Unrat in sich barg. Kinder spielten drum herum und wälzten sich im Schmutz.

Germaine rief eines von ihnen, einen ungefähr zehn Jahre alten kränzlich aussehenden Knaben heran, der in scheußlichen Lumpen steckte. „Was machst du denn da ohne Hut bei dieser Sonne? Du wirst krank werden!“

Ohne jeden Widerwillen nahm sie des Kindes Hand in die ihre und führte ihn mit fort.

„Siehst du, da kommt deine Mutter.“ Sie zeigte auf eine ebenfalls zerlumpt aussehende Frau, die einen Säugling im Arme trug und von drei weiteren Kindern begleitet war. „Frau Brown, hier bringe ich Ihnen Ihren Jungen. Sie sollten ihn nicht am Sumpf spielen lassen, es ist zu gefährlich.“

Die Frau dankte, und Germaine und Wilhelm setzten ihren Weg fort.

„Hier sind wir“, sagte sie endlich. Dann klopfte sie an die Haustüre. Der Schwamm nagte an den Mauern, als wolle er sie zum Wanken bringen.

Ein elendes Mädelchen öffnete. Beim Anblick des Doktors glitt ein helles Lächeln über ihr unsauberes Gesichtchen.

„Bitte, kommen Sie!“ bat die Kleine.

Wilhelm war auf der Schwelle stehen geblieben und warf einen ängstlich beklommenen Blick in das Innere.

Die Stube war niedrig, finster, und ein erstickender Qualm drang daraus hervor. Durch die halb geöffnete Tür erblickte man einen zweiten Winkel und in der äußersten Ecke, auf einem Haufen Lumpen, eine menschliche Gestalt.

„Du wirst doch nicht in diese Höhle gehen wollen?“ rief Wilhelm entsetzt aus. „Ich will es nicht. Das kann ich nicht zugeben!“

Einen Augenblick sahen beide einander an. Germaines lächelnd strahlendes Gesicht drückte unumstößliche Entschlossenheit aus.

„Geh unterdes ein wenig spazieren!“ sagte sie ruhig.

Er gehorchte und schritt in dem Sonnenbrand die Straße auf und ab.

Wie blieb sie so lange in dieser verpesteten Hütte! Das schöne Geschöpf, das er mit allem erdenklichen Luxus umgeben würde. Er litt qualvoll. So durfte es nicht weitergehen. Nur einen Monat noch, dann war sie fein, sein Weib!

Alle Augenblicke zog er die Uhr. Eine fieberhafte Unruhe ergriff ihn, die mit jeder Minute wuchs. Endlich erschien sie auf der Schwelle.

„Germaine!“ rief er vortwurfsvoll.

„Verzeih! Ich ließ dich warten. Ich mußte aber erst das Lager zurechtmachen und die Kranke waschen, bevor ich sie untersuchen konnte.“

Sie sprach ohne jede Erregung wie von alltäglichen, natürlichen Dingen, und ihre müden Augen schauten Wilhelm mit tiefer Zärtlichkeit an.

Sein Groll war bereits geschwunden, und mit leiser Stimme sagte er: „Du bist völlig erschöpft!“

Sie lächelte.

„Nein, nein. Ich will mich nur rasch umziehen und mein Rad holen. Und dann zur Themse! Mich dürstet nach Wasser, nach dem Grünen, nach Schönheit!“

Auf der Straße von Silbury liefen ihre Räder nebeneinander. Die Sonne war im Sinken und vergoldete mit ihren schrägen Strahlen Bäume und Felder. Der auffrischende Luftzug kühlte ihre Gesichter, und wohligh empfanden sie den raschen Lauf zwischen sprießendem Frühlingsgrün. Nach und nach erloschen die Bilder des erschauten Elends.

Wilhelm schwieg. In ihm lebte nur ein Gedanke — in einem Monat war sie fein! . . .

Selbst die Natur um sie her legte ihr Feierkleid zu seinem Glücke an. Auf den Wiesen blühte es in leuchtender Farbenpracht, und er murmelte: „Sieh doch, Germaine, ist es nicht, als ob die Blumen sich liebten?“

„Wunderbar schön“, hauchte sie.

War es das Erwachen rund umher oder der steigende Saft in den leise bebenden Ästen, die trunkene Wonne der sich geheimnisvoll öffnenden Knospen oder der tiefblaue Himmel, auch sie erschauerte in ahnungsvoll küßem Vagen.

Wie ein Silberband, das die sinkende Sonne rosig beblühte, breitete sich die Themse in der Ferne aus.

Bestürzt von den aufsteigenden, unbestimmten Gedanken, die sie einander nicht auszusprechen wagten, beschleunigten sie ihren Lauf. Der Weg führte in ein dichtes Gehölz, das die letzten Sonnenstrahlen noch sehnsüchtig aufzuhalten schien. Tiefe Stille umgab sie. Germaine wollte Weißdorn pflücken. Während sie die duftenden Zweige abriffen, sprach Wilhelm.

Er fühlte sich namenlos glücklich. Er vergötterte und beschülzte die Geliebte.

Germaine empfand den vollen Zauber seiner Worte. In ihr regte sich der Hunger nach Glück, nach neuer, ungeahnter Wonne, die sich ihr in diesem Augenblick erschloß. Unter dem verschlungenen, blühenden Gezweig umhüllte die beiden dämmeriges Waldesdämmerung. Heiß quoll in ihren Adern der frische Lebensstrom auf, und in dem unsicheren Gefühl geheimer Furcht eilten sie davon. Sie banden ihre Blumengarbe auf die Lenkstange und kehrten auf der Straße nach Black Town zurück. Auf der Leabridge hielten sie an, um das Widerspiel des Mondes zwischen den Silhouetten der Röhne im Wasserpiegel zu beobachten.

„Nie habe ich mich so in das Wesen der Natur versenkt,“ sagte Germaine, „es ist zu schön; wir träumen wohl . . .“

An dieser Stelle kam ihr die Erinnerung an die Leere, die sie zum öfteren früher empfunden, und in dem neuermachten Leben floß ihr Herz über von Dank. Jeder einzige Tag würde fortan ein Stückchen Paradies bedeuten. —

Plötzlich fühlte sie einen stechenden Schmerz in ihrer Seele, ein banger Klage laut, den sie nicht zum Schweigen bringen konnte. Es war Dr. Germaine, der im tiefsten Inneren ihres Wesens aufschluchzte.

IX.

„Zauberhaft schön!“ rief Germaine aus, den Gatten glückstrahlend ansehend. Sie saßen am Meeresstrande. Hinter St. Leonards war eben die Sonne heruntergeglitten, um dort drüben in weiter Ferne in der Tiefe zu verschwinden. Übereinandergetürmt standen die Felsenriffe von Beshille und Eastbourne. Die eintretende Ebbe ließ hin und wieder zwischen dem Festein leuchtende Sandflecken hervortreten. Schaumbedeckt jagten sich die Wogen, sich senkend und hebend, mit einer Hast, daß bald der ganze Raum wie ein einziges, großes Lilienfeld erschien.

Beide schwiegen. In ihren Seelen leuchtete das Glück. Germaine war es, als könne nichts imstande sein, ihre Harmonie zu zerstören. Nie

vorher hatte sie ein derartiges Gefühl von Sicherheit empfunden, das in den zwei Monaten ihrer Hochzeitsreise im steten Zunehmen begriffen war. Nach und nach erst hatte sie es vermocht, den Traum, in dem sie sich befanden, zu fassen. Die schmerzlichen Bilder von Black Town, sein Jammer und seine Wunden blähten in der Entfernung allmählich ab. Sie gewöhnte sich an das Sonnenleben, umgeben von Blumen und Duft, und wunderte sich oft im stillen über dies Gefühl voller Befriedigung.

Während sie den Himmel beobachteten, der sich zu entfärben begann, murmelte Germaine:

„Wir sind zu glücklich, Wilhelm!“

„Zu glücklich?“ fragte er, „weshalb sagst du das?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte sie, ohne den Satz zu vollenden, woran eine unbestimmte Vagigkeit sie verhinderte.

Wie oft hatte sie, an dem Bett einer Kranken sitzend, plötzlich die Gestalt des Todes herannahen sehen. Sie war gewohnt, ihn als täglich heranstürmenden Feind zu betrachten. In Stunden höchster Erschöpfung hatte sie ihn sogar gerufen, um ihn dann nach einem erquicklichen Schlaf bald wieder zu vergessen. Und jetzt inmitten ihrer Wonne überfiel sie öfter, unfähig sich den Grund zu erklären, der Gedanke an ihn.

Wilhelm nahm ihre eifige Hand in die seine.

„Komm, der Wind frischt auf . . .“

Und heute war ihr letzter Spaziergang vor ihrer Rückkehr nach London.

Nacheinander ließen sie die Erinnerungen dieser seligen Zeit an ihrem Geiste vorüberziehen. Hochsommer war es inzwischen geworden. Um sie her reiften die Brombeeren, und verspätetes Geißblattlaub breitete sich über den Hecken aus. Sanft stieg der Weg abwärts zwischen Bäumen und smaragdgrünen Wiesen, auf denen Farmen mit dem großen, schützenden Dach unter dichtem Blättergeranke verschwanden. In der Ferne begrenzten bläuliche Hügel den Horizont. Sie standen vor einer spitzbogigen Kirche, die, inmitten hoher Nussbäume, völlig von Efeu umspinnen war.

„Hollington“, sagte Wilhelm. Es war ja Sonntag und Erntedankfest. Die Menge staute sich, und viele setzten sich auf die Gräber rund umher, um von dort den Klängen der Orgel zu lauschen.

Wilhelm und Germaine betraten das Gotteshaus.

Das dunkle Schiff war hin und wieder von Lichtstreifen durchzogen, die auf den Bänken haften blieben. Die Heiligen an den Fenstern erglänzten lächelnd, steif.

Klematis umrankten die Bogen, und wilder Wein wand sich um die Säulen. An den Wänden entlang waren Lilienbüschel mit Kerzen angebracht, und zwischen den Korngarben flammten purpurne Dalien auf.

Die Versammlung sang stehend, und all diese Blumenpracht mit ihrem berausenden Duft schien einzustimmen in ein einziges Lob- und Dankgebet.

Als Wilhelm und Germaine wieder heraustraten, blendete sie das Sonnenlicht.

Eingefasst von grünen Wiesen leuchtete das reife Korn, das zum Teil bereits geschnitten, zum Teil in der fächelnden Luft leise hin und her wogte. Die Mühlsteine setzten sich in Bewegung. Sie glichen schwerfälligen, unbeweglichen Tieren, die sich in endlosem Zuge folgten.

Germaine atmete tief auf.

„Welcher Friede!“ sagte sie, „welcher Reichtum! Höre nur, überall Saugzen und Singen bis in das blühende Gotteshaus hinein! Hier ver-
gibt man das Maß von Leid, das ein jeder zu tragen berufen ist.“

Wilhelm zog sie mit sich fort.

„Nein, kein Wort mehr von Leid. Meine Prinzessin soll es nicht mehr erreichen. Sie muß endlich lernen, glücklich zu sein.“

Germaine lächelte.

„Das bin ich, Wilhelm. Es lernt sich nicht schwer.“

Dann irrten sie noch eine Weile in dem Friedhof umher. Die Toten störten ihr Glück nicht, ihr Blick blieb nur auf den Blumen der Gräber haften. Plötzlich blieben sie stehen. Ein Leichenzug kam ihnen entgegen. Allem Anschein nach hatte er einen weiten Weg über Feld gemacht. Einen Augenblick setzten die Träger den Sarg ins Gras, und die Angehörigen gruppierten sich um ihn herum.

Von diesem Anblick unwillkürlich gefesselt, rührten sich auch Wilhelm und Germaine nicht von der Stelle. Nacheinander musterten sie teilnehmend und gespannt die müden, schmerzvollen Züge der Leidtragenden. Ein junger Mann, der einen kleinen Knaben an der Hand hielt und dem Sarge zunächst stand, verhielt mit Mühe das Schluchzen.

„Laß uns gehen“, bat Wilhelm.

Germaine aber blieb unbeweglich, schwer gegen den Gatten gelehnt. Endlich zog er sie mit sich fort, und gleich darauf befanden sie sich wiederum in dem grünen Pfad, auf dem die Schatten bereits länger zu werden begannen.

Germaine schwieg, sie hatte den Kopf tief gesenkt.

Der Anblick des Sarges mit seiner unabweisbaren Perspektive hatte ihr wiederum die Todesgedanken mit erschütternder Gewalt vor die Seele geführt.

„Auch du wirst eines Tages darin ruhen, kalt, starr“ — dachte sie, ebenso Wilhelm, der in voller Manneskraft neben ihr herschritt.

Die gräßliche Vision verfolgte sie unerbittlich. Sie schwebte über allem Glück, über Licht und Wonne . . .

Und mit einemmal erschien ihr das Leben kurz. Wie ein Flug Schwalben eilten die Jahre an ihnen vorüber. Wieviel Zeit blieb da noch zum Lieben, zum Austausch all des berausenden Glückes? Wartete nicht schon der schwarze Sarg auf sein Opfer?

Instinktiv erriet Wilhelm ihre Gedanken und bemühte sich, sie zu zerstreuen. Sie hörte ihm zu, indes ihr Blick schon nach dem Raubvogel

aussehende, der bereit war, sich auf seine Beute zu stürzen. Von dem wahnsinnigen Verlangen erfaßt, zu leben, zu überdauern, Greifbares zu fassen, rief sie:

„Ach, Wilhelm, könnte man doch an ein ewiges Leben glauben!“

Sanft preßte er sie an sich.

„Wie gerne möchte ich es . . . vielleicht . . . vielleicht, Germaine . . .“

„Stets habe ich den Gedanken von mir gewiesen“, sagte sie; „wie lange ist es her, daß ich nicht mehr glauben kann! Aber der Tod . . . es ist furchtbar . . .“

„Laß uns unsre Liebe genießen, und nicht allzusehr über diese Dinge nachdenken.“

Wie sie die tränenvollen Augen zu ihm aufschlug, zog er sie fest an sich, und obgleich weit und breit keine Seele zu erblicken war, in dieser Feiertagsstunde, kispelte er leise in ihr Ohr:

„Es gibt dennoch eine höchste Anwartschaft, die kann uns nicht täuschen, nämlich: die Schöpfung neuer Wesen, in denen unsre Seele und unsere Liebe fortleben wird.“

Lächelnd sah sie ihn unter Tränen an, dann ergriff sie die Erscheinung aufs neue:

„Mir ist, als ob nichts imstande sein könnte, mich von dir zu trennen“, hauchte sie.

Leise schritten sie schweigend dahin. Durch eine Lichtung des Blätterwerks hindurch erschien plötzlich das Meer, entfernt noch, blaugrau mit violetttem Firnis hin und wieder überzogen. Mattgolben und müde fielen die Sonnenstrahlen durch das Gewölk auf den weißen Strand.

Germaine und Wilhelm näherten sich ihm. Mit grünen Flocken marmoriert, schienen die Felsenriffe ihre schlante Gestalt zu verlängern. Gespenstisch, unbestimmt traten die Häuser von Verhill hervor.

„Laß uns ein letztes Mal auf die Düne steigen“, bat Germaine.

Oben angelangt, setzten sie sich zwischen gelben Mohn.

Die Sonne war hinter Wolken verschwunden. Das ungestüme Meer, mit bläulich-weißen Schaumkämmen bedeckt, staute sich am schwarzen Horizont, über dem ein fahler, gewitterschwangerer Himmel lagerte. Grollend, zerschellend, berstend kamen und gingen die Wellen, wie ein gewaltiger Protest, wie eine Verheißung ewiger Liebe zwischen Fels und Meer.

„Ich liebe das Meer“, murmelte Germaine, „es redet von Ewigkeit!“

X.

Am einem lauen Septemberabend kehrten sie in ihr neues Heim ein. Die Gemächer waren hell erleuchtet, Blumen schmückten die Tische, das Mahl stand bereit, und die Dienerschaft erwartete das junge Paar.

Wenige Tage vor der Hochzeit hatte Germaine die Wohnung ein paarmal gesehen, während Maler und Tapezierer darin beschäftigt waren. Wenig bewandert in häuslichen Angelegenheiten, mit ihren Gedanken voll-

auf beschäftigt, hatte sie Wilhelm die Wahl von Möbeln, Stoffen und Stül überlassen. Sie legte keinen Wert auf diese Außerlichkeiten, während Wilhelm übergücklich immer neue Überraschungen fand.

„Ach, Wilhelm, du verwöhnst mich zu sehr“, rief sie aus, während er sie durch die Zimmerreihe führte; „es ist viel zu schön!“

Ihr Fuß versank in schweren Teppichen, und hinter ihnen schlossen sich überall kostbare Portieren.

„Hier, Germaine, das ist dein Reich.“

Bei diesen Worten öffnete Wilhelm ein kleines, ganz in Weiß gehaltenes Gemach, dessen bernsteinfarbene Blässe das Licht widerspiegelte. An den Wänden entlang fielen Büschel aufgeblühter Rosen herab. Die Möbel zeigten die gleiche Malerei, die sich in ebensolchen Girlanden an den Stühlen fortsetzte, längs der gebogenen Linie des Schreibtisches hervorlief, um dann in einem großen Strauß inmitten des Tisches zu enden. Die frische Rosengarbe, welche aus einer hellen dänischen Vase emporstrebte, erfüllte das Boudoir mit ihrem Duft.

„Viel zu viel und zu schön“, wiederholte Germaine gerührt.

Sie verstand das Zartgefühl des Gatten, dessen einziger Wunsch es war, sie zu beglücken.

Glücklich sah er sie an.

„Und jetzt zu Tisch, gnädige Frau“, rief er lachend.

Beim Durchschreiten der geräumigen, harmonisch hergerichteten Zimmer überkam Germaine eine eigenartige Traurigkeit, sie schwieg indes. Von dem kleinen Salon aus überblickte man den Square mit seinen sammetweichen Rasenstücken und Blumenbockletts.

Germaine beobachtete schweigend die darauf spielenden Sonnenstrahlen, und ihre Gedanken flogen nach den Häusern von Black Town zurück. Indes, vor den allzustark auf sie einströmenden neuen Eindrücken und Bildern wich die Vergangenheit sachte zurück.

Wilhelm wollte immer Neues kaufen. Nun mußten sie noch gemeinsam die Antiquitätenläden durchstöbern.

In heiterster Laune erklärte er Germaine, inmitten des tosenden Straßenlärms, die Verschiedenheit der Baustile und machte sie bekannt mit künstlerischer Form und Schönheit.

Von Bewunderung erfaßt, gewannen die Kunstgegenstände nach und nach ihr regeres Interesse.

„Sage, was dir am besten gefällt“, drängte er; „wähle nur!“

„Nein, nein, es ist Torheit“, erwiderte sie leise, während eine innere Stimme ihr klar und deutlich Einhalt gebot.

Jeden Abend brachte er ihr frische, seltene Blumen. Dankend, bewegten Herzens schalt sie. War denn ein bescheidener Weizenstrauß nicht genügend? Seine Liebe war es doch vor allem, die sie so beglückte.

Endlich hat sie vom Kauf immer neuer Juwelen abzustehen. Waren die poetischen Verse, die er dem Geschenk beilegte, nicht mehr wert als die

strahlenden Brillanten selber? Die kostbaren Toiletten konnte sie ja nicht tragen. Solcher Luxus schmerzte sie. Wilhelm protestierte. Weßhalb wollte sie den Verdienst von Arbeitern und Schneidern schmälern? Mußten die Reichen nicht kaufen, damit der Arme leben könne?

Lächelnd, glücklich schüttelte sie den Kopf. Auch er sorgte für die Armut auf seine Weise. Später würde er zur Besinnung kommen. Jedesmal, wenn der Spiegel ihr Bild zurückwarf, empfand Germaine ein gewisses Unbehagen; denn das Weib, das ihr da entgegentrat, glich allzu sehr jenen Modernen, für die sie bis dahin oft tiefe Verachtung gehegt hatte. Schließlich ließ sie dem Gatten den Willen, weil er sie liebte. Nichtsdestoweniger lag es wie ein Alp über ihrer Seele.

Nach und nach erst schwand die Erinnerung an ihre freudlose Kindheit, an die Jahre ernsten, mühevollen Strebens bei täglichen Entbehrungen. Sie vergaß den schweren Kampf ums Dasein während der Studienzeit, und die unablässige Qual um Wohl und Weh der anderen.

Immer vollkommener gestaltete sich das Heim, das ihren Traum, ihre Liebhabereien und die tiefste geheimnisvolle Färbung ihrer Liebe umschloß. Wie wonnig einsam lebte es sich hinter den schmeichelnd schweigenden Damasttapeten! Germaine liebte es, langausgestreckt, in den Rissen ruhend, zu träumen, durchdrungen von der harmonischen Umgebung der Dinge. Alles dies trat indes vor Wilhelms Liebe in den Hintergrund. Sie, die bis dahin nur zu geben gewohnt war, fühlte sich trunken in dem Bewußtsein dieser Liebe, in dem alles übersteigenden Empfinden, sein einziger Gedanke, sein ganzes Glück zu sein.

(Fortsetzung folgt)



Anstand und Dichtung

Von

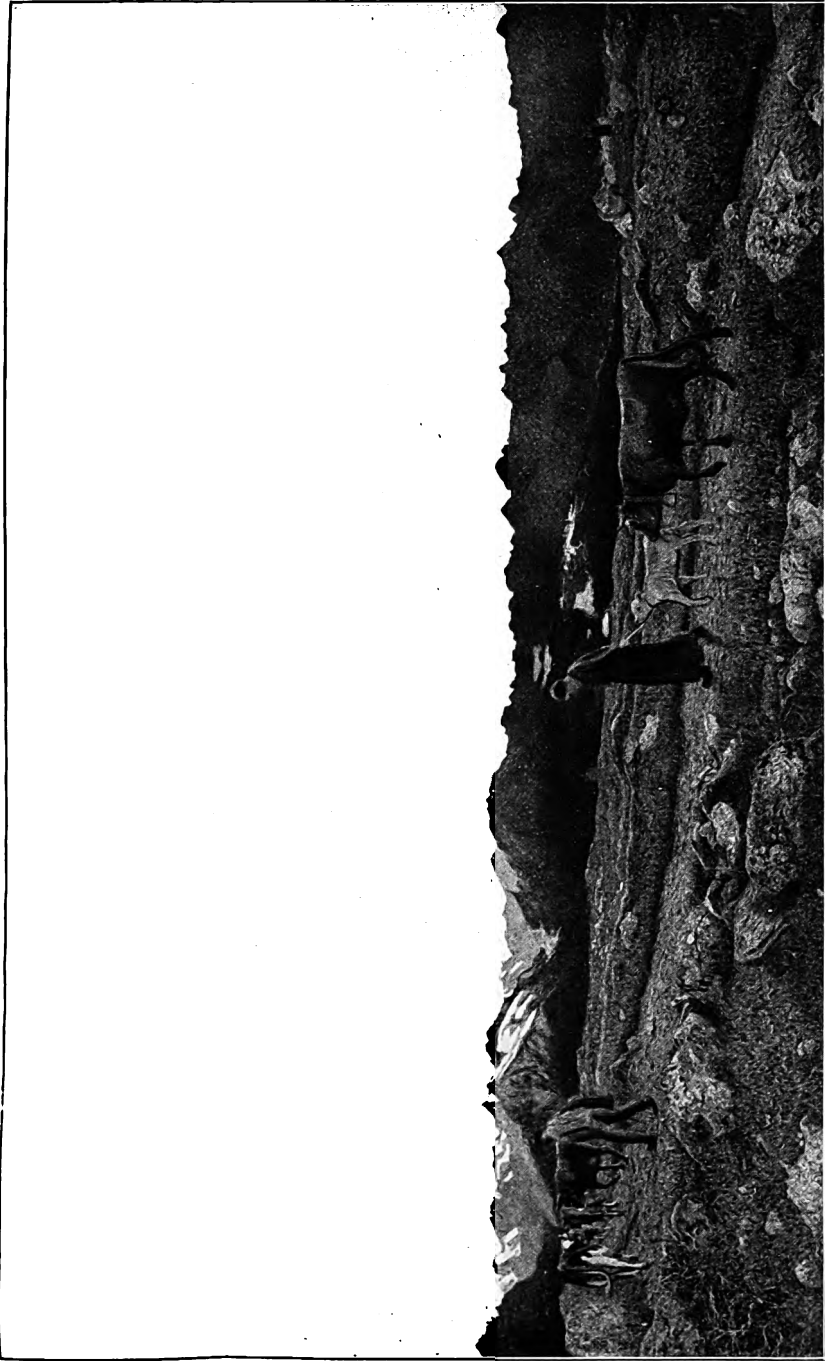
Friedrich Schiller

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbnis hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden und aus den Sitten die natürliche Anschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Anschuldwelt regieren.

Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer künstlichen Einfachheit wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses getan, so ist er auch eben dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicherstellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn kiest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

(Aus Schillers philosophischen und ästhetischen Schriften)





Segantini
Die Natur: Sein



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



Die polnische Gefahr und unsere Ostmark

Von

Dr. Fr. Guntram Schultheiß (Posen)

Noch immer stehen weite Kreise unseres Volkes der polnischen Frage im ganzen und im einzelnen verständnislos gegenüber, befangen in den Rückständen der alten weltbürgerlichen Verschwommenheit oder im Banne einseitiger Parteianschauungen. Deshalb muß die Aufklärung immer wieder versucht werden. Es ist das nicht etwa eine Sache, die nur Preußen angehe; versucht doch schon die polnische Fraktion im Reichstag, diesen gegen die preußische Polenpolitik aufzurufen. Der Kern der polnischen Gefahr ist ja nicht die Zahl der preußischen Polen an sich — daß in unsern östlichen Provinzen neben acht Millionen Deutschen drei Millionen Polen wohnen — noch auch ihre verhältnismäßig starke Vermehrung. Die polnische Gefahr würde ein weit harmloseres Gesicht zeigen, wenn unsere Polen zum Deutschen Reich in einem ähnlichen geographischen Verhältnis stünden, wie die Tschechen zu Österreich, so nämlich, daß ihr Sprachgebiet innerhalb der Reichsgrenzen läge. Aber es wird eben bei den politischen Diskussionen nur zu oft außer acht gelassen, daß unsere preußischen Polen nur die westlichen Vorschübe des gesamten Polentums sind, das in ihrem Rücken, im russischen Weichselland und in Westgalizien, in gedrängten Massen sitzt. Die Gesamtzahl der Polen wird zwar von ihnen selbst viel zu hoch angegeben, es gibt keine 20 Millionen Polen in Europa. Im russischen Weichselland leben zwischen den Polen auch zahlreiche Juden und Deutsche, sowie Russen; die Zahl der Polen beträgt aber im ganzen russischen Reich nach der letzten Zählung, deren Ergebnisse soeben veröffentlicht wurden, nur 7 931 307. Dazu kommen etwas über drei Millionen in Galizien und drei im Deutschen Reich, ergibt 14—15 Millionen in zusammenhängendem, wenn auch keineswegs so geschlossenem Sprachgebiet, wie das Deutschtum. Immerhin fließen durch diesen Rückhalt unserm preußischen Polentum so reiche Quellen nationaler Empfindungen, daß die politischen Grenzen tatsächlich bisher noch kaum eine geistige Scheidung bewirken konnten — das Polentum in drei sog. Teilungsmächten fühlt sich

als Volkseinheit. Es bedarf zur Feststellung dieses allpolnischen Nationalgefühls gar nicht erst der ausdrücklichen Versicherung bei festlichen Anlässen, daß die politischen Grenzen nur farbige Striche auf dem Leib des Gesamtpolentums bedeuten. Und dieses polnische Nationalgefühl beruht ja nicht nur auf der Sprache und auf einer beachtenswerten Literatur, die in Warschau, Kratau und Lemberg starke Wurzeln besitzt, es zieht seine Nahrung vor allem aus der Geschichte, aus der Erinnerung an das ehemalige polnische Reich, das in den Tagen seines Glanzes nach allen Seiten erobernd auszugreifen vermochte, so wenig auch seine inneren Zustände für die große Mehrheit erfreulich waren. Dem heutigen Polentum erscheint die zuchtlose Adelsrepublik der Vorzeit in demselben romantischen Schimmer von Macht und Glück, wie uns Deutschen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kaiserzeit der Salier und Staufer. Der politische Untergang der Polen, die Teilungen von 1772, 1793, 1795 und die letzte auf dem Wiener Kongreß konnten dem polnischen Nationalgefühl nur eine Vertiefung bringen, eine Wendung zum Sentimentalen und Wehmütigen — entsprechend der Erstarkung des deutschen Nationalgefühls durch die napoleonische Fremdherrschaft. Wurde doch von den Mitlebenden dem tragischen Geschick der Polen menschliche Teilnahme auch von denen nicht versagt, die in den Teilungen eine politische Notwendigkeit erblickten, hat doch diese rein menschliche Teilnahme an den Polen als eigenartigem Volke auch den Herrschern und Staatsmännern des Wiener Kongresses nicht gefehlt. Schon Maria Theresia hatte nur mit innerem Widerstreben ihre Einwilligung zur ersten Teilung gegeben; ein ähnlicher Widerstreit der Gefühle und der politischen Erwägung liegt der Proklamation des Königs Friedrich Wilhelm III. an die Einwohner des neugebildeten Großherzogtums Posen, datiert noch vom Wiener Kongresse, zugrunde; es ist später davon zu sprechen, daß die Anerkennung des polnischen Nationalgefühls keine politischen Sonderrechte begründen sollte.

Als die Träger des polnischen Nationalgefühls erscheinen seit den Teilungen zunächst der Adel, die Geistlichkeit und die Frauen. Bei dem Adel ist es ganz selbstverständlich, daß er in der Erinnerung an seine frühere Machtstellung in der polnischen Republik weiter lebte und webte, sich zurücksehnte nach der guten alten Zeit, wo er Bauern und Bürger und Juden unter seine Füße treten konnte, und das von Rechts wegen. Und an der Herrschaft wie früher teilzunehmen, blieb ebenso der Wunsch der Geistlichkeit, deren obere Schichten ja dem Adel angehörten und noch angehören. Die untere Geistlichkeit, aus dem Bauernstand hervorgehend, blieb ihm nahe durch Beschäftigung und Gesichtskreis und beherrschte ihn durch die religiösen Vorstellungen und die Macht der katholischen Kirche.

Im ganzen Verlauf des 19. Jahrhunderts läßt sich bei den Polen aller Teilungsmächte beobachten, wie jedes Entgegenkommen oder auch nur Gewährenlassen die polnischen Antriebe ermutigt, der Hoffnung, sich der Gewalt zu bemächtigen und das alte polnische Reich wieder aufzurichten,

neue Nahrung gibt. Alexander I. von Rußland, der Sögling der französischen Aufklärung und als solcher sentimentalten Wallungen zugänglich, hatte seinen neu gewonnenen polnischen Untertanen gewährt, was er den Russen zu gewähren weit entfernt war: eine Verfassung bei voller Autonomie des Königreichs Polen, und der Erfolg solcher Versöhnungspolitik war der Aufstand von 1830, begonnen mit einem Mordanfall auf den Statthalter Großfürsten Konstantin. Der Aufstand im österreichischen Galizien 1846 sollte damit eröffnet werden, daß in der Nacht vom 21. Februar in allen Städten Bälle stattfanden, zu denen die Offiziere eingeladen waren. Wenn sie beim Masuret die Säbel beiseite gestellt, sollten ihnen allen auf ein gegebenes Zeichen ihre polnischen Tänzerinnen Drahtschlingen um den Hals werfen, um sie so wehrlos dem Mordstahl der Aufrührer zu überliefern. Ein Zufall verhinderte die Ausführung — aber schon der Plan ist kennzeichnend für die polnische Auffassung, der Zweck sollte das ruchlose Mittel heiligen. Doch fällt der Matel nur auf den ausgewanderten Adel, dessen Phantasie in Mord und Aufruhr schwelgte, und dessen Urteilsfähigkeit über dem Traumbild des freien Polens blind war für die Wirklichkeit; die Bauern in Galizien, eingedenk ihrer slavischen Lage unter der alten Adelsrepublik, ergriffen Partei für die österreichische Herrschaft und schlugen 2000 Edelleute und Priester tot. Die aufrührerischen Bewegungen in der Provinz Posen 1846 und 1848, gleichfalls durch einige Missetaten besleckt, waren niedergeschlagen, sobald die Regierung mit fester Hand zugriff. Anbelehrt durch solche Erfahrungen beschritten die russischen Polen 1863 wieder die Bahnen der Empörung; seitdem liegt die russische Faust schwerer auf dem Nacken des Weichsellandes. Aber unter der Asche glimmt der Funke fort, des günstigen Windes gewärtig, um als helle Flamme hervorzubrechen.

Ist doch der galizischen Schlachta inzwischen durch kluge Diplomatie ihrerseits und Kurzsichtigkeit der Staatslenker Osterreichs eine Machtstellung zuteil geworden, wie sie zur Neubelebung des polnischen Zukunftsraumes vom Wiederaufstehen des ehemaligen Reiches den allerbesten Nährboden bietet: die so gut wie unbeschränkte Herrschaft über Galizien und zugleich die politisch und wirtschaftlich immer neue Beute bringende Rolle des Jünglings an der Wage im parlamentarischen Ränkespiel obendrein. Da ist es selbstverständliche Folge, daß heute Galizien offen als das polnische Piemont bezeichnet wird, als das Land, von dem aus die politische Vereinigung aller Länder mit polnischredender Bevölkerung erfolgen wird. Die einen nennen sich Allpolen, die andern, soweit sie als Leiter und Führer in Betracht kommen, sind es, ohne es zu sagen.

Denn die Organisation des Allpolentums beschränkt sich ja nicht auf Galizien, dort treten nur die Ausgänge des weitverzweigten unterirdischen Fuchsbaus zutage. Die oberste Behörde der allpolnischen Bestrebungen ist die Nationalliga; ihr Sitz ist im russischen Weichselland, aber selbstverständlich hüllt sie sich in ein geheimnisvolles Dunkel und erläßt daraus hervor ihre Weisungen, wie in letzter Zeit mehrfach geschehen ist über die

Haltung der Polen im russisch-japanischen Kriege. Ihre agitatorische Tätigkeit, von polnischer Seite euphemistisch als „Aufklärung“ besonders der Bauern im russischen Anteil bezeichnet, wird gespeist aus den Geldmitteln des Nationalsschatzes, der ebenso wie die Nationalliga in seinem Grundstock ein Überbleibsel aus dem letzten polnischen Aufstand von 1863 ist: der Nationalsschatz wurde früher als ein Anhängsel des Revolutionsmuseums zu Rapperswyl am Züricher See aufbewahrt und verwaltet; im August 1903 aber wurde die Trennung beschlossen, angeblich infolge einer Anfrage der russischen, preussischen und österreichischen Regierung beim Bundesrat der Eidgenossenschaft zu Bern, weshalb er dulde, daß auf seinem Gebiet ein Schatz gesammelt würde zu dem einzigen Zweck, eine bewaffnete Erhebung gegen die drei Mächte vorzubereiten. Die Oberaufsichtskommission über den nach Paris verbrachten Nationalsschatz wurde gleichzeitig um drei Mitglieder verstärkt, und zwar durch den österreichischen Reichsratsabgeordneten Dr. Carnowski aus Przemyśl und durch zwei polnische Bürger aus dem russischen Anteil, deren Namen aus leicht verständlichen Gründen geheim gehalten werden. Diese Zuwahlen hatten den Zweck, der Einrichtung des Nationalsschatzes den Charakter einer allgemeinen Stiftung, nicht einer solchen im Dienste des polnischen Emigrantentums zu geben.

Nach den neuen Satzungen, die bei einer Sitzung der Oberaufsichtskommission zu Rapperswyl am 3. August 1904 beschlossen worden sind, ist der polnische Nationalsschatz eine nationale Gründung, die durch Beiträge, einmalige Spenden und Vermächtnisse entstanden ist und anwächst, zusammengebracht zu dem Zwecke, die nationale Sache, namentlich in der Heimat selbst, sowie die nationale Bewegung in ihrem Streben nach dem Schutze und der Erringung der nationalen Rechte zu fördern. Im besonderen verfolgt der polnische Nationalsschatz nach § 2 den Zweck, der Gesamtbevölkerung den Grundsatz einzupflanzen, daß sie sich nur auf die eigenen Kräfte und Mittel zu verlassen habe, die Gesamtbevölkerung an die Pflicht der Entrichtung einer Nationalsteuer zu gewöhnen, die nationalen Arbeiten durch beständig fließende Mittel zu unterstützen, im geeigneten Augenblick durch größere Geldbeiträge die entschiedene nationalpolitische Aktion zu fördern. Von den anfallenden Zinsen werden zwei Drittel alljährlich verfügbar — sie sind bisher meist der Nationalliga zugeflossen, ein Drittel dient der Mehrung des Kapitals. „Die Flüssigmachung von drei Vierteln des Gesamtkapitals kann — so bestimmt § 15 — nur im Augenblick einer entschiedenen politischen Aktion der ganzen Nation, welche direkt die Erlangung der vollständigen oder teilweisen Unabhängigkeit Polens anstrebt, erfolgen; ein Viertel des Kapitals soll nach wie vor aufbewahrt werden. Gebrauch machen von den Fonds des Nationalsschatzes kann nur die in sich die nationale Bewegung personifizierende und sie tatsächlich leitende, das heißt die im politischen Leben der Nation eine der Organisation des Zentralkomitees im Jahre 1862 ähnliche Stellung einnehmende politische Organisation.“

Darüber entscheidet die Oberaufsichtskommission. Da nun nach Mitteilungen der polnisch-galizischen Presse die Nationalliga schon bisher zu ihrer Agitation finanzielle Unterstützung vom Nationalsschatz, nämlich aus den anfallenden Zinsen erhält, so ergibt sich aus der Fassung der Satzungen mit voller Deutlichkeit, daß die Nationalliga die geforderten Eigenschaften einer politischen geheimen Organisation des Polentums mit dem Sitz in Warschau besitzt. Im Dienst der Nationalliga steht der in Krakau erscheinende Polak, der hauptsächlich unter der polnischen Bauernbevölkerung des russischen Weichsellandes verbreitet wird.

Die Fahnenträger und Vorkämpfer des allpolnischen Nationalgefühls und seines Herzenswunsches einer Wiederaufrichtung des alten Polenreiches sind vor allem die polnischen Turnvereine, die Sokole oder Falken, wie sie nach tschechischem Vorgang genannt werden. Von Galizien ausgegangen, wo der erste Sokol 1867 entstand, genießen sie dort selbstverständlich die größte Bewegungsfreiheit und finden es gar nicht nötig, mit ihren letzten Zielen hinter dem Berge zu halten. Das Liederbuch der galizischen Sokole verherrlicht fast auf jeder Seite den Gedanken der gewaltsamen Losreißung, der in Krakau erscheinende Polak brachte 1899 die redaktionelle Notiz, „heute haben fast alle erwachsenen Polen in fremden Armeen gedient, aber in jeder Armee ist das Kommando ein anderes. Man sollte für eine einheitliche Exerzierordnung mit polnischem Kommando sorgen, was in dem entsprechenden Augenblick die Gründung eines polnischen Heeres erheblich erleichtern würde. Niemand weiß, wann dieser Augenblick eintritt, aber wir müssen uns beizeiten auf einen solchen Fall einrichten.“

Wenn solche Offenheit überhaupt noch überboten werden kann, so tut es das Polentum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Man schätzt die Zahl der dortigen Polen auf 2 $\frac{1}{2}$ Millionen; in zahlreichen Vereinen organisiert, wirtschaftlich fortgeschritten, stellen sie einen nicht unbeträchtlichen Machtfaktor in der Union dar. Von großer politischer Bedeutung ist der Nationalpolnische Verband, dem zurzeit 647 Vereine mit 54 000 Mitgliedern angehören. Er steht in enger Verbindung mit dem Nationalsschatz und somit auch der Nationalliga in Europa und bildet dessen Filiale in Amerika, jedoch in voller Öffentlichkeit. Angeschlossen sind ihm auch besondere polnische Turn- und Militärvereine, etwa 400 mit einer Mitgliederzahl von 20 000. Als deren Aufgabe bezeichnen die Satzungen frank und frei: Unterstützung sämtlicher polnischnationaler Bestrebungen, die eine Wiederherstellung des polnischen Reiches zum Endziel haben, und gegebenenfalls tätige Teilnahme am Kampfe für die nationale Unabhängigkeit. Es bestehen bereits 101 Abteilungen polnischer Infanterie in den verschiedenen Städten der Union, wohl auch Regimenter genannt, mit einer Phantasiuniform: hellblaue Jacke, schwarze Hose mit roten Streifen und Krakauer Mützen, die mit dem polnischen Wappen und dem amerikanischen Sternestreifen geziert sind. Die Bewaffnung ist das amerikanische Militärgeweh und kurze Säbel. Es gibt auch Sensenmännerabteilungen. Die

berittenen Truppen sind Dragoner, ein Husarenregiment und Johann-Sobieski-Planken in kurzen Jacken und blauen gelbgestreiften Hosen, an den Lanzen weißrote Fähnchen mit dem polnischen weißen Adler und dem Sternenbanner; dann berittene Schützen in dunkelgrauen langen Röcken nach russischem Muster, endlich Artillerie-Abteilungen. Zu den regelmäßigen Waffenübungen, und ebenso zu polnischen Nationalfesten rückt dieses freiwillige Heer in vollem Glanze mit wehenden Fahnen und unter Musik aus. Für die Gründung einer höheren Kriegsschule, in der die Mitglieder der polnischen Militärvereine eine theoretische und praktische Ausbildung als Offiziere erhalten sollen, hat der 15. „Landtag“ des polnischen Nationalverbandes, abgehalten im Oktober 1903 zu Wilkesbarre in Pennsylvanien, 2000 Dollar bewilligt.

Man kann einzelnes nur eines Lächelns wert erachten, unleugbar aber ist die Tatsache, daß innerhalb des europäischen und des amerikanischen Polentums das Bestreben nach Wiederaufrichtung des ehemaligen polnischen Reiches nach wie vor zahlreiche Anhänger besitzt, und daß eine umfassende Organisation zielbewußt an seiner Vorbereitung arbeitet. Das ist die polnische Gefahr, und daß sie auch unsere Provinz Posen, ja die gesamten östlichen Länder Preußens bedroht, dafür mag zunächst ein Artikel der Allpolnischen Rundschau vom Dezember 1901 zeugen, in dem die Sätze vorkommen:

„Der Kampf zwischen den Deutschen und den Polen ist ein Kampf, der jede Möglichkeit gegenseitiger Annäherung ausschließt, ein Kampf auf Leben und Tod. Betrachtet man ihn aus einer bestimmten Entfernung, so ist leicht zu erkennen, daß es sich hier nicht um gewöhnliche Eroberungen, um irgend eine kleine Landstrecke handelt, sondern um Millionen Menschen, die Polen oder Deutsche werden sollen. Das ist ein Kampf um die Herrschaft über eine riesenhafte Fläche, um die deutschen Aussichten auf dem Baltischen Meere, um die Frage, ob Berlin die Hauptstadt Deutschlands bleiben, ob den Preußen die Hegemonie im Reiche erhalten werden soll. Wenn die Polen aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen sollten, werden die Deutschen nicht nur das „Großherzogtum“ Posen, sondern auch das ganze polnisch sprechende Schlesien und das baltische Pommern verlieren — eine Fläche, auf der heute sieben Millionen Menschen leben. Gleichzeitig werden sie alle ihre Macht auf der Ostsee und alle ihre Aussichten auf eine Besitzergreifung der baltischen Provinzen Rußlands (!!) verlieren. Dann wird das Übergewicht Preußens im Deutschen Reiche sehr sinken und Berlin, das an der Grenze des Staates liegt, kann nicht die Hauptstadt bleiben.“

Man sieht, das Allpolentum denkt nicht etwa daran, unsere Provinz Posen — was eine vernünftige Erwägung nahe legen sollte — aus seinem Programm auszuschalten. Die ganze polnische Bewegung ist eben, entsprechend der schon von Bismarck gegebenen Kennzeichnung der Polen, sie seien Dichter in der Politik und Politiker in der Dichtung, weit mehr Sache

des Gefühls als der Erwägung von möglich und unmöglich. Gefühlsmomente sind es auch in erster Reihe, die der polnischen Auffassung des Verhältnisses der Provinz Posen zur Gesamtmonarchie zugrunde liegen. Was uns Provinz Posen heißt, das heißt dem Polen Großpolen — muß nicht schon dieser Name die Begehrlichkeit aufstacheln? Und der Erzbischof von Gnesen, wo der heilige Adalbert begraben ist, war einst der Primas von Polen, und im Falle der Erledigung des Thrones der interrex, der Zwischenkönig. Vor einigen Wochen konnte eine polnische Zeitung schreiben, daß die politischen Rechte des Primas zur Zeit nicht in Kraft stünden — nun am guten Willen, den alten Nimbus auszubeuten, fehlte es ja nicht, solange es dem Erzbischof gestattet war, sich bei Firmelungsreisen von berittenen Bänderien begleiten zu lassen, an deren Lanzen lustig weißrote Fähnchen flatterten. Der Anflug ist abgestellt; die polnische Auffassung wird sich aber in privaten Beziehungen auch heute noch keinen Zwang antun.

Ein Gefühlsmoment ist es auch in der Stellung unserer preussischen Polen zum Staat, daß das Polentum förmlich schwelgt in einem anachronistischen Haß gegen den deutschen Orden und dessen Festsetzung an der Weichselmündung unter Hermann von Salza zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Wunderlicherweise scheinen die Polen in der Gründung des deutschen Ordensstaates die eigentliche Ursache all des späteren Unglücks zu suchen. Dieser Haß gegen den deutschen Orden durchzieht eines der besten Werke des polnischen Schriftstellers Heinrich Sienkiewicz, den Roman „Die Kreuzritter“ — im übrigen ein ganz vorzüglicher historischer Roman und auch für uns Deutsche sehr lesenswert. Dem Dichter ist es ja erlaubt, ungerecht zu sein, die historische Wirklichkeit zu verzeichnen, wo er sich im Dienst seines Volkstums stehend fühlt. Aber befremden muß es, wenn auch die Wissenschaft in den Dienst der nationalpolitischen Tendenz gepreßt wird, wie in dem Buch des Lemberger Professors der Geschichte Retzynski über Konrad von Masovien und den deutschen Orden, in dem versucht wird zu beweisen, daß die Schenkungsurkunde dieses Herzogs von dem deutschen Orden gefälscht worden sei. Bewiesen ist es nicht, aber selbst wenn eine Interpolation vorläge — so ist wissenschaftlich die Sache zu bezeichnen! —, so müßte sie nach den Anschauungen ihrer Zeit beurteilt werden, nicht nach einem moralischen Maßstab polnischer Sentimentalität unserer Zeit. Geht doch der polnische Professor so weit, in der Vorrede eine Parallele zwischen Hermann von Salza und Bismarck vorzuführen — das mag in einem Leitartikel angehen, mit objektiver Wissenschaft hat solcher Mißbrauch nichts zu schaffen.

Aber es paßt das recht gut in die polnische Selbstgefälligkeit, die sich im Glanz des alten polnischen Reiches spiegelt und Brandenburg-Preußen als Emporkömmling in der europäischen Staatenwelt zu betrachten liebt. Selbst die Zeitungen glauben einen Trumpf auszuspielen, wenn sie darauf hinweisen, daß noch der Große Kurfürst in den Anfängen seiner Regierung sein Ostpreußen habe als Lehen der polnischen Krone in Emp-

fang nehmen müssen. Davon schweigen sie, daß derselbe Fürst, der erste in der langen Reihe großer Herrscher des Hohenzollernstammes, mit einem brandenburgischen Heere vor Warschau rückte und die Anerkennung seiner Souveränität in Preußen von Polen erzwang. Mögen die Polen sich der Vergangenheit erfreuen, sie ist Vergangenheit.

Aber nicht nur in Gefühlsmomenten lebt sich das Widerstreben gegen die preußische Herrschaft in Posen aus. Es bedarf nur der Erinnerung daran, wie noch 1867 im preußischen Abgeordnetenhaus gegen die Einbeziehung der Provinzen Posen und Westpreußen in den norddeutschen Bund polnischer Protest laut wurde, und ebenso 1871 gegen die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich; wie Bismarck ihn abgefertigt hat. Die Berufung auf den Wiener Kongreß von 1815 und seine angeblichen Versprechungen an die Polen wird aber trotzdem noch heute gelegentlich versucht — allem Anschein nach ohne jede Kenntnis des Wortlautes. Denn was besagt er in Wirklichkeit? In der Schlußakte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815 lautet Absatz 2 des ersten Artikels zu deutsch: „Die Polen, beziehungsweise Untertanen Rußlands, Osterreichs und Preußens werden eine Vertretung und nationale Einrichtungen erhalten, geregelt nach dem Maße der politischen Existenz, das jede der Regierungen, denen sie angehören, für nützlich und angemessen erachten wird ihnen zuzubilligen“, das heißt doch nichts anderes, als daß jeder Staat seine polnischen Untertanen so behandeln kann, wie es ihm paßt — von Rechten ist dabei keine Rede. Nun gefallen sich die Polen aber auch darin, den Allerhöchsten Zuruf des Königs Friedrich Wilhelm III. an die Einwohner des Großherzogtums, gegeben zu Wien den 15. Mai 1815, als ein förmliches Versprechen von Vorrechten hinzustellen, weil er die Worte enthält: „Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne eure Nationalität verleugnen zu dürfen“, und „Eure Sprache soll neben der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden“. Damit war in Gericht und Verwaltung der polnischen Sprache Spielraum gelassen, aus Rücksicht auf die vielen Bewohner, die noch keine Möglichkeit gehabt hatten, sich mit der deutschen Sprache bekanntzumachen.

Man darf nur in die väterlich milden Worte des Königs, der ganz auf dem Boden des patriarchalischen Absolutismus stand, nicht die Zusage einer staatsrechtlichen Sonderstellung der Provinz Posen hineinlesen wollen — sie sind nichts weiter als eine persönliche Anerkennung und zart sinnige Schonung des polnischen Nationalgefühls der polnischen Bewohner der Provinz, die Wahrung der Rechte der deutschen Bevölkerung und des Staates wurde als selbstverständliche Konsequenz der „Zurückführung in die uralten Verhältnisse“ der angekündigten Organisation überlassen. Aber auch diese hat dem polnischen Nationalgefühl in mancherlei Hinsichten eine reichlich bemessene Schonungsfrist gewährt — es ist die Schuld der Polen, wenn sie diese Schonungsfrist als einen dauernden Anspruch auf Sonderrechte aufgefaßt haben und sich noch heute darauf berufen.

Es war eine Art Versöhnungspolitik, die während dieser Schonfrist betrieben wurde. Ihren Zweck hat sie aber nicht erreicht. Es trug dazu ohne Zweifel bei, daß Posen (ebenso wie Ost- und Westpreußen) nicht zum Deutschen Bund gehörten, also immerhin eine freilich rein fiktive Sonderstellung hatte. Mehr ins Gewicht fiel aber der Widerstand des Adels und der katholischen Geistlichkeit; diese verfocht in den nationalpolnischen Bestrebungen zugleich den Herrschaftsanspruch der Kirche. Polentum und Katholizismus verwuchsen vollständig, und diese Gleichsetzung, dem Polen der untern Stände wie ein Dogma feststehend, ward dann der Geistlichkeit zu einem mit jähem, zielbewußter Geffissentlichkeit ausgebeuteten Mittel der nationalpolnischen Propaganda unter den deutschen Katholiken der Provinz Posen. Man braucht ja nur an das traurige Beispiel der neun Bambergerdörfer rings um die Stadt Posen zu erinnern, deren Bewohner, zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus der Gegend von Bamberg eingewandert, drei bis vier Generationen zäh ihr Deutschtum festzuhalten vermochten, bis einzelne polnische Geistliche ihren Einfluß auf die Schule und den Beichtstuhl dazu mißbrauchten, sie zum Polentum herüberzuziehen. In Katalai und in Wilba, der größten Bamberger Ansiedlung, gelangten diese Umtriebe erst in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Siege — ein Sieg des fanatisch nationalen polnischen Klerus über den Staatsgedanken.

Aber auch heute noch sind solche Umtriebe nicht ausgeschlossen und Belege dafür zur Hand . . .

Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, wie sehr die Widerstandskraft des Polentums gerade in Posen durch das Aufkommen eines polnischen Mittelstandes gestärkt worden ist, dessen Schöpfung zunächst dem Wirken des Marcinkowstivereins zuzuschreiben ist. Ebenso bekannt ist, daß der gesamte wirtschaftliche Aufschwung des Polentums, der sich in dem Geschäftsbetrieb der Banken als scharfer Wettbewerb mit der Ansiedlungskommission geltend macht, wesentlich auf deutschem Gelde beruht, das die Sachfengänger zurüchbringen und die polnischen Bergarbeiter nach Hause senden. In gesellschaftlicher Hinsicht hat das Polentum wenigstens in der Provinzialhauptstadt sich vollständig abgeschlossen, es hat sein eigenes Theater, sein Vortragswesen, seine Vereine, darunter auch die Sokole, selbst seinen eigenen Eisplatz. Und ganz besonders sind die polnischen Frauen die schroffsten Vertreterinnen ihrer Nationalität. Dazu kommt die polnische Presse und die polnische Vertretung im Abgeordnetenhaus und Reichstag.

Wer aber noch nach einem förmlichen Beweis dafür verlangt, daß auch das Nationalgefühl unserer preussischen Polen allpolnische Träume pflegt, dem sei nur der Artikel einer Graubuzer polnischen Zeitung zur Beachtung empfohlen, in dem es heißt: „Wir glauben, daß sogar ohne unser Zutun unser Vaterland die Freiheit erlangen wird. Wir glauben daran, daß, wenn das Maß der Verworfenheit und der Schandtaten der

Mächtigen dieser Welt übertoll ist, daß dann der Blickstrahl des Zornes Gottes aus den himmlischen Höhen sie treffen, daß er ihre Macht zermalmen wird, und daß dann der liebe Gott mit seinem mächtigen Arm die Fesseln der geknechteten Nationen samt und sonders sprengen wird. Der Zorn Gottes wird über die Welt hinfehen, er wird die Grundfesten der heutigen elenden Volksgesamtheiten zertrümmern und auf neuen Grundfesten neue Volksgesamtheiten zum Leben rufen. Und inmitten dieser Volksgesamtheiten wird Gott auch ein freies und gleichberechtigtes Polen unter freien und gleichberechtigten Nationen 'aufrichten'.

Solche Ausdruckweise gilt den polnischen Zeitungsschreibern und Lesern als durchaus loyal. Dulden und Hoffen mit ausgesprochenem Verzicht auf eigene Bemühung zur Herbeiführung des zukünftigen Strafgerichts, — dagegen kann doch kein Staatsanwalt einschreiten! Aber es ist nur Vorsicht. Die politischen Verhältnisse der letzten Monate, die Niederlagen Rußlands, die Spannung zwischen England und dem Deutschen Reich haben aber die polnische Phantasie wieder einmal so stark erhitzt, daß die zu Posen erscheinende *Praca* unter anderen folgende Sätze zu drucken sich getraute: „Das Interesse der polnischen Nation heischt gebieterisch eine Niederlage des größten uralten Feindes — eine Niederlage Deutschlands. . . Die Niederlage Rußlands ist für uns kein geringer Gewinn, aber die Niederlage Deutschlands wäre für uns noch ein hundertfach größerer. Sie ist sogar die unerläßliche Vorbedingung der tatsächlichen Wiedergeburt der polnischen Nation. Erst dann, wenn Deutschland wie Rußland seine Schlacht von Mutden und Eschuschima schlagen wird, wird die polnische Brust aufatmen. In dieser Überzeugung nehmen die Polen gegenüber dem Streben der englischen Politik (zur Bildung einer deutschfeindlichen Koalition mit Einfluß Österreichs!) eine wohlwollende Stellung ein, und sie vertrauen darauf, daß die jetzt zutage tretenden Ambitionen Deutschlands sich als das Grab der deutschen Größe erweisen werden.“

Saben nun diese phantastischen Zukunftsträume von dem Wiederkommen des alten Polenreiches vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere — weniger als die Grenzen von 1772 verlangen die Polen im allgemeinen nicht, nur Oberschlesien nehmen sie außerdem noch in Anspruch! — irgendwie Ausichten auf Verwirklichung? Die Polen selbst zweifeln ja nicht daran, sie rechnen auf internationale Verwicklungen, die einen Ausstand zu decken hätten. In die Zukunft vermag niemand zu blicken; und da das Polentum in Galizien bereits ein Piemont als Basis einer neuen Staateschöpfung besitzt, läßt sich auch die Gewährung ähnlicher Autonomie für Rußisch-Polen nicht als unmöglich bezeichnen. Ein Zusammenfließen der beiden Gebiete wäre dann als weiterer Schritt zu denken — kurz ein polnischer Staat ist immerhin eine nicht unmögliche Kombination, wenn die Voraussetzungen gerade so zusammentreffen.

Aber noch viel sicherer läßt sich sagen, daß ein neues Polen kurzlebiger sein müßte als das alte, das an der politischen Unfähigkeit der Polen zugrunde

gehen mußte. Die heutigen Zustände in Galizien liefern den Beweis, daß die politische Unfähigkeit der polnischen Schlichta noch dieselbe ist wie vor 100 und 200 Jahren. Die galizische Moral ist sprichwörtlich in Oesterreich; und die Behandlung der Ruthenen zeigt, wie die Polen die Freiheit verstehen. Der gewaltthätigen Unterdrückung durch die Polen müde, suchen die Ruthenen Ostgaliziens aus freien Stücken den Anschluß an die deutsche Kultur und erstreben für ihre Volksschulen den deutschen Sprachunterricht — ein seltsamer Widerspruch zu den oben angeführten Tiraden der Graudenger Zeitung. Wäre der Schreiber besser mit den Schätzen deutscher Bildung vertraut, so hätte ihm Goethes Wort einfallen müssen:

Aber ihr treibt es toll,
 Ich fürcht', es breche.
 Nicht jeden Wochenschluß
 Macht Gott die Seche.

Am allerwenigsten ist einzusehen, weshalb gerade die Polen den Anspruch hätten, daß ihretwegen eine neue Welt auf den Trümmern Europas geschaffen werden sollte. Ist doch ihre politische Unfähigkeit im letzten Grunde der Ausfluß ihres Volkscharakters. Um nicht den Anschein der Vorbefangenheit zu erwecken, mag dafür eine polnische Stimme Zeugnis ablegen.

Die Warschauer Zeitung *Polski Kurjer* hatte vor einigen Jahren ein Preisausschreiben erlassen über das Thema: Welcher Volksfehler schadet uns Polen am meisten, und wie vermögen wir ihn auszurotten? Es erhielt den ersten Preis eine Arbeit des Dr. Stanislas Trzebinski in Woloschyska, deren Inhalt dann auszugsweise im *Warszawski Dziennik* veröffentlicht worden ist. Der Verfasser meint, die Zahl der Fehler im polnischen Volkscharakter sei Legion, als der Grundfehler aber erscheint ihm, „daß im Charakter unserer Männer das Weibliche weit mehr hervortritt als bei den Männern vieler anderer Völker“. Ein Kennzeichen dieser weibischen Art des polnischen Volkscharakters sei vor allem die Unbeständigkeit und die Eitelkeit.

So also urteilt ein Pole über seine Landsleute. Es ist wohl anzunehmen, daß er recht hat. Wenn der Pole in seinem Wesen vieles uns Deutschen Sympathische hat, so hängt das wohl damit zusammen. Man darf dabei aber auch offen aussprechen, daß von einem nationalen Haß gegen die Polen auf deutscher Seite niemand etwas weiß, und wie oben versucht wurde, das polnische Nationalgefühl historisch zu begreifen, so kann man auch den Polen daraus rein menschlich und moralisch genommen keinen Vorwurf machen. Der Pole, besonders der der untern Stände, zeigt viele achtungswerte, dem Deutschen sympathische Eigenschaften: der Bauer, der Soldat, der Handwerker ist ehrlich, anständig, pünktlich, fleißig — darin beruht ja gerade die Gefahr der Konkurrenz mit den deutschen Handwerkern in unserer Ostmark. Zu begreifen ist auch die Polenschwärmerei von 1830

und 1848 bis zu einem gewissen Grade. Insbesondere kann man dem lebhaften Nationalgefühl der polnischen Frauen nur volle Achtung zollen.

Aber diese Anerkennung des polnischen Nationalgefühls ist doch für uns Deutsche durchaus noch kein Grund, um auch nur ein Titelchen unsers nationalen Rechtes den polnischen Ansprüchen preiszugeben. Was dem Polen Großpolen heißt, das ist unsere Ostmark; sie ist schon als Verbindung von Schlesien und Ostpreußen uns unentbehrlich und Preußens Schlüsselstein. Als solche ist sie deutsch und muß deutsch bleiben und immer mehr werden. Hierin gibt es kein Nachgeben und kein Entgegenkommen. Nur die reine Unwissenheit kann den Rat geben, auf die Ostmark zugunsten der Polen zu verzichten oder wohl gar noch ein selbständiges Polen aufzurichten zu helfen. Das wäre der Verrat deutscher Interessen, die Preisgebung von Hunderttausenden deutscher Abstammung. Wenn die Polen ein historisches Recht auf unsere Ostmark betonen, so setzen wir ihm ein noch älteres entgegen. Jahrhunderte hindurch, lange bevor die Striche an Warthe und Weichsel slawisch wurden, sind sie germanisch gewesen, haben edle Germanenstämme, Burgunder und Vandalen dort geherrscht. Sie sind kaum alle in der Völkerwanderung fortgezogen, sicher sind Reste zurückgeblieben, wenn die exakte Geschichtsforschung das auch nicht im einzelnen nachweisen kann. Sie sind vielleicht sogar die Herren geblieben, und die Slawen sind nur als ihre Hörigen gekommen, und die Herren haben — wie so oft in der Geschichte, erinnert sei nur an die Bulgaren — die Sprache der Untertanen angenommen. Gemahnt doch die Erscheinung manches polnischen Edelmannes in der Ostmark an germanische Abkunft. Und die Ostmark ist auch nie ganz slawisch gewesen; die deutsche Einwanderung hat bald wieder eingesezt, und heute ist die Bevölkerung immer noch zu zwei Fünfteln deutsch — darüber kann man doch nicht hinwegsehen.

Was von Seite der Regierung geschehen ist, um die Ostmark deutsch zu erhalten — das ist bisher alles nur Abwehr, noch lange nicht Unterdrückung, wie unsere Polen behaupten. Wie Unterdrückung aussieht, zeigt eine Vergleichung mit der Behandlung der Polen in Rußland: Verbot des Grunderwerbs durch Polen, Verbot der Mischehen, zehn Prozent Kriegsteuer für die Polen usw. Wir haben im Schulwesen durch die Betonung der deutschen Unterrichtssprache nur der früheren Polonisierung durch Kirche und Schule — man denke an die Bamberger — einen Riegel vorgeschoben. Ganz selbstverständlich ist auch die jüngst angegriffene Forderung, daß die Lehrer verpflichtet seien, ihre eigenen Kinder in die Kenntnis der deutschen Sprache einzuführen — was doch etwas ganz anderes ist als ein Verbot der polnischen Sprache für ihre Familien! In der Ortsnamenfrage wahren wir uns das Recht unserer Sprache, weshalb soll der Deutsche sich den Zwang polnischer Namen gefallen lassen? Die Tätigkeit der Ansiedlungskommission zielt auf Stärkung des deutschen Besitzstandes; kein Eigentumsrecht der Polen wird davon berührt, ebensowenig durch das

neue Ansiedlungsgefes. Und dann die Maßregeln, die man unter dem Namen der Hebungspolitik zusammenfaßt! Auch von deutscher Seite werden sie ja nicht immer richtig beurteilt. Es handelt sich um die Hebung der deutschen Kultur in den östlichen Gebieten, die lange Zeit einer — man darf vielleicht sagen — Verbauerung überlassen gewesen waren, bis in jüngster Zeit die glänzende Reihe deutscher Kulturschöpfungen ins Leben trat: die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, die Akademie, das neue Museum. Und wenn ihre Bedeutung auch nur die wäre, daß fortan auch die Hauptstadt Posen unter den Mittelpunkten deutschen Geisteslebens, deutscher Kultur genannt werden muß, so wäre das schon ein Gewinn für die Ostmark — ihre Bedeutung reicht aber darüber hinaus. Die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek ist ihrem Grundstock nach durch Spenden aus ganz Deutschland zusammengebracht worden und wächst noch immer auf diese Weise — eine Kundgebung der deutschen Gemeinbürgerschaft gegenüber den Ansprüchen der Polen, die auch bei diesen nicht ohne Eindruck bleiben kann. Und was die Wirksamkeit der königlichen Akademie angeht, so ist schon jetzt ein bemerkenswerter Umschwung in der polnischen Auffassung zu beobachten. Bei der Begründung das Gezeter über die harkattische Veranstaltung, das Widerstreben der jungen polnischen Geistlichen des erzbischöflichen Seminars, einige eigens für sie angelegte Vorlesungen zu besuchen — neuerdings aber konnte eine polnische Zeitung sich äußern, wie folgt: „Der Einsender habe trotz der Abmahnungen die Vorlesungen seit der Begründung besucht und habe bis heute wegen seiner Nationalität keine Unannehmlichkeiten gehabt“ — als ob dies überhaupt zu befürchten wäre! —; „das könnten auch andere Polen als Besucher bestätigen. Die Zahl der Polen sei aber trotzdem gering, wiewohl sie keine Ursache hätten, die Akademie zu meiden. Wenn sie die Gelegenheit nicht wahrnehmen würden, könnte die Akademie allerdings eine gefährliche Waffe in den Händen der Deutschen werden, weil dann die Deutschen, die die Akademie besuchten, die Polen in wissenschaftlicher Beziehung übertreffen könnten — dem müsse unter allen Umständen entgegen gewirkt werden.“

Die jüngste Maßregel zur Hebung des Deutschtums und zur Stärkung des Staatsgedankens — der Beschluß der Erbauung einer Kaiserpfalz auf dem freiwerdenden Festungsgelände scheint nicht auf allen Seiten richtig verstanden worden zu sein. Es handelt sich nicht um den Bau noch eines Schlosses des Kaisers, sondern um die Bekundung, daß die Ostmark unlösbar auch mit dem Herrscherhaus verknüpft sei. Und wenn diese Tatsache in Stein verkörpert dem Polentum stets vor Augen steht, so hat das ideale Bedeutung. Es ist hier am Plat, an ein Stück Volksglauben zu erinnern, das sich an den polnischen Adler heftet, der noch heute die Turmspitze des alten Rathauses zu Posen ziert. Von ihm raunt der Pole der untern Stände, solange er seinen Plat behauptet, sei auch das alte Polen nicht verloren, könne wieder ein Polenkönig in Posen herrschen.

Es wird niemand unter uns einfallen, deshalb den polnischen Adler vom Rathaussturm herunterholen zu wollen — wir Deutsche führen nicht

Krieg gegen Gefühlsmomente. Aber auch unterschätzen wollen wir sie nicht; sie haben für die Masse des Polentums mehr Bedeutung, als man vielleicht glaubt. Es ist einer der feinen psychologischen Züge in dem Ostmarkenroman der Frau Klara Viebig, daß sie die lokale polnische Sage vom schlafenden Meer als eine vollstümliche Gestaltung der Zukunftshoffnungen auf das Wiedererstehen eines polnischen Reiches in die Fabel verflochten hat. Es gehört der Vergangenheit an und kann nicht wieder erstehen; aber es ist doch mehr als ein leeres Wort, wenn wir den Schwarzen Adler im Kampf sehen gegen den Weißen. Der Kampf ist entbrannt, und wir müssen ihn durchkämpfen bis zum Siege — nicht zur Entnationalisierung unserer polnischen Mitbürger, aber bis zu ihrer Verzichtleistung auf politische Vereinigung mit den Polen jenseit der Reichsgrenzen, bis zu ihrer ehrlichen, rückhaltlosen Einfügung in den deutschen Staat, dem sie unwider-rustlich angehören. Solche Verzichtleistung mag ihnen tragisch erscheinen, aber sie ist es nicht in höherem Grade, als wenn z. B. die Siebenbürger Sachsen dem ungarischen Staat in deutscher Treue angehören. Aber weist denn nicht schon — wie oben auf Grund polnischen Urteils hervorgehoben worden ist — die polnische Eigenart mit dem Übergewicht weiblicher Züge auf die Notwendigkeit politischer Unterordnung hin? Da die Polen unfähig sind, einen Staat zu bilden, in dem Recht und Ordnung herrscht, so kann es nur ein Segen für unsere polnischen Mitbürger sein, daß die Entscheidung der Geschichte sie dem preussischen Staat eingegliedert hat. Auch die Zweisprachigkeit, auf der der Staat bei den polnischen Einwohnern bestehen muß, ist nur ein Gewinn für sie selbst, das wird jeder polnische Vater, dem das Wohl seiner Kinder am Herzen liegt, in seinem Innern zugestehen. Wir verlangen nicht, daß unsere Polen auf ihre Muttersprache verzichten; aber wir müssen dahin trachten, daß — um ein Bild zu gebrauchen — die polnische Nationalität in unserer Ostmark nicht als Trutzburg dastehe, sondern als Erbe einer abgeschlossenen Vergangenheit, als ehrwürdige Ruine, umrankt vom Efeu historischer Pietät. Und ist erst dieses Ziel erreicht, verzichten unsere polnischen Mitbürger auf politische Träume von Losreißung und Aufrichtung eines neuen polnischen Reiches auf den Trümmern Preußens — dann sind auch wir Deutsche in der Ostmark bereit, ihnen die Hände zu reichen zu gemeinsamer Pflege der historischen Erinnerungen.





Die Hände meiner Mutter

Lebensbild

von

Alfred af Hedenstjerna

Es entsteht eine Pause, die in der behaglichsten Gesellschaft eintreten kann, wenn der Gedankenaustausch plötzlich aufhört und man es nicht für notwendig hält, sie mit inhaltlosem Geschwätz auszufüllen.

Der besuchende Freund greift nach einem Album, das auf dem Tische liegt, und blättert darin. Sein Blick ruht lange auf einer Seite. Dann murmelt er:

„Das ist eigenartig . . .“

Die Photographie zeigt ein paar leicht zusammengefaltete, alte, hagere Hände mit schmalen Fingern, die ein langes Leben voller Tätigkeit schlaff gemacht hatte.

Der Blick des Hausherrn nimmt einen innigen Ausdruck an, und leise und ernst sagt er:

„Willst du sehen, wie diese Hände in ihrer Jugend ausschauten?“

Die beiden erheben sich, gehen still in den Salon hinein und bleiben vor einem gemalten Frauenporträt stehen, auf das die Sommer Sonne in ihrer ganzen Fülle scheint. Es ist ein schönes, fesselndes und liebliches junges Weib, in einer Tracht, wie sie vor mehreren Jahrzehnten getragen wurde. Ein Gesicht mit seelenvollen Blicken und bezauberndem Lächeln, das die Beschauer lange hindert, ihre Augen auf die ungewöhnlich fein geformten, kleinen Hände zu richten, die leicht in dem Schoße des schönen Weibes ruhen.

„Das ist meine Mutter. Du siehst diese Hände! Ja, mein Vater beschrieb sie uns Kindern immer als eine unvergleichliche und unvergängliche Schönheit. Ich selbst erinnere mich, sie in meinen Kinderjahren noch weich und weiß gesehen zu haben.“

Er streicht langsam und zögernd mit der Hand über seine Augen, fest sich so hin, daß sein Blick noch fest auf dem Bilde ruhen kann, und

sagt leise, als wenn er zu sich selbst spräche und sich nicht darum kümmerte, daß jemand zuhört:

„Liebe, treue Mutterhände! Euch küßten eine kurze Zeit meines Vaters Lippen auf dem Rosenstege des Glückes zum ‚Guten Morgen‘ und zur ‚Guten Nacht‘! Dann kamen wir Kinder. Ich kann mich noch erinnern, wie meine Mutter das jüngste Schwesterchen auf einem Arme trug und mit der andern Hand den Haushalt leitete und Ordnung schaffte. Wir alle neun, eines nach dem andern, haben da gefessen, und als unser Bewußtsein erwachte, bekamen wir nichts als Treue, Ordnungs- und Arbeitsliebe zu sehen.

„Die Hände der Mutter blieben trotz des großen Haushaltes ganz weiß und weich, wurden vielleicht nur etwas breiter und kräftiger. Bisweilen erhob sich gegen einen von uns ein Finger, um unmerklich und still vor dem oder jenem zu warnen, von dem mein Vater nichts wissen sollte. Die Warnung kam manchmal nicht zur richtigen Zeit, dann brauste mein Vater auf, und der Friede schien bedroht. Dann legte sie mild, warnend, bittend, aber auch entschlossen ihre ganze Hand auf Papas Arm, um den Sturm zu beschwichtigen. Der Eltern Augen senkten sich dann ineinander, und bald lag wieder Sonnenschein über den Zügen meines Vaters. Er neigte sein Haupt und küßte die kleine Hand.

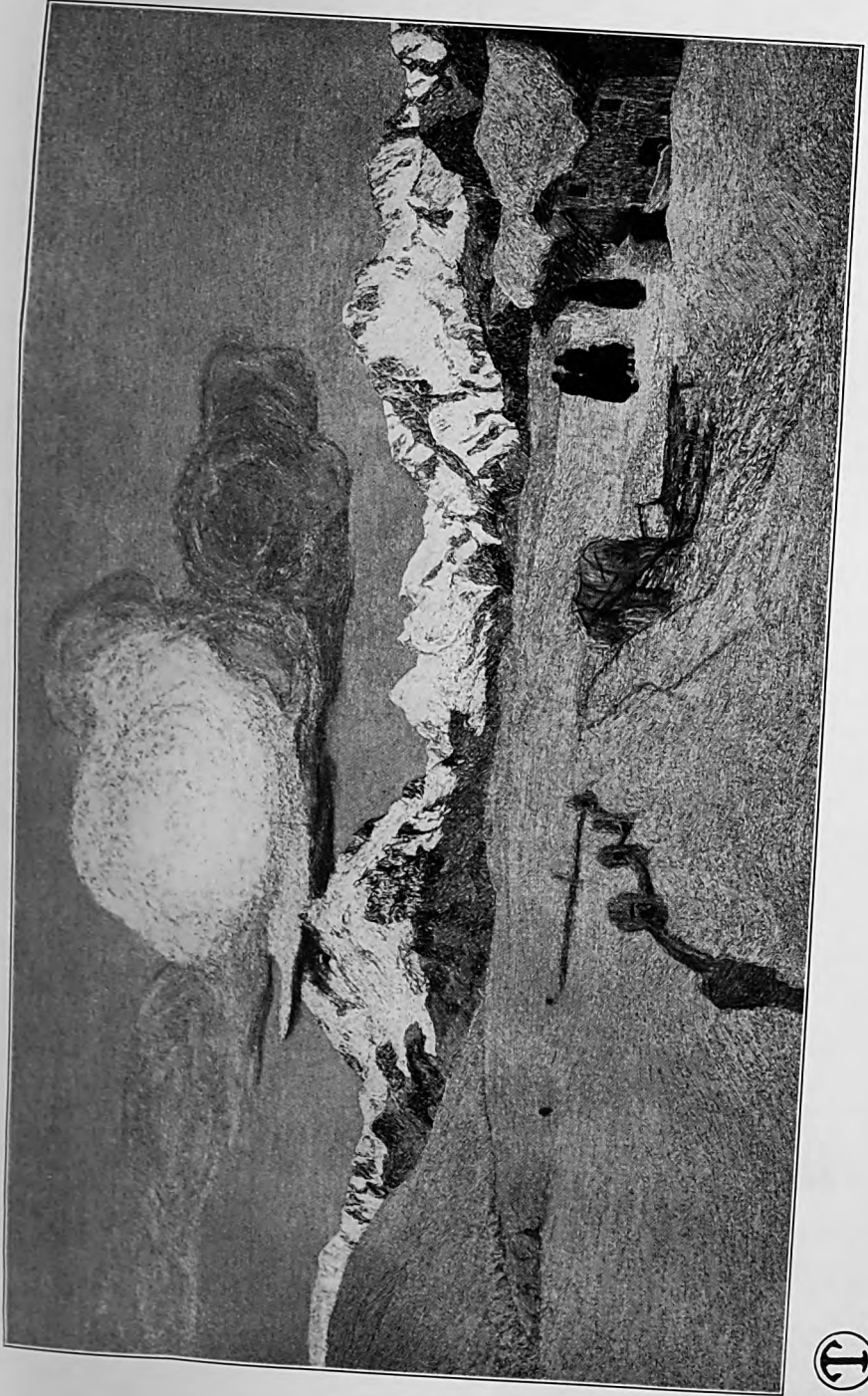
„Sie ist jetzt tot, und ich bin sechzig Jahre. Seit elf Jahren ruhen die Hände der Mutter in der Erde. Aber ich versichere dich, wenn ich die Augen schließe und an sie denke, kann ich noch, wenn ich will, ihre Hände fühlen, wie sie abends über unsere Bettdecke strichen, als wir noch sehr klein waren.

„Daß ich mich noch so gut daran erinnere, kommt vielleicht daher, daß, als ich Mann wurde, erkannte, wie wenig ich war. Meine und meiner Brüder Studien hatten viele Kosten verursacht. Wir führten auch einen besseren Haushalt. Mir scheint, die Kronen bei uns wogen nicht so schwer, wie die Fünfundzwanzig-Örstücke.

„Ich war damals träge, machte Schulden und kam krank im Frühlinge nach Hause.

„Ein zu unserm Gute gehöriges Waldhaus ward verkauft und die Dienerschaft entlassen. Die schönen Hände meiner Mutter wurden braun und sehr mitgenommen. Ihre lieben, so gepflegten Hände! Sie hatten viel Arbeit, Kälte und Hitze bekommen. Aber ihre Finger hatten noch denselben leichten und zärtlichen Griff, wenn sie die Decke über die Kinder breitete, wenn sie den erwachsenen Sohn in sie einhüllte . . . den verlorenen Sohn‘ dachte ich. Bei aller Arbeit hatten sie doch noch jeden Tag ein paar Augenblicke übrig, meine Haare, die zu früh begannen dünn zu werden, meine Wange, die vom Nachtwachen, aber nicht bei der Studierlampe, bleich war, zu streicheln.

„Unter solchen Händen wurde ich wieder frisch. Sie lockten und nötigten mich, ohne ein Wort des Vorwurfs, zum Aufstehen . . .



Der Tod: Vergelien (unvollendet)

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



„Wieder einmal kam ich nach Hause, legte ein Papier vor die Mutter hin und sah sie vor Freude erzittern. Es war die Ernennung zu einer ersten Stelle, die mir gute Einkünfte brachte.

„Als ich dann nach ein paar Jahren wiederkehrte, führte ich ein junges, schönes Weib in ihre Arme. Sie meinte, sie habe nun ihren Sohn zum Teil verloren, lachte aber so zärtlich und treuherzig, als ich ihr sagte: Liebes Mamachen, du hast ja nun noch eine Tochter!

„Da liebteste sie die weiche Wange meiner Geliebten, und dabei sah ich, daß ihre Hände noch schlechter geworden waren.

„Sie sagte: ‚Dolff, sei lieb und gut gegen dieses kleine, holde Weib, so gut du es kannst, mein lieber Junge!‘

„Die Zeit verging. Die Hände meiner Mutter kleideten eine Tochter zur letzten Fahrt, eine andere zur Braut an, und sie mußten immer vorsichtiger und zögernder lernen, die verminderten Münzen auszugeben.

„Eines Tages legte ich meinen Sohn, ihren Enkel, in ihren Arm. Sie wartete und streichelte ihn noch mit ihren Fingern, die durch Sicht gekrümmt waren, und gab ihm sorgfältig aufbewahrte gute Sachen.

„Aber nun ist das längst vorbei, und meine zwei jüngsten Kinder sagen, sie könnten sich nicht mehr an die Großmutter erinnern.

„Du kennst wohl noch die Photographie im Album, mein lieber Freund? Man nahm sie vor zehn Jahren auf. Wir kamen zur Mama mit dem kleinsten Mädchel, das sie noch nicht gesehen hatte. Meine Mutter hatte im Februar einen Schlaganfall gehabt und war sehr schwach. Es schien, als wenn die immer noch zierlichen Finger, die aber jetzt steif und gekrümmt waren, nun ausgedient hätten. Als mein kleines Töchterchen ängstlich wurde und weinte, seufzte meine Mutter und reichte es der Pflegerin hin.

„Sie richtete sich auf, faltete ihre wellen Hände und flüsterte: Ich befehle sie Gott in allen meinen Gebeten . . .“

Aus dem Schwedischen von Ernst Brausewetter †



Einsamkeit

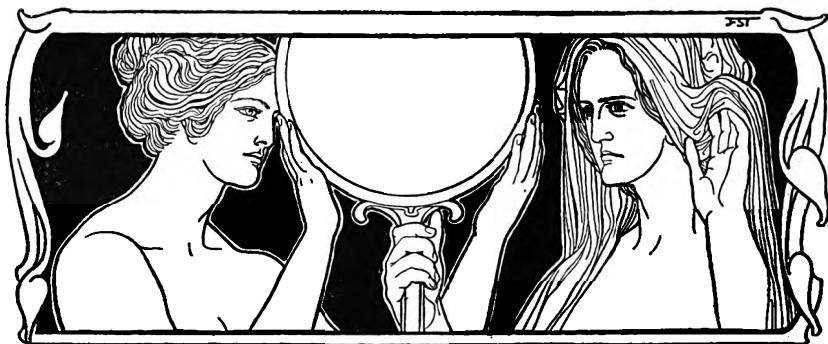
Von

Montaigne

Ein Pfahl bringt um so tiefer ein und sitzt um so fester, je mehr man daran dreht. Drum ist es nicht genug, von dem gemeinen Haufen abseits zu gehen, man muß sich von dem Stück gemeinen Hausens, das man in sich selbst trägt, losmachen. Man muß es verstehen, sich von sich selbst abzusperren, von sich selbst, wie von einer Krankheit, zu gesunden.

(Aus Montaigne, Auswahl aus seinen Schriften)





Warum ist die deutsche Frauenfrage so unvolkstümlich?

Von

Augusta Bender

Die deutsche Frauenfrage, wie sie in ihren literarischen Organen und bei Zusammenkünften bis jetzt agitiert worden ist, ist mehr eine Damen-, als eine Frauenfrage, mehr eine Klassen-, als eine Volksangelegenheit. Sie hatte zu ihrer Voraussetzung eine gewisse Alters- und Kulturstufe der Frauen und Mädchen der „gebildeten“ Stände und kann folglich nicht einmal recht bürgerlich genannt werden. — Wenigstens hört man jetzt schon in gewissen Kreisen darüber klagen, daß die Töchter der Kleinbürger- und Handwerkerfamilien alle „viel zu hoch hinaus“, d. h. Lehrerinnen werden wollen; denn dieses pflegte bisher als ein Monopol der höheren Beamtenklassen bis zu den Geheimrats- und Generalstöchtern zu gelten. Ob sich diese Damen mehr als die Töchter niederer Herkunft innerlich zu diesem Berufe geeignet haben, davon ist natürlich so wenig wie bei anderen Klassenfragen die Rede gewesen: das Lehrfach galt eben als standesgemäß, wie die Dienstbotenstellung für die Töchter der unteren Stände. Von den ideellen Faktoren der Frauenfrage, also von Persönlichkeitsrechten schlechtweg, ist in Deutschland ungleich weniger als in andern Kulturländern gesprochen und geschrieben worden; denn die deutsche Frauenfrage wurde mehr aus der äußeren, als aus einer inneren Existenznot geboren: „aus Hunger und aus Liebe“ nämlich, nicht aus Sehnsucht nach einer Höherentwicklung der Persönlichkeit. — Wenigstens hatte diese Sehnsucht sich in der Regel nicht früher offenbart, als bis der letzte Hofmacher verschwunden war und ein annehmbarer Freier sich nicht gefunden — oder wenn Tod oder Vermögensverlust der Verwandten das „Fräulein“ mit den rauheren Mächten der Wirklichkeit in Berührung gebracht hatte. Dabei hatte sich dann meistens herausgestellt, daß diese „höheren“ Töchter nichts Zusammenhängendes und Brauchbares gelernt hatten; und so hieß das von den

großen Städten ausgegebene Lösungswort dann zunächst Erziehung — standesgemäße, wenn möglich, im andern Falle aber technische zum Zweck eines sicheren Broterwerbs, was natürlich auch vernünftig war. —

Von einem geistigen Erkenntnistriebe, von einem Recht auf Selbständigkeit und Selbstbestimmung, ist also in Deutschland noch wenig die Rede gewesen und konnte es nicht sein. Denn die Brotfrage war völlig ausschlaggebend geworden, und die Klassen, in denen der Hunger nach Licht und Wärme am stärksten ist, nämlich bei den auf der Schattenseite des Lebens Geborenen, sind auf den vornehmen und plutokratischen Summelpätzen der Frauenvereine noch nicht zu Wort gekommen. Von den Proletarierinnen ist hier abzusehen, da sie mit den Männern ihrer Kreise Schulter an Schulter kämpfen, d. h. um Arbeiterrechte, nicht aber um besondere Frauenrechte. Diese scheinen ihnen nämlich in jenen enthalten zu sein, was aber noch lange keine ausgemachte Sache ist. Dieses würden sie freilich erst erfahren, wenn ihre Partei die Oberhand bekäme; denn einen größeren Despoten als den Arbeiter innerhalb seiner Häuslichkeit kann es kaum auf asiatischen Thronen geben. —

Als Brot- und Erwerbsfrage ist die Frauenfrage somit etwas ganz Modernes und hat sich in dieser Form erst mit dem beispiellos rapiden Aufschwung auf wirtschaftlichem Gebiete vollzogen. Als ideale Forderung dagegen ist sie so alt wie das Menschengeschlecht; denn Evas Sündenfall ist eben auch nichts anderes gewesen als die Sehnsucht nach Höherentwicklung ihrer selbst und des Menschengeschlechts. Sie ist der Versuchung des Erkenntnistriebes erlegen, anstatt aus sich allein die Nachkommenschaft emporzusteigern, wie es auf den untersten Entwicklungsstufen der Lebewesen biologisch nachweisbar der Fall gewesen ist.

Und als dann das im Interesse der Rasse zu Hilfe genommene männliche Prinzip einer noch unaufgeklärten Tragik zufolge das weibliche in seine egoistischen Dienste gezwungen hatte, als aus dem Vervollkommenen ein Verfolger geworden war und das Primäre oder Urseiende auf den Rang eines Sekundären oder Abgeleiteten hinabgedrückt hatte, da spaltete sich das „Ewigweibliche“ in verschiedene seiner Wesenseiten: es wurde Sklavin, Hetäre, oder Priesterin, je nach der Zeit und Stammesangehörigkeit.

Diese verschiedenen Seiten der Frauennatur sind heute noch nicht wieder zur Verschmelzung gekommen, ja sie führen unter sich selber einen erbitterten Vernichtungskampf, wie sie es im ganzen Altertum und Mittelalter getan haben. Denn erst infolge der Renaissance und der Reformation hatten vereinzelte Frauen angefangen, sich dagegen aufzulehnen, noch länger Raufobjekt, Beute, Zuhlerin oder Bestalin zu sein, was dann im stillen weiter gezündet hat und in der französischen Revolution mit der Plöblichkeit einer Elementargewalt in die Erscheinung getreten ist. Es war also nichts Zufälliges, daß man der von Frankreich ausgegangenen Frauenbewegung der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den abschreckenden Namen einer „Emanzipation des Fleisches“ gegeben hatte. Denn das

Niedrige, Gemeine und Oberflächliche wird überall am leichtesten erkannt und verstanden, während für die höhere Seite einer Frage gerade am Anfang das feinere Unterscheidungsvermögen fehlt. Es sind daher immer die besseren Naturen, die sich von den jeder Freiheitsbewegung anhaftenden Schlacken am längsten abgestoßen fühlen, falls nicht Not oder Zufall sie mitten hinein gestellt hat. Erst wenn das reine Gold der treibenden Ideen im Lauf der Jahrzehnte herausgeschält worden ist, wagen auch die Saghaften und Zurückhaltenden es anzufassen.

Die vormärzliche Frauenbewegung in Deutschland war daher in ihren Forderungen noch viel idealer als die der nachfolgenden Reaktionsperiode, in der das Verlangen nach den Rechten der Gesamtnatur in der ganz gemeinen Brotfrage untergegangen war. Von der weiblichen Erwerbnot dann mit einer treibhausartigen Schnelligkeit in die Höhe getrieben, hat diese Brotfrage in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen unverhältnismäßig großen Raum beansprucht, was bekanntlich in der ungeahnten Entwicklung der Industrie und der damit verbundenen Umgestaltung der hauswirtschaftlichen Verhältnisse seine Begründung hat. Die „unversorgten“ Frauen der Mittelstände konnten eben selbst mit dem besten Willen keine — Tanten mehr wie in den „guten alten Zeiten“ werden, da sie selbst im Haushalte eines Karriere machenden Bruders keinen Platz mehr finden konnten, auch wenn sie ihm ihre Jugend und nicht selten ihr Vermögen geopfert hatten.

Erst wenn die Frauenfrage in Deutschland sich wieder in vollerm Maße auf ihre besseren, von den übrigen Kulturstaaten weiter entwickelten Wesensseiten besinnt, kann sie von einer bloßen Klassenfrage zu einer Volksfrage werden, in der weder von einer proletarischen noch von einer bürgerlichen, weder von einer christlich-sozialen noch von einer andern konfessionell gefärbten Frauenbewegung mehr die Rede ist, sondern nur noch von der Frau als Persönlichkeit und den ihr als solcher gebührenden Menschenrechten.



Volk und Herrscher

Von

Friedrich Schiller

Alle zehn Jahre nahm das Volk der Athener seine weggegebene Gewalt zurück, um sie nach Gutbefinden von neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtnis, was die Untertanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen, daß es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist.

(Aus Schillers philosophischen und ästhetischen Schriften)





„Sie lügt“

Von

Hanna Höllbach

Es war einmal ein Menschenkind mit glücklichen Augen. Das sah Schönes, wo für andere ein Nichts war. Und wie es sich einmal wieder so recht vollgefogen hatte voll Sonnenschein, begann es zu erzählen.

„Ihr alle kennt mein kleines Zimmer. Da steht ein Schrank und ein Tisch und ein paar Stühle und ein altes veressenes Sofa und ein Sessel mit häßlichem Schutzdecklein. Und auf dem Tisch ist eine fadenscheinige Decke, und die Tapete an den Wänden hat ein unschönes Muster und gelbe Flecke, und meine Aussicht sind geradlinige Häuser. Und doch überkommt mich oft eine tiefe Liebe für den kleinen Raum. Die Lampe brennt, die Vorhänge sind zugezogen — und ich bin allein in meinem Reiche. Das alte, veressene Sofa hat einen großmütterlich-gemütlichen Shawl als Überzug. Hier hängt Böllins ‚Toteninsel‘, hier Feuerbachs ‚Sphigeneie am Meer‘; — hier ist der prächtige Goethekopf mit dem stolzen, schönen, strahlenden Gesichte, — und hier sind meine Bücher und meine Briefe und mit ihnen eine nie endende Schar lieber Erinnerungen.“

„Sie lügt“, dachten die Zuhörer. „Sie will verbergen, daß die Arm-seligkeit ihrer vier Wände sie bedrückt.“ —

Das junge Menschenkind mit den glücklichen Augen aber ahnte nichts von diesem Gedanken. Es weilte schon wieder bei einem anderen Bilde. — „Ich saß im Garten und träumte vor mich hin, träumte in all die Schön-heit hinein. Da neigten sich schlante Zweige über das Wasser, und Hecken-rosen leuchteten dazwischen hervor; — da standen hochstämmige Eichen, von Epheu umrankt, — und der Wind bewegte das Gras, und Vogelsang war in der Luft, — und ich war wunschlos glücklich —“

„Sie lügt“, dachten die Zuhörer. „Wir wissen, wieviel Trauriges sie schon erlebt, wie ernst die Zukunft vor ihr liegt; — wie sollte sie das vergessen?“

Die mit den glücklichen Augen aber fuhr fort: „Ich las in Storms Novellen, und diese reinen Menschen kamen zu mir. Ich sah süße Mädchen, denen kein schwerer Gedanke die Seele trübt, für die das Heim alles Glück

umschließt, die mit ihren Blumen und ihren Vögeln leben, von Wundern und sonniger Zukunft träumen, bis sie die Liebe des ersehnten Mannes umschließt, — leichte Gestalten mit leichten, schmalen Füßen, helle, duftige Kleider, Rosentknochen am Gürtel, schönes, welliges Haar, — Sonntagfinder, die die Welt und die Menschen lieben, und die geliebt werden von aller Welt. — Und Männer sah ich, ruhig, ernst und treu, von ewiger Jugend der Empfindung. — Und ich sehnte mich danach, so zu sein wie jene.“

„Sie lügt“, dachten die Zuhörer. „Wir wissen, daß sie Verstandeskraft über alles schätzt, und von Verstand ist bei diesen Stormschen Menschen doch kaum einmal die Rede.“ —

„Kennt ihr jenes herrliche Gefühl, im Sturm über die Felder zu gehen? Ihr kämpft gegen ihn an und lacht dabei. Und wenn er euch schließlich besiegt, beugt ihr euch lachend seiner Macht. — Trifft er euch aber im Walde, seht ihr die mächtigen Baumesriesen im Kampf, dann vergeßt ihr wohl euch selbst vor der Wucht dieses Schauspiels. — So überwältigt vom Anblick ringender Kraft fühle ich mich stets, wenn ich in R. F. Meyers, des Schweizers, Werken lese. Da erscheint vor meinem Auge Dantes hageres, schwer trauriges Gesicht, und mit Ehrfurcht schaue ich den wortlosen Jammer des Verbannten. — Da sehe ich ein hohes Weib die Liebe, die es dem starken Spielgefährten der Kindheit gegeben, dem Mörder des geliebten Vaters bewahren, sich stolz bekennen zu dieser Liebe, ihn trotzdem für immer von sich trennen, um ihm zuletzt das Höchste zu gewähren, — Schutz vor der Berührung des Gemeinen, Tod durch ihre eigenen, reinen Hände. — Da erscheint der Richter in mächtiger Gestalt, die den aufgezwungenen Gatten getödtet um ihrer Frauenwürde willen und sich nun selbst zu Gericht fordert vor dem, dessen Größe sie sich beugen kann. Und dieser große Mann selbst — Karl der Kaiser —, mit der ernstesten Güte, — der seinen Mantel wirft über das Kind der Schuld. Wir auch beugen uns vor ihm. Auch wir empfinden jenes beglückende Gefühl, bewundern, verehren zu dürfen, was fleckenlos und groß, was mehr ist als wir. —“

„Wie schändlich sie lügt“, dachten die Zuhörer. „Als wenn wir nicht wüßten, wie hochmütig sie ist, und daß sie keinem sich beugt. Aber jetzt ist's genug der Lügen; — wir gehen.“ — Und sie gingen.

Da mußte das junge Menschenkind mit den glücklichen Augen das Traurige erkennen, daß es den Vorhang seines Allerheiligsten weggezogen vor Augen, die nichts Heiliges zu schauen vermögen. —

„Geschieht mir schon recht“, sagte es sich nach einer Weile, „geschieht mir schon recht; — was bin ich auch so dumm? Hab' doch erst gestern solch eine reizende Lehre empfangen. — ‚Das ist nicht wahr‘, sagte der Frosch, als ihm die Schwalbe von ihrer Reise erzählte.“

„Ich habe große Augen, größere als du,“ so sprach er wohl weiter, „die haben nichts gesehen von all dem, was du da berichtest, — überspanntes Zeug, — so Sachen gibt's ja gar nicht!“ — Armer, gescheiter Frosch! Dumme, glückliche Schwalbe! Doch warum sprichst du ihm auch

vom Fliegen und Schweben, dem hüpfenden Kerl? Er kann's ja nicht glauben. — Schwalbenschicksal! — Das muß schon so sein. — Und doch ist's gar traurig. — Das, ja das war auch der Schmerz, der aus jenem Blatte zu mir sprach.

„Es gibt Menschen, die sterben am luftleeren Raum', so las ich bei Jonas Lie. — Der luftleere Raum pflanzt den Schall nicht fort; — gibst du verständnislosen Menschen einen Gedanken hin, bleibt er aufrecht stehen in der Luft; doppelt empfindest du seine Schwere, die du zu mindern gesucht, indem du sie mit einem anderen theiltest, — und ‚es gibt Menschen, die sterben daran'. So erkläre ich mir das Wort. —

„Sterben' werde ich nicht daran, — das weiß ich; — aber viel Unbefangenheit hat es mir genommen. Früher, da stürmte die Rede; mit vollen Händen meinte ich geben zu müssen von dem Besitz, der mich selbst so glücklich gemacht. Dann traf ich auf jenes verhängnisvolle Lächeln, das Nicht-verstehen, jene spöttischen Worte, die Nicht-glauben bedeuten. — Daß es einem die Menschen so übelnehmen, wenn man etwas gedacht, was sie noch nicht gefunden, etwas erlebt, was sie noch nicht gesehen! ‚Heißt's doch willkommen, wenn's ein Fremdling ist!' —

„Rede nicht, wo kein Ohr ist', so sprachen die Weisen. — Sprach doch selbst Faust mit Wagner, der nicht einen einzigen seiner Gedanken verstand. — Ja, es ist etwas Trauriges um die Luftleere des Raums, — und ‚es gibt Menschen, die sterben daran'. —“



Sittliche Kultur

Von

Friedrich Schiller

Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese notwendige Bedingung unsrer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechtern Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hilfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmlndigen Verstandes, einer gefesseln Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entschluß, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

(Aus Schillers philosophischen und ästhetischen Schriften)





Fridtjof Nansen über das Verhältnis von Norwegen und Schweden

Als im Laufe dieses Jahres die Nachricht durch die Blätter lief, der norwegische Reichstag (Storting) habe die Vereinigung mit Schweden und das Untertanenverhältnis zum schwedischen Könige gelöst, um Norwegen zu einem völlig freien, in bezug auf die Regierung ganz selbständigen Staatswesen zu gestalten, da erregte dieser Schritt allgemeines Aufsehen und Staunen. War man auch durch frühere Nachrichten davon unterrichtet, daß das Verhältnis zwischen beiden Ländern gespannt blieb, so glaubte man doch die Lösung nicht so nahe. So kam es, daß bald überall die Frage auftauchte: Waren die Gründe wirklich so zwingend, daß Norwegen das Band völlig zerschneiden mußte? Eine Antwort darauf von norwegischer Seite enthält die geschichtliche Entwicklung des ganzen Streites, die der Norweger Fridtjof Nansen in einer im Mai d. J. bei Jakob Dybwad in Kristiania erschienenen Schrift „Norge og foreningen med Sverige“ darstellt (inzwischen deutsch erschienen bei Brockhaus in Leipzig).

Nansen beabsichtigt, mit seinem Buche ausländischen Lesern eine kurze und zuverlässige Vorstellung von den wichtigsten Begebenheiten zu verschaffen, die mit fast logischer Konsequenz zu der jetzigen Krise geführt haben, eine nüchterne und glaubwürdige Darstellung dessen, was vorausgegangen ist und was das norwegische Volk wünscht, damit sie sich ein einigermaßen richtiges Bild von den Schwierigkeiten machen können, die in dem Verhältnis zwischen Schweden und Norwegen entstanden sind. Das Buch zerfällt in sieben Abschnitte und spricht nach einer geschichtlichen Einleitung über den Kieler Vertrag und die Entstehung der Union, die Reichsakte, die Geschichte der Union, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, das Konsulatswesen und die politische Lage der Gegenwart.

Norwegen ist eins der ältesten Königreiche Europas, seine Geschichte als souveräner Staat reicht weit über 1000 Jahre zurück. 872 überwand Harald Harfagre in der Seeschlacht im Safrsfjord die letzten Kleinkönige und gründete ein Königreich Norwegen. In jener Zeit spielten die westnordischen Völker eine wichtige Rolle bei den Staatenbildungen der Wikinger. Sie gründeten Kolonien in Island, Grönland, auf den schottischen Inseln, griffen bei der Er-

oberung der Normandie auch in Frankreichs Geschichte ein und fuhren im Jahre 999 — also 500 Jahre vor Kolumbus — über den Atlantischen Ozean. Die eigenartige Natur der stark zerklüfteten Küste lockte das Volk frühzeitig auf den Ozean, so daß es seinerzeit die erste Seefahrernation wurde; dazu kam ein starkes Unabhängigkeitsgefühl und eine Lust zu Abenteuern. Auch die im Jahre 872 abgeschlossene Sammlung der zahlreichen kleinen zu einem großen Reiche führte nicht zu nationaler Konzentration; war doch dieses Gebirgsland wenig Angriffen äußerer Feinde ausgesetzt, die das Volk zu starkem Zusammenhalt hätten zwingen können. Doch stand das Volk immer fest zu dem Geseß des Landes wie zum Könige. Als 1387 das norwegische Fürstengeschlecht im Mannesstamme ausstarb, ging die Krone auf das dänische Königshaus über, und das Land trat widerstandslos in eine Vereinigung zuerst mit Dänemark und Schweden (Kalmarsche Union), später mit Dänemark allein. Jedes der drei Völker hatte sich in sprachlicher und politischer Hinsicht anders entwickelt, sie waren einander fremd geworden. Schweden schied 1521 aus der Union aus; aber Norwegen und Dänemark blieben unter derselben Dynastie als zwei selbständige Reiche vereinigt. Mehrmals zeigten die Norweger ihre Treue. Als z. B. Christian II. in dem Aufstande des Jahres 1521 zuerst von Schweden, dann auch von Dänemark vertrieben worden war, fand er eine sichere Zuflucht in Norwegen.

Schweden entwickelte sich unter seinen Königen zu einer Großmacht. Gustav Adolf griff in die Geschichte Mitteleuropas ein, Karl XII. kämpfte um die Herrschaft über die Ostsee. Als diese nun später immer mehr eingeschränkt wurde und 1809 mit dem Verluste Finnlands zusammenbrach, da erwachte in Schweden der Wunsch, wenigstens auf der Scandinavischen Halbinsel die Alleinherrschaft zu erringen. Einige der südöstlichen Provinzen waren schon in einem früheren Kriege an Schweden gefallen, und Karl XII. hatte 1718 unter den Mauern der norwegischen Festung Friedrichstein den Tod gefunden. Im Jahre 1809 stand Schweden am Rande des Abgrunds. Die Russen hatten Finnland besetzt und drohten weiter vorzurücken, ein norwegisches Heer unter dem Prinzen Christian August stand an der schwedischen Grenze und hätte leicht die geraubten Provinzen zurücknehmen können; aber der Gedanke, daß ein geschwächtes Schweden den von Osten gegen Scandinavien vordringenden Feinden nicht widerstehen könnte, bewog den genannten Feldherrn, einen Waffenstillstand mit den schwedischen Truppen zu schließen. Das schwedische Volk erkannte den geleisteten Dienst dankbar an, und der schwedische Reichstag wählte in demselben Jahre (1809) den norwegisch-dänischen Prinzen Christian August zum Thronfolger des kinderlosen Königs. Leider starb er schon im folgenden Jahre, und Schweden fand nun einen neuen Thronfolger in dem französischen Marschall Bernadotte (Karl Johann). Bald war die Dankbarkeit gegen Norwegen vergessen, und der Plan, dieses Reich als Ersatz für Finnland zu gewinnen, aufgenommen. Karl Johann schloß Bündnisse mit Rußland, England und Preußen, um freie Hand gegen Norwegen-Dänemark zu bekommen. Unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig rückte er mit verbündeten Truppen gegen Dänemark vor und erfocht in Holstein einen leichten Sieg über die dänischen (nicht norwegischen) Truppen. Dadurch wurde der Kieler Traktat (1814) erzwungen, worin der dänische König auf Norwegens Thron zugunsten des Königs von Schweden verzichtete. Man vergaß hierbei völlig, mit Norwegen selbst zu rechnen, und verrechnete sich dabei.

Das norwegische Volk wurde von tiefer Erbitterung ergriffen, als es die Nachricht von dem Abschlusse des Kieler Vertrags erhielt, und der Statthalter Prinz Christian Friedrich berief nach Eidsvold (in der Nähe von Kristiania) eine Reichsversammlung, die über die fernere Verfassung und Regierung des Landes Beschluß fassen sollte. Diese Versammlung gab ein neues Grundgesetz für das Königreich Norwegen, wählte den eben genannten Prinzen zum Könige und setzte das Heer auf den Kriegsfuß. Der schwedische König wollte jedoch nicht auf die Erwerbung der norwegischen Krone verzichten, und so rückten seine Truppen unter der Anführung Karl Johanns über die Grenze. Der Feldzug dauerte nur 14 Tage; in dem einzigen ernstlichen Kampfe waren die Norweger überlegen, sie warfen den nördlichen Flügel des schwedischen Heeres über die Grenze zurück, auch konnten die Schweden die Festung Friedrichstein (s. o.) nicht erobern. Rasch begann deshalb Karl Johann Verhandlungen mit den Norwegern. Man hat diesen Entschluß als staatsmännische Weisheit bewundert; die Norweger aber glauben, daß er nur der Klugheit des Feldherrn zuzuschreiben sei, welcher klar die Schwierigkeiten erkannte, die einer Eroberung des feindlichen Landes im Wege standen — Schwierigkeiten, die sowohl in der Natur des Landes wie in der schlechten Finanzlage Schwedens begründet waren. Warum aber gingen die Norweger darauf ein? Sie fürchteten, die Großmächte ständen auf Schwedens Seite, und besonders England würde die Blockade über die norwegischen Küsten verhängen. Hätten sie die wahre Stimmung gekannt, so würden sie sicher alles abgewiesen haben. Karl Johann war über das Verhalten der Großmächte völlig im klaren; deshalb lag ihm daran, die Vereinigung mit Norwegen so schnell wie möglich abzuschließen *librement et avec une parfaite unanimité*, selbst unter vorläufigen Opfern, die man später zurücknehmen könnte („faire des sacrifices que l'on pourra refaire à une autre diète“). Die Unterhandlungen führten zu der Konvention von Mos (14. August 1814), in der beschlossen wurde, über die Vereinigung beider Länder auf folgender Grundlage zu beraten: Der norwegische König Christian Friedrich verpflichtete sich, den Reichstag einzuberufen, die ausübende Macht in die Hände der Nation zu legen und das Land zu verlassen. Der schwedische König erklärte sich bereit, das von der Reichsversammlung von Eidsvold beschlossene Grundgesetz anzunehmen und keine Veränderungen vorzuschlagen außer solchen, die für die Vereinigung beider Reiche nötig waren. Durch diese Konvention von Mos war also der Kieler Traktat auch von schwedischer Seite aufgegeben, Norwegen als ein unabhängiger Staat anerkannt. In völliger Freiheit verhandelte der norwegische Reichstag mit den schwedischen Kommissaren über die neue Vereinigung, die den norwegischen Staat rechtlich nicht band, so daß er auch in Zukunft sein Verhältnis zu Schweden selbst bestimmen durfte. Am 20. Oktober 1814 sprach sich der Reichstag für die Vereinigung aus, am 4. November wurde das in einzelnen Punkten abgeänderte Grundgesetz vollzogen, und an demselben Tage wählte das norwegische Volk den schwedischen König auch zum König von Norwegen.

Den endgültigen Abschluß der Verhandlungen führte der sog. Reichsakt vom 6. August 1815 herbei. Er enthält die rechtliche Grundlage für die Union in den Worten „die Gleichberechtigung der Reiche und die Selbständigkeit in allen Angelegenheiten, die nicht als unionelle bezeichnet sind“. § 1 des Reichsakts lautet: „Norwegen soll sein ein freies, selbständiges, unteilbares und unabhängiges Reich, vereinigt mit Schweden unter einem Könige“, und

in einem Schreiben an den schwedischen Reichstag sprach Karl Johann aus, daß Seine Majestät sich aus mehreren Gründen für berechtigt gehalten habe, den Grundfaß einer vollkommenen Gleichheit beider Völker in allen Fragen anzuerkennen, die eine gemeinsame Regierung angehen. Dem Könige wurde im Reichsakt die Befugnis zugesprochen, Truppen einzuberufen, Krieg und Frieden zu erklären, Bündnisse einzugehen und aufzuheben, Gesandte fortzuschicken und zu empfangen. Im übrigen hatte jedes der beiden Reiche seine volle Selbstbestimmung und seine besonderen Grundgesetze.

Dieser Abschluß entsprach freilich nicht den Wünschen der schwedischen Großen, die nach dem Besitz Norwegens strebten, um einen Erfaß für das verlorene Finnland zu haben. Damit war die Veranlassung zu neuen Kämpfen gegeben. Die Norweger mußten kämpfen um den Titel ihres Königs (in Norwegen war er „König von Norwegen und Schweden“), um die Prägung ihrer Münzen, um Flagge und Wappen. Verschärft wurden die Kämpfe durch die große Verschiedenheit der beiden Völker. Die Norweger sind Demokraten und haben die Selbstregierung nach englischem Vorbilde durchgeführt, das schwedische Volk dagegen mit seinen großen Traditionen und seiner aristokratischen Verfassung hatte sich in politischer Beziehung wenig entwickelt; wohl aber sahen viele Schweden mit einer gewissen Geringschätzung auf das norwegische Bauernvolk herab und bildeten sich infolge mangelnder Gesichtskennntnis ein, Schweden habe im Jahre 1814 in ebelmütiger Weise den Norwegern geholfen, von Dänemark freizukommen und sich zu einem selbständigen Reiche zu erheben. So kam es, daß die in Schweden herrschende Partei (storsvensker, Großschweden) um jeden Preis allen norwegischen Bestrebungen entgegenzutreten suchte. Auch Karl Johann gab den Wünschen der Großschweden nach und versuchte schon nach wenigen Jahren die Worte wahr zu machen, daß man die früheren Einräumungen zurückziehen könnte. Veranlassung dazu sollte folgender Vorfall bieten: Das norwegische Grundgesetz gibt dem Könige ein suspensives Veto; er kann einem vom Reichstage beschlossenen Gesetzesentwurf zweimal seine Sanktion verweigern, wenn aber derselbe Entwurf gleichlautend von einem neugewählten Storting beschlossen wird, erlangt er Gesetzeskraft trotz des königlichen Vetos. Davon machten die Norweger Gebrauch, als sie gegen den Wunsch des Königs den in den Augen der Großschweden verhassten Beschluß faßten, den Adel in Norwegen aufzuheben. Zugleich hatte der Reichstag die Abtragung des auf Norwegen entfallenden Teils der ehemaligen dänisch-norwegischen Staatsschuld verweigert, diese Unklugheit jedoch durch schließliche Bewilligung wieder gut gemacht. Da veranstaltete trotz der Gegenvorstellungen der norwegischen Regierung König Karl Johann im Sommer 1821 ein sog. Lustlager bei Kristiania; 3000 norwegische und ebensoviel schwedische Truppen sollten zusammenstoßen. Durch eine Indiskretion aber kam zutage, daß die Schweden scharfe Munition mitbrachten; auch lief eine schwedische Flotte mit 300 Kanonen und 2000 Mann Besatzung in den Hafen der Hauptstadt ein. Der König legte dem Storting eine Reihe von Abänderungsvorschlägen der Verfassung vor, zugleich wurden die ausländischen Mächte durch eine Zirkularnote des schwedischen Ministers des Außern auf die Möglichkeit eines Staatsstreichs vorbereitet, und die Gesandten erhielten den Auftrag, sich bestimmte Aufklärung darüber zu verschaffen, wie die Großmächte den Anschlag auf die norwegische Verfassung aufnehmen würden. Die Norweger empfanden es zum erstenmal als einen starken Übelstand, daß die Minister

und die Gesandten, die doch zum Teil auch von norwegischem Gelde bezahlt wurden, ihren Einfluß gegen die Interessen dieses Landes gebrauchten, daß also die Norweger bei keiner Großmacht einen Mann hatten, der ihre Interessen vertrat, daß sie vielmehr ohne auswärtige Vertretung, ohne Verbindung mit fremden Mächten waren, „wie das bis in die jüngste Zeit geblieben ist“.

Der erwähnte Anschlag gegen Norwegens Selbständigkeit und Verfassung wurde nicht ausgeführt; aber ihr beständiger Feind blieb die in Schweden herrschende Partei; ja selbst wenn die Königsmacht den Willen hatte, den norwegischen Wünschen entgegenzukommen, wurde sie gezwungen, den schwedischen Standpunkt einzunehmen.

Die wichtigste Streitfrage zwischen beiden Reichen betrifft die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Diese wurde von dem schwedischen Minister des Außern besorgt, der jedoch in Norwegen nicht verantwortlich war. Das aber widerspricht nach Ansicht der Norweger der in dem Reichsakt festgesetzten Gleichheit beider Länder und dem Rechte jedes Landes auf Selbständigkeit in allen Angelegenheiten, die nicht als unionelle bezeichnet sind. Die Schweden freilich meinten, daß weder der Reichsakt noch irgend ein anderes unionelles Gesetz den Norwegern die Befugnis zu diplomatischer Selbständigkeit einräume. Der Streit ist besonders nach 1885 in den Vordergrund getreten. In bezug auf die Behandlung diplomatischer Sachen waren die schwedischen Gesetze von den norwegischen verschieden. Das norwegische Grundgesetz überließ sie dem Könige allein und unterwarf sie nicht der Notwendigkeit, im Staatsrat vorgetragen zu werden. Nach diesem Rechte hat der König von Anfang an die auswärtigen Angelegenheiten Norwegens durch den schwedischen Minister und die schwedischen Gesandten besorgen lassen. In Schweden war es anders, die auswärtigen Angelegenheiten unterlagen zum großen Teile der Behandlung durch den Staatsrat. Deshalb entschloß sich der König im Jahre 1835 zu dem Zugeständnis, den norwegischen Minister oder einen andern norwegischen Staatsrat zu den Verhandlungen zuzuziehen, wenn diplomatische Angelegenheiten dieses Landes verhandelt würden. Das blieb so bis 1885, in welchem Jahre in Schweden bestimmt wurde, daß der Minister des Außern völlig dem (schwedischen) Parlament verantwortlich sei. Diese Änderung erregte den Anwillen der Norweger, weil dadurch auch die Behandlung der spezifisch norwegischen Angelegenheiten dem in Schweden verantwortlichen Ministerium unterstellt wurde. Deshalb sprachen sie Ende der achtziger Jahre den Wunsch aus, die auswärtigen Angelegenheiten Norwegens sollten von einem norwegischen, diejenigen Schwedens von einem schwedischen Ministerium, die gemeinsamen von beiden vorbereitet werden. Eine große Partei in Schweden schien dagegen bereit zu sein, einen gemeinsamen Minister des Auswärtigen einzusetzen, der beiden Völkern gegenüber verantwortlich sei.

Ganz besonders richtete sich das Verlangen der Norweger darauf, ein eigenes Konsulatwesen zu bekommen. Schon das zu Eidsvold beschlossene Grundgesetz enthielt Bestimmungen über die norwegischen Konsuln; in dem Vertrage zu Moskau nahm der König das Grundgesetz an und versprach, nur solche Änderungen vorzuschlagen, die für die Vereinigung nötig waren. Da nun weder die vorgeschlagenen Änderungen, noch der Reichsakt (1815) ein Wort über das Konsulat enthalten, so glauben die Norweger, sei ihr Recht auf eigene Konsuln gesetzlich festgelegt. Aus Zweckmäßigkeitsgründen benutzten die Norweger zu Konsuln dieselben Personen wie Schweden, da auch das Grundgesetz

die Möglichkeit gewährte, Ausländer zu Konsuln zu ernennen, ließen aber bei gegebener Gelegenheit keinen Zweifel darüber bestehen, daß sie eigene Konsuln ernennen würden, wenn die Interessen ihres Landes es verlangten. Von schwedischer Seite hat man behauptet, das Konsulatwesen hänge eng mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zusammen; aber das war 1814 nicht der Fall, sondern damals unterstanden die Konsuln dem sog. Handelskollegium bis zum Jahre 1858. Im Laufe der Jahre hat nun jedes der beiden Länder sich in besonderer Weise entwickelt. Norwegens Handelsflotte ist die viertgrößte der Welt und ungefähr viermal so groß wie die schwedische; während Schweden in den achtziger Jahren eine Schutzzollpolitik einschlug, hielt Norwegen in der Hauptsache am Freihandelsystem fest; frühere gemeinsame Handelsverträge beider Staaten mit fremden Mächten mußten deshalb getrennt und besonders aufgestellt werden; die Zollfreiheit zwischen beiden Ländern wurde von schwedischer Seite gekündigt. Aus diesen Gründen sprach 1891 ein norwegisches Komitee aus, daß Norwegens Seefahrt und Handelsinteressen mit Bestimmtheit darauf drängten, daß dieses Land die volle Leitung seines Konsulatwesens übernehmen und nur Landeskinder auf diese Posten stellen dürfe. Jedoch, getrieben von der schwedischen Opposition, weigerte sich der König, das ins Werk zu setzen; vielmehr wurden Verhandlungen eingeleitet sowohl über die Frage des auswärtigen Ministeriums wie über die Konsuln. Aber gerade um der letzteren willen scheiterten die Verhandlungen und ruhten bis 1902, wo auf Anregung des schwedischen Ministers Lagerheim beschloffen wurde, abermals ein gemeinsames Komitee zu bilden. Zwei Minister und zwei Generalkonsuln gehörten ihm an, sie kamen einstimmig zu dem Ergebnis, daß besondere Konsuln für jedes Land eingesetzt und nur ihrem eigenen Lande verantwortlich gemacht würden. Die Stellung der Konsuln zu dem Ministerium des Äußern und zu den Gesandtschaften sollte durch besondere „gleichlautende Gesetze“ geregelt werden. Unterzeichnet war der Vorschlag auf schwedischer Seite von dem Premierminister Bostrom sowie dem Minister des Äußeren Lagerheim. Während man in Norwegen diese Übereinkunft mit Freuden begrüßte und sogar zwei dem Abkommen nicht günstig gesinnte Mitglieder der Regierung durch andere ersetzte, begegnete sie in Schweden nur geringer Zustimmung. Doch überwies der König den Entwurf beiden Regierungen mit dem Auftrage, die Verhandlungen auf der gegebenen Grundlage fortzuführen, einen Budgetvorschlag und die „gleichlautenden“ Gesetze vorzulegen. Der von der norwegischen Regierung ausgearbeitete Organisations- und Budgetvorschlag erschien am 31. Dezember 1904, der Entwurf zu dem gleichlautenden Gesetz im Mai 1904. Darin war das Verhältnis der norwegischen Konsuln zur auswärtigen Regierung und zu den Gesandten durch eine Reihe von Bestimmungen geregelt. So sollten die Konsuln verpflichtet werden, in Sachen, die diplomatischen Charakter annehmen können, den Anfragen und Wünschen des Ministeriums zu entsprechen und nicht direkt mit Regierungen fremder Staaten zu verkehren. Die schwedische Regierung zog die Beantwortung hinaus, der schwedische Minister des Äußeren Lagerheim ging ab, und der Premierminister Bostrom nahm die Angelegenheit in seine Hände. Er stellte im November 1904 eine Reihe von Forderungen auf, die den vorher getroffenen Abmachungen widerstrebten und die der norwegische Staatsminister Sagerup in seiner Erwiderung als einen großen Rückschritt bezeichnete. Im Dezember 1904 brachten nun die Schweden ihren Entwurf zu dem „gleichlautenden Gesetz“. Die norwegische Regierung

antwortete darauf, man würde, wenn die schwedischen Forderungen früher bekannt gewesen wären, schon eher den Gedanken an ein gegenseitiges Verständnis aufgegeben haben. Würden die schwedischen Forderungen angenommen, dann wäre das norwegische Konsulatwesen in weiter Ausdehnung dem schwedischen Minister des Außern, der ein konstitutioneller schwedischer Minister ist, unterstellt. Da nun der schwedische Staatsrat erklärte, daß er gerade an diesem Punkte festhalten müsse, so waren die Verhandlungen ergebnislos abgebrochen. Schweden hatte gezeigt, daß auf der früher beschlossenen und vom Könige gebilligten Grundlage eine Vereinbarung nicht möglich war. Die Schuld für diesen verhängnisvollen Abbruch der Verhandlungen weisen die Norweger weit von sich ab, von schwedischer Seite freilich wird versucht, sie der norwegischen Regierung zuzuschreiben.

Das Ministerium Boström hatte mit dem Abbruch der Verhandlungen eine einzig dastehende Gelegenheit verpaßt, die beiden Völker einander näher zu bringen. Nie vorher war in Norwegen so große Willigkeit und so starkes Vertrauen in die Möglichkeit einer Vereinigung gewesen. Warum die Vereinbarungen abgebrochen wurden, ist den Norwegern dunkel; aber das glauben sie sicher, daß die Großschweden nicht entfernt an die Möglichkeit der Wirkung gedacht haben, die eingetreten ist. Von dem Tage an, da das ablehnende Verhalten der schwedischen Regierung in Norwegen bekannt wurde, war das ganze Volk einig in dem bestimmten Verlangen, alle schwedischen Übergriffsversuche abzuweisen, einig in der Meinung, daß es sich hier um ein unberechtigtes Verlangen Schwedens, um einen Angriff auf das Selbstbestimmungsrecht Norwegens handelt. „Diese Sache ist für uns zum Scheidewege zwischen Selbständigkeit oder Selbstaufgabe geworden. Da wir nicht freiwillig unsere Souveränität aufgeben wollen, so sind wir fest entschlossen, diese unsere Sache durchzuführen ohne Rücksicht auf einen möglichen Widerstand von schwedischer Seite.“ Am 8. Februar 1905 gab Minister Hagerup die Nachricht vom Abbruch der Verhandlungen bekannt und bezeichnete es als die Aufgabe, klar und unverkürzt die Bedingungen durchzuführen, unter denen Norwegen die staats- und völkerrechtliche Stellung einnehmen kann, die ihm als einem souveränen Reiche zukommt. Darauf setzte der Reichstag ein Komitee ein, welches die Errichtung eines eigenen Konsulatwesens auf eigener norwegischer Gesetzesgrundlage für den 1. April 1906 beschloß. Unterdes hatte das Ministerium Hagerup demissioniert und eins seiner Mitglieder, Chr. Michelsen, ein neues aus hervorragenden Männern der verschiedenen Parteien gebildet.

Was war in dieser Zeit in Schweden geschehen? Man hatte zur Erwägung der gegenwärtigen Lage ein Reichsratskomitee unter dem Voritze des Kronprinzenregenten geschaffen. Am 5. Mai überbrachte dieser dem norwegisch-schwedischen Staatsrat folgende Vorschläge: „Ich fordere den Staatsrat der beiden Reiche auf, ohne einseitiges Festhalten an früher eingenommenem Standpunkte sofort neue freundschaftliche Verhandlungen zu beginnen über eine neue Ordnung aller unionellen Angelegenheiten auf der Grundlage, daß die volle Gleichberechtigung beider Länder durchgeführt wird. Der Weg, auf dem dies möglich erscheint, ist folgender: Gemeinsamer Minister des Außern (Schwede oder Norweger), verantwortlich beiden Reichen gegenüber oder auch einer gemeinsamen Institution; besonderes Konsulatwesen für jedes Reich, doch so, daß die Konsuln in allem, was ihr Verhältnis zu fremden Mächten angeht, unter der Leitung und Kontrolle des Ministers stehen. Sollte während der Verhand-

lungen ein anderer Weg sich zeigen — doch unter Beibehalt der Gemeinschaft in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die eine unerläßliche Bedingung für das Bestehen der Union bleibt, so erkläre ich mich bereit, auch diesen in ernste Erwägung zu ziehen.“ Zugleich nahm der Minister Boström seinen Abschied. In Norwegen machte das wenig Eindruck. Zu frisch war noch der Unmut über den Abbruch der Verhandlungen, die unter so günstigen Umständen begonnen worden waren. Wie sollte man Gutes von neuen Beratungen erwarten, die in der Hauptsache von denselben Mitgliedern desselben Staatsrats geführt wurden! So faßte man denn in Norwegen den Vorschlag als einen Versuch auf, die Sache zu verzögern, und erklärte, der Vorschlag enthalte nichts Neues. Auch die norwegische Regierung sprach aus, daß neue Verhandlungen ergebnislos sein müßten, ehe das norwegische Konsulatwesen durchgeführt sei.

Was sollte nun werden? Der norwegische Reichstag hatte einstimmig die Einsetzung eigener Konsuln beschlossen. Wollte der König diesem Beschlusse seine Sanction verweigern, so fand er keine norwegische Regierung, die die Verantwortung für diesen Schritt übernahm; aber ohne verantwortliche Königsmacht nicht regieren. Wenn also der König seine Sanction weiter verweigerte, stellte er sich außerhalb der norwegischen Verfassung. Man hat diesen Zustand Revolution genannt; aber „daß das norwegische Volk ein eigenes Konsulatwesen verlangt, ist keine Revolution, daß das Storting in Übereinstimmung damit einen Beschluß gefaßt, ist keine Revolution, daß die norwegische Regierung den Rat gibt, diesen Beschluß zu sanktionieren, und keine Verantwortung für die Sanktionsverweigerung tragen will, ist keine Revolution; denn eine Regierung macht keine Revolution, wenn sie ablehnt, gegen die Interessen ihres Landes zu handeln; daß die Königsmacht darnach keine neue Regierung findet, ist auch keine Revolution; denn niemand kann gezwungen werden, in ein Ministerium einzutreten. Aber die gesetzlich gewählte Nationalversammlung kann das Land nicht regierungslos lassen, und da die Königsmacht sich selbst außer Funktion gesetzt hat, so muß das Storting das Ministerium ersuchen, die Regierung weiter auszuüben.“

Man hat in Schweden behauptet, das schwedische Verhalten sei wesentlich beeinflusst gewesen von den Rücksichten auf die Interessen der ganzen Halbinsel. Die Norweger dagegen meinen, das Mißtrauen gegeneinander sei die größte Gefahr, das Vertrauen aber zweier freier, selbständiger Völker zueinander die beste Sicherung des Friedens.

So weit Fridtjof Nansen. Die Ereignisse sind seit dem Erscheinen des Buches fortgeschritten; doch scheint es, als ob man auch auf schwedischer Seite geneigt sei, unter allen Umständen den Frieden zu wahren, der die Grundlage ist für das fernere Glück und die weitere Blüte der beiden schönen Länder und der beiden großen Völker.

Erich Tittel



Der papierne Drache

Es hebt eine schöne Zeit an für all die armen Schulmeisterseelen, die bisher in der geistigen Folterkammer, genannt deutsche Schule, geächtet haben. Im neuen Reiche ist uns ein neues Geschlecht von Erziehern herangewachsen, das es nicht länger dulden will, daß unsere Jugend dressiert statt erzogen, gedrückt statt erhoben, verbildet statt gebildet werde.

Erst wurden die Zweifel an dem herrschenden Lehr- und Erziehungsverfahren vorsichtig und leise angedeutet, dann traten Kühnere hervor und riefen es laut in alle Welt hinaus: „Unsere Schulen sind krank!“, dann schwoll es an zum Chore. Die Kunstsziehungstage in Dresden und Weimar wurden zu lauten Protestkundgebungen, und fast alle Zeitungen stimmten ein in den Tadel gegen die geisttötende, kunstfremde Abrihtung, die unserer Jugend die körperliche und geistige Frische raubt und sie zu nüchternen Bureaukraten und feigen Kanzlisten heranrückt.

Man lernte wieder von einem Rechte der Kinder sprechen, ihre Natur liebevoll beobachten, nach ihren Bedürfnissen fragen. Es brach ein Kampf aus gegen das pedantische Berechtigungs- und Verfügungswesen, das die Kinder wie Nummern behandelt und alle Köpfe mit gleichem Inhalte anstopfen will, auf daß sie ihre „Reife“ schwarz auf weiß belegen könnten. Jetzt darf man es schon zuversichtlich aussprechen: Wir stehen vor einer neuen Ära des Erziehungswesens. Die wilden Frühlingstürme verkünden uns ein neues, sonniges Jahr.

Aus dieser Zuversicht ist auch das kampfesfreudige und lebensprühende Schriftchen von Otto Anthes geboren. „Der papierne Drache — Vom deutschen Aufsatz“ (R. Voigtländer, Leipzig 1905. Preis 80 Pfennig), das wir hier mit Freuden anzeigen. Wir kennen den Verfasser schon aus seiner gleich herzhaften Schrift „Dichter und Schulmeister“. Er ist ein Mann von freier künstlerischer Kultur, dazu ein erfahrener Schulmann und — was mehr wert ist als alles andere, er ist eben — ein Mann. Das heißt: Er hat sein eigenes Gepräge und dazu die Kraft und den Mut, sich ehrlich zu geben. Rücksichten auf hohe Behörden und auf die Meinungen der Berufsgenossen fechten ihn nicht an. Er setzt seine Überzeugung breit hin: nun mögen sich die Gegner daran die Zähne ausbeißen.

Ein roter Drache auf dem Umschlage zeigt uns das kinderraubende Ungeheuer, den papiernen Drachen, dem er zu Leibe geht. Er hofft ihn nicht mit einem Streiche zu töten, Drachen sind zäh und langlebig. Aber es macht ihm Freude, „dem Antier wenigstens einmal ordentlich eins auf den Kopf zu geben“.

Was er geißelt, ist die Feigheit der schriftstellernden Pygmäen, die sich nie selbst zu geben wagen, sondern stets hinter große Namen verstecken, ist der Kultus des sprachlich Formalen gegenüber der Plastik des selbst Geschauten und innerlich Erlebten, ist die Schreib- und Redefeligkeit von Leuten, die sich getrauen über alles und jedes sich auszubreiten, ohne daß sie in Wahrheit davon etwas verstehen und Eigenes darüber bringen können — eine Folge des in den Schulen beliebten Betriebes, Aufsätze über Dinge schreiben zu lassen, die den Schülern innerlich fernstehen. Er droht mit köstlichem Scherz mit einer Klage gegen „Anstiftung zur Schwägerel“, „Verbrechen gegen das keimende Leben“ (Vortrefflich!) und „Verbreitung zum unnützen und gefährlichen Schuldenmachen“ infolge des Nachschwagens und Abschreibens, zu dem die

Schüler verleitet werden. Es folgen Beispiele falscher Auffasthemen mit Randbemerkungen gegen die Unnatur und Schädlichkeit dieser Anleitungen, gegen den Mißbrauch der roten Tinte, die mit jedem Striche dem kindlichen Selbstbewußtsein eine blutige Wunde schlägt, gegen das Abdieren der Fehler, wobei man die kindliche Persönlichkeit, die aus sich herausgehen möchte, gleichsam mit dem Zollstocke messe. Ich erinnere mich dabei, daß mir einmal Prof. Friedrich Paulsen im Gespräch sagte: „Diese roten Korrekturen empfinde ich wie eine Brutalität, man sollte vor der Lebensäußerung des Kindes mehr Achtung haben!“ Nach allerlei weiteren Angriffen gegen all den herrschenden Mißbrauch, Nacherzählung von Gedichten, die dadurch entweißt, und doch immer nur in jedem einzelnen Worte entweder abgeschrieben oder verhunzt werden, Kritiken von Kunstwerken, die nur geeignet sind, vorlaute Grünschnäbel heranzubilden, Unfreiheit in Wahl des Stoffes und der Behandlung, die der Persönlichkeit Gewalt antut, kommt er auf die unglückseligen Dispositionsübungen zu sprechen, wo das Gerüst geliefert wird, ehe man noch weiß, wer in dem Hause wohnen und welchen Zwecken es dienen soll. All den Regeln über die Einleitung, den Schluß, all dem alten Plunder aus den Rhetorenschulen der Römer weist er die Türe, damit endlich einmal der ungekünstelte, freie Ausdruck der Schüler zu seinem Rechte komme. Aber nun erlasse heute einmal ein Lehrer seinen Schülern die sog. „Disposition“ als Sonderleistung vor dem Aufsatze! Da kann er was erleben! Sofort wird der Direktor die Fachlehrer und womöglich den Schulrat alarmieren, um solche unerhörte Willkür ein für allemal abzustellen. Dispositionen sind Vorschrift. „Aber in diesem Falle ist eine Disposition durch die Natur des Themas ausgeschlossen.“ „Einerlei, Disposition muß sein. Oder wollen Sie sich, Herr Kollege, den dienstlichen Anweisungen Ihres Direktors widersetzen? Nein? — Na also!“ — Anthes empfiehlt Wahlfreiheit der Aufsatzhemen, damit jeder Schüler schreibe, wovon zu schreiben ihm eine Lust und ein inneres Bedürfnis ist, und er führt methodisch aus, daß die Schüler dabei auch richtig denken lernen würden, nämlich anschauend denken, und das begrifflich Gedachte und sinnlich Erfasste klar zu Papier bringen.

Dem papiernen Drachen, der noch in unseren Schulen haust, der nur von dem lebt, was er der Natur unserer Kinder raubt, bringt Anthes nun zum Schlusse, um seine Blutgier zu stillen, eine ganze Rotte von Schädlingen zum Opfer: „all die Reservearistokraten des Geistes, deren Zimperlichkeit für Vornehmheit gilt; all die Quacksalber und Kurpfuscher der Erziehung, die auf das Leben vorbereiten wollen, indem sie ihren Zöglingen die Augen zuhalten, wenn das Leben vorbeizieht — damit diese Zöglinge durch die Finger blinzeln; all die Bureaufkaten und Schreiberseelen, die nicht eher ruhen können, als bis sie aus jedem ihrer Sätze den letzten Tropfen Saft herausgequetscht haben, auf daß die Maschine schön knarre. Sie alle soll er haben, der Drache in der Scharfelenhöhle. Dafür aber soll er uns die Jugend lassen, die himmlisch grün, die noch mit Entzücken auf der Wiese springt; noch über jedes beschneidene Blümlein im Grase jauchzt, wenn's nur ein Blümlein ist; mit Wonne in jedem Sumpfel patst, weil dann die Füße so herrlich naß werden.“

Nun muß ich zum Schlusse wohl auch meinen kritischen Senf dazu geben. Ich fasse mich kurz: Im einzelnen mag manches zu umstürzlerisch sein. Der Grundton ist gesund und klingt mir gar lieblich in die Ohren.

Ludwig Gurlitt



Uneheliche Kinder

Der Bund für Mutterschutz hat einen Aufruf erlassen, aus dem wir entnehmen, daß alljährlich 180 000 uneheliche Kinder in Deutschland geboren werden und mit wenigen Ausnahmen körperlich oder sittlich verkommen. Das ist ein Verlust an nationaler Kraft und eine Gefahr für unser Volk! Pflicht des Staates ist es, für diese unglücklichen und unschuldigen Kinder zu sorgen und sie zum Wohle unseres Volkes zu tüchtigen Männern und Frauen zu erziehen. Auf welche Weise dies zu geschehen habe, ist eine Frage, die zu beantworten ich andern überlassen muß. Meiner Ansicht nach müßte das Streben des Staates und der Gesellschaft darauf gerichtet sein, die Zahl der unehelichen Geburten zu vermindern.

Uneheliche Kinder wird man jedoch einstweilen nicht aus der Welt schaffen können, denn ungeachtet aller Mühe, die wir uns geben, uns selbst und die Welt zu veredeln, scheint es mir doch, daß wir hinsichtlich der Moral und der Sittlichkeit keine Fortschritte machen. Ledige Mütter und 180 000 uneheliche Kinder bedeuten einen Rückschritt in der Kultur, und wir nähern uns ganz bedenklich den Nationen, denen wir unsere Kultur aufdrängen möchten.

Die Fürsorge für ledige Mütter und ihre Kinder wird erst dann ein Ende nehmen, wenn die späteren Generationen auf einer höheren Kulturstufe angelangt und die Menschen zur Erkenntnis durchgedrungen sein werden, daß die Eihehe ein Produkt der Kulturentwicklung sei und nur sie dem Kinde Schutz gewährt. Mutter, Vater, Familie, Häuslichkeit braucht das Kind, um zu gedeihen und um ein ganzer Mensch zu werden.

Solange wir auf einer so niedrigen Stufe stehen, daß alljährlich 180 000 uneheliche Kinder geboren werden, muß ihnen Hilfe zuteil werden. Hierüber werden wir uns alle einig sein, über die Art und Weise, wie dieses Problem zu lösen sei, werden die Meinungen auseinandergehen.

Der Bund für Mutterschutz will helfen, er scheint mir jedoch auf Abwege zu geraten — soviel ich aus dem Aufruf ersehen kann. Gegen diesen Aufruf muß ich Stellung nehmen, teils weil man zwischen den Zeilen einen erneuerten Angriff auf unsere Ehe lesen kann, teils aber auch, weil der Bund für Mutterschutz so eine Art Brutstelle für uneheliche Kinder ins Leben zu rufen gedenkt.

Betrachten wir uns besagten Aufruf etwas näher. Gleich zu Anfang heißt es: „Diese Quelle unserer Volkskraft lassen wir verkommen, weil eine rigorose Moralanschauung die ledige Mutter brandmarkt.“ — Ich denke, wir behalten diese „rigorose Moralanschauung“. —

Ich weiß sehr wohl, daß es unter den ledigen Müttern welche gibt, die, was Moral und Sittlichkeit anbelangt, weit höher stehen als manche Ehefrau. Doch mit diesen Ausnahmen wird sich der Bund für Mutterschutz nicht zu befassen haben. Sie werden den Kampf für ihre Kinder allein durchfechten. Das Bewußtsein ihres Fehltrittes wird ihnen die Kraft verleihen, das Leid, das sie ihren Kindern zugefügt haben, nach Möglichkeit zu lindern.

Die große Zahl der ledigen Mütter jedoch kennt den Begriff „Mutterschaft“ nicht.

Man will eine Kolonie errichten und dort die ledigen Mütter samt ihren Kindern unterbringen; die Frauen an Arbeit gewöhnen, ihre wirtschaft-

liche Existenz verbessern und ihnen die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen, weil — heißt es in dem Aufruf — „Kinderschutz ohne Mutterschutz Stückwerk sei, denn die Mutter ist die kräftigste Lebensquelle des Kindes und für sein Gedeihen unentbehrlich“. — Diese Worte klingen schön — es sind aber nur Worte, und sollte der Bund für Mutterschutz in der Lage sein, die Kolonie gründen zu können, so würde nichts weiter erreicht werden, als die Zahl der ledigen Mütter und unehelichen Kinder zu vermehren.

Der Aufruf schließt: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß ein derartiges Vorgehen auch den Wünschen vieler Väter entspricht und dazu beiträgt, deren Hilfe und Interesse für Mutter und Kind zu erhalten.“ — Wäre die Sache nicht so verzweifelt ernst, man könnte darüber lachen! Man macht es ja den Männern ungemein bequem, sich der Ehe und den damit verbundenen Pflichten und Sorgen zu entziehen! Einen jährlichen Beitrag zahlt jeder Vater gerne — auch alle, die es werden wollen —, sie werden jedoch dafür das Recht in Anspruch nehmen, ein Kind nach dem andern ins Leben zu setzen. Weshalb sollten sie auch nicht? Der Bund für Mutterschutz sorgt für die ledige Mutter und ihr Kind.

Unsere Frauen, die sich in übertriebener Humanität und Sentimentalität für die „Mutterschaft“ begeistern, fangen an, der ledigen Mutter eine Art Heiligenschein ums Haupt zu winden. Mir fehlt der Glaube an die moderne Mutterschaft — denn nur selten finde ich in unserer Zeit echte, treue, schweigsame Mutterliebe.

So hoch ich die Mutterliebe einschätze, so glaube ich doch, daß zum Gedeihen des Kindes auch die Vaterliebe gehört. — Auf die ledige Mutter sollen wir nicht den Stein werfen, wir sollten ihr aber nicht den außerehelichen Verkehr erleichtern. Die „rigorose Moralanschauung“ behütet manches Mädchen vor dem Fall.

Der Aufruf, den der Bund für Mutterschutz erlassen hat, ist wiederum ein Angriff auf unsere Ehe, den wir entschieden zurückweisen müssen. Man gründe einen Bund zum Schutze der Familie und vergesse nicht, daß zur Mutterschaft auch der Vater gehört.

Rathinka v. Rosen



Gedanken eines Dichters

Vielen gilt der Dichter immer noch als weltfremder Träumer. Im rechten Sinne ist er's auch, doch nicht im landläufigen, mehr oder minder abschüssig mitleidigen. Wenn der Dichter der Welt der Wirklichkeit eine höhere gegenüberstellt und dadurch die Sehnsucht nach der ewigen Heimat wachruft, so ist er darum noch lange kein Fremdling in der wirklichen Welt. An Lebenserfahrung, Beobachtung und Menschenkenntnis nimmt er's wohl mit den meisten jener nüchternen Seelen auf, die in seinem Schaffen nur ein müßiges Spiel, in ihm selbst einen überflüssigen Proteßer sehen.

Unter dem Titel „Indiskretionen“ hat einer unserer besten, Maurice Reinhold von Stern (im Verlage von E. Mareis in Lina), ein Bändchen

erscheinen lassen, in dem er über alles und noch einiges plaudert. Ich sage plaudert, wegen der leichten, liebenswürdigen Form seiner Betrachtungen. An Gedankeninhalt sind sie beileibe nicht mit dem üblichen Zeitungsfeuilleton zu verwechseln. Es ist ein Leben voll schwerer Kämpfe und Mühen, strenger geistiger Selbstzucht und -erziehung, ehrlichem Ringen nach der Wahrheit, das hier seinen künstlerisch geglätteten Niederschlag findet. Ein in manchem Sturm und Drang gereifter Mann mit Entwicklungen und Entwicklungsmöglichkeiten, wie sie nur wenigen, nur den unverwüßlichen Gottsuchern als Erbe aus einer höheren Welt zugeteilt werden, spricht hier ganz persönlich Erlebtes und Geschautes aus. Das gibt dem Büchlein seinen eigenen Wert und Reiz. Einige Proben mögen das Gesagte bestätigen und dem längst berühmten Dichter auch als Denker Freunde zuführen.

S. E. Frhr. v. G.

* * *

Der fatale Begriff

Neulich diskutierte ich mit einem Dozenten materialistischer Observanz, wobei von seiten des letzteren sehr oft das Wort „Materie“ fiel. Im Interesse einer fruchtbaren Diskussion schlug ich eine Einigung über dieses eine Welt von Gedankenlosigkeit in sich bergende Denkschema vor. Ich stellte die Frage, was denn eigentlich „Materie“ sei? Ob vielleicht der Humus? Diese Frage wurde höhnisch belächelt. Nun denn vielleicht die Summe aller Stoffteile dieses Planeten? Wieder ein ironisches Lächeln. Nun denn die Summe aller Stoffteile des Universums, wie sie durch die Spektralanalyse rekonstruiert werden können. Dazu beifälliges Kopfnicken. — Aber so gehen Sie doch, ich bitte Sie, zu den Chemikern und fragen Sie diese, worauf sich die sogenannte „Summe der Stoffteile“ zurückführen läßt?! Man wird Ihnen antworten, auf die Atome. Und fragen Sie nach der Natur der Atome, so wird man Ihnen sagen, daß dies ideale Größen seien, unwägbar, unmeßbar, immateriell, incorruptibel (nota bene, alles propria des Idealen!). Also die Grundelemente der Materie, welche die Herren Positivisten gegen die Transcendentalphilosophie ausspielen, sind Größen, auf welche die mechanischen Gesetze nicht anwendbar sind. Wenn wir also anstatt „Materie“ „Geist“ fragen wollten, so würde die Frage um nichts unklarer werden.

* * *

Geburt und Tod

Bei der Mehrheit der Naturforscher gilt es wohl für ausgemacht, daß wir in bezug auf unsere Geistigkeit nach dem Tode in den gleichen Zustand verfallen werden, in dem wir uns vor der Geburt befanden. In der Tat nimmt niemand daran Anstoß, daß er vor seiner Geburt des Bewußtseins ermangelt hat, so daß er sich, wie es scheint, auch mit dem Gedanken ausöhnen könnte, nach dem Tode kein Bewußtsein zu besitzen. Es hat aber doch einen Haken bei der Sache. Erstens ist es ein Unterschied, ob man aus der Bewußtlosigkeit zum Bewußtsein, oder aus dem Bewußtsein in ewige Bewußtlosigkeit verfällt. Man kommt aus dem Unbewußten bettelarm zum Licht. Man hat beim Geborenwerden, wie der Marxische Proletarier, nichts zu verlieren wie seine Ketten, aber eine Welt zu gewinnen. Der Sterbende ist indessen ein Krösus,

der seinen Händen eine Welt entgleiten sieht. Er geht nicht als Bettler in die Ewigkeit, sondern er nimmt gewissermaßen seinen Lebensinhalt, sein geistiges Bestium, mit, so daß er nicht nur seine Persönlichkeit, sondern sich selbst plus seinem Bewußtseins-Mehrerwerb einbüßt. Der Geborenverdenbe ist ein Prolete oder bestenfalls ein Parvenu, der mit ererbtem Reichtum proßt, ohne ihn in seinem Werte schätzen zu können. Der Sterbende ist ein fallender Grobkapitalist, der sein Vermögen selbst erworben hat. Der Weg aus der Nacht in das Licht ist nicht derselbe, wie der aus dem Licht in die Nacht. Es ist der umgekehrte Weg.

Das ist der eine Haken. Es hat aber noch einen zweiten. Zum Bewußtsein gelangen wir nicht schon gleich bei der Geburt. Wir werden auf das Phänomen gar säuberlich langsam und vorsichtig vorbereitet, so daß uns der Blitz nicht töten kann. Der Tod aber stößt uns sozusagen ohne Vermittlung aus der bunten Fülle des Bewußtseins in die ewige Nacht, wie wenn einer von roher Faust plötzlich in einen unendlichen Abgrund gestoßen werden würde. Und wenn der Sterbende auch den Fall, sozusagen den Anprall an das Nichts, nicht mehr empfindet, der Absturz kommt ihm noch blitzartig zum Bewußtsein. Er tastet nach einem Halt. Er deckt seine Augen, um den Abgrund nicht zu sehen. Er kämpft mit der ewigen Ohnmacht.

Der Weg ins Bewußtsein ist also leichter, zögernder und schmerzloser, als der Weg aus dem Bewußtsein heraus. Auch tritt man, wie gesagt, die beiden Wege mit sehr verschiedenem Gepäck an. Wer geboren wird, ist ein Handwerksbursche, der ohne Felleisen ins Blaue wandert. Wer stirbt, ein hoher Herr mit viel Gepäck, der im Schlafwagen per Extrazug in die ewige Nacht hineindonnert.

* * *

Von der Realität der Träume

Es ist schon viel darüber gestritten worden, ob den Träumen Wirklichkeit zukomme oder nicht. Die Naturwissenschaft gibt auf diese Frage keine befriedigende Antwort, da sie von dem Vorurteil ausgeht, daß das Traumleben nur physiologisch bedingt sei und als eine bloße Müdigkeitserscheinung die Wirklichkeit gewissermaßen nur als verblaßte Erinnerung, als Remanenz der wachen Sinneswahrnehmung, wiederpiegeln. Meine Selbstbeobachtung bestätigt diese Hypothese, die viel zu simpel ist, um wahr sein zu können, nicht. Mir scheint es sogar, als wenn dem Traumleben eine erhöhte Wirklichkeit zukomme. Die Dinge mit ihren Farben, charakteristischen Merkmalen und Umrissen erscheinen mir in einigen Träumen, nicht in allen, nicht nur nicht als abgeblaßte, sondern als seltsam aufgefrischte Wirklichkeit. Wie soll ich sagen, sie scheinen mir intimer und selbstverständlicher. Ich sehe wildfremde Städte, die ich nie gesehen zu haben glaube und die mir gleichwohl vertraut und zuverlässig wirklich erscheinen. Ebenso geht es mir bisweilen auch mit Personen, die ich im Traum sehe. Ich rede sie mit fremden Namen an, die mir ganz selbstverständlich vorkommen, ja sogar in fremder Sprache, die ich, ohne sie im Wachen zu beherrschen, fließend spreche. Alles aber ist in einen merkwürdig intimen, hellen, heiteren Glanz gekleidet, so daß ich in dieser Traumwelt erst die richtige Welt zu erkennen glaube, oder doch ein Stück von der Welt, wie sie sein soll. — Ist nicht die Vermutung berechtigt, daß wir im Traum gewissermaßen das ver-

klärte Urbild der Welt schauen, das Urbild, das durch die Sinnesorgane nicht, wohl aber durch das staunende Auge der Traumphantastie erkannt werden kann. Nach Kant erkennen wir durch die Sinneswahrnehmung die Dinge nicht, wie sie wirklich sind. Wir sind an die subjektiven Vorstellungsformen des Raumes und der Zeit gebunden und erblicken daher alles im Licht dieser Vorstellungsformen. Im Traum aber sind wir von ihnen befreit; unbekümmert um Raum und Zeit bewegen wir uns in einer fremden und doch merkwürdig vertrauten Welt, die etwas Unheimliches, aber auch etwas Lustiges an sich hat. Jedenfalls ist diese Welt die schönere, und ich neige der Annahme zu, daß sie die eigentliche Welt des Geistes ist, die Welt, in der sich auch die Geister der Abgeschiedenen bewegen, denen wir im Traum oft begegnen. Diese Begegnungen haben immer etwas Unmittelbares an sich, sie sind so unzweifelhaft wahr und treu, wie es die Erinnerung niemals und der direkte Verkehr im wachen Leben nur selten ist.

Ich stelle mir das Rätsel so vor, daß die Welt nach einem Urbild Gottes geschaffen ist, von dem wir im Leben nur einen blaffen Schein wahrnehmen, das wir aber im Traume zuweilen, jedoch nur für Bruchteile von Sekunden, in voller Deutlichkeit aufblitzen sehen, wie einen in milder Bläue funkelnden Christbaum, wie ein fabelhaftes Inselland, eine phantastische, farbenfrohe, lächelnde Landschaft. — Warum sind wir im Traume oft so beseligt, daß wir dem Erwachen zürnen? Weil wir träumend glücklicher und heimatfreudiger sind. Selbst die pugigsten Erscheinungen des Traumes haben für mich eine unbedingtere und eine unmittelbarere Wirklichkeit als die greifbaren Objekte des Wachdaseins, von denen ich mich mehr als von den Traumbildern gefoppt fühle. Es ist aber auch sehr bemerkenswert, daß die größten Dichter, wie Dante, ihre erhabensten Schöpfungen der Trauminspiration verdanken. Die göttliche Komödie lebt sich in der Tat wie ein großartiger intimer Traum, was sie übrigens offenbar auch ist. Und dennoch haben wir bei der Lektüre dieser merkwürdigen Dichtung nicht nur das Gefühl der Wirklichkeit, sondern einer unheimlich erhöhten Wirklichkeit. Wer Dante nicht in diesem Sinne gelesen und verstanden hat, der kennt ihn nicht. Aber auch die großen naiven Realisten erreichen die höchste Wirklichkeitswirkung nicht in der Darstellung des direkt sinnlich Wahrgenommenen und Wahrnehmbaren, sondern vielmehr des in der Phantastie Geschauten, des gedichteten Traumbildes oder der geträumten Dichtung. Das gilt u. a. auch für die Homerischen Gesänge, namentlich die Odyssee. Die höchste Wirklichkeit empfinden wir also in den Spielen der Traumwelt und in den lieblichen Traumbildern der Dichtung, trotz allem Geschrei der orthodoxen Wirklichkeitsmänner und naturalistischen Pedanten — in höherem Maße als in der sogenannten Darstellung der Wirklichkeit, von der wir ja in Wahrheit weniger wissen als vom Inhalt der Träume. — Besonders wesentlich erscheint mir die Befreiung von den Fesseln der Vorstellungen von Raum und Zeit im Traum. Aber ist diese Freiheit nicht charakteristisch für das Wesen des Geistes überhaupt in seinen höchsten und intensivsten Erscheinungsweisen, die wie Blitze hoch über Raum und Zeit durch unser Jammerdasein huschen? Die Spontaneität des Traumlebens und die unzweifelhafte Wahrheit der dichterischen Traumphantastie weisen meiner Überzeugung nach hinaus und hinüber in eine höhere Welt.

* * *

Glaubensproblem

Das Schwierigste ist, an die ausgleichende Gerechtigkeit zu glauben in einer Welt, wo täglich vor unseren Augen die stärkere Faust, das frechere Maul, der größere Geldsack und das rohere Herz mit Pauken und Trompeten siegen. Und dennoch existiert sie! Sie verbreitet sich indessen über so weite Zeiträume, daß die praktische Erfahrung eines Menschenlebens zu ihrer Erhärtung nicht ausreicht.

* * *

Vornehmheit des Theismus

Es ist nicht wahr, daß der Individualismus mit Notwendigkeit zum Atheismus führen oder mit ihm gepaart sein müsse. Im Gegenteil! Der Atheismus wurzelt in den demokratischen Instinkten, die allem Erhabenen feindlich sind und in der Entwürdigung desselben den Triumph des Gemeinen (communis) und Mittelmäßigen feiern. Der Theismus ist dagegen eine vornehme Weltanschauung; denn wie er in dem Glauben an die absolute Persönlichkeit als Weltprinzip wurzelt, so betont er auch in seiner höchsten Entwicklung mit durchdringender Schärfe den unzerstörbaren Wert und das unveräußerliche Recht des Einzelwesens. Ist man zur Annahme berechtigt, daß die theistische Weltanschauung im Christentum gipfelt, so darf man auch sagen, daß sich der mächtige, durch demokratische Oberströmungen gehemmte individualistische Zug in demselben philosophisch aus dem Grundprinzip des Theismus ableiten läßt. In der Person Christi rangen zwei Welten miteinander. Ist der Gedanke der Gotteskindschaft einerseits ganz demokratisch, so erscheint andererseits in dem ins Übermenschliche gesteigerten Selbstbewußtsein Christi und in der Kraftfülle seines Glaubens an die messianische Mission ein aristokratischer Zug unverkennbar. Aber selbst der demokratische Zug im Wesen Christi, der in der Entwicklung des Christentums bis auf unsere Zeit zu schlimmen Verzerrungen des Grundgedankens geführt hat, läßt sich unschwer aus dem Stolz der Seele des Gottessohnes ableiten, die nach Gerechtigkeit schrie, weil sie sich selbst in der Masse geschändet sah. Es kommt nicht gerade selten vor, daß sich aristokratische Naturen der Sache der Allgemeinheit opfern, aber meist auch mit derselben schmerzlichen Erfahrung, die in den Worten des Erlösers am Kreuz ihren erschütternden und für alle Zeiten prototypischen Ausdruck gefunden hat.

* * *

Herrenmoral

Nietsche ist recht eigentlich der Patentphilosoph der modernen Bourgeoisie, der typische, wissenschaftliche Ausdruck für die Gesetzmäßigkeit in der Moral der herrschenden Klassen unserer Zeit. In ihren ethischen Grundlagen betrachtet, ist seine Morallehre nichts anderes, als die Legitimation des Verbrechens durch die Kraft. Deswegen wird seine Lehre auch so gierig von der Crème der herrschenden Klasse unserer Zeit aufgesogen. Zum Unglück ist diese wahrwitzige Philosophie, durch die sich eine Epoche offener Verladenz vergeblich zu rechtfertigen sucht, in so geniale künstlerische Form gekleidet, daß sie auch anders denkende gebildete Leser leicht verblendet.



Ein Erforscher der Affensprache

Professor R. L. Garner, der einst vielgenannte Entdecker der „Affensprache“, rüstet zu einer neuen Expedition an die Westküste Afrikas. Seine Hauptquartiere werden Gaboon und Kap Lopez sein. Auch diesmal begleitet ihn der grüne Drahtkäfig, in den er sich setzt, während die Bewohner des Urwaldes in voller Freiheit an ihm vorbeistreichen. Diesem merkwürdigen Einfalle, sich einmal lieber selbst in den Käfig zu sperren, verdankt Professor Garner seine wertvollsten Entdeckungen. Nur so war es ihm möglich, viele Monate ganz allein, gegen Raubtiere und Schlangen geschützt, im tiefsten Dschungel zu leben. Kein zweiter Mensch wie er hat wohl Eindrücke von solcher wilden Größe erfahren, denn das ganze große Leben des Urwaldes pulsierte an ihm vorüber, während die feinsten Apparate im Käfig jeden Laut registrierten. So lernte Garner die Laute der Affensprache, deren er ungefähr zehn verschiedene entdeckte, nicht nur verstehen, sondern auch selbst nachahmen, so daß er mit den Affen „Konversation“ führen konnte. Ein bestimmter Laut bedeutet „flüssige Nahrung“, ein anderer „feste Speise“. Mit dem Kriegsrufe konnte er wildeste Flucht, mit „alles sicher“ Ruhe und Gemütlichkeit nach Willkür bei einer Affenherde hervorrufen. Diesmal führt Garner die feinsten und vollkommensten Phonographen mit sich, die je fabriziert wurden — Thomas A. Edison hat selbst die Ausführung überwacht. Außerdem hat Garner noch eine Reihe von Apparaten selbst konstruiert, die ihm für psychologische Untersuchungen dienen sollen, denn er will diesmal die Affen auf ihren Form- und Farbensinn, auch auf musikalische Veranlagung hin untersuchen. Die meisten dieser Apparate funktionieren elektrisch, so daß kaum ein Bruchteil einer Sekunde zwischen Wahrnehmung und Registrierung verstreicht. „So gut wie diesmal“, sagt Professor Garner, „war ich noch nie ausgerüstet, und so hoffe ich auch auf um so günstigere Resultate. Das Faszinierende an meinem Unternehmen ist, daß man nie weiß, wann sich etwas Wichtiges ereignen wird — plötzlich und verblüffend kommen die Entdeckungen. Dann aber, um ihnen den wissenschaftlichen Wert zu geben, muß allerdings jedes Experiment mit unendlicher Geduld immer wieder versucht werden, um alle Fehlerquellen auszumerzen.“ Die neue Expedition ist auf ungefähr zwei Jahre berechnet.



Aus der Art geschlagene Kinder

Zu innerer Einkehr fordert der Herausgeber des „Hauslehrers“ (Leipzig, R. O. Schaffer) in einem Aufsatz „Vom königlichen Amt der Eltern“ auf. „Wir können nicht erwarten, daß aus der Erziehung Menschen hervorgehen, die an sittlichen Eigenschaften ihre Eltern unendlich überragen. Solche Fälle kommen auch vor — denn alle Menschen von ungeheuren sittlichen Leistungen haben doch Eltern gehabt —, aber sie sind so selten, daß sie für unsere zunächst aufs Allgemeine sich beziehenden Betrachtungen ganz unberücksichtigt bleiben können. Keineswegs außerhalb der Wahrscheinlichkeit liegt aber, daß die Kinder in jeder Hinsicht, auch in sittlicher, um ein wenig höher entwickelt sein könnten, als

die Eltern es waren; wenigstens liegt das dann im Bereich der Wahrscheinlichkeit, wenn wir eine fortschreitende Verfitllichung der Menschheit annehmen. Wer sich zu dieser Annahme nicht entschließen kann, schränkt natürlich die Wahrscheinlichkeit eines solchen Erfolges entsprechend ein, aber immerhin bleibt die Wahrscheinlichkeit, daß die Kinder ebenfugut werden, wie die Eltern.

„Aber dagegen spricht doch die Erwägung, daß so sehr viele Kinder aus der Art schlagen, auf Abwege geraten und gänzlich verloren gehen. Vielfach Kinder von durchaus anständigen und ehrwürdigen Eltern, die dann zu ihrem eigenen tiefsten Seelenschmerz genötigt sind, sich von ihren Kindern ganz loszusagen, sie vollkommen zu verstoßen, ungeachtet der Gewißheit, daß die Kinder durch diese Verstoßung noch schlechter werden, als sie ohnehin schon waren!

„Gewiß, das kommt vor. Und es ist sicher, daß eine solche Verwahrlosung von Kindern anständiger Eltern der Hauptsache nach auf ungünstige äußere Einwirkungen zurückzuführen ist. Vor solchen schädlichen äußeren Einwirkungen die Kinder zu bewahren, ist ganz sicher in allererster Linie Elternpflicht.

„Aber es ist doch noch ein zweites, fast Wichtigeres zu bedenken. Diesen selben schädlichen äußeren Einflüssen sind immer nachweisbar auch andere Menschen ausgesetzt, die ihnen nicht erliegen. Ebenso sicher wie daß die erste Hauptschuld den äußeren Einflüssen zukommt, ist es, daß eine zweite Hauptschuld in den Charaktereigenschaften des Verwahrlosten selbst liegt, also in dem, was Eltern und Großeltern auf ihn vererbt haben. Und ich meine, Eltern, die ein so furchtbares Unglück haben, wie es die Verwahrlosung eines Kindes ist — ich kann mir wenigstens kein größeres Unglück vorstellen —, solche Eltern sollen auf das sorgfältigste in ihrem eigenen Seelenleben nachforschen, ob sie nicht in sich selbst den Keim zu denselben Sünden und Verfehlungen finden, denen das Kind erlegen ist; aber sie sollen suchen mit dem ganzen fürchterlichen Ernst der Bergpredigt: ‚Wer zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist ein Eotschläger.‘ So mag der Vater des Mörders sich fragen, ob es keinen Fall ungezügelter Jähzornes in seiner Erinnerung gibt. Der Vater des Betrügers mag sein ganzes Leben durchforschen, ob er sich nie eine faule Ausrede hat zuschulden kommen lassen und vielleicht gar so, daß das Kind selbst diese Äußerung mit Verständnis wahrnahm! Und wer etwas derartiges dann in seinem Leben findet, der möge sich weiter des Wortes erinnern: ‚Wer reinen Herzens ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.‘

„Denn wer selber solche Eigenschaften hat und wer diese Eigenschaften so gezeigt hat, daß das Kind sie wahrnahm, der hat erstens aller Wahrscheinlichkeit nach zum mindesten die Keime dieser Eigenschaft auf das Kind vererbt und dann noch dem Wachstum dieser Keime Nahrung gegeben dadurch, daß er als Vater, als der Mann, zu dem der Knabe als zu seinem Ideal emporsehaut, diese Eigenschaft selbst betätigt hat. Und dann ist wieder das Wort gerechtfertigt von der Notwendigkeit, siebenzimal siebenmal' zu verzeihen.

„Nicht als ob damit dem Vater das Recht der Bestrafung abgestritten werden soll; ganz das Gegenteil ist meine Meinung. Ich fasse die Bestrafung in diesem Fall als eine furchtbar ernste Pflicht des Vaters auf, und ich habe sogar gar nichts dagegen, wenn sie bis zur zeitweiligen Verstoßung geht. Eine Verstoßung auf ewig aber ist ein Todesurteil; ein Todesurteil für die Liebe, die zwischen Vater und Kind besteht, und ich bin überall da, wo es sich nicht um Völkerringe handelt, Gegner der Todesstrafe.“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Offener Brief an Ellen Key

Hochgeehrte Frau!

Einem alten Schwaben, ev. Pfarrer a. D. (Verf. hat für die Adressatin seine Adresse beim Türmer hinterlegt nebst Porto), ist es aufgefallen, wie oft und eifrig Sie in Ihren vielgelesenen Büchern darauf aus sind, dem Christentum etwas am Zeuge zu flicken. Es mutet aber sonderbar an, wenn jemand, führte er die Nadel auch noch so gewandt, ein Kleid gerade da, wo es heil ist, auszubessern oder solidem Tuch einen Lappen von gegerbtem Leder aufzusteppen sich bemüht. Ohne Bild: die Vorwürfe, die Sie dem Christentum, besonders in Ihrem „Jahrhundert des Kindes“ machen, sind unzutreffend und ungerecht und müssen widerlegt und zurückgewiesen werden.

Aber halt! Es könnte ja sein, daß Sie unter Christentum etwas ganz anderes verstehen als der Schreiber dieser Zeilen und seine Gesinnungsgenossen, und dann wäre ein offener Brief an Sie ein Streich in die Luft, und das soll er nicht sein, sondern er soll treffen. Doch nur Ihren Irrtum, der Ihnen wahrlich unschön steht und, was schlimmer ist, unter vielen Ihrer jungen Leser und Leserinnen beträchtlichen Schaden anrichtet. Und zwar gerade darum, weil Sie durchaus nicht bloß irren, sondern auch Wahres sagen oder doch sagen wollen, und noch dazu oft in schönen und hohen Worten.

Also zuerst, was verstehen Sie unter „Christentum“? Die Lehre, die Weltanschauung, die Lebensarbeit Jesu von Nazareth und seiner ersten Jünger und Apostel? Oder die Staatskirche etwa seit Konstantin dem Großen? Oder die Theologie des Mittelalters? Oder lutherische Dogmatik? Oder römische Praxis, Moral und Politik? Oder all das zusammengenommen und noch einiges andere dazu? — Man ist in Verlegenheit! Wenn Sie in Ihren Büchern so oder so gegen das Christentum losziehen, dann muß man oft im Geiste oder auch mit Hilfe eines Buches, das Sie nicht geschrieben haben, um auf den oder die Schuldigen zu stoßen, die verschlungenen Gänge und Irrgänge der Kirchen- und Dogmengeschichte mühselig durchwandern. Und dann sieht man: anstatt der ganz oder halb Schuldigen, anstatt der Ver- oder Mißverständenen nebst dabei mitspielenden Umständen und Verhältnissen haben Sie der Kürze, der Einfachheit oder Bequemlichkeit halber den Ausdruck „Christentum“ gesetzt. Sie erheben einen Vorwurf. Wenn dieser auf irgend einen Kezer, Schwärmer u. dgl. irgendwo und irgendwann innerhalb der vom Evangelium berührten

Menschheit zutrifft, trifft er dann logischerweise nur so geschwind auch auf das Christentum zu? Und wissen Sie, was Hunderte Ihrer jungen Leser und Leserinnen in der Stille denken oder auch laut verkündigen, wenn eine „Autorität“, eine Bahnbrecherin für Lebensreform, wie Ellen Key, schreibt, das Christentum könne in diesem oder jenem hochwichtigen Punkt für uns moderne Menschen nicht mehr maßgebend sein, das Christentum sei einseitig, übergeistlich, fortbildungsbedürftig? Das denkt oder sagt diese Jugend: „Hört, hört! So schreibt diese grundgescheite, gelehrte, geistreiche Frau. Also weg mit dem Christentum oder doch darüber hinaus!“ Ein begabter fünfundzwanzigjähriger Mann hat neulich seiner durchaus nicht engherzigen Mutter, einer gründlich gebildeten Frau, eins Ihrer Bücher mit den Worten überreicht: „Da lies und schäme dich, Mutter!“ Rechnen Sie sich das als Erfolg?

Ich sage: Mit allem, was Sie dem Christentum zur Last legen, haben Sie uns ins Gesicht geschlagen. Es tut uns so weh, als hätten Sie uns einen Streich auf den rechten Backen gegeben. Uns. Sie fragen mit Recht: „Wer sind denn die Wir, die zu diesem Dativ oder Akkusativ den Nominativ bilden?“ Ich antworte: Das sind die Christen, die sich untereinander und mit ihrem Heiland Jesus Christus solidarisch fühlen, nicht bloß fühlen, sondern auch wissen; denn sie wissen, an wen sie glauben. Und Worte, gesprochene oder gedruckte, die unser innerstes Heiligtum antasten und in den Staub der Antiquitäten herabzerren, empfinden und setzen wir so an, als wären sie wider Ihn gerichtet; gleichwie er umgekehrt sagt: „Was ihr getan oder nicht getan habt an einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan oder nicht getan.“ Kurz, wir achten uns durch Gottes Gnade als mitgehörig zur Gemeinschaft der Heiligen. Bitte, lächeln Sie nicht; der Ausdruck steht freilich nur im Katechismus, hat also wohl für „Fortgeschrittene“ den Geruch der Rückständigkeit. Dennoch bleiben wir dabei: wir achten uns als mitgehörig zu denen, die von Jesu Leben, Tod und Auferstehung her und von dem her, was er am Tage der Pfingsten ausgoß, Gemeinschaft untereinander haben, und „unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesus Christus“, und diese Gemeinschaft wird bestehen durch die Jahrhunderte bis ans Ende der Tage. Denn Er macht seine Verheißung „Ich bin bei euch alle Tage“ immer noch wahr. Solche Gemeinschaftsleute sind wir, ohne darum Anspruch auf die beliebte oder unbeliebte Benennung „Dietisten“ zu erheben.

Da und dort in Ihren Büchern, mit allerlei Variationen, schreiben Sie, das Christentum unterschätze den Körper, die Leiblichkeit des Menschen, und überschätze den Geist oder die Seele, natürlich nicht bloß in der Theorie, sondern auch, und leider hauptsächlich, in der Praxis. Damit haben Sie eine wahre Pandoraabüchse, aus welcher Sie Vorwurf um Vorwurf in beliebiger Fülle gegen das Christentum hervornehmen können. Wenn das Christentum, wie Sie immer wieder behaupten, das Geistige im Menschen, also vor allem seine religiöse Anlage, seine Gottebenbildlichkeit ungebährlich überschätzt und betont, wenn es die Auszubildung dieses Geistigen, die Vervollkommnung des Inwendigen betreibt auf Kosten und zum Schaden des Leibes und seiner gesunden Ausbildung und Entwicklung, dann huldigt es einem falschen Idealismus, dann ist es übergeistlich, im schlimmsten Sinne einseitig und verabschiedet. Und wenn es auch so und so lang im Werdegang der Menschheit seine relativ berechnete Rolle gespielt hat, so hat es doch jetzt, „im Jahrhundert des Kindes“ seine Rolle ausgespielt; es ist höchste Zeit, daß die

modernen Menschen mit dem Christentum als solchem brechen, und daß die Menschen der Neuzeit ein vollständig „Neues pflügen“. Da nun alle Vorwürfe, die Sie dem Christentum in Ihren Büchern machen, mit diesem einen prinzipiellen Vorwurf stehen und fallen, so beschränke ich mich auf den Versuch, diesen einen prinzipiellen als den stärksten Ihrer Irrtümer zu enthüllen und in seiner völligen Grundlosigkeit und Nichtigkeit zu erweisen.

Fürchten Sie nicht, geehrte Frau, daß ich nun eine ganze Reihe einzelner Bibelstellen oder auch sogenannter loci classici aus maßgebenden Bearbeitungen der christlichen Dogmatik und Ethik oder gar der Symbolischen Bücher gegen Sie und Ihren Irrtum ins Feld führen werde. Ich beschränke mich, hoffe Sie aber um so sicherer zu schlagen.

1. Wir, die wir Gemeinschaft untereinander und durch den Sohn mit dem Vater im Himmel haben, wir, die wir uns mit dem Christentum aller Zeiten solidarisch wissen, weil wir, wie gesagt, wissen, an wen wir glauben, und weil Jesus Christus gestern und heute und in Ewigkeit derselbe ist, wir sind vor allem stolz darauf, daß unsere Leiber, auf ihren Ursprung, ihr erstes Werden gesehen, nicht aus der Urzelle getrochen, auch nicht vom Affen hergekommen, sondern aus der Meisterhand eines unvergleichlichen Schöpfers, der uns Schöpfer heißt, hervorgegangen sind. Gott der Herr, der seinerseits nach biblischer Anschauung an die Leiblichkeit nicht gebannt oder gebunden ist, aber wenn und wie er will, sich verleiblichen kann, Er, von dem die Schrift sagt: Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen, der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? — Er, dem die Bibel in ihren sogenannten Anthropomorphismen (warum spricht man nicht von Theomorphismen?) Hand und Fuß und Herz zuschreibt, Gott der Herr nahm Staub vom Erdboden, formte daraus mit seinen Händen den Menschen und „blies ihm ein durch seine Nasenlöcher den belebenden Odem, und also ward der Mensch eine lebendige Seele“, die Leib um sich und Geist in sich hat. Wenn wir Gemeinschaftsleute, wir Konservativen, mit der Bibel, auch dem Neuen Testament, an dieser Anschauung vom ersten Werden des Menschen festhalten, wenn wir auf Grund dieser Anschauung sogenannter Wissenschaft zum Trotz nicht aufhören zu betonen: Ich glaube, daß Gott mich geschaffen hat, mir Leib und Seele usw. gegeben hat, unterschätzen wir dann, zunächst theoretisch, die Würde, die Bedeutung, den Wert des Leibes, betonen wir dann auf Kosten des Leibes den Geist? Wahrlich, es gibt nichts Angereimteres und Angerechteres als diesen Vorwurf. Gott selbst, der eigenhändige Bildner unserer Leiblichkeit; sein fortgehendes, schöpferisches Walten vornehmster Faktor beim Werden jedes einzelnen Menschenleibes bis auf den heutigen Tag; — das mag nach Darwin und Konsorten eine sehr „altertümliche, unwissenschaftliche, unhaltbare Anschauung“ sein, darüber streiten wir jetzt nicht, das bleibt jetzt außer Diskussion; — aber man erühne sich nicht zu sagen, unsere Anschauung sei eine „die Leiblichkeit unterschätzende Anschauung“. Wer das sagt, der weiß nicht, was er sagt. Wenn er es wüßte und doch sagte, so wäre das eine Verfündigung an dem Geist der Wahrhaftigkeit und der Wahrheit. Indem das Christentum den Leib des Menschen aus Gottes Schöpferhand hervorgehen läßt, adelt es ihn, nämlich eben den Leib.

2. Und dieser Leib ist dem Christentum und uns Gemeinschaftsleuten der Tempel des heiligen Geistes. Nicht das vergängliche, eigentlich wertlose, also abzunutzende, durch rücksichtslose Askese oder sonst zu verbrauchende Werkzeug,

nicht der Slave des menschlich-natürlichen Geistes, nein, der Tempel des heiligen Geistes, des Geistes Gottes. Und die Sünden der Unkeuschheit werden von hier aus gleichwohl nicht unter dem einseitigen Gesichtspunkt gerügt und verdammt, daß, wer so sündige, den heiligen Geist betrübe, sondern, sagt Paulus, „wer so sündigt, der versündigt sich an seinem eigensten Selbst, am Kern seiner Persönlichkeit“; alle anderen Sünden sind außerhalb des Leibes, diese innerhalb . . . Klingt das etwa nach Unterschätzung des Leibes? Und: „wir warten unsers Leibes“, „wir geben ihm seine gebührende Ehre“, wir achten diejenigen, welche die geschlechtliche Gemeinschaft nach Gottes Ordnung verbieten wollen, für Kezer — klingt das nach Unterschätzung des Leibes?

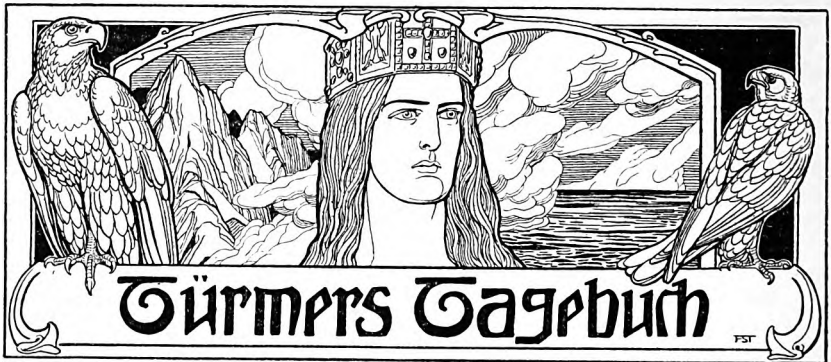
3. Wie hoch unser Heiland selbst, der bis in sein dreißigstes Jahr sein Handwerk in Nazareth betrieb, der in der Stille daselbst wahrlich nicht nur seine Seele, sondern auch seinen Leib gebildet und geheiligt hat, auch durch Arbeit geheiligt hat, der dann (Apsfg. 10) wohltuend, und wahrlich nicht bloß den Seelen, sondern auch den Leibern der Menschen wohltuend umherzog, der den Sündern auch leiblich diente, seinen Jüngern die Füße wusch, und endlich sich selbst, d. h. nicht bloß seine Seele, als Erlöser für viele in den Tod gab, er, der leidend und sterbend in Gethsemane und am Kreuz seinen Leib geopfert hat, — ich sage, wie hoch unser Heiland den Leib gewertet hat, seinen Leib und den Leib seines Nächsten, das ist ein eigenes Kapitel und ein sehr feines; und wir laden die geehrte Frau, an welche dieser Brief gerichtet ist, und andere Frauen und Jungfrauen und namentlich die Jünglinge, die etwas Rechtes werden und hinter das Geheimnis des Christentums kommen möchten, herzlich ein, sich so oft und so tief wie möglich in dieses Kapitel zu versenken.

4. Wir Gemeinschaftsleute glauben fest und aller feindlichen Wissenschaft zum Trotz eine leibhaftige Auferstehung des Herrn Jesus Christus aus den Toten. Wir glauben, daß er mit den Seinigen gegessen und getrunken und ihnen seine Wundenmale gezeigt hat nach seiner Auferstehung. Wir glauben, daß er in verkürter Leiblichkeit zu seinem und unserm Vater gegangen ist, und daß er als verkürter Menschensohn zu seiner Zeit wiederkommen wird in den Wolken des Himmels. Wir glauben, daß er auch unsere Leiber dereinst neu beleben und verküren wird, daß sie ähnlich werden seinem verkürten Leibe. Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, die der verkürten Geist-Leiblichkeit eine ewige, vollkommene Heimat bieten wird.

Man belache, wenn man will, wenn man es wagt, diese unsere Hoffnung, diese unsere Anschauung, aber man falle nicht ab zur Gedankenlosigkeit, zum Widerspruch, zum Unsinn. Man sage nicht, daß wir, die wir uns mit dem Christentum solidarisch erklären, den Leib unter-, den Geist überschätzen. Uns Christen ist der Leib mehr wert als der ganzen Poesie und Wissenschaft der Welt. Und doch überschätzen wir ihn nicht, als ob die Züchtung einer Überleiblichkeit nach modernen Rezepten die erste Pflicht und das höchste Gut für Zeit und Ewigkeit wäre.

Sagen, schreiben, drucken lassen, immer wieder, unverfroren, mit dem Schein, als wolle man jetzt endlich der Wahrheit eine Gasse brechen: daß Christentum unterschätze den Leib, das ist entweder grobe Unwissenheit, oder blinde Verwechslung des Christentums mit seiner Karikatur, oder, wie schon gesagt, Versündigung an der Wahrhaftigkeit. Sapienti sat.





Vom Gesetz der Entwicklung. — Was Rußland not tut.
 — Auf fahlem Pferde. — Der rote Lappen. — Vom
 preußischen Herrgott. — Die Hyänen des Schlachtfeldes.
 — Kirchenank. — Deutsche Anstimmigkeiten. — Fürst-
 liche Träume. — Auf Schillers Spuren

Wenn alle Zeitalter solche des „Überganges“, alle Geschlechter Epigonen-
 geschlechter genannt werden müssen, so hat doch diese Wahrheit
 nicht für alle Zeitalter und Geschlechter die gleiche Geltung. Jede Ent-
 wicklung wird um so schneller fortschreiten, je höher die Stufe, von der sie
 ausgeht. An einem mathematischen Schema veranschaulicht, also nicht in
 arithmetischer, sondern in geometrischer Progression.

Jeder Fortschritt bedeutet für die weitere Entwicklung nicht nur die
 mit ihm erreichte Stufe, sondern auch alle die in ihm enthaltenen Entwicklungs-
 möglichkeiten. Er ist wie das Samentorn, das nicht nur die eine Pflanze
 in sich birgt, sondern auch alle die unendlich vielen, die es fortzeugend ge-
 bären kann. Nicht anders bricht eine einzige große wissenschaftliche Ent-
 deckung oder politische Errungenschaft unendlichen Möglichkeiten die Bahn.
 Jeder solche Fortschritt löst unberechenbare Kräfte aus, befreit und be-
 fruchtet unzählige Geister, hat weltgeschichtliche Umwälzungen im Gefolge.
 Manch in der Stille gestreutes Samentorn hat Tempel und Paläste ge-
 sprengt!

Zeitgenossen mag die reißende Entwicklung unserer Tage unheimlich
 dünken, vielen ist sie über den Kopf gewachsen. Und nicht nur Personen,
 auch manchen altehrwürdigen sozialen und geistigen Gebilden, denen die
 Zeitenwelle den inneren Kern weggewaschen und nicht viel übrig gelassen hat,
 außer der Form. Dreist und immer dreister legt der Zeitgeist den prüfenden
 Finger an alles Gewordene und Bestehende, Beglaubte und Über-
 lieferte, immer tiefer wagt sich die Frage nach seinem Daseinsrechte her-
 vor. Es hat kaum eine Zeit gegeben, die so revisionsbeflissen war, so rück-

sichtslos sich an die „Umwertung aller Werte“ machte, wie das Zeitalter Nietzsche's. Hätte er wohl in einer andern — Epoche machen können?

Man täusche sich nicht: unser Zeitgeist ist auf den Ton Nietzsche gestimmt. Bewußt oder unbewußt beherrscht diese Stimmung mehr Gemüther, als sich mancher in seiner Schulweisheit träumen läßt. Hat Nietzsche diesen Geist geschaffen? Nicht doch: er ist aus ihm heraus gewachsen, hat ihn nur in die philosophische Formel gebracht. Nie hätte Nietzsche das ungeheure Aufsehen erregt, nie die begeisterte Gemeinde um sich geschart, wäre nicht der Boden so reif gewesen. So aber erschien er den „Seinen“ als der Messias, „da die Zeit erfüllet war“. Auch er löste — in seiner Art! — den Stummen die Sprache, machte die Blinden sehend. Das geheime Antichristentum, der unbewußte religiöse und ethische Nihilismus, zu dem vorher niemand sich zu bekennen wagte, und der doch dumpf in den Gemüthern brütete, er hatte nun seinen „Meister“, sein „wissenschaftliches System“. Das „System“ und die „Autorität“, auf die sich der Deutsche unbedingt berufen muß, auch wenn er Nietzsche'sche System- und Autoritätslosigkeit „beweisen“ will.

Hätten wir's nur mit den Zielbewußten, den Konsequenten zu tun! Mit den wäre schon fertig zu werden, da man sie stellen, also widerlegen kann. Gefährlicher, weil nicht zu fassen, sind die Halben, die nicht den Mut finden, sich auch nur innerlich zu Nietzsche'schen Grundsätzen zu bekennen, die sogar empört wären, wenn man sie solcher ziehe. In der Tat gelten sie als „gute Christen“, halten sich wohl auch selbst dafür. Daß sie Stützen der Ordnung sind, versteht sich am Rande. Und doch —: wenn das eigene Interesse oder — was zumeist identisch — die unbezahlbare „Staatsräson“ im Spiele ist? Wodurch unterscheidet sich dann der moralisfreie Realpolitiker, der feudale oder bourgeoise „Herrenstandpunkt“ von dem Nietzsche'schen Herrenmenschentum, wenn nicht durch grob materialistische Betätigung der von ihrem Urheber immerhin ideal empfundenen Theorie? Geht in die Parlamente und politischen Parteiversammlungen, in die Kontore moderner Großbetriebe, in die Redaktionsstuben noch so „staatserkaltender“ oder „völkerbefreiender“ Blätter, — ihr werdet das praktisch vergrößerte „Herrenmenschentum“ an der Arbeit sehen!

Moralische Entrüstungen über den bösen Zeitgeist sind so wohlfeil wie müßig. Man muß sich mit den Tatsachen abfinden. Wenn man ihnen ehrlich ins Gesicht schaut, wird man den festen Grund gewinnen, von dem aus eine positive Arbeit möglich ist, wird man das Gute, den Fortschritt in der gegebenen Entwicklungsstufe, erkennen. Der aber liegt für unsere Zeit gerade in dem ehrlichen Orange, alte Werte zu prüfen, ob sie noch vollgültige Münze sind, und wo sie das nicht sind, neue zu schaffen. Das übertriebene Revisionsbedürfnis unserer Zeit ist nur die negative Seite des positiven, berechtigten, notwendigen Wahrheitsbedürfnisses: — der Schatten beim Licht. Und so sehr man die Auswüchse beklagen mag, in dem Kritikbedürfnis liegt eine sittliche Kraft, die Kraft der Erneuerung.

*
*
*

Das Gesetz der Entwicklung läßt seiner nicht spotten. Nicht ungestraft darf man sich ihm entgegenstemmen. Scheinbar nur läßt es sich durch Gewalt aufhalten. Die künstlich eingebämmte Flut schwillt je länger nur um so mächtiger an, um dann in unaufhaltsamem Orange die Dämme wegzuspülen, den langmütig geduldeten Zwang um so fürchterlicher zu rächen. Auch in Rußland haben die Machthaber sich in dem Wahne gewiegt, es könnte so, wie es Jahrhunderte gegangen, auch noch weitere Jahrhunderte gehen. Einige Klarheit des Denkens mußte das Gegenteil schließen: eben weil es schon Jahrhunderte so gegangen, konnte es weiter nicht so gehen. Der demütige, unterwürfige Charakter des so lange von den Tataren, den eigenen Fürsten und Mandarinen geknechteten Russenvolkes mochte der Selbsttäuschung immerhin Vorschub leisten. Daß solche Katastrophen, wie sie sich in der Tat abspielten, schon jetzt ausbrechen könnten, haben auch Kenner russischer Zustände kaum für möglich gehalten. Und doch hätten sie beizeiten vermieden werden können! War doch schon vom Zarbefreier, Alexander II., der Grund gelegt worden, auf dem sich eine gesunde, der russischen Volksart angepasste Volksvertretung aufbauen konnte. Ein Kongreß dieser einzelnen Landschaftsversammlungen, Семство, wäre vielleicht ein organischeres Gebilde geworden als die neu geschaffene Reichsversammlung, Государственная Дума. Aus diesen Anfängen hätte sich die für Rußland wichtigste Agrarreform entwickeln können. Das mörderische Attentat auf den Befreier seines Volkes von der Leibeigenschaft hatte zur Folge, daß der russische Frühling in Schnee und Eis erstickt wurde. Eine lange Periode zielbewußter Reaktion setzte ein, die Befugnisse der Семство wurden derart beschnitten, daß diese an sich lebensfähigen Körperschaften zu völliger Ohnmacht verurteilt waren.

Nun hat Rußland seine „Verfassung“. So kümmerlich sie den Bürger westeuropäischer konstitutioneller Staaten anmuten mag, so wenig ist doch dieser Maßstab auf russische Verhältnisse anzuwenden. Für Rußland, das Volk mit den 90 Prozent Analphabeten, ein allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht verlangen, ist blanke Torheit. Ein sehr wohlfeiles Vergnügen von Leuten, die in ihrer völligen Verantwortungslosigkeit nicht in die Lage kommen können, die unvermeidlichen Folgen eines so ahnungslosen Beginnens am eigenen Leibe auszubaden. Nicht das gutmütige, leichtgläubige Volk würde herrschen — wozu ihm übrigens auf lange noch jegliche Fähigkeit abgeht —, sondern ein wüstes Agitatorenium, dessen wahnwitzigen Ausschreitungen eine Militärdiktatur sehr bald ein Ende machte. Das arme russische Volk käme also nur aus dem Regen in die Traufe. Wann ihm dann der Tag der Freiheit, die es allein „meinen“ und gebrauchen kann, anbrechen würde, — wer könnte das absehen?

Mit diesen Vorbehalten kann man der Kritik, die der bekannte Lehrer des russischen Staatsrechts Professor Dr. Reusner an den Mängeln des „Verfassungsentwurfes“ übt, zustimmen.

„ . . . Wenn ich“, so äußerte er sich in einem Interview, „von dem

Verfassungsentwurf selbst — ich will ihn der Kürze halber so nennen — zunächst ganz absehe — wo sind die Voraussetzungen, unter denen das russische Volk ersprießlich an der Regierung des Landes mitarbeiten könnte? Alle diese Voraussetzungen sind stillschweigend übergangen, sie sind nicht erfüllt worden. Wir haben keine Pressfreiheit erhalten; das Pressgesetz, an dem man arbeitet, ist reaktionär bis ins Mark. Wir haben noch immer die Prügelstrafe unter den Bauern und in den Gefängnissen, wenn sie auch offiziell nicht mehr sein soll; wir haben kein Briefgeheimnis, ja nicht einmal die Gewissensfreiheit, denn die Erlasse, die sie uns zusichern, werden nicht beachtet. Und wir haben kein Versammlungsrecht. Tatsächlich ist es zwar hier und dort erkämpft worden, aber rechtlich unterliegt es immer noch der Willkür der Beamten; selbst die Wählerversammlungen werden nur unter der Bedingung gestattet, daß in ihnen nichts über Politik geredet wird . . .

„Das sind die Voraussetzungen, unter denen die ersten Wahlen zur Duma vor sich gehen sollen. Was unter solchen Umständen die Wahlen uns bringen können, brauche ich nicht erst zu erörtern.

„Und nun die Verfassung selbst! . . . Besonders auf zwei Punkte des Entwurfs möchte ich da Ihre Aufmerksamkeit lenken. Es klingt ja sehr harmlos und gerecht, daß die Mitglieder der Duma gerichtlich intakt sein müssen. Aber was bedeutet die Bestimmung in Wirklichkeit! Sie bedeutet nichts Geringeres, als daß die gesamte russische Intelligenz von der Teilnahme an der Volksvertretung ausgeschlossen ist. Denn die hervorragenden Kräfte des Volkes, aus allen Schichten, vom Adligen bis zum Arbeiter, stehen unter gerichtlicher Anklage; die besten Russen schmachten im Gefängnis oder in Sibirien; selbst Nichtrevolutionäre, selbst rein liberale Männer, die auf eine moderne Verfassung hinarbeiteten, hat man verurteilt. Und die Folge ist, daß nur die ganz reaktionären Elemente in die Duma hineingewählt werden können, und daß künftig die russische Autokratie, gedeckt durch ihr Votum, sich noch weit Schlimmeres erlauben darf als jetzt. Das ist das schwerste Bedenken, das ich habe. Aber noch ein zweites möchte ich hinzufügen: die Mitglieder der Duma sind als solche vor dem Senat verantwortlich. Was kann man von einem Parlament erwarten, über dessen Sitzungen auch noch dieses Damoklesschwert schwebt? . . .“

Den richtigsten Standpunkt zur Beurteilung des Manifests gewinnt, wer es daraufhin prüft, inwieweit es einerseits eine gründliche und scharfe Kontrolle der Bureautratie gestattet, anderseits die Sicherheit der Person verbürgt. Die Mißbräuche des Beamtentums und die dadurch bedingte Unsicherheit der Person sind die Krebschäden, an denen das russische Volk zugrunde geht. Ohne Freiheit der Presse, etwa in den Grenzen der deutschen, lassen sie sich aber kaum heilen. Und eine gewissenhafte und gerechte Verwaltung täte Rußland vielleicht bitterer not, als irgend welche auf noch so schönes Papier gedruckte Ver-

fassungen. Aber dergleichen läßt sich nicht aus der Erde stampfen, das muß langsam wachsen, in sorgfältiger Pflege herangezogen werden. Ob Rußland dazu in absehbarer Zeit aus eigener Kraft überhaupt imstande ist? Die Unterdrückung des deutschen Elements, seine konsequente Verdrängung aus den leitenden Stellungen hat sich bitter gerächt! Hat doch dieses Element, insbesondere das baltische Deutschtum, seit jeher dem russischen Staate die tüchtigsten Kräfte für alle Zweige der Verwaltung gestellt, von seinen wissenschaftlichen Leistungen ganz zu schweigen. Noch Alexander II. hat es hoch zu schätzen gewußt und fühlte sich auch persönlich in seinen baltischen Landen, Est-, Liv- und Kurland, den alten deutschen Ordensgebieten, am sichersten.

* * *

... Was ist aus diesen, einst so gesegneten, blühenden Gauen geworden? Ein Schauplatz des Schreckens und der Verwüstung. Lettische Räuber und Nordbrenner durchstreifen fegend und plündernd das Land, reißen die deutschen Pfarrer von den Kanzeln, schänden die Kirchen, rauben die Gemeindefassen und meucheln die deutschen Gutsbesitzer. Und doch hat der baltisch-deutsche Adel die Väter jener mordenden und plündernden Letten von der Leibeigenschaft befreit, lange bevor dies im übrigen Rußland geschah, durch freiwillige Beschlüsse der Ritterschaften. Aber damit nicht genug: sie sahen ein, daß den Bauern mit der bloßen „Freiheit“ nicht gedient sei, und so gaben sie ihnen durch Gründung von gemeinnützigen Instituten unter den humansten Bedingungen die Mittel, Land billig zu kaufen und zu pachten. Die Nachkommen dieser ehemaligen Leibeigenen sind oft reicher geworden, als die Nachkommen ihrer ehemaligen Herren. Volkswirtschaftliche Schriften rühmen dieses Vorgehen als den fast beispiellos dastehenden Fall, daß sich ein privilegierter Stand freiwillig, nur aus Gründen der Humanität und Vernunft, der eigenen Rechte begeben habe.

Mit den baltischen Pastoren, wie mit dem übrigen deutschen Bürgertum der russischen Ostseeprovinzen, liegt es nicht anders. Haben sie sich doch geradezu mit Selbstverleugnung der Erziehung des fremden Stammes angenommen, die Sprache der Letten ausgebildet, ja die lettische Schriftsprache erst geschaffen. Was das deutsche Pfarrhaus den lettischen Gemeindegliedern war, was die deutschen Lehrer den lettischen Zöglingen, das kann nur krafftester Andank vergessen und mit Taten vergelten, wie sie jetzt in der von Peter dem Großen „Gottesländchen“ genannten Provinz Kurland und im südlichen Livland an der Tagesordnung sind.

„Geradezu verzweifelt“, so wird von dort geschrieben, „ist die Lage der Gutsbesitzer und Pastoren auf dem Lande. Die Gutsbesitzer müssen jede Stunde auf eine Meuterei ihres eigenen Gesindes oder auf Überfall und Brandstiftung fremder Strolche gefaßt sein; die Pastoren werden auf der Kanzel mit Revolvern bedroht. Mutige Gemeindeglieder hatten sich in einzelnen Kirchdörfern erboten, den Geistlichen am Sonntag bewaffneten

Schutz zu bieten, im allgemeinen aber sind die Pastoren ihrem Schicksal überlassen, da niemand sein Leben aufs Spiel setzen will, der Weib und Kind hat. Die Ermordung des kurländischen Rittergutsbesizers Barons Bisfram hat die Leute vollends eingeschüchtert, und jeder ist lediglich auf die Sicherheit des eigenen Lebens bedacht. . . Der schöne Sommer hat es diesen Banden ermöglicht, in den Wäldern ein förmliches Räuberleben zu führen. Am schlimmsten sieht es in der reichen und fruchtbaren Umgebung der Landeshauptstadt Mitau aus. In Hofjumberge ist das Gutsgebäude mit einer alten und reichhaltigen Bibliothek in den Flammen aufgegangen. Auf Groß-Platen, dem Gute des Barons Sahn —, der vor der Kirche zu Sessau zusammen mit dem unglücklichen Baron Bisfram-Waddag den Revolverkampf gegen eine revolutionäre Bande zu bestehen hatte und nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davontam, — ist das Wohnhaus in Brand gesteckt worden. In Endenhof verlangte eine räuberische Bande 1000 Rubel, und als ihrer Forderung nicht entsprochen werden konnte, äscherte sie das Gutsgebäude nebst einigen Nebengebäuden ein und erschloß den Verwalter. Der Besitzer von Endenhof, Fürst Lieven, hatte schon vorher Hals über Kopf mit den Seinen flüchten müssen. . . In den Städten ist zwar die Ruhe äußerlich wieder eingelehrt — aber was für eine Ruhe ist das! Man ist so sehr an Massenrevolten gewöhnt, daß man auf einen Mord, einen räuberischen Überfall, ein paar Messerstechereien oder Revolverattentate kaum noch achtet. . .“

Und in dieser äußersten Not und Gefahr, wo die Deutschen der Ostseeprovinzen, von der Staatsgewalt mörderischen Banden preisgegeben, von allen verlassen, zum Schutze ihres Eigentums und Lebens eine Notwehr organisieren, dazu natürlich auch Hilfskräfte anwerben müssen, leistet sich ein deutsches Blatt, das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts“, die unbeschreibliche Tat, den um ihr Leben kämpfenden Volksgenossen heimtückisch in den Rücken zu fallen! Allerdings wird ihm das nur möglich durch die Vorspiegelung der falschen Tatsache, daß „russische“ Barone „deutsche Söldlinge“ zur Unterdrückung heldenmütiger russischer Freiheitskämpfer anwürben, wo es sich in Wirklichkeit um die Notwehr deutscher Edelleute, also doch immerhin — trotz ihrer russischen Staatsangehörigkeit — deutscher Volksgenossen, gegen ganz gemeine lettische Verbrecherbanden handelt. Diebe, Räuber und Nordbrenner, das sind, bei Licht besehen, die heldenmütigen Freiheitskämpfer des „Vorwärts“. Das politische Mäntelchen, das sie sich dabei aus naheliegenden Gründen umhängen, ist doch wohl für jedes nur halbwegs ehrliche Auge durchsichtig genug. Nicht einmal die Meuchelmorde sind auch nur mit einem Schein des Rechtes „politische“ zu nennen, da es doch kompletter Wahnsinn wäre, den baltisch-deutschen Adel für die Zustände im russischen Reiche verantwortlich zu machen! Es bleibt also schlechterdings nichts übrig, als das ganz gewöhnliche nackte Verbrechen. Oder hält der

„Vorwärts“ Diebstahl, Einbruch, Plünderung, Brandstiftung, Meuchelmord überhaupt für keine Verbrechen? Aber vielleicht weiß er nicht davon? Vielleicht hat er alle die zahlreichen Berichte der anderen Blätter zufällig übersehen? Leider bringt dieselbe Nummer des „Vorwärts“, in der die „deutschen Hofhunde der russischen Barone“ (!) verhöhnt werden, die Nachricht, daß in 26 Ortschaften Kurlands die Regierungsgebäude demoliert seien, aus verschiedenen Teilen der Provinz „neue große Waldbrände“ gemeldet würden usw. Von den unvergleichlich schlimmeren Verbrechen der sogenannten „Revolutionäre“ habe ich im „Vorwärts“ nichts gefunden. Es ist aber möglich, daß ich sie übersehen habe. Jedenfalls hat er, der sich doch sonst an sittlicher Entrüstung über die „verkommene Bourgeoisie“ nicht genug tun kann, auch nicht ein Sterbenswörtchen über die gewöhnlichen bürgerlichen Verbrechen seiner vielgeliebten heldenmütigen Freiheitskämpfer.

Welchen Aufwandes an moralischer und nationaler Entrüstung er auf falschem Pferde fähig ist, beleuchte eine Probe, worin zunächst — zum Seil in fetter Schrift — die unerhörte Tatsache gebrandmarkt und an den öffentlichen Pranger gestellt wird, daß ehemalige deutsche Soldaten, ja sogar Offiziere — man denke! — sich so weit vergessen haben, ihren schutzlosen deutschen Volksgenossen in den Ostseeprovinzen im Kampfe gegen Einbrecher, Diebe, Räuber, Brandstifter und Mörder Hilfe zu leisten. Daß die Helfer in der Not durch irgend jemand angeworben werden mußten, und zwar durch private Vermittlungen, zumal sich ein königl. preussisches Kriegsministerium wohl kaum damit befassen würde, unterstreicht der „Vorwärts“ als besonders schimpflich. Man höre und entrüste sich mit:

„Man macht viel Wesens davon und preist es als Zeichen des Patriotismus, daß sich für Südwestafrika zahlreiche Freiwillige melden. Was will diese Erscheinung besagen, wenn man diese deutsche Kulturthatfache sich vergegenwärtigt, daß sogar ‚Freiwillige‘ herbeiströmen, um im Sold e russischer Junker wehrlose Menschen niederzuknallen! In welche furchtbaren Zustände, in welche Wirkungen der militäristischen Erziehung, in welche soziales, intellektuelles und moralisches Elend leuchten die Erfolge der Königsberger Gesindevermieterin!“

„Wehrlos“ sind die vom „zielbewußten Genossen“ gebliffentlich als „russische Junker“ untergeschobenen deutschen Gutsbesitzer, denn wenn sie auch selbst über Waffen verfügen, so kommen doch der einzelne oder die paar Angegriffenen gegen gut bewaffnete Horden von 100 und mehr Banditen kaum in Betracht. Angesichts der ganzen Reihe erschossener Deutscher hat der „Vorwärts“ die unglaubliche Stirn, die mit Revolvern ausgerüsteten lettischen Mordgesellen als „wehrlose“ unschuldige Lämmlein hinzustellen, die von den niederträchtigen tyrannischen „russischen Junkern“ barbarisch „niedergeknallt“ werden sollen! Aber das nationale und ethische Pathos — ich vermisse schmerzlich noch das christliche! —

steht dem „Vorwärts“ wirklich gut! Schade drum! Selten ward ein reicherer Aufwand von falschem Pathos an eine schlechtere Sache verschwendet. Auch Eschertessen zum Schutze ihres Lebens und Eigentums zu werden, haben sich diese deutschen Gutsbesitzer erdreistet. Das ganze nationale Empfinden des „Vorwärts“ sträubt sich. Schauernd schreibt er: „Man mietet also ausgediente deutsche Soldaten zu denselben Zwecken wie Eschertessen — höchst ehrenvoll für Deutschland!“ Der Eifer um die deutsche Nationalehre hat das sozialdemokratische Parteiblatt gefressen. Es geschehen noch Zeichen und Wunder!

Nach alledem kann es nur von gänzlicher Verworfenheit und völlig verlumpfter Gesinnung zeugen, daß die — immer noch untergeschobenen — „russischen Junker“ sich nicht gutwillig vor die Mündungen der lettischen Revolver stellen, nicht ohne zuvor den heldenmütigen Freiheitskämpfern bei Öffnung ihrer Kasse behilflich gewesen zu sein und ihnen ihre gesamte Habe an totem und lebendem Inventar rechtskräftig vermacht zu haben. Es könnten sonst den armen Freiheitskämpfern nachträglich noch einige Unbequemlichkeiten bei der Nutznießung des so redlich erworbenen Eigentums aufstoßen, was doch ein wahrer Gentleman heldenmütigen Freiheitskämpfern unter keinen Umständen zumuten wird. Ein wahrer Jammer und ein erdrückendes Zeugnis für den Tiefstand „deutscher Kultur“, daß nicht alle so nobel denken, wie die Redakteure des „Vorwärts“ oder jeder andere zielbewußte „Genosse“. Denn es kann doch keinem ernsthaften Zweifel unterliegen, daß z. B. Herr Bebel oder Herr Singer in gleicher Lage sofort die üblichen Formalitäten erledigen würden, um sodann, ohne mit der Wimper zu zucken, die Heldenbrust der „russischen Freiheit“ darzubieten. —

Sollte am Ende doch völlige Ahnungslosigkeit über die Zustände in den Ostseeprovinzen der Boden gewesen sein, dem diese Blüte entsprossen ist, um sich dann in der Treibhausluft politischer Leidenschaften zu solch erotischer Pracht zu entfalten? Die Unkenntnis russischer, insbesondere baltischer Verhältnisse ist ja kein Privilegium der sozialdemokratischen Presse. Sie teilt sie mit der Mehrzahl der bürgerlichen Blätter. Nur einige wenige werden über Rußland von unbefangenen Sachverständigen unterrichtet. Dann wäre es aber Pflicht, allerdings „bürgerlichen“ Anstandes, sich eines Besseren belehren zu lassen und der Wahrheit rückhaltlos die Ehre zu geben. Um so mehr, als es sich hier — das sei wiederholt betont — nicht um Dinge handelt, über die man je nach dem politischen Standpunkt verschieden urteilen kann, sondern um die elementarsten, von allen Parteien anerkannten Rechts- und Moralbegriffe.

*
*
*

Wohin soll es führen, wenn der politische Kampf immer leidenschaftlicher mit vergifteten Waffen geführt wird? Kommt es denn darauf an, den Gegner zu verwunden, und nicht, ihn zu überzeugen? Im letzten

Grunde sind doch die wohlverstandenen Interessen aller Staatsbürger, wie auch der Völker, solidarische, und eine Verständigung auf der mittleren Linie das einzig erstrebenswerte, weil einzig erreichbare Ziel. Wie aber soll es zu einer auch nur leidlichen Verständigung kommen, wenn auf beiden Seiten das Vertrauen zu der Ehrlichkeit und Sachlichkeit der anderen immer mehr erschüttert und untergraben wird? Was hätten wir nicht schon durch eine bloße Desinfizierung der politischen Atmosphäre gewonnen? Eine gesunde politische Lebensluft ist für unsere soziale Konstitution genau so wichtig, wie reine Luft für unsere Lungen.

Auch die Sozialdemokratie sollte sich endlich darüber klar werden, daß ihre vielfach gehässige und verheerende, summarisch aburteilende Art nur geeignet ist, auch ihre berechtigten und erreichbaren Forderungen in Mißkredit zu bringen. Daß ihr Programm auch solche enthält, wird nicht einmal von entschiedenen, aber unbefangenen Gegnern der Partei geleugnet. So sind sich z. B. alle Parteien im Prinzip darüber einig, daß das Los der minderbemittelten Klassen nach Möglichkeit gehoben werden müsse. Nur über die Grenzen dieser Möglichkeit und die Mittel, sie zu erreichen, gehen die Meinungen auseinander. Nichtsdestoweniger bleiben auch nach Ausschaltung aller streitigen Fragen so viele gemeinsame Aufgaben übrig, daß noch ein tüchtiges Stück Arbeit zu leisten ist, bevor wir auch nur mit ihnen fertig geworden sind. So hat z. B. die grauenvolle Borussia-Katastrophe mit ihren zahlreichen Opfern den Blick wieder einmal auf Zustände gelenkt, die wohl niemand — außer vielleicht den persönlich Interessierten — für haltbare ausgeben wird. Aber selbst von diesen glaube ich solche Einsichts- und Gemütslosigkeit nicht annehmen zu dürfen.

Der Fall veranschaulicht drastisch, wie die fortschreitende Entwicklung uns über den Kopf wachsen kann. Und zwar ist es hier, wie auch sonst so häufig, die technische Entwicklung, die unseren sozialen Zuständen vorausgeeilt ist. Diese Erscheinung ist ja auch recht eigentlich der Mutterboden der ganzen heutigen „sozialen Frage“.

„Gewöhnlich“, schreibt der „Vorwärts“, „wird der Einfluß der modernen Produktion auf die Entwicklung der Technik bei weitem überschätzt, indem einfach die jetzige mit einer um Jahrzehnte zurückliegenden Produktionsstufe verglichen wird. Stellt man aber die Frage, welche technischen Erfindungen und Verbesserungen sind gemacht worden, und wie viele von diesen haben in den verschiedenen Industriezweigen bisher Anwendung gefunden, ergibt sich ein ganz anderes Resultat. Dann zeigt sich, daß es doch nur sehr wenige Betriebe sind, die sich die neuen Vervollkommnungen zu eigen gemacht haben — oft steht kein einziger ganz auf der Höhe der technischen Leistungsfähigkeit —, und daß es neben diesen wenigen eine Masse anderer Betriebe gibt, die noch mit rückständigen, längst überholten Betriebsmitteln arbeiten. Warum? Nicht weil die Neuerungen nicht brauchbar sind, sondern weil ihre Anschaffung Geld kostet, weil sie

die vorhandenen alten maschinellen Einrichtungen entwerthen würden und weil sich für den Werksbesitzer in Anbetracht der niedrigen Arbeitslöhne die Anwendung der alten Maschinerie vorläufig immer noch lohnt; zweitens aber weil der Werksbesitzer, der sich technisch verbesserte Betriebsmittel anschafft und damit seine Produktion steigert, noch keineswegs weiß, ob er für seine vermehrte Erzeugung auch vermehrten Absatz findet.

„So bildet der private Besitz an Produktionsmitteln selbst dort ein Hemmnis der technischen Ausgestaltung der Betriebe, wo es sich um eine Steigerung der Produktion und Verringerung ihrer Kosten handelt, noch weit mehr aber steht er hemmend der Anwendung solcher technischen Verbesserungen entgegen, die nicht das eben genannte Ziel verfolgen, sondern eine Sicherung des Arbeitspersonals gegen Unglücksfälle oder eine Erleichterung der körperlichen Anstrengung der Arbeiter. Für derartige Ausgaben fehlt es selbst in den rentabelsten Betrieben an Geld.

„Hätten auf dieser Zeche (Borussia) auch nur teilweise die modernen technischen Betriebsverbesserungen Anwendung gefunden, der 'Unglücksfall' wäre nicht nur vermieden worden, er hätte überhaupt nicht vorkommen können.

„Erstens: das Unglück entstand durch die Explosion einer großen Petroleumlampe. Ja, warum waren nicht elektrische Lampen angebracht? Seit Jahrzehnten hat sich die Technik der Konstruktion großer und kleiner Sicherheitslampen zugewendet und, wie die Düsseldorf- und jetzt wieder die Lütticher Ausstellung beweisen, mit größtem Erfolg. Warum gelangen sie nicht zur Anwendung? Weil der alte Schund es nach Ansicht der Grubenmagnaten auch noch tut. Die neuen Lampen sind teuer, Menschenleben aber billig.

„Zweitens wird gemeldet, die Explosion sei beim Abtragen von Holzstempeln aus dem Förderkorb erfolgt. Nun werden zwar zum Stützen beim Streckenabbau noch vielfach, man kann sagen, noch meistens Holzstempel verwandt; aber in technischer Hinsicht sind sie längst durch bessere Materialien ersetzt: durch eiserne Rohrstempel, speziell durch die ausziehbaren Stahlrohrstempel der Mannesmann-Werke. Sie sind praktischer, leichter anzubringen, haben eine größere Stützkraft und leisten bei einem Ausbruch von Bränden einen ungleich größeren Widerstand — aber sie sind teurer.

„Drittens heißt es: der Schacht war bis zur siebenten Sohle mit Holz ausgebaut, das ganz trocken und mit Kohlenstaub bedeckt war, so daß die Schachtzimmerung sofort Feuer fing. Längst werden die Schächte ausgemauert, neuerdings mit Tubbing, die mit Beton ausgespritzt werden oder hinter die man Beton stampft: eine Vermauerung, die ein Inbrandgeraten des Schachts völlig ausschließt — doch Holzzimmerung ist natürlich billiger.

„Viertens wird gemeldet: Rettungsapparate waren auf der

Zeche ‚Borussia‘ nicht vorhanden, sondern mußten erst von der ‚Germania‘ geholt werden. Auch in der Konstruktion solcher Rettungsapparate hat die Technik Bedeutendes geleistet. Die Hibernia-Gesellschaft zeigt in der Ausstellung des Rheinisch-westfälischen Kohlen-Syndikats in Lüttich ein reiches Sortiment solcher Apparate und zugleich veranschaulicht sie in einer Übungsstrecke deren Anwendung. Begeistert hat die Unternehmerpresse diese Leistung gepriesen. Die ‚Industrie‘, Fachzeitung für den Kohlen-, Kali- und Erzbergbau, meinte hochentzückt: ‚Es ist recht gut, daß auf Ausstellungen drastisch der ganze komplizierte Apparat mal gezeigt wird, den man unter der Erde in Betrieb setzt zur Rettung von Menschenleben. Die große Masse des Publikums hat und kann auch keine Ahnung haben, was alles von seiten der Arbeitgeber getan wird, um Unglücke zu verhüten oder, wenn solche trotzdem eintreten, mit allen Hilfsmitteln der Technik die Rettung der Verunglückten zu versuchen.‘

„Was von seiten der Arbeitgeber — vielleicht nicht aller, aber doch vieler — geschieht, zeigt der ‚Unglücksfall‘ auf der ‚Borussia‘ deutlicher als die Redensarten des Berichterstatters der ‚Industrie‘ — Rettungsapparate waren nicht vorhanden!!“ Daß man auf Ausstellungen mit derartigen Apparaten paradiert, hat wenig Zweck — wenn sie auf den Gruben fehlen. Und die Zeche ‚Borussia‘ gehört keineswegs einer unrentablen Gesellschaft, die sich Ausgaben für Rettungsapparate nicht leisten kann; sie gehört der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, der größten aller Bergbaugesellschaften des Ruhrreviers: der Gesellschaft, die an der Spitze des Kohlen-Syndikats steht und in den letzten fünf Jahren eine Durchschnittsdividende von über 11 Prozent verteilt hat. Wenn derartige Zustände auf den Zechen der größten leitenden deutschen Bergbaugesellschaften herrschen, was ist dann von denen dritten, vierten Ranges zu erwarten? . . .“

Gegen diese Ausführungen läßt sich schlechterdings nichts einwenden. Es fehlt in der Kette auch nicht ein Glied. Selbstverständlich hat die „staats-erhaltende“ Presse die Sache nach Möglichkeit beschönigt, von einem „unvermeidlichen (!) Unglücksfall“ geschwindelt, wo doch der hündige Beweis des Gegenteils geliefert ist. Aber — „was Brot ich esse, des Lied ich singe“. Und antichambrieren in den Ministerialbüros, aus den Frackschößen eines Geheimen Rats ein paar federleichte Nachrichten erhaschen, die man dann mit „hochoffiziös“ aufgeblasenen Bällen in die Luft flattern läßt — wer könnte solcher Versuchung widerstehen? Wo im Hintergrunde noch vielleicht der Neujahrsorden golden und rostig winkt? Wie ihn z. B. der Chef des „Berliner Lokalanzeigers“ alljährlich mindestens — erwarten soll?

Daß manche noch so bescheidene, sogar von der Regierung als notwendig anerkannte Reform bei den parlamentarischen Stützen von Thron und Altar — ich bitte diese Reihenfolge innezuhalten — so wenig Ent-

gegentommen findet, hat oft einen ganz eigentümlichen Grund. Man könnte ihn den „roten Lappen“ nennen. Wenn der nämlich auch nur am fernsten Horizont bescheiden aufdämmert, so ist die beabsichtigte Reform in den Augen der „Stützen“ gerichtet. Rein freundliches Zureden hilft, selbst Bülow's liebenswürdig bestechende Beredsamkeit prallt an ihrer ehernen Entschlossenheit ab, — Büchmann's geflügelte Worte sinken mit gebrochener Schwinge kraftlos zu Boden. Diese schreckliche Halluzination, dieser abscheuliche rote Lappen, taucht aber allemal auf, wenn die Reform „auch“ von der Sozialdemokratie gefordert wird. So war's zuletzt bei dem Gesetze zum Schutze der Bergarbeiter. Die überwältigende Mehrheit der Konservativen im preußischen Abgeordnetenhaus zeigte für die Vorlage ein so geringes Verständnis, daß selbst ein der Partei nahestehender Publizist, wie Herr v. Massow, der politische Rundschauer der „Deutschen Monatschrift“, nicht umhin kann, dieses eigentümliche Verhalten zu würdigen. „Wie kam es eigentlich,“ fragt er, „daß sie glaubten, mit dieser Haltung den konservativen Prinzipien treu zu bleiben?“

„Es zeigt sich hier wieder, daß der Begriff des Konservatismus in unserem politischen Parteeleben viel mehr spezialisiert worden ist, als im Interesse der Parteien im allgemeinen und besonders der konservativen Partei selbst gut ist. Die heutige Partei steht in Gefahr, ihren Schwerpunkt zu sehr in die Negation ihrer Gegensätze zu verlegen. Sie scheint zu glauben, daß die Negation der Negation etwas Positives verbürge. Das ist aber im politischen Leben nicht so. In der ängstlichen Sorge, sich auch nur scheinbar eine kleine Strecke weit in derselben Richtung zu bewegen wie die Sozialdemokratie, verliert sie überhaupt den Blick für den ihr gegebenen Weg und seine Ziele. Weil die heutige Arbeiterschaft sozialdemokratisch ist, glauben die Konservativen sich allen Versuchen der Arbeiter, sich zu organisieren und ihre Interessen im Staat in eigener Art zu vertreten, entgegenstemmen zu müssen. In dieser — sozusagen — Nichtanerkennung des Arbeiterstandes glauben sie von dem Staat, den sie sich als Ideal gesetzt haben, noch zu retten, was zu retten ist. Deshalb treten sie bei allen Bemühungen, in dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein patriarchalisches Prinzip zu erhalten, auf die Seite des Arbeitgebers und bleiben dort sogar dann stehen, wenn die Arbeitgeber selbst die Unmöglichkeit, diese Stellung zu halten, erkannt haben. Denn es spielt die Sorge hinein, daß auch das Verhältnis der ländlichen Arbeiter von dem Zuge der Zeit erfaßt und so die konservative Macht in ihren Grundfesten erschüttert werden könnte. Übersehen wird nur, daß ein Staatsprinzip, das einen wirklichen Widerstand gegen die Forderungen der Zeit ermöglichte, längst nicht mehr vorhanden ist. Die moderne Entwicklung hat die Gesellschaft in ihre Atome aufgelöst; der moderne Staat kennt nur vor dem Gesetz gleiche Individuen. Und doch empört sich das natürliche Bedürfnis der wirklichen Gesellschaft gegen diese Atomisierung. Sie strebt nach neuer

Schichtung und Gliederung, und es ist die wichtige Aufgabe der Sozialpolitik, neue, zeitgemäße Rechtsformen zu finden, die diesem Bedürfnis genügen, ohne die politischen Rechte des Individuums anzutasten. Eine weitblickende konservative Partei müßte ein Interesse daran haben, die Wiedergeburt der Gesellschaft aus einer formlosen, anarchischen Masse, in der der Mammon und die materiellen Interessen regieren, zu einem lebendigen Organismus zu fördern. Daß das nicht durch Festhaltung überlebter Rechtsformen geschehen kann, versteht sich von selbst; darum sollten die Bestrebungen einer aus dem wirtschaftlichen Entwicklungsprozeß auf natürlichem Wege hervorgegangenen Gesellschaftsgruppe, wie der Arbeiterstand, immer unterstützt werden, soweit sie die Möglichkeit enthalten, sich in die bestehende Staatsordnung einzufügen. Darin ist nicht das geringste Zugeständnis in dem Sinne enthalten, daß man diese Bestrebungen auch da unterstützt, wo sie aus der politischen Ordnung hinausstreben oder auf die Alleinherrschaft ohne Rücksicht auf andere Gesellschaftsklassen gerichtet sind. Die Bekämpfung der Sozialdemokratie mit allen zweckmäßigen Mitteln hat also damit gar nichts zu tun. Es ist sehr schlimm, daß die Partei, die vorzugsweise ‚staatsbehaltend‘ wirken will, das Moment der Organisation des Arbeiterstandes immer nur nach den nächstliegenden Erfahrungen einer Übergangs- und Kampfzeit beurteilen will, anstatt im festen Vertrauen auf die Gesundheit unserer Gesellschaftsgrundlagen und die Macht unserer Staatsautorität etwas weiter über das Nächste hinaus zu sehen und die einfache Notwendigkeit solcher Organisation anzuerkennen. Will man erst dann etwas für die Arbeiter tun, wenn sie schlecht behandelt werden, dann ist es viel zu spät. Nicht unter dem Gesichtspunkt des Wohlbefindens, sondern des Rechtes ist die Lage der Arbeiter zu beurteilen, und die Vergleichung dieser Lage mit den sonstigen Prinzipien der modernen Staatsordnung läßt sich auch dann vornehmen und kann auch dann zu der Überzeugung von der Notwendigkeit gewisser Reformen führen, wenn die Humanität der Arbeitgeber kein Vorwurf trifft.

„Wenn an einen Staatsmann oder eine Partei eine folgenschwere Entscheidung herantritt, so erinnert der Vorgang sehr häufig an die alt-römische Sage von der Erwerbung der sybillinischen Bücher. Es wird immer etwas ‚verbrannt‘, wenn der vor die Entscheidung Gestellte den Augenblick nicht begreift, und nachher muß ein höherer Preis gezahlt werden. So ist es auch hier bereits gegangen. Auch wenn man das Unrecht, das die Bergarbeiter mit dem Kontraktbruch begangen haben, in vollem Umfange zugibt, wird man ihnen doch das Zeugnis ausstellen müssen, daß sie während des Streiks und nachher eifrig bemüht gewesen sind, aus ihren Forderungen alle besonderen sozialdemokratischen Parteivelleitäten auszuschalten und lediglich sachliche Interessen ihres Berufes wahrzunehmen. Während die Regierung das loyal anerkannte, war die Antwort der Partei, die nach der Volksanschauung in Preußen als herrschende und mit den re-

gierenden Gewalten eng verquickte gilt, ganz davon verschieden. Sie sprach offen aus, daß die Gewährung dieser Forderungen eine Förderung der Geschäfte der Sozialdemokratie bedeute, und sie bekräftigte diese Ansicht durch ablehnende Haltung zu dem, was selbst die Regierung gutgeheißen hatte . . .“



„Menschenleben sind billig!“ sagt der „Vorwärts“. „Und neue Sicherheitsvorrichtungen teuer!“ denkt der preußische Eisenbahnfiskus. Wie niedrig im Preise Menschenleben bei ihm stehen, hat die entsetzenerregende Spremberger Katastrophe mit ihrem Gefolge von Erörterungen, man kann sagen: Enthüllungen, auch denen zu Gemüte geführt, die bisher jeden Zweifel an der Allweisheit einer hohen Staatsbehörde für Hoch- und Vaterlandsverrat hielten. Ja, wenn das eigene liebe Leben gefährdet scheint! Dann fahren auch die frömmsten Lämmlein aus ihrer geschorenen Haut. Welcher gottergebene Augenaufschlag bei dem „unvermeidlichen Unglücksfall“ der „Vorussia“, und welch zorniges Entsetzen dagegen bei dem Spremberger! Sie muhten — was sich nie und niemals noch ereignet — ordentlich auf, die sonst so sanften Seelen, ja sie wagten es, die dreimal Reden, eine hohe Staatsbehörde wirklich und wahrhaftig zur Rechenschaft zu ziehen. Freilich, um jählings wieder in die gewohnte Rückentrümmung zu verfallen, kas-buckelnd und dienernd eine Entschuldigung zu stammeln und sich „für künftigen Bedarf bestens empfohlen zu halten“. Bergarbeiter werden, in dunkeln Schächten das Licht der Sonne verlernen, hat man ja Gott sei Dank nicht nötig. Folgerichtig kann man auch nicht — „in die Lage kommen“. Aber Eisenbahn fahren — da kann sich keiner drum herumdrücken. Und deshalb sind die Sicherheitszustände haarsträubend, himmelschreiend, dringend reformbedürftig!

Sie sind schlimmer, als die meisten geahnt haben. Auf Nichteingeweihte haben die Millieuschilderungen in der Tat als Enthüllungen gewirkt. Das Leben von Tausenden in die Hand einzelner, noch dazu schlecht genährter, weil schlecht bezahlter, übermäßig angestrenzter Subalternbeamten gegeben, unberechenbaren Möglichkeiten und Zufällen ausgesetzt, die durch irgendwelche zureichende Sicherheitsvorkehrungen nicht aufgewogen werden. Eingeleisige Bahnen auf überfüllten Strecken! Man vergewaltigt sich, was ein Eisenbahnfachmann an die „Berliner Volkszeitung“ schreibt:

„Von dem Lokomotivführer, der sich anschickt, den ihm anvertrauten Eisenbahnzug in Bewegung zu setzen und seinem Ziele entgegenzuführen, sagt man in Fachreisen, der Mann stehe mit einem Bein im Grabe, mit dem anderen im Gefängnis. So gefährlich und verantwortungsvoll ist der, nebenbei gesagt, miserabel bezahlte Beruf dieser Beamtenklasse. Von der nervenanspannenden Tätigkeit des Lokomotivführers kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen. In jeder Sekunde seiner Dienstleistung steht er unter dem ungeheuren Druck seiner Verantwortlichkeit für das Leben zahl-

reicher Menschen, sowie für die großen materiellen Werte, die ein Eisenbahnzug mit seinem rollenden Material wie mit seiner Fracht darstellt. Läßt er nur das Geringste außer acht, was die Sicherheit des Zuges bedingt, so gefährdet er sein Leben oder seine Existenz. Bleibt er bei einer Katastrophe von dem zumeist furchtbaren Tode der Zerquetschung, Verbrüfung oder Verbrennung verschont, so steigt er doch fast immer als gebrochener Mann von seiner Maschine herab: das geringste Versehen nach einer marterhaft langen Dienstzeit bringt ihn ins Gefängnis, zur Entlassung aus dem Eisenbahndienst — er ist der Not und dem Elend preisgegeben. Dabei ist er selbst nicht einmal immer von einer Dienstleistung allein mit seinem Leben und seiner Existenz abhängig: genau in dem Umfange, wie er selbst für die Sicherheit des Eisenbahnzuges einzustehen vermag, ist er in die Hand anderer gegeben. Die Spremberger Katastrophe zeigt, daß der Lokomotivführer ein Opfer treuester Pflichterfüllung wird, wenn das Versehen nicht bei ihm, sondern bei einem anderen Beamten liegt. Mit sehenden Augen jagten die Lokomotivführer der beiden verunglückten Züge ihrem Verderben entgegen, weil der Stationsvorstand in Spremberg auf unerklärliche Weise dazu kam, sie und die übrigen Mitfahrenden einem schrecklichen Schicksale preiszugeben . . .

„Es darf und muß bei dieser Gelegenheit ausgesprochen werden: In dem Schnellzugsverkehr auf einer eingleisigen Strecke erblickt auch der ruhigste und erfahrenste Lokomotivführer eine äußerst bedrohliche Steigerung der Lebensgefahr für sich und die Passagiere. Schon bei einer geraden, weithin übersehbaren Strecke ist er sich dieses Gefühls bewußt. Bei eingleisigen Strecken mit Kurven, zumal wenn diese tief in einer Böschung liegen oder durch Waldbestand führen, weiß der Lokomotivführer, daß er blindlings seinem Tode entgegenfährt, wenn infolge eines Versehens dieselbe Strecke von der entgegengesetzten Seite her befahren wird. Der Spremberger Fall läßt nach den Schilderungen von Mitfahrenden darauf schließen, daß seitens der beiden Lokomotivführer, man möchte fast sagen, mechanisch die Bremsvorrichtung in Tätigkeit gesetzt, vielleicht auch Gegendampf gegeben worden ist, bei 150 bis 200 Metern Entfernung der Züge von einander. Aber was will das sagen? Hier mußte alles menschliche Mühen vergeblich sein! Die Eingleisigkeit der Strecke, aus der das schauerliche Unglück entsprang, ließ sich nicht in einer Sekunde aus der Welt schaffen.

„Die Eingleisigkeit! Wenn man die höheren Eisenbahnbureaukraten hört — je höher hinauf, desto bureaukratischer sind sie, weil sie alsdann der Praxis des Betriebes immer ferner gerückt werden —, dann hört es sich an, als sei es der größte Segen, wenn eine Eisenbahnstrecke nur eingleisig ist. Denn, so sagte einer dieser Weisen, die man um ihre Meinung befragt hat, bei eingleisigen Strecken haben wir erhöhte Sicherheitsvorkehrungen! Es ist schwer, über dieses Diktum nicht in ein heftiges Gelächter auszubrechen, abgesehen davon, daß es sich bei

dem Spremberger Unglück um eine tieftraurige, eminent ernste Angelegenheit handelt, bei der es nichts zu lachen gibt. Die herrliche Phrase von den „erhöhten“ Sicherheitsvorkehrungen könnte wirksam erscheinen, wenn nicht zuguterletzt die schönsten Instruktionen und die vollkommensten mechanischen Sicherheitsvorrichtungen abhängig wären von fehlbaren Personen, denen die praktische Handhabung der ausgeklügeltsten Instruktionen und die praktische Anwendung der raffiniertesten mechanischen Sicherheitsanlagen obliegt! Und eben diese Personen, auf die es in letzter Linie ankommt, vom Weichensteller bis zum Stationsvorsteher, sie sind es, die bei eingleisigen Strecken eher und leichter versagen, eher und leichter das Unbegreifliche tun, als es bei zweigleisigen Strecken der Fall ist.

„Denn gerade wegen der erhöhten Verantwortlichkeit ist der Dienst anstrengender, aufreibender, sogar verwirrender als anderswo. Die höheren Eisenbahnbeamten, die sehr schnell bereit sind, das Schema F als das alleinigmachende Beschwichtigungsmoment vorzuführen, die auch sehr schnell bereit sind, die mittleren und unteren Eisenbahnbeamten als die ‚Schuldigen‘ herauszufinden und zu brandmarken, sie sind durchweg nicht lange genug im praktischen Führungs- und Streckendienst tätig gewesen, um zu wissen, wie das Gehirn und der Körper der unteren und mittleren Beamten in aufreibendem Dienste mitgenommen werden. Und doch erklärt sich nur aus der aufreibenden Art des Eisenbahndienstes auf der Station, an den Weichen und auf der Strecke manche Unterlassung, mancher Mißgriff, manches Versehen, aus denen entsetzliche Unglücksfälle entstehen. Deshalb ist und bleibt es ein ungeheuer schwerer Fehler, Eisenbahnen mit starkem Verkehr, in den auch ein ausgedehnter Schnellzugsbetrieb einbezogen ist, eingleisig zu belassen. Der Satz ist durch keine bürokratische Sophistik aus der Welt zu schaffen. Wäre die Strecke Berlin—Börlitz allenthalben zweigleisig ausgebaut gewesen, das Unglück bei Spremberg wäre nicht passiert. .“

Daß der heilige Bürokratius auch diese so tief traurige Gelegenheit wahrnahm, Orgien zu feiern, und das auf Kosten der unter Trümmern begrabenen, unsägliche Qualen ausstehenden Passagiere, hätten auch eingeleuchtete Pessimisten kaum für möglich gehalten. In solchem Augenblicke — sollte man nicht annehmen, daß da der ganze bürokratische Plunder herunterfallen müßte wie morscher Zunder und der eine Gedanke die Lage beherrschen: schnell, schnell helfen! retten! Aber da kennt ihr, lieben Leute, Freund Bürokratius schlecht! Der Formalismus, das ist der preußische Herrgott! Erst muß die „Zuständigkeit“ reiflich geprüft werden, nur die „kompetente Behörde“ darf eingreifen. Und da „wir“ nicht die kompetente Behörde sind, so sind „wir“ auch nicht „verpflichtet“. Was verschlägt dagegen, daß sich inzwischen die Unglücklichen in Qualen winden, daß jede Minute Versäumnis ihnen den sicheren Tod bringen kann? Erst kommt das Reglement und dann nochmals das Reglement und dann — noch lange nichts.

Ein Augenzeuge hat sich die Daten an Ort und Stelle sofort notiert: „Der Anfall ereignete sich nach mittags 5 Uhr 55 Minuten; um 6 Uhr 35 Minuten erschien aus Spremberg eine Dräfsine mit einigen Mann Besatzung, darunter ein Stationsbeamter mit roter Dienstmütze. Ein Arzt war nicht mitgekommen, wie mir der Stationsbeamte mitteilte. Etwa um 7 Uhr 30 Min. erschien der Hilfszug aus Spremberg. Ich habe diesen Zug nicht mehr besichtigen können, weil ich mich . . . nach Görlitz von dem Berliner Zug entfernt und an das Ende des Görlitzer Nachzuges begeben hatte, in der Erwartung, daß baldigst von dort ein Zug kommen mußte, um Hilfe zu bringen und uns abzuholen. Um 8 Uhr 10 Minuten erschien endlich aus der Richtung von Görlitz her ein leerer Personenzug, den wir Reisende sofort bestiegen. 8 Uhr 30 Min. fuhr dieser Zug mit uns in der Richtung nach Görlitz ab, kam 9 Uhr 10 Min. in Weißwasser an, stand dort bis 9 Uhr 46 Min., weil ‚eine Lokomotive umrangiert werden mußte‘, wie mir auf mein Ersuchen um Abkürzung des unerträglichen Aufenthalts der diensttuende Stationsbeamte erklärte. Derselbe Herr belehrte mich auch, daß von der Seite Görlitz ein Hilfszug nach der Unglücksstätte nicht entsendet zu werden brauchte, da Rottbus bzw. Spremberg dazu verpflichtet sei, daß meine entgegengesetzte Auffassung, es müßte bei einer solchen Katastrophe von allen Seiten Hilfe geleistet werden, unzutreffend sei, und daß er auch Telegramme von Reisenden über den Unglücksfall nicht zur unentgeltlichen Beförderung als Diensttelegramm entgegennehme. Ich selbst hatte vorher schon infolge eines glücklichen Zufalls durch einen Landbriefträger aus Schleife, der die Unfallstelle passierte, Telegramme an meine Angehörigen aufgeben können. Trotz meiner ausdrücklichen Anregung hatte es am Unfallorte an der Möglichkeit gefehlt, eine Feldtelegraphenstation einzurichten. Der Zug langte mit uns endlich um 11 Uhr 10 Min. in Görlitz an. Dort versuchte ich in der Betriebsinspektion zu ergründen, weshalb der Görlitzer Sanitätszug, der in einer Stunde an der Unfallstelle hätte sein müssen, überhaupt nicht zur Verwendung gekommen sei. Der Vorstand der Inspektion, Geheimrat Riefen, erwiderte mir, der Anfall sei nicht im Bezirk Görlitz erfolgt, dafür sei Halle zuständig, das sei alles sehr genau reglementarisch geordnet. (!) Auf die mir weiter in Aussicht gestellte Belehrung über die Reglements verzichtete ich dankend mit dem Hinweise, daß der Sanitätszug meiner Überzeugung nach sehr notwendige Hilfe hätte bringen können. Aus den von mir angegebenen Daten ergibt sich nun folgendes: Bei der Konkurrenz zweier Eisenbahnverwaltungsbezirke herrscht der Bureautratismus in geradezu klassischer Weise. Weil Görlitz reglementsmäßig nicht zuständig ist, leistet es keine Hilfe, sondern überläßt die entsprechende Tätigkeit allein der Nachbarbehörde Rottbus. Wodurch aber soll es gerechtfertigt werden, daß wir Passagiere, die in großer Zahl Görlitz erreichen wollten, stundenlang auf freiem Felde, in strömendem Regen warten und das Stöhnen der armen

Verwundeten anhören mußten, denen wir leider mangels aller Werkzeuge hierzu nicht helfen konnten!"

Und Paul Lindenberg schreibt an das „Sorauer Tageblatt“: „Hunderttausende und aber Hunderttausende fragen: ‚Mußte es sein?‘ Seit Jahren hat kein Eisenbahnunglück eine so weitgehende Erregung in Berlin hervorgerufen, wie dieses bei Spremberg geschahene, und die tiefe Empörung richtet sich weniger gegen den einen schuldigen Beamten, als gegen unsere Eisenbahnverwaltung. Welch anklagende Worte fielen in diesen Tagen überall in der Öffentlichkeit gegen den Minister und gegen den ganzen Verwaltungsapparat. Und man versteht durchaus diese heftige Aufwallung, die hier und da sogar in dem Vorwurf der ‚Blutschuld‘ gipfelte, wenn in den Straßenbahnwagen und Restaurants die frischen Zeitungsblätter von Hand zu Hand gingen und die Leser sich gegenseitig die Einzelheiten mitteilten und ihre Bemerkungen austauschten. Immer von neuem gab man der Entrüstung Ausdruck, daß jene vielbefahrene Strecke, die jährlich die höchsten Erträge abwirft, nur eingeleisig ist — auf dieser Bahn, die den gewaltigen Verkehr von Berlin nach dem Riesengebirge zu bewältigen hat und deren Gelände so beschaffen ist, daß mit Leichtigkeit und ohne erhebliche Kosten längst ein zweites Gleis angelegt werden konnte, angelegt werden mußte!

„Im grellsten Licht zeigte dieses Unglück die Schwerfälligkeit unserer Eisenbahnbehörde . . . Auch der Schreiber dieses kann von dem heiligen Bureauratius in diesen Tagen ein Lied singen. Die erwähnte Katastrophe war am Montag abends 6 Uhr passiert. Die Dienstag-Morgenblätter brachten die ersten kurzen Depeschen. Um 11 Uhr vormittags telephonierte ich an das Berliner ‚Auskunftsbureau der Deutschen Reichs- und Preussischen Staats-Eisenbahnverwaltung‘ mit der Frage, ob man Näheres über das Unglück wüßte, und ob man die Namen der Verunglückten erfahren könnte, ich hätte ein ganz persönliches Interesse daran u. a. Antwort: ‚Wenden Sie sich an die Eisenbahnbetriebsinspektion Görlitzer Bahnhof.‘ Das geschieht. Antwort: ‚Wir wissen nichts. Wenden Sie sich an die Eisenbahninspektion II, Rottbus!‘ Also 17 Stunden nach dem traurigen Ereignis kann die hauptsächlich in Frage kommende hiesige Betriebsinspektion keinerlei Auskunft geben! Leben wir denn nicht im Zeitalter der Fernsprecher und Telegraphen? Gilt denn die Sorge um Menschenleben nichts? Herr v. Bubde hat noch viel zu tun — aber die uns entrißenen Leuten werden uns nicht zurückgegeben! . . .“

Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß gleichzeitig mit den Schilderungen der Spremberger Katastrophe eine Notiz mit der Spitzmarke: „Wie der Kaiser reist“ die Runde durch die Presse machte. Es hieß da: In jedem Hofzuge befindet sich ein Ingenieur, der für die betriebssichere Ausrüstung des Hofzuges verantwortlich ist. Jeder Wagen wird von einem besonderen technischen Hilfsbeamten überwacht. Alle Einrichtungen sind so getroffen, daß ein Schabhaftwerden

des Hofzuges auf offener Strecke sofort wieder ausgeglichen werden kann. Die zuständige Eisenbahndirektion hat nur für den Bahnkörper und die Beförderung des Zuges zu sorgen; alles übrige ist Sache des leitenden Ingenieurs. Auch im übrigen sind für die Züge, die der Kaiser benutzt, besondere Sicherheitsmaßregeln vorgesehen. „Warum“, fragt die „B. B.“, „werden alle diese Maßnahmen nicht in demselben Umfange für alle Personenzüge getroffen, die doch gleichfalls dem Staate große Einnahmen bringen?“

Es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt! Und ebenso harmlos-naiv fragt ein Leser des Blattes, „ob es denn wirklich wahr ist, daß von einem einzigen Stationsvorsteher das Leben so vieler Tausende Menschen abhängt, wie jetzt aus dem Spremberger Unfall hervorzugehen scheint? Ist denn, wenn ein einzelner Mensch eine Order gibt, von der Leben und Gesundheit vieler abhängt, keiner da, der diesen Befehl nachzuprüfen hat? Gelangt denn die fragliche Order nicht zur Kenntnis mehrerer Personen, die verpflichtet sind, zu dem Beamten zu sagen: ‚Mensch, du irrst dich ja!‘ Unter diesen Umständen, wie sie jetzt an den Tag kommen, kann man ja überhaupt nicht wagen, einen Zug zu besteigen, denn was nun, wenn der die Order gebende Stationsvorsteher nicht im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist? Ist denn der Fall gar nicht vorgesehen, wo es sich um das Leben vieler Menschen handelt? — Und noch eins! Glauben Sie, daß so etwas, wie in Spremberg, einem Zuge begegnen kann, in dem der Kaiser fährt? Ich für meine Person glaube dies nicht. Aber haben wir alle nicht das gleiche Recht, zu verlangen, daß bei der Beförderung der ‚Untertanen‘ mit ganz derselben Vorsicht verfahren wird, wie beim Kaiser? Bei einem so gefährlichen Betriebe, wie die Eisenbahn ist, sollte man doch meinen, ist die größte, denkbar größte Vorsicht selbstverständlich. — Also warum werden nicht für alle Züge dieselben Vorsichtsmaßregeln eingeführt wie für die kaiserlichen?“

Das zufällige, überflüssige, eigentlich doch nur geduldete Dasein eines ganz gewöhnlichen Proleten — in einem Atemzuge mit dem Leben der Majestät! Ist denn kein Staatsanwalt da? Gar zu gern sähe ich das Gesicht einer hohen Behörde, wenn ihr ein boshafter Zufall dieses „Eingefandte“ in die Hände spielte! Grenzenlosem Staunen würde bald tiefstes Mitleid mit dem unheilbar Geistesgestörten folgen. —

Erzählt wurde noch allerlei, was ebensogut im Simplizissimus stehen konnte. So, daß Bauarbeiter, die in der Nähe der Stätte beschäftigt und mit dem nötigen Werkzeug herbeigeeilt waren, um den Unglücklichen kunstgerechte Hilfe zu leisten, von einem Polizeikommissar fortgewiesen wurden, da sie dort nichts zu suchen hätten. Ferner, daß ein Vorgesetzter gleichfalls herbeigeeilte Eisenbahnarbeiter zurückschickte, weil sie in der Eile unbegreiflicherweise vergessen hatten, sich die „vorschriftsmäßige“ — Dienstmütze aufzusetzen!! Beanstandet oder gar dementiert sind diese von verbreiteten Blättern behaupteten Tatsachen meines Wissens nicht. Im — Simplizissimus, aus dem sie doch von Rechts wegen stammen

müßten, habe ich sie aber auch nicht gefunden. Ich weiß nun wirklich nicht mehr, was ich davon halten soll. Nur eines scheint mir sicher: die bloße Tatsache, daß solche Nachrichten von ernsthaften Blättern gebracht, also auch von ihnen und ihren Lesern ohne weiteres geglaubt werden, läßt es gleichgültig erscheinen, ob die Dinge sich wirklich so abgespielt haben oder — dem Simplizissimus entnommen sind.

* * *

Gibt es noch irgend etwas auf der Welt, sei es nun Erhabenes oder Schreckliches, was nicht brutaler Neugier oder geschäftlicher Ausbeutung zum Raube fiele? Läßt sich die Roheit einer Gesinnung ausdenken, die es fertig bringt, sich vor die jammernden Verwundeten mit dem Apparat hinzustellen, um von ihren Qualen photographische Aufnahmen zu machen? Ausdenken läßt sich dergleichen von einem halbwegs normal veranlagten Empfinden kaum, wohl aber — in Wirklichkeit beobachten. Auch auf das Spremberger Schlachtfeld hatten sich diese raub-lüsternen Hyänen herangepürscht. Daß sie ihre Gellüste gleichwohl nicht befriedigen durften, ist dem energischen Eingreifen der Gendarmen zu danken, die noch gerade zurecht kamen, ihnen das Handwerk zu legen.

Hat man eigentlich noch ein Recht, sich über solche Erscheinungen zu beklagen, wenn Blätter, von denen sie mit wahrer Inbrunst gepflegt werden, ja eigentlich erst ins Leben gerufen wurden, — wenn solche Blätter sich des Wohlwollens und der tatkräftigsten Förderung durch die hohen und höheren Kreise in Staat und Gesellschaft erfreuen? Sind nicht „Woche“ und „Berliner Lokalanzeiger“ nach dieser Richtung bahnbrechend und vorbildlich gewesen, sind sie nicht die wahren Typen der Erscheinung? Und andererseits: Sind diese selben Blätter nicht die bevorzugten Lieblinge gewisser Schichten der Hautevolee, und zwar nicht etwa nur der bürgerlichen, sondern auch der feudalen und militärischen? Solange in diesen Kreisen der Ehrgeiz unbezähmbar ist, ihr wertvolles Konterfei neben dem einer bekannten Demimondaine oder eines berüchtigten Hochstaplers oder dgl. abgebildet zu sehen, kommen solche Organe einem Bedürfnis entgegen und nicht zuletzt eben dieser Kreise, die sich für die einzig berufenen Stützen von „Thron und Altar“ ausgeben.

Allgemein beklagt wird die lästern ausführliche Ausmalung unverfester Einzelheiten in der Berichterstattung über gewisse Sensationsprozesse. Wer aber schlägt hier den Reford? Wer bringt auch die übrige Presse in die Versuchung, aus Konkurrenzrücksichten mitzutun? Wieder der von hohen, sogar von Regierungskreisen protegierte „Lokalanzeiger“. Man wundere sich nicht, daß so viele ehrliche Freunde einer reineren Lust in Presse, Literatur und Kunst den Bestrebungen der Sittlichkeitskongresse und ähnlicher Veranstaltungen bis auf weiteres nicht ohne Mißtrauen gegenüberstehen. Diese gutgemeinten Bestrebungen haben alle „das Skelett im Hause“, insofern sie den Kampf immer nur nach unten führen, gegen die vielen Blößen oben und in der „Gesellschaft“

aber hartnäckig blind bleiben. Werden sie je darauf gestellt, nun, so huscht man an dem unbequemen Objekt mit ein paar flüchtigen Verlegenheitsphrasen vorüber, während man sich an wohlfeiler Entrüstung nicht genug tun kann.

„Die letzten Jahre“, so liest man in der „Sildesheimer Allgem. Ztg.“, „haben ein erklecklich Teil von auffeherregenden Prozessen gebracht: Mörder, Spieler und alle anderen Arten von Verbrechern aus allen Schichten des Volkes standen vor dem Richter. Aber daß diese Prozesse notwendig waren, ist vielleicht nicht einmal das Schlimmste an ihnen, zum mindesten nicht das einzige Schlimme. Denn sehr bedenklich, schon oft beklagt und doch noch immer zunehmend ist die Wirkung, die sie auf weite und weiteste Volkstheile ausüben. Das Tribunal wird gar zu oft zum Theater; die Anwälte greifen in dem Kampf mit der Justiz um ihr Opfer zu sensationellen Mitteln; die Geschworenen lassen sich in einer Pause zusammen photographieren; eine zahlreiche Zuhörerschaft folgt dem Spiel mit einer Leidenschaft, die an römische und spanische Stierkämpfe erinnert. Neugier ist nur ein schwaches Wort für den treibenden Grund, der die Menschen dorthin führt, man darf es ruhig Lüsterheit nach Sensationen nennen, an der leider oft die Frauenwelt ihren Hauptanteil hat. Und wenn die Verhandlung in einem solchen Prozesse noch nicht ganz zum Spiel herabsinkt, so sorgt leider, leider ein Teil der Presse dafür, daß die Lesertwelt es nicht anders auffassen kann. Die Art, wie es geschieht, ist uns bekannt; daß es tief zu beklagen ist, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. In der Schweiz haben sich die Zeitungen dahin geeinigt, daß sie von Hinrichtungen nur die bloße Mitteilung und auch von Mordtaten keine ausführlichen und zur Nachfolge anspornenden Berichte bringen. Selbstverständlich braucht man nicht jeden Fall mit der gleichen nüchternen Kürze zu behandeln. Zu bekämpfen ist nur die phantastische, womöglich mit Bildern und Skizzen der Örtlichkeiten ausgestaltete Weitschweifigkeit, die aus dem farblosen Tropfen einer Tatsache eine gefährlich bunt-schillernde Seifenblase erstehen läßt. Die Tatsachen sind das Wichtige; erscheinen sie in einem Falle besonders merkwürdig, so hat das Publikum ein Recht darauf, sie ausführlich kennen zu lernen. Gewiß ist die Entscheidung darüber, was hervorzuheben ist, nicht leicht, aber so viel Vertrauen müßte der Leser einer Zeitung ihren Redakteuren schenken. Tut er es, so gewinnt das ganze Volk. Aber dazu gehört Einigkeit, und die deutsche Presse wird sich schwerlich, obwohl viele Zeitungen schon über die Belastung klagen, schon heute allgemein zu diesem vernünftigen Verfahren entschließen.“ —

Zwei Raubmörder wurden kürzlich hingerichtet. Sie hatten eine alte Frau kaltblütig erdrosselt. Vertierte Burschen, die gewiß kein Mitleid verdienten. Dennoch könnten sie einem — wenn das überhaupt möglich wäre — im Vergleich zu den Zuschauern noch sympathisch erscheinen. Geraume Zeit vor der Exekution waren die dem Gefängnis gegenüberliegenden Häuser

mit Ankündigungen bedeckt, daß Fenster zu vermieten seien; acht Nächte vorher waren die zu recht ansehnlichen Preisen vermieteten Zimmer bis zur Morgenämmerung von einer lärmenden Menge besetzt, die sich nicht durch eine unversehens anberaumte Hinrichtung um den seltenen Genuß bringen lassen wollte. Je höher die Ungeduld und die Befürchtung, vielleicht doch das Geld unnütz ausgegeben zu haben, gestiegen waren, um so inniger war die Befriedigung, als endlich eines Morgens bei Laternenschein die Guillotine aufgebaut wurde. Ein eifriger Reporter berichtete: „An den Fenstern sieht man Männer, Frauen, Kinder, kleine Mädchen, Babys in den Armen ihrer Mütter, alle Augen sind auf Sachen gerichtet, die man da in der Dunkelheit auspackt und die mit dumpfem Klirren auf das Straßenpflaster fallen.“ In den anliegenden Straßen hatte die durch ein stattliches Militär-aufgebot verstärkte Polizei alle Mühe, die schaugierige Menge zurückzuhalten. Selbst die Dächer waren dicht besetzt von Menschen. Nachdem man eine Zeit der Arbeit der Henkersknechte zugeschaut und ihren Anführer Deibler hatte hochleben lassen, nahm man den gewohnten Zeitvertreib wieder auf; aus den Häusern tönen Gesang und Gelächter; hier zupft einer auf der Gitarre eine spanische Serenade, dort trommelt einer auf dem Klavier einen Walzer ab. Die Tische sind mit Speise und Trank besetzt wie in der fröhlichen Weihnachtsnacht. Über die Vorgänge der Hinrichtung selbst darf man billig schweigen. Freudengeheul begrüßte die armen Sünder, der Senter, eine notwendige, aber widerliche Persönlichkeit, hatte ein dankbares Publikum, von allen Seiten ertönten nach dem Fallen des Beils begeisterte Rufe: Bravo, bravo! Hoch Deibler! Als der zweite Kopf im Korbe lag, versuchte die Menge unter wildem Getöse den Beamten die kopfloßen Leichname zu entreißen, um an ihnen ihr Mütchen zu kühlen, nur mit großer Anstrengung gelang es, sie zurückzudrängen. In der ersten Reihe der privilegierten Zuschauer stand der Gatte der Ermordeten, ein weißhaariger Mann, in feierlichem schwarzem Rock, einige Medaillen auf der Brust; er lud nachher den Herrn Deibler ein und brachte einen Trinkspruch auf den Rächer aus. Eine Reihe Blätter, sogar einzelne, die sich für vornehm halten, ließen sich dieses erhebende Schauspiel nicht entgehen, ihre Schilderungen verbreiteten sich über alle Einzelheiten; ein Morgenblatt hatte sogar die abgeschlagenen Köpfe — „eigens photographiert von unserem Sonderberichterstatter!“ dem Publikum vorgeführt.

Der Fall ist natürlich — nicht bei uns passiert, sondern in Dünkirchen. In Deutschland finden die Hinrichtungen nicht, wie noch in Frankreich, öffentlich statt. Aber überheben wir uns darum nicht. Wenn das rein äußerliche, gesetzliche Hindernis nicht wäre, — wie dann? Würden solche Erscheinungen bei uns unter allen Umständen ausgeschlossen sein? Ich hörte einmal an einem Berliner Stammtisch einen biederen und sehr wohl-situierten Bürger erzählen, wie er eine ganze Nacht durchgetneipt habe, nur um die in aller Frühe stattfindende Hinrichtung nicht zu versäumen, zu der er sich Zutritt zu verschaffen gewußt hatte. Es schien nicht das eine Mal

gewesen zu sein. Von irgend welcher Entrüstung bei den Anwesenden, lauter hiederer, staatserhaltenden Bürgern, konnte ich nichts wahrnehmen. Der Mann wurde vielmehr — beneidet! —

*
*
*

Die „Rölnische Zeitung“ knüpft an den Bericht die pessimistische Betrachtung: „Manche kulturstolzen Lehrer der Wissenschaft behaupten, der Abstand zwischen dem Durchschnittseuropäer und einem Buschmann sei größer als der zwischen einem Buschmann und einem Gorilla. Mit mindestens demselben Recht könnte man behaupten, daß zwischen einem gebildeten Mitteleuropäer, der recht wohl in einer Arbeiterbluse stecken kann, und dem Ungebildeten, der recht wohl im Theater abonniert sein kann und Fisch nicht mit dem Stahlmesser zu essen braucht, eine weitere Kluft liege als zwischen dem Ungebildeten und einem feinen rohen und grausamen Instinkten folgenden Buschmann, eine Kluft, die im gewöhnlichen Leben freilich verdeckt ist. . . .“

Mit dem Kulturstolz ist es ein eigen Ding. Es müßte zunächst die sehr schwierige Feststellung versucht werden, wie tief die wirkliche Kultur gedungen ist und wie weit sie nicht nur als Firnis an der Oberfläche haftet. Ich fürchte, die Untersuchung, soweit sie überhaupt möglich wäre, würde nicht gerade die erfreulichsten Ergebnisse zutage fördern.

Jede wahre Kultur kann nur eine innere sein. Die Errungenschaften der Technik, die Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnis verbürgen noch keinen entsprechenden Fortschritt der Kultur. Es kann einer im Besitze aller modernen Kenntnisse und Hilfsmittel sein und doch ein vollendeter Barbar. Insofern pflegen wir unsere heutige Kultur ganz außerordentlich zu überschätzen, wie wir ja auch — sehr bezeichnend — die Kultur des siegreichen Japan überschätzen, bloß weil es im Besitze dieser modernen Errungenschaften einen äußeren Erfolg davongetragen hat.

Ist aber jede wahre Kultur eine innere, so ist sie auch eine sittliche und damit religiöse, das Wort im weitesten Sinne. Da richten sich nun die Blicke vieler auf die sichtbaren Verkörperungen des religiösen Gedankens, die Kirchen, von denen die einen innere Erneuerung, die andern Rückkehr zu den Idealen früherer Zeiten, die auch die ihren sind, erwarten. Und nicht zuletzt die herrschenden Klassen und die bestehenden Gewalten die Erhaltung ihrer Herrschaft und Gewalt.

Man sieht, die Kirchen sind in einer schwierigen Lage, wenn sie — es allen recht machen wollen. Ein solcher Wille muß aber — was auch die Staatsraison und der Egoismus der Selbsterhaltung dagegen einwenden mag — völlig ausgeschlossen sein. Die Kirchen haben nur eine Aufgabe, die ihnen — bei aller Verschiedenheit der Konfessionen — fest vorgezeichnet ist, nur einen Weg, den sie geradeaus schreiten müssen, ohne nach rechts und links zu schielen. Die Aufgabe, ihres Stifters Lehre rein und lauter, soweit es menschlich-unvollkommenen Gefäßen möglich ist, der Mit- und

Nachwelt zu überliefern, und den Weg, den der Heiland selber schritt und den er seinen Jüngern gewiesen.

Man sollte meinen, gerade in unseren Tagen einer reißend überhandnehmenden Kirchenentfremdung müßte diese Erkenntnis solche Macht gewonnen haben, daß dahinter alle Kleinlichen Eifersüchteleien und Grenzstreitigkeiten der Kirchen untereinander völlig zurückträten. Handelt es sich doch heutzutage nicht um ein paar Fußbreit mehr oder minder Einfluß, sondern um nicht weniger als das gesamte gemeinsam besessene und daher auch gemeinsam zu verteidigende Gebiet. Es stehen weit höhere Interessen auf dem Spiele, als die kirchlich-konfessionellen. Mit diesen irdischen Gefäßen des göttlichen Wortes soll auch ihr ewiger Inhalt, das Christentum selbst, verschüttet werden.

Dieser Kampf allein hat für die Bürger unserer Zeit noch Bedeutung, er allein kann sie erwärmen und begeistern, nicht der konfessionelle Streit, der immer noch intra et extra muros tobt, als gäbe es dafür bei den aufgeklärten und innerlich religiös interessierten Anhängern des Christentums noch „ein groß Publikum“. Die eifrig hadernnden Herren ahnen gar nicht, wie unendlich gleichgültig diese Elemente ihren häuslichen Streitigkeiten gegenüberstehen, sofern es sich nicht um politische Interessen handelt.

„Kirchenzant“ — nennt's Meister Rosegger kurz und gut, und im letzten Heft seines „Heimgartens“ widmet er ihm Betrachtungen, die den kampflustigen feindlichen Brüdern zwar kaum aus der Seele geschrieben sind, um so mehr dafür gewiß allen, denen die Religion über der Konfession steht. Mindestens wird man dem grundehrlichen Warner keinerlei einseitige Befangenheit oder Voreingenommenheit nachsagen können. Das leidenschaftliche und würdelose Eifern gegen die evangelische Kirche sei durchaus unklug, es setze sich damit ins Unrecht, es reizte die Gegner, und mit solchem Geschimpfe sei schon mancher Christ aus der katholischen Kirche hinausgeekelt worden. Aber auch viele Protestanten zeigten durch ihr beständiges und gemütloses Protestieren, daß bei ihnen der religiöse Friede nicht daheim sei, den mancher so sehnsüchtig suche. . .

„Ich selbst habe in früheren Zeiten nach meiner Überzeugung die Mängel und Ausartungen der katholischen Kirche scharf behandelt, und zwar die der katholischen Kirche, weil wir in unserem Lande es gerade mit dieser zu tun haben. Ich stand nicht einen Augenblick an, auch die großen Fehler und Ürgernisse der evangelischen Kirche zu verurteilen, wo sie in meinen Gesichtskreis traten. Wäre es nicht geschehen, so müßte es erst noch geschehen, denn dazu zwingt einfach das Gewissen. Möchte ich mich nicht mehr gezwungen fühlen, traffen Aberglauben, heuchlerische Formreligion, herzlose Unduldsamkeit, pharisäischen Hochmut rücksichtslos rügen zu müssen; der sichtbare Erfolg ist ja doch nicht so groß, als die Verbitterung, die damit erzeugt wird. Aus Verbitterung keimt keine Liebe, und ohne Liebe geißelt keine gute Tat. So wie die einzelnen Menschen nur durch Nach-

sicht und Güte miteinander auskommen können, so und nicht anders ist es auch bei den Kirchen. Allerdings ein himmelweiter Unterschied besteht doch in der Art, wie beide Teile gegeneinander vorgehen. Der evangelische Bund setzt in öffentlichen, kontrollierbaren Schriften seinem Gegner oft scharf zu, aber das ist nicht zu vergleichen mit den Wutausbrüchen katholischer Kanzelredner, deren Widerlegung in der Kirche verboten, bei dem bigotten Pöbel unmöglich und bei den Gebildeten überflüssig ist. Ich war in früheren Zeiten über solche Tobuchtszzenen im Gotteshause oft auf das äußerste empört, weil sie die Religion in Mißcredit bringen und dem anständigen Priester den Beruf erschweren; jetzt haben die schaumwütigen Predigten für mich mehr pathologisches Interesse. Ich deute die Erscheinung, die in neuester Zeit noch an Übermaß zugenommen hat, nur als eine Ursache der Übertritte und der trostlosen Feindschaft, die zwischen den beiden gottgewollten Kirchen herrscht. Diese Kirchen sind gottgewollt, denn sonst könnten sie nicht so lange bestehen, sonst könnten sie die menschliche Kultur nicht so mächtig leiten. So muß auch die Kirche ein solcher achten, der für seine Person der Kirche nicht mehr bedarf. Wenn wir alle mitwirken sollen, die Kirche zu vergeistigen, zu verinnerlichen, zu vervollkommen, so braucht ja das nicht gerade den Kirchen zuliebe zu geschehen, wohl aber den Menschen zuliebe, unserem Volke zuliebe. Jedes Scheit, das wir zwischen die Brüder werfen, ist ein Scheit in das höllische Feuer der Zwietracht. Ja gewiß, die Gewissen dürfen wir nie zur Ruhe kommen, nie versumpfen lassen, die müssen immer aufgerüttelt werden zum sittlichen Bewußtsein. Der Streit um das so äußerliche Glaubensbekenntnis aber möge doch endlich verstummen in unserem geistig sonst so hoch stehenden deutschen Volke. Haben die Kirchen einmal nicht ihre ganzen Kräfte aufzubieten, um sich voreinander zu wehren, dann werden sie mehr für ihre innere christliche Entwicklung tun können. Im Kampfe hat keine Kirche Zeit, ihre Fehler abzulegen, denn sie muß sie ja fortwährend verteidigen. Kommt sie erst zur Ruhe, dann besinnen sich ihre Mitglieder, die im Grunde ja doch moderne und zumeist sittlich denkende Menschen sind, wohl selbst ihrer Mängel und Verfahrenheiten. Sollte der Kirchenzant der Führer aber fortbauern, Zwietracht zu säen in unserem Volke, dann käme eine schreckliche Zeit, die nur darum nicht das Äußerste, wie im Dreißigjährigen Krieg, erreichen dürfte, weil das Volk, gerade der edlere Teil desselben, sich massenhaft von allem Kirchentume überhaupt loslösen würde.“

Auf dem Ozean der Zeit treibt^{*} manches Wrack. Geduldig trägt sein breiter Rücken Lebendes und Totes durcheinander. Rückständen aus vergangenen Jahrhunderten begegnen wir allerorten, in Staat und Gesellschaft, in Schule und Kirche. Tiefstem Bedürfnisse glauben sie noch immer zu entspringen, und doch verdanken sie ihr Dasein nur dem Gesetz der Trägheit.

Auf den Gipfeln hängt das Licht des abgesehenen Tages am längsten. In den hohen und höchsten Schichten der Gesellschaft ist der Geist

der Vergangenheit am mächtigsten. Was sie von ihren Vätern überkommen haben, das, meinen sie, werden sie unverkürzt auch auf ihre Söhne und Enkel vererben. Ein menschlich naheliegender — Wunsch. Derweil sie aber an den reichgedeckten Tafeln schmausen, als könne es nie und nimmer anders werden, wird mancher Größe draußen das Grab geschaufelt.

Wie vieles ist heute noch von seiner Wichtigkeit, Unentbehrlichkeit, Beständigkeit durchdrungen, und ist doch eigentlich schon abgestorben und lebt nur noch ein Scheindasein. Alles hat seine Zeit — gibt's eine trivialere Erkenntnis? Und doch dünkt uns das Selbstverständliche oft das Unwahrscheinliche, wenn's unsere eigene Abkömmlichkeit trifft.

Auch der Fürstendespotismus hat's bis zur letzten Stunde nicht glauben wollen. Erst in dem Augenblick, als ihm das Szepter unumschränkter Macht mit mehr oder minder sanfter Gewalt aus der Hand gewunden ward, hat er dran glauben müssen.

Heute wäre eine absolute Herrschaft auch in den westeuropäischen Staaten an sich noch denkbar. Sie ist's nur deshalb nicht, weil der Glaube nicht mehr vorhanden ist, daß ein einzelner Mensch unumschränkte Gewalt über alle anderen haben dürfe und eine solche Alleinherrschaft den Völkern zum Wohle gereiche. Nicht was wahr ist, beherrscht die Zeit, sondern was sie dafür hält.

Hat aber ein Volk sich einmal das Recht der Selbstbestimmung errungen, so wird es sich das nicht mehr entreißen lassen. Es wird eifersüchtig darüber wachen, und auch der bloße Schein, als wolle sich der Herrscher die absolute Gewalt wieder anmaßen, wird tiefgehende Verstimmungen und nicht zuletzt eine Kritik herausfordern, die für beide Teile nur peinlich sein kann.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß Kaiser Wilhelm II. über einen solchen Verdacht völlig erhaben ist. Er ist ebenso zweifellos ein durchaus verfassungsgetreu gesinnter Fürst. Nichtsdestoweniger läßt sich leider, trotz aller byzantinischen Mache, nicht leugnen, daß das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und weiten Schichten des deutschen Volkes in letzter Zeit immer häufigere Trübungen erleidet. Die äußeren Anlässe sind ja bekannt, der eigentliche Grund aber ist die unvermeidlich eintretende Reaktion der freier gesinnten Deutschen gegen die geilen Auswüchse eines orgiastischen Byzantinismus, der jeder nur halbwegs vornehmen Gesinnung geradezu physisches Unwohlsein erregen muß. Je schwieriger und vertwegener die Anhöndelei, um so nüchterner setzt allemal die Kritik ein.

In einer Betrachtung über die Kaiserrede in Posen kommt der Herausgeber der „Zukunft“ auch auf dieses peinliche Kapitel zu sprechen. Mit den Polen habe Wilhelm II. kein Glück gehabt. Hatte er's auf dem weiteren Feld internationaler Politik?

„Gewiß, lautet die Antwort. Der Erdkreis neidet uns ja diesen Kaiser; in jedem Land wird er täglich genannt, und jedes Volk wäre selig, wenn es (auch die französische Republik) diesen Repräsentanten auf der

Staatsspitze sehen dürfte. Millionen Blätter haben diese Behauptung durch's Reich und über die Grenze getragen. Daß sie dennoch grundfalsch ist, von unkundigen oder verlogenen Leuten nur aufgestellt, wissen alle, die jahrelang fremde Zeitungen gelesen oder gar mit fremden Staatsmännern intim gesprochen haben. Wer zweifelt, braucht nur die angeblich ernste und angeblich wisige Presse beider Welten zu studieren und die Postkarten zu mustern, die hinter den deutschen Schlagbäumen in Haufen verkauft werden. Das wird nur erwähnt, um eine alte, nicht ganz ungefährliche Lüge endlich einmal als Truggespinnst zu enthüllen; denn das Urteil des Auslandes hat uns weder zum Jubel noch zum Jammer zu stimmen. Die besten Könige waren nie draußen höher geschätzt als in der Heimat: um den noblen alten Wilhelm hat die Deutschen, solange er lebte, sicher kein Volk beneidet. Daß über seinen Enkel so viel gesprochen und geschrieben wird, ist nicht gut, sondern schlimm; weil es empfindliche Nerven überreizt und (nicht nur im Ausland) majestätische Selbstgefühle ärgert. Dieses rastlose Gerede, das die Furcht vor einer Ubiquität des kaiserlichen Willens aufkommen ließ, hat uns im Reich und draußen das Geschäft erschwert; die Schuld gehört aufs Konto der Ehrenwerten, die aus privaten Faulheiten öffentliche Meinungen machen. Der deutsche Kaiser ist nicht mehr als andere Großmachtvertreter, ist auch zu Haus nur der primus inter pares; nicht Monarch, sondern im Krieg Bundesfeldherr, in Friedenszeit der (ohne die Assistenzen des verantwortlichen Kanzlers völlig machtlose) Vollstrecker der zwischen Bundesrat und Reichstag vereinbarten Beschlüsse. Wird in München, Dresden, Stuttgart aber, wird in den kleineren Residenzen überhaupt noch eine Ingerenz auf die Reichspolitik versucht? . . . So sieht's drinnen aus; und mancher Bundesfürst und Thronfolger befeuert, wenn er sich vor Gebärdenpäthern sicher glaubt, diesen Zustand . . .“

Nach alledem kann es nicht wundernehmen, wenn in gewissen Teilen Süddeutschlands die „partikularistische“ Strömung wieder anwächst. Es handelt sich jedoch nicht etwa um irgendwelche „reichsfeindlichen“ Bestrebungen — im Gegenteil! Diese „Partikularisten“ sind treue Deutsche, nur eben Deutsche, die, wie sie sagen, nicht „verpreußen“ wollen.

Gewöhnlich hat man in Norddeutschland vom Partikularismus eine ganz falsche Vorstellung, weil man seine Ursache auf religiösem Gebiete sucht. „Es gibt nichts Ungeschickteres,“ so erleichtert ein biederer Bayer in der „B. B.“ sein Herz, „als vom katholischen bayrischen Partikularismus zu sprechen. Der Hase liegt ganz anderswo im Pfeffer. Die preußischen Zustände sind es, die den Bayer partikularistisch stimmen. Bayern ist allerdings auch kein Idealland; es wäre darin sehr viel verbesserungsfähig, aber seine Verhältnisse sind doch weit erträglicher als die preußischen. Was soll unsere Herzen nach Norden ziehen? Vielleicht die Prozesse, die Preußen zu verzeichnen hat, z. B. der Königsberger Prozeß, der erste Prozeß gegen den Bergarbeiter Krämer, der Plözensee-Prozeß und der Prozeß gegen den Abgeordneten Runert? Die

Bayern fühlen demokratisch, und darum bäumt sich ihr Inneres gegen solche Prozesse und nicht zuletzt gegen die Art, wie sie geführt wurden, auf. An politischen Prozessen finden wir überhaupt nicht den geringsten Geschmack. Die schwere Niederlage der bayerischen Nationalliberalen und ihrer Bundesgenossen ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß die bayerische national-liberale Presse in Scharfmacherei arbeitete. Die preussischen Scharfmachereblätter würden aber in Bayern einfach ausgelacht werden und könnten sich kaum lange halten.

„Die preussische ‚Freiheit‘ und die preussische Justiz können uns also keine zärtlichen Empfindungen im Busen erwecken. Sollen es dann vielleicht gewisse Geldaffären tun? Soll uns vielleicht der Mirbach-Bettel eine heiße Liebe für die Gegenden nördlich des Mains einflößen, soll uns etwa der Sternberg-Prozeß . . . begeistern? Auch der Zehnmillionen-Bettel, den Fürst Donnersmarck arrangieren wollte, kann uns keinerlei Sehnsucht nach den Segnungen preussischer Zustände erwecken.

„Ferner hat der Bayer herzlich wenig Verständnis für die Autokratie. Mit dem Befehlshaberton ist bei ihm, wenn er nicht gerade den bunten Rock trägt, gar nichts auszurichten. Er veranlaßt ihn zumeist zu der mehr oder weniger deutlich gegebenen Antwort: ‚Grad extra net!‘ Rund herausgesagt: Uns paßt das viele Kommandieren nicht. Wir wollen keine kommandierte Malerei, keine kommandierte Poesie und Musik, keine kommandierte Bildhauerei. Nach unserer Anschauung bilden die Musen vorläufig noch keine Korporalschaft.

„Und glauben Sie, daß die auswärtige Politik, die Preußen seit 15 Jahren betreibt, in Bayern imponiert? Meinen Sie, daß wir es nicht merken, wie das Reichsschiff unsicher schlingert, daß bald da-, bald dorthin gesteuert wird, und alle möglichen Einflüsse sich geltend machen? Sind Sie wirklich der Anschauung, daß Bayern besondere Bewunderung empfindet, wenn es sieht, wie Preußen sich von Rußland so ziemlich alles bieten läßt, wie es ihm eifrig Polizeidienste leistet, und auf der anderen Seite gegen ‚Großstaaten‘ wie Venezuela und Haiti mit rücksichtslofer Schärfe vorgeht?

„Im Jahre 1858 sagte der damalige Prinz von Preußen: ‚Preußen muß in Deutschland moralische Eroberungen machen.‘ Wo sind denn die moralischen Eroberungen, die Preußen im Reiche gemacht hat? Soll etwa die beabsichtigte Einführung der vierten Wagenklasse in Süddeutschland eine solche sein? Wäre in Preußen eine Regierung am Ruder, die die Zeichen der Zeit verstünde, so würde sie sich nicht von der Sunkerschaft und vom Scharfmachertum ins Schlepptau nehmen lassen, sondern das Volk durch eine freiheitliche Politik zu gewinnen suchen. Damit würde sie auch den bayerischen Partikularismus überwinden.

„Nur den allerdümmsten bayerischen Bauernweibern ist Preußen deswegen unsympathisch, weil dort Protestanten hausen. Der weitaus überwiegende Teil des bayerischen Volkes ist allein aus

dem Grunde partikularistisch, weil Preußen ein durch und durch reaktionärer Staat ist. Daß wir uns gegen weitere Annäherungen an Preußen sträuben, hat mit dem Protestantismus gar nichts zu tun, sondern entspringt nur der Sorge vor dem Import der preußischen Rückwärtserei.

„Wenn mich jemand vor die Alternative stellen würde, ob ich einen Nationalliberalen oder einen Zentrumsman wählen will, so würde ich, obwohl ich in puncto Religion die Zensur ‚ungenügend‘ verdiene, ohne Befinnen den Zentrumsman vorziehen, weil die Nationalliberalen auf ein Großpreußen hinarbeiten. Und so wie ich denken Tausende und Tausende in Bayern. Ich kenne eine Reihe von Leuten, die das ganze Jahr hindurch keine Kirche betreten, denen der katholische Klerus einschließlich des heiligen Vaters sehr gleichgültig ist, und die dennoch lieber Zentrum als nationalliberal wählen, weil sie aus den dargelegten Gründen Bayern — man gestatte den trivialen Ausdruck — vor der ‚Verpreußung‘ schützen wollen.

„Und was die ‚Zentrumsheerrschaft‘ in Bayern anbelangt, so ist sie immer noch erträglicher als die Herrschaft der vereinigten Mucker, Junker und Scharfmacher in Preußen. Das bayerische Zentrum hat z. B. die Hand zur Verbesserung des bayerischen Wahlgesezes geboten; im ‚aufgeklärten‘ Preußen aber können zirka zwei Millionen Proletarier, die bei dem jetzigen preußischen Wahlsystem vom Landtag ausgeschlossen sind, noch lange warten, bis die vereinigten Mucker, Junker und Scharfmacher an eine Änderung des elendesten aller Wahlsysteme gehen. Und wer versuchte in Bayern die Wahlreform zu Fall zu bringen? Die nach Preußen gravitierenden Nationalliberalen!“

Sind das nicht außerordentlich interessante Streiflichter auf gewisse Strömungen und ihren innersten Ursprung? Und beleuchten sie nicht hell genug den Kurs, den wir steuern? Wieviel Ballast muß noch über Bord geworfen werden, bis unser Reichsschifflein frei und sicher „herrlichen Sagen“ entgegensegelt?

* * *

... „Wenn man denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großen Talente so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum. — Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlfsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit

von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsternis. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge? Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewunderungswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstenthümer, von denen sie ausgeht, und welche ihre Träger und Pfleger sind? Geseht, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht. — Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche verteilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überfluß da, ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen Punkt in Frankreich? — Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas! — Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Rassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebens-elemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen, und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen. — Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen; würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln.“

Also sprach — Goethe 1828 zu Eckermann. Ließe sich heute Besseres, Volkstümlicheres sagen? Und das war derselbe Goethe, dem man Mangel an Volks- und Vaterlandsliebe vorgeworfen hat und noch vorwirft. Wir Heutigen können an diesen goldenen Faden nur anknüpfen, ihn weiter spinnen. Einen Versuch macht Robert Jaffé in der „Segenwart“. In einem Aufsatz, der sich „An die deutschen Fürsten“ wendet:

„. . . Talleyrand sagte einmal, daß, wer nicht vor 1789 gelebt habe, nicht wisse, was Schönheit der Lebensführung sei, und das wird wohl auch zutreffen. Aber die Schlösser stehen doch noch; ihre Mauern sind nicht zerfallen, und der Wind weht nicht durch die Hallen. Auch die tiefere,

symbolische Schönheit der Schlösser könnte noch heute wahrhaft lebendig werden.

„Wie mannigfaltig aber vermöchte nun ein geistiges Leben, das die deutschen Fürsten von ihren Höfen ausgehen ließen, einwirken auf die bedeutendsten und wichtigsten Verhältnisse! Eine innige Berührung der Fürsten mit ihren wahrhaft bürgerlichen, geistig vornehmen Bürgern hätte den Vorteil, daß anstatt der Prozenhaftigkeit des Kapitalreichtums die Feinheit und Grazie, die nun einmal an den Höfen am liebsten weilen, in die Kreise des besseren Bürgertums eindringen könnten. Für die Fürsten und ihre Damen wäre es gleichfalls besser, wenn sie anstatt mit reichen, dem Plebejertum entsprossenen Amerikanern und mit den internationalen Großkapitalisten mit dem geistig verfeinerten, echt deutschen Bürgertum in Berührung kämen. Gegenüber den rohen Fäusten und dem Prozentum des rasch erworbenen Reichtums gelangte wieder der Wert einer echten, aristokratischen Kultur zur Geltung. — Von ganz besonderer Bedeutung wäre es auch, daß diese Kultur der Fürstenthümer offenbar christlich sein müßte. Wenig könnte gegen den unchristlichen Geist unseres Zeitalters ausgerichtet werden durch die Härte und Strenge der Positivgläubigen. Damit ist die unschöne Macht des Zweifels und der theologischen Kritik nicht zu bannen. Aber sie wäre zu überwältigen durch etwas anderes, Positives: durch das lebendige, wirkliche Beispiel eines geistigen Lebens, das aus dem Boden einer milden, reinen christlichen Frömmigkeit die harmonische Geschlossenheit und edle Schönheit einer vorbildlichen, ästhetischen Lebensführung wie einen wunderbaren Blumenkelch auf einem feinen, schlanken Stengel aufsteigen ließe. — Ferner könnte diese Lebensführung einen besonderen Wert gewinnen dadurch, daß sie auch die Schichten des kleineren, bürgerlichen Mittelstandes beeinflussen würde. Denn die weiten Schichten dieser kleinen Bürger sind ganz dem Beispiel preisgegeben, das ihnen die oberen Klassen liefern. So fest wurzeln sie nicht in den alten, bürgerlichen Traditionen, daß sie das hohle, leere Flittertreiben der ‚modernen‘ Welt aus einem angeborenen Instinkt ablehnten; dazu sind sie zu harmlos; sie wandeln sich gar leicht in den farblosen, internationalen Typus der Weltstadt um. Aber das ist aus ihrem Innern nicht auszurotten, daß sie einen Fürsten samt seinem Umkreis als vornehmer anerkennen denn den reichsten Kommerzienrat oder Bankdirektor. Wenn die Fürsten ihnen nun das Beispiel einer durch anmutige Schlichtheit vornehmen Lebensführung geben, so werden sie sogleich selber das Schlichte als vornehmer empfinden, denn den prozenden Reichtum der Milliardäre. Wenn an den Fürstenthümern die Damen des Hofes und die Künstler und Gelehrten sich nach der Art der früheren, großen Zeiten in lieblicher Einfachheit zu den Sommer- und Parkspielen zusammensänden, so könnte es den Deutschen, die ja eben niemals aufhören werden, die Aristokraten für vornehmer als die Industrie- und Bankherren anzusehen, offenbar werden, daß es eine höhere Vornehmheit gebe als die des Geldes. Und alle die, die auf den weiten Ackerfeldern zwischen den Fürstenthümern

und den Industrie- und Handelsstädten wohnen, würden von dieser Anschauung her eine ganz andere Gefinnung empfangen.

„Ganze Burgen, Festungen hätten des ferneren die deutschen Fürsten ins Land vorgeschoben, wenn sie ein eigentümliches geistiges Leben um sich erstehen ließen. Die weichen, vornehmen Kräfte der deutschen Volksseele, die sonst rettungslos ausgefesselt wären der Überflutung durch die unerfreulichen ‚modernen Strömungen‘, könnten in den Festungen nicht nur selber geschützt sein, sondern noch andere schützen. Bevor nun diese wohl uneinnehmbaren Festungen nicht zerstört wären, würde der Feind, der sich über das Land verstreute, niemals zum Siege gelangen können. Dieser Feind aber lebt in den großen Städten oder Stadtteilen, die vielfach als etwas völlig Neues in die Erscheinung treten. So schroff und einseitig muß man das wohl ansehen. Denn wo das Leben in einer ununterbrochenen Folge weiter grünt, kann es freilich durch keine Entwicklungen ganz unerträglich werden; aber unerträglich ist es wahrlich in diesen Städten und Stadtteilen, die durch Häuserquadrate entstanden, die für rasch zusammengetriebene, international gemischte Massen aufgeführt wurden. Für die herrschsüchtigen Neidharte unter den plebejischen Emporkömmlingen in diesen neuen Städten gäbe es nun nichts Aufregenderes als ein wahrhaft adliges, harmonisch gefättigtes Leben über ihnen. Eine dünne Schicht von luxuriösen Millionären und von ganz zu Millionären gewordenen Geburtsaristokraten wollten sie gern ertragen! Denen fühlten sie sich nicht gar so weit nachstehend. Aber ein wirklich aristokratisches Leben über sich halten sie schon gar nicht mehr für möglich und ziehen es gar nicht mehr in den Kreis ihrer Vorstellungen. Wenn die deutschen Fürsten also instande wären, um sich ein wahrhaft aristokratisches, schönes Leben des freudigen Genusses aufzubauen, so wäre es, als ob rosenfarbene und goldene Wolken den Himmel entlang schwebten . . .“

Welch Schauspiel! Aber ach, — ein Schauspiel nur! Ich bin nicht Optimist genug, um an die Verwirklichung dieses fürstlichen Traumes zu glauben. Aber fürstlich ist er in der Tat! Ja, welche kleinen Paradiese ließen sich da nicht hervorzaubern! Auch ohne übertriebenen Optimismus kann man sich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß das eine oder andere ausgestreute Korn an dem einen oder anderen Fürstenhofe gute Stätte findet. Der Kunstfinn und die Wohlfahrtspflege mehrerer unserer Fürsten sind ja rühmlich bekannt. Nichts aber ist dringender zu wünschen, als daß die deutschen Stämme und Fürstentümer mit ihren kleinen Residenzen sich ihre angestammte Art bewahren und nicht von dem großen Polypen Berlin auffaugen lassen. Gedanket, was unsere Größten und Herrlichsten und damit wir alle diesen deutschen Gauen und Städten verdanken! . . .

* * *

Vor sieben Jahren! . . .

Ein goldiger Sommerabend auf freien Bergeshöhen, Blätterrauschen, gute Genossen um eine Kanne guten Weines . . .

Aus der rebenumkränzten Neckarresidenz waren sie gekommen: die

süddeutschen Verleger mit ihrem norddeutschen Gastfreunde, ihm die Schiller-geweihte Stätte der späteren Karlschule zu zeigen, weiland Karl Eugens Lustschloß Solitude.

Soeben hatten sie die Gemächer durchwandert: — eitler Glanz eines sich gottähnlich dünkenden kleinen Despoten. Und mußten ihn nicht Schauer anwehen, wenn er aus all der frostigen Pracht seinen Blick durch die Fenster schweifen ließ? Denn drüben erhob drohend sein dunstunwobenes Haupt der Regel des Hohenaspergs, Christian Daniel Schubarts grauenvolles Felsengrab. Kein Blick aus dem Prunkgemach ohne diese steinerne stumme Anklage! . . .

Beim guten Tropfen ward guter Rat gepflogen. In die Rede rauschte die Freiheit deutschen Waldes, glänzte die Kraft und Milde deutschen Weines. Über der Stätte aber, verklärend wie die Abendröte, die nun mähtlich niederfank, Busch und Baum in goldigen Sonnenduft tauchte, webte geheimnisvoll ihr Genius — Schiller . . .

Und als die Rößlein wacker anzogen, und es talwärts wieder nach dem lichtererglänzenden Städtle ging, da waren Rat und Rede zur Tat gereift: — „Der Fürmer“ begründet . . .

Vor sieben Jahren! . . . Wieviel saure Arbeit, wieviel Sorgen und Kämpfe, wieviel — Freude und Segen! . . .

Im Mai 1905. Im Stuttgart des Schillerjahres. Einige Wochen seit der Feier, und noch immer wie ein festlicher Abglanz über der Schwabenstadt. Noch alle voll der Erinnerungen. In den Gesichtern leuchtet es auf, wenn davon gesprochen wird.

„Ja,“ wird dem norddeutschen Gaste mit stolzer Freude versichert, „es war eine echte Volksfeier, die Leut' waren mit dem Herzen dabei — alle, reich und arm, hoch und niedrig.“

„Und — der König vor allen!“ fügt ein anderer bedeutsam hinzu.

„Wenn nun aber, wie in Straßburg damals — Sie wissen — Manöver gewesen wäre?“ erlaubte sich der Norddeutsche zweifelnd einzuwerfen.

„So wären die Stuttgarter halt doch zur Schillerfeier gegangen! . . . Net zum Manöver! . . .“

Das kam mit so ehrlicher Bestimmtheit heraus! . . .

Da mußte der Norddeutsche an die preußischen Schillerfeiern, an so manche andere Vorgänge im Reiche Kaiser Wilhelms II. denken, die dieser Stimmung vieler, nicht der schlechtesten Deutschen völlig fremd erschienen. Und wieder die Erkenntnis, daß noch viel Arbeit zu verrichten sei, bis aus solchen Anstimmigkeiten ein freies und freudiges Deutschland erstünde . . .

Und dann im Auto nach der Schillerstadt Marbach, zum neuen Museum und natürlich auch wieder dem so rührend bescheidenen Geburtshause. Als so ein beträchtlicher Teil des Schwabenlandes „genommen“ ward, da drängte sich dem Gaste unwillkürlich der fromme Wunsch auf: wenn doch unser gutes deutsches Volk in nur annähernder Geschwindigkeit zu den Höhen Schillers emporflöme! . . .

In Marbach? Es war, als sei die Feier gestern gewesen. Überall auch noch die äußerlichen Zeichen der Verehrung. Vor dem Denkmal auf dem Museumsberge, unter Lorbeern und andern stolzen Angebinden, schlichte Wald- und Wiesenblumen, von arbeitsrauhem Hand in Liebe und Treue gepflückt. Wahrlich, keinen schöneren Schmuck konnte mein Auge erspähen, keinen köstlicheren der Herrliche da oben sich wünschen!

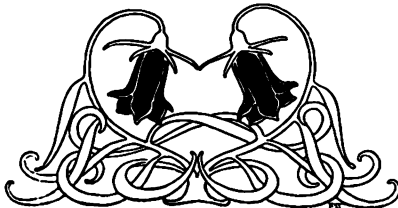
Und als nun gar vor dem Denkmal im freien Waldesdome von hellen Kinderstimmchen ein Lied erscholl, da — ich schäme mich dessen nicht — da konnte ich mich innerster Rührung nicht erwehren . . .

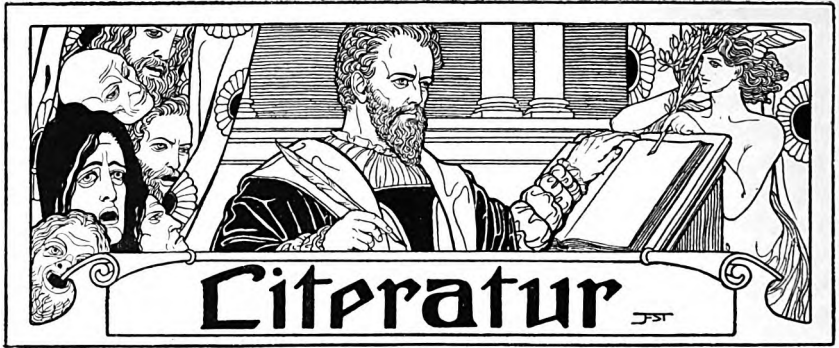
In Abendfrieden gebettet, tief unten das liebliche Neckartal. Wald und Wasser, Sonnenglanz darüber. Ein sehnsuchtsferner Blick . . . Durch die Säle aber wandern unter Führung ihrer Lehrer geräuschlos-andächtig Scharen von Kindern. Ehrfurchtsvoll heben sie die Köpfchen zu den teuren Erinnerungszeichen. Ja, da lag noch eine Zukunft vor uns, die aus bester Vergangenheit schoß, wie frisches Laub aus der Wurzel alter Stämme . . .

Da hatte ich wieder Freude am Vaterlande . . .

Solche Feste sind es, die unser Volk nötig hat, die es stählen und verjüngen, wahres Heldentum in seine Seele pflanzen.

Und solchen Festen wird auch der „Sürmer“ immer Höhenfeuer anzünden.





Die künstlerische Kultur des Mittellandes

Von

Dr. Karl Storck

Wir haben das Recht zur Kunstpolitik. Ja ich halte diese für eine der wichtigsten Aufgaben einer fruchtbaren Kunstkritik, das Wort Kunst immer in seinem eigentlichen weiten Sinne gefaßt, wo es alle Künste umschließt. Und ich meine, diese Kunstpolitik hat sich nicht nur mit der Verwendung des bereits Geschaffenen zu befassen, sondern hat darüber hinaus das Recht, ja die Pflicht, an das neue Schaffen Forderungen zu stellen. Allerdings nur an einen Teil in diesem neuen Schaffen.

Ich beuge mich in tiefer Ehrfurcht und bewundernder Scheu vor der Notwendigkeit im Schaffen des großen Genies. Ich glaube an diese innere Notwendigkeit nicht nur für den einzelnen Genius, glaube, daß nicht nur er so schaffen mußte, wie er schuf, und damit also auch immer für sich recht hat, sondern glaube darüber hinaus, daß für die Entwicklung des gesamten Volkes, ja der ganzen Menschheit das geniale Schaffen, so wie es ist, Notwendigkeit ist. Denn auch der größte Genius schafft ja nicht außerhalb der Gesamtheit. Im Gegensatz zu der unfruchtbaren l'art pour l'art-Kunst sind alle wirklichen, die menschliche Entwicklung fördernden Geister aus dem Boden ihres Volkstums gewachsen, standen sie fest auf der wohlgegründeten Erde, mochten sie sich auch noch so sehr aufwärts heben und mit dem Scheitel die Sterne berühren. Darum ist die Kunst jedes Genies, und mag er noch so gewaltig über seine Zeit hinausragen, mag er scheinbar im Gegensatz zu ihr wirken, doch für die Entwicklung seines Volkes innerlich notwendig. Freilich, wann der Augenblick kommt, wo die Gesamtheit so weit entwickelt ist, daß diese Kunst für sie fruchtbar werden kann, ist nicht bestimmbar. Man braucht nur an den einen Johann Sebastian Bach zu erinnern. Wie wirkungslos war sein ungeheures Schaffen für seine Zeit, wie wächst seine Bedeutung für die Gegenwart! Und wenn wir von Jahr zu Jahr staunend reichere Schönheiten aus dem neu erschlossenen Hort

seiner Kunst lebendig werden sehen, wenn wir seinen Kantaten gegenüber fühlen, daß hier eine religiöse Kunst geschaffen ist, die über alle Meinungsverschiedenheiten, über alle einengenden konfessionellen Schranken hinweg die tiefste Sehnsucht des Menschenherzens auszulösen und zu befriedigen imstande ist, da darf man zuversichtlich hoffen, daß diese Kunst für die Zukunft die Bedeutung nicht nur einer Schönheitsoffenbarung, sondern auch die einer Vertiefung und Verinnerlichung des gesamten seelischen und religiösen Lebens haben wird. Wäre sie doch imstande, jene Glaubensgegenstände, die unser Vaterland so schwer schädigen, zurücktreten zu lassen hinter der Erkenntnis, daß das deutsche religiöse Fühlen ein einziges und gleiches ist!

Wer sollte gegenüber solchen Tatsachen nicht bescheiden werden? wer sollte sich nicht bewußt werden, daß das Vermögen kritischen Erkennens gegenüber der Bedeutung und Größe der genialen Kunst nur dienen darf?

Aber gerade aus diesem Hinausgerücktsein der großen Kunst über den Tag und seine Bedürfnisse, aus ihrer Zeitlosigkeit ergibt sich die Berechtigung und Unentbehrlichkeit einer Kunst, die aus der Erkenntnis der Bedürfnisse und Möglichkeiten des Tages, der eigenen Zeit herausgewachsen ist. Hier scheint mir der Ort, wo der kritische Geist — wenigstens wenn es ihm gelungen ist, sich auf jene Warte hinaufzuschwingen, von der aus er nicht nur die Erscheinungen des Tages, sondern den weiten Entwicklungsgang des geistigen künstlerischen Lebens überschaut — vielleicht eher das Ziel des einzuschlagenden Weges zu erkennen vermag, als das künstlerische Talent, das nachher die wichtigste Arbeit zur Erreichung dieses Zieles zu verrichten hat.

Fern sei es von uns, diese Kunst zu niedrig einzuschätzen. Sie braucht nichts Niederes und nichts Kleines an sich zu haben. Sie soll ja nicht fröhnen den Bedürfnissen und dem Verlangen der Zeit, sie soll vielmehr das Wertvolle in den Bedürfnissen und den Trieben jederzeit erkennen, soll dieses Wertvolle und Gesunde gegenüber dem Krankhaften und Niederen pflegen, stärken, so daß es über jenes den Sieg davonträgt. Gerade dadurch wird das Gemeine eher ertötet oder doch aus dem öffentlichen Volksleben in das Dunkel der Schande und Schmach hinuntergedrückt werden, wo es hingehört.

Wir sprechen viel von Höhenkunst, sehnen uns danach, und gewiß verdient jeder Dank, der den Blick aus den Kleinlichkeiten des Alltags immer wieder hinauflekt in die ewige Größe der Höhe. Aber wehe, wenn wir den Blick nur nach der Höhe hinaufrichten, wehe, wenn wir als einzigen Gegensatz dazu die Liebe am Kleinsten, eine leicht spielerische Freude am Unscheinbaren haben! Gerade gegenüber den Bedürfnissen und Forderungen unserer Zeit, die von jedem die Mitarbeit am Tage, am Leben der Gesamtheit heischt, müßten wir dann versagen. Für Jean Pauls Zeit mochten jene berühmten Sätze noch zutreffen, in denen er die beiden Gegensätze, die durch das deutsche Leben langer Jahrhunderte gehen, in Worte

faßte: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher, nicht glücklich zu werden, auskundschaften. Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölbe des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Weinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Rindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Weinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln.“

Goethe hat danach dem deutschen Volke offenbart, daß nicht das Abwechseln mit beiden Wegen das Höchste und Schwerste sei, sondern die Vereinigung. Aber schließlich bedeuten doch alle diese Wege Weltflucht. Darf die Kunst, darf der Künstler heute noch diesem Sehnen nach Weltflucht, das wohl in jedem lebt, der glücklich werden möchte, Folge leisten, ohne sich an der Gesamtheit seines Volkes zu versündigen, eines Volkes, das in allen seinen Gliedern in dieser Welt gewaltsam festgelegt wird, dem ein so schwerer und anhaltender Daseinskampf aufgezwungen ist, daß es nur schwer sich wenige Stunden der Befreiung, der genussfähigen Ruhe verschaffen kann? Wäre es da recht, wenn die Kunst sich um diese erschwert, hart gewordenen Verhältnisse nicht kümmern, sondern sich in die heimlichen Gärtchen eines weltabgeschiedenen glücklichen Tales oder auf die steilen Höhen unzugänglicher Gipfel flüchten würde? Immer wieder sei es gesagt: der Genius, den sein Geist zu dieser Welt drängt, hat sicher auch das Recht dazu, und es wird einmal die Zeit kommen, wo sein einsames Schaffen dieser selben Menschheit, die ihm jetzt nicht zu folgen vermag, fruchtbar werden wird. Aber eine gewaltige Verantwortung nimmt der Künstler auf sich, der diese Flucht wagt, eine gewaltige Verpflichtung, wirklich Werke überragender Größe zu schaffen. Sonst ist es heilige Pflicht jedes um das Wohl seines Volkes besorgten Künstlers, heute auf der Schanze zu stehen und die Kunst in diesem harten Leben, in diesem schweren Dasein zu verteidigen, ihr ein weites Feld der Tätigkeit zu bewahren. Manchmal, wenn mir das Leben so ganz als Kampf, als grimmige Schlacht erscheint, dann möchte ich Kunst und Künstler jenen barmherzigen Samaritern vergleichen, die die Wunden pflegen und heilen, die den Kämpfenden erquickende Mittel zutragen, auf daß sie fester stehen im Kampf, auf daß sie freudiger der Schwere ihres Berufs sich unterziehen. Die Kunst kann auch in diesem Leben noch mehr sein: auf die schwerste Schlacht folgt Friede, dem schwersten Arbeitstag folgt die Ruhe. Diesen Frieden tiefer und nachhaltiger zu machen, die Ruhe erquickender und reicher zu gestalten, vermag die Kunst. Dadurch wird dann auch die Arbeit leichter von Händen gehen, der Kampf, der ja nicht ausbleiben kann, wird doch seltener und

auch weniger roh und grimmig werden. Denn es sind veredelte Menschen, die ihn führen.

Ich meine, gegenüber denen, die sich in einer selbstzufriedenen kleinlichen Kunstspielerei oder in einer überempfindlichen, selbstsüchtigen ästhetischen Genussucht von allem Störenden des Lebens entfernen und sich in ihre vier Wände zurückziehen, um da in der Kunst der Kunst zu leben, ist es die Aufgabe aller derer, die in der Kunst nicht ein ganz für sich stehendes unabhängiges Heiligtum erblicken, sondern sie als Äußerung der gesamten Lebenskultur und damit auch als eine dem Leben dienstpflichtige Kraft betrachten, mit erhobener Stimme zu fordern, daß die Kunst in viel höherem Maße, als sie es jetzt tut, ins Leben treten und an der Gestaltung dieses Lebens nach allen Kräften mitwirken muß. Jenen, die einwerfen, daß auf diese Weise eine große Kunst noch niemals entstanden sei, sei entgegengehalten, daß die große Kunst auch niemals aus der Flucht vor dem Leben, sondern nur aus der Überwindung des Lebens hervorgegangen ist; sei des ferneren entgegengehalten, daß aus jenen Zeiten die größten Künstler hervorgegangen sind, in denen die Kunst im Leben des Volkes stand, selbst wenn es dann eine kleine und bescheidene Kunst war; daß aber noch keine Zeit, in der die Gesamtheit kunstfremd gewesen, einen wirklich großen Künstler hervorgebracht hat. Man verweist so gern auf unsere großen deutschen Dichter, die unserem Volke zu einer Zeit geworden seien, als diese von Poesie ganz entblüht war; man vergißt dagegen, daß in dieser Zeit die Musik das ganze Leben des deutschen Volkes durchtränkte, daß also das Empfindungs- und Gemütsleben der weitesten Volksschichten in einer heute ungeahnten Weise befruchtet war.

Gerade für Deutschland halte ich den Anbau dieses künstlerischen Mittelalters, wie ich es im Gegensatz zum Hochland und zum leider nur allzu üppig bewachsenen Sumpfland nennen möchte, als die dringendste Aufgabe einer weit ausschauenden Kunstpolitik. Die geschichtliche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß neben der Kultur des Hochlandes, die wir besitzen, dank den künstlerischen Genies, die uns beschieden waren, alles übrige versäumt wurde, weil auch jene ins Hochland wollten, deren Flugkraft dazu nicht ausreichte.

Das viel verlästerte Mittelalter, vor allem aber das 14., 15. und auch noch das 16. Jahrhundert war in der Hinsicht besser daran oder strebte wenigstens nach gesunden Verhältnissen. Freilich, wenn man, wie es ja in unserer üblichen Geschichtsschreibung der Fall ist, immer nur die Sondergebiete betrachtet, dann mag man zu einem anderen Urteil kommen. Der Literaturgeschichtler sieht im 14.—16. Jahrhundert fast nur Niedergang. Aber wenn er bedenkt, daß wir gleichzeitig in der bildenden Kunst eine blühende Malerschule hatten, deren Schaffen sehr tief ins Volk ging, dadurch, daß neun Zehntel dieser Malerei zum Schmuck der Kirche dienten; noch mehr, wenn er erwägt, bis in welche tiefen Volksschichten hinunter der Sinn für architektonische Schönheit ausgebildet war, so daß es uns heute bei allem

Bemühen nicht gelingen will, Straßen und Plätze in ein derartig harmonisches Schönheitsverhältnis zu bringen, wie wir es in den ganz abgelegenen kleinen Orten für das 16. Jahrhundert sehen können, — so verschiebt sich das Urteil doch sehr beträchtlich. Aber auch wenn wir an die Dichtung nicht bloß künstlerische Maßstäbe legen, sondern erwägen, wie das Volk ihr gegenüber stand, was es tat, um sich diese Kunst zu eigen zu machen, so werden wir nicht nur in der Pflege des Volks- und Kirchenliedes eine außerordentlich starke Kraft des Kunstlebens jener Tage erkennen, sondern auch in einer so viel bespöttelten Erscheinung wie dem Meistersingertum trotz der geringwertigen Ergebnisse aller Bemühungen doch eine außerordentlich wichtige und für das seelische Leben der Zeit fruchtbare Erscheinung erblicken müssen. Das hat niemand stärker erfaßt, als der Hochlandskünstler Richard Wagner, der freilich auch ein hervorragender Kunstpolitiker war, wenn er am Schluß der „Meistersinger“ Hans Sachs sagen läßt: „Was teuer und echt, wüßt keiner mehr, leb's nicht in deutscher Meister Ehr“, und wahr ist es auch, daß „zerging in Dunst das heilige römische Reich, uns bliebe gleich die heilige deutsche Kunst.“

Selbst die grauenhafte Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges hat dieses künstlerische Volksleben nicht völlig zu zerstören vermocht. Allerdings wird nur der Musikgeschichtler davon berichten können, wie von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab in steigendem Maße das Volk eines nicht großen, aber doch vielgestaltigen und reichen Musiklebens teilhaftig wurde durch die Arbeit seiner Kantoren, durch die rege Beteiligung an Kurrenden und Kirchengesangsbüchern, daneben aber auch durch eine echt volkstümliche, das ganze Leben von der Wiege bis zum Grabe umfassende weltliche Instrumentalmusik.

Es wurde zum Verhängnis unserer gesamten künstlerischen Kultur, daß für die Dichtung kein derartiges Seitenstück zur Musik in unserem Volke vorhanden war. Die Erklärung ist nicht gerade schwierig. Die Pflege der Dichtung erheischt einen viel höheren Bildungsgrad, sagen wir genauer, ein ausgeprägteres Wissen, als die der Musik. Es hatte sich sicher aus den urältesten Zeiten altgermanischen Volksgesanges auf dem sichtbaren Wege der Spielmannspoesie, viel mehr aber auf den unsichtbaren Pfaden der mehr volkstümlichen Überlieferung in abergläubischen Gebräuchen, in Kinderspielen und alter Sagenüberlieferung eine gewisse Kunst der Volkspoesie von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, die dann einerseits in der Gestaltung des Liedermaterials für unsere großen Volksepen, andererseits später in den zahllosen Blumen, die dem Garten des Volksliedes entsprossen, ihr Höchstes und Bestes erreicht. Man scheint mir zu sehr zu übersehen, daß die Voraussetzung dieser schöpferischen Tätigkeit in der Volkspoesie eine weit reichende künstlerische Volksbildung ist. Man vergleiche doch nur alle die Lieder, die heute volkstümlich werden, trotzdem sie von sich gebildet nennenden Dichtern herrühren, einmal nicht nur auf ihren inneren dichterischen Gehalt, sondern auch auf ihre äußere künstlerische Form mit

den alten Volksliedern, und man wird das erkennen. Die Kraft der dichterischen Anschaulichkeit, die Fähigkeit, die Natur zu sehen oder einen Vorgang zu schildern, das Treffende des bildmäßigen Ausdrucks, endlich die innere Schönheit der musikalisch gegliederten Formen stehen beim Volkslied turmhoch nicht über den Gassenbauern von heute, sondern auch über allen jenen schwachtenden sogenannten Lieblingsliedern, jenen Schlagern unserer Haus- und Konzertmusik, und auch über der ganzen so erfolgreichen gekünstelten Bagantensyrik unserer Tage. Daß es Leute aus dem Volke waren, die diese Lieder schufen, mehr noch, daß das Volk Schönheitsgefühl genug hatte, um diese Lieder aufzunehmen und zu bewahren ohne alle schriftliche Mithilfe, das bezeugt ein so hohes künstlerisches Gefühl, wie wir es heute nicht einmal im sogenannten Mittelstande, geschweige denn in den unteren Volksschichten antreffen.

Der ungeheure Schaden, den die ewigen Kämpfe des 16. Jahrhunderts und danach der Dreißigjährige Krieg unserem Volksleben zufügten, liegt darin, daß diese Empfangungs- und Aufnahmefähigkeit für künstlerische Kultur zerstört wurde. Ich will damit keineswegs bestreiten, daß das 16. Jahrhundert andere Werte an diese Stelle rückte. Die ständigen Glaubenskämpfe, die starke Aufwühlung aller religiösen Gefühle, die im Gefolge der Reformation für alle Teile des deutschen Volkes, keineswegs bloß für die Anhänger der neuen Lehre hervorgerufen wurde, ist ein außerordentlich hoher Kulturwert, und er hätte viel segensreicher gewirkt, wenn nicht durch die späteren grausamen Religions- und Glaubenskriege der Meinungskampf aus dem Innenleben ins Äußere und Außerliche verpflanzt worden wäre. Auch so ist ja gerade die Vertiefung des religiösen Gefühls, die durch jene Glaubenskämpfe bewirkt worden war, der Urgrund geworden, aus dem später der Quell der neuen musikalischen Volkskultur wieder herausbrach.

Aber die literarisch-künstlerische Kultur ist unstreitig bereits durch das Reformationszeitalter schwer geschädigt worden. An die Stelle der Kunst, der Dichtung trat der Journalismus, an die Stelle des freudigen Schönheitsempfindens trat der scharfsinnige und oft genug zersetzende Verstand. Nicht umsonst ist das 16. Jahrhundert das Zeitalter der Satire und der in ihrem innersten Wesen satirischen Schwankliteratur, während das Volkslied vor allem in seinen rein lyrischen Offenbarungen immer mehr zurücktritt. Denn die historischen Volkslieder tragen ja doch auch zum großen Teil ein mehr journalistisches Gepräge. Gewißlich wäre hier bald ein Rückschlag zur Kunst eingetreten, — die außerordentliche Verbreitung der kirchlichen Liederdichtung beweist es, — wenn nicht der Dreißigjährige Krieg auch noch diese geistige Verstandesbildung beim breiten Volke völlig zerstört hätte.

Das Volk konnte zwar nachher verhältnismäßig bald einer Kunst folgen, die sich ausschließlich an das seelische Empfindungsvermögen wendet, also der Musik. Dagegen war die Fähigkeit zum Verständnis und zur Aufnahme jener Künste, die ein geistiges Verständnis voraussetzen,

so gründlich zerstört, daß sie zum Teil bis heute noch nicht wieder lebendig geworden ist. In der bildenden Kunst z. B. fangen wir heute eben erst wieder an, den Boden für ihr Verständnis im Volke zu bereiten. Für die Dichtung ist es dank der Arbeit der Volksschule ja allmählich etwas besser geworden.

Durch diese Unfähigkeit des breiten Volkes zum Mitleben einer künstlerischen Kultur, die dadurch verstärkt wurde, daß unserem völlig erschöpften Volke zunächst gleich nach dem Dreißigjährigen Krieg gar keine starken Begabungen beschieden waren, entstand jene Kluft zwischen gebildet und ungebildet, die am verhängnisvollsten sich in der Literatur der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts offenbarte. Pedanterie und Kleinlichkeit, hochmütige Gelehrsamkeit oder fragenhafte Verspieltheit sind die Kennzeichen dieser ganzen Literatur. Unsere großen Dichter, die uns danach beschieden wurden, schöpften ja gewiß stark aus dem Borne des Volkstums, aber die ganzen äußeren Verhältnisse, die sie antrafen, mußten dahin wirken, daß sie ihre Hauptaufgabe im Herauskommen aus der Verspieltheit und Phantasielosigkeit erblickten mußten. Alles drängte dazu, und es war sicher auch der einzige Weg, der zur Rettung möglich war, daß wir eine einseitige Hochlandskunst erhielten, der nur die Gebildeten zu folgen vermochten, die sogar in sozialer Hinsicht gewisse Anforderungen stellte, da sie zum großen Teil ans Theater gebunden war, das den Ärmeren unzugänglich blieb. Das hat in der Literatur durch das ganze 19. Jahrhundert nachgewirkt. Es ist bezeichnend, daß jene Dichter der vorausgegangenen Zeit, deren Schaffen volkstümlich ist, erst verspätet zur Geltung kamen (Gottfried Keller, Gottshelb und als Theoretiker Herder).

Natürlich hat es auch in dieser ganzen Zeit eine Literatur gegeben, die nicht den Weg ins Hochland mitzumachen vermochte. Da man nicht wußte oder nicht wissen wollte, daß auch in den Volksschichten, die nicht gleich dem ungeheuren Vorwärtsdrängen der Geistesriesen zu folgen vermochten, eine Sehnsucht nach echter Schönheit lebte, glaubten die zahlreichen Handwerker und erst recht die unehrlichen Leute unter den Kunstschaffenden, daß sie ihre Rechnung besser finden würden, wenn sie den niederen Instinkten des Volkes entgegenkämen, von der Befriedigung eines bloß auf äußeres Geschehen bedachten Stoffhungers bis zur Erregung der gemeinsten Sinnlichkeit. Gar an die untersten Volksklassen, an das, was man heute Volk zu nennen gewöhnt ist, dachte man überhaupt nicht, so daß hier nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die Liebe zur Kunst immer mehr verkam. Wir können das auf allen Gebieten der Kunst verfolgen. In der bildenden Kunst entwickelte sich allmählich jenes Verhältnis, das wir im Grunde auch heute noch haben, daß das Volk die Kunst der wohlhabenderen und scheinbar gebildeten Kreise für die beste hält und sich Surrogate dieser Kunst zu verschaffen sucht. Das gediegenste und an sich wunderschöne Bauernmöbel muß der aus der Stadt herbeigeschleppten Fabrikware Platz machen, weil man ja in den vornehmen und reichen Häusern der Stadt

solche Möbel sieht. Das so melodireiche und empfindungsvolle Volkslied muß vor den aus den großstädtischen Tanzsälen hinausgeschleppten Gassenbauern zurücktreten; die einfache und echt künstlerische Volkstracht verschwindet vor der öb zusammengesetzten, einer oberflächlichen Schneiderphantasie entsprungenen städtischen Mode. Die innerste Triebfeder ist immer dieselbe. Man sieht in den städtischen Kreisen die Gebildeten und glaubt deshalb ihrem Beispiel folgen zu müssen.

Man erkennt also, daß der tiefste Grund des völligen Verkommens unserer Volkskunst darin beruht, daß das Volk heute das Gefühl hat, völlig ungebildet zu sein, daß es seinem eigenen Geschmack, seinem eigenen Empfinden gar keine Kraft mehr zutraut.

Es ist so weit gekommen, nur weil unsere gesamte gute und wirklich lebensberechtigte Kunst einseitig nach dem Hochland strebte. Es wird mich niemand für so kindisch und töricht halten, daß ich damit auch nur in einem Hauche etwas gegen unsere große Kunst sagen möchte, daß ich nicht glücklich über jede Schöpfung wäre, die einen Atem dieser Größe in sich trägt. Darüber hinaus sei noch einmal festgestellt, daß diese große Kunst, die Hochlandskunst, die Kunst des Genies für das Volk wie für die gesamte Menschheit die wichtigste Gabe bleibt. Aber dieses künstlerische Hochland wird unserem Volke erst dann zugänglich sein, die große Kunst wird erst dann für unser Volksleben und unser Volkstum wirklich fruchtbar werden, wenn wir das künstlerische Mittelland angebaut haben, und das ist durch die ganze Periode unserer großen Kunst vernachlässigt worden.

Hebbel schreibt in dem Aufsatz „Das Komma im Frad“: „Die Kunst drängt nach ihrem ewigen Entwicklungsprinzip zunächst unaufhaltbar zur Spitze und verweilt auf den untergeordneten Stufen nicht länger, als sie durchaus muß, um ihre Kräfte zu erproben und auszubilden. Wenn sie aber auf der Höhe angelangt ist, steht sie ebensowenig still, um fort und fort Universalschöpfungen zu produzieren oder, wie Gott der Herr nach der Hervorbringung des Menschen, zu feiern, sondern sie mißt den ganzen Weg zurück und vertieft sich, in treuem Ernst nachholend, was sie in der ersten Begeisterung übersprang, bei jedem Schritt inniger ins Detail. So entspringt das Genre und mit ihm die einzige Quelle ästhetischen Genusses für alle diejenigen, die nicht imstande sind, ein Ganzes aufzufassen und in sich aufzunehmen, wohl aber sich am einzelnen zu erfreuen.“

In diesen Worten Hebbels liegt die Berechtigung dieser Kunst der Vorstufen ausgesprochen. In der Fortsetzung dieses Aufsatzes kommt er zwar zur bitteren Verurteilung der Detailkunst — die Abhandlung schließt mit der ungerechten Verkennung Stifters —, aber lesterdings doch nur, weil diese Detailkunst sich nicht ihrer Grenzen bewußt bleibe. Hier liegt der Brennpunkt.

Die zahlreichen Begabungen zweiten und dritten Ranges, die für die Bebauung eines künstlerischen Mittellandes die geeigneten und berufenen Kräfte waren, haben ihr Talent meistens für die Dauer unfruchtbar da-

durch verzehrt, daß sie ständig nach dem Hochland strebten. Es fehlt unserer gesamten künstlerischen Kultur — ich nehme da kein Gebiet aus — die Fähigkeit der Beschränkung, die in anderen Kunstperioden, vor allem in der Renaissance vorhanden war.

Es wird das dauernde Verdienst des Naturalismus und noch mehr der aus ihm hervorgewachsenen Heimatkunst sein, dieses Gefühl, daß sich auch in der Beschränkung ein Meister zeigen kann, wieder wachgerufen zu haben. Ich habe das Empfinden, als rege sich auf allen Kunstgebieten diese Erkenntnis. Am wenigsten noch in der Musik. In der bildenden Kunst verfallen die Bestrebungen allzuleicht einem blutlosen Ästhetizismus, was vielleicht damit zusammenhängt, daß die Bewegung zu sehr von den Städten, den Literatenzentren aus geleitet wird.

Aber die Tatsache bleibt bestehen: es geht zum Besseren. Das beste Zeichen dafür ist, daß wir heute fühlen, wie künstlerisch arm unsere Kultur ist, trotz der großen Künstler, die wir besitzen. Wir haben erkannt, daß die wenigen, die ins Hochland gelangen, die künstlerische Kultur eines Volkes nicht ausmachen, daß dieses Volk wenigstens das Streben haben muß, jenen nachzusteigen. Dieses Streben kann aber nur entstehen, wenn keine Abgründe klaffen. Man baut ein Haus von unten her. Wir haben viele Arbeiter im Reich der Künste, die an diesem Hause bauen können, wenn sie erkennen, daß auch die Errichtung eines bescheidenen Heims ein Verdienst ist, daß man nicht nur wolkenragende Türme bauen kann.



Streiflichter

Zwei Tote

Julius Stinde, der am 8. August als Vierundsechziger gestorben ist, gehörte in den achtziger Jahren und bis in die Mitte der neunziger hinein zu den gelesensten Schriftstellern Deutschlands. Er dankte seinen Erfolg eigentlich der einen Gestalt Wilhelmine Buchholz, in der er die „helle“, stets vergnügte Berliner Philisterfrau sicher dargestellt hatte. Die „Familie Buchholz“ hat es im 1. Teil auf 86 Auflagen gebracht. In der Ausschachtung des Erfolges war Stinde gewissermaßen ein Vorläufer der Verfasserin der „Berliner Ränge“ und führte seine Buchholzens nicht nur nach Italien, sondern auch in den Orient. Die Teilnahme der Leserschaft blieb den Büchern treu, für die man zusammen über 330 Auflagen rechnen kann. Trotzdem hat wohl kein ernstler Leser in Stinde jemals einen Dichter oder auch nur einen künstlerischen Schriftsteller gesehen. Er bot das, was man in weiten Kreisen eine gute Photographie nennt, wobei die Photographen und die Photographierten unter gut „vorteilhaft“ verstehen. Das vorteilhaft gilt hier sowohl für den Leser, der sich gut unterhalten sollte, wie für die Dargestellte. Die Naturalisten haben

nachher die Berlinerinnen ohne Retusche gezeigt, Fontane gab an Stelle der Photographie das Kunstwerk („Jenny Treibel“). Das alles fand nicht derartigen Gefallen. Übrigens verhielt sich auch das Publikum kühl, als Stinde 1900 in einem Lustspiel zeigen wollte, wie es „bei Buchholzens“ zugeht. Bedeutete die Ablehnung einen Fortschritt? Schwerlich, denn um dieselbe Zeit ließ man sich von Fräulein Michaelson die Streiche der „Berliner Range“ in endloser Folge erzählen. Aus Berlin O war man nach W verzogen; an die Stelle der behaglichen Philisterhaftigkeit trat Gespreiztheit mit vorsichtig pikant gemachter Sauce. Im Vergleich mit seinen Erben lernt man Stinde schätzen.

Auf anderem Gebiete lag der Erfolg von Heinrich Vulthaupt (geb. 26. Okt. 1849 zu Bremen, gest. daselbst am 25. August 1905). Er ist der Hausdramaturg zahlloser deutscher Familien geworden durch seine vierbändige „Dramaturgie des Schauspiels“, zuerst in drei Bänden als „Dramaturgie der Klassiker“, die eine sehr große Verbreitung gefunden hat. Man braucht Vulthaupt gebiegenes Wissen und eine sehr ernste Auffassung der Aufgabe nicht abzusprechen, um dennoch den Einfluß dieser Schriften nicht als segensreich zu bezeichnen. Es fehlt ihm die Fähigkeit, das tiefere Verständnis für Poesie im Leser zu wecken, diesen selber in die dichterische Art einen Einblick gewinnen zu lassen. Der Psychologe war in Vulthaupt schwach; um so schroffer der Theoretiker, der mit einmal fertigen Mäßen an allem herumarbeitete. Zur neueren Dichtung hat er darum auch gar kein Verhältnis zu finden vermocht. Noch unzulänglicher ist seine „Dramaturgie der Oper“ (2 Bde.), womit natürlich nicht geleugnet werden soll, daß beide Werke auch viel Gutes und Brauchbares enthalten. — Vulthaupt hat auch eine lange Reihe von Dramen und erzählenden Schriften verfaßt, die alle den gebildeten Mann verraten, aber nirgendwo von ursprünglicher dichterischer Kraft sind. Auch von seinen Opernsetzen ist keiner eine wirklich gute Grundlage für die Komposition geworden, was immerhin auch seinen dramaturgischen Einsichten kein gerade günstiges Zeugnis ausstellt. Dagegen befinden sich in seiner Gedichtsammlung „Durch Frost und Glut“ (1876, 3. Aufl. 1900) etliche formschöne, von männlichem Empfinden erfüllte Stücke, die weiteres Bekanntheit verdienen.

* * *

Moderne Liebesliteratur

In einem längeren Aufsatz der „Allg. Zeitung“ behandelt Jul. v. Pflughartung dieses wenig erquickliche Kapitel. Er untersucht zunächst die allgemeinen Ursachen für die unheimliche Steigerung einer in ihrem ganzen Wesen unsauberen Liebesliteratur, die unserem Zeitalter der Herrenmoral und der Frauenemanzipation den Stempel aufprägt. Die beiden scheinbaren Gegenfänge gleichen sich aus, indem die Frau das Recht der Herrenmoral für sich in Anspruch nimmt; die hier geschaffene Literatur ähnelt dann aufs bedenklichste jener, die ehemals als „nur für Herren“ bezeichnet wurde.

Es ist eine geschichtliche Erfahrung, daß gesteigerte Kultur eine gesteigerte Sinnlichkeit zu bewirken pflegt, nicht Sinnlichkeit als Stärke und Vermögen, sondern als Wunsch nach Genuß, zumal nach Geschlechts genuß. Das beweisen Griechen und Römer, Indier, Araber und Franzosen. So nimmt denn auch in unserer überreizten Zeit die ‚Liebe‘ eine beherrschende Stellung

ein, selbstverständlich nicht die keusche, reine und treue Naturliebe von Mensch zu Mensch, sondern die angekrankte, nervöse Genußliebe. Weite Kreise hat sie durchsetzt und zermorcht.“

Vor noch etwa zwanzig Jahren konnte man den deutschen und den französischen Roman unterscheiden. Jener war Liebes-, dieser Ehe- (zumeist Ehebruch-) Roman. Die russische Literatur brachte das Unfreudige und aufgeregte Slawische, das nordische Schrifttum die zergliedernde Untersuchung feelerischer Zustände hinzu. Da der normale Zustand wenig Fesselndes bot, untersuchte man die mehr krankhaften Regungen. Die soziale Frage, die gesteigerte Nervenzerrüttung durch das aufreibende Leben der Gegenwart, die Frauenbewegung — das alles mit zahlreichen Wechselbeziehungen — kamen hinzu.

„Die Literatur erfaßte und benutzte die mannigfachen Bestrebungen. Ihr Blick und ihr Stoff erweiterten sich, aber zugleich erhielt sie vielfach naturgemäß das Gepräge der Zeit, das der Auflösung, Zersetzung, des Unfertigen. Zu dieser großen Wandlung der Geister gesellte sich eine anfangs wenig beachtete Erfindung: die Photographie. Sie wurde geradezu zum Gemeingute, sie lehrte die Menschen in erhöhtem Maße sehen und beobachten, sie blieb nicht stehen bei der äußeren Wiedergabe, sondern schritt fort zu einer geistigen Lehrmeisterin. Zu der Erweiterung des Stoffes in Literatur und Kunst trat eine gesteigerte Fähigkeit, ihn zu sehen, zu durchdringen und zu verwerten.

„Aber in der ungeheuer gesteigerten Geistesarbeit des Modernen, und zwar des Modernen als Massenmenschen, begann er anzukränken, wurde er nervös. Zu vieles, zu Verschiedenes stürmte auf ihn ein. Er trägt doch der Massenmensch die Abhängigkeit viel leichter als die Freiheit.“

Sozialismus ist Massenbewegung; vom Massenbetrieb wurde alles, auch die Literatur erfaßt. Auf diese stürzten sich vor allem die Frauen. Der Kampf ums Brot, um die Beteiligung am Lebensglück bekam eine eigene Färbung, wenn die große Zahl jener Frauen, die infolge der stets gesteigerten Lebensführung von der Ehe ausgeschlossen bleiben, den Ruf danach erhoben. Wie man in der Brotarbeit die früheren, hauptsächlich der Hausarbeit geltenden Berufe der Frauen herabsetzte, so machte man das Familienleben lächerlich, rief nach freier Liebe. Als man gar das erblassende Wort vom „Fräulein Mutter“ fand, glaubte man eine neue Moral geschaffen zu haben.

„Infolge der Steigerung des sinnlichen Eriebes bei geminderter Fähigkeit, ihm zu genügen, entstanden unnatürliche Richtungen und Begierden, welche im Leben und in der Literatur tiefe Furchen gezogen haben. Mit der Abnutzung der Nerven, der Demokratisierung der Literatur und dem Auftreten der Schriftstellernden Frau als Massenerscheinung hat die ‚Liebe‘ in der Literatur einen Umfang und eine Gestaltung angenommen, wie ihn die Geschichte bisher nicht gekannt hat, und wie er sich, nur in Zeiten des Verfalls und der Verwilderung bis zu gewissem Grade an das Tageslicht wagen durfte. War man früher versteckt schlüpfertig, frivol, so ist der Moderne unverhohlen, er sagt heraus, was er weiß, und er weiß viel, erschreckend viel. Ein tiefer Zug von Sozialdemokratie hat auch die Schriftstellerei erfaßt. Wie die Sozialdemokratie glaubensfeindlich ist, so ist es die von ihr durchsetzte Literatur. Sieht das Christentum in seiner Vergeistigung des Daseins das Geschlechtsleben als nebensächlich . . . an, so stellt der Moderne dreist den Satz auf, das Weltgetriebe werde erhalten durch Hunger und Liebe, er rückt diese in den Vordergrund, macht sie zu einem Hauptbestandteile des Lebensgehaltes, — und das

Ergebnis ist, daß beide Richtungen vielfach an das gleiche Ziel gelangen: an die Annatur, oder, was heuer besser klingt: an die Übernatur.

Nicht genug eingeschätzt als Mitbestimmer des Charakters der breiteren Literatur wird die rein geschäftliche Seite des ganzen Buchbetriebs. Die Literatur ist nicht nur für zahlreiche Schriftsteller bloß Geschäft, sondern ebenso für einen großen Teil der Verleger. Das heißt jeder Verleger ist und muß Geschäftsmann sein. Aber wie der ehrliche Geschäftsmann auf anderen Gebieten auf gute Ware hält, so auch der ehrliche Verleger. Wir haben glücklicherweise im deutschen Verlegerstande zahlreiche Männer, die für gute Literaturware die Eigenschaft der Anständigkeit als unentbehrlich halten. Daneben aber gibt es auch sehr viele Schundfabriken. Nun muß man bedenken, daß im Buchhandel Angebot und Kauf nicht das gleiche Verhältnis zeigen, wie bei andern Geschäften. Während hier fast nur auf das Angebot hin gekauft wird, erhält der Buchfortimenter wenigstens ebensoviel Bestellungen. Wird ihm ein nicht einwandfreies Buch bestellt, so wird nur selten ein Sortimenter so heroisch sein, die Besorgung abzulehnen, falls das Buch überhaupt auf dem gewöhnlichen Verlagswege erhältlich ist. Die Besserung kann hier nur von der Verlegerkammer ausgehen, die den Schundfabrikanten das Handwerk erschweren muß, und sich nicht durch die großen Worte der Ankündigungen, die in Wirklichkeit doch nur aufreizenden Bemerkungen, wie „nur für Erwachsene“, „nur für reife Menschen“ u. dgl., betrügen lassen darf, wenn es sich um gemeinen Schund handelt, der ja geradezu auf die Anreisen spekuliert. Der Sortimentsbuchhandel hat einen so schweren Stand, daß es nur zu leicht erklärlich ist, wenn der Sortimenter von den für ihn geschäftlich sehr günstigen Bedingungen der Schundfabriken verlockt wird, zumal er ja diese lüsterne, pikante und aufreizende Ware fast sicher los wird.

Pfugl-Hartung geht in seinem Aufsatz fast nur auf diese Literaturgattung ein, der man ihren Charakter eigentlich gleich anmerken kann. Gerade deshalb halte ich diese Literaturware noch nicht für die gefährlichste, so sicher sie viel Verderben anrichtet. Wenn auch der Vertrieb dieser Literatur durchaus nicht mehr so lichtscheu ist, wie ehedem, so zeigen doch die Ausstattung und die ganze Aufmachung, worum es sich handelt, und es fällt schließlich niemandem im Ernst ein, derartigen Schund für echte Literatur auszugeben. Es wäre darum auch nicht so schwer, diesen Unrat einzudämmen, wenn man nur ernsthaft wollte. Der „Verein deutscher Bahnhofsbuchhändler“ hat den lobenswerten Anfang gemacht. Aus der Erkenntnis heraus, daß gerade der Bahnhofsbuchhandel in hervorragendem Maße für die Verbreitung guter Literatur tätig sein könnte, hat er folgenden Beschluß gefaßt: „Gegen Bahnhofsbuchhandlungen, die dem Verein nicht angehören und Schmutzliteratur vertreiben, wird unnachsichtlich vorgegangen werden, Bahnhofsbuchhandlungen aber, deren Besitzer Vereinsmitglieder sind und sich zu einem derartigen Vertriebe hergeben, werden, nach vorhergegangener Verwarnung, im Wiederholungsfalle aus dem Vereine ausgeschlossen und die Ausschließung den betreffenden Eisenbahnverwaltungen zur Kenntnis gebracht.“ — Wenn die Vereine deutscher Buchhändler und Verleger in ähnlicher Weise vorgingen, wenn auch jene Presse, die anständig zu sein behauptet, in Inseraten und im Abdruck von Waschzettel-Besprechungen vorsichtiger wäre, würde die Schmutzliteratur, die jetzt als breiter Strom daherflutet, bald zu einem übertriebenden Wässerchen eingedämmt sein, aus dem sich ja dann meinetwegen die unheilbaren Schmutzfinke ihre „künstlerische“ Nahrung holen mögen.

Für viel gefährlicher halte ich eine recht beträchtliche Literatur, bei der man sich einer Beleidigungsklage aussetzt, wenn man sie beim rechten Namen nennt. Es sind vor allem „sehr kühne“ Frauen, die hier gemeint sind. Sie werden dann von einer willfährigen Kritik gerühmt, als kühne Kennerinnen, die mit mutiger Hand den Schleier von den verborgensten Stimmungen der weiblichen Psyche wegreißen. Eine brünstige und ach so kraftlose Lyrik war zeitweilig so im Schwange, daß man kaum einen literarischen Verein besuchen konnte, ohne daß eine junge Dame in verzückter Haltung von Dingen in Versen sprach, die ein recht abgehärteter Feldwebel vor Frauen in Prosa auszusprechen nicht wagen würde. Und das ließen sich Männlein wie Weiblein gefallen, aus lauter Feigheit, um nicht rückständig, nicht unmodern zu erscheinen; oder weil sie sich hatten einreden lassen, das sei wahre Kunst. Manche Verleger veröffentlichen als kulturhistorische Merkwürdigkeiten die saftigsten Schweinereien vergangener Zeiten, wobei es sich natürlich immer um „äußerst wertvolle“ Werke handelt, die jeder kennen „muß“. Eine weitere Spezialität ist der „Privatdruck“, an sich eine berechtigte Maßnahme, aber heute so ausgedehnt und so zum Spekulationsartikel gemacht, daß viele Privatdrucke größere Auflagen erreichen, als treffliche öffentlich angebotene Werke.

Diese Schmutzliteratur, die als echte Kunst auftritt, zu $\frac{99}{100}$ aber außer der äußeren Aufmachung nichts mit solcher gemein hat, ist die größte Gefahr. Gegen sie müßte sich die Bekämpfung vor allem richten. St.



Bücher

Karl von Firds, Dichtungen. Ausgewählt und herausgeg. von J. E. Frhr. v. Grotthuß. „Bücher der Weisheit und Schönheit“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2,50 Mk.).

Ein Dichter, der auf jeder Seite ursprüngliche Phantasie, klare Anschauung, kühne Bildkraft, starkes Empfinden und überzeugende Sprachgewalt zeigt, bedürfte eigentlich keines Fürsprechers mehr. Eher müßten die Kritik und die Literaturgeschichte nach einem Verteidiger suchen, der sie dafür entschuldigt, daß dieser Dichter ein Menschenalter nach seinem Tode noch unbekannt ist. Der würde dann als mildernde Gründe für das Versäumnis anführen können, daß Karl Frhr. v. Firds (1828—1871) in Kurland lebte und so außerhalb der Literaturkreise stand; daß Mitte der 60er Jahre, wo die erste Sammlung seiner „Gedichte“ erschien, die akademische Lyrik der Münchener so herrschte, daß eine so stolze, einfach männliche und vornehm zurückhaltende Natur nicht aufzukommen vermochte. An Uhland und den Grafen Strachwitz mag man bei Firds denken, wenn man die Linie sucht, die in der Literaturgeschichte, in der er aber als eigener Wert steht, zu ihm führt. Eine echt männliche Natur mit kühnem Mannesmut, klarem Sinn und einem weichen, liebevollen Herzen: ein Mann, der zum Freunde taugt. Den Dichter sich dazu zu gewinnen, ist jedem durch die schöne Neuausgabe jetzt gute Gelegenheit geboten. Einige Proben bringt unsere heutige Abteilung „Dichtung“. St.





Herbstsonntag

Von

Otto Michaeli

Nun hängt verwelt das dürre Laub
 Der Reben um den Stecken.
 Im Buchenwalde spielen schon
 Winter und Herbst verstecken.
 Aus jeder Schenke schallt Musik
 Und riecht's nach Brühn und Braten.
 Seit fünfundsiechzig ist kein Wein
 Wie der von heut' geraten.

An Allerseelen will ich tief
 Nur deines Todes denken
 Und einen schönen Blumenkranz
 Auf dein kühl Grab dir schenken.
 Doch hier, wo du dich einst gefreut,
 Kein Trauern blaß und bleiern!
 Hier will in deinem Sinn ich heut'
 Ein Fest des Lebens feiern.

Mein Vater! sonst, wenn Kirchweih war,
 O Luft, mit dir zu gehen
 Und durch dein Auge froh und klar
 Die Gotteswelt zu sehen!
 Kein Pflänzlein war, kein Vögelein,
 Das du nicht kundig nanntest,
 Im ärmsten Haus kein Bäuerlein,
 Des Elend du nicht kanntest.

Bei einem Kelchglas dunkeln Weins,
 Daraus Rubinen blitzen,
 Will ich voll Herbstsonnenscheins
 Dir nun genüber sitzen.
 Wenn Edelrebenlichter mild
 Von rotem Grunde blinken,
 Seh' ich dein lieb und teuer Bild
 Aus andern Welten winken.

Die Ewigkeit verströmt vor mir
 Und Ferne wird zur Nähe,
 Als ob an Einem Tisch mit dir
 Ich säße und dich sähe.
 Und kann so weder Raum noch Zeit
 Dein Wesen mir entreißen,
 So muß mir Tod Unsterblichkeit
 Und Moder Leben heißen.



Grauen

Von
Ilse Franke

Eine tote Frau liegt oben im Haus.
 Ich kannte sie kaum, — sie ging nie aus,
 War krank viel arme Jahre.
 Nun hämmern sie an der Bahre
 Und tappen geschäftig her und hin.
 Mir ist so weh, so weh zu Sinn . . .
 Der schwarze Engel, der schleicht ums Haus
 Und spannt die rauschenden Flügel aus,
 Die wehen aufs Herz mit Moderhauch . . .
 Du Schwarzer, einst kommst du zu mir auch!
 Sieh mich nicht so mit toten Augen an, —
 Ich hab' doch dir und der Frau nichts getan! . . .

— — — — —
 Es liegt eine tote Frau im Haus, —
 Streckt schneeweiße Hände nach mir aus . . .
 Und die Luft ist voller Weinen.



Lieder einer Kranken

Von
Sophie von Rhuenberg

Im Fieber

Gib deine Hand mir Und küsse mich Trotz allem, allem — Ich liebe dich!	Meine Wange ist schmal, Mein Haar wird grau, Nun werd' ich wohl bald Eine weiße Frau.	Nein, nein, sie sagen, Ich werde gesund; Dann glänzt mein Auge, Dann lacht mein Mund.
---	--	--

Doch nicht für dich mehr, Das alles ist aus — — Klingt nicht ein Weinen Durchs ganze Haus?! . . .	Es flirrt und flimmert, Heiß ist mein Pfühl, Gib deine Hand mir — Sie ist so kühl!
--	---

Blumen

Über der Brust In beiden müden, Blaffen Händen Sah' ich deine Blumen, Mattgelbe Rosen, Beilchen, Duftende Mimosen.	Ich küsse sie Mit meinen Augen — Denn an die Lippen, Die bleichen, Sie zu heben Bin ich zu schwach. Auch meine Augen	Schließen sich leise, Anhörbar fast Wird mein Atem, Ich schlafe, Wie nach langer, Langer Reise Durch wilde Schluchten
--	--	---

Von Schmerz,	Fühl' ich —	In starren Händen
Über Bergedriesen	Als letztes —	Des Lebens
Der Sorge,	Den süßen,	Blühenden
Durchfröstelt tief	Schmeichelnden Duft	Weichen
Vom ewigen Eise	Deiner Blumen. —	Abschiedsgruß:
Der Menschenhärte —	— — — — —	Blumen der Liebe!
Aber in all der Stille	So ruhen Tote,	
Und regungslosen Raft	Kerzenbestrahlt,	

Die Nonne

Die Schwester im schwarzen Kleide	Die Schwester glaubt, ich schlafe,
Sucht sorgend aus und ein,	Ich blicke ihr heimlich nach —
Sie kniet und kiest und betet	Es leuchtet wie eine Kapelle
Bei blassem Lichterschein.	Das dämmernde Gemach.

Mir ist, als läg' ich verstoßen
 Weit draußen in Frost und Pein —
 Die Schwester kniet und betet
 So heiter und nonnenrein.

Muttergefühl

Beliebte Kinder,	Sie starren so angstvoll
Bald seid ihr groß,	Mir ins Gesicht:
Noch reiß' ich mit Schmerzen	„Ach, liebe Mami,
Von euch mich los!	Verlaß uns nicht!“

Ihr Lieben beide —	Beliebte Kinder,
Hört auf mein Wort:	Noch bin ich da,
Bleibt gut und mutig,	Und will's der Himmel,
Auch wenn ich fort.	So bleib' ich euch nah!

Die Herzen tapfer	Kommt, laßt euch küssen
In Not und Streit,	Auf Stirn und Mund —
Und ohne Gott	Ich lieb' euch aus tiefstem
Keine Seligkeit!	Herzensgrund.



Lied des fröhlichen Wandersmannes

Von

Maurice von Stern

Nun fühl' es nur aufs neue	Laß nur im Staub ergrauen,
In dieser grauen Zeit:	Was sich zum Staube zählt!
Die Liebe und die Treue	Ein großes, frohes Schauen
Sind Pfand der Ewigkeit.	Sat dir die Welt besetzt.

Kein angsterfülltes Spähen,
Kein Schmerz der Endlichkeit.
Es kann dir nichts geschehen
In deinem Feierkleid.

In tiefe Himmelsbläue
Hingibst du wunschlos dich.
Die Liebe und die Treue
Sind immer eins mit sich.

Und ob die Welt zu Staube,
Das All zunichte wird,
Die Liebe hat — o glaube! —
Sich nimmermehr geirrt.

Ihr beut mit rotem Munde
Im Dorngebüsch der Zeit
Die flüchtige Sekunde
Die Rose Ewigkeit.

Und ihr Gespiel, die Treue,
Und führte sie zum Tod,
Rennt auch nicht Gram noch Reue
Und brennt wie Morgenrot.

Und kündet kühles Wehen
Dir deine Abendzeit —
Es kann dir nichts geschehen
In deinem Feierkleid.



Allegorie vom rosignen Ritter

Von

Ramill Hoffmann

Ein Reiter trabt durchs Leben
Mit einem Fähnlein bunt,
Rings an des Weinbergs Stäben
Erglühn die reichsten Reben,
Ein Duft für seinen Mund.

Da winkt aus Parkzypressen
Ein Schloßdach rot wie Mohn;
Er fragt nicht was und wessen,
Denn schwärmende Prinzessen
Stehn grüßend am Balkon.

— Auf, Mädchen! holt die Zither
Und süßes Traubenblut
Und Maskenspiel und Flitter,
Es naht ein frommer Ritter,
Der Ritter Übermut. —

Bald leuchten alle Fenster:
Zum Saale niedersteigt
Ein holder Kreis Bekränzter,
Von Frohsinn Überglänzter,
Der sich dem Gast verneigt.

Die Zithern stimmen leise
Und klingen auf einmal,
Da führt zu ihrem Preise
Die Schönste aus dem Kreise
Im Tanz er um den Saal.

Und ihrem schlanken Fächer
Nigt er ein Verslein ein:
— Dies schrieb ein wilder Zecher;
Das Leben war sein Becher,
Doch sag, was war sein Wein? ..

In mitternächt'ger Stunde
Ist alles Spiel und Wahn,
Es findet Mund zu Munde,
Gesang schallt in der Runde
Und Gläser läuten an.

— Es steht ein Schloß im Leben —
So ruft der Ritter jetzt,
— Amrunkt von Raufsch und Reben.
Drin tollen wir soeben
Und tollen bis zuletzt! —

Es steht ein Schloß in blauer
Mondnacht, drin rauscht ein Fest,
Und seines Jubels Schauer
Weckt meiner Sehnsucht Trauer,
Die mich nicht schlafen läßt.

Ah, unter Blütenbäumen
Muß ich in Nöten stehn
Und sinnen nur und säumen,
Und kann nur zu den Träumen
Betteln und beten gehn.



Magst du's nennen

Von

Karl Ernst Knodt

Leise tritt der rote Abend
Durch das schmale Stubenfenster
Zu den Dingen, seiner wartend,
Tagesmüde.

Wie Gespenster
Stehn die Möbel, die vertrauten,
An den schattentiefen Wänden.
Etwas rührt mit leisen Händen
An jedwedes nahe Stück,
Und weit-weit tritt es zurück . . .
Bilder, die wie Freunde schauten,

Sehn mich fremd und fragend an:
Alles liegt in meinem Bann,
Wie Dornröschens Schloß vor Zeiten,
Und ich höre Geister schreiten
Durch den feierstillen Raum:
Ist's dertritt der Nacht? — Ein Traum? —
— — — — —
Jemand ist jetzt eingetreten!
— — — — —
Magst du's nennen? —
Ich muß beten. —



Der Alte

Von

Ernst Preczang

Er hörte es seit vielen Jahren,
Wenn um ihn her die Sense klang,
Und wie ein lautes Volk von Staren,
Dem Sommer Abschiedslieder sang.

Die Kinder jauchzten um die Frucht
Und schmaussten von den vollen Zweigen —
Er sah die Sonne auf der Flucht
Und lächelte in mildem Schweigen.

Und wenn die allerletzte Traube
Den Weg zur jungen Lippe fand,
Dann blickte er zum roten Laube
Des Weins an grauer Giebelwand.

Die Wiesen grau, der Himmel grau.
Feucht stieg es auf in schweren Düften:
Er sah die weiße Nebelfrau
Die nassen Schleier tödend küften.

Und wenn der Sturm und wenn das Wetter
Sich heulend an dem Fenster brach,
Dann schaute er dem Flug der Blätter
Mit feinen stillen Augen nach.

Dann drängte sich um ihn ein Schwarm
Von bängen, ängstlich-scheuen Kleinen;
Er nahm sie alle in den Arm
Und lächelte zu ihrem Weinen.

Und sagte: Eines Tages seid
Ihr so wie ich von allem Bangen,
Von aller dunklen Furcht befreit,
Und tränenlos sind eure Wangen

Er hörte es seit vielen Jahren,
Wie um ihn her die Sense klang
Und in die Freuden und Gefahren
Das stille Lied vom Sterben sang.



Sonette

Von

Karl Freiherr von Fircßs

„Genießt den Tag und Gottes nicht gedenkt!“
So ist der Herberggruß, den uns das Leben
Bei unsrer Einkehr gastlich pflegt zu geben.
Dann wird im Jubelwein das Herz ertränkt

Und Neu' und Furcht im Strom der Lust versenkt,
Und was des Himmels ist, der Welt gegeben.
Erst spät, wenn man vom Mahl sich muß erheben,
Gedenkt man Gottes, den man tief getränkt.

Und heim dann bringt man ihm des Lebens Brocken
Und seines Herzens Neige schneiderweise,
Wie man dem alten Mütterlein am Rocken

Wohl etwas mitbringt, da man's schlafend leise
Zu Hause hinterm kalten Herd ließ hocken,
Daß es die Lust nicht störe auf der Reise.



Sie nennen's Staatskunst, Völkerverwohl bezwecken,
Wenn sie mit gierigen, geschäft'gen Händen
Des armen Mannes leeren Säckel wenden!
Wenn sie mit des Gesetzes Dornenhecken

Der Arbeit und des Fleißes Feld umstecken,
Daß sich die Freiheit drehn nicht mag noch wenden.
Es kann ein Buchstab' auf der Wacht sie pfänden
Und in des Strafrechts Paragraphen stecken!

Gott walt' die Not! Viel Segentessel wallen
Am Sonnenherd, drin sich ihr Glück bereiten
Die Menschheit möcht'. Doch von den Bräuten allen,

Die Blasen treiben im Verlauf der Zeiten,
Am elendsten ist jene ausgefallen,
In der des Staates Rünfte brodelnd streiten!



Das war ein Fund! Mit blut'gen Scharen pflügte
Der Krieg das Land und rührte Hack' und Spaten,
Und üppig sproßten seine Kugelsaaten.
Da, wie zum Tagwerk er das Tagwerk fügte

Und mit der fremden Scholle tapfer kriegte,
Da plötzlich wühlte' und warf der ehrne Spaten
Die Kaiserkrone auf im Furchenwaten,
Die lang verlorne, tief in Nacht geschmiegte.

So grüß' dich Gott, du Hort der Nibelungen,
Der du des deutschen Jammers lange Tage
Gelegen hier, von Zwergen schön bezwungen!

Und grüß' dich Gott, du Held der deutschen Sage,
Der mit dem Kobold um den Preis gerungen
Und uns in Jubel hast verkehrt die Klage.



Altes Porzellan

Von

Karl Graf Snoilsky

Ein Sachsenkönig sammelt Porzellan.
Einst kommt sein Sammeleifer in Ekstase,
Da tauscht er gleich sein Heer im Sammelwahn
Mit Preußens König — gegen eine Vase.

Ein guter Tausch, fürwahr: fünfhundert Mann
Und alle scharf bewappnet bis zur Nase,
Und tapfer und gelenk; — für eine Vase
Bot er die Helden Preußens König an!

Fünfhundert Mann mit Stiefel und mit Sporen!
Ihr glaubt wohl, einen närrischeren Loren
Hat uns die Welt gewiß noch nie beschert?

Indes ist ein Jahrhundert hingeschwunden.
Die Krieger haben ihren Tod gefunden,
Die alte Vase — steht noch unversehrt.

Deutsch von Mathilde v. Leinburg





Segantini

Von

Dr. Karl Storck

Unser Dürer hat das Wort gesprochen: „Alle Kunst ist in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie.“ Er hat damit das Ewigkeitsproblem alles künstlerischen Schaffens gegeben: Kunst und Natur. Stellen wir gleich ein Wort Goethes dazu: „Kunst heißt eben Kunst, weil sie nicht Natur ist“, so bildet das nicht einen Widerspruch zur Erkenntnis Dürers, sondern die logische Ergänzung dazu. Denn Dürer hat nicht gesagt: „Alle Kunst ist Natur“, sondern sie ist in der Natur, und mit dem Satze, daß „nur, wer sie daraus zu reißen vermag“, sie besitzt, liegt die Notwendigkeit eines Kampfes ausgesprochen. Das ist eben jener, dessen Sieg darin besteht, daß es dem Künstler gelang, die Natur zur Kunst zu erhöhen. Das ist kein Frevel gegenüber der Erhabenheit und Größe der Natur, sondern Notwendigkeit. Kann doch niemals die Kunst die körperliche Gewalt, das körperliche Leben, die körperliche Mannigfaltigkeit der Natur wiedergeben; muß sie doch immer ein Abbild bleiben! So müßte sie etwas jämmerlich Kleines und Armes sein, ein kümmerlicher Ersatz für die Natur, wenn sie nicht eins hinzu bekäme, was der Natur in diesem Maße nicht eignet. Der Künstler besitzt als ποιητής, das ist Schöpfer, die schöpferische Kraft der Beseelung aus der gottverwandten Fülle seiner Persönlichkeit. Wieder haben wir Goethes Wort: „In der Kunst ist die Persönlichkeit alles.“

Es gibt nur wenige Künstler, in deren Lebensgang wir so gut verfolgen können, wie sie mit der Natur rangen, um aus ihr die Kunst zu reißen, wie Segantini; es gibt ferner vielleicht keinen zweiten Künstler, bei dem wir so gut wie bei ihm erkennen, daß alle Technik in der Kunst, die Kunstarbeit als solche, auf die von mancher Seite allein Nachdruck gelegt wird, ein lesterdings ganz gleichgültiges Mittel ist zur Erreichung des Zweckes; daß die Technik im vollendeten Kunstwerk ebenso verschwinden muß, wie die Schöpferarbeit Gottes in der Welt, wo auch nur der Forscher, der nicht mehr bloß genießt, sondern den Entwicklungsgängen des

vor ihm Dastehenden nachgeht, die Spur der Arbeit von Jahrmillionen verfolgen kann. Es muß den Künstler und den künstlerisch Genießenden bei der Betrachtung des Kunstwerkes jenes gleiche Gefühl der Befriedigung nach getaner Arbeit überkommen, von dem die Bibel sagt: „Und er sah, daß es gut war.“ Nicht die Arbeit sah er, sondern das Gewordene. So sehen wir bei Segantini, der eine für ihn und seine Zeit völlig neue Maltechnik schuf, wie diese nichts Beabsichtigtes, nichts Hineingetragenes und darum auch nichts aus dem endgültig Geschaffenen Herauspringendes ist, sondern sich mit Naturnotwendigkeit einstellt als das einzige Mittel, durch das der Schöpfer seine Schöpfungsgedanken verwirklichen konnte. — Und noch für ein drittes legt Segantinis Leben ein erhabenes und erhebendes Zeugnis ab: für das Recht des Seelischen in der Kunst, eben für das, was im höchsten Sinne dazu beiträgt, daß die Kunst nicht mehr Natur ist, daß der Künstler nicht Nachbilder, sondern Neuschöpfer ist. Wie sein eigenes Leben nicht nur in bildlichem, sondern in ganz wirklichem Sinne aus den dunklen Tiefen finsterner Häusermassen hinaufführte auf die himmelnahen Alpentriften, so entwickelte sich seine Kunst aus der getreuen Naturabschrift hinauf zur Künlerin der Ewigkeitsprobleme des Menschenlebens.

Über seine Jugend hat Segantini selber im „Focolare“ eine lebendige Skizze veröffentlicht, der wir, soweit es angeht, folgen wollen.

„Ich weiß nichts von den Begebenheiten, die meiner Geburt vorausgingen. Ich weiß, daß ich Vater und Mutter besaß, diese ihr Nest in Arco, auf trientinischem Gebiet, am rechten Ufer der Sarca, gebaut hatten und darin ihre junge Brut aufzogen. Ich bin der zweite und jüngste Sohn (geboren 15. Januar 1858). Mein älterer Bruder wurde ein Opfer der Flammen, und meine Geburt hinterließ meiner armen Mutter ein schweres Leiden, welchem sie fünf Jahre später erlag. . . Ich erinnere mich meiner Mutter sehr wohl, und wenn sie jetzt, nach Ablauf von 31 Jahren der Trennung, plötzlich vor mich träte, würde ich sie sogleich wiedererkennen. So klar steht sie vor meinem geistigen Auge mit ihrem stolzen Gesicht und dem müden Ausdruck darin. Sie war schön, nicht wie das Morgenrot oder der hohe Mittag, sondern schön wie ein Sonnenuntergang im Lenz. Auch starb sie, noch nicht 29 Jahre alt. Ihre Familie gehörte zu jenem Gebirgsadel aus dem Mittelalter, welchem einst abenteuernde Soldaten und jetzt tüchtige Ackerbauer entsprossen sind. Mein Vater dagegen war bürgerlicher Abkunft; er zählte ungefähr 20 Jahre mehr als meine Mutter.“

Nach dem Tode seiner Frau wollte sich der Vater in Mailand niederlassen, wo Kinder seiner ersten Ehe ein kleines Geschäft besaßen. Aber ein Unstern leuchtete über seinem Schritte, das Geschäft ging sehr schlecht, und Vater und Stiefbruder beschloßen auszuwandern, während der kleine Giovanni bei der Stieffchwester zurückblieb. „Und nun beginnt mein eigenes persönliches Leben, bald traurig, bald erträglich, nie ganz das eine oder das andere, denn selbst Trauer und Schmerz vermochten mich nicht ganz unglücklich zu

stimmen.“ Dies dankte der kleine Junge freilich nur dem wunderbar glücklichen Temperament, das er als schönste Mitgift fürs Leben bekommen hatte. Denn das Dasein, das er, in die jämmerliche Dachkammer eingeschlossen, während die Stiefschwester einem kärglichen Verdienst nachging, in diesen Jahren führte, war so traurig, daß wir es mit dem Knaben als Erlösung empfinden, wenn er mit einem halben Pfund Brot in der Hand zu Hause ausreißt, in die Welt hinauszieht, um auf der Straße, die von Mailand nach Frankreich führt, sein Glück zu suchen. Er hätte wohl den Tod gefunden in der bösen Gewitternacht, die auf seinen Ausmarsch folgte, hätten ihn nicht ein paar Fuhrleute auf- und in ihr Heim mitgenommen. Das jämmerliche Aussehen des Bürschleins hielt ihr Mitleid wach, und da er nicht zu bewegen war, heimzukehren, wurde er am nächsten Tage — er war knapp sieben Jahre alt — zum wohlbestallten Schweinehirten des Dörfleins ernannt. Diese „glückliche“ Zeit in Freiheit dauerte nicht lange, da man sich, als man den Wohnort der Stiefschwester in Erfahrung gebracht hatte, verpflichtet fühlte, ihn wieder zu ihr zu bringen. Wieder empfand er als Erlösung, was glückverwöhnteren Menschen wohl als Elend vorkommen würde, daß er zu einem Schweinemehger in Trient, als Ladensjunge kam.

War schon die Phantasie des Knaben in frühesten Kindertagen auf kühnsten Wegen der Wirklichkeit entwichen, so zeigte jetzt auch sein Geist den Hang zum Ungewöhnlichen. Er hatte gehört, daß man an der Hand gewisser Berechnungen ein System erfinden könne, mit dem man beim Lotto stets gewinnen müsse. Und nun füllte er mit unerschöpflicher Ausdauer dicke Hefte mit Berechnungen und Tabellen an, um jenes äußere Glück einzufangen zu können, das ihm die Freiheit gegeben hätte. Aber das Schicksal war ihm nicht günstig. Denn selbst als ihm in dieser Zeit mit einem Pfund Silbermünzen das Glück die Hand zu reichen schien, geschah es nur, um ihn in bitteres Elend hinabzureißen; denn der Kamerad, mit dem er jetzt die Flucht in die Welt bewerkstelligen wollte, verließ ihn, als er schlief. Der Knabe ward, dem Verhungern nahe, aus seinem Versteck aufgegriffen, zuerst zur bösen Stiefschwester gebracht und wahrscheinlich von dieser in die Anstalt für verwahrloste Kinder gegeben, die für eine Art Zucht haus galt. Segantini scheint sie nicht als solche empfunden zu haben, obwohl er auch hier einmal einen Fluchtversuch machte; denn er hat später in besseren Tagen mit den Leitern der Anstalt noch Verkehr gepflegt. 1873 wurde er entlassen; er war mit Schuhflecken beschäftigt worden.

Das ist gewiß ein recht seltener Anfang einer Künstlerlaufbahn, und wir stehen vor einem unbegreiflichen Wunder, wenn wir ihn nun rasch und sicher die Straße finden sehen, auf der er zur Höhe gelangen sollte. — Er war aus der Anstalt nach Mailand gegangen. Hier fand er einen Sonderling Tettamangi, der ihm für allerlei Handlangerdienste die Anfangsgründe des Zeichnens beibrachte. Zwischen Lehrer und Schüler kam es schon damals oft genug zum Streit, da dieser sich nicht mit einer möglichst getreuen Wieder-

gabe der ihm vorgelegten Zeichnungen begnügte, sondern den eigenen Geist, die eigene Phantasie hineinspielen ließ. Aber Tettamanzi blieb ihm ein treuer Helfer, als er nachher die Abendkurse der Kunstgewerbeschule besuchte; denn er gewährte ihm die Gelegenheit, sich durch allerlei Gesellenarbeit wenigstens den notdürftigsten Lebensunterhalt zu verdienen. Not und Kummer hatten den Knaben nicht geschwächt, sondern zum Kampfe gestählt. Der langaufgeschossene, magere Bursche besaß ein paar Frohaugen, die ihm manchen treuen Freund gewannen. Freilich waren diese so arm, wie er selbst, und er wäre wohl auch zu stolz gewesen, Gabe zu nehmen. Die Freunde müssen durch die Erzählungen des von ihnen Gelesenen den ersten literarischen Wissensdurst Segantinis befriedigen. Er selber gewann durch diese Romane eine so glänzende Vorstellung vom Leben, daß er leicht sich darin ein gutes Plätzchen gewinnen zu können glaubte. Der erste Versuch, mit Malen sein Brot zu verdienen, schlug freilich sehr schnell fehl. Das vermochte aber weder seinen Humor noch sein Selbstvertrauen und seinen festen Glauben, daß er zu Großem berufen, zu untergraben. Bei all diesem Elend bewahrte er sich eine Edelnatur, die uns sein Freund aus jenen bösen Tagen, Dalbesio, mit den Worten bezeugt: „Niemals, selbst nicht in diesem Alter, das manchen Unregelmäßigkeiten zugänglich ist, vernahm ich je aus seinem Munde ein rohes oder unschönes Wort, einen verletzenden oder zynischen Ausdruck. Mutter Natur hatte ihm so viel Herzensgüte, Zartgefühl und feine Empfindung für das Ästhetische mit auf den Weg gegeben, daß alle seine Irrfahrten, Mühsale, schlimme Erfahrungen und das häufige schlechte Beispiel anderer sie nicht zu zerstören vermochten.“

Es fing nunmehr an, heller zu werden auf dem Lebenswege Segantinis. Er konnte ziemlich regelmäßig die Abendschule an der Brera besuchen; die Fortschritte waren so schnelle, daß er bereits 1878 für eine Landschaftsstudie eine bronzene Medaille als Schülerauszeichnung erhielt. Im Jahre darauf ward ihm für die „perspektivische Studie nach der Natur“, von der er uns in einer autobiographischen Skizze erzählt, die silberne Medaille erteilt worden. Daß in diesem Bilde des „Chores der St. Antoniuskirche“, für das der junge Künstler nicht einmal eine Leinwand hatte aufstreifen können, zum ersten Male die später für Segantini charakteristische Stricheltechnik, bei der die Farben unvermischt in kleinen Punkten nebeneinandergestellt werden, angewendet wurde, hat uns Segantini auch selbst erzählt. Man kann sich leicht vorstellen, daß die meisten Lehrer der Akademie sich über diesen Neuerungs-eifer ihres Schülers enfsetzten; sie mußten es erleben, daß er sich überhaupt den Regeln nicht mehr fügen wollte, daß er auch seine Mitschüler zu Neuerungen anreizte, und so war es denn für beide Teile das Beste, daß das Verhältnis bald danach gelöst wurde.

Jenes erste Bild hatte ihm aber auch wirkliche Gönner gewonnen in den Gebrüdern Grubicy, die das Genie des jungen Künstlers erkannten und ihm von jetzt ab die Mittel gewährten, daß er bei der Bescheidenheit seiner Ansprüche ohne Sorgen seiner künstlerischen Entwicklung leben konnte. Wir

können in dieser drei Stufen unterscheiden, die wir mit landschaftlichen Namen als die Zeit der Boralpen, des Aufenthalts in Savognino und die letzten Jahre im Engadin bezeichnen können.

In der ersten Periode ist Segantini zunächst treuer Realist, das Zolasche Wort von der „nature vue à travers d'un temperament“ trifft auf ihn zu. Was ihn von der großen Anzahl der Naturalisten in dieser Periode unterscheidet, ist, daß dieses Temperament Liebe war: Liebe zur Natur, zu den Menschen und Tieren, Liebe zum edelsten Vorgang in der Natur, zur Mutterschaft. Die zweite Periode führte ihm das für ihn charakteristische Stoffgebiet zu, die Hochalpenwelt. Die Technik, die der Jüngling instinktiv gewählt hatte, um ein ihm sonst nicht lösbares Problem zu bewältigen, erwies sich jetzt als die allein ausreichende zur Darstellung des Hochgebirges. In der letzten Periode, den Jahren im Engadin, erreichte Segantini das, was nach Goethe das Höchste ist für den Künstler, nämlich „in der außermenschlichen Natur zu fußen, in die übermenschliche hinaufzustreben“ und damit „zugleich natürlich und übernatürlich“ zu sein. Der große Realist und Stimmungskünstler Segantini wird zum tiefsinnigen Symbolisten. Daß er bei alledem immer auf dem gleichen Boden des innigen Verhältnisses mit der dargestellten Natur stehen bleibt, zeugt nicht nur für die Natürlichkeit und Folgerichtigkeit seiner persönlichen Entwicklung, sondern bezeugt aufs neue, daß die Beseelung der Natur durch die Kunst, daß der Ausdruck des Seelischen durch die Kunst in den Formen der Natur, daß also überhaupt die Gestaltung der Welt aus dem Inneren der Persönlichkeit heraus nichts Naturfremdes ist, sondern im innersten Wesen der Kunst begründet liegt.

Das bewußt Revolutionäre überwindet Segantini schnell; es ist eigentlich zur selben Zeit zu Ende, als er sein junges Weib heimführt. Sie war die Schwester seines Kollegen Carlo Bugatto aus Mailand und war kaum zur Jungfrau erblüht, als er sie 1880, selber erst 22 Jahre alt, heiratete. Wie Böcklin hat auch er mit dieser eigenartig schönen Lombardin in kinder-gesegneter Ehe einen wahren Künstlerbund geschlossen, in dem die Frau ihm nicht nur als Modell seiner Idealgestalten, sondern auch als treue Beraterin und unermüdlche Vorleserin zur Seite stand.

Hatte er bislang mehr Genrebilder geschaffen, Stoffe, die auf Einfällen beruhten und sich mit Bewußtsein, wenn nicht gar mit Koketterie an den Beschauer wandten, so fand er zum erstenmal sich selbst, als er seine alten Sehnsuchtsträume verwirklichte und auf dem Lande seinen Wohnsitz aufschlug. Die sanft ansteigenden Vorberge der Alpen, die üppigen Fluren der Brianza hatten es ihm angetan, und so siedelte er Ende August 1881 mit seiner Frau nach Pusiano über. „Wie berauscht“, erzählt seine Frau, „fühlten wir uns von den Schönheiten der Brianza; nun arbeitete Segantini sehr eifrig teils im Freien, teils zu Hause, während ich ihm stets vorlesen mußte, denn ohne das konnte er nicht malen.“

Gleichzeitig entfaltete sich jetzt — denn es geht so schnell, wie eine

Blume unter den Strahlen der Sonne ihre Blüte aufschließt — sein Sinn für Natur und für die Familie, für das Höchste, das diese kennt, die Mutterschaft. Segantini hat später einmal erzählt, daß er die erste Anregung, Maler zu werden, aus dem Schmerz einer Mutter an der Leiche ihrer Tochter gewonnen habe. Sie rief stets wieder und wieder: „Wie schön warst du, mein Kind, hätte ich doch dein Bild!“ Auf ihn, der selber so früh zur mutterlosen Waise geworden, hatte dieses Wort tief eingewirkt. Wie ein Parsifal ist er durch Mitleid wissender Künstler geworden. Die Weisheit, die ihm zuteil wurde, möchte man das erhabene Göttliche in der Natur nennen. Es hat ihn, der mit so scharfen Augen ins Leben sah, wie nur irgend einer der Naturalisten, der die Not und das Elend der Menschheit kennen gelernt hat, wie nur einer der Schwerringenden auf Erden, bewahrt vor dem Pessimismus und vor der Anlagestimmung, die so viele Verheerungen in der neueren Kunst angerichtet haben. Man hat ihn immer wieder mit Millet verglichen. In der Tat sind die Vorwürfe der Bilder dieser ersten Periode und zahlreiche Außerlichkeiten den Werken des großen Meisters von Barbizon sehr ähnlich, und der erste Blick wird immer auf eine Wesensverwandtschaft der beiden Künstler schließen. Aber die Temperamente, durch die die beiden die Natur sahen, waren grundverschieden. Millet sah im Leben seiner Bauern und in diesen selber fast nur das Schwere, Mühselige, Leidvolle, Quälende, Mitleiderregende. Segantini sah mit freudigen Augen in die Welt und sah in ihr eine stille Freude, ein heiliges Glück und eine erhebende Größe; sah Menschen und Schicksale, denen gegenüber man fast Neid empfinden möchte, wo die anderen zu herben Anklägern wurden. Wäre das leichte Oberflächlichkeits, hätte es auch nur einen leisen Anstrich von jener Koketterie mit Land- und Bauerntum, das einen so großen Teil unserer deutschen Genremalerei für den wirklichen Volksfreund ungenießbar macht, so würde ich nicht anstehen, trotzdem Millet die Palme zu reichen. Aber es war bei Segantini echte Gesundheit und die herrliche Kraft des Leben spendenden Künstlers, die diesen Optimismus erzeugt. Er hatte erkannt, daß in der ganzen Natur nicht der Tod, sondern die Liebe die höchste Macht ist. Und hätten ihn — es ist ja nicht geschehen — aber hätten ihn die Menschen enttäuscht und zur Verzweiflung gebracht, er hätte bei den Tieren wieder den Glauben an die Liebe gefunden. Das hat etwas tief Ergreifendes, wie er so oft in Bildern, die sich fast durch sein ganzes Leben hinziehen, die Mutterschaft beim Tiere zu der des Menschen in Parallele stellt: es wirkt erschütternd und tröstlich zugleich, wie zwischen Menschen, denen die Ruh oder das Schaf den ganzen Reichtum darstellt, und dem Tier ein inniger Bund zustande kommt, so daß sie sich nicht nur wechselseitig ernähren, sondern auch gegenseitig pflegen. Es hat so gar nichts Gefünsteltes, sondern wirkt mit jener ruhigen Selbstverständlichkeit der ewigen Wahrheit, wenn ihm jede Sirtin, jede Bauerndirne zur Madonna wird. Die Mutterliebe ist das Allerhöchste im Leben und Schaffen dieses Künstlers, den das Unbegreif-

liche und Schreckliche, daß es schlechte Mütter gibt, zum haßerfüllten, schauerliche Strafen ersinnenden Dante der Malerei gemacht hat.

Die Liebe zur Natur hat für Segantinis Kunst die Folge gehabt, daß er nichts in ihr lieblos behandelte, daß ihm alles wichtig erschien. Die Liebe zum Tier hat es bewirkt, daß er die Seele des Tieres entdeckte, daß er Individualitäten in den Tieren sah. Darüber hinaus half ihm die Liebe die Einheit des Alls begreifen. Schon früh gibt es bei ihm nichts von Staffage oder füllenden Hintergründen; Menschen und Tiere gehören zu der Natur, in der sie stehen, sein Auge erfährt das alles als eine große Einheit, seine Seele findet zwischen dem scheinbar einander Fremden innige Beziehungen.

So rückt er unaufhaltsam ohne ausgesprochenen Willen, einfach aus innerer Naturnotwendigkeit Schritt um Schritt vom Naturalismus weg. Er hat dem Naturalismus viel zu danken; er hat von ihm die scharfe Beobachtung gelernt, die unerbittliche Genauigkeit in der Darstellung; er ist auf diese Weise zunächst ein vorzüglicher Zeichner und danach ein sicherer Beobachter jeglichen Lichtes geworden. Er hat erkannt, daß es in der Welt lichtlose Dunkelheit nicht gibt, und er hat diese Leben spendende Kraft in seinen dunkelsten Stallbildern ebenso treu und sicher erfährt, wie im freien Sonnenbrand. Aber wichtiger und wesentlicher als das alles war, daß er aus dem Beobachter zum Liebenden geworden war, daß er bei der Betrachtung der Natur so von der Empfindung erfüllt wurde, daß er nicht mehr bloß treue Darstellungen gab, sondern in seine Bilder die tiefe Empfindung hineinmalte, die in ihm die Natur geweckt hatte. Dem Epiker eint sich bei ihm zwanglos der Lyriker.

Das Bestreben nach Verinnerlichung offenbart sich am deutlichsten in den wiederholten Behandlungen desselben Vorwurfes von „heimkehrenden Herden“, „ruhenden Hirtenknaben“, „Ave Maria“ u. dgl., insofern der Künstler in jeder Neuaufnahme eine Verstärkung der Stimmung erreicht. Die Mittel dazu sind Vereinfachung oder Beschränkung des Nebensächlichen, Zurückdrängen alles dessen, was von der Hauptsache ablenken kann. So in den verschiedenen „Ave Maria“, wo von vornherein der Gedanke, daß die Mutter über ihr Kind betet, aufgenommen und damit die Madonna in jeder Mutter gefeiert ist. Aber während in der ersten Fassung („Ave Maria a Frashordo“) der Schiffer, der Herde und Hirtin überseht, ebenso hervortritt, wie das Weib mit seinem Kinde, fällt in der zweiten das ganze Licht auf diese Gruppen, der Schiffer ist so tiefgebeugt, daß er erst später sichtbar wird; in der dritten Fassung, einer einfachen Zeichnung, ist der Naturauschnitt so gewählt, daß man von Himmel, Dorf oder Kirche, die in den beiden ersten den weiteren Rahmen geben, nichts mehr sieht. Das Weib aus dem Volke betet über und für ihr Kind, das sie im Arm hält; zur Mutter Gottes, das fühlt man, weil man unwillkürlich selber an die Madonna denkt. — Umgekehrt wird bei der Wiederaufnahme des großen Gemäldes „An der Barre“ (Alla Stagna) in einer späteren Zeich-

nung der Eindruck der Weite und Größe der Ebene dadurch verstärkt, daß der Horizont weiter wird, daß die an der Barre angebundenen Rinder nicht mehr als Wichtigstes in der Natur stehen, sondern einen Teil von ihr bilden.

Es ist das Einzigartige an Segantinis Malerei, daß er diese Erweiterung der Landschaft nicht durch eine abschwächende Behandlung der Tiere erreicht, sondern dadurch, daß er einfach ein größeres Stück Natur auf seine Landschaft zwingt. Das freilich war in der Weise, wie er es tat, nur dieser Natur gegenüber möglich, in der auch die Ferne klar ist, nicht nebelig und verschwommen, wie in Holland oder an den Ufern der Seine und Dife, an denen die Maler von Barbizon sich ihre Motive holten. Seit 1883 etwa hatte Segantini angefangen, vor der Natur zu malen; das Voralpenland, das er doch längst zu kennen glaubte, offenbarte ihm Schönheiten, die vor ihm niemand gesehen. Aber wie es in der Natur das Vorland einer gewaltigeren und größeren Bergwelt, so wurde auch für Segantini die Darstellung der Voralpennatur nur die Vorstufe für eine größere und eigenartigere Kunst. Als er 1886 das oben erwähnte Gemälde „An der Barre“, das die allgemeinste Bewunderung fand, nach Mailand brachte, klagte er den Freunden, „daß in den Voralpen die Luft noch zu schwer und zu undurchsichtig sei. Das freie Atmen, das er suche, und das gewiß irgendwo zu finden sei, habe er noch nicht entdeckt.“

Die Sehnsucht nach dem Hochgebirge war in Segantini erwacht; der Künstler in diesem Bergsohn ahnte dort droben auf den Bergen seine Heimat. Wer einmal auf ragendem Alpengipfel gestanden hat; wer einmal nach stundenlanger Wanderung, bei der jeder Nerv, jede Muskel bis aufs Äußerste angespannt war, so daß die Brust beklemmt war in der Angst: Wirst du es erreichen? endlich oben stand auf dem schmalen Grat; wer dort die himmlische Leichtigkeit dieses Atmens, die kristallene Klarheit dieses Sehens, die göttliche Freiheit dieses Fühlens erlebt hat: — der versteht Segantinis Klage, daß ihm drunten die Luft zu undurchsichtig sei.

Ende Juli 1886 zieht er aus, die Klarheit und Freiheit zu suchen. Von Val Seriana aus steigen sie — sein Weib begleitete ihn — über schwierige Grate ins Veltlin über die Bernina nach Silvaplana. Sein Malerauge suchte. Da, auf der Wagenfahrt über den Julier, ruft er auf einmal dem Kutscher zu: „Halten, hier bleibe ich, ich fahre nicht weiter.“ Er hatte gefunden. Es war Schwenningen, Savognino nennen's die Rhätier. Am 4. August schon hält die Familie ihren Einzug. „Meine Seele“, jauchzt Segantini in einem Briefe auf, „quillt hier über von Glück: meine Augen, entzückt von der Himmelsbläue, dem saftigen Grün der Weiden und der prachtvollen Gebirgskette, betrachten all diese Herrlichkeit mit dem beutelustigen Blicke des Eroberers. Und die Farben als Ausdrucksmittel der Harmonie und Schönheit betrachtend, habe ich sofort begonnen, Tierstudien zu machen, da in der hiesigen Gegend hauptsächlich Viehzucht getrieben wird.“

Die „Farbe das Ausdrucksmittel der Schönheit“! Als Segantini

sich die Aufgabe gestellt hatte, die leuchtend-karen Töne der Höhentwelt zu erreichen, ergab sich ihm als einziges Mittel jenes Nebeneinander der un- vermischten Farben, auf das er bereits in seinem ersten Bilde geraten war, das er seither aber nicht mehr angewendet hatte, weil es ihm niemals wieder natürlicher Ausdruck der darzustellenden Schönheit gewesen war. Jetzt stellte sich diese Technik wieder ein, und er verließ sie nicht wieder, weil er nur so darzustellen vermochte, was er sah. Weil so diese Technik die für ihn notwendige war, empfinden wir sie in seinen Bildern als die natürliche, d. h. der naive Beschauer sieht sie überhaupt nicht, weil sie nicht aus dem Gesamteindruck heraustritt, sondern nur zu dessen Verstärkung dient. Völlig neu ist Segantinis Luft- und Farbenperspektive, und man darf es jenen, die immer in der Ebene gewelt haben, nicht verübeln, wenn sie an diese Durchsichtigkeit der Luft, an diese Klarheit fernster Einzelheiten nicht glauben wollen. Ein einziger heller Tag im Hochgebirge wird sie überzeugen. Segantini hat alles das nicht auf theoretischem Wege, sondern im Ringen um den Ausdruck der Schönheit gewonnen. Für ihn war es das ganz Natürliche, daß jeder Künstler eine ihm eigene Sprache zu reden habe. Er hat sich darum auch niemals versucht gefühlt, seine technischen Erkenntnisse theoretisch auseinanderzusetzen, noch gar die „Richtigkeit“ seiner Werke zu verteidigen. Das ist in einer Zeit, wo die Streitereien über kunsttechnische Fragen an der Tagesordnung waren, doppelt bemerkenswert. Wohl aber war dieser Künstler der Beredttheit seiner Werke so sicher, daß er überzeugt war, durch ein großes Panorama der Graubündener Gebirgswelt Tausende in diese Schönheit locken zu können, wie seine Pläne für das Panorama der Pariser Weltausstellung beweisen.

Indes die Aufgaben, denen sich Segantini hier gegenüber sah, waren ja nicht bloß in ihren technischen Forderungen größer als die früheren, sondern vor allem in geistiger und seelischer Hinsicht. Der Künstler hätte sie jedenfalls niemals in dieser großen Weise zu lösen vermocht, wenn nicht seine geistige Entwicklung mit der rein malerischen Schritt gehalten hätte. Das zeigt sich sogar äußerlich. Hatte ihm zu Anfang seine Frau Romane von Dumas, de Rod und ähnlich leichte Unterhaltungsschriften vorlesen müssen, so kam er bald zu den großen Dichtern seiner Heimat. Hier oben versenkte er sich in die tiefsten Probleme der Ästhetik, Moral und Philosophie. Tief philosophisch, im Sinne einer großen Weltanschauung und keineswegs rein malerisch — wobei, wie sich Liebermann einmal in seiner höchst geschmackvollen Weise ausdrückte, der ganze übrige Kerl von Mensch hübsch in die Ecke zu treten habe — sieht Segantini die Menschen dieser Hochlandswelt. Er selber erfuhr an sich ihren Einfluß, er wird ernster, feierlicher. Wo diese ungeheuern Gebirge mit den Riesenverhältnissen ihrer Maße, mit der Ungeheuerlichkeit des Waltens der Elemente den wie in Ewigkeit geltung dastehenden Rahmen abgeben, da erscheint des Menschen Werden, Sein und Vergehen, sein Leben, Lieben und Sterben gar klein. Aber daß der Mensch dennoch da ist und da bleibt, daß er dennoch lebt

und liebt, ist groß, ist erhaben, ist ein Heldentum. Ein Heldentum freilich von stiller Art, fast ein Heldentum im Ertragen des Seins. Es scheint mir so leicht erklärlich, daß Segantini hier oben viele buddhistische Gedankengänge in sich aufnahm.

Bezeichnend ist, wie sich auch in der Stoffwahl der Einfluß der Höhe zeigt. Menschen und Tiere hatte er schon immer gern in Beziehungen gesetzt. Hier oben sieht er, wie Mensch und Tier im Kampf mit einer übermächtigen Natur sich enger aneinanderschließen, wie ihre Schicksale miteinander verwachsen. So wächst hier oben das einzelne Tier. Aus Segantinis Bildern verschwinden die einst so beliebten Herden, zum Einzelmenschen tritt das Einzeltier. Und wie dieser Mensch, so erhält auch das Tier typische Bedeutung. Menschheit und Tierwelt der Höhen offenbaren uns im einzelnen Vertreter Art und Erleben der Gattung. In diesem psychologischen Erkennen von Mensch und Tier der Höhe liegt Segantinis Bedeutung noch mehr als in der treuen körperlichen Darstellung derselben und der sie umgebenden Natur.

Das betont er selbst mit hochbedeutsamen Worten, die als tiefes Bekenntnis einer starken Künstlerseele wertvoller sind als dicke Abhandlungen über die Technik der Künste: „Sicher ist, daß man mit der Wiedergabe der Naturschönheit allein kein wahres Kunstwerk zu schaffen vermag. Eine derartige Schöpfung ist erst dann möglich, wenn Geist und Seele den Impuls dazu gegeben haben, und zwar unter ganz besonderen Umständen. Jene Wahrheit darzustellen, die sich außerhalb unseres Ich befindet und da bleibt, der wir bloß objektiv gegenüberstehen, ist noch lange keine Kunst, und das so Gebotene kann auch keinen dauernden Wert behalten. Wer blindlings die Natur nachahmt, liefert nur eine Kopie der Materie; die Materie muß aber erst veredelt werden durch den Gedanken, soll sie zu einem wahren Kunstwerk sich erheben.“

Bald kam die Zeit, wo er nicht mehr die gegebene Materie durch den Gedanken veredelte, sondern wo ihm die Materie dazu diente, einen Gedanken zu gestalten. Es ist für Segantini bezeichnend, daß diese innere Weiterentwicklung auch eine Veränderung seines äußeren Lebens erheischte. Bei ihm war ja alles: Kunst und Mensch, Schaffen und Leben eine Einheit. Wieder wechselte er den Wohnsitz. Im August 1894 ziehen sie nach Maloja hoch droben an der Poststraße zwischen dem Engadin und dem Bergell.

Frau Segantini hat in kurzen Worten des Gatten innere Entwicklung in diesen letzten Jahren geschildert: „Die zarte Empfindung, welche sein Schaffen während der Epoche von Brianza durchzieht, verwandelt sich in Licht, Liebe und Andacht während der Periode von Savognino, und in die abstrakte Betrachtung der höchsten, idealsten Probleme, auch im Sinne der Farben und der Form, während der letzten, der Engadiner Schaffenszeit . . . Die Erhebung zur abstrakten Betrachtung der irdischen wie der ewigen Dinge ging bei ihm Hand in Hand mit der Veredlung der Technik, und beide hielten Schritt mit seinen körperlichen Kräften.“

Wir wollen uns wohl merken, daß diese Entwicklung zur Betonung des Seelischen in der Kunst bei Segantini kein Alterszeichen ist, nicht mit einem Abnehmen der körperlichen Kraft oder des technischen Könnens zusammenfällt. Im Gegenteil: der Riese steht in körperlicher und geistiger Vollkraft da; es ist die Zeit der Höhe.

Auch sein inniges Verhältnis zur Natur hat keine Erübung erlitten; er empfindet sie stärker, liebt sie leidenschaftlicher als je. Gerade deshalb erkennt er noch tiefere Verwandtschaft, noch innerlichere Zusammenhänge zwischen ihr und dem Menschen. Das Ganze ist die natürliche Fortsetzung seiner bisherigen Vertiefung. Er hatte zuerst den Menschen, das Tier, die Natur, jedes für sich treu beobachtet und wiedergegeben. Dann hatte er erkannt, wie die körperliche Welt dieser drei Dinge eine große Einheit bildeten. Darauf war ihm die innige Beziehung, die seelische Zusammengehörigkeit von Mensch und Tier aufgegangen. Danach hatte er erkannt, wie die Natur auf des Menschen Art einwirkt, wie in einer bestimmten Natur ein bestimmter Menschenschlag entsteht. Nun erkannte und fühlte er die Beziehungen zwischen Erscheinungen der Natur und den tiefsten Problemen, die den Menscheng Geist beschäftigen. Er war einen Schritt weiter gegangen auf der Leiter zur Erkenntnis, die die tausendfältigen Erscheinungen und Gedanken, die äußeren und inneren Lebensbetätigungen als eine große Einheit, als ein weltumfassendes All begreift.

Frühling gleich Werden, gleich Leben d. i. Entwickeln; Winter mit dem Vergehen des Lebendigen gleich Tod; die Natur in ihrer Vollkraft, ihrer ewig neuen Erzeugungsfähigkeit gleich Sein — das sind Parallelen, die leicht eindringen, die jedem geläufig sind. Segantini hat sie in wunderbarer Größe gestaltet. — Die schauerliche Größe des Winters im Hochland droben, die entsetzliche Eisigkeit, das Tötende dieser froststarrten Weite wurde ihm zum Symbol der Lebensverneinung, die sich beim Menschen am abscheulichsten offenbart in der schlechten Mutter und in der Verneinung der Mutterchaft. So bannt er die schlechten Mütter in die schauerliche Wintereinsamkeit. Er schleudert die „Unzüchtigen“ hinaus in den Ather, in ein Nirwana von Schnee und Eis. Sie sind verurteilt, die gleich Früchten an den kahlen Winterbäumen hängenden Rindlein zu säugen bis zu einer Art Versöhnung oder Auferstehung, gleichwie ja der Frühling die Eisrinde von der Mutter Erde löst. — Er feiert dann die Mächte, die der Mutter Trost geben, wenn ihr Kind stirbt („Glaubensstrost“). Er zeigt „die Liebe am Born des Lebens,“ denn die Liebe ist ja selbst der wahre Lebensquell. Dann führt er uns zum „Quell des Abels,“ zu dem für das Weib die Schönheit wird, wenn sie durch diese Schönheit selbstsüchtig und eitel wird.

Es ist von ganz besonderem Reize zu verfolgen, wie der Künstler in diesen symbolischen Bildern Naturmotive aus früheren Werken sammendrängt, ohne daß doch dadurch die Wahrheit der Landschaft beeinträchtigt würde. Es ist, als hätte er in seinem „Triptychon“ einen Auszug seines eigenen Gesamtschaffens geben wollen. Hat er, der starke Mann in

der Vollkraft des Lebens ein frühes Ende geahnt? Fast möchte man es glauben, wenn man in das Antlitz sieht, das sein berühmtes „Selbstbildnis“ uns zeigt. Wahrlich, dieser Mann hat sich nicht geschaut, hinabzusteigen in die Schlucht des Trophonius, von der die griechische Sage berichtet, daß keiner, der es getan, im Leben sich wieder unbefangener Heiterkeit hingeben könne. Er hat sich nicht geschaut, in die Abgründe menschlichen Denkens und Fühlens hinabzutauschen; davon ist sein Blick ernst und düster geworden. Aber ein Pessimist wurde er darum doch nicht und schuf neben den „schlechten Müttern“ den „Lebensengel“, das ist die gute Mutter, und den „Engel der neuen Verkündigung“, der da der Mutter sagt: „Mögen deine Kinder schön für die Liebe, mächtig im Kampf und klug im Siege werden.“ Er glaubt an den Sieg des Guten in der Menschheit. Höher als die angeborene Heiterkeit steht die im Kampf erworbene, wenn ihr Lachen auch nicht mehr so hell klingt.

Er ist im Kampf für seine Kunst mit der Natur, als er sie aus dieser herausreißen wollte, gefallen, gefallen wie der Held auf der Wahlstatt, gefallen in der Blüte seines Mannestums, seiner Künstlerschaft. Er hatte am 18. September 1899 den Schafberg bei Pontresina bestiegen, um dort, 2700 Meter über Meer, an seinem Bilbe von der „Natur“ zu arbeiten. Im Eifer der Arbeit vergaß er die Gefahr der plötzlichen Witterungsumschläge in diesen Höhen, deren Unwirklichkeit er um der Wahrheit seiner Kunst willen trohen wollte. Am 28. September ist er gestorben, hoch oben in den Bergen, selber ein Gipfel der Kunst und edlen Menschentums.



Aus dem zeitgenössischen Kunstleben

Ein Großkaufmann der Malerei

Die Kunst muß, trotz der vielfachen Aufregung, von der Künstler und Kunstschriftsteller dabel zu reden wissen, doch für die meisten ein recht gesunder Beruf sein. Von den vier bekannten Malern, die in den letzten Wochen gestorben sind, haben drei die obere Grenze des biblischen Alters erreicht. Freilich waren sie alle drei keine von denen, die sich aufregen. Nicht einmal in ihren Jugendtagen zeigten sie etwas vom Sturm und Drang in der Kunst. Am allerwenigsten William Bouguereau (1825 geb.), der in seiner Vaterstadt La Rochelle Ende August gestorben ist.

Sein Nachlaß wird auf 6 Millionen Franken geschätzt. Im Verein mit der Tatsache, daß ein Maler, der sogar aus Deutschland stammt, den Preis für ein Automobiltrennen stiftet, und andererseits unter Hinzuziehung der Ergebuisse der Malerbörse in Berlin W. könnte diese Tatsache, die Vorstellung von dem „Nach-Brot-gehen“ der Kunst etwas anders beleuchten. Man erkennt mit einem Schlage, daß wir Großkaufleute der Kunst besitzen. Das Selt-

same ist nur, daß diese eigentlich nicht durch Erbschaft oder durch ihre Natur zu diesem einträglichen Stand geführt werden, sondern durch das Publikum.

Daß wir in der großen Entwicklung des Kunstlebens Moden haben und unter Moden leiden, daß z. B. sehr vieles, was als modern hingestellt wird, im Grunde weiter nichts ist, als modisch, ist ja längst bekannt und oft genug betont worden. Weniger beachtet man eine andere Erscheinung, die das Kunstleben in noch viel höherem Maße schädigt, weil sie dem Kunstmarkt, der doch nun einmal zur Lebensmöglichkeit auch der größten Kunst gehört, die stärksten Werte fast ganz entzieht. Ich glaube doch, daß, wenn die Presse in weiterem Umfange sich hier ihrer Aufgabe bewußt bliebe, diesen Schäden sich entgegenwirken ließe. Wenn mit gebührendem Spott darauf hingewiesen würde, daß die reichen Leute sich immer und immer wieder Wiederholungen eines Bildes anhängen lassen, das vor so und so viel Jahren einmal Aufsehen erregt hat; wenn dargetan würde, daß nach keiner Richtung hin sich eine größere Unselbständigkeit und Geschmacklosigkeit offenbart als gerade durch dieses Hängenbleiben an einem alten, längst nicht mehr neuartigen Wert, — so müßte das nach meinem Dafürhalten gerade auf die Kreise, die hier in Betracht kommen, unbedingt seine Wirkung tun. Man muß von vornherein sich klar darüber sein, daß diese Kreise oder wenigstens diese Kunstläufer niemals für ein tieferes Verständnis der Kunst zu gewinnen sind. Ich halte da jeden Idealismus für völlig unangebracht. Je nüchterner und sachlicher wir diese Tatsachen betrachten, um so eher werden wir die richtige Stellung zu ihnen finden, um so eher wird es uns gelingen, sie unschädlich, ja sogar für eine große Kunst nutzbar zu machen. Das ist nach meinem Gefühl der Idealismus, der sich für jene ziemt, denen die künstlerische Erziehung des Volkes und nicht des Einzelnen als erstrebenswertes Ziel vorschwebt.

Ich will nicht zu persönlich werden; aber es sei als ein bekanntes Beispiel in Deutschland auf die Bilder von Nathanael Sichel hingewiesen. Daß vor etwa zwei Jahrzehnten seine „Bettlerin vom Pont des Arts“ beim ersten Erscheinen auf viele Leute Eindruck machte, wundert mich gar nicht: ein für den nicht geläuterten Geschmack zweifellos schönes Weib, das mit allen Künsten einer raffinierten Toilettenkunst auf theatrale Wirkung hingearbeitet ist, wird in einer Rolle vorgeführt, die einerseits durch den Hinweis auf eine in jedem Kopf oder Herzen wenigstens in einer dunklen Verschommenheit lebenden dichterischen Gestalt eine sentimentale Wirkung auslösen muß, andererseits ist sie so drapiert, daß eine gewisse, meinetwegen ganz harmlose Lüsterheit mit hineinspielt. Das Bild ist in einer sauberen, mit starken Tönen arbeitenden Technik gemalt. Da es letzterdings nur angestrichene Photographie ist, eignet es sich wieder zum Photographiertwerden; nach kurzer Zeit hängt es im Schaufenster der kleinsten Papierhandlung. Das greift dann wie eine Seuche um sich. Gymnastiken und Backfische sind die Käufer dieser Schönheit, auch der tüchtige Philister tut in solchen Fällen etwas für die Kunst und gewinnt sich das sklavisch abgeklatschte Bildnis eines wie für ein Maskenfest angezogenen Modells zum Schmuck der guten Stube des braven deutschen Bürgerhauses, in dem man sonst so schrecklich über alle Modelle denkt.

Dieser Fall ist typisch und kehrt eigentlich jedes Jahr wieder. Ich nehme ihn nicht tragisch, halte ihn auch für unbekämpfbar. Aber dann, wenn in jedem Jahre dieses gleiche Modell in derselben feichten Aufmachung, ein klein bißchen anders gestellt oder anders angezogen, unter völlig wesenfremder Bezeichnung

wiederum kommt, da wäre nach meinem Gefühle die Zeit da, wo eine Kunstkritik, der es wirklich um Erziehung des Volks zu tun ist, einsetzen könnte, wo sie mit Erfolg dem Publikum klarmachen könnte, wie hohl und nichtig, wie im innersten Wesen verlogen und unrein eine solche Kunstschöpfung ist. Man dürfte dann Wiederholungen nicht scheuen, und statt daß man seinen Witz und seinen Spott auf die vielleicht hilflosen und unzulänglichen, aber doch zweifellos ernstlichen Versuche von Kunstsonderlingen oder Anfängern anwendet, schlage man hier zu. In diesen Fällen ist das Zotschweigen unmöglich. So rede man, rede derb und klar! Ich bin sicher, so wäre zu erreichen, daß die Bilder derartiger Künstler nicht immer wieder unter den ersten Verkäufen auf den Ausstellungen prangten; ich bin vor allen Dingen sicher, daß nicht erste Verlagsstimmen sich beeilen würden, die Reproduktionen derartiger Werke in den Handel zu bringen und zu verbreiten, einfach, weil diese Reproduktionen auch gar keinen Erfolg mehr haben würden, denn niemand will ja philisterhaft oder lächerlich sein.

Diese Art der Kunstkritik, die sich nicht bloß an das Tagesereignis hält, der nicht immer bloß das Allerneueste wichtig ist, würde überdies sicher schon manche starke künstlerische Begabung vor dem völligen Ruin bewahrt haben; denn es ist leicht erklärlich, daß die schwachen Charaktere unter den Künstlern leicht der Versuchung unterliegen, immer wieder das Bild zu malen, von dem sie wissen, daß es sofort verkauft wird. Gerade bei Bouguereau hätte sich diese Arbeit gelohnt. Denn daß dieser Mann an sich ein hervorragend begabter Künstler gewesen ist, kann niemand bezweifeln. Ich glaube nun keinesfalls, daß es gelungen wäre, ihn seiner Gesamtrichtung zu entfremden. Die Hinneigung zum Süßlichen, zum allzu Weichen war bei ihm Natur; aber Bouguereau war ursprünglich ein so hervorragender Zeichner und auch ein so geschmackvoller Maler weicher Töne, daß er bei Stoffen, die die Weichheit seines Naturells vertrugen, leicht Verdienstliches hätte schaffen können. Nun aber hat er immer und immer wieder, 60 Jahre hindurch, die gleichen Nymphen und die gleichen kleinen Putten gemalt; er ist, da er sich keine neuen Aufgaben stellte, immer mehr einem öden Handwerksbetriebe verfallen, so daß er zusehends auch seine wirklichen künstlerischen Fähigkeiten verlor. Aber der Kunsthandel brauchte so viele Bouguereaus, daß die echten nicht ausreichten und eine ganze Schule gleichartiger Maler entstand, so daß das Wirken eines derartigen Mannes auch dann wie ein Fluch erschiene, wenn er nicht überdies seine machtvolle Stellung auch sonst zur Unterdrückung jeder selbständigen Künstlernatur benutzt hätte. Trotzdem diese schlimme Wirkung des Malers allgemein bekannt ist, finden sich in den zahllosen Retrologen, die jetzt auf ihn geschrieben wurden, nur leise Andeutungen darüber, während sonst nur seines erfolgreichen und gewinnbringenden Schaffens gedacht wird. So läßt man also auch diese Gelegenheit, auf das Publikum und auf den Künstlernachwuchs erzieherisch einzuwirken, zugunsten des seichten Grundsatzes, daß man über Tote nur Gutes sagen soll, ungenützt vorübergehen.

St.

Zwei begrenzte Talente

Man könnte versucht sein, Jean Jacques Henner, der wenige Tage nach Bouguereau starb, mit ihm zusammen zu nennen und das auf jenen Kunstfabrikanten Gesagte auf diesen auszudehnen. Aber der Fall liegt bei Henner doch anders. Dieser 1829 zu Bernweiler im oberelsässischen Sundgau

geborene Maler war wirklich ein echter Künstler und ist es auch im Grunde bis zu seinem Tode geblieben. Eine knorrige Natur, bis ins Alter hinein wegen seiner widerborstigen Grobheit bekannt, hat er sich mühselig durchgerungen und hat in seinen besten Künstlerjahren der Malerei wirklich einen neuen Wert gebracht. Man hat ihn seinerzeit — es ist schon ein Menschenalter her — den „französischen Correggio“ genannt; das bedeutet ja gewiß Epigontum, aber doch ein ehrenvolles. Senner hat für die französische Kunst, — bei dem großen Einfluß, den Paris durch das ganze Jahrhundert hindurch als Schulort ausgeübt hat, kann man ruhig sagen, für die europäische Kunst — den Sinn für die Wirkung starker Farbentöne wiedergewonnen und hat überdies das Gefühl dafür gestärkt, in einem Bilde nicht bloß einen Ausschnitt aus der Natur zu geben, sondern eine in sich geschlossene Welt. Es ist natürlich heute, wo uns dieser Besitz zur Gewohnheit geworden, wo das von Senner Erworbene und von dem starken Ringen seiner Natur lebendig Erfüllte in tausendfältigem Abklatsch uns widerwärtig gemacht worden ist, sehr leicht, über einen Mann die Achsel zu zucken, der seither auf dem einen Punkte stehen geblieben ist. Aber wir sollten nicht vergessen, daß dieser Punkt für seine Zeit eine Höhe war und daß es ja überhaupt doch nur wenige sind, denen es gelingt, einmal wirklich etwas zu bedeuten. Ich persönlich habe auch niemals Bilder von Senner gesehen, die schlecht gemalt waren, denen jegliche Anteilnahme des Künstlers gefehlt hätte. Man muß bedenken, daß es viel mehr falsche Senners gibt als echte, so unermülich und schnell er auch gearbeitet hat. Er hat ja gewiß in den letzten Jahrzehnten sich immer und immer wieder in den gleichen Motiven wiederholt, aber er hat jedes dieser Bilder eigentlich gut gearbeitet; und wenn man jedes als einzelnes Erzeugnis ansieht und vergißt, daß es noch hundert andere gleiche gibt, so wird man sich sogar wohl über jedes seiner Werke eine gewisse Freude bewahren können. Ich glaube nicht, daß er mehr und Besseres hätte leisten können, als er in den meist liegenden Nymphen und Magdalenen, deren weißer Körper gegen den dunklen Hintergrund eines Felsens oder Waldes noch durch ein dunkelrotes oder blaues Gewand abgehoben wurde, gegeben hat. Er hat für seinen Künstlerruhm zu lange gelebt; er hat, wenn man streng sein will, vor allem in den letzten Jahren durch die Art, wie er die Beliebtheit seiner Bilder in einem Großbetriebe auszunutzte, auf dem Kunstmarkt beträchtliche Summen der jüngeren, mit neuen Werten emporrückenden Kunst weggenommen. Aber es ist eigentlich doch keiner, der sich Bilder von ihm gekauft hat, betrogen, wenn er sie auch, von der weiteren Warte aus betrachtet, sicherlich zu teuer bezahlte. Man kann alle seine Werke zur Kunst rechnen, zur Fabrikware sind sie nie herabgesunken.

Im Verhältnis zu diesen beiden Parthern verlief das lange Leben Karl Emil Döplers d. Ä. in sehr einfachen Bahnen. Er wurde 1824 zu Warschau geboren, war erst Buchhändler, erkannte aber bald seinen künstlerischen Beruf und hat diesem in Treue und mit Aufbietung der ganzen ihm beschiedenen Kraft bis an sein Lebensende gedient. Er war zunächst hauptsächlich Illustrator gewesen, schlug sich als solcher auch in Amerika durch, wohin ihn das Jahr 1848 geführt hatte, wandte sich nachher, als er 1860 nach München zurückgekehrt war, im Kreise Pilotys der Historienmalerei zu, fand aber hier bald sein eigentliches Gebiet in der Kostümkunde. Die großen Gemälde und Fresken, die Döpler zunächst im Auftrage des Königs Max II. malte, zeigen ebenso wie die Wandmalereien in der Berliner Philharmonie ein unleugbares Geschick

der malerischen Ausnutzung des Kostümlichen vergangener Zeiten und überdies eine starke Fähigkeit dekorativer Aufstellung. Für diese beiden Eigenschaften fand Döpler das richtige Betätigungsfeld, als er 1860 nach Weimar berufen wurde, wo er an der Akademie über Kostümkunde und Proportionslehre las, daneben aber eine besonders glückliche Tätigkeit bei den Bühneninszenierungen des Hoftheaters entwickelte, und nicht wenig dazu beitrug, der Periode Dinkelstedt einen hohen Glanz zu verleihen. 1870 ist Döpler nach Berlin gekommen. Er hat hier zumeist als Inszenesetzer großer Festlichkeiten gewirkt; daneben schuf er hier die 500 Bilder für die Kostüme und Dekorationen zu Wagner's Nibelungenring in der ersten Bayreuther Aufführung. Diese Arbeit ist jetzt wieder durch eine andere abgelöst, und die Feste, denen er durch seine Mitwirkung oft den besten Glanz verlieh, sind verrauscht. Damit ist auch das Eigenartigste und Beste in seiner Tätigkeit vergangen. Geblieben ist uns das Andenken an einen prächtigen, wohlwollenden alten Mann, der mit echt künstlerischer Frohlaune aus der Fülle seiner Erlebnisse zu erzählen wußte. Das Beste daraus hat er in einer unterhaltbaren Selbstbiographie, „75 Jahre Leben, Schaffen und Streben“ (1900), auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Es erhebt sich die Frage, ob es nicht möglich gewesen wäre, eine derartige eigentümliche Begabung fruchtbarer zu verwerten. Es werden jährlich zahllose Feste gefeiert und Ansammlungen für die dabei verwerteten Kostüme aufgewendet. Das ist ja gewiß alles eine schnell vorübergehende Erscheinung, und den Teilnehmern bei solchen Festen wird es das Wichtigste sein, daß sie sich dabei gut amüsiert haben. Aber da nun doch einmal in lebenden Bildern, sowie auch in der Art der Kleidung die Kunst zur Mitwirkung aufgerufen wird, warum sollen wir nicht derartige Gelegenheiten wahrnehmen, mitten im Leben, in Augenblicken, wo der ganze Mensch mit seinen Sinnen empfänglicher für Schönheit ist, dadurch künstlerisch zu erziehen, daß wir dabei nach echt künstlerischer Ausstattung streben? Der alte Döpler hat überdies ein sehr sicheres Gefühl für die Bildwirkung auf der Bühne gehabt, nicht nur für die Kulissen, sondern für das Gegeneinanderstellen der Farben in den Kostümen, überhaupt für die Aufstellung des mitwirkenden Personals auf der Bühne. Wer weiß, wie jämmerlich es im allgemeinen darum bestellt ist, wer auf großen Bühnen es immer wieder sehen muß, wie, trotz der Aufwendung einer außerordentlich großen Zahl von Mitwirkenden, die Bühnenbilder leer und bei aller Buntheit der Gewänder farblos wirken, wer dann bedenkt, wie stark solche Bildeindrücke von der Bühne aus sind, muß es doch lebhaft bedauern, daß man für eine so ausgesprochene Sonderbegabung wie Döpler nicht eine Stelle geschaffen hat, von der aus er auf diesem Gebiete hätte unterrichten können. Nur so kann sich allmählich eine Überlieferung für die Ausgestaltung eines Bühnenbildes entwickeln, die gegenüber der jetzigen, nur von der Schablone beherrschten den Vorzug einer künstlerischen Grundlage hätte. Jedenfalls wäre so ein Halt geboten für die Bestrebungen einer künstlerischen Ausstattung in unserem Theater, und es bräuchten nicht jene, denen es darum zu tun ist, immer wieder von vorn anzufangen.

*

Der bedeutendste unter den jüngst verstorbenen Künstlern ist der am 18. August im Alter von 51 Jahren hingegangene finnische Maler Albert Edelfeldt. Es sei heute nur auf ihn verwiesen, da wir im Laufe des Winters von ihm ein Bild zu bringen gedenken. St.

*

Ein zu teurer Menzel

Wie die Tagesblätter berichten, ist Menzels „Ballsouper“ um 160 000 M. für die Berliner Nationalgalerie angekauft worden. Ich halte diesen Kaufpreis für viel zu hoch, natürlich nur, wenn ihn die Nationalgalerie oder ein anderes aus staatlichen Mitteln erhaltenes Kunstinstitut bezahlt. Ein privater Kunstliebhaber mag doch so hohe Preise bezahlen, wie er Lust hat und sein Beutel vermag. Der Staatsbeutel kann und darf diesen Preis für ein Werk Menzels nicht geben, weil ein solches Werk für das Staatsmuseum den Wert nicht hat. Ich fühle keinerlei Talent zum Kunsthändler in mir und wenn möglich noch weniger zum Taxator. Aber so viel kaufmännischen Sinn habe ich doch, um längst einzusehen, daß der Kunsthandel eine große Ähnlichkeit mit der Börse hat. Nun ist es ganz sicher, daß das Papier Menzel augenblicklich so hoch im Kurs steht, wie nur irgend möglich. Der Künstler ist unlängst gestorben. Es ist über ihn unheimlich viel geschrieben worden. Dann kam die Menzelausstellung und erweckte ein unbegrenztes Staunen über das Lebenswerk des Mannes. Man weiß, wie hoch unser Kaiser Menzel einschätzt; der Börsianer, der einen Menzel zu verkaufen hat, sagt sich also mit Recht, daß er in einer Galerie, auf die der Kaiser einen so starken Einfluß übt, einen enthusiastischen Käufer vor sich hat, und fordert entsprechend. Wenn ich mich gut erinnere, ist das „Ballsouper“ gleichzeitig mit der „Piazza d' Erbe“ bei der Versteigerung der Henneberg'schen Galerie in München vor zwei Jahren zum Verkauf gekommen und hat damals noch nicht die Hälfte des jetzt bezahlten Preises erzielt. Der Preis, den 1879 der ja nicht billige Künstler dafür erhalten hat, wird sicher nicht den sechsten Teil der jetzt bezahlten Summe betragen haben.

Doch das geht uns nichts an. Auf der Kunstbörse steigen und fallen die Werte. Der Liebhaber muß bezahlen. Unsere Museumsdirektoren dürfen aber als solche keine Liebhaber sein. Es ist ihre Aufgabe, die vom Volke bewilligten Mittel so zu verwerten, daß ein möglichst großer Bestandteil der dauernd wertvollen Kunst dem Volke zugänglich gemacht werde, indem sie für die öffentlichen Museen gekauft wird. Der Museumsdirektor muß also mit den kaufmännischen Verhältnissen rechnen, er muß die Kunstbörse auszunutzen verstehen. Er muß überdies aber auch auf den Gesamtcharakter der ihm unterstellten Sammlung bedacht sein, deren Aufgabe es weniger ist, noch ein wertvolles Stück mehr zu haben, als ein Gesamtbild der Kunst zu bieten. Die Königl. Nationalgalerie besitzt von Menzel 18 Gemälde, 85 Werke in Aquarell, Gouache und Pastell und wenigstens 1450 Zeichnungen. Man kann also als noch so eifriger Bewunderer Menzels nicht behaupten, daß dieser ungenügend vertreten sei. Trotzdem wäre gegen neue Ankäufe nichts einzuwenden, wenn diese nicht unter denkbar ungünstigsten Verhältnissen abgeschlossen werden, und wenn es nicht viel dringlichere Aufgaben gäbe. Aber da wird jeder Duzende von bösen Lücken im Bilderbestand der Nationalgalerie nennen können, von denen eine ganze Reihe für 160 000 Mark hätten gefüllt werden können.

St.





Die Musik im Volke

Von

Ernst Bischoff

Vom 13. bis 15. Oktober findet in Hamburg der dritte „Kunst-erziehungstag“ statt, der die „künstlerische Erziehung auf dem Gebiete der Musik“ zum Gegenstande seiner Beratungen gemacht hat. Die außerordentliche Wichtigkeit der Neubelebung der Volksmusik, der Erziehung des Volkes zur Musik wird kein Einsichtiger bestreiten. Das Thema ist weiter und vielseitiger, als es im nachfolgenden Aufsätze gefaßt ist. Aber da diese Beobachtungen und Vorschläge aus der Praxis heraus gemacht sind und in der Tat Übelstände treffen und Besserungswege weisen, geben wir den Ausführungen gerne Raum. Nach den Hamburger Beratungstagen wird sich ganz von selbst eine weiter greifende und das hier Gesagte ergänzende Behandlung dieser wichtigen Fragen ergeben.

Das Volk hat Kunstbedürfnis, es will die Kunst ausüben und übt sie aus. Dem Volke am nächsten liegt von allen Künsten die Musik, und diese Kunst des Volkes findet ihre Pflege in der kirchlichen Musik und im Volksgefang.

Hier erhebt sich die Frage: Hat das Volk für seine Kunstbedürfnisse und -bestrebungen einen Gewinn aus den von öffentlichen Mitteln unterhaltenen Instituten? Keinen großen. In etwas tragen diese wohl den Bedürfnissen Rechnung, aber nicht in genügendem Maße und nicht dem vorhandenen Bedürfnisse entsprechend. Ferner: Werden für die Pflege der Kunst des Volkes die Mittel und die Mühe aufgewendet, die nötig wären und die im Verhältnis stünden zu dem, was sonst für Kunst getan wird? Auch das kann nicht behauptet werden.

Die Kirche hat seit den frühesten Zeiten dem Volke die Kenntnis der Musik vermittelt und hat es zur Ausübung dieser Kunst im Gottesdienste herangezogen. Man kann nun nicht behaupten, daß die Kirche der Aufgabe

völlig nachgekommen ist, die sie sich selbst und die Verhältnisse ihr zugewiesen haben. Sie hat freilich in erster Linie für den Kultus und nicht für die Kirchenmusik zu sorgen. Aber es kann dem Gottesdienst nicht förderlich sein, wenn elende Musik dazu gemacht wird. Und dafür hätte sie sorgen müssen, daß die kirchliche Musik immer in tüchtiger und würdiger Weise gepflegt worden wäre. Ja, mancher möchte vielleicht noch verlangen, daß sie dem Fortschritt der Musik, dem Fortschritt der Kunstfertigkeit und Geschmacksbildung hätte Rechnung tragen und dem Volk das tüchtige Neue in der kirchlichen Musik hätte darbieten sollen.

Es geschieht wohl einiges in dieser Richtung. Aber gewaltig fehlt's an der Ausführung. Der Hauptgrund liegt in der mangelhaften Ausbildung der ausübenden Organe. Der Volksschullehrer, in dessen Händen die Musik im Gottesdienst fast durchweg liegt, sieht darin vielfach eine lästige und sehr nebensächliche Obliegenheit. Wenn er sagt: für die Bezahlung, die ich bekomme, ist meine Musik immer noch gut genug, so soll das nicht entschuldigt werden. Allein vom Standpunkt des Arbeiters aus, der des Lohnes wert ist, hat er nicht so unrecht. Wenn hierin, wie z. B. in Baden, auch eine Besserung eingetreten ist, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß das schon früher hätte geschehen müssen, wodurch viel Schaden verhütet worden wäre, und daß es noch in reicherm Maße geschehen muß. Die Kirche hat hierin die Zeit vielfach nicht verstanden, ist nicht mit ihr fortgeschritten, sondern kommt ihr nachgehinkt.

Wenn die Kirche also dem Volk Musik, und zwar kunstwürdige Musik darbieten will, muß sie für geeignete Organe sorgen. Dies geschieht eine Reihe von Jahren durch eine ausreichende Bezahlung.

Es sollte überhaupt mehr und eifriger von kirchlicher Seite angestrebt werden, durch Aufwendung größerer Mittel die kirchliche Musik zu heben. In manchen größeren Städten werden mit dem Gottesdienst muster-gültige Aufführungen kleiner Musikwerke z. B. Messen, Bach'sche Kantaten, Motetten, Kompositionen alter und neuerer Meister, oft mit Instrumentalbegleitung, verbunden. Dies geschieht in vielen katholischen Kirchen. Auf protestantischer Seite ist das z. B. in Leipzig in vorbildlicher Weise der Fall. Wenn das ein idealer Zustand genannt werden muß, so darf damit nicht gesagt sein, daß ähnliches andern Orts nicht auch erreicht werden könne, und daß man deshalb ruhig darüber weiter schlafen dürfe. Derartige Musikverhältnisse sollten und könnten viel allgemeiner werden. Hier fehlt es nur an der Anregung. Und die sollte allerdings von kirchlicher Seite ausgehen. Es müßte jemand seinen ganzen Einfluß und unablässigen Eifer dafür einsetzen.

Geld wäre wohl genug vorhanden. Wie viele und reiche Mittel werden für alle möglichen Zwecke freiwillig aufgebracht! Und da sollte es so schwer sein, in dieser oder jener Stadt einzelne oder mehrere dazu zu veranlassen, Stiftungen für Zwecke der gottesdienstlichen Musik zu machen? Diese würden an einem Ort, je nach den Mitteln, ausreichen, einen be-

zahlten Chor, die nötigen Orchesterkräfte und einen Künstler als Dirigenten zu ermöglichen; an einem andern würden sie nur für einen künstlerisch gebildeten Organisten reichen, der auch einen freiwilligen Chor dirigieren würde; an einem dritten Ort würden die Mittel wieder eine andere Ordnung der Sache bedingen, etwa die Heranbildung und Verwendung solistischer Kräfte, vielleicht auch eines Solo-Quartetts.

Man kann heute nur mit einem Gefühl, in dem sich Bewunderung mit Neid mischt, in die klassische Zeit der Musik und auf das Wien der klassischen Zeit zurückblicken, wo die gebildeten Kreise eine uninteressierte Teilnahme und Opferwilligkeit für die Musik zeigten, wo Private die Künstler unterstützten durch Bestellen und Honorieren von Kompositionen. Heute erscheint uns jene Zeit wie ein nie wiederkehrendes goldenes Zeitalter. Und doch ist in unseren Tagen unendlich viel mehr Reichtum vorhanden; und was damals geschehen ist, könnte jetzt in noch viel höherem Maße geschehen. Daß in dieser Richtung so wenig, fast gar nichts geschehen ist, ist kein gutes Zeichen für das musikalische Interesse der beteiligten Kreise und zeugt von einem Mangel an Verständnis für das Kunstbedürfnis des Volkes und für die Aufgabe, die die Zeit hier gestellt hat und immer dringender stellt.

Um bessere Zustände in der Pflege der Kirchenmusik herbeizuführen, bedarf es also einerseits größerer Geldmittel. Andererseits ist eine Besserung mindestens ebenso dringend nötig bezüglich der Ausbildung der Organe, die die Musik in der Kirche in Händen haben. Es sind meistens die Lehrer. In allen Fällen trifft der Einwand nicht zu, daß die Musik, die da verübt wird, für die geleistete Bezahlung noch gut genug ist. Vielfach, besonders in katholischen Gemeinden, stehen reiche Mittel zur Verfügung. Und da muß oft gesagt werden: Die Musik ist für die Bezahlung viel zu schlecht.

Wenn nun durch Bemühungen von kirchlicher Seite aus bessere Stellen in größerer Zahl geschaffen würden, wäre es auch möglich, diese mit geeigneten Kräften zu besetzen? Wohl kaum. Hier liegt also eine andere Schwierigkeit. Sehr viele Organisten bleiben in ihrem Können auch hinter den bescheidensten Anforderungen zurück. Bei andern, die über eine tüchtige Fertigkeit und gute theoretische Kenntnisse verfügen, die aber imstande sind, Opernmusik im Gottesdienst zu verwenden, ist es mit dem musikalischen Geschmack nicht in Ordnung. Es gibt natürlich auch viele Lehrer, die Vollkommenes leisten und die den Maßstab ihrer Leistungen nicht in der Bezahlung suchen. Ihnen gegenüber gilt aber gerade das Wort: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Eine Hebung der musikalischen Bildung der Organisten ist unbedingt nötig. Es sollten von kirchlicher Seite Schritte getan werden, daß musikbegabten Lehrern die Möglichkeit zu einer gründlicheren Ausbildung gegeben würde, als sie sie im Seminar erhalten. Damit nun die gut dotierten Organistenstellen an die würdigen Leute kämen, und nicht durch unberechtigte Einflüsse an unfähige,

müßte ein Musikergamen vorhanden sein, das der Staat bei Besetzung solcher Stellen berücksichtigen müßte.

Man muß sich immer wieder vor Augen stellen, daß es sich um diejenige Kunst handelt, die tief mit dem Leben des Volkes verwachsen ist, aus der dieses Leben viele Antriebe erhält, und die daher dringend der richtigen Leitung und zeitgemäßen Fortbildung bedarf. Die staatlichen Behörden werden es nicht von der Hand weisen können, hier ihre Mitwirkung eintreten zu lassen, wenn auch ein Nutzen nicht so augenfällig nachzuweisen ist, wie beim Lesen und Schreiben.

* * *

Seine Mitwirkung wird der Staat um so weniger versagen können, als es ein anderes Gebiet in der Musik des Volkes gibt, wo ebenfalls Besserung not tut, und wo die Besserung ebenfalls in besserer musikalischer Bildung zu suchen ist. Das ist der Volksgefang.

Dieser wird überwiegend durch Männergesangvereine gepflegt. Solche Vereine sind auch im kleinsten Dörfchen zu finden. Sie sind ein Beweis dafür, wie groß die Freude an der Musik im Volk ist, und wie ernst ihre Pflege betrieben wird. Bedenkt man, daß in einem solchen Dorfverein das Gehalt des Dirigenten gewöhnlich um ein beträchtliches das übersteigt, was die Kirche dort dem Organisten bezahlt, so kann man nicht umhin, einerseits die Opferwilligkeit des Volkes für ideale Zwecke anzuerkennen, andererseits aber auch auszusprechen, daß in den Kreisen der Männergesangvereine mehr Verständnis für die Bedürfnisse des Volkes und die Forderungen der Zeit vorhanden ist, als auf seiten der Kirche, der das Pfund der Musikpflege anvertraut war. Da die Vereine ihre Leiter gewöhnlich gut bezahlen, so bleibt nur übrig, die Frage ihrer musikalischen Bildung zu erörtern, sowie auf Erscheinungen hinzuweisen, die mit dieser Bildung zusammenhängen.

In den Gesangvereinen geht viel Ware unter der Bezeichnung „Volkslied“ und „im Volkston“ um. Die Komponisten solcher Lieder sind zumeist in den Reihen der Dirigenten zu suchen. Abgesehen von wenigen Ausnahmen ist das wertlose Nachwerk, nicht aus innerer Erregung und schöpferischer Notwendigkeit hervorgegangen, sondern nachempfunden und nachgemacht. Verwandt damit sind die Erzeugnisse des Liedertafelstils. Wenn so ein Komponist fünf Lieder in diesem Stil eingeübt hat, hat er die Liedertafelweis so inne, daß er sich hinsetzt und ein sechstes komponiert. Mit derlei bereichert ein Komponist die Welt nicht und verdirbt den Geschmack der Leute, indem er sie an das Nichtsagende gewöhnt und für das Tüchtige, Einfache unempfindlich macht.

Diese Erscheinungen wären nicht möglich, wenn die Dirigenten eine gründliche Kenntnis der guten Chorliteratur hätten und wenn sie dadurch ihren Geschmack gebildet hätten, ferner wenn ihre musikalische Schulung gründlicher wäre. Aus dem Mangel an Geschmack und theoretischen Kenntnissen kommt die Vorliebe für Übertreibung aller Art:

entsetzlich gedehntes Ritardando, dies auch manchmal da, wo überhaupt keines hingehört; übertriebene Übergänge zu Pianissimo und Fortissimo und anderes mehr.

Ein ganzes Kapitel ließe sich über die Aussprache schreiben. Hier soll nur das Allerwichtigste erwähnt werden. Dazu gehört, daß die Vokale ausgehalten werden und nicht die Konsonanten. Das sollte sich wohl von selbst verstehen. Es versteht sich aber für viele Leute nicht von selbst, auch für viele Gesangsleiter und -lehrer nicht. Schon in den Schulen werden hierin die allernotwendigsten Regeln oft nicht beachtet. Beweis nicht etwa der Gesang der Erwachsenen, die es ja vielleicht wieder vergessen haben, sondern der Gesang der Schüler selbst. Hier liegt eben doch eine zu ungenügende gesangliche Bildung des Lehrers vor. Er merkt daher die erwähnten Mängel gar nicht; oder wenn er sie merkt, ist bei ihm Sinn und Geschmack für das Richtige so wenig ausgebildet, daß er die Fehler hören kann und sie ungebessert läßt. In Baden läßt der für die Seminarien neu aufgestellte Bildungsplan eine Besserung im Gesangsunterricht hoffen. Doch wäre sehr zu wünschen, daß der Gesang im Seminar von praktisch geschulten Fachleuten erteilt würde, nicht von solchen, die das Technische des Gesanges nur aus der Theorie kennen. Es muß in allem Ernst angestrebt werden, daß im Volksgesang an die Stelle des alten, lahmen Schlendrians ein feineres Empfinden und bewußtes Können tritt.

Dahin können die staatlichen Behörden wirken, da die Lehrerseminarien unter der Leitung des Staates stehen. Anders ist es schon mit der musikalischen Weiterbildung der Lehrer über das Seminar hinaus.

Eine solche Weiterbildung liegt aber im Interesse der kirchlichen Musik, im Interesse der Volksgesangsvereine und im Interesse des musikalischen Lebens des Volkes überhaupt. Sollte darum nicht der Staat eine Einrichtung treffen, durch welche den musikalischen Bedürfnissen und Bestrebungen des Volkes Rechnung getragen wird? Dies müßte durch ein Institut geschehen, das musikalischen Lehrern eine Weiterbildung ermöglichte. Die Mittel hiefür dürften lange nicht an das herantreichen, was für Kunst sonst an öffentlichen Mitteln aufgewendet wird. Eine solche Einrichtung wäre nur eine Fürsorge, die die Verhältnisse nötig gemacht haben, kein Eingreifen des Staates. Den Gesangsvereinen und der Kirche bliebe es überlassen, ihre inneren Verhältnisse zu ordnen und weiter zu entwickeln, die Geldfrage zu erledigen; der Staat besorge die Ausbildung der nötigen Kräfte und erteile ihnen das Befähigungszeugnis.

In Baden gibt es ein Musiklehrerexamen. Allein dieses ist nur für höhere Schulamtskandidaten bestimmt. Der Kreis sollte erweitert werden. Wenn auf kirchlicher Seite hoch dotierte Stellen für Organisten und Chor-dirigenten bestehen und, wie sehr zu wünschen ist, noch mehr solcher Stellen geschaffen werden, so sollten bei Besetzung der Lehrerstellen nur solche Lehrer gewählt werden, die eine höhere musikalische Bildung

nachweisen können. Dasselbe müßte der Fall sein, wo größere Gesangsvereine bestehen, die ihrem Dirigenten ein hohes Gehalt gewähren und ein bedeutenderes Können von ihm verlangen.

Damit wäre aber auch dem Bildungsstreben und der Tatkraft der Lehrer ein Ziel geboten und ein sicherer Erfolg verbürgt. Und diejenigen Lehrer, die aus sich heraus ihre Bildung vertiefen und erweitern, hätten dann auch einen materiellen Gewinn von ihrer Arbeit, was jetzt nicht der Fall ist oder lediglich dem Zufall überlassen bleibt. Es wäre dann möglich, daß ein Lehrer sein staatliches Einkommen erheblich vermehren könnte.

Würde in dieser Richtung entschieden vorgegangen, so hätte das in ganz kurzer Zeit eine Wandlung zum Bessern zur Folge. Das Ohr würde nicht mehr so häufig beleidigt werden durch falsches oder gänzlich unzulängliches Orgelspiel, durch schlechten und falschen Gesang und durch geschmacklose, nichtsagende Kompositionen. Wo ein Lohn winkt, wird das Streben geweckt. Auch diejenigen, die nicht zu den Ausgewählten gehören, würden durch die Aussicht auf Erfolg, durch das gute Beispiel der andern, durch den Antrieb, der in der Konkurrenz liegt, endlich durch den ganzen frischen Luftzug, der in das Musiktreiben käme, angespornt, auch ihrerseits mehr Mühe aufzuwenden und Besseres zu leisten.

Die Haupttätigkeit solcher Musiker läge der Natur der Sache nach auf dem Gebiet des Gesanges. Es müßte daher eine gründliche technische Ausbildung im Gesang bei ihnen vorausgesetzt werden. Ferner sollten sie eine ausgedehnte Kenntnis der kirchlichen und weltlichen Chorliteratur besitzen in Hinsicht auf ihre spätere Aufgabe und in Rücksicht auf die Bildung des Geschmacks. Geschmacksbildung ist das allernotwendigste für unsere Organisten und Chorleiter. Diese Forderungen können durch Selbststudium nicht erfüllt werden; es muß also ein Unterricht eintreten. Andererseits würden sie in den gewöhnlichen Konservatoriumsbetrieb, der vor allem auf virtuose Instrumentaltechnik ausgeht, nicht gut passen. Denn große Technik wäre für den ins Auge gefaßten Zweck nicht nötig, vielleicht sogar der Erreichung dieses Zweckes hinderlich. Es genügt, wenn der künftige Organist sein Instrument sicher und geschmackvoll spielt. Wichtiger aber als große Technik ist, daß er das Beste und Sächtigste aus der Orgelliteratur kennen lernt, wenn auch zum Teil nur durch theoretischen Unterricht, und daß er in der Theorie der Komposition ganz gründlich unterwiesen wird. Instrumentale Technik bliebe dem späteren Selbststudium überlassen und könnte bei einem Examen höheren Grades, das den Musikunterricht an höheren Schulen ins Auge faßt, Berücksichtigung finden.

Diesen Anforderungen könnte durch einjährige, im Notfall halbjährige Kurse genügt werden, vorausgesetzt, daß die Teilnehmer musikalisch sind und eine gute Grundlage mitbringen, besonders auch in theoretischen Kenntnissen. Ein solcher Kursus würde mit 10—30 Teilnehmern mit einer ständigen Lehrkraft, wozu noch eine oder zwei Hilfskräfte für einzelne Unter-

richtsstunden kommen könnten, gut durchzuführen sein. Die Kosten würden also, selbst wenn noch Stipendien oder sonstige Zutwendungen an die Teilnehmer hinzukämen, doch sehr gering sein im Verhältnis zu dem, was die Kunstpflege sonst erfordert, unbedeutend im Verhältnis zu dem geistigen und künstlerischen Gewinn, der für unser Volk dabei herausträte.



Musikalische Zeitfragen

Wider die Wunderkinder!

Die Voranzeigen der Konzerte, die sich schon jetzt in bedenklichster Weise mehren, stellen für den nächsten Winter ein womöglich noch zahlreicheres Auftreten musikalischer Wunderkinder in Aussicht, als wir es im letzten Winter zu beklagen hatten. Wenn wir ja bloß an die Entwicklung der Musik als Kunst denken, könnten wir diese Erscheinung für ebenso belanglos halten, wie die „Wunderkinder“ selber. Sehen wir dagegen unser Musikleben als Kulturererscheinung, das öffentliche Musizieren als ein wichtiges Mittel zur Kulturerziehung unseres Volkes an, so wird man statt von einem Wunderkindersegen lieber von einer Wunderkinderseuche sprechen, die unser ohnehin immer oberflächlicher werdendes Konzertleben schwer schädigt. Mühsam und noch lange nicht genug haben wir im Konzertsaal das äußerliche Virtuositentum überwunden, das nur die Sensationsucht nach technischen Kunststücken und die äußerliche Schaulust befriedigte. Jetzt werden die Wunderkinderkonzerte in einem Maße gepflegt, daß der Konzertsaal zum Variété wird. Hierher gehören auch musikalische Wunderkinder, ebenso gut wie die Wunderkinder als Turner, Tierbändiger oder Equilibristen. Denn auch die musikalischen Wunderkinder sind eine Seltsamkeit, aber keine Kunstoffenbarung. Es gibt auch hier natürlich Ausnahmen. Der kleine Pepito d'Arriola ist eine solche. Denn seine Leistungen beruhen nicht auf technischem Drill, sondern auf einer schöpferischen Anlage, die sich bei diesem Kinde in wunderbar früher Weise äußert. Die wahren Kunstfreunde können den Erziehern des Knaben nicht dankbar genug sein für ihren heute so seltenen Idealismus, die Gaben des Knaben nicht kapitalistisch auszunutzen. Aber ich glaube, die echte Künstlernatur des Kindes würde das selber schon unmöglich machen. Natürlich nicht durch ein bewußtes Entgegenwirken Pepitos, ebensowenig wie sein Schaffen bereits bewußt ist. Nein, diese echte Künstlerschaft ist nicht dazu geeignet, beim Kunststübel Sensation zu machen. Und da liegt der springende Punkt. Diese Konzert-Wunderkinder sind technische Spezialitäten. Ist es wirklich schwerer, mit den Fingern ein schweres Musikstück auf dem Klavier oder der Geige herauszubekommen, als mit so und so viel Tellern zu jonglieren, die halbsbrecherischsten Turnerkunststücke auszuführen oder dergleichen? Es ist nicht wahr, daß dort mehr geistige Fähigkeiten dazu gehören, als hier. Ja, wenn es sich wirklich um echt künstlerischen Vortrag handelte, um ein

Reproduzieren, in dem sich die Persönlichkeit des kleinen Virtuosen im Werke des schöpferischen Genius befundete. Aber das ist ja niemals der Fall, und wenn dergleichen geredet wird, ist es Unsinn oder Selbsttäuschung.

Ich verstehe unsere Kritik nicht. Immer wieder bestätigt sie staunend, daß der Vortrag eines Franz von Vecsey oder Mischa Elmans echt künstlerisch sei. Nun bringt ja der Berliner Kritikerberuf es mit sich, daß man noch am gleichen Abend andere Konzerte besuchen muß. Zuweilen will es der Zufall, daß hier ein wirklicher Künstler spielt. Da bekennen dann alle: Ja, das ist doch etwas ganz anderes. Was ist denn so ganz anders? Daß der Mann hier zwanzig oder dreißig Jahre älter ist, als jener Knabe? Daß er das Technische besser ausführt? Ach nein! Anders ist nur der kleine Umstand, daß hier ein Künstler spielt, und dort ein Wunderkind, eine technische Spezialität. Im Variétés finden wir etwa bei einer Turner- oder Jongleurtruppe einen solchen Unterschied zwischen den älteren und jüngeren Mitgliedern der Truppe nicht: es sind eben alle technische Spezialitäten.

Nach alledem sehe ich in diesen Wunderkindkonzerten nur eine kapitalistische Ausnutzung einer kindlichen Fertigkeit. Sie hat gar nichts Gutes an sich, erweckt dafür eine ganze Reihe schwerer künstlerischer und menschlicher Bedenken. Daß das breite Publikum in künstlerischen Dingen noch viel unreifer ist, als solch ein Wunderkind, ist bekannt. Daß es die Hohlheit des ihm hier Dargebotenen erkennt, ist nicht zu verlangen. Um so höher wird hier die Aufgabe der Kritik, die es nicht bei der Anstandsmahnung belassen dürfte, man solle nun aber auch dem Kinde die nötige Ruhe zur Entwicklung lassen. Denn solche Mahnungen müssen ungehört verhallen. Auf die Erzieher wirkt der Klang des Goldes; Agenten und Unternehmer wissen den doppelte verführerisch zu gestalten. Die weltliche „künstlerische Erziehung“ der Kinder aber übernimmt der süße Pöbel. Sein Benehmen im Konzert, die Gesellschaftsmacherei und dergleichen würden einer viel stärkeren Widerstandskraft gefährlich werden, als solch ein Kind sie aufzubieten vermag. Am kleinen Vecsey konnte man im letzten Winter schon diese Wirkungen beobachten. Sein Spiel wimmelte bereits von Mäzchen. In Paris ließ sich solch ein Knirps interviewen und stellte psychologische Vergleiche zwischen den Damen Berlins und der anderen Städte an. Es wäre zum Lachen, wenn's nicht so jammervoll traurig wäre.

Traurig vor allem um diese Kinder. Nicht nur, daß sie künstlerisch fast ausnahmslos zugrunde gehen, es nur zu einem mittelmäßigen Virtuositentum bringen, — was ist solch eine Konzerttheherei für eine körperliche Anstrengung, für eine sittliche Gefährdung! Warum machen unsere Kinderschutzgesetze hier Halt? Ist nicht hier auch eine unerlaubte Ausnutzung der Körperkraft? Wird nicht hier durch diese geschäftliche Ausbeutung die geistige und sittliche Erziehung aufs grösste vernachlässigt? — Deutsch ist jedenfalls an alledem nichts.

* * *

Zum Spielplan der Königlichen Oper in Berlin

Wir leiden ja glücklicherweise in Deutschland noch nicht an der Zentralisation in künstlerischen Dingen, die wir Frankreich nachsagen (in Wirklichkeit gibt es nämlich auch da starke Betätigungen der Provinz). So bedeutet die Königliche Oper in Berlin glücklicherweise auch noch nicht die deutsche Oper.

Aber immerhin, sie ist das bestdotierte Opernhaus Deutschlands; die weite Verbreitung der Berliner Presse in der Provinz, die Tatsache, daß sämtliche größeren Zeitungen über Berliner künstlerische Ereignisse ausführlich berichten, schaffen eine „Vorherrschaft Berlins“, die bei einer ernsten Auffassung des künstlerischen Berufes schwere Pflichten auferlegt, die Veräumnisse zu großen Schädigungen unseres Kunstlebens macht.

Betrachtet man von diesem Standpunkte aus den für die nächste Spielzeit angekündigten Arbeitsplan der Berliner Hofoper, so wächst sich die Verstimmung, die der Kunstfreund in jedem Falle darüber empfindet, zum richtigen Arger und zur Trauer aus, daß man an so hervorragender Stelle nur so wenig Gefühl dafür hat, was man der deutschen Kunst schuldig ist. Von den ganzen drei „Neuheiten“ der Oper ist zunächst keine eine Neuheit. Alle drei Werke sind längst erprobt; keines hat die Probe zu bestehen vermocht. Stenhammers „Fest auf Solhaug“ kenne ich selbst nicht, will mir also auch kein Urteil erlauben und die Hoffnung hegen, daß hier vielleicht eine Rettung gelingt. Tschaikowskys „Pique-Dame“ enthält sicher wertvolle Musik: ein Musikdrama ist es nicht auf einer Seite, und nicht eine einzige Szene der Handlung vermag einem Deutschen etwas zu geben. Nun gar des Tschechen Smetana „Dalibor“. Auch hier sind, wie sich das bei Smetana von selbst versteht, wertvolle musikalische Abschnitte darin. Als Ganzes ist das Werk eine „große Oper“ im schlimmsten Meyerbeer'sinne des Wortes; der Stoff kann höchstens tschechische Herzen höher schlagen lassen. Also warum? Da ich an schlechtem Gedächtnis nicht leide, sehe ich nicht ein, weshalb ich die Antwort auf die Frage nicht geben sollte, die sich aus Geschehenem als wahrscheinlich ergibt. Die Antwort lautet: Fräulein Destinn will es! Als im „Theater des Westens“ vor zwei Jahren „Dalibor“ durchspiel, hat diese Opernsängerin in einer zum wenigsten höchst taktlosen Weise ihrem tschechischen Herzen Luft gemacht, indem sie eine Reihe von Komponisten, deren Werke im Opernhause zur Erstaufführung gekommen waren, beschimpfte. Damals erfuhr sie von der ihr vorgesetzten Behörde eine kleine Maßregelung; jetzt wird ihr eine große Venugtuung zuteil. Ich glaube nicht daran, daß ein Musiker aus voller Überzeugung nach den Erfahrungen jener allerdings nicht erstklassigen Aufführung der königlichen Bühne zu diesem Experiment raten konnte. Es handelt sich um ein großes Werk, das sehr viele Arbeit und auch viele Kosten verursachen wird. Der Erfolg wird ausbleiben, auch wenn Fräulein Destinn in der weiblichen Hauptrolle eine große Leistung vollbringen wird. Man wird höchstens die Destinn sehen und hören wollen. Über diese Periode des Primadonnenkultus sollten wir seit Wagner hinaus sein. Jedenfalls sollte die erste deutsche Opernbühne sich hüten, einen solch undeutschen Betrieb mitzumachen.

Immerhin, man könnte sich mit dieser Entgleisung abfinden, wenn nicht andere Arbeiten, nein, drängende Pflichten darüber verabsäumt würden. Das ist aber in größter Weise der Fall. Daß unter den drei „Neuheiten“ keine eigentliche Neuheit und kein Werk eines deutschen Komponisten ist, sei nur nochmals betont. Aber auch durch die Neueinstudierungen wird das dringende und berechtigte Verlangen nicht erfüllt, daß Gluck in den Spielplan aufgenommen werde. Glucks Werke sind trotz Mozart die wichtigste Ergänzung zu Richard Wagner, die Klassizität gegenüber der Romantik. Glucks Werke sind überdies einer der stärksten ethischen Werte unserer ganzen Musik, sind in ihrer Erhabenheit, ihrer einfachen Stilgröße, ihrem herrlichen Maßhalten in erster

Linie berufen, unserer aus Rand und Band geratenen Kompositionsweise wieder den Weg zur Befundung zu weisen. Glucks Hauptwerke: „Orpheus“, „Alceste“ und die beiden „Iphigenien“ stehen für sich, sind durch nichts anderes zu ersetzen; daß sie im Spielplan der deutschen Bühnen so wenig vertreten sind, ist und bleibt eine unverzeihliche Erscheinung. Es ist dabei gar nicht wahr, daß das Publikum nicht die nötige Teilnahme für diese Werke besitzt. Man sollte sie nur mit der gehörigen Sorgfalt herausbringen. Von Privatopern ist es nicht zu verlangen, daß sie das „Wagnis“ unternehmen; für eine Bühne von der Stellung der Königlichen Oper in Berlin ist es Pflicht.



Neue Bücher und Musikalien

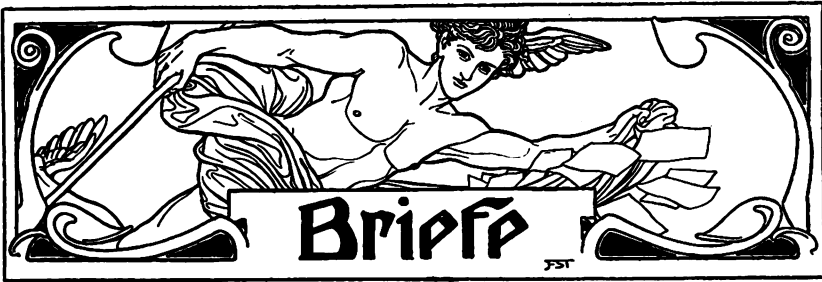
Kinderlieder mit Singstimmen und Klavierbegleitung von A. v. Gottberg-Serzog. Das kleine schmucke Bändchen in Taschenformat kann empfohlen werden. Fast hundert Lieder sind hier vereinigt, zur Hälfte eigentliche Kinderlieder, zur andern Hälfte Gefänge für allerlei festliche Anlässe, die auch ins Kinderleben eingreifen. Das Büchlein ist für Mütter bestimmt und kann in ihren Händen Gutes wirken. Es bildet einen Band aus „Grettleins praktischer Hausbibliothek“ (Leipzig, Grettlein) und kostet gebunden nur 1 Ml. — Nicht empfehlen kann ich den in der gleichen Sammlung erschienen „Führer durch die Hausmusik“ von Gustav Boffe. Die Zusammenstellung der Musikalien ist so unsystematisch, kritiklos und ohne höhere Erziehungsabsichten, daß das Werkchen dem Nichtfachmann kaum andere Dienste leisten kann, als irgend ein Katalog.

Walter Niemann, Musik und Musiker des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart in 20 farbigen Tafeln (Leipzig, Bartholf Senff).

Ein vorzügliches Tabellenwerk. Dem Verfasser ist es in der Tat gelungen, durch Verwendung verschiedener Farben und Druckgrößen, durch sinnreiche Abkürzungen die Entwicklung der Musik im 19. Jahrhundert, sowie Stellung und Bedeutung der einzelnen Komponisten auf den ersten Blick zu veranschaulichen. Die Tafeln wollen nicht etwa eine Musikgeschichte ersetzen, werden aber jedermann auch neben der ausführlichsten Musikgeschichte wertvolle Dienste leisten.

Georg Vollerthun ist den Thürmerlesern wohlbekannt. Unsere Notenbeilage hat von ihm schon manche wertvolle Gabe gebracht. So brauche ich denn auch nur zu sagen, daß die „Drei Lieder von Detlev von Liliencron“ („Zwei Meilen Trab“, „Und ich war fern“, „Schrei“, Verlag von B. Schotts Söhne, Mainz; je 1 Ml.) die trefflichen Eigenschaften des Komponisten in hohem Maße aufweisen. Sie sind sangbar, voll echt männlichen Empfindens, kraftvoll und melodisch. Sie seien bestens empfohlen.





F. G., L. — A. B., A. — R. O., B. — G. F., J. b. B. — G. B., J. — B. in L. — C. M., M. — C. D., W. — C. L., L., P. L. i. B. — C. M., B. a. G. — G. S., E., P. R., Sch. — O. A., Et. i. E. — R. F., D. L. — G. W., W. b. R., B. — R. G., B. — Ph. E., J. i. W. — H. M., R. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im E. leider nicht geeignet.

R., R. Die Strafe ist allerdings dadurch sehr gemildert, daß sie vom Oberkriegsgericht in Festungshaft umgewandelt worden ist. Der Offizier, der im „Scherz“ mit der geladenen Pistole auf das Mädchen zielte und sie auf diese Weise fahrlässig tötete, hat sich einer unverantwortlich leichtsinnigen Handlungsweise schuldig gemacht. Ihre Bemerkungen treffen zu: „Der Offizier wußte, daß die Waffe geladen war, er glaubte sie gesteckt! — Ist es nicht in jedem Falle ein Beweis bedenklicher Anreife, auch wenn man eine wirklich ungeladene Waffe auf einen Menschen hält? Ein Offizier, der doch gerade die Gefährlichkeit der Schusswaffen kennen sollte, der darf mit vollem Bewußtsein geladene Waffen auf einen anderen Menschen anlegen? — Wenn man damit die harten Urteile, die gemeine Soldaten bei geringfügigen Vergehen erleiden müssen, im Tagebuch des Kürners vergleicht, so kann einem recht weh werden. Wo bleibt denn da — auch mutatis mutandis — das gleiche Recht für alle?“ — Zur Ehre des Offiziers möchte der E. annehmen, daß er an dem eigenen Schuldbewußtsein schwerer tragen wird, als an der Festungshaft. Frdl. Gruß!

E. R. Sie haben ganz recht: Wer fände heute den Mut dazu? Wir leben nicht im Zeitalter des Alten Fröhen und seiner aufrechten Paladine. Frdl. Gruß!

Dr. M., B. Sollten nicht die positiven Mittel zur Abstellung der bewußten Übel schon in deren Beleuchtung enthalten sein? Lehrt nicht jeder der mitgeteilten Fälle, wie es nicht gesehen soll? Und sollte der Kürner wirklich aus einem jeden „die Moral von der Geschichte“ ziehen, die doch auf der flachen Hand liegt! Wo ein Wille, da ist ein Weg. Diesen Willen zum Besseren zu wecken, erst in's Leben zu rufen, das ist das Allerwichtigste. Bei wirklich ehrlichem Willen lassen sich z. B. die Soldatenmißhandlungen u. dgl. leicht abschaffen. — Seien Sie überzeugt, die Maßgebenden wären keineswegs in Verlegenheit um die Mittel. Es liegen ja überdies so viele positive annehmbare Reformvorschlüge fast auf allen Gebieten vor, daß man nur zu prüfen und nach ernstlicher Prüfung das Beste zu wählen brauchte. Daran fehlt's und liegt's wirklich nicht! Gewisse Mißstände erscheinen gewissen interessierten Kreisen durchaus nicht so ungeheuerlich, sie finden vielmehr ihre „Staatskräfter“ dabei und denken gar nicht daran, sie gutwillig abzustellen. Andere wieder stecken zu sehr in eingefestigten Vorurteilen, fürchten das Umlernen, wie überhaupt jede Neuerung. Die bis zur Lächerlichkeit gediehene Sozialistenfurcht, das hypnotisierte Starren nach dem „roten Lappen“ tut das übrige. Alles ist gewonnen, sobald nur die Einsicht und der Wille gewonnen sind. Überdies liegen ja präzis formulierte Vorschläge den Kammern vor. Aber es gelingt nicht, sie durchzusetzen, oder doch nur in verstämmelter Gestalt. — Ein „Widerpruch“ zwischen der Behauptung, daß vielen Deutschen ein starkes Gefühl Philistertum innewohnt, und der Forderung, das deutsche Volk solle an der Bestimmung seiner Geschicke tatkräftig teilnehmen, kann doch nur künstlich konstruiert werden. Es ist das nicht nur kein Widerspruch, sondern dasselbe. Also anders ausgedrückt: die deutschen Philister sollen ihr Philistertum ablegen, d. h. selbst an der Gestaltung ihrer Geschicke mitarbeiten und nicht alles Heil von oben erwarten. Schließlich gibt es ja auch noch Deutsche, die keine Philister sind. Verbindl. Dank für Ihr freundliches Interesse.

F. G., F., M.-L. Bismarck ist niemals durchs Examen gefallen. Er hat im Gegenteil die drei Examina, die er vor staatlichen Prüfungskommissionen abzulegen hatte, nämlich das Abiturientenexamen auf dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin im Frühjahr 1832 als sechzehnjähriger junger Mann, sodann nach Ablauf des Erienniums das Examen als Kammergerichtsausultator in Berlin im April 1835 und das Examen als Regierungreferendar am 30. Juni 1836 in Aachen, das letztere mit „sehr gut“, bestanden. Auch die sonstigen von den Behörden über seine Fähigkeiten und Kenntnisse angestellten Zeugnisse lauten sehr vorteilhaft

für ihn. Das Affessoragamen hat er bekannlich nicht gemacht, weil er sich in der Folge ganz der Landwirtschaft zuwandte. Der Irrtum, daß er durchs Examen gefallen sei, mag durch das Scherzwort des Präsidenten Ludwig v. Gerlach entstanden sein, der bei der Ernennung des jungen Reichshauptmanns Otto v. Bismarck-Schönhausen zum preußischen Bundestagsgesandten meinte, Bismarck hätte bis dahin nur die Stellung eines „verbordenen Regierungspreferendar's“ gehabt.

J. N., W. (Schw.). Viellecht „Das Kreuz am Gemmpaß“. Frdl. Gruß!

Fr. J. S., B. Talent, aber noch nicht druckreif.

M. K. — W. B., A. Verbindlichen Dank für die Zeitungsblätter.

P. S., L. Sie schreiben: „Ich sehe sehr trüb in die Zukunft. Aller menschlichen Voraus-
sicht und aller geschichtlichen Erfahrung nach wird die Scheu der herrschenden Parteien in Volks-
vertretung und Presse, den sich immer stärker fühlbar machenden absolutistischen Regungen ent-
gegenzutreten, ja die Neigung, diese zu fördern, in demselben Maße zunehmen, in dem die
sozialistische Bewegung anwächst. Und doch ist nichts kurzschätiger, als in dieser Weise hinter
einer ‚starken‘ Regierung Schutz vor revolutionären Erhebungen zu suchen. Man verläßt sich
dann nur auf die physischen Machtmittel des Staates, in letzter Reihe auf die ‚schließende Flinten-
und den ‚hauenden Säbel‘, und schaltet damit selbst die sittlichen Momente aus, die doch im
Staatsleben so gut wie überall am letzten Ende den Ausschlag geben. Gegen Ideen richten
Kanonen und sonstige Gewaltmaßregeln nichts aus; das haben Napoleon I. und auch Bismarck
in seiner inneren Politik zu ihrem Schaden erfahren; dieser hat durch seine Ausnahmegelese
die drei davon betroffenen Parteien nur gekräftigt: das Zentrum, die Polen und die Sozial-
demokratie sind aus dem ihnen aufgezwungenen, zum Teil allerdings sehr ungeschickt geführten
Kampfe innerlich und äußerlich gestärkt hervorgegangen. Gewalt wirkt auf die Parteien, gegen
die sie sich wendet, wie William Morris in seinen ‚Zeichen der Zeit‘ sagt, wie die Waage auf
das wägende Gras: sie macht sie stärker und dichter. — Dieselbe unbegreifliche oder nach dem
Obigen vielmehr sehr gut begreifliche Selbstverleugerei zeigt sich jetzt auch in Sachen der Fleischnot.
Man überläßt den Sozialdemokraten die Agitation. So haben am Freitag hier in Leipzig fünf
Versammlungen stattgefunden, in denen sämtlich sehr scharfe Resolutionen angenommen worden
sind. Warum hat z. B. die nationalliberale Partei nicht ebenfalls Versammlungen einberufen?
Aber man will ‚oben‘ nicht anstoßen, will nicht den Anschein erwecken, als gehörte man zu
denen, die die Unzufriedenheit ‚schüren‘, wie man es nennt, wenn unerträgliche Zustände ein-
mal offen besprochen werden. In einer der natürlich überfüllten Versammlungen hat zwar der
nationalliberale Abgeordnete Gontard das Wort ergriffen und erklärt, er billige zwar den In-
halt, aber nicht die Form der Resolutionen; die Ursachen der Fleischsteuerung seien noch nicht
klargelegt, und es bedürfte erst eingehender Erhebungen, ehe man sich ein sicheres Urteil darüber
bilden könne, usw. usw. Also statistische Erhebungen, die Monate in Anspruch nehmen — alles
zur größeren Ehre der heiligen Bureauratie. Und mit solchen Vorhelfen, die lächerlich sein
würden, wenn sie nicht ein so beschämendes Zeugnis von dem Tiefstande der politischen Bildung
bei einem der berufenen Vertreter der Partei, die sich vorzugsweise rühmt, Vertreterin von
‚Recht und Bildung‘ zu sein, ablegten, glaubt man die tiefgehende Erregung der weitesten
Volkschichten beschwichtigen zu können! Mich sollte es auch gar nicht wundern, wenn bei
den im nächsten Monat in Sachsen stattfindenden Ergänzungswahlen zum Landtag trotz des
Dreiklassensystems einige Sozialdemokraten gewählt würden, von den Reichstagswahlen 1908
ganz zu schweigen . . .“ — Die Stimmen ehrlicher und einsichtiger Leute lauten wohl
alle so. Von der heute maßgebenden Richtung ist wenig zu hoffen. Hier hilft überall nur
festes eigenes Zutun. Verbindl. Dank und Gruß!

K., B. Besten Dank für die frdl. berichtigende Mitteilung, daß der Verfasser des Auf-
satzes „Deutsche Gewissenhaftigkeit“ auf S. 771 des 12. Hefts sich im Irrtum befindet mit seiner
Annahme, die Inschrift des Grabsteins sei jetzt auf E. S. W. Hoffmann abgeändert worden.
Sie hat, schreiben Sie, „schon immer so gelauret, und ich habe mir vor fast 50 Jahren schon von
meinem Vater die Erklärung für die Abweichung von dem Schriftstellernamen geben lassen.
Daß die Erneuerer des Denksteins den Namen nach so langer Zeit nicht mehr ändern mochten,
scheint mir leicht begreiflich.“

Past. S., W. b. D. (W. b. K.) Herzlichen Dank für den frdl. Gruß und Glückwunsch
zum neuen Jahrgang.

Fr. S., L. Wird gern zum Abdruck gebracht. Verbindl. Gruß!

L. K., B. Verbindlichsten Dank für die frdl. Mitteilung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landshüterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Tizian pinx.

Photographie Bruckmann.

DIE DREI LEBENSALTER



GÜNTHER



für Geist und Gut
verlegt von Emil Freyberg
Günther

Wintersemester 1905

Deutsche Finanzen

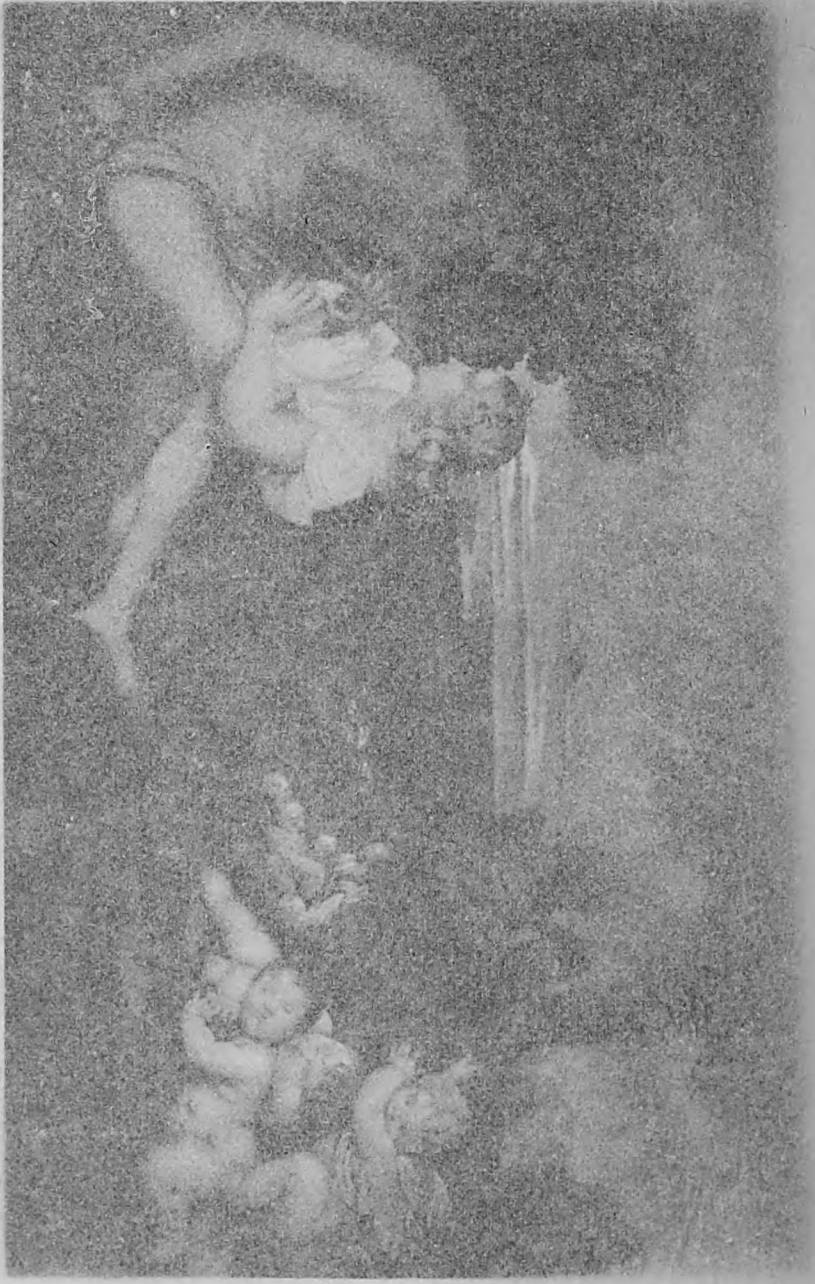
von
Eugen Gerlach

Die Finanzen sind eine Dorngrube. Das Wort ist so oberflächlich, wenn man sich fürchtet, es noch in den Mund zu nehmen. Aber es ist merkwürdig, wie wenig die theoretisch unbedarftesten Wähler oft die in der Praxis am wenigsten beachteten. Die Finanzen sind dem Reich das allergeringste. Infolgedessen wählen die wählende Mehrheit, wenn man denke nur an die Erklärung des Reichstages, die zu demselben kommt, und an die Mißverständnisse, die daraus resultieren, nicht zu demselben. Die schlechten Finanzen sind eine allseitig, von gut und notwendig erklärter Reklamation, die sich in der Praxis immer und immer wieder zeigt, und die sich in der Praxis immer und immer wieder zeigt. Jetzt freilich ist die Sache nicht ganz so. In der neuen Session des Reichstages gibt es eine gewisse Veranlassung, als die Finanzreform in Verbindung mit den neuen Steuererlässen.

Wie es bisher war, geht es nicht weiter. Es muß von Grund auf umgebaut werden. Das heißt ein Rückblick auf die Grundlagen und die Entwicklung der Reichsfinanzen.

Die Grundlage des Deutschen Reiches, die Verfassung, ist, wie fast alle Verfassungen, ein gesetzgebendes Werk, das Produkt eines Kompromisses. Die Kompromisse waren damals miteinander: eine zentralistisch-liberale, eine

MEIN DREI LEBENSALTER



körpert durch die Nationalliberalen, und eine föderalistische, um nicht zu sagen partikularistische, vertreten vor allem durch das Zentrum. Den Liberalen kam es bei der Regelung des Reichsfinanzwesens vor allem auf die „konstitutionellen Garantien“ an. Im Gegensatz zu Preußen, wo dem Parlament nur das Ausgabebewilligungsrecht zusteht, wünschten sie für das Reich Ausgabe- und Einnahmewilligungsrecht. Ein Einnahmewilligungsrecht ist in Preußen deshalb ausgeschlossen, weil dort alle Steuern in fester prozentualer Höhe auf Grund bestimmter Gesetze ein für allemal erhoben werden, einerlei, wie auch das Budget vom Landtag gestaltet werde. Selbst wenn ein Budget überhaupt nicht zustande käme, würden die Einnahmen ruhig weiter laufen. Das mußte nach liberalen Grundsätzen für das Reich vermieden werden. Darum das Streben, die Reichsfinanzen nicht ausschließlich auf feste Reichssteuern zu basieren. Im Effekt auf dasselbe Ziel, wenn auch aus ganz anderen Motiven, mündeten die Bestrebungen der Föderalisten. Sie fürchteten vor allem eine zu große Stärkung der Zentralgewalt. Nur kein Reich, das finanziell auf eigenen Füßen steht! Das würde, so meinte man, die Macht der Einzelstaaten erdrücken und sie allmählich zum Absterben bringen.

Den Wünschen beider Richtungen wurde man gerecht, indem in Artikel 70 der Reichsverfassung über die Reichseinnahmen bestimmt wurde:

„Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Überschüsse der Vorjahre, sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. In soweit dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, solange Reichssteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrages durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden.“

Die „Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung“ sind das, was gemeinhin als Matrikularbeiträge bezeichnet wird. Sie haben nach der Verfassung nur subsidiären Charakter, sind jedoch in praxi zum Rückgrate der Reichsfinanzen geworden. Ihr Hauptmangel ist die Ungerechtigkeit des Verteilungsmaßstabes. Schon bei ihrer Einführung wies Miquel auf die verschiedene Leistungsfähigkeit von 100 000 Bremer Bürgern und 100 000 Thüringer Waldbewohnern hin. Sie wirken eben wie eine Art Kopfsteuer. Aber sie entsprachen den Wünschen der beiden maßgebenden Richtungen in formaler Beziehung. Ihre Höhe muß jedes Jahr vom Reichstag festgesetzt werden. Damit ist das den Liberalen teure Einnahmewilligungsrecht des Parlaments gewahrt. Ihre Aufbringung in den Einzelstaaten ist Sache der einzelstaatlichen Regierungen und Landtage. Diese Verquickung von Reichs- und einzelstaatlichen Finanzen war den Föderalisten willkommen.

Für die Gesundheit der Reichsfinanzen hat sich jedoch das System der Matrikularbeiträge als geradezu unheilvoll erwiesen. Es war ein stän-

diger Anreiz zum Schuldenmachen. Jedes Jahr, wenn zwischen dem Bundesrat und dem Reichsschatzsekretär der Reichsetat zu vereinbaren war, spielte sich daselbe Schauspiel ab: die Vertreter der Einzelstaaten drängten um ihrer Verantwortung gegenüber den heimischen Volksvertretungen willen auf möglichst niedrige Fixierung der Matrifularbeiträge. Der Reichsschatzsekretär seinerseits empfand um seiner Position im Reichstag willen einen wahren horror vor neuen Steuern. Zu neuen Einnahmenvorschlägen war eben nirgends Neigung. Auf der anderen Seite stiegen die Bedürfnisse des Reichs mit großer Regelmäßigkeit. Die Folge davon war, daß man sich fast stets dahin einigte, einen erheblichen Teil der neuen Ausgaben durch Anleihen zu decken. Damit kam man dem Reichstag wie den Bundesstaaten gegenüber immer noch am besten aus. Die Schuldenlast des Reiches freilich wuchs dadurch so, daß man zwar nicht, wie es die Sozialdemokratie schon getan hat, von einer drohenden Reichspleite sprechen kann, daß aber immerhin der Zustand der Reichsfinanzen als ernst bezeichnet werden muß.

Diese Folgen der Wirtschaft mit den Matrifularbeiträgen hat man sich bei ihrer Einführung natürlich nicht klargemacht. Man sah damals alles in rosigem Licht. Die Anfänge des Reichshaushalts waren ja in der Tat glänzend. Das Deutsche Reich begann seine Existenz mit einem Aktivum von 4 Milliarden Mark, die ihm die Franzosen als unfreiwillige Morgengabe dargebracht hatten. Von diesen Milliarden wurde allerdings ein beträchtlicher Teil für die Deckung der Kriegskosten, die Dotierung des Invalidenfonds, Festungsbauten und ähnliche Zwecke verwendet. Immerhin blieb so viel übrig, daß alles in Gold zu schwimmen schien. Es wurde denn auch sehr aus dem Vollen gewirtschaftet. Es war ja damals die Gründungsära. In den meisten Privathäushalten ging es lustig her, und auch im Reichshaushalt herrschte alles andere eher als altpreussische Sparsamkeit. So kam es denn, daß man bereits 1875 mit den französischen Geldern fertig war. Die erste Anleihe wurde beschloffen. Sie war noch ungemein bescheiden: 16 Millionen 300 000 Mark. Mit solchen Kleinigkeiten hat man sich später, von einem Male abgesehen, nie mehr abgegeben. Sie wurde auch, da man das Geld noch nicht so dringend brauchte, erst am 1. April 1877 realisiert. Aber: der Appetit kommt wie beim Essen so auch beim Schuldenmachen. *Ce n'est que le premier pas qui coûte.*

Die Anleihe, die 1878 aufgenommen wurde, betrug schon 56 Millionen. Im nächsten Jahre stieg die Schuldenlast auf 138 Millionen. So ging es von Jahr zu Jahr weiter. Immerhin war man im ersten Jahrzehnt des Schuldenmachens noch einigermaßen zurückhaltend. Nur etliche Sehnher von Millionen kamen jährlich hinzu. Aber vom Finanzjahr 1887/88 ab hörte man mit dem schüchternen Schuldenmachen auf. Mit einem Schlage schnellte die Anleihefumme, die das Jahr zuvor nur 46 Millionen betragen hatte, auf 234 Millionen herauf. Nun gab es kein Halten mehr. In den nächsten Jahren betrugen die neuen Anleihen 162, 234, 199 und 1891/92 gar 367 Millionen. Die erste Milliarde des Schuldenstandes war bereits 1890 überschritten worden.

Der riesenhafte wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland unter der Caprivischen Handelsvertragspolitik nahm, äußerte seine Wirkungen natürlich auch auf die Reichsfinanzen. Trotz der Herabsetzung der Lebensmittelzölle besserten sich die Reichseinnahmen derart, daß im Jahre 1896/97 die geringste Schuldenvermehrung eintrat, die die Geschichte des Deutschen Reiches überhaupt zu verzeichnen hat, seitdem es in das Schuldenmachen hineingekommen ist. Aber muß es nicht geradezu als ein politischer Skandal erscheinen, daß das Reich selbst in den Jahren seiner größten Prosperität es nicht fertig gebracht hat, Einnahmen und Ausgaben in Einklang zu bringen? Freilich, in jenen Jahren ist ja sogar von einer Schuldentilgung die Rede gewesen. Wer das Reichsgesetzblatt der neunziger Jahre aufschlägt, findet dort eine Reihe von Jahren hindurch die sog. leges Lieber verzeichnet, die beweisen, daß — auf dem Papier wenigstens — das Reich wiederholt Schulden getilgt hat. So wurden 1895/96 an Schulden 13 Millionen getilgt. Aber da man gleichzeitig 57 Millionen neue Schulden machte, so betrug das Fazit dieses „Schuldentilgungs“-Jahres eine Schuldenvermehrung von 44 Millionen. Ähnlich ging es in den anderen Jahren auch, wo man sich der naiven Illusion hingab, Schulden tilgen zu können. Der Schlüsseffekt war stets: Vergrößerung der Schuldenlast.

Als die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands sich wieder ungünstiger gestalteten, änderte sich sofort das Tempo des Schuldenmachens. Aus dem Schritt ging es in Galopp über. Seit 1899 haben wir nie unter 100, wiederholt aber über 200 Millionen neuer Anleihen aufgenommen. Im letzten Etat mutete die Regierung dem Reichstag zu, fast 300 Millionen Anleihen zu bewilligen. Dabei wurden sogar skrupellos die Bestimmungen der Reichsverfassung mißachtet. Finanzielle Bedrängnis wirkt eben nicht nur auf den Privatmann, sondern auch auf Regierungen demoralisierend. Nach Artikel 73 der Reichsverfassung kann in Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses eine Anleihe aufgenommen werden. Die Verfassung verbietet also, die ordentlichen Bedürfnisse des Reiches, d. h. die laufenden Ausgaben, durch Anleihen zu decken, wie das übrigens bei jeder geordneten Finanzwirtschaft selbstverständlich ist. Aber schon 1902 setzte sich die Regierung über den klaren Wortlaut der Verfassung hinweg und forderte eine sog. Zuschußanleihe. Mit diesem neugeschaffenen Wort sollte die Verfassungswidrigkeit verdeckt werden, daß die Anleihe bestimmt sei, laufende Ausgaben zu bestreiten. Leider war die Reichstagsmehrheit schwach genug, der Regierung nachzugeben. Das machte der Regierung Mut zu neuen Verfassungsverletzungen. Sie kam schon 1903 mit einer neuen Zuschußanleihe, und 1904 wollte sie gar 51 Millionen für eine Zuschußanleihe bewilligt haben. Doch der neue Reichstag, der sah, welche schlimme Wirkung die Gutmütigkeit seines Vorgängers gehabt hatte, zeigte ein engeres Gewissen als die Regierung. Er erklärte beide Male: Nein! Das Schlimmste, die offene Wiederholung der Verfassungsverletzung, wurde vermieden.

Mit allerlei Notbehelfen wurde der Etat notdürftig balanciert. Die Matrikularbeiträge wurden stark erhöht. Um aber den Einzelstaaten die Pille nicht gar zu bitter zu machen, stundete man ihnen vorläufig die Erhöhungen — ein ziemlich platonischer Liebesdienst, da aufgeschoben natürlich nicht aufgehoben bedeutet. Diese Maßregel also nützte nicht viel, schadete aber wenigstens nichts. Sehr bedenklich war dagegen ein zweiter Notbehelf. Man setzte den Voranschlag für gewisse Solleinnahmen weit über die Ziffern der Regierungsvorlage hinauf, obwohl man fast sicher war, daß sie diese Höhe nicht erreichen würden. Man behalf sich also, wie Dr. Köppe in seinem Buche über die Reichsfinanzreform sehr nett ausführt, wie jener Mann, der in seinem Zimmer fror, und da er nichts zum Einlegen hatte, das Quecksilber des Thermometers wenigstens durch Erwärmen mit seinen Händen zum Steigen brachte.

Eine Verschleierung der Reichsfinanznot geht nicht länger an. Die Zahlen sprechen eine zu deutliche Sprache. Wir sind jetzt bereits bei 3½ Milliarden Schulden angelangt. Die Höhe der Schulden allein spricht freilich noch nicht für ihre Bedenklichkeit. Es kommt eben darauf an, wieviel activa den passivis gegenüberstehen. Preußen hat weit mehr Schulden als das Reich, nämlich rund 7 Milliarden. Trotzdem braucht sich niemand in seiner Eigenschaft als preußischer Staatsbürger graue Haare wachsen zu lassen. Denn Preußens Schulden stammen fast durchweg von dem Erwerb gewinnbringender Anlagen. Den Schulden stehen in den Domänen und Forsten, den Bergwerken und den Eisenbahnen so kolossale Werte gegenüber, daß nach Realisierung dieser Werte Preußen nicht nur seine Schulden bezahlen könnte, sondern auch noch als ein Großkapitalist ersten Ranges dastände. Wenn der preußische Fiskus Milliarden an Anleihen aufnahm, um die Eisenbahnen zu verstaatlichen, so handelte er wie ein bonus pater familias. Denn sie bringen ihm eine Rente von 6 bis 7%, während er seine Anleihen nur mit etwa 3½% verzinsen muß.

Im Reich ist es anders. Es hat fast alle seine Schulden für militärische Zwecke gemacht. So notwendig diese Ausgaben beinahe ausnahmslos waren, so stellen sie doch keine eigentliche werbende Kapitalsanlage dar. Sie sind in dem engeren Sinn des Wortes insofern nicht produktiv, als eine direkte Verzinsung davon nicht zu erzielen ist. Aktiva des Reiches, die eine Rente abwerfen, sind nur die paar Eisenbahnen im Reichsland und die Post- und Telegraphenanlagen. So erfreulich die wachsenden Einnahmen aus dem Postetat sind, so können sie doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die realisierbaren Werte des Reiches in keinem Verhältnis zu seiner Schuldenlast stehen. Der Reichsfiskus ist einem mit Hypotheken überlasteten Grundbesitz zu vergleichen.

Nun ließe sich ja eine Vermehrung der Reichsschulden einfach und verfassungsmäßig dadurch vermeiden, daß man die Einzelstaaten mit immer mehr Matrikularbeiträgen belastete. Aber praktisch ist dieser Weg ungangbar. Die Unbilligkeit, die in dem kopfsteuerartigen Modus der Matrikular-

beiträge liegt, würde für die ärmeren Bundesstaaten einfach unerträglich, wenn sie erheblich stärker als bisher herangezogen werden sollen. Sie können ihr eigenes Budget nicht mehr balancieren, wenn sie von Jahr zu Jahr mehr an das Reich herauszuzahlen haben. Das ist um so schlimmer, als sie im voraus nie wissen können, wieviel man ihnen im nächsten Jahr abverlangen wird. Der Reichsgebirge würde in ärgster Weise darunter leiden, wenn die Einzelstaaten im Reich in erster Linie einen Nimmerfakt zu erblicken hätten.

Wenn also weder das Schuldenmachen noch die Erhöhung der Matrikularbeiträge weiter gehen kann, so muß man auf andere Mittel zur Abhilfe sinnen. Der Ruf nach größerer Sparsamkeit, der immer wieder ertönt — keine Etatsberatung im Reichstag ohne ihn! —, hat praktisch nur den Wert einer Phrase. Im großen kann man nämlich nicht sparen, ohne daß die Aufgaben des Reiches darunter leiden, und Ersparnisse im kleinen nützen nichts. Es wird wohl so bleiben, daß Deutschland mit wachsender Bevölkerung und wachsenden Aufgaben auch wachsende Ausgaben haben wird.

Bleibt also nur der Versuch, die eigenen Einnahmen des Reiches zu vermehren. Das ist in der Tat auch der Weg, der bisher bei jedem ernsthaften Plan einer Reichsfinanzreform beschritten wurde. Am umfassendsten wurde der Versuch 1879 unternommen, als die „neue Ara“ der Wirtschaftspolitik einsetzte. Bismarck wollte damals zwei Fliegen mit einer Klappe treffen: den Schutzzoll zur Grundlage des deutschen Wirtschaftslebens machen und die reichseigenen Einnahmen so vermehren, daß das Reich es nicht mehr nötig habe, Kostgänger bei den Einzelstaaten zu sein. Der protektionistische Teil dieses Programms glückte, der finanzpolitische dagegen scheiterte. Wieder wie bei der Feststellung der Reichsverfassung rangen die zwei entgegengesetzten Richtungen miteinander, Nationalliberale und Zentrum. Beide waren sich gleichmäßig klar darüber, daß die gewaltige Steigerung der Zolleinnahmen zur Beseitigung der Matrikularbeiträge führen werde. Damit wäre auf der einen Seite das Einnahmewilligungsrecht des Reichstages illusorisch gemacht und auf der anderen die reinliche Scheidung von Reichs- und Landesfinanzen perfekt geworden. Um das Einnahmewilligungsrecht zu retten, schlug der Führer der Nationalliberalen, v. Bennigsen, vor, einen „beweglichen Faktor“ in die Finanzgesetzgebung des Reiches einzuführen. Für Raffeezoll und Salzsteuer sollten keine festen Sätze gelten, sondern der Reichstag jedes Jahr beschließen, in welcher Höhe sie zur Balancierung des Etats zu erheben seien. Um die Hand der Einzelstaaten im Reichsbudget zu behalten, beantragte der Zentrumsführer Frhr. v. Frandenstein, dem Reich sollte nur der Ertrag der Zölle in der bisherigen Höhe von 130 Millionen jährlich verbleiben. Alle Mehreinnahmen infolge der Zollerhöhungen sollten an die Einzelstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung verteilt werden.

Bismarck entschied sich für den Zentrumsantrag. Die *clausula Frandenstein* trat in Kraft. Sie hatte die Wirkung, daß die gewaltig anschwellenden Einnahmen aus den Zöllen direkt die Finanzlage des Reiches um

keinen Pfifferling besserten. Selbst als die Zölle eine halbe Milliarde brachten, mußten Hunderte von Millionen an Matrikularbeiträgen erhoben werden. Indirekt freilich stand das Reich nach dem neuen Solltarif pekuniär natürlich ganz anders da als vorher. Denn wenn es jährlich Hunderte von Millionen den Einzelstaaten überwies, konnte es ohne Gewissensbedenken ebenso viele Hunderte von Millionen von ihnen in Gestalt von Matrikularbeiträgen einziehen. Tatsächlich war der Effekt der *clausula Franckenstein* eigentlich nur der, den Reichsetat sehr undurchsichtig zu gestalten. Das Hin- und Herschieben der riesigen Summen, die Auszahlung der Zölle an die Einzelstaaten, die Rückzahlung ungefähr derselben Beträge wieder an das Reich, alle diese rechnerischen Manipulationen machten den Reichsetat und das Rechnungswesen des Reiches außerordentlich kompliziert. Das ist so ziemlich die einzige Wirkung der so heiß umstrittenen *clausula Franckenstein* gewesen.

Als die Reichsausgaben trotz des wachsenden Ertrages der Zölle den Reichseinnahmen dauernd voraneilten, machte Bismarck noch wiederholt den Versuch, das finanzielle Rückgrat des Reiches durch Maßnahmen großen Stiles zu stärken. Es sei nur an den Plan des Tabak- und des Branntweinmonopols erinnert. Aber er vermochte nie eine parlamentarische Mehrheit dafür zu gewinnen. Wenn einzelne Gesetze, wie das Reichsstempelgesetz und das neue Branntweinsteuergesetz, dem Reiche neue oder doch verstärkte Einnahmequellen eröffneten, so wurde auch dabei sofort für ihre Ablenkung aus dem Reichsäckel in die Kassen der Einzelstaaten gesorgt. Auch sie wurden der *Franckenstein'schen* Klausel unterstellt, d. h. den Einzelstaaten überwiesen.

Eine kleine formale Besserung in dem Durcheinander von Reichs- und Bundesstaatsfinanzen hat die sog. „kleine Finanzreform“, auch *Leg Stengel* nach ihrem Urheber, dem Reichsschatzsekretär, genannt, im Frühjahr 1904 gebracht. Die Überweisungen von Reichseinnahmen, die seit der Zeit beinahe widersinnig geworden sind, wo die Matrikularbeiträge regelmäßig diese Überweisungen übersteigen, werden freilich nicht ganz beseitigt. Aber sie werden wenigstens erheblich vermindert, nämlich um den Betrag der Zölle und der Tabaksteuer. Dadurch wird etwas mehr Übersichtlichkeit in den Reichsetat gebracht.

Materiell hat die „kleine Finanzreform“ zur Besserung der finanziellen Verhältnisse des Reiches und der Einzelstaaten nichts beigetragen. Das ist eine Aufgabe, die noch ihrer Lösung harret, aber nicht lange mehr harren darf. Eine „große Finanzreform“ ist die dringendste Aufgabe der deutschen Politik.

Diese große Finanzreform muß vor allem das Ziel haben, für eine allmähliche Abtragung der dem deutschen Volk in so kurzer Zeit aufgepackten Schuldenlast zu sorgen. In Preußen existiert eine gesetzliche Pflicht zur regelmäßigen Schuldentilgung. Obwohl Preußen seine Schulden fast ausschließlich dem Erwerb gewinnbringender, glänzend rentierender Unter-

nehmungen verdankt, also eine Amortisation gar nicht einmal besonders nötig hätte, werden seine Schulden doch jährlich teils mit $\frac{1}{2}$, teils mit $\frac{3}{8}$ % amortisiert. Die Schulden des Deutschen Reiches sind auf die Ausgaben für Heer und Flotte, also auf nicht direkt produktive Zwecke, zurückzuführen. Ihre Amortisation wäre also Pflicht eines geordneten Haushalts. Aber — sie erfolgt nicht. Hier muß der gesetzliche Zwang schleunigst geschaffen werden. Eine Finanzreform ohne sie wäre ein demagogisches Nachwerk.

Aber nicht nur für die Abtragung der vorhandenen $3\frac{1}{2}$ Milliarden Schulden muß gesorgt, sondern auch der Aufnahme neuer Anleihen in dem bisherigen Stil muß ein Riegel vorgeschoben werden. Die engste Interpretation des Verfassungsartikels ist nötig, der die Aufnahme von Anleihen nur im Fall eines außerordentlichen Bedürfnisses gestattet. Bis jetzt war man sehr weitherzig in der Auslegung des Wortes „außerordentlich“. Den Bau von Kriegsschiffen sah man z. B. als ein außerordentliches Bedürfnis an. Mit dieser Auffassung muß gebrochen werden. Es hat sich herausgestellt, daß die Ausgaben für Schiffsbauten ein regelmäßiger und zudem wachsender Bestandteil unseres Budgets geworden sind. Kriegsschiffe veralten ziemlich rasch. Nach kaum ein paar Jahrzehnten ist ein solcher Koloss, der seine 20—30 Millionen gekostet hat, nicht viel mehr wert als das alte Eisen, das darin steckt. Sind seine Baukosten durch eine, noch dazu nicht amortisierbare Anleihe aufgebracht worden, so belasten sie vom Tage seiner Unbrauchbarkeit an das Budget mit einer Zinsenlast, der nicht der geringste Wert gegenübersteht. Zum mindesten müßte eben gefordert werden, daß solche Ausgaben durch sehr rasch zu amortisierende Anleihen aufgebracht werden. Noch korrekter aber wäre es, wenn sie einfach auf das Ordinarium der Ausgaben übernommen und darum auch durch die laufenden Einnahmen gedeckt würden. Denn da nach menschlichem Ermessen die Ausgaben für Schiffsbauten, die wir etwa seit dem Jahre 1900 zu leisten haben, in den nächsten Jahrzehnten nicht ab-, sondern wahrscheinlich noch zunehmen werden, so sind sie als regelmäßig wiederkehrende anzusehen und dementsprechend budgetmäßig zu behandeln.

Natürlich erheischt die Pflicht zur Schuldentilgung und zur möglichsten Vermeidung neuer Schulden erhebliche Mittel. Auf dem Wege der erweiterten Inanspruchnahme der Matrikularbeiträge sind diese Mittel auf keinen Fall aufzubringen. Sind doch schon heute, wo man keine Schuldentilgung kennt und leichtsinnigste Anleihenwirtschaft treibt, die Matrikularbeiträge, wie eingangs ausgeführt wurde, so hoch, daß sie zum überwiegenden Teil gestundet werden müssen, weil sonst die Budgets der ärmeren Einzelstaaten ganz in Unordnung kämen. Eine wesentliche Steigerung der Reicheinnahmen ist auf Grund der bestehenden Gesetze nicht zu erwarten. Auch nicht von den neuen Handelsverträgen mit ihren erhöhten Zollsätzen, die ja vom 1. März 1906 an in Kraft treten werden. Denn nach der Schätzung des Reichsschatzsekretärs werden die Mehreinnahmen infolge der neuen Zollsätze nur 70—80 Millionen betragen. Davon ist aber der größere Teil,

etwa 40—50 Millionen, bereits festgelegt. Der Reichstag hat nämlich bei der Annahme des Solltarifs 1902 auf Antrag des Abgeordneten Trimborn beschlossen, die Erträge aus der Steigerung der Lebensmittelzölle für die zu schaffende Witwen- und Waisenversicherung zu reservieren. Es bleiben also nur ungefähr 30 Millionen zur Verfügung, während der Bedarf an neuen Reichssteuern mit 200 Millionen eher zu niedrig als zu hoch eingeschätzt ist, wenn anders wirklich eine Gesundung unserer Reichsfinanzen erfolgen und nicht bloß ein Pflaster auf die schlimmsten Geschwüre geklebt werden soll.

Die Basis der großen Finanzreform haben also neue oder erhöhte Reichssteuern mit erheblichem Ertrage zu bilden. Darüber sind sich so ziemlich alle Leute einig. Die Differenzen beginnen erst bei der Frage: Welche Steuern sollen erhöht oder neu eingeführt werden?

Bisher basiert das Reichsteuersystem ausschließlich auf den Zöllen und indirekten Steuern. Getreidezoll, Kaffeezoll, Petroleumzoll, Tabakzoll und Tabaksteuer, Biersteuer, Branntweinsteuer, Salzsteuer, Zuckersteuer — das sind die Haupteinnahmequellen. Mit anderen Worten: die Gegenstände des Massenverbrauchs sind sämtlich erheblich verteuert, um die Unterhaltung von Heer und Marine zu bestreiten. Daß das nicht gerade dazu angetan ist, um die Seeres- und Flottenausgaben in den breiten Massen populär zu machen, liegt auf der Hand. Aber auch von diesem politischen Gesichtspunkt abgesehen, müssen die indirekten Steuern deshalb als bedenklich angesehen werden, weil sie progressiv nach unten wirken. Je größer die Familie, je geringer das Einkommen, einen um so erheblicheren Prozentsatz des Einkommens verschlingen die Steuer- und Zollzuschläge auf die Hauptgebrauchs- und Verbrauchsartikel. Halten sich die Sätze der indirekten Steuern und der Zölle in mäßigen Grenzen, so wird man sie, wenn auch nicht verteidigen, so doch ertragen können. Werden sie aber so hoch getrieben, wie sie in Deutschland schon sind, namentlich nach Inkrafttreten der neuen Handelsverträge, so wird sich mit Recht gegen jede Vermehrung von indirekten Steuern ein unüberwindlicher Widerstand im Volk und im Reichstag erheben. Erstrecken sich nämlich diese Steuern nur auf den Verbrauch eines kleinen Kreises von Wohlhabenden und Reichen, wie es bei den sog. Luxussteuern der Fall ist, so bringen sie erfahrungsgemäß so wenig ein, daß sich ihre Einführung nicht erst lohnt. So populär es in gewissen Kreisen ist, von Steuern auf Automobile, auf Equipagen und ähnliche Dinge zu schwärmen, so wenig läßt sich finanzpolitisch damit anfangen. Treffen die neuen Steuern oder die Steuererhöhungen dagegen den Konsum der großen Masse, so erheben sich die schwersten sozialpolitischen Bedenken. Gewiß läßt sich darüber streiten, ob z. B. der Tabak an sich nicht ruhig etwas mehr „bluten“ könnte. Aber einmal werden durch eine solche Steuererhöhung immer die Interessen einer großen Industrie und ihrer Zehntausende von Arbeitern bedroht. Und dann muß man vor allem an dem prinzipiellen Gesichtspunkt festhalten: die Gesamtbelastung der breiten Schichten durch

unser Reichsteuersystem ist bereits derart, daß dies System um keinen Preis noch an irgend einem Punkte weiter ausgebaut werden darf.

Nicht Ausbau, sondern Reform des Systems ist nötig. Neben die indirekten Steuern müssen die direkten treten, die das Reich überhaupt noch nicht kennt. Vier Steuerarten kommen dafür in Frage: Einkommensteuer, Wehrsteuer, Vermögenssteuer, Erbschaftssteuer.

Die Reichseinkommensteuer wäre die ideale Reichsteuer, wenn die Einzelstaaten, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, das Einkommen nicht bereits im Wege der Landessteuer sehr erheblich belastet hätten. Diese Steuerquelle darf den Einzelstaaten nicht genommen werden. Es ist zu wünschen, daß sie sie immer ertragreicher ausgestalten, indem sie die großen Einkommen mit höheren Steuerfüßen als bisher belegen. Neben den einzelstaatlichen Einkommensteuern würde die Reichseinkommensteuer nicht sehr viel einbringen. An ihrer Stelle eingeführt, würde sie die finanziellen Schwierigkeiten nicht beseitigen, sondern nur verschieben. So unanfechtbar sie also in der Theorie ist, so wenig läßt sich in praxi damit anfangen.

Die Wehrsteuer hat viel Sympathie gewonnen, weil sie eine Forderung der Gerechtigkeit zu sein scheint. Man findet es mit Recht billig, daß, wer nicht zu dienen braucht, zum Ausgleich für die ersparte Zeit dem Reich ein gewisses Entgelt entrichte. Die Schwierigkeiten, eine richtige Formulierung für diese Steuer zu finden, haben sich aber bisher als unübersteiglich erwiesen. Die Schwierigkeiten erstrecken sich nach zwei Richtungen hin. Einmal haben die Söhne aus wohlhabenden Häusern in dem Lebensalter, in das ihre Dienstpflicht fällt, meist überhaupt kein eigenes Einkommen. Und dann das Bedenken: Wem soll man die Steuer aufbürden? Auch dem, der allerdings nicht zu dienen braucht, aber durch seine schwache Konstitution in seinem Erwerb behindert ist? Eine gesetzgeberische Fassung ist bisher trotz aller Bemühungen nicht zu finden gewesen, die imstande wäre, die an sich gerechte Forderung der Wehrsteuer so zu gestalten, daß bei der praktischen Durchführung schlimme Ungerechtigkeiten vermieden werden können. Solange das aber nicht der Fall ist, kann die Reichswehrsteuer ernstlich nicht in Frage kommen.

Keine durchschlagenden Gründe lassen sich dagegen gegen eine Reichsvermögenssteuer vorbringen. Die Vermögenssteuer ist erst von wenigen Einzelstaaten eingeführt und nirgends in solcher Höhe, daß nicht neben der Landesvermögenssteuer noch eine beträchtliche Reichsvermögenssteuer möglich wäre. In Preußen z. B. beträgt sie $\frac{1}{100}$ %. Das ist eine Bagatelle. Natürlich müßte eine Reichsvermögenssteuer, um zugleich ertragreich und gerecht zu sein, progressiv für die großen Vermögen gestaltet sein — ein Gedanke, der der preussischen Vermögenssteuer, die übrigens offiziell Ergänzungsteuer heißt, leider fehlt. Die Einführung der Reichsvermögenssteuer würde nebenbei das Einnahmewilligungsrecht des Reichstages garantieren. Die Höhe ihrer Sätze müßte jedes Jahr, je nach den Bedürfnissen

des Reiches, vom Reichstag festgesetzt werden. Die Matrikularbeiträge könnten dann völlig fortfallen.

Alle neuen Reichsbedürfnisse auf die Reichsvermögenssteuer zu übernehmen, hätte jedoch seine großen Bedenken. Die Kapitalbildung, die wir in unserm Wirtschaftsleben brauchen, kann wohl ein klein wenig verlangsammt, darf aber nicht allzu stark behindert werden. Darum haben wir neben der Reichsvermögenssteuer noch eine andere neue Reichssteuer von großer Ertragsfähigkeit nötig. Das ist die Reichserbschaftssteuer. Sie ist sehr leicht durchführbar, weil die Einzelstaaten, von wenigen Ausnahmen abgesehen (Reichslande, Hamburg, Lübeck), bisher sich die Erbschaftssteuer noch so gut wie gar nicht nutzbar gemacht haben. Von allen Kulturstaaten Europas haben die deutschen die niedrigste Erbschaftssteuer. Sie bringt in allen deutschen Staaten zusammen jährlich noch nicht 30 Millionen, in England dagegen 350! Der Krebschaden bei den meisten deutschen Erbschaftssteuern, der preussischen vornweg, ist der, daß die Erbanfälle zwischen Ascendenten und Descendenten überhaupt nicht versteuert werden, und daß es eine prozentuale Abstufung der Steuerfüße je nach der Größe der Erbschaft nicht gibt. Eine Reichserbschaftssteuer nach englischem Muster — und Deutschland wäre auf lange hinaus aus allen finanziellen Nöten gerettet.

So groß die Reichsfinanznot augenblicklich auch ist, so leicht wäre es, aus ihr herauszukommen. Denn nicht an den Wegen fehlt es, ihr beizukommen, sondern bisher nur an dem Willen, diese Wege zu beschreiten.



Jugend und Alter

Von

Bogumil Goltz

Den Torheiten, den Übereilungen und Untugenden der Jugend, ihrer Rücksichtslosigkeit und Einseitigkeit liegt eine Begeisterung, ein idealer Erieb zum Grunde, eine Hingebung des Lebens an das Idol in der Brust; eine Ritterlichkeit, die mit der Welt anbindet und um das Heiligtum kämpft.

Den Tugenden der späteren Jahre und ihrer weisen Lebensökonomie gebriecht der große Zug und Ruck einer hehren Begeisterung und Leidenschaft, die über alle Steine des Anstoßes, über die Widersprüche und den Erdenklot im leichten Fluge hinwegzutragen vermag.

Aber es ist besser, vom Leben berauscht, als von ihm gelangweilt, überstoppft und angeekelt zu sein.

Besser ein heiliger Traum, als ein unheiliges Erwachen. Glückseliger ein seelenvoller Irrtum und Auerstand, als ein seelenloser Wiß und Verstand. Besser ein leichter Kopf und Sinn über einem liebeshweren Herzen, als über einem beschwerten Gewissen ein herzloser oder ein mit Wissen überfüllter Kopf.

(Aus Bogumil Goltz, Auswahl aus seinen Schriften.)





Doktor Germaine

Von

Noëlle Roger

(Fortsetzung)

XI.

Frau François Evoles, die der Schwägerin eine herzliche Zuneigung entgegenbrachte, besuchte sie öfters. Geneviève's etwas krankhafte Grazie, und die offene, oft geradezu kurze, ungestüme Art, mit der sie Bälle, Gesellschafts- und Toilettenfragen behandelte, zogen Germaine, trotz des Widerspruchs, den jenes Wesen enthielt, an. Die rasche Herzenergießung, der wiederum aus irgendwelchen unbekanntem Gründen plötzliche Trauer folgte und sich über die mandelförmigen, blauen Augen legte, fesselte Germaine. Sie betrachtete Geneviève so ungefähr wie die seltenen Gegenstände, mit denen Wilhelm sie so gerne umgab.

Oft hatte Geneviève die Schwägerin mit ihrem Wagen abgeholt, und es folgte dann eine Jagd von Besuchen und „five o'clocks“. Gelassen ließ es Germaine über sich ergehen. Wilhelm, als vielbeschäftigter Advokat, kehrte erst abends nach Hause zurück. Germaine's einzige Freundin, die kleine Malerin Annette Bailly, war abwesend. Sie war daher mit dem Ausfüllen der langen Nachmittagsstunden noch nicht im klaren. Wie hatte sie vorher gearbeitet, gewirkt Tag und Nacht, zuviel! . . .

Anfangs interessierten sie die neuen weltlichen Kreise, in die sie zum erstenmal einen Einblick erhielt, und sie wunderte sich im stillen über ihre kostspielige Flachheit. Einen gewissen Reiz übten diese unermüdeten, niedlichen, lächelnden Gesichter ja auf sie aus. Nach und nach aber fand sie das liebenswürdige Geplauder kindisch und geistlos. In Black Town besaßen einige der Frauen bei innerer Unabhängigkeit männlichen Verstand, andere irgend eine besondere Gabe, jede einzelne aber eine bestimmte Tätigkeit, die ihr Leben ausfüllte. Germaine begriff nicht, wie Toilette, kleine oder größere Intriguen und Skandale jenen hinreichend Befriedigung gewähren konnte.

Alle waren ihr indes mit offener Herzlichkeit entgegengekommen, und sie wollte sich jedes Richtens enthalten. Sie kannten ja kein anderes Da-

sein, keine ernsteren, tieferen Genüsse. Germaine langweilte sich in ihrer Gesellschaft. Einige der älteren Damen versuchten daher ihre Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Wohltätigkeitsvereine zu ziehen, bei denen sie mitwirkten. Sie hörte Gebete und Predigten für die bekehrten Gefallenen an. Eine Tante von Geneviève, die ihr ganzes Vermögen den Bedürftigen opferte, lud sie zu einem ihrer Empfänge ein.

„Es wird Sie sicher interessieren, liebes Kind, da Sie sich doch mit derlei Fragen beschäftigen“, sagte die alte Dame.

Einmal wöchentlich durften die Armen ohne Unterschied kommen und je nach ihren Bedürfnissen einen Rat einholen. Germaine folgte der Aufforderung. Sie wurde durch ein großes Vorzimmer geführt, in dem die Bittenden unter dem strengen Blick des auf und ab schreitenden Kammerdieners in langer Reihe saßen und die ersehnte Audienz erwarteten. An Stelle der verkommenen, wilden und rohen Physiognomien, an welche Germaine gewöhnt war, traten ihr hier arme, demütig aussehende Gesichter entgegen.

In dem kleinen Salon nebenan hörte die Wohltäterin im schlichten Kleide geduldig die lange Leidensgeschichte der einzelnen an. Sie sprach liebevoll, huldvoll, nötigte zum Sitzen und entnahm einem großen Sammetbeutel, der auf ihren Knien lag, ungezählte Geldstücke.

Germaine beobachtete die Eintretenden. Geräuschlos öffneten sie die Säure, und mit einer gewissen Demutslarve, die dem Gesicht einen sanften Ausdruck verlieh, brachten sie ihre endlosen Klagen vor. Hin und wieder erhoben sie Beschuldigungen gegen die im Vorzimmer Wartenden. Zwei kleine Mädchen, die sich an der Hand hielten, baten um Hilfe für ihre kranke Mutter. Die Ältere fügte wie eine auswendig gelernte Lektion hinzu: „Vorigen Sonntag, liebe Dame, waren wir mit unserem Vater in der Kirche, während unsere Nachbarinnen, die gleich hereinkommen werden, erst zu Mittag aufgestanden sind. Und am Abend war ihr Vater schon total betrunken.“

Da nahte ein gebeugtes Weib und bat mit süßlicher Stimme:

„Gnädige Frau, ich möchte mich gern befehren!“

Die Gönnerin schaute mit einem glücklichen Lächeln zu Germaine hinüber. Diese aberkehrte verstört, beunruhigt nach Hause zurück.

So vermochte die beste, wohlgemeinte Absicht und ehrliches Wollen ohne unser Wissen Schaden anzurichten! Raubte man bei der Verteilung der Almosen dem Armen nicht seine Menschenwürde? Sie wurden ja vielmehr zu Heuchelei, zur Lüge und Verleumdung getrieben. Die Furcht zu mißfallen und die Hoffnung auf größere Unterstützungen gab ihnen einen gewissen Halt. Germaine trat schließlich einem Frauenbunde bei. Sie besuchte Versammlungen und Sitzungen und hörte Vorträge, in denen auf hoher Tribüne Rädelsführerinnen dem eigenen Geschlecht die Emanzipation predigten.

Hier, wo die Weltmenschen und snobs in der Menge verschwanden, fühlte sich Germaine weniger fremd. Sie war mit den aufgeworfenen Fragen

genau vertraut. Die Eingeweihten versuchten in den Seelen der übrigen Frauen die Flamme des Mitleids und der Opferwilligkeit zu entzünden. Wie lange schon wurde sie selbst von dieser Glut verzehrt! Aber bei ihrem Latendurst hatte sie sich nicht lange mit bloßen Theorien aufgehalten. Mitten in all dem Trubel empfand sie immer wieder eine unerklärliche Traurigkeit. Traurigkeit inmitten eines vollkommen märchenhaften Glückes! Mit fieberhafter Ungeduld erwartete sie die Heimkehr ihres Mannes, um, alles vergehend, in seine Arme zu flüchten.

Am einem Spätmachmittage schritt Germaine rasch und allein Holborn hinunter. Sie genoß den einsamen Gang in dem Gefühl, von dem gewaltigen Menschenstrom mit fortgetragen zu werden. In den Schaufenstern lagen bereits die Dezemberherrlichkeiten aus. Sie warf indes nur zerstreute Blicke darauf hin. Sie überschaute nur die endlose blaue Perspektive und dort in der Ferne den Nebelschleier, dem sich die flutende Menge näherschob. Dann überschritt sie London Bridge. In der Mitte blieb sie stehen. Die flache, weiße Dächerbinde bezeichnete die Ufer, die in dem Dunstkreise ferner rückten. Wasser und Himmel hatten die gleiche Farbe, undurchsichtig, trostlos grau, in der alles unterzugehen schien. Von ihrem Schirmtuch umhüllt, traten die verlassenen Barken, vom eigenen Schatten unterstrichen, wie Schneetriangel aus dem Fluß heraus.

Planlos schlenderte Germaine am andern Ufer der Themse zwischen Fabriken und Lagerhäusern hin. Die Kreuzungen, die die sinkende Dämmerung mit ihren Schauern umgab, übten die alte Anziehungskraft auf sie aus. Die ineinanderlaufenden, von Arbeitern überfüllten Arterien fesselten sie. Sie verlangsamte den Schritt und blickte um sich. Plötzlich bemerkte sie, daß es stark dunkelte, und schnell entschlossen wand sie sich aus dem Labyrinth, London Bridge wieder zu. Riesengroß und schwarz breitete sich die Themse unter ihr aus. Wie zwei leuchtende Bänder zeichneten sich in harmonischem Bogen die Ufer ab. Am undurchsichtigen Himmel glänzten die Sterne. Germaine horchte auf das nimmer endende Rollen, das wie Meeresbrausen auf und ab wogte. Sie schaute auf die Laternen der Docks und auf das unendlich weite, goldpunktete Nachtbild von East-End. Ihr Herz fing an, heftig zu pochen. Dort ... dort ... war ...

Männer begannen sie zu umschleichen, und von Schrecken erfasst rief sie einen Cab an, der sie Grosvenor Square wieder zuführte.

XII.

Seit ihrer Verheiratung hatte Germaine Black Town nicht wieder gesehen. Ein Widerwille, den sie sich nicht eingestehen mochte, hielt sie davon zurück. Mit dem neuen Leben, das sie begonnen, dem Glück, welches sie erfüllte, und den Aussichten, die sich ihr eröffneten, fühlte sie eine merkwürdige Wandlung in ihrem Inneren.

Vielleicht fürchtete sie, in Black Town die Germaine der Vergangenheit wiederzufinden.

Nach einer ermüdenden Komiteesitzung erfaßte sie eines Tages der brennende Wunsch, Miß Longhton wiederzusehen. Von Wortgefechten angewidert, mußte sie Saten sehen. Sie gedachte Black Towns, und rasch entschlossen warf sie sich in ein Cab und befahl: „Nach Liverpool-Station.“

Am den Dächern entlang rollte der Zug dahin über den Abgrund von Elend rechts und links unaufhörlich weiter. Den Fassaden der Alshle von Barnardo folgten die dichten Massen der ekelhaften kleinen Häuser. Alle hatten dasselbe müde, schwarze, öde Aussehen und verloren sich in dem dichten Nebel.

Während der Nacht war Schnee gefallen. Wie die Rasenplätze des Hyde Park waren die elenden, kleinen Gärtchen, sonst der Sammelplatz alles Unrats, in makelloser Reinheit mit dem Tage erwacht. Jetzt aber leckte das eingetretene Tauwetter an den Dächern und lief an den Mauern und Pallisaden entlang. In Schlamm und Pfützen, in denen sich noch vereinzelte Schneeflocken aufhielten, stießen eingeschlagene Fässer, zerbrochene Risten, Bretter und sonstige trümmerhafte Dinge aneinander. An dem fahlen Himmel zeichnete sich in ihrem unbestimmten Weiß die Dächerreihe ab. Schwärzer als gewöhnlich erschien der Kanal mit seinem traurig-trägen Wasser. Die Häuser traten vereinzelter auf. Kahle, schneefleckige Ebenen mit Werkstatabfällen breiteten sich in der Ferne aus. Fabriken wurden sichtbar; sie rückten näher, sie mehrten sich wie Riesenungeheuer in Herden geschart und streckten ihren gierigen Schlund, der den dicken Rauch ausspie, dem Himmel entgegen.

Germaine blickte um sich. Waren ihr dies nicht alles bekannte, befreundete Dinge, die zu ihrer Seele sprachen?

„Black Town.“

Beim Austritt aus der Station blieb sie einen Augenblick regungslos stehen und überschaute die lange Straße. Ein Gepäckträger, der sie erkannte, grüßte höflich. Germaine nahm ihr Kleid zusammen, und wie früher, den Omnibus umgehend, schritt sie rasch vorwärts. Wie oft war sie doch, von London kommend, aus der III. Klasse steigend, im kurzen Sergekleid, diesen Weg gewandert. Den Sou für den Omnibus hatte sie regelmäßig gespart. Da war sie Dr. Germaine! Sie hob den Kopf und juckte zusammen. War ihr Name, den sie seit sechs Monaten nicht mehr hörte, nicht auf eine andere übergegangen? Mählich erkannte sie eine junge Missionsaspirantin und eine Studentin der Sozialwissenschaft.

„Guten Tag, Ethel, guten Tag, Miß Green! Sie sehen, ich komme wieder!“

„Wie wird sich Miß Longhton freuen,“ riefen beide vergnügt, „sie hat gerade eine Altfrauenversammlung vom Arbeitshause, und wir sollen den Tee servieren.“

„Wie geht es?“ fragte Germaine. „Was machen sie im Hospital?“

Bald indes hörte sie nur noch zerstreut, die Augen zu Boden gerichtet, auf das Geplauder ihrer Begleiterinnen. Beide trugen die vor-

jährige Kleidung, lebten noch mit der gleichen Begeisterung in denselben Leiden und Freuden, die sie, Germaine, drei volle Jahre hindurch geteilt, denen sie nun aber innerlich fremd geworden war. Ja, auch sie hatte tapfer gekämpft, ihr Brot verdient und das Beste ihres eigensten Ichs hergegeben. Ein stechender Schmerz begann in ihr zu bohren, und es überkam sie wie ein Sehnen nach Verlorenem. Vor einer rosa Backsteinfassade, deren Fenster mit Blumen besetzt waren, blieben sie stehen.

Drinne erscholl lautes, fröhliches Lachen. Germaine verharrte einen Augenblick auf der Schwelle des Salons.

Einige sechzig alte Frauen saßen etwas schüchtern, kerzengerade in der Asyluniform mit der Strohkappe und dem großen weiß und schwarz karierten Schal da. Die Residentinnen sangen zum Klavier und ergingen sich in allerhand komischen Pantomimen, um die übrigen zum Lachen zu reizen. Hin und wieder brach eine wahre Salve los und schüttelte selbst die Tauben, die nur die Hälfte des Vortrags verstanden, und allgemeine Heiterkeit lag um all die zahnlosen Münder. Bis zu Tränen lachten die alten Mütterchen.

Germaine gedachte einen Augenblick an die grauenhafte Vergangenheit der einzelnen, deren Lebenskampf in dem Arbeitshause seinen endgültigen Abschluß gefunden! Hier wurde ihnen Achtung gezollt, Zerstreuung geboten, und sie vergaßen auf Augenblicke, was dahinter lag.

Jemand rief: „Dr. Whitel!“

Alle Köpfe fuhren herum. Germaine wurde umringt, ihre Hände erfaßt.

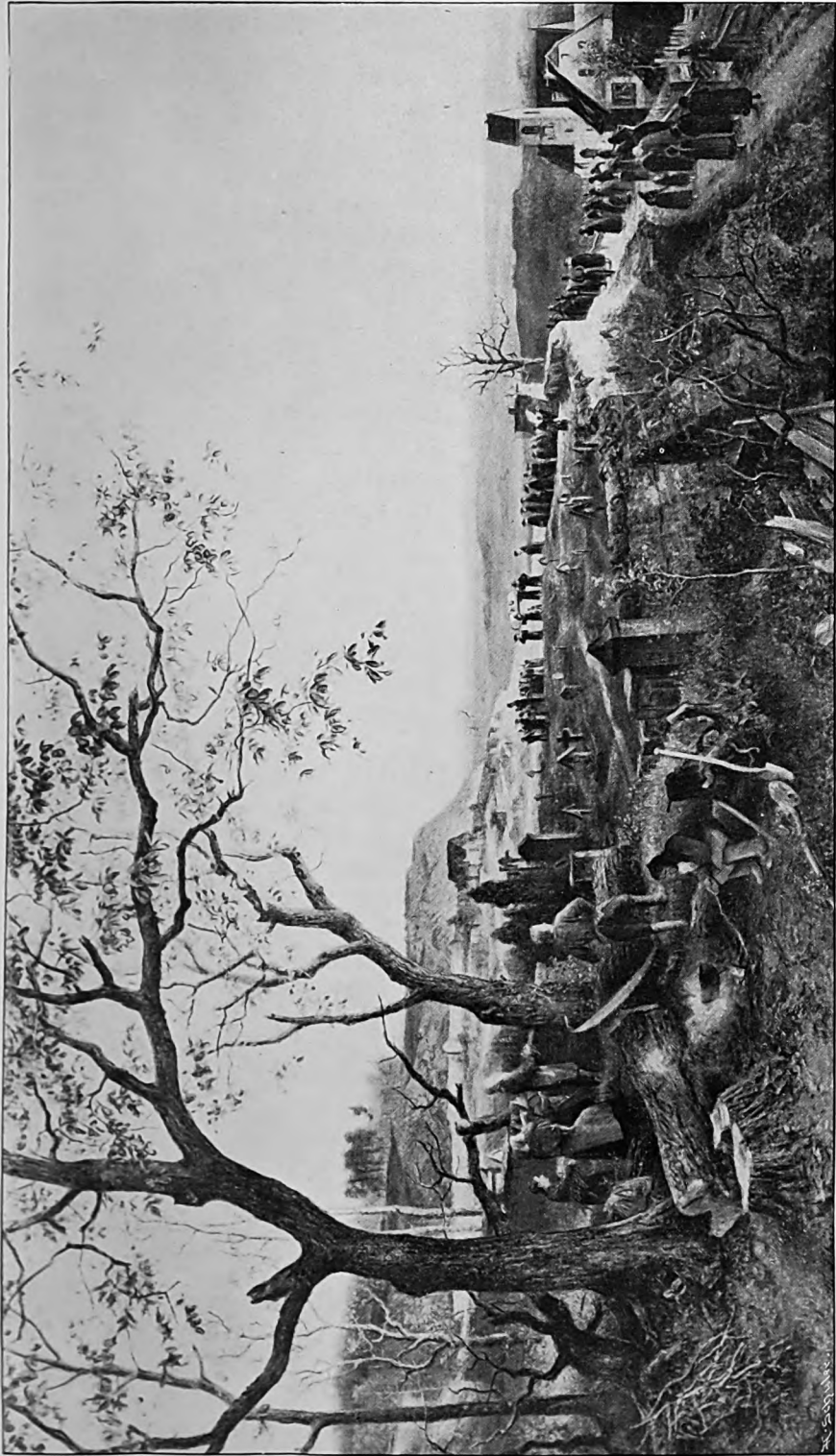
Miß Longhton machte sich energisch Platz und preßte Germaine fest an sich.

„Mein Kind, mein Kind! Wie schön, daß Sie kommen. Wie geht es Ihnen. Gut. Ich sehe es. Es ist lieb, daß Sie uns nicht vergessen haben. Nehmen Sie Platz und spielen Sie mit. Sie sehen ja, wie die Großmütter sich amüsieren. Ihr Lachen macht mich selber fröhlich.“

Der weiche Ton wirkte wie eine Liebeslösung auf Germaine. Die von Anstrengung und Enthusiasmus durchzitterte Vergangenheit ergriff sie aufs neue. Gemütliche Plauderstunden mit Miß Longhton traten ihr vor die Seele. Sie atmete wiederum die leichte Atmosphäre, der alle Konvention, Kleinlichkeit und weltliche Sorge so fern lag.

Germaine setzte sich in den Kreis, lachte und spielte, und ihr war, als habe sie nie Black Town verlassen.

Miß Longhton kannte jede einzelne dieser Frauen, ihre Verhältnisse, ihr Leben, und sie liebte sie. Sie schritt von der einen zur anderen, drückte die sich ihr entgegenstreckenden Hände und hörte ihr Geplauder an. Seltene Freude ging von ihr auf ihre Umgebung über. Germaine beobachtete sie. — Nach einer Weile wurden die Flügeltüren, die zu dem Eßzimmer führten, geöffnet, und ein in der ganzen Länge gedeckter Teetisch erschien. Berge von Butterbroten wechselten mit Ruchentellern und Konfitüren ab. Jedem wurde sein Platz angewiesen, und das Bedienen nahm seinen Anfang.



Theodor Schütz
Droben trägt man sie zu Grabe, die sich freuen in dem Tal





Geschäftig und glücklich beteiligte sich Germaine dabei, überall scherzend, plaudernd, indem sie unermüdblich alle an sie gerichteten Fragen beantwortete.

„Wie froh bin ich, wieder hier zu sein, Miß Longhton“, rief sie aus, während beide einander mit einem Stoß Teller begegneten.

Als der Augenblick zum Aufbruch gekommen war, standen alle Schülerinnen im Kreise herum, faßten sich bei der Hand und sangen mit Klavierbegleitung die alte schottische Sakramentalweise:

„En souvenir du temps passé
Les affections anciennes peuvent-elles s'oublier?“

Miß Longhton stand am Ausgang und schüttelte jeder der Besucherinnen, die sich langsam dankend entfernten, die Hand.

Germaine beobachtete scharf die einzelnen Gesichter, auf die sich die gewohnte Müdigkeit, der alte Erbsinn wiederum zu lagern begann. Einige lächelten sie traurig an und nannten sie Dr. White. Und wie ehemals fühlte sie ihren Jammer in der eigenen Brust. Ihr kurzes Glück hatte also genügt, um sie von diesen unglücklichen Mitschwestern zu trennen und sich ihnen fremd zu fühlen!

Tränen traten ihr in die Augen. „Ich muß gehen, Miß Longhton,“ sagte sie, „aber ich hatte eine solche Sehnsucht nach Ihnen, können Sie mich zur Station begleiten?“

„Gerne, Kind!“

Die sinkende Sonne erleuchtete strahlenweiß die lange Straße, und sie schritten rasch aus. Arbeiter und Frauen mit der Schürze vor gingen an ihnen vorüber. Sie wendeten sich nach der schönen Dame um, die der Direktorin den Arm gab.

„Ich komme bald wieder, Miß Longhton, zu Ihnen und — ins Hospital, um den neuen Doktor zu sehen.“ In ihrer Stimme lag etwas wie Erschöpfung. Sie unterbrechend, rief sie plötzlich:

„Ach, Miß Longhton, ich bin zu glücklich!“

Eine Weile gingen sie schweigend, dann nahm Germaine abermals das Wort:

„Erinnern Sie sich noch, Miß Longhton, wir sagten damals, daß die Familie gar oft zu einem Nest des Eigennuzes wird, und daß die sogenannte christliche Gesellschaft von einem ungeheuren Kompromiß regiert werde: indem man fremden Egoismus ehre, leiste man dem eigenen Vorschub. Mein entzückendes Heim ist allerdings aus lauter Egoismus zusammengestellt. Ich lebe einzig und allein für den Mann meiner Liebe, und er für mich, und unser Glück ist unbeschreiblich! Und dennoch, sobald ein Notschrei an mein Ohr klingt, empfinde ich eine entsetzliche Leere, und nichts ist imstande, das Nagen, das sich bis zur Zerrissenheit steigert, zu hemmen.“

Särtlich verseßte Miß Longhton:

„Sie haben mir aber doch geschrieben, daß Sie sich an so vielem beteiligen und Mitglied von Komitees sind usw.“

„Was sind Worte, was ist Geld?!“ entgegnete Germaine, „oder die müßigen Stunden, die man sonst totschlagen würde! Es ist ja nur ein kleiner Teil Pflichterfüllung und trägt einem außerdem noch den Ruf der Wohltätigkeit ein. Also genießt euer Glück ohne Reue!“

„Was wollen Sie denn aber mehr, Germaine?“ fragte ängstlich werdend Miß Longhton.

„Ja, was tun denn Sie? Sie geben Ihre Liebe, Sie leiden und tragen mit den Unglücklichen, Sie helfen ihnen. Wenn ich bedenke, daß ich daselbe tat, und mich dann in meiner gegenwärtigen Lage betrachte . . .“

Miß Longhton legte sanft den Arm um Germaine.

„Liebes Kind, Glück ist keine verbotene Sache. Es enthält Wärme und Licht, welches beides wir um die Menschen verbreiten sollen.“

„Die Liebe, so hoffte ich, sollte mich stark und willig machen zum Wirken, und nun verliere ich mich darin und vergesse alles darüber“, murmelte die junge Frau.

Dann rief sie lebhaft:

„Können Sie mich nicht mit irgend einer Arbeit in London betrauen?“

Miß Longhton zögerte einen Moment, dann erwiderte sie:

„Hier haben Sie die Adresse einer Ihrer früheren Patientinnen, wenn Sie sie auffuchen wollen, soll mich's freuen. Aber — ich warne Sie, Germaine, die Straße ist verrufen, sprechen Sie zuvor mit Ihrem Gatten über die Sache.“

Gleich darauf fuhr Germaine London wieder zu, und über East-End senkte sich langsam die Nacht herab.

Man unterschied nur noch die erste Häuserreihe, die zweite dahinter lag bereits wie eine verworrene, von Schornsteinen sich sträubende Masse völlig in Dunkelheit eingehüllt. Je weiter und weiter zog sich eine endlose Lichterreihe hin, deren Flammen einen rötlichen Kreis um sich warfen.

Germaine ließ ihr Cab am Eingang von Drury Lane halten und schritt die enge, krumme Straße, die sie seit sechs Monaten nicht betreten hatte, hinan.

Dünste umzogen die hohen, schweigenden Häuser und verdichteten sich in den Gäßchen, die sich wie schwarze Löcher aufstauten. Um Germaine herum tauchten beängstigende Schatten auf; Mädchen mit zerzausten Haaren und Männer, deren Blicke allein schon eine Beleidigung waren. Sie litt unbefreiblich beim Anblick dieser Frauen, die in den Türen der „öffentlichen Häuser“ (public houses) standen. Und dennoch erfüllte eine besondere Freude ihr Herz. Ihr war, als nähme sie eine hingeworfene Last wiederum auf, ohne die sie nicht mehr mit erhobenem Haupte weiter konnte . . .

Vor ihrem Kaminfeuer sitzend, zog ein unfägliches Gefühl von Frieden in sie ein. Wilhelms Schritt ertönte, sie sprang auf und lief ihm entgegen. Er fing sie in seinen Armen auf, und sich in einen großen Lehnstuhl niederlassend, bedeckte er ihre Hände mit Küffen. Dann betrachtete er sie im hellen Feuerchein.

„Du siehst blaß aus und deine Augen sind unrändert. Was hast du heute gemacht?“ fragte er unruhig.

„Ich war in Black Town“, erwiderte sie befangen bei dem Gedanken, in Wilhelm unangenehme Empfindungen wachzurufen.

„So, so,“ sagte er und fügte dann einfach hinzu, „nun, was sagte Miß Longhton?“

„Höre, Wilhelm, wir müssen noch mal über Black Town reden, aber heute nicht.“

XIII.

„Wilhelm,“ begann Germaine am folgenden Morgen beim Frühstück, „wo ist denn eigentlich Wild Court?“

„Nahe bei Drury Lane, warte, ich zeige es dir auf dem Plan.“

Mit diesen Worten legte er einen großen Stadtplan vor seine Frau hin.

„Hier, siehst du? Es ist ein furchtbar armes Viertel.“

„Danke. Miß Longhton bat mich, dort eine Frau ihrer Bekanntschaft aufzusuchen, und das wollte ich heute nachmittag tun.“

„Ich sehe es ungern, daß du dich in jene berücktigten Winkel begibst“, antwortete Wilhelm unmutig. „Wenn ich dich wenigstens begleiten könnte! . . .“

„O, ich fürchte mich nicht!“ sagte Germaine bestimmt. „Du vergißt meine Lehrzeit in Black Town. Ich werde mich ganz einfach anziehen. Es ist nämlich ein armes Mädchen, das, aus der Streichholzfabrik entlassen, mit einem Kaufmann von Black Town entfloh.“

„Nimm jedenfalls ein Cab“, mahnte Wilhelm dringend beim Fortgehen.

Germaines Herz begann laut zu pochen, als sie an einer Saßgasse die Luftschrift „Wild Court“ las. Das mehr denn holprige Pflaster hinderte die Wagen an der Einfahrt. Die schmalen Häuser, die die Feuchtigkeit zerfraß, stützten sich eins ans andere. In der etelhaften Gasse wälzten sich Kinder und Hunde. Abscheuerregende Weiber beschimpften sich auf den Türschwelen. Aus ihren Lumpen sahen nackte Körperteile hervor. Um sie herum schlichen unheimliche Mannsgestalten.

Germaine wurde scharf beobachtet, während sie die Augen stracks auf die Hausnummern richtete.

„Nr. 5“, sagte sie und blieb vor einer Tür stehen, die in einen nachtschwarzen Hintergrund führte. Entschlossen trat sie ein. An den Wänden sickerte das Wasser durch. Sie stolperte mehrmals, während sie die vier Treppen aufstieg, und blieb endlich, oben angelangt, angesichts dreier Türen unschlüssig stehen. Auf gut Glück hin klopfte sie an einer derselben, die lose in den Angeln hing.

Eine Stimme schrie: „Herein!“

Germaine trat ein. Im ersten Augenblick unterschied sie nichts. Nach und nach erst gewöhnte sich ihr Auge an die herrschende Dunkelheit, und sie erblickte irgend ein Wesen auf einem Bette liegend. Sie ging darauf zu.

„Mary, sind Sie es wirklich?“

Mit einer raschen Bewegung erhob sich das Mädchen.

„Dr. White, Dr. White!“ Es lag eine so innige Freude in dem Aufschrei, daß Germaines Augen sich mit Tränen füllten. Sie reichte der Kranken beide Hände hin und fragte teilnehmend:

„Was fehlt Ihnen denn, meine arme Mary?“

Mary schluchzte auf.

Die Läden waren geschlossen. Germaine unterschied den Tisch, auf dem in wüstem Durcheinander ein Waschbecken, Gläser, ein Ramm und Brotkrusten lagen. Auf zwei Stühlen häuften sich schmutzige Wäsche und Lumpen.

Germaine schauderte in sich zusammen bei dem Anblick.

Mary war dem Blick der Besucherin gefolgt.

„Nicht wahr, es sieht arg schmutzig hier aus?“ fing sie leise, offenbar beschämt an. „Ich bin aber schon lange krank.“

Germaine betrachtete das grünlich-gelbe Antlitz.

„Ach!“ murmelte Mary und hielt krampfhaft Germaines Hand fest, „ich dachte schon, ich sei von allen verlassen!“

Dann erzählte sie stoßend, bruchweise ihre Geschichte.

Von Heirat sprach der Mann schon längst nicht mehr. Er vertrank den Verdienst und blieb wochenlang weg. Als sie endlich den Entschluß gefaßt, heimlich nach Black Town zurückzukehren, war sie aufs Krankenbett geworfen worden. In der Brust saß ihr ein stechender Schmerz, der sie am Atmen hinderte.

Germaine warf das zerrissene Laken zurück und untersuchte die Kranke. Dann deckte sie sie wieder zu.

„Warten Sie einen Augenblick, Mary, ich komme gleich wieder.“

So rasch wie möglich stieg sie die Treppen hinab, begab sich in eine anstoßende breitere Straße und kehrte dann mit einigen neuen Bettüchern und heißer Fleischbrühe zurück. Hierauf wickelte sie die Kranke in ihren Mantel und machte das Bett. Dann kämmte und wusch sie Mary und legte sie sorgsam auf die reinen Tücher.

„So, jetzt sehen Sie schon ganz anders aus,“ sagte sie mit heiterer Stimme, „Sie dürfen den Mut nicht sinken lassen. Erst gesund werden, dann wollen wir weiter sehen. Soll ich wieder Ihr Arzt sein?“

„O, Dr. White, Dr. White!“ schluchzte das Mädchen und küßte der jungen Frau die Hände. In dem Schluchzen lag keine Bitterkeit mehr, und der trostlose Ausdruck der müden Augen war verschwunden.

Indem Germaine die große Straße wieder zu erreichen trachtete, verfehlte sie den rechten Weg und geriet in ein Wirrsal enger Gäßchen und Höfe. Die schwarzen Fassaden bargen alle die gleichen elenden Kammern. Ihr war, als bringe aus allen Fenstern nur eine große, herzzerreißende Klage.

Jedes einzelne Haus kam ihr vor wie ein menschliches Wesen, das, von unzähligen Leiden gemartert, zu Tode erschöpft, vom Laster erdrückt, ihre Hilfe anrief. O, dieser Ruf! Wie hatte er früher ein Echo in ihrer Seele gefunden!

Germaine fühlte, wie sich alles in ihrem Innersten schmerzhaft zusammenzog. Diesen Ruf hatte sie bei dem nahenden Glück überhört . . . Sie wandte sich um. Auf jeder Türschwelle stand ein Weib, das sie mit gehässigen Blicken verfolgte. Wenig Schritte vor ihr gestikulirte eine Betrunkene, indem sie auf die schöne Dame wies. Ihre Hand war mit einem scheußlichen schwarzen Lappen umwickelt. Germaine trat an sie heran und fragte:

„Wollen Sie mir erlauben, Ihre Hand anzusehen? Ich bin Ärztin.“

Das Weib wich einige Schritte zurück und musterte sie mißtrauisch.

„Hab' kein Geld“, gab sie roh zurück.

„Das brauchen Sie auch nicht, und ich kann Ihnen doch vielleicht helfen“, erwiderte Germaine mit einem herzzgewinnenden Lächeln.

Ihre Stimme und die Anmut, die sie umgab, verfehlten ihren Eindruck auf die Betrunkene nicht. Sie hielt Germaine den Arm hin, die ihn mit größter Vorsicht aufzuwickeln begann.

„Wäre es nicht besser, wir gingen hinein?“ fragte Germaine, als sie bemerkte, wie die Nachbarn sich um sie sammelten.

Das Weib machte eine zustimmende Bewegung und führte den Besuch in einen widerlichen Gang hinein. Als Germaine in den vollgepfropften Winkel eintrat, drohte ihr das Herz stillzustehen. Man bemerkte nichts als Haufen von Trümmern aller Art, Flaschen, entkräufelte Lutfedern, Kartonstücke, schmutzige Bänder, alte Körbe, faulende Bretter und tausend namenlose Dinge, die der Moder fraß. Aus einem zerrissenen Sack entleerte sich die Asche, und in einer anderen Ecke lag aufgetürmt altes Papier. Der Gestank war unerträglich. Die Frau nahm ein Bündel Rehrich von einem Stuhl und bot ihn Germaine an. Nur einen Moment währte ihr Zögern, dann überwand sie den Ekel, setzte sich nieder und besah die kranke Hand.

Es war eine vernachlässigte Brandwunde, die der hinzugekommene Schmutz vergiftete. Germaine zerriß ihr Taschentuch, wusch die Wunde und verband sie.

So zart war die Berührung ihrer Hand, daß die Frau zu jammern aufgehört hatte. Sie stierte Germaine an.

„Weshalb lassen Sie sich nicht im Spital verbinden?“ fragte diese. „Jeden Tag findet eine Sprechstunde statt und die Mittel bekommen Sie umsonst.“

„Ich war einmal dort, aber es ist so weit, und man muß so lange warten, dabei verliert man einen vollen Tag.“

„Wie heißen Sie?“ fragte Germaine. „In zwei bis drei Tagen werde ich wiederkommen, um nachzusehen. Aber wenn Sie gesund werden wollen, müssen Sie tun, was ich Ihnen sage.“

Absichtlich die umherliegenden Flaschen nicht beachtend, fragte sie, indem sie die Hand des Weibes fest umfaßte:

„Trinken Sie etwa starke Liköre?“

Halb gewonnen durch die zarten Finger, die über die Wunde hingefahren waren, antwortete sie einfach:

„Ja.“

„Dann hören Sie. Sie dürfen auch nicht einen einzigen Tropfen mehr trinken. Nicht einen Tropfen, bis ich wiedertomme, verstanden? Sehen Sie, der Alkohol reizt die Wunde, und dann müßte der Arm abgenommen werden, und das wird Ihnen so furchtbare Schmerzen bereiten, daß Sie möglicherweise dran sterben müssen.“

Ein Ausdruck des Schreckens hatte sich auf dem Gesicht der Trunkenboldin gelagert, und sie schwieg.

„Ich weiß wohl, daß es schwer ist, etwas zu entbehren, woran man sich gewöhnt hat“, setzte Germaine hinzu. „Übermorgen komme ich wieder, und es würde mir doch sehr leid tun, wenn ich Sie tränkter fände.“

Das elende Geschöpf hob den Kopf und starrte die schöne, blasse Frau, die ihr wie ein höheres Wesen erschien, fassungslos an. Plötzlich verzerrte sich ihr Mund, und sie gab brutal zurück:

„Was kann Ihnen wohl daran gelegen sein, wie es um mich steht!“

Germaine war aufgestanden. Sie überragte das Weib um volle Taillenlänge.

„Ihr Leiden schmerzt mich“, rief sie leidenschaftlich aus. „Sind Sie nicht ein Weib gleich wie ich? Könnten Sie nicht etwa meine Schwester oder meine Freundin sein? Weshalb wollen Sie denn nicht glauben, daß ich Sie lieb habe?“

Dann zog sie das Weib an sich und küßte ihr die Wange.

Ein eigenartig unartikulierter Laut rang sich aus der Kehle der Unglücklichen, und sie murmelte:

„Keinen Tropfen mehr! . . .“

Germaine hatte eine Seitenstraße betreten und befand sich in einer Sackgasse, welche sich nach Drury Lane hin öffnete. Sie las: „Clare Court“. Vor einem hohen, finsternen Hause trennte sich die Gasse in zwei Arme. In roten Lettern stand da: „Heilsarmee!“

Oft schon hatte Germaine von diesen Frauen und Mädchen gehört, die, in den verrufensten Teilen Londons lebend, Kranken und Armen Hilfe brachten. Und sie hatte stets den Wunsch gehegt, sie kennen zu lernen. Hier bot sich ihr die Gelegenheit unverhofft. Sie setzte den Klopfer in Bewegung und wartete.

Ein junges Mädchen in der blauen Uniform erschien.

„Ich möchte gerne mit der Kapitänin sprechen“, sagte Germaine, indem sie ihre Visitenkarte hinreichte.

Sie wurde in eine weite Halle geführt, deren nackte Wände mit großen, buntbemalten Bibelsprüchen verziert waren. Fenster und Tische waren von einem groben, roten Stoff behängt. Überall standen Photographien in den Ecken.

Die Kapitänin trat ein. Es war ein schwächtiges, blaßes, junges Wesen.

Germaine erklärte ihr Kommen und bat um die Erlaubnis, einige Fragen stellen zu dürfen.

Als sie Platz genommen hatte, tat ihr die Kapitänin Bescheid.

Sie waren ihrer vier junge Mädchen, die dieses Haus, einst ein „öffentliches“, bewohnten. So schaudervoll war das Treiben darin gewesen, daß ihm die Konzession entzogen worden war. Sie wuschen die Kinder, versammelten sie zum Unterricht, bekümmerten sich um die Mütter, pflegten Kranke und kämpften, so gut sie's vermochten, gegen den Teufel des Alkohols, der diese ganze untere Schicht der menschlichen Gesellschaft zugrunde richtete. Am Sonnabend, als am Zahltag, erschollen die ganze Nacht hindurch Drohungen, Schmähungen und Gezänk um das Haus her.

„Ängstigen Sie sich denn nicht?“ fragte Germaine.

„Nein. Uns schützt die Uniform. Außerdem stehen wir bei Nacht und Tag in guter Hut“, erwiderte die Kapitänin.

„Haben Sie denn Erfolge zu verzeichnen?“

„Einige der Frauen haben das Trinken aufgegeben, sorgen für ihre Kinder und kommen regelmäßig zu den Versammlungen. Andere freilich . . . Man muß eben Geduld haben und darf den Mut nicht sinken lassen . . .“

Die Kapitänin lächelte freundlich.

Germaine betrachtete sie. Wie bleich sie war von dem übermenschlichen Kampf. Ihr Herz quoll über von Mitleid, und sie fragte:

„Wohnt Ihre Mutter weit von hier?“

Das junge Mädchen stand auf und reichte ihr eine Photographie, auf der ein hübsches Landhaus, von Bäumen umgeben, erschien. Auf der Terrasse saß eine Familiengruppe zusammen.

„Das ist mein Vater, das meine Mutter und meine Schwestern. Es ist ein Eßchen von Surrey mit tiefen Wäldern und sanften Hügeln bedeckt. Dort weht ein so köstlich frisches Lüftchen . . . Jeden Sommer bringe ich meine vierzehn Ferientage da zu.“

Germaine empfand bei diesen Worten noch den pestilenzartigen Geruch von vorhin, der sie zu ersticken gedroht hatte. Sie fragte weiter:

„Sehnen Sie sich nicht zurück?“

Eine heilige Freude verklärte das Antlitz der Kapitänin:

„Ich bin so glücklich!“ erwiderte sie leise.

Germaine sah sie an, dann trat Schweigen ein.

„Ich bin nämlich Ärztin“, nahm Germaine wieder das Wort. „Könnte ich Ihnen vielleicht meine Dienste bei Ihren Kranken anbieten?“

„Das will ich meinen!“ rief entzückt das Mädchen aus. „Gehören Sie denn auch zur Armee?“

Germaine schüttelte den Kopf.

„Aber Sie sind eine gläubige Christin?“

Germaine zögerte.

„Glauben Sie etwa, daß man nur als solche die Leidenden lieben kann?“

„Nein, das glaube ich nicht“, erwiderte die Kapitänin. „Aber ich lenne eben keine anderen, die dergleichen tun würden.“

Germaine reichte ihr die Hand hin.

„Auf Wiedersehen!“

Die andere hielt die Hand einen Augenblick fest und sagte schüchtern :

„Wollen wir nicht ein kurzes Gebet zusammen sprechen?“

„Nein,“ antwortete Germaine zurückweichend, „das kann ich nicht — ich — bete nicht . . .“

Der Ton, in dem die Worte gesprochen, war so tief ernst, daß die Kapitänin schwieg. Endlich sagte sie sehr leise:

„Dann werde ich für Sie beten.“

Schnellen Schrittes eilte Germaine Oxford Street hinauf. Es war ein heller Wintertag. Ein kalter Wind blies, und die graublauen Wolken warfen hin und wieder eine kleine Schneelast ab, die von den durchbrechenden Sonnenstrahlen hell erglänzte. In der nahenden Dämmerung bekamen die Straßen einen violetten Schein. Cabs, Omnibusse und Lastwagen folgten einander ununterbrochen. Und diese ungeheure hin und her wogende, geschäftige Flut erneuerte sich beständig. Auf dem Bürgersteig schwangen die Sandwich-Verkäufer ihre bunten Plakate in der Luft, und die Blumenhändler boten Weilschen an. Die Schaufenster erstrahlten in heller Beleuchtung, und durch die große, breite Straße, die eine Überfülle von Luxus barg, wehte es wie ein Odem trunkener Lebensfreude. Unwillkürlich mußte sich Germaine fragen, ob sie nicht der Hölle entstiege.

Am diesem Abend blätterte Wilhelm in einer Altenmappe, und Germaine nähte am Kaminfeuer. Sie war indes nervös, und die Arbeit fiel zum öfteren in ihren Schoß.

„Wenn du Zeit hast, Wilhelm, möchte ich dir etwas mitteilen.“

„Sofort“, entgegnete er. „So, hier zu deinen Füßen sitzt sich's gut, und nun, was gib's, meine Gnädige? Waren Komitees und Sitzungen und Zuhörer recht ermüdend heute?“ Er scherzte. Aber in seinem Ton lag eine leichte Ironie, die er jedesmal bekundete, wenn von diesen Dingen die Rede war.

„Ich werde nie mehr zu dergleichen gehen, Wilhelm.“

„Bah! Wieso?“ fragte er scheinbar bestürzt.

Den Scherz umgehend, sagte Germaine:

„Dort bin ich zu nichts nütze. Meine guten Wünsche mögen sie begleiten, aber . . . meine freie Zeit will ich dem Praktischen zuwenden.“

„Was meinst du damit?“ gab Wilhelm, durch ihren ernstesten Ton plötzlich beunruhigt, zurück.

„Hör mich an, Wilhelm, ich kann nicht anders, ich muß mich um die Kranken in Drury Lane kümmern.“

„Hättest du mir nicht versprochen, keine ärztlichen Besuche mehr zu machen?“

„Das will ich auch nicht, Wilhelm. Nur einfach als Weib möchte ich gehen; ich werde sie natürlich behandeln; aber wenn ich auch nicht Ärztin wäre, ich müßte doch gehen. Wie ist es nur möglich, neben sich all diesen

Sammer zu wissen und den Notschrei nicht in der eigenen Seele mitzufühlen!"

„Sage nur, liebes Kind, was du anzufangen gedenkst? Was vermag eine einzelne Frau, was vermögen auch selbst mehrere zusammen mit all ihrer Opferwilligkeit gegenüber diesem Ozean von Unglück? Du wirst erschöpft erliegen und doch an der Tatsache nichts ändern.“

Germaine schüttelte den Kopf.

Wilhelm nahm seinen spöttischen Ton wieder an.

„Im Ernst, sage, was willst du machen? Reformieren, helfen? Sene Elenden wünschen es ja gar nicht, daß du dich um sie kümmerst, sie bleiben lieber unbeachtet.“

„Ach, Wilhelm!“ rief sie, „ich fühle mich dazu verpflichtet!“

„Denke an die Ansteckung,“ bat er, „an die scheußlichen Anblicke, denen du dich aussetzt, an die Gefahren in jenen Lasterhöhlen, an die verworfene Gesellschaft, mit der du in Berührung kommst, du mein einzig geliebtes Weib!“

Sie lachte.

„Was die Ansteckung betrifft, so gibt es doch schützende Mittel. Du vergißt meine jahrelange Praxis. Sieh dir doch die Mädchen der Heilsarmee an, ihnen geschieht ja auch nichts Böses.“

„Die sind frei,“ rief er zornig aus, „aber du bist mein Weib und gehörst mir, mir allein!“

Er hatte ihr Handgelenk erfaßt, und sich zu ihr niederbeugend, bohrte er seinen Blick in den ihren.

Ganzt gab sie zurück:

„Nein, nein, ich gehöre dir nicht mehr, als du mir . . .“

„Wie?“ schrie er auf, „du machst ja mein ganzes Sein aus, nur du lebst überhaupt noch in mir.“

„Und dein Beruf?“ fragte sie lächelnd.

„Du bist das Ziel — mein Ziel. Für dich arbeite ich, um dein Leben so glänzend zu gestalten wie nur möglich.“

„Höre, Wilhelm, wenn ich dich bäte, um meinethwillen etwas zu tun, was deinem Beruf zuwider wäre, würdest du es mir abschlagen. Und mit Recht! Bevor du mir gehörst, gehorchst du einem höheren Befehl.“

Er antwortete nicht, und sie fuhr rasch und eindringlich fort:

„Ich muß noch hinzufügen, daß mein Leben zu mühelos dahingeht. Denke doch an die frühere strenge Disziplin, der ich unterworfen war. Wären wir arm, würde ich den Haushalt besorgen. Du aber hast mich in Reichtum verfest. Diese Existenz der reichen Frauen aber, die in Nichtstun, Besuchen und Zerstreuungen aller Art verläuft, ist mir ein Greuel. Ich muß arbeiten. Ich werde Drury Lane nicht mehr Zeit widmen als bisher, und auch nicht mehr, als jene weltlichen Frauen ihren Vergnügungen opfern. Ich werde sie einfach auf eine andere Weise ausnutzen, und du sollst nicht darunter zu leiden haben.“

Sie beugte sich über ihn bei diesen Worten, und er presste sie an sich.

„Wenn ich nicht zu jenen Unglücklichen darf,“ sagte sie und legte den Kopf an seine Schulter, „werde ich unaufhörlich an sie denken, und das wird mir dann eine fortwährende Pein bereiten . . .“

Gebankenvoll hörte er zu.

„Ich kann mich unmöglich zufrieden geben, wenn mein Leben nicht noch etwas von dem früheren enthält. Ein Wort, das ich zufällig höre, ein Name, der mir zu Ohren kommt, der Bettler in der Straße, alles erinnert mich an Vergangenes. Wenn ich dann das Märchendasein bedenke, das wir führen, überkommt mich die Scham . . .“

Ihre Stimme, ihre Augen, jede Bewegung umhüllte ihn schmeichelnd.

Nach und nach wich die Spannung bei ihm, und sie fügte hinzu:

„Mein Glück an deiner Seite ist so groß, daß ich ihnen ein wenig davon abgeben möchte.“

„Du sollst ja frei sein, Geliebte. Nur versprich mir, daß du vorsichtig sein wirst. Du glaubst nicht, wie sehr mich der Gedanke beunruhigen wird, dich in jenen Vierteln zu wissen.“

Schweigend blickten sie lange noch in die auf und ab zitternde Blut.

XIV.

Von da an widmete Germaine drei Nachmittage der Woche ihren Besuchen in Drury Lane. Gleich nach dem Lunch brach sie auf und kehrte bei einbrechender Dunkelheit zurück. Dann fand Wilhelm sie in heller Toilette im kleinen Salon unter der Lampe sitzend. Anfänglich ließ er den Gebrauch ihrer Tage unbeachtet. Aber Germaine beabsichtigte keineswegs, diesen ganzen Teil ihrer Existenz ohne ihn zuzubringen. Sie setzte sich an seine Seite, legte ihren Kopf an seinen Arm und erzählte ihm von ihren armen Freunden. Ohne sich's einzugestehen, hörte er gierig alle Einzelheiten an, von dem brennenden Wunsche gepeinigt, alles zu erfahren, was Germaine tat während der Stunden, in denen er qualvoll litt, in denen sie ihm nicht gehörte.

Sie sprach von Mary, die der Verführer verlassen hatte, dann von der Trinkerin mit der kranken Hand, die seit ihren Besuchen bei ihr sich des Trinkens enthalten hatte. Jenes Weib war die Gefürchtetste des ganzen vom Alkohol beherrschten Viertels. Als Inbegriff alles Bösen hatten sie ihr den Zunamen „Amy Drury Lane“ beigelegt. Amy hatte aber Wort gehalten. Manchmal schien es freilich, als solle sie dem Kampf unterliegen. Eines Abends umschlich sie die erleuchteten Läden und wiederholte unaufhörlich: „Ich will trinken, ich will!“ Tags darauf hatte Germaine zwei volle Stunden bei ihr zugebracht, im verzweifeltsten Ringen gegen den bösen Geist, der immer wieder über die Unglückliche kam. Nach und nach beruhigte sich Amy, die Spannung in den verzerrten Zügen ließ nach, und der stehende Blick ihrer brennenden Augen heftete sich durchdringend auf Germaine, gleichsam als wolle sie sagen: „Verlassen Sie mich nicht!“

Germaine versuchte ihre Gedanken abzulenken und freundliche Bilder in ihr wachzurufen. Sie brachte ihr Blumen, und den Veilchenstrauch, den sie aus dem Gürtel ziehend ihr gereicht, hatte das Weib geküßt. Wie todunglücklich waren jene doch! So plauderte Germaine und hob ihr gedankenvolles Antlitz zu ihrem Manne auf.

„Mir ist,“ fügte sie hinzu, „als kämpfe ich gegen eine äußerliche, objektive Macht.“

Germaine drang nie in Wilhelm ein, und sobald sie merkte, daß er nervös war, sprach sie überhaupt nicht von ihren Armen. Sie nahm den regsten Anteil an seinen Interessen und las seine Lieblingsautoren. Abends gingen sie zusammen aus und mischten sich in den Menschenstrom oder besuchten die Konzerte von Queens Hall. Germaine bevorzugte die „recitals“ von Lemare in St. Margaret im Westminster.

Die kleine Kapelle mit ihrem Spitzengewebe füllte sich. Im Hintergrunde des Chores brannten zwei Lampen. Gespannt horchten die Zuhörer im Schatten der schlanken Kreuzbogen. Endlich setzten die Orgeln inmitten des tiefen Schweigens ein. Tristans Verzweiflungsschrei erklang; es erscholl Sieglindens Klage, und im endlosen Seufzer ertönte Elsas Trauer. Bei dem geringsten Geflüster wurde von dem Publikum Schweigen geboten, und die Ehrfurcht vor den Meisterwerken verhinderte jeden Applaus.

Germaine bewunderte den kühnen Schwung der Pfeiler. Ihre Seele war in Harmonie getränkt. Wie wunderbar hallte an der Wölbung all der menschliche Jammer wider, der in ihrer Seele sein Echo fand, den sie in Worte zu kleiden außerstande war. Manchmal schien ihr das Erliegen nahe. In Black Town hatte sie doch nicht einsam gerungen. Miß Longhton, die Residentinnen und die Schwestern unterstützten einander. Wenn sie abends, auf Wilhelm wartend, allein saß, drohte sie oftmals die Last um das allzu schwere, unfassbare menschliche Leid zu erdrücken.

An einem jener Abende kehrte ihr Gatte in fröhlichster Stimmung zurück und warf ihr die Billette für eine Premiere von Sullivan in den Schoß. Es war eine Operette.

„Freut dich die Überraschung?“ fragte er, „es war ein besonderer Zufall.“

In Germaine stieg ein unbezwingbarer Widerwille auf, sich in dekoriertem Toilette in einen von einem Lichtmeer flutenden Saal zu begeben und das schallende Gelächter des Publikums anzuhören. Schon wollte sie sich mit Abspannung entschuldigen; aber damit hätte sie ihm jedes Vergnügen verdorben, und so begab sie sich in ihr Ankleidezimmer, um die Toilette zu wählen, in der er sie am liebsten sah. Sie steckte den Flieder an, den er ihr mitgebracht, und dachte dabei an den Preis jedes einzelnen Zweiges, der um diese Zeit, Ende Dezember, ein sehr hoher war. Dann berechnete sie unwillkürlich die Loge und das darauf einzunehmende Souper in einem der elegantesten Hotels des Strand . . . hatte sie nicht erst heute noch jene armen, halbnaekten Frauen versichert, sie sei ihre Freundin? . . .

Wenn diese sie jetzt sehen würden, mußten sie sie für eine Lügnerin und Heuchlerin halten.

Es klopfte.

Wilhelm trat ein.

„Du siehst, ich trage deine Farben“, sagte er, auf den winzigen Fliederstrauß in seinem Knopfloch zeigend. „Wie schön du bist!“ Er hatte ein Riffen herbeigezogen, beugte ein Knie, und seine verlangenden Blicke zu ihr erhebend wiederholte er in leidenschaftlichen Worten seine Liebe, die immer aufs neue, wie unstillbarer Durst hervorbrach.

„Du ahnst nicht, was ich leide, während du mit fern bist; du bist meine Wonne und mein Schmerz, Germaine!“

Er hatte ihre geschmeidige Gestalt umfaßt und preßte sie zum Zerbrechen.

Bleich, hochaufgerichtet stand sie in dem weißen Seidenkleide da, und es dünkte ihr, als berühre er nur die sie umgebende Spitzenfülle, während ihre Seele weit weg, fern von seiner Umarmung, in anderen Sphären schwebte. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit den Verlassenen, Verirrten und Gefallenen von Drury Lane, die keine Liebe kannten.

Der Cab flog im raschen Trab durch die alten, engen Londoner Straßen, in deren mangelhafter Beleuchtung unheimliche Schatten hin und her huschten.

Germaine versuchte, die Träumerei, in die sie versunken, abzuschütteln, und auch über Wilhelms stürmendes Innere war wiederum die alte Ruhe gekommen. Jetzt saßen sie in dem blendenden Licht des Theaters. Der leichten Musik folgten weiche, einschmeichelnde Akkorde. Ein Liebeslied begleitete das Cello. Wilhelm warf seiner Frau einen heißen Blick zu. Sie lächelte und fandte ihm mit dem Fächer einen duftenden Hauch.

Im letzten Akt trat die Musik aus dem Rahmen der Operette heraus und leidenschaftliche Klänge entströmten den Saiten. Wilhelm sah auf Germaine. Diese saß regungslos in ihrem Sessel zurückgelehnt da. Sie sah und hörte längst nichts mehr von ihrer Umgebung. Sie litt . . . Wie fern dünkte sie ihm in diesem Augenblick, seinen Gedanken, seiner Liebestosung entrissen, in einer Welt, an der er kein Teil hatte. Er empfand einen stechenden Schmerz. Um sich ihres Besitzes zu vergewissern, beugte er sich zu ihr hinüber und legte seine Hand auf ihren weißen, entblößten Arm.

„Siehst du denn nicht, daß es zu Ende ist? Der Saal leert sich bereits.“

Germaine schrat zusammen.

„Ah!“ kam es wie aus tiefem Traum über ihre Lippen.

Sie richtete ihren Blick auf den Gatten, der sie mit vergötternder Liebe umgab; sie ahnte, was in seiner Seele vorging, und es packte sie, wie eine heftige Beklemmung.

Rasch hüllte Wilhelm sie in ihren Pelz und zog sie mit sich fort. Auf dem obersten Treppenabsatz klappte er ihr noch den Kragen hoch, weil der Nachtwind sie scharf anwehte. Während der ganzen Fahrt im Cab sprach er kein Wort.

Von diesem Tage an durchzitterte ihn die gleiche, unbezwingbare Qual, wenn sie nebeneinander im kleinen Salon saßen und Germaine gedankenvoll in die Flamme schaute. Was mochte nur in ihr vorgehen? Diese immer wiederkehrende Frage beängstigte ihn namenlos. Eines Abends saß sie, den Kopf in den Händen vergraben, und rührte sich nicht, als er eintrat. Offenbar hatte sie sein Kommen überhört. Leise näherte er sich ihr und küßte die Finger, die er ihr dann vom Gesicht zog.

„Weshalb siehst du so bekümmert aus?“ fragte er angstvoll.

Lächelnd barg sie ihren Kopf an seiner Schulter.

„Was ist dir?“ sagte er weich.

„Ich — es ist nur wegen Amy, sie leidet furchtbar!“

„Amy!“ wiederholte er.

„Amy Drury Lane. Morgen muß ihr der Arm abgenommen werden. Ich hatte ihr gesagt, daß er wieder heilen könnte, wenn sie nicht mehr tränke. Und — sie hatte es wirklich gelassen“ — fügte Germaine unzusammenhängend hinzu.

Schweigend hatte er zugehört, ohne indes das rechte Wort zu ihrem Trost zu finden.

Er setzte sich in einen großen Sessel und zog sie auf seine Knie.

„Aber, Geliebte, in der Narfose wird sie ja nichts von dem Schmerz empfinden.“

„Allerdings, Wilhelm, aber vorher und nachher und später noch, und dann die schreckliche Armut! Womit soll sie sich ernähren? Was hat es mich für Mühe gekostet, sie zu überreden! Immer schrie sie: Lassen Sie mich doch krepieren! Als ich sie dann endlich von meinem Kummer und von meiner Teilnahme zu überzeugen vermocht, ließ sie sich ins Spital führen. Sie weinte auch nicht mehr in dem Wartezimmer. Ihre Augen, die vorher einen geradezu wilden Ausdruck hatten, sahen mit einemmal wunderbar sanft drein, und sie fragte mich plötzlich: ‚Werden Sie mich auch dann nochmal umarmen, wenn ich meinen Arm verloren habe?‘ Da habe ich sie dann in meinen Arm genommen, Wilhelm, und ihr gesagt, daß ich sie nur noch mehr lieben würde. Und darauf antwortete sie: ‚Jetzt möchte ich gar nicht mehr sterben.‘“

„Und du hast sie umarmt?“ rief Wilhelm, den die Wut ergriff, „das tatest du?“

Er sah auf ihre Lippen, auf diesen süßen Mund, nach dem er begehrt — der hatte die elende Trinkerin berührt!

Von der Bewegung Germaines ergriffen, die sich schwer gegen ihn lehnte, schwieg er besänftigt. Dann faßte ihn wieder die Unruhe.

„Du wirst doch nicht etwa morgen der — der — beiwohnen?“

„Doch, Wilhelm, ich versprach es ihr; schließlich kann ich ja nichts weiter für die Arme tun.“

Finsternis zog er die Brauen zusammen.

„Ich wünsche es nicht, daß du dergleichen siehst“, sagte er endlich.

„Aber, Wilhelm, du vergißt mein Internat. Bin ich nicht Ärztin? Daran bin ich doch gewöhnt.“

Er antwortete nicht gleich, dann gab er zurück:

„Ich werde dich vom Spital abholen.“

Er hielt Wort. Als sie auf der Treppe des Middlesex-Hospitals erschien, stand er bereits seit einer Weile angelehnt an das Tor im Hof und wartete.

Sie war etwas blaß und suchte ihm ihre zitternde Hand zu entziehen.

„Alles gut vorüber“, sagte sie und lenkte dann fast heiteren Tones in ein anderes Thema ein. (Fortsetzung folgt)



Lebensinbrunst

Von

Bogumil Golz

Aus den Torheiten und Antugenden, aus den Einseitigkeiten, den Irrtümern, der Unwissenheit und dem Eigensinn der Jugend zeichenredet der Genius der Menschheit ein überirdisches Wort. Mit den Träumen und Schäumen der Jugend, mit ihrer seelenvollen Gedankenlosigkeit, mit ihrer in Liebes- und Lebensinbrunst verlorenen Selbstsucht treibt die Menschennatur ihren Frühlingsstaat, der Weltgeist aber seine lebendigen Geschichten und sein Fleisch. Mit dem Todes- und Lebensmut der Jugend schließt sich jede jüngste Geschichte an die alten Heldengeschichten an, entrichtet jede Nation und jede Zeit ihre Schuld an die Welt und Ewigkeit; weil an das Ideal, welches über allen Zeiten, allen Völkern und allen Kulturgeschichten steht und allein im Herzen der Jugend eingefleischt und wiedergeboren wird.

Von dem Augenblick an, wo uns nicht länger eine Idee, ein großes Glauben und Heiligen, eine inbrünstige Liebe und Leidenschaft treibt und trägt, ist es auch mit unserer Charakterwürde, unserer Lebenskraft, unserer Tätigkeit, unserer Poesie und Glückseligkeit vorbei.

Wo ist der Mensch, dem die Lebenswunden im Hirn und Herzen zu schaffen machen, der närrisch vor Lebenslust wird, der dem Morgen- und Abendbrot, den länger und kürzer werdenden Schatten, dem kommenden und fallenden Laube, den Tages- und Jahreszeiten, dem Taupfropfen, der Schmutzblase in der Gasse (wie sie Himmel und Erde abspiegelt), der züngelnden Flamme, dem kräuselnden Rauche, dem Schattenspiele an der Wand, dem spielenden Lichtstrahl, dem sprießenden Grassalm, dem rennenden Würmchen im Moose, dem Spinnennes, den kunstvoll gebauten Honigwabern, dem tummelnden Ameisenhaufen nachdenken muß?

Wo sind die Menschen, die andauernd so fühlen, empfinden und denken; deren Seelen so in das Wunder der Schöpfung verstrickt sind, daß ihre Geister vollauf zu tun haben, sich über den Wassern zu halten? Es sind eben die Dichter, die beseeelten Denker, die Genien. Es ist die Jugend, die gebildete und sinnige Jugend, solange sie noch nicht vom Weltwirtwar und Ehrgeiz, von den Leidenschaften verderbt und entartet ist.

(Aus Bogumil Golz, Auswahl aus seinen Schriften.)





Der Segen der Natur

Von

Dr. F. Schoenbeck

Ja, legt nur in die ewige Natur
Aus Geist und Herzen euer Bestes nieder,
Sie gibt euch alles, alles — wartet nur —
Mit vollen Händen hundertfältig wieder.

G. Ebers.

Die Reisezeit ist vorüber, die Sommerfrischler haben wieder ihren Einzug in die traute Häuslichkeit gehalten und plaudern nun im Familien- oder Freundeskreise über die letzte Ferienreise, wie herrlich es gewesen, wie schön das Wetter angehalten hat, was man alles gesehen und welche neuen Bekanntschaften man angeknüpft hat.

Das Reiseziel des einen war das sonnige Italien, den anderen zog es nach Norden, wo die Brandung tost und der Schrei der Möwe die Luft durchzittert, ein dritter besuchte das mächtige Reich des ewigen Schnees und Eises, kurzum, in jedem regte sich sehnsuchtsvoll das Verlangen: „Hinaus in die herrliche Gottesnatur!“ — Wie wunderbar gestärkt und gekräftigt kehren wir zurück. Gleich einer süßen Erinnerung zehren wir das ganze Jahr hindurch von dem Erlebten und den Eindrücken, die wir gewonnen haben, und ehe noch die Zeit herangekommen ist, in der wir abermals unser Ränzeln schnüren dürfen, werden schon wieder Reisepläne geschmiedet und neue Ziele gesteckt. Es ist ein eigen Ding, der Reisezauber! —

Doch nicht alle sind von der launischen Göttin so bedacht worden, daß sie sich eine Ferienreise gönnen dürfen. Die Armen, sollten sie nie den Segen der Natur empfangen? — — Erst recht, denn um die Natur auf sich einwirken zu lassen, braucht man nicht schöne Gegenden zu besuchen. Laßt uns hinausziehen auf die Felder, in den Wald; überall, wo wir uns befinden, vernehmen wir die Stimme der Natur, jeder Grassalm, jede Blume, jeder Käfer wird uns das wunderbare Reich der Natur eröffnen! —

Viele unternehmen ihren gewohnten täglichen Spaziergang, ohne jedoch die rechte Erquickung zu finden. Sie wandern vielleicht durch einen herrlichen Wald. Überall regt es sich, das jauchzt und jubiliert, das zwitschert und raschelt, wohin man blickt und lauscht, Leben — Leben. Tausende von fröhlichen Stimmen durchzittern die balsamische Waldesluft, aber auch ernste

Klagelaute tönen dazwischen, mancher Wehschrei entringt sich einem gequälten, im endlosen Kampf ums Dasein sterbenden Geschöpfe. — — Durch die Wipfel braust der Sturm, wahrlich eine erschütternde, zu Herzen gehende Begleitung zum hohen Liede der Natur. Unsere Spaziergänger aber merken nichts von alledem; der eine hat ein Buch in der Hand und liest vielleicht einen spannenden Roman, der andere denkt an sein Geschäft und rechnet. —

Wir brauchen wirklich keine Naturwissenschaftler zu sein, um unsere Lehrmeisterin zu verstehen. Weiter nichts, als die Augen zu öffnen, die Ohren aufzutun und ein warmes, freudiges Herz für die Natur sind nötig, um sie kennen und ihrer Stimme folgen zu lernen. Welch herrliche Belohnung wird uns für die geringe Mühe zuteil! Ungeahnte Schönheiten erschließen sich uns, interessante Beobachtungen suchen unser Wissen zu bereichern. Die alltäglichen, kleinlichen Sorgen, die unser gequältes Herz bedrücken, verschwinden, die Brust atmet freier, neue Schaffenskraft durchströmt den Körper und erfüllt uns mit erneuter Lebensfreudigkeit. Mit einem Jubelschrei stoßen wir all die Sorgen und Kummernisse von uns und gedenken dankerfüllten Herzens der herrlichen Schöpfung, die lindernde, wohlthuende Ruhe in unser Herz gesenkt hat, in unsere Seele den Frieden einzuziehen ließ. Wie nach einem alles vernichtenden Sturme, der mit elementarer Gewalt die weißköpfigen Wellen zu Bergen anwachsen läßt, um alles mit sich in die gähnende, schauerliche Tiefe zu ziehen, die Wogen sich nach und nach wieder glätten, so beruhigt sich auch endlich die schwer geprüfte Seele und blickt hoffnungsvoll und zuversichtlich der Zukunft entgegen.

Wir besuchen die Museen und Galerien, um uns an schönen Formen und Bildwerken zu ergötzen. Wievielmahl mehr Schönheit birgt die Natur! Mögen wir die wunderbarsten Gemälde vor uns sehen, keines Künstlers Hand vermag uns eine derartige Farbenpracht und Tonabstufung vor Augen zu führen wie die Malerin „Natur“. Schauen wir nur einmal in die untergehende Sonne, die uns mit ihren alles vergoldenden Strahlen die letzten Scheidegrüße zuwinkt. In allen Tönen, vom goldigsten Rot bis zum zartesten Sauch der Abendröte leuchtet der Himmel. Die Wolken türmen sich gleich riesigen Gletschern mit ihren zackigen Eismassen zu großen Gebirgen auf. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne treffen sie, wie durch Zauberschlag erglänzen ringsum die Gletscher und zeigen dem phantasiereichen Auge ein Bild, wie es leuchtender und schöner keines geben kann.

Oder greifen wir nach der Blume des Gartens oder Feldes, wohin unser Blick streift, überall erkennen wir schöne Formen und künstlerische Farbenverteilung, ganz abgesehen von den wunderbaren und genialen Einrichtungen, mit denen die Pflanze zu ihrer Existenz ausgestattet ist. — Mit welcher mathematischen Genauigkeit sind die Rieselpanzer der kleinen Meerestiere, Diatomeen genannt, aufgebaut. Fast alle geometrischen Formen zeigen sich unter dem Mikroskop dem erstaunten Beobachter. Vertiefen wir uns mehr in derartige Naturstudien, so werden wir eine unerschöpfliche Quelle

von Interessantem finden, wodurch unser Wissen eine nützliche und segensbringende Bereicherung erfährt.

Wie großartig sind die Schutzvorrichtungen, mit denen die Natur ihre Lebewesen ausstattet, damit sie erfolgreich den Kampf ums Leben führen können. So gibt es manche Insekten, die nur äußerst schwer vom menschlichen Auge gesehen werden, da sie täuschend Blätter oder Blüten nachahmen, andere sind leicht mit einem dürren Aste zu verwechseln oder nehmen die eigenartige Struktur von Flechten an. Wohl jedes Geschöpf, sei es höheres oder niederes, ist von der gütigen Mutter Natur mit Schutz- und Truseinrichtungen versehen, die es ihm ermöglichen, entweder seine Feinde zu täuschen oder den Kampf mit letzteren aufzunehmen. Auch die Lebensweise der Pflanzen und Tiere bietet dem eifrigen Beobachter viel Anregung und reichlich Gelegenheit, seine Naturkenntnisse zu vermehren.

Wer hat nicht schon auf seinen Wanderungen den schwarzen possierlichen Gesellen, den Mistkäfer, angetroffen, aber wohl die wenigsten haben ihm bei seiner Arbeit zugeschaut. Gar drollig ist der Anblick, wenn der kleine Mann große Stücke Pferdedünger vor sich herschiebend seiner Behausung zuführt. Muß er auch auf dem Heimwege über Stock und Stein manchen Purzelbaum schlagen, unermülich fest er seine Schiebeversuche fort, bis er glücklich bei seinem Weibchen angelangt ist. Beide machen sich nun an die Arbeit und graben eine ziemlich tiefe Röhre in den Boden, deren Zweck es ist, die Beute aufzunehmen. Nachdem letztere in die Röhre versenkt worden ist, beschenkt das Weibchen sie mit einem Ei, und das so bereitete Nest für die Nachkommenschaft wird sorgsam wieder geschlossen. So geht es weiter und weiter, bis die fürsorglichen Eltern entweder ein Opfer ihrer unermülichen Arbeit werden oder durch Parasiten an Entkräftung verenden.

Eifrig und pflichttreu arbeiten die Totengräber, die sich zu mehreren zusammenscharen, um einer inmitten ihrer Klagelieder gestorbenen Nachtigall oder einem überarbeiteten Maulwurfe die wohlverdiente Ruhestätte zu graben. Aber in der Natur geschieht nichts ohne einen bestimmten Zweck. Diese Käfer brauchen für ihre Nachkommen die Kadaver. Sie legen in sie ihre Eier und sorgen auf diese Weise für die Ernährung der jungen Larven.

Wenn wir uns nur ein wenig Mühe geben, so werden wir überall und zu jeder Jahreszeit die Natur belauschen können, wie sie mit unabänderlicher Gesetzmäßigkeit schafft und vernichtet, wie sie eins aus dem anderen entwickelt, um schließlich durch eine große Kette von Gliedern zum Anfang zurückzukehren.

Aber nicht nur Schönheit und Wissen schöpfen wir aus der Natur, noch viel, viel mehr gibt sie uns, denn sie ist im wahrsten, edelsten Sinne auch unsere Lehrmeisterin, — sie erzieht uns. Durch das Erhabene, das sie dem schönheitsstrunkenen und wissensdurstigen Auge zeigt, werden in unserem Inneren Saiten zum Erklingen gebracht, die vielleicht längst verstummt waren. Manchen hat die Natur auf andere Bahnen gelenkt, mancher hat ihr die Erkenntnis seines Schöpfers zu danken. — —

Wie winzig und unbedeutend kommt sich der Mensch vor, wenn er erkennt, wie alles in der herrlichen Gotteswelt gleich Tausenden von Rädern ineinandergreift und zum Bau des Universums beiträgt. Wie jedes Ding so wunderbar und weise eingerichtet ist, nirgends findet sich eine Lücke, alles schließt sich zu einem Kreise, in dessen Mittelpunkt die unendliche Liebe thront, die nach allen Seiten ihre fruchtbringenden Strahlen sendet und neues Leben erblühen läßt.

Dann rüttelt wohl ein Sturm an unserem Gewissen, wir fühlen, daß wir nicht wert sind, all das Schöne zu schauen, und in unserem Innersten ruft eine Stimme: „Mensch, auch dich leitet eine Kraft!“ — — — Welch Glücksgefühl durchströmt bei dieser Erkenntnis das verzagte Gemüt, eine wohlthüende Gewißheit erfüllt das hange Herz, und demutsvoll und dankbar beugen wir uns vor der Allgewalt, die uns von neuem zum Bewußtsein wurde, die uns zum zweiten Male zum Menschen geschaffen hat. — — —

Ein tiefer, himmlischer Friede zieht in unsere Seele, überwältigt stehen wir und lauschen dem Rauschen des Waldes, der das „Amen“ spricht zum empfangenen Segen der Natur.



Seiterkeit der Philosophie

von

Montaigne

Es ist doch eine auffallende Erscheinung, daß die Philosophie in unserem Jahrhundert selbst für gebildete Menschen nur noch ein leerer und bedeutungsloser Name ist, der weder an sich, noch durch seinen Nutzen Wert oder Preis hat. Ich glaube, daran ist der Formelkram schuld, der sich in ihr breitgemacht hat. Man tut sehr unrecht, wenn man sie als den Kindern unzugänglich darstellt, mit einem mürrischen, finsternen und abweisenden Gesichte. Wer hat sie mir nur hinter dieser blaffen und häßlichen Maske versteckt? Es gibt doch nichts Heitres, Lustigeres, ich hätte beinahe gesagt: Übermütigeres! Sie predigt nichts als Frohsinn und Wohlleben. Eine trübe und finstere Miene zeigt, daß sie da ihren Wohnsitz nicht aufgeschlagen hat. Als Demetrius der Grammatiker im Tempel zu Delphi eine Anzahl Philosophen zusammensitzen sah, sagte er zu ihnen: „Wenn ich mich nicht täusche, so zeigt euer friedlicher und heiterer Gesichtsausdruck, daß ihr in keiner wichtigen Unterhaltung begriffen seid.“ Da antwortete einer von ihnen, Herakleon von Megara: „Mögen diejenigen, die da untersuchen, ob das Futurum von βάλω ein doppeltes λ hat, oder die die Ableitung der Komparative χείρον und βέλτιον und ihrer Superlative suchen, die Stirne runzeln, wenn sie von ihrer Wissenschaft sprechen; was aber die Streitfragen der Philosophie anbelangt, so pflegen sie die, die sie erörtern, heiter und fröhlich zu stimmen, nicht mürrisch und trübe zu machen.“

(Aus Montaigne, Auswahl aus seinen Schriften)





Der Orden

Von
N.

S Herr Hansen war wirklich ein bescheidener und schlichter Mensch. Nicht einer von denen, die nur so tun und deren zur Schau getragene Bescheidenheit nichts weiter als eine besondere Form der Eitelkeit ist.

Diese Art Leute kennt man nur zu gut.

Man kann sie leicht auf die Probe stellen. Sie sagen: Ich habe nicht viel erreicht im Leben, oder etwa: Ich weiß, daß ich nur ein mittelmäßiges Talent bin, oder was dergleichen verfängliche Anzuspungen sind.

Schweigt man darauf hin, so sind sie tief verlezt.

Oder gibt man gar ausdrücklich ihnen recht, so werden sie grob.

Herr Hansen war auch ein guter Mensch.

Nicht einer von denen, die sagen: Ich habe ja ein so gutes Herz, ich kann die Menschen nicht leiden sehen. Und machen einen weiten Bogen um den leidenden Nächsten, welcher der Hilfe oder auch nur freundlichen Zuspruchs bedarf.

Diese sogenannten guten Menschen sind die allerschlimmsten Egoisten. Denn sie wollen in ihrem selbstfüchtigen Behagen nicht gestört werden durch das große Leid der Menschheit.

Herr Hansen war wirklich schlicht und gut, von innen heraus, und tüchtig. Eines Tages streifte der Landesherr die Gegend. Er sah nicht, was er nicht sehen sollte, und fand alles gut und schön, was ihm gezeigt wurde.

Ein großer Ordensregen fiel auf die glückliche Landschaft nieder. Auch das Städtchen, in dem Herr Hansen wohnte, wurde bedacht. Herr Hansen selbst erhielt den Kranichorden.

Der schlichte Mann hielt nicht viel von Orden und dergleichen äußerlichen Dingen. Freilich gehörte er nicht zu denen, die jüngst geräuschvoll einen Verein gegründet hatten, dessen Mitglieder sich verpflichteten, niemals einen Orden zu tragen. Lächerlich! Kein Machthaber dachte daran, diese beleidigten Größen der Menschheit vor die Wahl zu stellen: Orden oder Verein. Und als einem von ihnen — er reiste in Drogen — wider Er-

warten ein erotischer Orden anslog, weil er durch seine Mixtur die Lieblingslake der Schwiegermutter Seiner erotischen Majestät von Verdauungsbeschwerden befreit hatte, da beeilte er sich, aus dem Verein zu treten. Und seine bisherigen Genossen hatten die stolze Genugtuung, seinen Namen von der Tafel zu löschen für ewige Seiten.

Herr Hansen betrachtete das kleine gelb und grüne Kreuzlein, das vor ihm lag. Er nahm es in die Hand und ließ seine Farben in der Sonne spielen, daß es nur so funkelte. Er holte sein Festgewand aus dem Schrank, heftete das Kreuz daran, und, ehe er es sich versah, stand er im schwarzen Gehrock vor dem Spiegel mit erhobenem Haupt und unwillkürlich feierlicher Miene. Er hatte sich bei einer Umwandlung von Eitelkeit ertappt, zog schnell den Rock aus und dachte beschämt an den Ausspruch, den Napoleon, der große Menschenverächter, tat, als er den Orden der Ehrenlegion gründete: „Mit Rinderspielzeug muß man die Menschen gewinnen und leiten.“

Der Zeitungsbote brachte das neue Stadtblatt. Es roch nach frischer Druckerchwärze. Die Drucker hatten bis zum letzten Augenblick gearbeitet, und die Zeitung brachte schon die lange Liste der Dekorierten. Herr Hansen hatte früher diese Liste nie eines Blickes gewürdigt. Heute vertiefte er sich sofort in sie.

Da las er nun, daß Orden und Orden durchaus nicht dasselbe ist. Da gab es Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse, Ritter erster und zweiter Klasse. Er selbst war Ritter zweiter Klasse, mit ihm noch zwei Herren aus seiner Stadt.

War das nun eine Auszeichnung oder war es eine Demütigung? Wurde ihm nicht zum Bewußtsein gebracht, daß er nur mäßige Mittelforte — ein Ritter zweiter Klasse war, auf den die Ritter der ersten Klasse geringschätzig herabsahen und der in den Augen der Kommandeure und der Großkreuze fast sich ausnahm wie ein Mensch zweiter Klasse? Und was hatte es auf sich mit allen diesen Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern erster Klasse? Was hatten sie geleistet für die Menschheit? Mehr als er?

Ihm selbst fiel es gar nicht ein, mehr bedeuten zu wollen als jene. Er wollte aber auch nicht geringer sein als sie. Er wollte überhaupt nicht gewertet, nicht verglichen, er wollte nur er selbst sein. Was gingen ihn die andern Leute an?

Er dachte an den bulgarischen Thronfolger, dem der glückliche Vater die Tapferkeitsmedaille angeheftet hatte in der Wiege — einem Säugling!

„Die ganze Geschichte ist Schwindel!“ rief er und lachte illoyal und häßlich. Aber er mußte sich doch auch über sich selbst ärgern. Warum hatte er vorhin die dumme Liste überhaupt gelesen? War es nicht wieder die Eitelkeit, die ihn zwang, Vergleiche anzustellen? Es trieb ihn auf die Straße. Neuer Ärger: Einer der beiden Mitdekorierten begegnete ihm, ein aufgeblasener Mensch, den niemand leiden konnte. Es verdroß ihn, wie der so geschwollen einherging und strahlend sprach: „Sie gehen doch auch heute auf das Brandmahl?“ Brandmahl — so nannte man mit ver-

brauchtem Wiß das Mahl, welches alljährlich zur Erinnerung an eine durch wunderbares Umspringen des Windes beseitigte furchtbare Feuersnot begangen wurde. Er schwieg darauf.

„Wir legen doch an?“ fragte unbeirrt der Geschwollene weiter. „Wir Dekorierten“, meinte er vertraulich, „müssen doch gemeinsam vorgehen.“

Herr Hansen ließ den Geschwollenen ablaufen.

Die ganze Ordensgeschichte war ihm gründlich verleidet. Nie, sprach er zu sich, will ich das Ding öffentlich tragen.

Ich will den Orden zurückgeben! rief er, und stieß seinen Stock in den Boden. Er stand still und dachte lange nach. Natürlich! Zurückgeben mit heroischer Phrase, alle Blätter melden es. Das wäre nun die dritte Umwandlung von Eitelkeit, und die letzte, sprach er fest.

Mit der Sache, mit seiner Eitelkeit war er nun fertig. Er war gewohnt, alles schnell in sich zu verarbeiten. Schon sah er mit philosophischem Lächeln auf diese Episode im Leben seines innern Menschen zurück.

Er ging gelassen hinaus in den schönen Juniabend, weit hinaus, wo die Ainden blühten und die Vögel fangen und der Roggen wogte.

Ihm war frei und leicht, und er konnte alles Menschliche verstehen.

Die Eitelkeit, dachte er, ist nun einmal in der Welt vorhanden. Sie wird sich durchsetzen, so oder so. Warum soll der Staat sich ihrer nicht bedienen, um die Leute, welche die oft mühsame, den Schöpfern geistiger Werte verdrießliche, aber nicht zu umgehende Kleinarbeit des öffentlichen Lebens tun, anzuspornen, daß sie williger dem Ganzen dienen?

Freilich, alles Großzügige, es bedarf dieses Antriebs nicht, es hat seinen Lohn in sich.

Wer fragt heute, ob und welche Orden Kant und Goethe trugen?

Wer fragt nach 50 Jahren nach den beglückten Großkreuzträgern, nach Kommandeuren und Rittern, die heute unter uns wandeln?

Wer wird dann sich aufregen, daß die Großen von heute, von deren Errungenschaft dann die Epigonen zehren, gar nicht oder (noch schlimmer) als Ritter zweiter Klasse gewertet wurden?

Als der Philosoph heimkam, hatte er seinen Orden schon vergessen.

Im Vorzimmer des Festsaals, in dem das Erinnerungsmahl stattfand, beobachtete er dann noch eine drollige Szene aus dem Hintergrund: Der Geschwollene, der „gemeinsam vorgehen“ wollte, und der andere neue Ritter — sie standen nur auf allerköhlstem Größfuß — begegneten sich und warfen einen schnellen, prüfenden Blick jeder auf des andern Brust. Der Geschwollene trug den Orden, der andre nicht. Sie verschwand dann jeder durch eine andere Seitentür. Als die Suppe gereicht wurde, trat der Geschwollene ein — ohne Orden, der andre — mit Orden.





Zwangsansiedelung

Das fruchtbarste Land ist völlig wertlos, wenn es keine Bewohner hat. Der Wert eines Landes steigt mit seiner Einwohnerzahl. Darum ist Deutschland mit Recht stolz auf seine Bevölkerungszunahme, die beinahe jährlich eine Million beträgt und die auch eine allmähliche Steigerung des Wertes von Grund und Boden zur Folge hat.

So wertvoll darnach unser Vaterland ist, so wertlos scheinen unsere Kolonien zu sein. Und der menschenmordende Kolonialkrieg trägt sicherlich nicht dazu bei, den Wert von Deutsch-Südwest-Afrika zu erhöhen. Aber es gibt Dinge, die für die Gegenwart mehr oder weniger nutzlos erscheinen, denen aber ungeheure Zukunftswerte innewohnen. Zu diesen Dingen gehört auch unser Kolonialbesitz.

Der deutsche Michel ist, wie gewöhnlich, so auch bei der Verteilung des nichteuropäischen Erdenlandes zu spät gekommen, und er mußte mit den Brocken zufriedensein, die andere Mächte achtlos liegen gelassen hatten. Was uns also zugefallen ist, haben wir nicht unserer Wahl, sondern dem Zufall und der Unachtsamkeit anderer zu verdanken. Von diesem Gesichtspunkte aus muß unser Kolonialbesitz betrachtet werden, und ich stehe nicht an, zu erklären, daß die beiden Faktoren Zufall und die Unachtsamkeit anderer Nationen mehr für unsern Vorteil beigetragen haben, als es je hätte freie Wahl tun können. Diese führt sicher zu unermeßlichem Kolonialbesitz mit den fruchtbarsten Länderstrecken. Und was das Ende von diesem Liede ist, sehen wir an Spanien, werden wir sehen an England, das über kurz oder lang dasselbe Lied pfeifen muß, ob es will oder nicht.

Was die Größe unserer Kolonien anbetrifft, so werden wir daran nicht ersticken. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist nicht eine so übermäßige, daß sie zu Wohlleben und Müßiggang und damit zum nationalen Niedergange Veranlassung geben könnte. Das ist es gerade, was ich betont wissen möchte: vom internationalen kapitalistischen Standpunkt aus betrachtet mögen unsere Kolonien manches zu wünschen übrig lassen, vom deutsch-vollständigen Standpunkt erscheinen sie vom höchsten Werte. Das Wohl und die Zukunft eines Volkes hängt nicht von der Anzahl seiner Millionäre, sondern von seiner Gesundheit und seiner Arbeitskraft und der Erhaltung dieser beiden Eigenschaften ab.

Tropische Kolonien sind darum immer von einem zweifelhaften Wert. Sie gestatten keine Massenansiedelung von Europäern. Die wenigen, die dort sind, müssen sich vor jeder körperlichen Arbeit in acht nehmen und selbst bei der vorsichtigsten Lebensweise bleiben gesundheitliche Störungen nicht aus, die gewöhnlich bei den Frauen in viel höherem Maße in Erscheinung treten als bei den Männern. Jedenfalls wirken tropische Verhältnisse auf europäische Rassen nicht fördernd, sondern eher degenerierend. Das wirtschaftliche Entwicklungsziel in unsern tropischen Besitzungen kann nur das sein, die schwarzen Ureinwohner zur Ordnung und Arbeitsamkeit zu erziehen, damit sie im Dienste des deutschen Kulturvolkes durch fleißige Arbeit dem Lande den Wert geben, der ihm gebührt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in unsern subtropischen Kolonien oder denjenigen tropischen, deren Höhenlage ein gemäßigtes Klima bedingt. In ihnen ist körperliche Arbeit nicht gesundheitstötend, eher das Gegenteil. Viele der Ansiedler von Klein-Windhut und Uwis (Südwest-Afrika), die meist wegen Wassermangels keine Einnahmen aus ihrem Landbesitz hatten, ernährten sich als Fischer, Maurer, Ziegelfreier usw. Schließlich hat unsere Schutztruppe tausendfach bewiesen, daß sogar sehr hohe physische Leistungen möglich sind.

Eine nationale Bedeutung würden die deutschen Kolonien erst dann gewinnen, wenn es gelänge, den deutschen Auswandererstrom, der jetzt im internationalen Amerika nutzlos versandet, nach den deutschen überseeischen Besitzungen zu lenken und damit dem nationalen Blutkreislauf zu erhalten. Solange aber mittellose Auswanderer in deutschen Kolonien keine Heimstätte finden können, so lange wird das nicht möglich sein. Bis dahin werden noch so manche Hunderttausend Deutsche unserm Volke verloren gehen.

Und doch tut unsern Kolonien nichts nötiger als Menschen, als Arbeitskräfte — allerdings billige Arbeitskräfte. Diese würde man in den Ureinwohnern besitzen, wenn sie — arbeiten wollten. Aber das wollen sie meist nicht. Und selbst Süttensteuer und andere Mittel haben gegen die notorische Faulheit der Neger wenig vermocht. Wenn sie sich schließlich zur Arbeit bequemen, sind ihre Leistungen, nach europäischen Verhältnissen gerechnet, sehr gering. Selbst diese minderwertigen Arbeitskräfte werden Südwest-Afrika er mangeln. Denn wenn dort mit schweren Opfern Ruhe und Frieden hergestellt sein wird, dann wird es die Ruhe und der Frieden der Ob- und Leere sein: Südwest-Afrika wird entvölkert sein. Sicher ist es leichter, diesen Krieg zum siegreichen Ende zu führen, als seine sehr schlimmen Folgen zu beseitigen.

Landwirtschaft und Viehzucht sind nur möglich, wenn Arbeiter vorhanden sind. Noch viel mehr ist das beim Bergbau der Fall, von dem ja in der Auf- ruhrkolonie soviel für die Zukunft erhofft wird. Wie bekommen wir Menschen in unsere Kolonien, besonders solche, die körperlich arbeiten? Das war von jeher die brennende Frage, die vollends nach der Niederwerfung des Auf- standes für Deutsch-Südwest-Afrika zur Frage des „Sein oder Nichtsein“ werden wird.

Eigentlich erscheint nichts leichter als die Lösung dieser Arbeiterfrage, um so mehr, als sie bereits auf den Samoa-Inseln gelöst worden ist. Die Schönheit der dortigen Landesfinder ist weltberühmt. Ihr wohlproportionierter, muskulöser Körper verrät eine hohe, physische Leistungsfähigkeit. Aber die schönen Samoaner und die hübschen Samoanerinnen flohen die Arbeit wie

brennendes Feuer. Da führte man Kulis ein und hatte damit billige, willige und fleißige Arbeiter. Dasselbe Mittel könnte man ja auch bequem in andern Kolonien anwenden. Interessierte Kapitalistengesellschaften meinen immer wieder, das erlösende Zauberwort für unsern Kolonialbesitz heiße: Kuli. Wenn wirklich unsere Kolonien dazu degradiert werden sollten, eine Domäne für Aktiengesellschaften und Kulis zu werden, so wäre wahrlich dem Verluste unseres Kolonialbesitzes keine Eräne nachzuweinen. Die deutsche Nation hat gar kein Interesse daran, die Zahl ihrer Millionäre zu vermehren oder für die Ernährung Hunderttausender von Kulis zu sorgen.

Unsere Kolonien müssen, soweit es das Klima gestattet, eine Siedelungsstätte des deutschen Volkes werden. Vorläufig dürfte es schwer halten, deutsche Arbeiter zu veranlassen, freiwillig nach unsern Kolonien zu gehen. Das ist ja auch gar nicht nötig, da wir kräftige deutsche Hände zu Tausenden hinter unsere Zuchthausmauern bannen und dort mitleidslos entkräften lassen.

Es ist schon viel über die Anzulänglichkeit unseres Strafvollzuges geschrieben worden; aber der Leser waren nur wenige. Seitdem Johannes Leuß mit brennender Fackel die Schrecken beleuchtet hat, die sich in engen Zuchthauszellen abspielen, ist das Verlangen nach Änderung des Strafvollzuges vorkäuflich geworden. Ob dieses Verlangen bald befriedigt werden wird?

Hoffen wir's.

Rasimir Wagner schreibt in seinen „Strafinseln“: „Strenge Einzelhaft von kurzer Dauer soll oft schon genügen, um in Frauenpersonen hysterische Zustände und sonstige Schädigungen zu erzeugen.“ Aber die schlimmste Geißel der Strafanstalten ist die Schwindsucht. „Die Sterblichkeit in Preußen an dem in Frage stehenden Leiden betrug nach der preußischen Statistik 1886—1887 in der freien Bevölkerung im Alter von 18—30 Jahren 2,78 %, in den Strafanstalten 21,80 %; im Alter von 30—60 Jahren 4,85 gegenüber 16,36 %. In einer Strafanstalt sind von Mitte 1882 bis Ende 1892 unter den eingelieferten 934 Gefangenen 241 an Lungentuberkulose erkrankt. Diese wenigen Zahlen mögen genügen, um darzutun, daß in gesundheitlicher Beziehung die schlimmsten Fiebergegenden der Erde nicht so gefährlich sind wie unsere Zuchthäuser, und daß die drakonischen Gesetze des Mittelalters mit ihrer häufigen Todesstrafe bei geringen Vergehen mehr Humanität atmeten als die heute gültigen Gesetze, deren Anwendung Tausende zu dauerndem elenden Siechtume bringt, für die ein schneller Tod eine Erlösung wäre. Im berühmten Plözensee-Prozeß erklärte Geh. Rat Dr. Baer: „Jeder, der sich Gefängnisstrafe zuzieht, begeht einen chronischen Selbstmord.“

Selbstverständlich liegt es uns völlig fern, damit einer erweiterten Anwendung der Todesstrafe das Wort reden zu wollen. Es sollte nur die Grausamkeit und Unhaltbarkeit unseres heutigen Strafvollzuges dargetan werden. Diese äußert sich auch deutlich in der Rückfälligkeit. Die Zahl der Rückfälligen nimmt nämlich stetig zu. Und wer aus dieser Tatsache folgern wollte, daß es den Strafgefangenen in den Zuchthäusern so gut erginge, daß nach ihrer Entlassung die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen der Strafanstalten sie wieder zum Verbrechen triebe, dem seien die obigen Schwindsuchtszahlen ins Gedächtnis zurückgerufen. Der Fabrikarbeiter, der eine mehrjährige Freiheitsstrafe abgegessen hat, ist entweder krank, so daß er nicht mehr arbeiten kann, oder er ist bei der rapiden Entwicklung und Veränderung unserer Maschinenteknik, die nicht bis hinter die Gefängnismauern dringt, so zurückgeblieben, daß er die

von ihm verlangte Arbeit nicht verrichten kann. Es ist eben dem entlassenen Strafgefangenen oft beim besten Willen und den schönsten Vorsätzen nicht möglich, sich eine neue Existenz zu gründen, so daß ihn schließlich der Hunger wieder zum Verbrechen und damit in die Strafanstalt treibt. Die Zahl der Rückfälligen ist derartig gestiegen, daß jetzt mehr als 40 Prozent aller Verurteilten — also beinahe die Hälfte — aus Rückfälligen bestehen. Wahrlich, deutlicher kann doch die Wert- und Zwecklosigkeit des Strafvollzuges nicht in Erscheinung treten. Und für diese fragwürdige Institution zahlt der Staat jährlich Unsummen. Professor Dr. Bruck berechnet die jährlichen Kosten jedes Sträflings für Preußen auf 465,57 M. Es unterstehen dem Minister des Innern 52 Straf- und Gefangenenanstalten, in denen am 31. März 1898 24 301 Gefangene in Haft gehalten wurden, und dem Justizminister noch 992 Gefängnisse, für mehr als 50 000 Köpfe berechnet. Diese Zahlen geben eine Vorstellung von dem Riesentribut, den die Gesellschaft für die Verbrecher zu zahlen hat. In Wirklichkeit wäre doch das umgekehrte Verhältnis das Vernünftige: die Bestraften sühnen ihr Verschulden dadurch, daß sie während der Strafhaft nicht der Gesellschaft zur Last fallen, sondern durch Arbeit einen gewissen Nutzen für die Allgemeinheit bringen.

Diesem Vernunftsverhältnis auf dem Gebiete des Strafvollzuges würden wir näher kommen, wenn wir uns zur Zwangsanfiedelung der Verbrecher in unsern Kolonien entschließen könnten.

Der Deportationsstrafvollzug würde sich nach Professor Dr. Bruck ungefähr so vollziehen: In der Strafkolonie angelangt, wird der Sträfling hauptsächlich als Ackerbauer auf einer der Straffarmen des Reichs beschäftigt. Doch kann er auch zu jeder andern Arbeit, deren er fähig ist, angehalten werden. Jede Unbotmäßigkeit wird streng geahndet. In dieser harten Sucht bleibt der Sträfling so lange, als es die örtliche Kolonialverwaltung für zweckmäßig erachtet. Auf Grund tabelloser Führung kann die Verwaltung die Arbeit mildern und die Kost des Sträflings verbessern, insbesondere kann nach Ablauf von drei Jahren — aber nicht eher — der Sträfling in einem eigens für Ansiedelungszwecke bestimmten und von der Straffarm räumlich gehörig getrennten Territorium seinen Wohnsitz angewiesen erhalten und sich dort eine selbständige Existenz begründen.

Ist der aus der Straffarm Entlassene ein Landwirt oder hat er sich während seiner Strafzeit in der Farm landwirtschaftliche Kenntnisse erworben, so wird ihm Ackerland, eine Hütte, Saatgut und Ackergerät gegen billigen Zins vom Zeitpunkt der möglichen Rentabilität an zugewiesen.

Der zu selbständigem Betrieb Angesiedelte kann seine Familie nachkommen lassen, oder er kann sich für den Fall der Ledigkeit verheiraten.

Selbstverständlich können die Sträflinge zu allen öffentlichen Arbeiten herangezogen werden. An solchen wird es nie fehlen: hierher gehören besonders Hafenanlagen und Wegebauten (Eisenbahnen), ferner Bauarbeiten, wie Unterkunftsräume für Sträflinge (Baracken), Magazine, Speicher, Hospitäler, Häuser für Beamte usw., endlich Kulturarbeiten zum Zweck der Urbarmachung von Ländereien.

Wenn der Entlassene kein Landwirt ist, so ist ihm zu gestatten, in dem für Entlassene bestimmten Ansiedlungsgebiet unter Gewährung einer Heimstätte und der notwendigen Arbeitsmittel eine andere, seiner Fähigkeit entsprechende Tätigkeit, z. B. ein Handwerk, eine Technik oder ein Handelsgewerbe

zu betreiben. Nach Ablauf einer billig zu bemessenden Zeit tritt auch für diese Kategorie die Pflicht zur Verzinsung bzw. Zurückzahlung des aufgewendeten Kapitals an die Verwaltung ein. Solchen Ansiedlern können auf ihr Ersuchen Sträflinge, die dasselbe Handwerk oder Gewerbe gelernt und sich während der Strafzeit ordentlich geführt haben, schon vor Ablauf von drei Jahren zur Zwangsarbeit überwiesen werden. Für Kost und Kleidung hat der Arbeitgeber zu sorgen. An die Kolonialverwaltung hat er außerdem einen vertragsmäßig festgestellten Lohn zu zahlen, der nur zu einem Bruchteil dem Sträfling gutgeschrieben und bei seiner Entlassung ausgezahlt wird. Der in solcher Weise beschäftigte Sträfling geht dieser milderen Form der Strafverbüßung verlustig, wenn er durch Trägheit oder durch sein Betragen hierzu Veranlassung gibt. Alsdann wird er wieder zur Zwangsarbeit in eine Straffarm veretzt.

Gehört der Entlassene der Kategorie der Gebildeten an, so kann er sich in dem Ansiedlungsgebiet berufsmäßig beschäftigen, z. B. als Arzt oder Lehrer. Ehemalige Beamte können versuchsweise von der kolonialen Verwaltung, z. B. im Schreiberei- und Rechnungswesen, angestellt werden.

Durch die Art und Weise dieses Strafvollzuges soll in jedem Sträfling die Hoffnung auf eine allmähliche Besserung seiner Lage erweckt werden. Hierin liegt für den Sträfling ein mächtiger Antrieb, sich moralisch zu heben, und dieser Trieb wirkt zugleich nutzbringend für das Gedeihen unserer Schutzgebiete.

Der ehemalige Strafkolonist dürfte nicht der schlechteste Ansiedler sein. Das beweisen die *enfants terribles*, die häufig von ihren Angehörigen nur das Reisegeld nach dem Auslande erhalten, und die trotz ihrer Armut, trotz ihres früheren Lotterlebens, sich häufig sehr bald in die neuen Verhältnisse zu schicken wissen, moralisch wachsen, zu Ehre und Wohlstand gelangen und schließlich noch der Stolz ihrer Angehörigen werden.

Eine ähnliche Beobachtung wird häufig beim Militär gemacht. Der Musterfriedenssoldat versagt im Ernstfalle, und die im Frieden häufig bestrafte, schwer zu behandelnden Leute erweisen sich als die tüchtigsten Kriegersoldaten. Diejenigen, deren Namen mit ihren Heldentaten in der Regimentsgeschichte verewigt wurden, sind meist in Friedenszeiten die Schmerzenskinder des Regiments gewesen.

So gibt es Menschen, die in unser abgeziirkeltes, unfreies Kulturleben mit seinem engmaschigen Gefegesnes einfach nicht hineinpaffen und hier hinter Gefängnismauern verkümmern, die aber in der freien Luft unserer Kolonien vorzüglich gedeihen und bei ihrer unternehmungslustigen, furchtlosen und mutigen Art ein treffliches Ansiedlermaterial liefern würden. Und das selbst dann noch, wenn sie hier bereits dem Strafrichter verfallen sind. Häufig gelingt es Leuten, die bei uns langfristige Strafen hinter Kerkermauern verbüßt haben — was hier meist unmöglich wäre —, sich im Auslande eine neue Existenz zu gründen. Das zeigen die verdienstvollen Bemühungen des Dr. S. Seyfarth, Pastors am Zentralgefängnis in Hamburg-Fuhlsbüttel, durch dessen Vermittlung viele Entlassene in England, Brasilien, Westindien usw. Unterkommen und Arbeit gefunden haben. Es sind wahrlich nicht die schlechtesten Menschen, die auf diese Weise der deutschen Nation verloren gehen.

Durch die angeedeutete Änderung des Strafvollzuges würden diese Elemente dem Volkstum erhalten bleiben und der Strafvollzug würde sie nicht zu Gesellschaftsdrohnen degradieren, sondern sie nutzbringend beschäftigen, sie nicht körperlichem und geistigem Siechtum und der Rückfälligkeit entgegen-

föhren, sondern sie zur Arbeit erziehen und ihnen zu geordnetem Besitztum verhelfen.

Wie dadurch der Strafvollzug vereinfacht und verbilligt würde, sei nur an einem Punkte erörtert. Mit welch ungeheurem Aufwand sucht man das Ausbrechen der Strafgefangenen zu verhindern! Es unmöglich zu machen, ist noch nicht gelungen und wird nie gelingen. Da werden mit großen Kosten haushohe Doppelmauern aufgeführt, mit scharfen Glassplittern besetzt, die Fenster mit dicken Eisenstäben vergittert, die Türen mit Sicherheitschlössern versehen, soweit wie möglich die äußerst kostspielige und verblödend wirkende Einzelhaft durchgeführt und ein großes Heer von Aufsichtsbearbeitern fortwährend in Atem gehalten. Alle diese Millionen verschlingenden Maßregeln wären in den Straftolonien höchst überflüssig. Für Überwachung der Gefangenen wäre nur ein Bruchteil der Beamten unserer Strafanstalten nötig, denn Fluchtverdacht ist so gut wie ausgeschlossen, da die ausgebrochenen Gefangenen fast durchweg im Busch elendiglich zugrunde gehen würden. Und will man auch das verhindern, so schaffe man fluchtverdächtige Elemente nach unsern Südseeinseln. Das weite Weltmeer würde selbst dem Tollkühnsten ein unüberwindliches Hindernis sein.

Mit unsern Kolonialbeamten — wie sie nun einmal sind — würde sich allerdings diese Reform, die von höchster kultureller und nationaler Bedeutung wäre, kaum durchführen lassen. Denn dazu brauchen wir nicht größenwahnsinnige, tropenkollerige Männer, die mit Papier, Tinte und Löschblatt wüßt wirtschaften und regieren, sondern Menschen der Tat mit liebewarmem Herzen, die selbst harte, kalte Herzen wieder weich und warm machen können.

Die letzte Zeit hat es an herber Kritik unseres Kolonial-Affektorismus nicht fehlen lassen. Ein Beispiel möge dartun, wie berechtigt die Anzufriedenheit der deutschen Farmer über die Beamtenwirtschaft ist.

In Deutsch-Süd-Westafrika kommt der Besitzer einer Farm auf sein Maisfeld und sieht, wie seine Neger, statt das Land zu bewässern — wozu es höchste Zeit war — die Pferde eines Truppentommandos tränken. Der Farmer fährt mit einem Donnerwetter dazwischen und treibt seine Leute zu der von ihm angewiesenen Arbeit zurück. Da läßt sich aus dem nahen Busche die näselnde Stimme eines jungen Offiziers vernehmen:

„Was ist denn da los? Ich habe doch die Leute angewiesen, die Truppenpferde zu tränken.“

Der Besitzer wendet sich dem Leutnant zu: „Das sind meine Leute, die ich beköstigen und bezahlen muß. Wenn Sie der Meinung sind, daß Ihre Truppen nicht mehr imstande sind, die leichte Arbeit des Tränkens zu leisten, so verlangt es die Anstandspflicht, daß Sie nach meiner Farm schicken, die, wie Sie sehen, nicht fünf Minuten entfernt ist, und mir wenigstens Mitteilung machen, damit ich andere Arbeiter herschicken kann, die die sehr wichtige und eilige Bewässerung fortsetzen können. Da Sie es im übrigen nicht einmal für nötig halten, sich vorzustellen, wie es sonst in Europa üblich ist, werde ich es meinerseits wenigstens tun. Mein Name ist von C.....“

Der Offizier wird purpurrot, stammelt verlegen Entschuldigungen und meint schließlich:

„Hätte ich gewußt, daß die Leute Ihnen gehören, hätte ich sie gewiß nicht von der Arbeit abgehalten.“

„Eine Frage hätte Ihnen darüber Aufklärung geben können. Und schließ-

lich ist das ganz gleichgültig. Meine Nachbarn klagen so schon darüber, daß Truppen und Beamte gegen mich lange nicht so willkürlich vorgehen, wie gegen sie. Hoffentlich genügt für Sie die eine Erfahrung, daß Sie in Zukunft die Farmer und ihr Besitztum ein wenig mehr respektieren.“ —

Der Deportationsgedanke ist uralte und an seiner praktischen Ausführung hat es in keinem Zeitalter gefehlt. An Erfahrungen mangelt es also nicht. Und Gegner und Förderer der Zwangsanfiedelungsidee kommen nicht in Verlegenheit, ihre Stellungnahme mit den guten oder schlechten Resultaten, die mit der Deportation erzielt worden sind, zu stützen. Nicht selten werden die schlechten Erfahrungen, die Rußland mit der Deportation gemacht haben soll, ins Feld geführt. Wer aber die Art und Weise der russischen Zwangsanfiedelung kennt, muß sich über die verhältnismäßig günstigen Resultate wundern, da doch jede einzelne Gemeinde mißliebige Elemente abschieben konnte. Dr. D. Finckh sagt darüber: Wohl jede Gemeinde besitzt notorische Faulenzer, Säufer und dergleichen Subjekte, die den Gerichten gar häufig zu schaffen machen und die man gern für immer los sein würde. In Rußland geht das sehr leicht; ein Beschluß der Gemeindevorsteher, und irgend ein unnützer Mitbürger wandert nach Sibirien. Das macht keine Umstände und kostet überdies nichts, da der Staat für die Beförderung zu sorgen hat. Dafür erhält er ja Ansiedler, denen man nur einen Aufenthaltsort und ein Stück Land anzuweisen braucht — und die Sache ist fertig! Unbebaute Strecken sind ja in Hülle und Fülle vorhanden, aussichtsvolle Heimstätten für ungezählte Tausende fleißiger Menschen. Zu letzteren gehören wohl freilich nur die wenigsten dieser Klasse Verbannter, aber gesetzt, es gäbe welche unter ihnen, so würde es auch solchen doch nicht möglich sein, ihren Beruf zu erfüllen. Denn was kann selbst der Arbeitslustige mit Land anfangen, wenn man ihn nicht mit den notwendigsten Gerätschaften und einigen Mitteln ausrüstet? Ohne solche bleibt den Leuten eben nichts übrig als müßiggehen. So fällt denn die Mehrzahl dieser „Ansiedler“ der neuen Heimat zur Last, die sie eben mit durchfüttern muß. Dazu kommt noch die nicht geringe Zahl der Ausreißer, die meist als Vagabunden umherziehen, um sich von der gutmütigen Bevölkerung ernähren zu lassen. Es ist aber wohl nicht bloß reine Nächstenliebe, wenn der sibirische Bauer an bestimmten Orten Lebensmittel für solche nächtliche Durchzügler niederlegt. Jedenfalls dienen diese freiwilligen Liebesgaben dazu, Schlimmeres von Haus und Hof abzuwenden.

Trotz dieser bedenklichen Elemente hat Sibirien nur auf dem Wege der Deportation brauchbares Menschenmaterial erhalten, das freiwillig nie gekommen wäre. Wenn durch den Erlaß des Zaren vom 6. Mai 1899 die Befreiung resp. Einschränkung der Deportation angeordnet wurde, so geschah das offenbar nicht aus Humanität, sondern aus der Erwägung, daß Sibirien durch die Zwangsanfiedelung wirtschaftlich derartig emporgelassen, daß der Zuzug freiwilliger Einwanderer zu erhoffen sei, der durch die Eisenbahn ungeheuer erleichtert würde. Der weitere unfreiwillige Zuzug durch Deportation erschien damit überflüssig.

Auch die Portugiesen sollen nicht die besten Erfahrungen mit der Verbannung von Verbrechern nach den Kolonien gemacht haben. Das mag aber daher kommen, daß es in Portugal noch etwas „spanisch“ zugeht.

Wenn wir uns zur Deportation entschließen würden, hätten wir es doch gar nicht nötig, die Fehler der Russen und Portugiesen zu wiederholen — bei

Frankreich scheinen Vorteile und Nachteile sich das Gleichgewicht zu halten —; da wir sie kennen, ließen sie sich doch leicht vermeiden. Jedenfalls hat es das praktische England verstanden, aus der Deportation den höchsten Nutzen zu ziehen. Australien ist die reine Reklametolonie für die Zwangsanfiedelung.

Am 26. Januar 1788 landeten die ersten Gefangenen in Port Jackson in Neusüdwales. Der Tag wird dort heute noch alljährlich festlich begangen. Wohl erhob sich seit dem Jahre 1835, nachdem die Kolonie eine Dauer von einigen Jahrzehnten hinter sich hatte, eine mächtige Bewegung seitens der unbescholtenen, sesshaften, freien Kolonisten-Bevölkerung selbst gegen die Verwendung des Platzes und Landes als eine Station für deportierte Verbrecher. Man empfand es als eine Herabwürdigung für den ansässigen freien Kolonisten, in Gemeinschaft mit einer Gesellschaft ausgewanderter Verbrecher die weiße Einwohnerchaft des Landes bilden zu sollen. In der That gelang es auch dieser Bewegung, eine Parlamentsakte vom 26. Mai 1837 zu erzielen, wonach vom Jahre 1840 an keine weiteren Sträflinge der Kolonie zugesandt werden sollten. Es erwies sich aber die Maßregel als verfrüht. In der Kolonie trat starker Mangel an Arbeitskräften ein, und als im Jahre 1849 wieder ein Schiff mit Sträflingen anlangte, wurden diese sofort von Privatleuten als Arbeiter angestellt. Als dann allerdings in demselben Jahre 13 000 freie Arbeiter aus Irland eintrafen, wurde durch eine weitere Parlamentsakte die weitere Versendung von Strafgefangenen nach Neusüdwales abermals eingestellt.

Die Entwicklung der Kolonisation in Westaustralien zeigt, daß auch diese Kolonie nur mittels Anlegung einer Strafkolonie der Zivilisation und Kultur gewonnen und auf die jetzige Höhe gebracht werden konnte.

Die großen Reichskümer, die in Neusüdwales durch einzelne Kolonisten erworben worden waren, brachten in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl Londoner Kaufleute zu der Ansicht, in einer neuen Anfiedelung an der Westküste Australiens, die nicht von Sträflingen gegründet sei, müßten sich ebenso glänzende Resultate erzielen lassen. Den hochgespannten Erwartungen folgten aber bittere Enttäuschungen. Es fehlte vor allem an Leuten für die schwierige Arbeit des Urbarmachens. Was konnten die großen Besitzungen helfen, wenn die Menschen fehlten, sie zu bebauen.

So fristete die Kolonie am Schwänenflusse an der Westküste ein kümmerliches Dasein. Ende der 1840er Jahre aber waren die Aussichten in dem Grade hoffnungslos geworden, daß man an ein völliges Aufgeben der Kolonie dachte. Man griff jedoch zuvor zum letzten Rettungsmittel, die freien Kolonisten verlangten von der britischen Regierung die Einfuhr von Deportierten, und dieses Rettungsmittel half. Daß die Kolonie jetzt schon eine bedeutsame Stellung unter den englischen Besitzungen einnimmt, zeigt ein Blick auf die Reihe im Aufschwung begriffener Städte und Hafensplätze.

Seine hohe und schnelle Entwicklung verdankt Australien zum großen Teile der Deportation, die ihm 134 000 gesunder Menschen gebracht haben soll.

Da muß es doch wundernehmen, daß England in der Kapitalkolonie die Arbeiterfrage nicht durch Deportation, sondern durch Einführung von Kulis löste. Der Grund ist vielleicht in einer Begebenheit zu suchen, die Missions-superintendent a. D. D. Merensky in einem Briefe an den Verlagsbuchhändler Wilhelm Sifferott mitteilt. (Letzterer hat mit regem Fleiße und lebhaftem Interesse Schriften, Aufsätze und Urteile über Deportation gesammelt und dem

Verfasser in der bereitwilligsten Weise zur Verfügung gestellt.) In der Zeit der Entdeckung der Diamanten- und Goldfelder kam der englische Gouverneur Harry Smith plötzlich auf den Gedanken, dem Arbeitermangel, über den viele Kolonisten seit Aufhebung der Sklaverei klagten, durch Einführung von Deportierten abzuhehlen. In England billigte man den Plan und schritt zu seiner Ausführung. Aber schon die Nachricht von diesem Vorhaben rief am Kap einen wahren Entrüstungsturm hervor, der fast die Natur eines Aufstandes annahm. Eine Anti-Verbrechergesellschaft stand gar bald dem Gouverneur kampfesmutig gegenüber. Als am 19. September 1849 der „Neptun“ — Pestschiff genannt — mit den Verbannten in Simonsbai ankerte, war an ein Landen der Leute nicht zu denken. Eine Gesandtschaft der Kolonisten ging nach England. Mehr aber als diese richtete der Boykott aus, den die Kolonisten über die englische Kolonialregierung, über ihre Truppen und Schiffe verhängten. Man verkaufte ihnen weder Nahrungsmittel noch sonstige Bedürfnisse, und muß das sehr energisch durchgeführt haben, denn ein Erlaß des Gouverneurs spricht von dem „teuflischen“ Plan, ihn und seine Leute auszuhungern. Die Kolonisten trugen auch den Sieg davon, denn nachdem die armen Deportierten fünf Monate lang, eingeschlossen in ihrem Schiff, im Hafen gelegen hatten, mußte dieses sie wirklich wieder von dannen führen.

Die Erinnerung an dieses Vorkommnis mochte wohl noch nicht völlig ausgelöscht sein, als man sich zur Einführung von Kulis entschloß. Die Erfahrungen, die man mit ihnen gemacht hat, sind nach den neuesten Zeitungsberichten die allerschlechtesten, und man würde sie sicher jetzt gern mit Strafgefangenen vertauschen.

Daß in einem gewissen Kulturstadium Verbrecher — gleichgültig, ob sie schon dem Staatsanwalt verfallen sind oder ihm entfliehen wollen — ein gutes Ansiedelungsmaterial liefern, dafür ist ferner Amerika ein klassisches Beispiel, das jahrhundertlang von Europa als Kloake benutzt worden ist. Jetzt ist diese Zeit vorüber, und das demokratische Amerika, das bisher jedem Menschen unbefeheten die gaslichen Pforten öffnete, erläßt von Jahr zu Jahr schärfere Einwanderungsbestimmungen. Die Einfuhr von chinesischen Arbeitern ist überhaupt verboten.

Der größte Teil unserer Kolonien befindet sich in der Lage, daß eine Zahl von Deportierten für sie nicht nur erträglich, sondern sehr segensreich sein würde. Und welch ungeheuren Vorteil würde das Deutsche Reich, die deutsche Nation davon haben! Die Zuchthäuser würden sich entvölkern, die Landstreicher abnehmen. Menschen, die der Hunger und die Verzweiflung zur Gesetzesverletzung trieb, wären nicht verloren, sondern würden der Menschheit und der Kultur wiedergewonnen. Unsere Kolonien würden aufhören, Reichsblutegel zu sein, und sich zu sehr nützlichen Reichsgliedern entwickeln, in deren Adern nicht internationales Kapitalisten-, sondern deutsches Volksblut fließt.

Wann wird diese Zeit kommen?

Wilhelm Föllmer



Thomas J. Barnardo

(Gestorben 20. September 1905)

Der prächtige alte Doktor der Medizin und Theologie, den man in England nur als „Doktor Barnardo“ kannte, war ein gewaltiger Kinderfreund vor dem Herrn — wohl der größte aller Zeiten und Länder, und das will nicht wenig bedeuten. Er hat im wahrsten Sinne des Wortes den besten seiner Zeit genug getan; sie haben ihn vergöttert und in seinem edeln Werk nach Kräften unterstützt. An Anerkennung hat es ihm wirklich nicht gefehlt, obwohl er in seiner unendlichen Bescheidenheit nicht danach geizte, sondern immer nur nach möglichst reichen Mitteln, um möglichst viele unschuldigen Kleinen ihren Leiden, ihrem Jammer, ihrem Elend entreißen, sie vor dem Verbrechen bewahren und zu nützlichen Menschen erziehen zu können. Er hat dies Liebeswerk an einer ganzen, stattlichen Armee geübt, denn in den 39 Jahren seiner Kinderschüßlerei hat er nicht weniger als 56 000 Knaben und Mädchen im besten Sinne des Wortes gerettet. Als 21jähriger, selber armer Student, als freiwilliger Lehrer an einer Armenschule in Ostlondon wurde er — wie er in seinem ergreifenden Buche „Mein erster Straßensjunge und der Beginn meines Lebenswerkes“ in fesselnder Weise schildert — durch einen seiner zerlumpten, obdachlosen Schüler im Jahre 1866 mit der furchtbaren Not zahlloser Kinder bekanntgemacht; er gab seine Absicht, als Missionar in fremde Erdteile zu ziehen, auf, denn — das Schlechte „lag so nah“, er brauchte nicht „in die Ferne zu schweifen“. Mit unbezähmbarem Eisenwillen interessierte er Publikum und Gesetzgebung für die Sache der Rettung der verwahrlosten Jugend, verschaffte er sich Riesensummen, suchte mit seinen „Helfern“, deren er zuletzt schon über 1500 hatte, die Kinder des Elends in ihren Schlupfwinkeln auf, gestaltete ein weitverzweigtes, bewundernswert organisiertes Erziehungs- und Ausbildungssystem immer mehr aus, bis er schließlich 120 Anstalten ins Leben gerufen und ihren Fortbestand pekuniär sichergestellt hatte! 120 Anstalten der verschiedensten Art, Asyle, Zufluchtstätten, Heime, Schulen, Erholungshäuser, Seelkistenwillen, Krankenhäuser, Werkstätten, Restaurants, Farmen usw. usw. bis hinab zu Auswanderungsbureaus für jene seiner Schützlinge, die er — bisher waren's 20 000! — nach Kanada schickte, damit sie dort Landwirte, Viehzüchter zc. werden. Die meisten Kinder bleiben aber in England, wo sie in verschiedenen Gegenden zu Handwerkern, Dienstmädchen und anderen nützlichen Berufen herangebildet und dann in guten Stellungen untergebracht werden, zu welchem letzterem Zweck Dr. Barnardo eine ausgedehnte Stellenvermittlung gegründet hat. Seine Zöglinge werden sowohl in England als auch in Kanada mit besonderer Vorliebe angestellt — kein Wunder das, denn nur bei 1¼ vom Hundert der Geretteten versagt die Liebesmüh! Was muß das für ein treffliches System sein, das so glänzende Ergebnisse zeitigt! Freilich ist es dem Hirn eines Mannes entsprungen, der ein wahres Genie der Wohlthätigkeit war. Dieser Mensch hat nie ein Kind oder einen Erwachsenen (auch für diese geschieht speziell in seinen Londoner Anstalten sehr viel) zurückgewiesen, überhaupt niemanden, der an seine Pforten klopfte, die Tag und Nacht niemals geschlossen werden. Einige weitere Ziffern mögen den Umfang seiner Leistungen kennzeichnen. Er hat 120 000 „Mitglieder“ um sich zu scharen gewußt, die in seine Kassen jährlich 200 000 Pfd. Sterl. einzahlen.

Er hat 1904 120 000 Freimahlzeiten verteilt, 19 000 Personen vorübergehend „behandelt“ (täglich im Durchschnitt 33 Rinder aufgenommen). Es haben wohl sehr wenige Menschen jemals so ungeheuer viel Gutes in so richtiger Weise getan, und so ist er eines der leuchtendsten Beispiele dafür, was fester Wille, selbstlose Liebe und edles Pflichtgefühl vermögen, sowie dafür, was ein einzelner leisten kann, auch wenn er mit nichts anfängt.

L. Ratscher



Wunder des Pflanzenlebens

Wie zahlreiche Pflanzen den Unbilden der Witterung zu begegnen wissen, das bleibt für menschliche Begriffe eines der vielen Wunder, durch die sich uns Gottes Allmacht und Weisheit täglich in der Natur offenbart. Alle menschlichen Erklärungen können die Grenzsteine unseres Begreifens und Erkennens immer nur von der einen Stelle auf die andere verschieben, ohne daß wir darum der Lösung näher rücken. „Viele Pflanzen“, so schreibt R. S. Francé in seinem „Leben der Pflanze“ (Verlag „Rosmos“, Stuttgart, 4. Lieferung), einem Seitenstücke zu Brehms berühmtem „Tierleben“, „entschließen sich unter dem Einfluß andauernden Regens zu schützenden Blattbewegungen, die ihnen Nutzen bringen. Dies gilt namentlich von den Fisolen (*Phaseolus multiflorus*), bei denen unter drei- bis viertägiger anhaltender Traufe sowohl die in der Entwicklung begriffenen, als auch die ausgewachsenen Blätter ihre Lage vollständig ändern. Von den drei Blättern, die bei ihnen stets zusammenstehen, senkt sich dann alsbald das mittlere Endblatt abwärts, während die beiden Seitenblättchen sich so stellen, daß sie dem Regen die schmale Seite darbieten. Andere Blätter (so bei *Tradescantia*, bei *Begonien*), auch die Sprossen der zierlichen Selaginellen schützen sich vor andauerndem Regen in der Weise, die auch als Verdunstungsschutzmittel von den Pflanzen angewendet wird: sie rollen sich nämlich spiralgig ein. Kurz es fehlt nicht an einer Reihe zweckmäßiger Einrichtungen, um die Gefahren zu vielen Regens abzuschwächen.

Da mag es denn auch nicht wundernehmen, daß die Blüten gleichfalls mit den Schädigungen rechnen, denen sie durch zu viel Nässe ausgesetzt sind. Es schien bisher, als ob die Blüten nicht teilnahmen an der tausendfachen Sorge des Lebens, daß sie unberührt von den Qualen des Sonnenbrandes, der Kälte, der Dunkelheit oder des grellen Lichtes, verschont von den gewöhnlichen Leiden des täglichen Lebens, als verwöhnte und privilegierte Aristokraten ein glücklicheres Leben führten als die ‚Arbeiterklasse‘ der Blätter.

Da ihr Lebenszweck nur auf eine Funktion zusammengedrängt ist, auf die Fortpflanzung, so ist es auch begreiflich, weshalb sie ein Sonderdasein führen, das sie auch äußerlich unabhängig macht von den Anpassungen, mit denen die vegetativen Teile des Körpers ihre Existenz erkaufen müssen. Studieren wir ihre Gestaltung und Lebensweise näher, so finden diese Vermutungen ihre Bestätigung. Die Blüte ist ein vollkommener Egoist, sie läßt sich vollständig von den Blättern und Wurzeln erhalten und tut ihnen nichts zuliebe. Bequemt sie sich zu irgend einer Leistung, so geschieht es stets nur



Wilhelm Kaulbach
Homer und die Griechen



im eigenen Interesse. Aber es ist das doch nur der Egoismus der Mutter schaft, nämlich der zu den höchsten Opfern bereite Altruismus, den wir kennen. Die Blüte als Mutter nützt alles zugunsten der Nachkommenschaft aus, deren Gefäß sie ist. Die Sorge um die Zukunft erfüllt ihr Leben, ihr Zulaufe macht sie nicht minder wunderbare Wandlungen und Umgestaltungen durch als die übrigen Pflanzenteile.

So scheint ihr Bedürfnis, die inneren Teile vor dem Regen zu schützen, einen guten Teil ihrer Formenmannigfaltigkeit zu erklären. Dies klargelegt und an den reizendsten Beispielen überzeugend bewiesen zu haben, ist das Verdienst Kerners, dem wir bei unseren Ausführungen gern folgen wollen.

Der Regen ist nämlich für die Blumen das schrecklichste Elementarereignis, das sie treffen kann, denn er verdirbt ihnen den Vorrat an der köstlichen Befruchtungssubstanz, der in jeder Blüte aufgehäuft ist, nämlich den Blumenstaub. Ohne ihn, den Überträger der väterlichen Eigenschaften, ist die Fortpflanzung unmöglich. Dieser Blumenstaub aber ist ein gar empfindliches Ding. Das Körnchen lebender Substanz, das in jedes Blumenstaubkügelchen eingeschlossen ist, kann es gar nicht erwarten, in Aktion zu treten. Nur ein wenig Feuchtigkeit, schon ein winziges Wassertropfchen genügt ihm, seine Hülle zu zersprengen und hervorzuquellen, um neues Leben zu erzeugen. Aber am unrichtigen Ort geht es nur zu bald kläglich und zwecklos zugrunde.

Deshalb scheuen die Blüten keine Anstrengung, um den Pollen vor Nebel, vor Morgentau oder gar vor Regen zu schützen. Sehr gelegen kommt es ihnen, daß die Staubbeutel, die kleinen Schreine des kostbaren Pulvers, vielfach schon recht geschützt angebracht sind. Ein Ausflug in die blühenden Wiesen am Waldestrand, bei dem wir uns mit dem Studium dieser Einrichtungen vergnügen wollen, wird uns unbergänglich bleiben. Der Weg führt uns an dem Saume des Waldes vorüber, wo sich auf dem Rohhumus ein paar Büschel Heidekraut breit machen. Ihre Blütentelche hängen herab. Jetzt wissen wir, warum. Das ist die einfachste Art, den Pollen vor Regen zu schützen. Man deckt ihn mit einer Glocke zu. So machen es auch die Glockenblumen (*Campanula*), der Fingerhut (*Digitalis*), die ganze Schar der kleinen gelben Löwenmäuler (*Antirrhinum*), die ihr Schnäbelchen wohlweislich nur nach unten zu aufsperrten, und noch eine ganze Anzahl Waldkinder, die ich nur deshalb nicht nenne, weil ich gern möchte, daß die Freunde meines Buches sie selbst auffuchen und sich daraufhin ansehen. Haben sie gut acht, so werden sie bald gewahr, daß sich hinter dieser einfachen Sache ein Raffinement verbirgt, das uns erschrecken könnte. Am häufigsten sieht man es im Vorfrühling an den Vorboten der Blumenkönigin, die jeder kennt, weil man nach der langen Winternacht sich jedes Weidentäschens mit Rührung erfreut und jedes Windröschen oder Schneeglöckchen mit einem Jubelruf begrüßt. Die Blüten der Primeln, des Schneeglöckchens (*Galanthus*), des Lungenkrauts (*Pulmonaria*), des Fingerhuts und noch vieler anderer blicken als Knospen gar kecklich gen Himmel. Sowie sie aber heranreifen zu holdler Pracht, senken sie demütig das Köpfchen immer tiefer, und am Hochzeitstag, wenn sie voll erblüht sind, sind sie auch bescheidene Bräute und blicken keusch zu Boden. Die poetische Gebärde hat aber einen prosaischen Sintergrund: es würde ihnen nämlich sonst in das offene Mäulchen hineinregnen, darum halten sie es zur Blütezeit abwärts.

Macht uns das schon Gedanken, so ist des Staunens kein Ende, wenn wir nun die Wiese betreten, vielleicht gerade dann, wenn ein Sommergewitter

sich mit der Wucht warmer, dicker Wolken zurechtrüftet und schon die ersten Tropfen fallen. Da sehen wir, daß mit den meisten Blümchen eine große Veränderung vor sich gegangen ist. Das Tausendschönchen (Bellis), das sonst den grünen Saum mit weißen Sternen bestickt, läßt die garten Köpfe traurig hängen, ebenso die Stabiosen (Knautia) oder viele der giftigen, weißen Blütenbolden, auch die violett und rosa brennenden Storchschnäbel (Geranium). Andere wieder haben ihre Blüten sorglich geschlossen; die matten Sterne der Vogelmilch (Ornithogalum) falten ihre sechs Enden zusammen; diejenigen Glockenblumen, die es verschmähen, sich zu bücken, lassen ihr Blättchen einschrumpfen, damit es sich schützend über die Staubgefäße breite. Alle diese heimlichen Maßnahmen wären unverständlich, wenn wir ihnen nicht einen gewissen Zweck zuschreiben könnten, und der ist in allen diesen Fällen unverkennbar der Schutz des Blumenstaubes.“



Disziplin auf der Straße

Jrgend ein witziger angelsächsischer Humorist — vielleicht Mark Twain — hat einmal gesagt, das Deutsche Reich sei ein Land, in dem die eine Hälfte der Bevölkerung Uniform trage und die andere, die nicht Uniform tragende, kommandiere. Diese etwas boshafte, aber durchaus nicht üble Sentenz macht ein ungenannter Verfasser in der „Berl. Volkszeitung“ zum Ausgangspunkt einiger Betrachtungen über die „Disziplin im Straßenverkehr“. Daß sich in den Köpfen selbst sehr hochgestellter Männer von jener uniformierten Hälfte die Welt bedeutend anders malt, als in denen der schlicht-bürgerlichen, habe man leider in der Reichshauptstadt unter dem neuen Polizeipräsidenten wieder erfahren müssen, nachdem unter seinem Vorgänger das Verhältnis zwischen Polizei und Publikum erheblich besser geworden sei. Früher hatte eigentlich jeder richtige Berliner so ein bißchen Blaukoller. Er sah in jedem Schutzmann seinen geschworenen Feind, zum mindesten aber einen überflüssigen Schikaneur. Der Berliner liebt es eben nicht, bevormundet zu werden, und man wird zugeben, daß namentlich für untergeordnete Polizeiorgane die Versuchung vorhanden ist, ein wenig den Vormund des Publikums, der nicht uniformierten Hälfte der Menschheit, zu spielen. Das trat ganz besonders im Straßenverkehr hervor, und Berliner Polizeiformeln wie die: „Gehen Sie auseinander!“ — oder „Meine Herren, machen Sie keinen Auflauf!“ haben jahrzehntelang in der Poesen- und Witzblattliteratur zum eisernen Bestande gehört.

Gegenwärtig darf man sagen, daß die Berliner Straßenpolizei zwar noch keineswegs auf der Höhe derjenigen Londons angelangt ist und auch noch von der in Paris geschlagen wird, daß aber doch Rencontres zwischen harmlosen Passanten und einzelnen übereifrigen Polizisten Seltenheiten geworden sind. Das Hauptverdienst hierfür gebührt aber dem Berliner Publikum, das heißt der Berliner Einwohnerschaft, die ihre Stadt ein wenig schnell zu Riesendimensionen anschwellen sah und sich anfangs dazu noch nicht recht zu stellen wußte. Es hat ein bißchen lange gedauert, bis sich überall — hier ist natürlich wieder von der nicht uniformierten Hälfte des Menschengeschlechts

die Rede — die Einsicht Bahn brach, daß gerade im täglichen Straßenverkehr, seinen Schwierigkeiten und seinen Gefahren das Publikum selbst Disziplin an sich üben muß, und die Wächter der öffentlichen Ordnung eben nur dazu da sind, als ultima ratio dann einzugreifen, wenn diese Ordnung mutwillig gestört wird. Immerhin ist diese Selbstdisziplinierung, da wir das Wort einmal gebraucht haben, bei uns der Vervollkommnung noch durchaus fähig. Hierher gehört, daß man vielfach gerade an den belebtesten Verkehrspunkten ordentlich Studien darüber anstellen könnte, wie wenig bewandert viele unserer lieben Mitbürger in einer Geschicklichkeit sind, die wir die „Kunst des Gehens“ nennen möchten. In den Straßen Londons zum Beispiel fällt dem Beobachter sofort auf, daß man, trotzdem die Straßen enger sind als unsere, und die Masse der Menschen, die sie benutzen, größer ist als bei uns, schneller vom Fleck kommt als in Berlin. Die Ursache ist, daß sich die Fußgänger, genau übrigens wie die Fuhrwerke auf dem Fahrdamme, unbewußt alle in dem gleichen Tempo fortbewegen. Und das Ausweichen geschieht viel gewandter, man möchte sagen, selbstverständlicher.

Es ist erstaunlich, mit welcher Naivität viele Menschen gerade die belebtesten Strecken mit Vorliebe zu dreien, zu vieren, oder gar die ganze liebe Familie Hand in Hand oder Arm unter Arm entlang wandeln. Ganz unbekümmert darum, daß man an ihnen dann nur vorbeigelangen kann, wenn man sich an die Häuser quetscht oder unter Lebensgefahr auf den Damm hinabsteigt. Und wie oft kann man an den Straßenecken, die dafür gerade am ungeeignetsten sind, Gruppen von Menschen finden, die sich „ausgerechnet“ diesen Platz erkoren haben, um sich vor dem Auseinandergehen noch einmal ein „paar Minuten lang“ gegenseitiger Hochachtung zu versichern oder ein gemeinschaftliches Abendbrot zu verabreden. Wollte man sie auf das Unzweckmäßige, ja Rücksichtslose ihres Tuns aufmerksam machen, so würde man sich sehr wahrscheinlich ersten Annehmlichkeiten aussetzen, denn gerade Belehrungen dieser Art gegenüber pflegt das in jedem Deutschen wache Bewußtsein seiner eigenen unantastbaren Rechte sich sehr energisch zu regen. Auch das Ausweichen nach der rechten Seite ist vielen Berlinern noch nicht so ganz in Fleisch und Blut übergegangen, wie es wünschenswert wäre. Auch hier können nur der gute Wille eines jeden und die Einsicht helfen, daß er nicht mehr ist als ein einzelnes Rad oder Schraubchen in der gewaltigen Maschine „Großstadt“ genannt, und daß er deren Funktionieren stört, wenn er sich nicht ihren Betriebsnotwendigkeiten freiwillig unterordnet. Die Polizei vermag in dieser Hinsicht nicht viel, — in kleineren Städten vielleicht eher, wo das Publikum auch geduldiger und weniger eilig ist. So berührt es zum Beispiel sehr eigenartig, wenn man am Eingange der Hauptstraße Lübecks von einem Schutzmännchen darauf aufmerksam gemacht wird, daß man den Bürgersteig nur auf der rechten Seite benutzen darf. Nun, den Fremden führen ja schließlich in Lübeck doch alle Straßen und alle Straßenseiten nach dem Ratsteller . . . Aber die Polizei als Erzieher ist im letzten Grunde eine Verkörperung der Dinge. Und das, allerdings wohl unerreichbare, Ideal bleibt jener Zustand, der, wenigstens auf der Straße, die Polizei nicht einmal mehr als notwendiges Übel, sondern infolge der Eigendisziplin des Publikums als gänzlich überflüssig erscheinen läßt.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Totenfeier

Alljährlich, wenn der Novemberwind durch die kahl gewordenen Zweige fährt, wenn die abgestorbenen dürren Blätter unter den Füßen rascheln und die Natur mit gewaltiger Stimme Vergänglichkeit predigt, flackert auf unsern Friedhöfen noch einmal volles Leben auf. Die Gräfte werden geschmückt, die Gräber mit Blumen überschüttet, kostbare Palmenzweige steht das Auge in Fülle. Die einsamen Gänge zwischen den Gräbern beleben sich, Hunderte von Menschen wandeln dort in stillem Gedenken an ihre verstorbenen Lieben und suchen deren letzte Ruhestätten auf.

„Ein Tag im Jahre ist den Toten frei“, heißt es, nicht völlig zutreffend zwar, aber doch zu einem recht großen Teil. Viele Menschen werden ihrer Toten öfter als einmal im Jahre gedenken, aber auch sie weihen wohl einen Tag besonders innig dem Gedächtnisse ihrer Verstorbenen. Und diese Totenfeier hat sicher großen ethischen Wert, sie rüttelt Gedanken auf, die eingeschlafen, schärft Gefühle, die abgestumpft waren. Und das haben wir um so notwendiger, je mehr das moderne Wirtschaftsleben den geistigen Menschen verwässert, Herz und Charakter überwuchert. Kaum ein Tag ist aber so geeignet zum Aufrütteln der Empfindungswelt, als das alljährliche Totenfest, denn im Angesicht des Todes, im Gedenken an ihre Toten können nur sehr wenige Menschen ganz gefühllos bleiben.

In richtiger Erkenntnis dieses Umstandes haben es auch die Priester immer verstanden, den Menschen in solchem Augenblick zu packen, da seine Gedanken sich mit dem Tode beschäftigten. Wie manchen sogenannten Freigeist haben sie in der Sterbestunde durch schreckliche Schilderungen des Todes „ohne Gott“ für Gott, oder richtiger: für ihre Kirche zurückgewonnen, weil er eben kein wirklich freier Geist war, sich vielmehr nur ein bißchen Atheismus angelesen und angelernt hatte. Denn der wahrhaft freie Mensch, dessen geistige Freiheit in ernsten Kämpfen von innen heraus geboren wurde, fürchtet den Tod niemals, obschon oder gerade weil er sich mehr Gedanken darüber macht als der „Schablonenmensch“. Seine Totenfeier wird auch, je tiefer und reicher sie innerlich ausgestattet ist, desto unscheinbarer nach außen sein, während der Hohlkopf und der Schablonenmensch durch äußerlichen Pomp zu ersetzen sucht, was ihm nach der Gefühlsseite hin fehlt.

Welche Totenfeier nun die bessere ist, die tief innerliche, den äußeren Schein verschmähende, oder die glanzvoll auftretende, das soll hier nicht näher untersucht werden. Selbstverständlich muß der denkende Mensch, wenn er sein Denken aus irgend welchen Rücksichten nicht ausschaltet, auf beiden der bescheideneren, mehr innerlichen Feier stehen.

Die Totenfeier ist gut, die heutige Totenfeier ist schlecht und unfruchtbar. Sie klebt allzusehr an den Gräbern, neigt zur gedankenlosen Verschwendung durch das immer größere Anwachsen äußeren Pompes und vergiftet über den Toten das wichtigste: die Lebenden. In einem früher veröffentlichten Gedicht zum Totenfest habe ich gesagt:

In den Gräbern eurer Lieben
Klaget ihr um all das Glück,
Das der Tod zu früh euch raubte;
Weinend und gedenkend legt ihr
Blumen auf die Hügel hin. —
Ach, wenn ihr aus diesen Tränen

Nur die eine Wahrheit lernt:
Hier im Leben mehr zu üben
Wahre Liebe zu den Menschen,
So daß nie die Reue träne
Auf den Totenacker fällt, —
Das wär' herrlichster Gewinn!

Ein großer Teil der reuevollen Totenklage wäre überflüssig, wenn man sich im Leben mit den Nebenmenschen friedlicher stellte, ihnen Liebe erwies und Freude bereitete. Und das ist das wichtigste, der Kern der echten Totenfeier: eine gewaltige und sich immer wieder erneuernde Mahnung, der Lebenden zu gedenken. Dazu ist es aber notwendig, die heutige Totenfeier von Grund aus umzugestalten. Fort mit den pomphaften Aufzügen, den kostbaren Blumenarrangements, die morgen vergehen, fort mit dem großartigen Schmuck der Begräbnisstätten! Den Toten nützt all der Aufwand nichts, aber zahlreiche Lebende, denen er zu Unrecht entzogen wird, sind in bitterer Not.

Wer am Feste Allerheiligen-Allerseelen über den Friedhof einer vorwiegend katholischen Stadt geht (auf protestantischen Friedhöfen ist's immerhin etwas einfacher), der muß staunen über die Pracht, welche dort über die Grabstätten ausgebreitet ist. Viele tausend Mark sind da für die Schaulust der Menge ausgegeben worden, denn die Toten sehen nichts davon. Keiner möchte hinter dem andern ungefähr gleich Situierten zurückbleiben, man überbietet sich gegenseitig in sinnlosem Aufwand. Aber der Aufwand ist nicht nur sinnlos, er ist direkt gefährlich, da er verflachend und ablenkend auf die Besucher des Friedhofes wirkt. Wohl kommen diese in großen Mengen herangeströmt, jedoch nicht zu stillen Stunden des Nachdenkens, sondern zum Bestaunen und Bekritteln des Grabschmuckes. Ich habe bei Gelegenheit spize und scharfe Urteile gehört, die absolut keine Teilnahme für die Toten und keine Empfindung für die Weihe des Ortes verrieten.

So wird auch die große erzieherische Aufgabe des Friedhofes lahmgelegt. Aber das ist nicht einmal die Hauptsache. Viel schlimmer ist der Umstand, daß die armen Lebenden entbehren müssen, was man den Toten zwecklos opfert.

Dem Gedächtnisse der Toten Opfer zu bringen, ist gut und edel; ich bin der letzte, der diese Regung bekämpfen wollte, im Gegenteil: bestärken und erweitern möchte ich sie. Nur eins wünschte ich anders: daß man den Strom der geopfertem Gaben nicht zu den Gräbern der Toten, sondern direkt in die Hände der armen Lebendigen lenkte, die vielleicht das Leben verwünschen, weil sie nicht satt zu essen haben.

In jeder Stadt, in jedem Ort müßte eine Sammlung „zum Gedächtnisse der Toten für die Lebenden“ begründet werden, zu der jeder am Allerseelentage nach Kräften beisteuerte und in welche die Gelder fließen, die heute ihren Weg durch die Friedhofstore suchen. Was könnte mit einer solchen Sammlung für Elend gemildert, wieviel Tränen könnten damit getrocknet werden! Die Toten wären, wenn sie ihren Willen kundtun könnten, gewiß am ehesten damit einverstanden; sie haben jetzt genug an einem einfachen Kranz für wenige Groschen — die Lebenden aber brauchen mehr!

Es wäre eine würdige Totenfeier! — Wo wird sie zuerst begangen? . . .

Otto Grund, Iserlohn



Auch ein Wort über Mitterschus

(vgl. Heft I, Seite 66)

Wer etwa ums Jahr 1870 noch Kind gewesen ist oder noch nicht geboren war, der kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, welche ein Umschwung in der öffentlichen Meinung sich betreffs der unvermählten Frauen seither vollzogen hat. Dumme unreife Jungen und weltfremde Kleinstädter werden ja heute noch über die „alten Jungfern“ witzeln. Im Getriebe des Lebens aber, wo die Spötter von ehemals jetzt selber vielfach mit unvermählten Schwestern oder Töchtern gesegnet sind, die zum Teil für die Gesamtheit ein recht nützlichcs Leben führen, gehören auch die Vorurteile gegen die Unverehelichten zu den überwundenen Anschauungen. Vielleicht beginnt sogar manchem eine Ahnung darüber aufzudämmern, daß viele auf dem geistigen und sittlichen Höhepunkte der Zeit stehende Frauen sich selber von der Ehe ausgeschlossen haben, da sie eine solche ohne Preisgebung ihrer idealeren Forderungen nicht eingehen konnten. Andere freilich werden dies einfach in Abrede stellen; denn es gehört nicht zum wenigsten zu den ungesunden Erscheinungen unserer Zeit, daß der Mann als solcher, der Mann ohne alle Abjektive, als höchstens die seiner äußeren Stellung, so ungeheuer im Preise gestiegen ist, daß jede Ehe, auch die schlechteste, vor der Ehelosigkeit einen Vorzug bedeutet.

Wenn aber gar noch für die Frau „an sich“, die Frau als Geschlechtswesen, das Recht verlangt wird, wenn schon auf die Ehe, so doch nicht auf die Mitterschaft verzichten zu müssen, so ist es noch sehr fraglich, ob der Persönlichkeitswert der Frau dadurch gesteigert würde, oder ob es nicht vielmehr einen ungeheuren Rückschlag in ihrer Einschätzung zur Folge hätte. —

Wäre es denn tatsächlich ein Gewinn für die Gesamtheit, die enorme Zahl der unehelichen Kinder, die jetzt schon in Deutschland geboren werden, ins Unendliche zu vermehren und durch erhöhte Belastung des Gemeinwesens die Besonnenen und Gewissenhaften noch mehr von der Ehe abzuschrecken, als dies bis jetzt der Fall gewesen ist? Ist denn die Selbstbeherrschung und Selbstachtung als Kulturfaktor künftig auszuschalten? Und würden die Mutter-

schaftskolonien ohne den Zweck einer sittlichen Besserung etwas anders als Brutstätten für so und so viel weitere Hunderttausende von unehelichen Kindern bedeuten, zumal unter Zulassung der unehelichen Väter?

Ein Fortschritt auf dem Gebiete der Frauenrechtsfrage würde dies in keinem Falle sein. Im Gegenteil: es würde nur jenes Element, welches für die Höhersteigerung der geistigen sowohl als ethischen Kultur überall ein Hemmnis ist, noch mehr als jetzt auf die Oberfläche bringen und des letzten Restes von Verantwortlichkeitsgefühl entkleiden. Denn welche sittlich empfindende Frau möchte sich einem Manne hingeben, der es nicht für sein höchstes Glück erachtete, sie vor der Welt seine Gattin nennen zu dürfen und ihr Leben dauernd mit dem seinigen zu verbinden?

Die Sprößlinge illegitimer Verhältnisse sollen kräftiger und gesünder als die der legitimen Ehe sein, hört man vielfach vom biologischen Standpunkt behaupten. Aber selbst wenn dies richtig wäre, wie es nicht ist: Was würde physische Gesundheit bei moralischer Minderwertigkeit bedeuten? Oder wäre etwa anzunehmen, daß Eltern mit einem verringerten Grad von Selbstverantwortlichkeitsgefühl sittlich stark geartete Kinder erzeugen? Pflegt mit seltenen Ausnahmen nicht das gerade Gegenteil stattzufinden, wie schon die ältesten Volkssprichwörter als Erfahrungstatsachen vieler Generationen beweisen?

Natürlich gilt dies nicht allein von der unehelichen Mutter, die bis jetzt allein für die Folgen ihres Fehltritts verantwortlich gemacht wurde, sondern von beiden Eltern. Denn es war ein großer Fortschritt auf dem Wege der Gerechtigkeit, daß die moderne Frauenrechtsbewegung die Forderung der Verantwortlichkeit für das außereheliche Kind auch für den Mann aufgestellt hat. Ein organisierter Schutz gegen die Folgen ihrer leichtsinnigen Handlungen aber würde sowohl Frauen als Männer zu immer neuen Übertretungen des einfachsten Sittengesetzes verleiten, daß nämlich jeder als der Täter seiner Taten zu gelten und für deren Folgen aufzutommen hat.

Mag die legitime Ehe, wie sie zurzeit noch beschaffen ist, auch viele Schwächen haben, so hat sie doch das vor der legitimen voraus, daß sie an den Mann immerhin gewisse Forderungen von Leistungsfähigkeit stellt und noch mehr stellen würde, wofern das Erbrecht beschränkt oder abgeschafft wäre.

Nicht eine erhöhte Zugänglichkeit würde die Frau auf die ihr gebührende Stufe erheben, sondern nur eine noch größere Selbstschätzung ihrer Gunstbezeugungen, so daß jeder Jakob um seine Rachel sieben Jahre und mehr zu dienen hätte, um Bürgschaft für seine Tüchtigkeit als Gatte und Vater zu geben.

Dem „Geschlechtstrieb seine natürliche Unschuld“ wiedergeben wollen, wie gewisse sehr „kühne“ Frauen dies formuliert haben, ist ein Unding, wenn diese Unschuld so viel als Schamlosigkeit bedeutet. Nur die Tiere sind in dieser Beziehung unschuldig, und tierähnliche Menschen. Je weiter sich aber die Menschheit von der Tierheit entfernt, desto mehr Scham empfindet sie darüber, sich von tierischen Trieben ohne das Recht der Selbstbestimmung bezwingen lassen zu müssen. Um erst ein sittiger Faktor zu werden, müßten diese Triebe den Wert des persönlichen Lebens steigern können, was jedoch nur da der Fall ist, wo sie erhöhte Pflichten schaffen und dem Altruismus dienen. Eine normal veranlagte Frau verlangt nach dem Kinde weit mehr, als sie nach dem Mann verlangt; und wo dieses Verlangen nur außerhalb der Ehe befriedigt werden könnte, hat sie einfach zu entsagen. Denn die Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit dürfte nichts als der Preis des männlichen Ringens und Kampfens

sein. Die Palme des Sieges aber da zu verabfolgen, wo nicht gekämpft worden ist, dies allein hat unser heutiges Männergeschlecht so unmannlich gemacht. Sieg ohne Kampf, Gewinnen ohne Wagen, Genuß ohne Entbehrung: wo soll da die Kraft der Selbstüberwindung herkommen? Und trägt nicht unsere ganze Zeit den Stempel dieser männlichen Dekadenz und weiblichen Minderwertigkeit? Ist in unserer Literatur nicht viel zu viel von der Erotik die Rede, als ob es sonst keine andern Lebensgüter gäbe?

Der Weg aus diesen ungesunden Verhältnissen führt nur durch die Lösung der ökonomischen Frauenrechtsfrage. Denn wenn keine Frau sich mehr aus Not und Elend persönlich verkaufen muß, so kann sie für ihr sittliches Verhalten in erhöhtem Maße verantwortlich gemacht werden, und das Los der Gefallenen braucht keine überflüssige Sentimentalität mehr auszulösen.

Freilich aber bliebe nach wie vor der Anspruch des unehelichen Kindes auf den Schutz der Gesellschaft bestehen, und dies um so nachdrücklicher, je mehr seine gewissenlosen Eltern sich der Verantwortlichkeit für sein Dasein entzogen haben. Ob dieser Schutz aber bis zu einem Grade auf die Mutter ausgedehnt werden sollte, daß sie darin eine Ermütigung für immer neue Belastung der Gesamtheit erblicken dürfte, ist eine Frage, deren Lösung hoffentlich noch so lange auf sich warten läßt, bis der Forderung größerer Selbstbeherrschung für beide Geschlechter durch eine höhere ethische Entwicklung der Einzelpersönlichkeit bereits der Boden geebnet ist.

Mittlerweile aber muß uns der Standpunkt der christlichen Kirche, welche nur eine legitime, aber keine illegitime Ehe in irgend einer Form anerkennt, immerhin noch sympathischer sein, als die Forderung einer Freiheit, welche der Schamlosigkeit zum Verwecheln ähnlich sieht — und die, wenn aufrecht erhalten, den berechtigten Faktoren der Frauenrechtsbewegung einen größeren Schaden zufügen würde, als ihnen dies von ihren ärgsten Gegnern geschehen könnte.

Augusta Bender

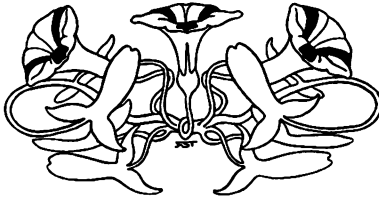


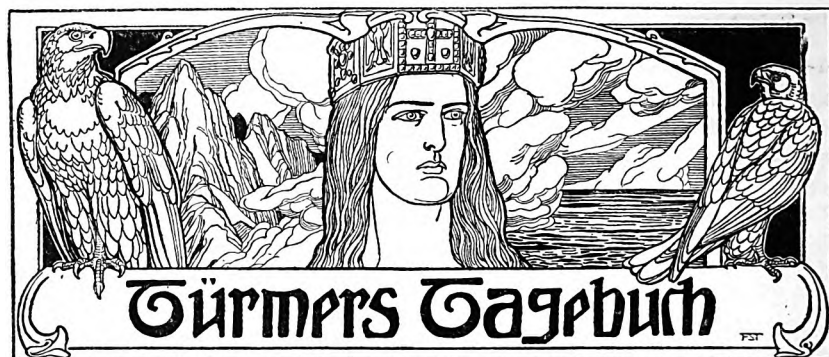
Zur Auferstehungsfrage

Der Aufsatz des Herrn Ludwig Köhler auf S. 774 ff. hat keine Beweiskraft. Wenn Lessing, der in seinen „Theologischen Streitschriften“ S. 7 bemerkt, daß er gegen die Auferstehung Christi (er meinte die leibliche) nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden könne, einen solchen Aufsatz gelesen hätte, so würde er mit ihm scharf ins Gericht gegangen sein. Ich sehe davon ab, die Glaubwürdigkeit der vier Evangelien, in denen von Augenzeugen berichtet wird, welche das Grab leer gefunden, nachzuweisen, wie es z. B. der gründliche Gelehrte Prof. v. Tischendorf in seiner Schrift: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?“ getan hat. Ich hebe nur den wesentlichen Einwand hervor, den Herr Köhler geltend macht. Er meint: Da der beste Beweis für die leibliche Auferstehung Christi das leere Grab sein mußte, Paulus aber in seinen Briefen das leere

Grab nicht erwähnt, so könne das Grab Christi nach der Meinung dieses Apostels nicht leer gewesen sein, und Paulus könne demnach nicht angenommen haben, daß Jesus leiblich auferstanden sei. Das so vielfach gemißbrauchte sog. argumentum e silentio (Schweigen als Beweisgrund gegen die verschwiegene Tatsache) ist in bezug auf geschichtliche Tatsachen überhaupt ein höchst zweifelhaftes Argument, in diesem Falle aber taugt es rein gar nichts. Daß der Apostel Paulus nicht eine geistliche Auferstehung im Bewußtsein der Jünger, auch nicht eine bloße „Vision“ gemeint haben kann, sondern von der leibhaftigen Auferstehung Christi fest überzeugt war, ergibt sich aus dem 15. Kapitel seiner ersten Epistel an die Korinther, das in seinem zweiten Teile von der durch die Auferstehung Christi als des Hauptes verbürgten leiblichen Auferweckung der Toten handelt. Hat aber Paulus die Auferstehung Christi als eine leibliche gedacht — nur als solche kann sie Voraussetzung für unsere leibliche Auferstehung sein —, so war er auch davon überzeugt, daß das Grab leer gewesen ist. Das war ihm selbstverständlich. Davon werden auch besonders Petrus und Johannes, die er ja später gesprochen, nachdem sie das Grab leer gefunden (vgl. Joh. 20, 3—7) ihm erzählt haben. War es aber dem Apostel ganz selbstverständlich, daß das Grab leer gewesen sein muß, wenn von einer leiblichen Auferstehung die Rede sein sollte, warum hätte er dies Selbstverständliche erwähnen sollen? Oder hätten etwa die Korinther aufgefordert werden sollen, nach Jerusalem zu reisen und nachträglich das Grab zu besichtigen, das vielleicht gar nicht mehr zugänglich war? Für die Korinther genügte der Hinweis auf die vielen Zeugen der wahrhaftigen Auferstehung Christi, deren selbstverständliche Voraussetzung das leere Grab war. Wenn Herr Köhler in dem Ausspruche Pauli: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben“ einen Beweisgrund gegen unsere künftige leibliche Auferstehung zu sehen scheint, so liegt dieser falschen Verwendung der Schriftstelle eine irrtümliche Erklärung derselben zugrunde.

Otto Märker





Schiller und die Fleischnot. — Umsturz und Staatsrettung.
 — Unterirdische Mächte. — Patriotische Women und
 Wehen. — Monarchenkult oder Bürgerkunde?

Ein — wohl nur „gelegentlicher“ — Leser hat sich baß darüber entfetzt, daß im letzten Hefte des Türmers die — horribile dictu! — „Fleischnot“ angechnitten wurde. Beiläufig wurde dieser Frevel in den „Briefen“ verübt, zwar nicht vom Herausgeber, doch gleichviel. Das bloße Wort „Fleischnot“ in einer Zeitschrift für „Gemüt und Geist“! Welch trasser Materialismus!

Ich würde die Unbeträchtlichkeit nicht erwähnen, wenn sie nicht für gewisse Anschauungen in gewissen Kreisen immer noch typisch wäre. Trotz aller „realpolitischen“ Rederei. Immer noch erscheint vielen, sonst recht wackeren Deutschen das „deutsche Gemüt“ als ein Pflänzchen „Rührmichnichten“, das auf irgend einer weltabgeschiedenen Paradieswiese ein mimosenhaftes Dasein träumt. Nur sanfter Zephyr darf es umfächeln, rosenrotes Licht es umspielen. Wehe, wenn eine düsternde Wolke drüber hinzieht, ein rauheres Lüftchen es streift: — tief gekränkt, im Innersten erschauernd, schließt sich das ach, so zarte Blümchen.

Kann es dergleichen geben, außer im Reiche Wollentuckedsheim? Und wenn —: könnte es als Gemüt gelten oder gar als Idealismus, wofür es von manchen noch gehalten wird? Was sich allen Kämpfen und Nöten der Zeit und Menschheit verschließt? Ist es nicht im Gegenteil egoistische Selbsttäuschung, also im Grunde Materialismus?

Daß Pflege der öffentlichen Wohlfahrt, Besserung der sozialen Verhältnisse, Kampf gegen bedrückende Notstände im wahren Sinne Pflege des Gemütes bedeutet, daß das eine ohne das andere unmöglich ist, will noch lange nicht allen einleuchten. Woher kämen aber die rettenden und befreienden Taten, wenn nicht aus starken Anregungen und Anspannungen des Gemütes? Seht nicht jede solche Tat, jedes Streben nach

solcher Tat die stärksten und edelsten Affekte voraus: Mitleid mit dem Elend, Begeisterung für das Gute, heiligen Zorn gegen das Böse? Ist nicht schon die bloße Bewegung und Auslösung dieser Affekte eigentliche Kultur des Gemütes, der blanke Pflug, der die dunkle Scholle aufwirft und sie erst der Saat und Sonne erschließt?

Wenn von deutschem Gemüt und deutschem Idealismus die Rede ist, so denkt man unwillkürlich an Schiller, als dessen reinsten Verkörperung. Und gerade die Inhaber jenes vermeintlichen deutschen Gemütsideals werden gern geneigt sein, sich auf ihn zu berufen. Wie aber urteilt der über die Bedingtheit des geistigen Menschen von der ihn umdrängenden realen Außenwelt, ja von seinen physischen Bedürfnissen? An den Erbprinzen von Augustenburg schreibt er:

„Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und abgesspannt, als daß er sich zu einem neuen und inneren Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurteilen aufraffen sollte. . . . Man wird daher immer finden, daß die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk bei einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in diesem Sinn hat man recht, die Sorge für das physische Wohl der Bürger als die erste Pflicht des Staates zu betrachten. Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt zu essen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.“

Wie garstig von Schiller! Hätte man ihm so „materielle“ Gesinnungen zutrauen dürfen? Wie man sich aber von Schiller ein ganz schiefes Bild macht, wenn man ihn sich als weltabgewandten Träumer und schwärmerischen Ideologen vorstellt, so ist auch ein Idealismus und ein Gemütsleben, das sich vor den harten Tatsachen und Notwendigkeiten unseres raum- und zeitgebundenen Erdendaseins mimosenhaft zurückzieht, eine bloße Selbsttäuschung. Streift man ihr das idealisierende Mäntelchen von den Schultern, so entdeckt man durchaus nichts anderes, als das ganz banale und brutale Trägheits- und Bequemlichkeitsbedürfnis unseres lieben alten deutschen Philisters.

„Fleischnot“ — was verbirgt sich da nicht alles hinter dem prosaisch-trivialen Worte! Man müßte in die Behausungen der Armen und Armsten hineinschauen, um es in seiner ganzen Bedeutung zu ermessen. Das tiefste Elend zeigt sich nicht gern auf den Gassen. Aber schon was davon verschämt an die Außenwelt tritt, läßt einen Notstand erraten, der ernster ist, als ihn gewisse behäbige Herren zu nehmen für gut befinden. Für die gibt's freilich weder eine Fleischnot, noch Fleischsteuerung, sie können lachen und ihre zynischen Späße machen; sie haben ja nur Nutzen davon. Was verschlägt's ihnen, wenn selbst Hundefleisch in manchen

Großstädten eine begehrte, aber kaum noch zu erschwingende Delikatesse geworden ist, wenn die „Freibänke“ der Schlächter, an denen nur beanstandetes Fleisch verkauft wird, gestürmt werden! Glücklich, wer noch einen Bouillontkochen ergattern kann. Ich greife aufs ungefähr eines der vielen „Stimmungsbilder“ heraus, die doch alle — das sei nochmals betont — nur zufällige Teilerscheinungen festhalten können.

Berlin, 6^{1/2} abends. „Vor der Haustür neben dem Laden des Großschlächters haben sich etwa 60—80 Personen aufgestellt; sie halten sich möglichst in der Nähe der Tür und bemühen sich, das Trottoir freizulassen. Meist sind es Arbeiterfrauen mit Einholekörben oder Markt Taschen. Dazwischen Kinder im noch schulpflichtigen Alter. Eine vergrämt aussehende Frau erzählt: Seit zwei Tagen ist er aus dem Krankenhaus, der Doktor hat ihm Schonung und Pflege verordnet; ich will mal sehen, ob ich einen Brühkochen kriege und ihm eine Suppe kochen kann. Fleisch kann ich nicht mehr bezahlen! — Ja, meint eine andere, es ist ein rechtes Elend! Daß die Behörden so was zulassen! — Eine dritte bemerkt: Na der eine von den Ministern soll ja schon gesagt haben, er könnte das gar nicht mehr mit ansehen und nach der Heuernte wollte er verduften! — I wo, fallen ihr gleich mehrere ins Wort, der von nach der Heuernte verduften, das ist ja gerade der, der das Fleisch so teuer macht, und der hat auch die meisten Schweine zu verkaufen. Überhaupt, es werden ja von dem tolle Sachen geredt, von die Milch und von 'n Grunewald und von die Schönholzer Heide! — Ah na! ich habe gehört, er soll ein gemütlicher dicker Herr sind! — Na ich danke: aber mehr dick als gemütlich! Na, und die ganzen Minister — so geht es weiter — was wissen die denn, wie unsereinem zumute ist, wenn eine arme Arbeiterfrau ihren drei, vier Bälgern die hungrigen Mäuler stoppen soll! Die, ja die haben's ja, die können bezahlen, da spielen ein paar Groschen mehr fürs Pfund Fleisch keine Rolle. Meinertwegen könnten die alle schon vor der Heuernte . . . Da entsteht eine lebhaft Bewegung, die Haustür ist geöffnet und die Menge drängt nach dem Hofe, wo in der Werkstatt des Fleischers auf einem großen Tische Haufen von Knochen und minderwertigem Fleisch, sogenanntem Dünnfleisch liegen. Der Meister mahnt die drängenden und nach vorn schiebenden Kunden zur Ruhe, die aber erst eintritt, als er versichert, daß jeder etwas bekomme; dann zählt er die Anwesenden, nennt einem Gesellen die Zahl, und Meister und Geselle gehen daran, den großen Berg nach dieser Ziffer einzuteilen. Für 25—30 Pfennige wandert ein Knochen und ein Stück im Laden nicht verkäufliches Bauchfleisch in die Tasche der Käuferin. Aber der Zuspruch wird größer. Kinder, denen man an Kleidung und Manieren ansieht, daß sie gebildeten Familien angehören, finden sich ein, um eine Empfehlung von Mama zu bestellen, die einen recht schönen Bouillontkochen haben möchte. Das Gefühl des Bedrücktheits prägt sich so deutlich in dem Benehmen der Kinder aus, daß es selbst dem Meister nicht entgeht, obwohl seine Aufmerksamkeit anderweit viel in Anspruch genommen

ist; er fertigt einige der Rinder ‚außer der Reihe‘ ab und die verschwinden schleunig. In kurzer Zeit ist ausverkauft; die Wertstattür wird verschlossen, und viele müssen, ohne Einlaß gefunden zu haben, wieder umkehren. Der Meister sieht ihnen durch die Glastür nach, murmelt so etwas wie ‚armes Volk‘, schiebt die Automobilmüße nach hinten und sagt zu seinem Gesellen: Wenn's so weiter geht, muß auch der Abfall ein paar Märker mehr einbringen!“

Inzwischen werden fortgesetzt „Erhebungen“ angestellt und mit deutschem Siefinn und deutscher Gründlichkeit die Frage erörtert: Fleischnot oder Fleischsteuerung? Als ob der Hunger dadurch gestillt würde, daß nur Fleischsteuerung, statt Fleischnot, herrschte! Diesen Streit mögen die geehrten Herren unter sich auslauben, um darnach ihre „Maßnahmen“ zu treffen, das entbehrende und hungernde Volk kann solchen Zeitvertreib nur als Hohn empfinden. Die Empörung über den unerhörten Zustand, der beiläufig der Regierungskunst unserer Maßgebenden ein glänzendes Zeugnis, ein Zeugnis, dauernder denn Erz, ausstellt, beschränkt sich, wie nur natürlich, keineswegs auf die oppositionellen Kreise, erstreckt sich vielmehr bis weit in die rechtsstehenden.

Ob eine Fleischnot bestehe, schreibt einer, der selbst den Schmachtriemen in angemessenen Zeiträumen sich enger um den Leib schnallen muß, an den „Reichsboten“, darüber könne er nicht urteilen. Wohl aber bestehe seit Monaten eine ganz unerhörte Fleischsteuerung, die in die Lebenshaltung der weitesten Kreise auf das tiefste einschneide. „Ich bin in der Lage, für die Wirtschaftsbedürfnisse unserer nur zweiköpfigen Familie monatlich 100 Mark anzulegen, wovon für Gas, Kohle, kleine Nebenausgaben 12—15 Mark abgehen, so daß 85—88 Mark nur für das Essen bleiben, auf den Tag etwa 2,80—2,90 Mark. Ich versichere aber auf Ehre und Gewissen, daß meine Frau und ich in den letzten Wochen trotzdem häufig genug haben beratschlagen müssen, wie wir das Mittag- und Abendessen auf das billigste herstellen könnten, und ich fordere nun den Reichskanzler und den Landwirtschaftsminister auf, mir in Berlin und Vororten nur 15 000 Familien nachzuweisen, welche, aus zwei Köpfen bestehend, für ihre Wirtschaftsbedürfnisse monatlich 100 Mark anlegen können. Ich will dagegen mit Leichtigkeit 150 000 Familien nachweisen, aus 4—6 Köpfen bestehend, die mit weit weniger als 100 Mark monatlich ihre Wirtschaftsbedürfnisse bestreiten müssen. Wie leben diese Leute? . . . Wie lebt der Postsekretär in meiner Nähe, der 2700 Mark Einkommen jährlich und 3 Kinder hat, wie lebt der untere Bahnbeamte im Hinterhause mit 4 Kindern und vielleicht 120 Mark monatlich Einkommen? Das Anziehen der Fleischpreise um 40—50 Prozent im Kleinhandel seit 3—4 Jahren macht sich bei uns schon ganz gewaltig bemerkbar, wie geht es erst den mittleren und unteren Beamten? Für sie hat der Staat schließlich aber eine Steuerzulage in Bereitschaft, doch wer legt den vielen Privatbeamten zu, den vielen kaufmänni-

sehen Angestellten, den vielen unsicheren Existenzen in der Großstadt, den Reisenden, kleinen Agenten, kleinen Geschäftsleuten? Und was sollen die vielen Arbeiter machen, die überhaupt nur 100 Mark monatlich verdienen? Da müssen Frau und Kinder heran, Schlafburschen überfüllern die Wohnung: die Fleishteuerung ist zu einer furchtbaren Kalamität geworden. . . .

„Es wird nun getröstet, daß die Fleishteuerung bald vorübergehen werde; ich sage: Das ist nicht wahr! Als vor zwei Jahren die Fleischpreise anzogen, wurde dieser Trost gesendet; die Preise sind damals nicht gesunken. Und sie werden auch heute nicht erheblich sinken; es wird bei dieser Teuerung bleiben, wenn nicht etwas geschieht. Und etwas Gründliches muß geschehen; die kleinen Mittelchen helfen nichts. Der Hauptübelstand bei der Fleischversorgung der großen Städte ist die übergroße Spannung zwischen dem Preise, welchen der Konsument zahlt, und dem, welchen der Produzent erhält. . . . Eine derartige Preissteigerung durch den Handel bei einem der notwendigsten Lebensmittel ist einfach skandalös, und die Herren Minister sollten sich endlich daran machen, diesen Skandal dauernd zu beseitigen.

„Leider muß man beinahe die Überzeugung gewinnen, daß die Minister vom Ernst des Lebens keine Ahnung haben; diese schwerwiegenden Fragen der Ernährung des Volkes werden mit einer Leichtigkeit behandelt, als wäre das Reich ein großer Hühnerstall, dessen Insassen die paar Körnchen zum Lebensunterhalt schon noch finden werden. Die Nation ist aber kein Hühnerstall, und sie verlangt, daß die Minister mit den großen Problemen der Gegenwart sich beschäftigen, daß sie auf gründliche Abhilfemittel sinnen. Dazu sind die Herren eben da. Es geht nun schon seit Jahr und Tag so, daß Regierung und Parlamente sich um alle großen Probleme herumdrücken. Nirgends wird fest zugegriffen, überall wird gepflastert und geklebt, nirgends eine große, ganze Arbeit gemacht. . . .“

Angesichts eines solchen nationalen Notstandes hat man für das Verhalten der Verantwortlichen kaum noch einen parlamentarischen Ausdruck. Von einer auch nur mäßig fürsichtigen Regierung hätte man erwarten müssen, daß sie es wenigstens nicht zum Äußersten kommen ließ und, wenn das schon versäumt war, sofort energisch eingriff. Nun aber ist nicht nur das nicht geschehen und geschieht auch jetzt noch nichts Ernsthaftes, sondern die ganze Sache wird als Lappalie behandelt, ja mit feucht-fröhlichem Humor ins Lächerliche gezogen, dem Schaden der Spott zugefügt. Denn nichts anderes bedeuteten die vergnügten Späße des jovialen Landwirtschaftsministers beim Empfang der Fleischermeister und der ihnen huldvoll verabfolgte Trost: Sie sollten sich nur bis zum Inkrafttreten der neuen Handelsverträge gedulden, dann würden die Fleischpreise — schon noch viel mehr in die Höhe schnellen! Das ist doch wohl das Äußerste, was man Millionen darbender, in ihrer Not der „Obrigkeit“ vertrauender

„Untertanen“ bieten kann, aber es ist auch der Reford im „Kampfe gegen den Umsturz, für Religion (!), Sitte und Ordnung“. Herrn von Poddbielskis Ruhm als Schweinezüchter verblaßt vor dem als Sozialistenzüchter, das kann er sich von den „Genossen“ schon heute schwarz auf weiß geben lassen. Haben sie nicht wirklich und in des Wortes verwegenster Bedeutung — ein „Schweineglück“?

Nie hätte man, wenn die Reichstagswahlen dicht vor der Tür standen, eine solche — um in Herrn von Poddbielskis Jargon zu reden — „Lippe riskiert“. Aber bis dahin dauert's ja noch ein paar Jahre, und — was später kommt —? Damit lassen wir uns nicht „vor den Bauch stoßen“, der es ja auch „gar nicht nötig hat“, und für den die Frage Fleischnot oder Fleischsteuerung nur von rein akademischem Interesse ist.

Es muß schon arg gekommen sein, wenn selbst ein Blatt von der königlich sächsischen Gesinnung des „Leipziger Tageblattes“ in Harnisch gerät:

„Es geht einfach nicht an, daß ein Minister mit billigen, witzlosen Späßen über die Schwierigkeiten einer so ernstern Sache hinwegzukommen sucht, wie das der Landwirtschaftsminister getan hat. Es ist einfach nicht möglich, daß ein Minister sich von Handwerksmeistern Vorlesungen über den Umgang mit Menschen und den — guten Ton in allen Lebenslagen halten lassen muß. Denn die Fleischer waren im Recht, als sie sich über den spaßhaften Ton des Ministers beklagten. Es ist kein Spaß, wenn die Preise für eines der wichtigsten Lebensmittel um dreißig oder vierzig vom Hundert steigen, und um Anspielungen auf ihre Korpulenz zu hören, waren auch nicht die zweitausend Fleischer aus ganz Deutschland nach Berlin gekommen. Das alles wird noch übertrumpft durch den Hohn, der in dem Hinweis des Ministers auf die am 1. April nächsten Jahres zu erwartende neue Preissteigerung lag. Die jetzige Aufregung habe gar keinen Zweck, denn mit dem Inkrafttreten des neuen Solltarifs würden die Preise ja doch noch höher werden! Wenn das kein Hohn ist, hat es nie welchen gegeben. Weiß denn der Minister gar nicht, daß eine solche Teuerung ein nationales Unglück ist? Was sogar im Hausbudget des Handelsministers nach dessen eigener Aussage sich störend fühlbar macht, das äußert sich in den unteren und auch in den schwächeren Mittelschichten als Not, und seine Folgen sind Kummer und Elend.“

„Es soll hier ganz außer Betracht bleiben, ob der Ruf nach Öffnen der Grenzen gerechtfertigt ist oder nicht, es soll uns hier auch gar nicht kümmern, ob Ugrarier oder Zwischenhändler an der jetzigen Kalamität mehr oder weniger Schuld haben; nur die Manier, wie diese Angelegenheit im Landwirtschaftsministerium des Königreichs Preußen behandelt wird, soll beleuchtet werden. Der Minister mag mit seinem Wortspiel: Fleischnot oder Preisnot? sich und andere ergötzen, die Tatsache, daß der Fleischpreis für die minderbemittelten Klassen in Deutschland schon heute kaum noch zu erschwingen ist, und daß jeder Tag mit solchen Preisen der Volkskraft

schwere Wunden schlägt, wird damit nicht aus der Welt geschafft. Und das gibt die Berechtigung zur Kritik. Schon die Rücksicht auf die gewiß reichlich starken antimonarchischen und antistaatlichen Strömungen im Deutschen Reiche müßte eine solche Behandlung der Fleischnot als *quantité négligeable* unmöglich machen, und man sollte meinen, daß die gerade jetzt nicht eben bequeme Interessengemeinschaft des Ministers und des Züchters die Stimmung etwas dämpfen könnte. Diese Kritik bleibt auch dann noch an der Art der Behandlung der ganzen Frage haften, wenn sich bewahrheiten sollte, daß der Landwirtschaftsminister nachträglich eine Öffnung der Grenzen in Aussicht gestellt hat.“

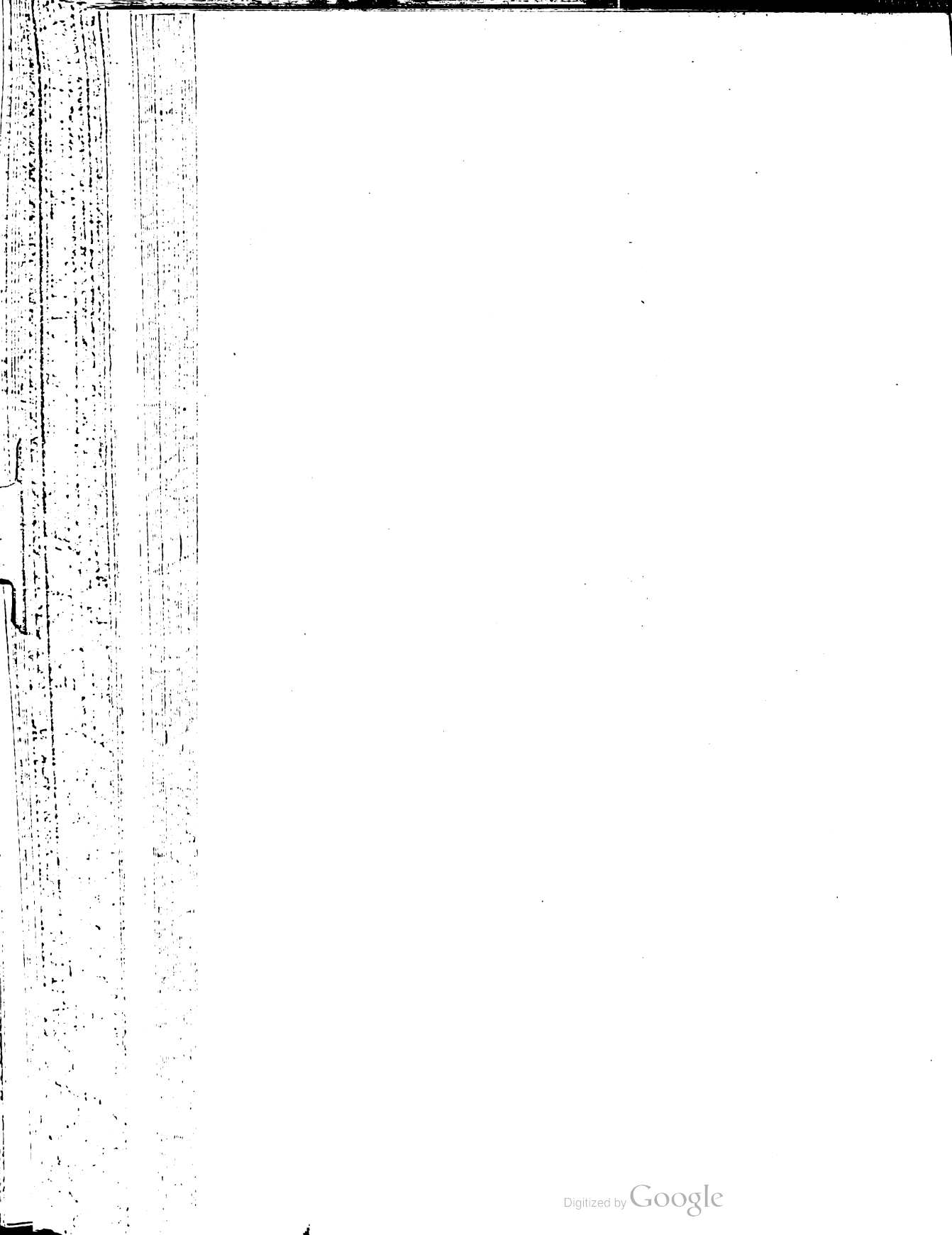
... Wie hoch muß die sozialdemokratische Sturmflut noch anschwellen, bis die auf den Gipfeln die ganze Größe der Gefahr erkennen, die vielleicht weniger sie selbst, als die von ihnen vertretenen Ideale und Institutionen, damit aber auch ihre Nachfahren und Nachfolger bedroht? Unsere Zeit ist wenig geneigt, fortgesetzte Fehler zu verzeihen, für die sie aus dem ganzen Stande unserer ethischen, politischen und sozialen Kultur keinerlei zureichende Begründung herleiten kann. Der rechnet falsch, der heute noch mit einer dumpfen, directionslosen Masse rechnet, die man nach Belieben hin und her kommandieren könnte, und deren immer lauter kundgegebene Wünsche sich vornehm ignorieren oder mit wohlfeilen Redensarten und Scherzen abspelsen ließen. Den politischen Organisationen der alten historischen Mächte treten die neuen sozialen immer geschlossener und zielbewußter entgegen, und die Disziplin in ihren Reihen wird in absehbarer Zeit hinter der des preussischen Militärs nicht viel zurückstehen. Die Sozialdemokratie weiß nur zu gut, warum sie auch den aussichtslosen Streik begünstigt und unterstützt, und die sind kurzgestirnt, die da glauben, ein wirtschaftlich verlorener Streik sei auch ein politisch verlorener. Jeder Streik führt der Organisation neue Mitglieder zu, der verlorene aber erst recht. Denn dieser bringt dem einzelnen erst die Übermacht der Arbeitgeber-Organisationen zum Bewußtsein und damit das eigene Anschlußbedürfnis an die Organisation der Arbeitsgenossen. Auch der jüngste, sonst recht ruhmlos verlaufene Streik in den Berliner Elektrizitätswerken hat der Organisation zahlreiche Mitglieder zugeführt, und zwar auch solche, die vor dem Streik jeden Anschluß entschieden abgelehnt hatten.

Mit den Arbeiterorganisationen wird man sich also unter allen Umständen abfinden müssen; an dem Koalitionsrecht läßt sich mit irgendwelcher Aussicht auf dauernden Erfolg und ohne die verhängnisvollsten Erschütterungen nicht rütteln. Eine andere Frage ist, ob die Arbeiterorganisationen durchaus sozialdemokratische sein müssen. Sie mußten es nicht sein, wenn der Staat rechtzeitig seine Pflicht tat und der Sozialdemokratie zuvorkam, statt sie als „Retterin in der Not“ und alleinseligmachende Arbeiterkirche sich etablieren zu lassen. Das Sozialistengesetz tat ferner seine Schuldigkeit: — was geschehen muß, geschieht allemal. So war das Sozialistengesetz



Wilhelm Kaulbach
Die Hunnenschlacht





für die Sozialdemokratie die Hohe Schule zur politischen Routine und Disziplin, genau wie der Kulturkampf für das Zentrum. Selten, vielleicht nie in der Weltgeschichte hat sich so handgreiflich die Bedingtheit auch des stärksten menschlichen Willens von einer höheren Macht offenbart, wie in den beiden geschichtlichen Vorgängen. Kann es ein interessanteres Schauspiel geben, als diesen mit all seiner gewaltigen Leidenschaft eingesehten, dazu von allen Machtmitteln des Staates unterstützten Riesenwillen, der doch Zwecken dienen mußte, die den eigenen genau entgegengesetzt waren und sich in ihrer ganzen endgültigen Bestimmung noch gar nicht übersehen, nur ahnen lassen? Eine klassische Probe aufs Exempel des Goethischen Wortes vom Zu-schieben-glauben und Geschoben-werden!

Nun befinden sich aber heute nicht nur die einzelnen nichtsozialdemokratischen Arbeiter, sondern auch deren Organisationen in einer Notlage, man kann fast sagen: Zwangslage, die der Partei vortrefflich zustatten kommt. Sehr einleuchtend legt die „B. S. a. M.“ die Gründe dar. Alle Berufsarten, bei denen die Arbeitsrente die einzige Grundlage des Lebensunterhaltes bildet, so führt das Blatt aus, müßten sich heute organisieren, weil die Akkumulierung des Kapitals das erfordert. „Nicht nur die Handarbeiter mit den Buchdruckern als intellektueller Spitze haben sich organisiert, sondern auch die Kopfarbeiter befinden sich auf demselben Wege, wie wir ja unlängst erfuhren, daß auch die technischen Angestellten vom Diplomingenieur und Dr.-Ing. bis zum Zeichner einen Verband mit rein gewerkschaftlichen Zielen gegründet haben. Es liegt darin allerdings ein völliger Verzicht auf die bisher als Dogma verehrte Doktrin vom freien Spiel der Kräfte, aber wer wird diesen Verzicht nicht begreifen angesichts der Tatsache, daß z. B. über kurz oder lang in ganz Deutschland, vielleicht in ganz Europa die elektrische Industrie nur einen einzigen allmächtigen Unternehmer haben wird, mit dem der kapitalschwache Arbeitnehmer, ob Dr.-Ing. oder Drahtwickler, schlechterdings nicht Kirschen essen kann, wenn hinter ihm nicht seine Berufsgenossen stehen. Die politischen Parteien können dem einzelnen im Kampfe mit dem unierten Unternehmertum nicht helfen, denn dieser Kampf ist sehr fein nach den einzelnen Branchen differenziert; sie haben nur das eine Interesse, daß niemandem unrecht geschieht.

„Der Staat aber mit seinen Geheimräten kann weder den Buchdruckern, noch den Maurern, weder den Ingenieuren, noch den Bureauangestellten helfen, denn ein Geheimratsstirn ist wieder ganz anders organisiert. Der Geheimrat kann jedem freundlich zulächeln, ihm auf die Schulter klopfen und bei festlichen Gelegenheiten eine Rede halten, wie sehr er die ehrliche Arbeit achte, alle Menschen liebe und dergleichen mehr. Aber schließlich sagt er ihm doch: ‚Hilf dir selber!‘ Auch die Sozialdemokratie hat ihren Leuten schließlich immer nur mit demselben Rezept zur Hand gehen können, und die Liberalen nicht anders, so daß nur die Frage übrig bleibt, wie das geschehen solle.

„Dazu gibt es für alle Leute, die von ihrer Arbeitsrente leben, drei

Mittel. Erstens die Koalition, denn der einzelne ist ganz ohnmächtig, zweitens die Freizügigkeit, denn wer sich nicht den besten Markt im Lande auffuchen kann, vergeudet seine Arbeitskraft für minderen Erlös, und schließlich das allgemeine gleiche Wahlrecht, denn wenn einer im Staate weniger zu sagen hat als der andere, so unterliegt er der Ausbeutung durch protektionistische Gesetze; er kann dann noch so viel verdienen, die anderen knöpfen ihm seinen Verdienst immer wieder durch Zölle und Steuern ab.

„Nun gibt es aber bei uns zu Lande starke Strömungen, die dem Volke diese Güter kürzen, wenn nicht gar vollends rauben wollen. Es ist daher begreiflich, wenn die Berufsorganisationen sich nach Protektion umsehen, die ihnen ihre Waffen beschützen. Von der Regierung und den konservativen Parteien haben sie nichts zu erwarten, denn gerade von da geht die Wühlerei gegen Wahlrecht, Freizügigkeit und Koalitionsfreiheit aus. Dem Zentrum trauen sie nicht, und sehr mit Recht; die liberalen Parteien sind machtlos und nicht einmal durchweg zuverlässig; es bleibt ihnen also nur die Sozialdemokratie, die, das muß man wohl zugeben, ihnen im Schutze ihrer Grundrechte treu wie Gold ist. Es ist daher ein vorläufig recht platonischer Redekampf, den man in Jena um die Gewerkschaften führt, denn diese müßten von aller Gnade verlassen sein, wenn sie nicht mit der Sozialdemokratie zusammenhielten, der einzigen Partei von Einfluß, auf die sie sich verlassen können. Selbst wenn sie von der Partei los möchten, könnten sie es nicht, vielmehr dürften ihr im Laufe der Zeit noch mehr Berufsorganisationen sich anschließen.“

„Eine Möglichkeit gäbe es, für die Sozialdemokratie diese Frage kritisch zu machen, wenn nämlich das herrschende Regime sich unzuweideutig zu den drei großen Grundrechten des Volkes bekennen wollte. Aber dazu gehört wohl mehr Weisheit, als man unseren Regierenden zutrauen darf. . . .“

Ohne das absolute Vertrauen der arbeitenden Klassen in die feste und aufrichtige Entschlossenheit der Regierung, Gesetz und Verfassung zu schützen, deren Bestimmungen ohne Unterschied der Partei walten zu lassen, ist an irgendwelche erfolgreiche Bekämpfung der Sozialdemokratie in der Tat nicht entfernt zu denken. Solange diese Gewähr nicht gegeben, die Gefahr des Gegenteils zu befürchten ist, bleibt die Sozialdemokratie nicht nur für die arbeitenden Klassen eine politische Notwendigkeit oder, wenn man will: ein notwendiges Übel. Denn es wäre im höchsten Maße bedauerlich, wenn die sozial höher gestellten, die Klassen von „Bildung und Besitz“ ein geringeres Interesse an der Erhaltung der Volksrechte und der unparteiischen Auslegung und Anwendung von Gesetz und Verfassung hätten, als die einfachen Arbeiter. Sollte der Pessimismus des Verfassers recht behalten, dann würde man mit allen anderen Mitteln nur Pflasterchen auf offene Wunden kleben, wo es sich doch um das politische Blut, dessen Reinigung und Befundung handelt. Und auch ein so gutes Mittel, wie es in einer

Zuschrift an den „Reichsboten“ empfohlen wird, könnte seine volle Wirkung nur unter dieser Voraussetzung tun: die Verleihung der Rechtsfähigkeit an die Berufsvereine der Arbeiter.

„Der Herr Reichskanzler hat sich über den ‚Jungbrunnen‘ von Dresden weidlich lustig gemacht, und hat das dort zutage getretene Jakobinertum der roten ‚Genossen‘ mit vielem Geschick zur Kennzeichnung des wahren Charakters der Sozialdemokratie benutzt; wir glauben aber nicht, daß Fürst Bülow sich seit einem Jahre auch nur einen Augenblick darüber im Zweifel befunden hat, daß Dresden nicht zum Zerfall der Sozialdemokratie führen wird. Er als kluger Diplomat muß jetzt durchschaut haben, welchen Zweck Bebel mit seinem Husarenritt in Dresden verfolgte, und wenn er sich nicht gleich nach Dresden darüber klar war, so hat ihn die Folgezeit darüber belehrt, daß nach dem Dreimillionsiege der Sozialdemokratie die Jakobiner dem rechten Flügel bedeuten wollten: Auch trotz der großen Zahl bürgerlicher Mitläufer bleibt die Taktik der Partei die alte. Nach dem Junisieg von 1903 packte die Jakobiner die Furcht, der große Zuwachs, zum großen Teile aus bürgerlichem Lager, werde den gemäßigten Flügel stärken und sie der Führerschaft in der Partei berauben; in Dresden lieferten sie daher den widerstrebenden Elementen die große Schlacht, welche mit dem völligen Siege der Radikalen endete. Vielleicht hätten die sogenannten revisionistischen Elemente sich schließlich wieder durchgesetzt; aber da kamen die Vorgänge in Rußland und gaben den Gemäßigten den letzten Stoß, so daß Jena nicht zu einem Jena der Sozialdemokratie, sondern zu einem Jena des Revisionismus geworden ist. Das Auftreten Bernsteins in Jena zeigt die völlige Demoralisation im revisionistischen Lager an.

„Dieser Ausgang der revisionistischen Bewegung zeigt, daß Bebel wohl wußte, was er tat, als er in Dresden loszuschlug. Der alte Revolutionär merkte, wie Bürgertum und Regierung den Revisionismus begünstigten, wie sie sich Hoffnungen machten. . . .

„Wer sich diesen Zusammenhang der Dinge vollkommen klargemacht hat, dem wird auch bald offenbar werden, wohin Bebel mit seinem Auftreten in Jena steuert. Die Regierung hat vor nicht langer Zeit angekündigt, daß sie beabsichtige, den Berufsvereinen der Arbeiter die Rechtsfähigkeit zu geben; der Sozialdemokratie wäre eine solche Vorlage durchaus nicht angenehm. Die Gewerkschaften wollen sich schon heute nicht den politischen Führern unterordnen. Sie trieben Gegenwarts politik, dächten lediglich an die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter, wurde auch in Jena geklagt; Bebel ist, wie er in Jena selber erzählte, starr gewesen angesichts der Respektlosigkeit, mit welcher sich jüngere Gewerkschaftsführer über Sozialdemokratie und Zukunftsstaat äußern. Nicht ohne Grund fürchten die um Bebel, daß es damit noch viel schlimmer werden wird, wenn einmal die Gewerkschaften staatlich anerkannte Organisationen sind. Sowie sie das sind, dann können sie mit den Unternehmern Verträge schließen, aus welchen die Klagbarkeit vor Gericht hergeleitet

werden kann; die Gewerkschaften müssen dann notwendigerweise immer fester im Gegenwartsstaat Wurzelschlagen; ihre Interessen werden nach und nach andere als die der Sozialdemokratie. . . .

„Um diese Gefahr zu beschwören, wird die ‚Reaktion‘ an die Wand gemalt, und wird — man täusche sich nicht! — schließlich von den politischen Machern der Sozialdemokratie eine Lage zu schaffen versucht werden, welche die Deutung zuläßt, daß es auf die Rechte der Arbeiterschaft abgesehen sei. . . . Gegenwärtig . . . sind die ‚Genossen‘ sich über die zu befolgende Taktik noch sehr im unklaren; sehr viele mögen auch nicht recht mit. Diese Zeit der Unentschlossenheit muß vom Staate benutzt werden, um die Pläne des revolutionären Generalstabes inbezug auf die Gewerkschaftsbewegung zu stören; es ist daher höchste Zeit, daß die Berufsvereine der Arbeiter die Rechtsfähigkeit erhalten. Die Sozialdemokratie ist immer noch unterzukriegen; es muß nur vernünftig regiert werden.“

Vernünftig regieren hieße aber nicht mehr und nicht weniger, als die Sozialdemokratie überflüssig machen. Das wäre sowohl Voraussetzung, wie notwendige Folge. Wird man sich aber zu einer solchen „Vernunft“ des Regierens entschließen? Es ist ja in der gesamten deutschen Presse fast als Offenbarung begrüßt worden und hat geradezu sensationell gewirkt, daß ein hoher Staatsbeamter, der frühere Oberpräsident Herzog zu Trachenberg, Fürst zu Hatzfeldt, in der „Deutschen Revue“ des näheren und weiteren dargelegt hat, man dürfe heutzutage nicht mehr „mit dem Stock“ regieren.

„Mit dem ‚Stock‘ kann und darf heute nirgends mehr regiert werden, und eine gewalttätige Unterdrückung von Ideen und Bestrebungen wäre nicht nur ein erfolgloses Beginnen, sondern würde auch das Gefäß, worin dem Volke eine bekömmliche Speise bereitet werden soll, zum Überlaufen bringen. Selbst in einem des Lesens und Schreibens vielfach unkundigen Volke lassen sich gewisse Ideen und Empfindungen der Volksseele nicht mehr auf gewalttätigem Wege allein repräsentieren. Das beweisen uns die Zustände in Rußland. Vermutlich waren die Meuterer auf dem ‚Potemkin‘ zum größten Teil Analphabeten; ihre Unwissenheit hat deren durchdachten Zusammenschluß nicht verhindert, die Offiziere vor deren grausigsten Taten nicht geschützt.“

„Zum Regierer gehört nicht nur Wissen, sondern vielleicht mehr noch Können, Weisheit und Wohlwollen. Das erste Streben des Verwaltungsbeamten muß darauf gerichtet sein, das Vertrauen der Bevölkerung zu erlangen, indem er dieser selbst Vertrauen entgegenbringt. Er muß sich fortgesetzt vor Augen halten, daß er nicht nur einer einzelnen Klasse der Bevölkerung oder einer einzelnen Partei zu dienen hat, sondern der Gesamtheit. Dazu gehört keineswegs, der Bevölkerung überall und in allen Dingen willfährig zu sein. Im Gegenteil: die Bevölkerung verlangt einen festen Willen, eine feste Hand, verlangt, daß der Regierende auch ein late-

gorisches Nein zu sagen versteht. Nach dem Tode des großen Königs wie nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck von den Geschäften ertönte bald der Ruf nach einer starken Regierung. Aber die Bevölkerung muß das Vertrauen haben, daß der Regierende ihre Wünsche mit Wohlwollen anhört und mit Wohlwollen prüft, lediglich nach Gesetz und Recht entscheidet und sich nicht bestimmen läßt durch Gunst oder die politische Parteistellung des einzelnen.

„Es gab eine Zeit in Preußen — Delbrück klagt in seinen Erinnerungen darüber —, wo zwar gut verwaltet aber fast gar nicht regiert wurde. Später kam eine Zeit, wo das Verwalten zugunsten des Regierens vernachlässigt wurde. Und doch ist nichts gefährlicher, als mit mißverständener Schneidigkeit zuviel regieren und reglementieren zu wollen. Die Schneidigkeit ist eine sehr schätzenswerte Eigenschaft für den Soldaten; die Schneidigkeit des Verwaltungsbeamten beeinträchtigt meist die Sachlichkeit der zu fassenden Entscheidung. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß nicht auch hier Fälle vorkommen können, in denen eine gewisse Schneidigkeit angebracht ist. Aber diese Fälle werden selten vorkommen. Selbst bei großen Streiks, einer Erscheinung, die die Folge und das Komplement der modernen Assoziationen ist, erscheint ein schneidiges, gewaltfames Eingreifen nur dann angezeigt, wenn es sich um den Schutz der Personen und des Eigentums handelt.

„Es gab auch eine Zeit, in der die Kunst des Regierens in dem Erlaß heilsamer Polizeiverordnungen erblickt wurde. Jede Polizeiverordnung, mag sie auch noch so schön stilisiert sein, ist mehr oder weniger vom Übel, wenn auch manchmal ein notwendiges Übel. Man wird daher mit dem Erlasse von Polizeiverordnungen möglichst vorsichtig zuwege gehen müssen. Bei einem Diner bei Miquel fragte mich einstmal der Präsident des Oberverwaltungsgerichts, Perfius: ‚Wie kommt es, daß wir Ihnen noch niemals eine Polizeiverordnung, die Sie als Oberpräsident erlassen haben, umstoßen mußten? Sie sind doch kein geschulter Beamter.‘ — Ich erwiderte ihm: ‚Erstens habe ich einen Spezialisten, der diese Dinge versteht, und zweitens vermeide ich es überhaupt, Polizeiverordnungen zu erlassen, wenn es nicht unbedingt notwendig ist.‘ Er nickte darauf und schwieg.

„Vor einigen Jahren entwickelte Professor Zorn in geistreicher Weise in einem Vortrage in Königsberg, wie unsere Selbstverwaltung nichts anderes sei, als die Erneuerung des alten germanischen ständischen Prinzips auf moderner Grundlage. Der Staatsbeamte wird gut tun, die Selbstverwaltungsorgane nicht möglichst einzuschränken, sondern sich ihrer nach Möglichkeit zu bedienen. Als es sich nach den großen Überschwemmungsschäden des Jahres 1897 in Schlesien um die Verteilung von mehreren Millionen staatlicher Gelder handelte, hat sich der Umstand, daß die Verteilung auf Grund eines Gutachtens des Provinzialausschusses erfolgte, als äußerst segensreich erwiesen. Nicht nur viel Geld

ist hierdurch erspart worden; die Bevölkerung gewann auch die Überzeugung, daß die Verteilung in durchaus gerechter Weise geschah.

„Sie fragen mich weiter, ob ich die Befürchtung teilte, daß bei uns in Deutschland bzw. Preußen Politiker und politische Parteien, die ein rein gewaltsames Unterdrücken von Ideen und Stimmungen der Volksseele für das Allheilmittel halten, mit dem regiert werden müßte, die Oberhand gewinnen könnten. Wäre dem so, so müßten wir verzweifeln an der Zukunft unseres Vaterlandes, das, neu geeinigt, in der jüngsten Zeit einen Aufschwung genommen hat, für den in der Geschichte kaum eine Analogie zu finden ist. Daß dabei einige unerfreuliche Erscheinungen zutage getreten sind, kann nicht überraschen. Sie sind die natürliche Begleiterscheinung unserer modernen wirtschaftlichen Entwicklung. Aber auch diese unerfreulichen Erscheinungen werden mit der Zeit überwunden werden, sofern wir diese nicht rein mechanisch-gewaltsam zu unterdrücken, sondern die wirklich vorhandenen Schäden zu heilen suchen...“

Wenn dergleichen in Türmers Tagebuch steht und er daraus die logischen Folgerungen zieht, so erscheint das manchen lieben Leuten als eitel. — Sozialdemokratie. Die Guten ahnen ja gar nicht, welche lautere Freude sie den „Genossen“ bereiten, wenn sie solche Gesinnung und Betätigung als sozialdemokratisch ausgeben. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie — bei so talentvoller „Bekämpfung“ der — nach diesen Voraussetzungen doch sehr staatserkhaltenden — Sozialdemokratie.

... „Nicht die großen, geräuschvollen Katastrophen, nicht leidenschaftliche Ausbrüche werden Göttern und Menschen gefährlich; aber die stille, nüchterne Minierarbeit des Gedankens, die so weit von Daß entfernt ist, daß sie eher mit einer gewissen pietätvollen Wehmut verichtet wird, die hat immer noch die Grundlagen der Menschheit unterhöhlt und ihre Altäre gestürzt. Das Feuer, das unsichtbar und geräuschlos an den Wurzeln leckt, nur hie und da an die Oberfläche emporzüngelt, dann von der Ahnungslosigkeit mit ein wenig Erde verstopft wird, das ist das Feuer, das Götter und Menschen verzehrt.“

Warum ich diese, vor Jahren geschriebenen Sätze (aus einem Aufsatz „Götterdämmerung“) hierher stelle, werden die Leser freundlich verstehen, wenn sie die folgenden Betrachtungen zunächst ganz objektiv auf sich wirken lassen. Sie handeln „vom deutschen Offizier“ und stehen in der „Welt am Montag“.

„Mögen wir das System des Militarismus verwerfen, verdammen, oder meinethalb verfluchen: der einzelne Offizier ist für die Schäden nur selten haftbar zu machen. Er tritt als sehr jugendlicher, sehr unreifer Mensch in die Kaste ein: wie können wir von ihm verlangen, daß er Reformator sei? Und es spricht gar nichts dagegen, ihm von vornherein dieselben Qualitäten geistiger und moralischer Art zuzutrauen, wie jedem anderen jungen Mann

von guter Erziehung. Ob aber das, was er ist und leistet, hinreicht, um ihn zum Gegenstande besonderer Wertschätzung zu machen und ihm gar Privilegien einzuräumen, das ist denn doch eine andere Frage.

„In der Zukunft wurden kürzlich Briefe eines jungen Offiziers veröffentlicht, der in Südafrika gefallen ist. Die Briefe sind der Öffentlichkeit geschenkt und darum diskutierbar, was ich für allzu empfindliche Gemüter vorerst besonders feststellen möchte. Sie zeigen das Bild eines lebenswürdigen Menschen. Aus guter Familie, gepflegt und sauber, mit den traditionellen guten Manieren, ein beliebter Kamerad, der im Regiment das ‚lustige Kurtschen‘ genannt wurde. Mit Glücksgütern ist seine Familie nicht überreich gesegnet: nun, es langt gelegentlich für den Wintergarten und fürs Bristol. Er wird uns von seinem Bruder geschildert, wie er auf die Jagd geht, frisch, gesund und lebenslustig; wie er zu Pferde sitzt, ein schneidiger und verwegener Reiter. Auch ein Herzensabenteurer hat er gehabt, das nicht gleich verklog. Kurz, er war, was man einen ‚lieben Kerl‘ nennt. Nach dem wenig glorreichen Kriegsschauplatz trieb ihn außer der jugendlichen Lust nach Abenteuern der höchst anständige Wunsch, wirtschaftlich selbständig zu sein, seiner Mutter nicht mehr zur Last zu fallen. Es gibt nichts, was man ihm vorwerfen könnte. Er war nicht nur körperlich, sondern auch moralisch sauber. Am 2. September 1904 fiel er bei Rietfontein von einer Kugel in den Kopf getroffen.

„Er lebte leicht und starb leicht.

„Da liegt es. Für diese Auffassung von Leben und Tod fehlt mir das Organ. Ich finde sie unterwertig; und so bricht die flüchtige Sympathie, die ich für das hell in hell gemalte Bild des jungen Offiziers empfand, zusammen. Nicht vom Meide gemordet, sondern von einer gewissen Geringschätzung, die ganz gewiß nicht dem einzelnen Menschen gilt, aber durchaus dem von ihm vertretenen Typus.

„Aufgezogen werden in einem Milieu, das auf einer bestimmten äußerlichen Stufe der Kultur steht, einer Kultur, die von vorgestern ist und intensives Ringen um geistigen Lebensinhalt nicht kennt und nicht kennen will; hineingezogen und — geschoben werden in eine Karriere, in der die wertvollsten Geisteskräfte schlafen dürfen; sich ein wenig mühen und ein wenig drängen, um eine sehr bedingte Selbständigkeit zu genießen; seine Person einsetzen für etwas, das man nie geprüft hat; totgeschossen werden ohne Gefühl, daß in einem etwas einziges zugrunde geht: wahrhaftig, ein solcher Lebensinhalt ist mäßig. Nie ein Zwang, nie eine Auflehnung, nie ein Leid; keine Phantasie, kein Sinn und Bedürfnis für Dichtung, Kunst, Erkenntnis; nicht einmal der Drang, sich in irgend einer Form einseitig und energisch auszuleben; keine letzte Rücksichtslosigkeit —: ein solches Dasein nenne ich leer.

„Wie? Kindesliebe, Bruderliebe, Vaterlandsliebe, Ehrenhaftigkeit der Gefinnung, Mut, Selbstaufopferung — sollte das nicht hinreichen, ein Dasein auszufüllen?

„Liebster: es reicht nicht. Es ist mit den Tugenden wie mit den Nullen: an sich sind sie nichts; sie werden erst etwas, wenn eine Ziffer, und sei es eine lumpige Eins, an ihre Spitze tritt. Diese Ziffer ist das, was man Persönlichkeit nennt. Und diese Persönlichkeit liegt nicht beschlossener in der äußeren Abgrenzung des Körpers durch eine noch so saubere Epidermis, auch nicht in der besonderen Stellung, in die die Welt nun einmal jegliche Kreatur hineinschiebt; nicht einmal in einem landläufigen gesunden Menschenverstand und in einem netten Brieffstil.

„An wem was ist, der will auch etwas aus sich machen. Nicht nur einen flotten Reiter, sondern einen Kerl mit eigenem Erleben, eigenen Gedanken und eigenem Ausdruck; und mit einigem Verständnis für die Zeit und das, was sie bewegt. Und da bin ich freilich der Ansicht, daß der Weg nur durch Mühe führt; durch mehr noch: durch Leiden. Ein Arbeiter bringt seine Zeit damit zu, einen bestimmten Teil einer Maschine zu verfertigen; wochenlang, jahrelang. Aber in ihm drin ist etwas, das ihn unruhig macht, das weiter will, über ihn und seine Horizonte hinaus. Er liest, er bildet sich. Tausendmal zurückgeworfen, versucht er es stets von neuem. Und eines Tages hat er es; ein Stück, ein winziges Stück von dem Gedankenschatz der Menschheit: aber er hat's erobert. Und einmal vielleicht in seinem Leben springt ein Wort aus seinem Munde, das rund und voll den Zustand seiner Seele erschöpft. Dieses Wort ist erkämpft, ist ganz sein eigen. Und wem es gelungen ist, sich einmal, ein einziges Mal über Familie, über Rasse, über sich selbst emporzuheben, der ist etwas, der zählt mit, an dem liegt etwas. Ein solcher Mensch wird seine Existenz nicht gering anschlagen, sondern sich's sehr überlegen, ob und wofür er sie opfern soll.

„Den Kindern des Glücks fällt alles von selbst zu. Sie haben den Komfort der Gegenwart, sie haben Position und Respekt von vornherein, sie haben die Zukunft nach ihrer Wahl. Und was sie fühlen, denken und sprechen sollen, das kriegen sie fix und fertig eingefüllt. Diese Lebensanschauung tragen sie vor sich hin mit der komischen Ehrfurcht, mit der ein kleiner Junge einen Mostrichtopf über die Straße trägt. Das ist aber auch ihre einzige Anstrengung. Damit haben sie sich losgekauft. Zum Teufel: befreit denn der Umstand, daß eine Familie Generationen hindurch an dem brandenburgisch-preussischen Staat hat bauen helfen, oder daß eine Rasse ihre Verpflichtungen treu und anständig erfüllt hat, von der Verpflichtung, etwas für die eigene, persönliche Kultur zu tun? Ich sehe da keinen Zusammenhang. Wohl aber sehe ich einen zwischen den äußeren Mitteln, über die die privilegierten Stände verfügen, und dem, was sie geistig leisten; und da bleiben die Errungenschaften hinter den Mitteln zurück. „Er saß lieber auf dem Rücken eines Pferdes als am Schreibtisch; und das Auge eines schlanken Mädchens sagte ihm mehr als die schönsten Verse eines Gedichtes.“ Übersetzen wir das ins Leben eines armen Teufels, der kein Pferd hat, keinen Sport treiben kann, den die Mädchen nicht mögen, weil er unvoreilhaft aussieht, und dem keine Schule den Verstand, keine Erziehung den Geschmack geschärft hat. . . .

„Ich bin unbescheiden genug, anzunehmen, daß nichts in der Welt passiert ist, das nicht zu meiner Person in Beziehung stände. Homer, Shakespeare und Boccaccio dichteten für mich; für mich eroberte Alexander Asien; für mich hat Goethe gelebt. Wahrhaftig! Mir würde davor grauen, wenn ich auf alles das, was an Werten geistiger Art vorhanden ist, verzichten sollte; wenn ich, kulturell zeitlos bis auf die breitrandigen amerikanischen Schuhe und die Krawatte, die wirklich modern ist, in einem Milieu, das immer dieselben Ideale vorkaut, leben sollte. Wer keine geistigen Bedürfnisse hat, an dem liegt wenig. Sicher reicht der Wert seiner Existenz nicht über seine nächste Umgebung hinaus. Er ist brauchbar, aber zu ersetzen. Man tröstet sich über ihn; er kriegt eine Grabinschrift und wird vergessen. Mit Recht.

„Es gibt verflucht viel Menschen. Da dürfen wir wohl die hohen Maßstäbe anlegen. Netze, sympathische, tüchtige Leute: schön. Aber Führer des Volkes, Respektspersonen, Privilegierte?“

Man täusche sich nicht: hier wird nur ausgesprochen, was Unzählige denken, aber nicht auszusprechen wagen. Denn so tapfer der Deutsche vor dem Feinde ist, so furchtsam hütet er sich, bei der „Gesellschaft“ anzustoßen, herrschende Anschauungen zu verletzen. Wenn aber das Eis einmal gebrochen ist, wenn immer öfter solche Betrachtungen sich hervorstrecken, — könnte sich da nicht vielleicht so ganz allmählich, so ganz geräuschlos, eine Umwertung mancher Werte vollziehen, die wir für unantastbar und unvergänglich zu halten geneigt sind? — Wie viele solcher Werte sind schon von ihren Altären gestürzt worden, haben neuen, ebenso „unantastbaren“ und „unvergänglichen“ Platz machen müssen!

Nicht was zu wünschen wäre, soll hier untersucht werden. Es galt lediglich, an einem besonders bemerkenswerten Beispiele Wandlungen aufzuweisen, wie sie in modernen Köpfen vielfach vor sich gehen. Und, was das Gefährlichste für die bestehenden Anschauungen: — in kühler Ruhe, ohne jede Leidenschaftlichkeit, ja mit einer gewissen Objektivität. Nicht Voreingenommenheit, Neid oder Haß haben den Verfasser auf seinen Gedankengängen geleitet, sondern nüchterne Beobachtung, kühle Überlegung. Er spricht wie einer, der sich längst über die Sache im reinen ist, was etwa noch von persönlichen Gefühlsmomenten anhaftete, längst abgestreift hat und nun mit einer gewissen Gleichgültigkeit, kalten Blutes, sine ira et studio, das Fazit zieht. Und dieses ist, daß sich hier zwei grundverschiedene Arten, die Dinge zu sehen und zu werten, gegenüberstehen.

Solche Entwicklungsprozesse haben indessen nicht nur ein psychologisch-theoretisches Interesse. Vollziehen sie sich auch selbst meist in der Stille, abseits vom politischen Herdenauftrieb, so gewinnen sie von dem Augenblicke ab praktische Bedeutung, wo eine starke politische Bewegung ihre Forderungen sich zu eigen macht.

Der Sozialismus, wie er sich in Raum und Zeit entwickelt hat, ist nun keineswegs eine bloß politische Bewegung, sondern auch in hohem Maße

eine ethische. An sich brauchte ein Gegensatz zwischen dem Sozialismus und der alten Ethik nicht zu bestehen. Die christliche insbesondere vertrüge sich mit allen Staatsformen, da sie ja nicht auf den Staat, sondern auf den staatenbildenden Menschen abzielt. Mit christlichem Geiste erfüllt, würden die Menschen unter jeder Staatsform glücklich sein, weil die äußere Gliederung des Staatswesens nebensächlich wird, sobald es nur von diesem Geiste durchdrungen ist. Aber die Entwicklung des sozialistischen Gedankens, die praktischen Bedürfnisse des Sozialismus, vielleicht noch mehr der sozialistischen Agitation, haben ihm auch eine ethische Bewegung zugeföhrt. Und nichts Geringeres, als eine „Neue Sittenlehre“ aufzustellen, unternimmt eine soeben erschienene Schrift des sozialistischen Rechtslehrers Anton Menger in Wien, die von dem sozialdemokratischen Zentralorgan mit fast unbedingter Zustimmung besprochen wird. Da lohnt es schon, der Wissenschaft halber, einen Blick hineinzutun.

Nach Anton Menger ist die Sittlichkeit nichts anderes — als der Ausdruck der sozialen Machtverhältnisse. Die Tugend, erklärt er, ist allerdings ein Wissen, aber nicht, wie Sokrates meint, ein Wissen von dem, was gut ist, sondern vielmehr von dem, was innerhalb der bestehenden Machtverhältnisse als gut gelten muß. Alle Begriffe einer absoluten Sittlichkeit lösen sich auf im Scheidewasser dieser revolutionären Auffassung. Für die „Macht des Gewissens“ hat er nur Hohn und Spott:

„Da die Tugend mit der Anpassung an die sozialen Machtverhältnisse, Sünde und Verbrechen mit dem Widerstreit gegen dieselben gleichbedeutend ist, so kann das Gewissen nur in der Furcht vor den nachteiligen Folgen eines solchen Widerstreites bestehen. Ein allmächtiger Gott könnte deshalb keine Spur von menschlichem Gewissen besitzen. Unter den Menschen steht aber naturgemäß Macht und Gewissen in umgekehrtem Verhältnis: je glänzender sich die Machtstellung des einzelnen entfaltet, desto weniger wird er sich vor den sozialen Folgen seiner Handlungen fürchten, desto weniger wird er sich in seiner Tätigkeit durch Gewissensstrupeln hemmen lassen. Dagegen werden die mittleren und unteren Volksklassen schon während ihrer Jugend durch die Erziehung in Haus und Schule und noch mehr in ihrem späteren Lebenslauf, da ihnen nur selten eine Verletzung der sozialen Machtverhältnisse nachgesehen wird, durch ihre eigenen Erfahrungen zu Furcht und Respekt vor den sozialen Mächten angeleitet.“

Und nachdem er geschildert, welche „Gewissensqualen“ den verfolgten Mörder aus den untersten Volksschichten martern, mit welcher vollendeten Ruhe aber Usurpatoren und Erbmonarchen die gräßlichen Verbrechen des kriegerischen Massenmordes auf ihr Gewissen nähmen, fährt er fort:

„Einen ähnlichen Gegensatz können wir bei der sittlichen Beurteilung von Eigentumsverbrechen wahrnehmen. Wenn die großen Grundbesitzer von der Regierung ihres Staates hohe Lebensmittelzölle erwirken oder große Börsenspieler durch Verbreitung falscher Nachrichten und andere Intrigen Reichtümer erwerben, so wissen sie sehr wohl, daß sie in die Lebensinteressen

von vielen Tausenden schädigend eingreifen, aber sie geraten in gar keine Gewissensbedrängnis, weil jene Schädigung mit Zulassung, ja unter Mitwirkung des Staates erfolgt. Begeht dagegen ein Armer das ignoble Verbrechen des Diebstahls, so hat er alle Ursache, sich vor den Folgen seiner Handlung zu fürchten und in Gewissensnöte zu verfallen, weil Staat und Gesellschaft gegen ihn sofort mobil machen."

Daß von den nationalen Idealen des Volkes kaum ein Feszen übrig bleibt, versteht sich am Rande. Und ebenso „selbstverständlich“ ist für den „Vorwärts“, daß eine so tiefgehende Kritik nicht Halt machen könne vor den Mystereien der Religionen. Die unmöglichen Ansprüche der Feindesliebe, die das Christentum erhebe, hätten diesem nur dazu gedient, sich mit der wirklich herrschenden Sittlichkeit desto friedfertiger abzufinden. Menger dagegen hält es lieber als mit Christus mit Konfuzius, der lehrte: „Vergilt Gutes mit Gutem, Böses mit Gerechtigkeit.“ Dieser nüchterne Satz könne zwar gewiß niemandes Bewunderung erregen, dagegen werde sich auch der Durchschnittsmensch zu dieser Stufe der Sittlichkeit emporheben können.

So wenig, wie mit Christus, will Menger aber auch mit Kant oder gar Nietzsche zu tun haben. Von dem ersten muß er sich schon deshalb scheiden, weil er die Möglichkeit jeder absoluten Sittenlehre leugnet. Überaus hart urteilt er über Lehre und Haltung des großen Königsbergers, seine scheinbare Unterwürfigkeit gegenüber dem Absolutismus eines Friedrich Wilhelm II. Aber nach Mengers Lehre muß ja auch der größte Philosoph der Gewalt „sozialer Machtverhältnisse“ unterliegen.

Mit Verachtung spricht Menger über Nietzsche:

„In seiner Bedientenhaftigkeit vergift Nietzsche vollständig, daß seine ‚Herren‘ durch diese Offenherzigkeit in ihren Interessen aufs tiefste getroffen werden, ebenso wie Machiavelli durch ähnliche Indiskretionen seines ‚Fürsten‘ die Monarchen mehr als irgend ein anderer Gelehrter geschädigt hat. Denn die Herren sind keineswegs so tapfer und aufrichtig, wie Nietzsche uns glauben machen will, vielmehr haben sie es seit jeher meisterlich verstanden, die Sklaven über Umfang und Tragweite ihrer eigenen Vorrechte in Irrtum zu führen. Ich erinnere nur daran, daß die Mächtigen den Sklaven in den meisten Verfassungen die Gleichheit vor dem Gesetz, die allgemeine Untertaugigkeit, die Freiheit der Wissenschaft und die Aufhebung der Steuerprivilegien versprochen haben, mit dem stillschweigenden Vorbehalte, daß durch die Praxis und durch weniger beachtete Spezialbestimmungen das Gegenteil dieser schönen Grundsätze durchgeführt wird. Ähnliche Beispiele aus dem gesamten Gebiet des Rechts und der Moral könnte man noch zu Hunderten anführen. Und diesen Vorsichtigen und Schlaunen wirft Nietzsche ihr sorgfältig behütetes Geheimnis an den Kopf, daß sie kein anderes Gebot als ihren Nutzen und ihre Gelüste anerkennen.“

Der Weg zur Verbesserung der sittlichen Zustände führe also nur über eine Veränderung der sozialen Machtverhältnisse, d. h. über die Volks-

herrschaft in der Politik, die Demokratie, und über die Volksherrschaft in der Ökonomie, den Sozialismus. Schon sei die Moral des antiken Heidentums längst untergegangen, sinke die Macht der christlichen Kirche. Es nahe die Zeit einer großen Wende:

„Die dritte Stufe in der sittlichen Entwicklung der abendländischen Kulturwelt wird endlich der Sozialismus bilden, der durch den unaufhaltbaren Verfall des christlichen Lebens ebenso eine geschichtliche Notwendigkeit geworden ist wie einst das Christentum durch den Niedergang der heidnischen Welt. Die sozialistische Sittenlehre verzichtet auf jede religiöse Grundlage, auf die Vorstellung, daß die sittlichen Gebote von der Gottheit stammen, auf den Ausblick auf ein jenseitiges Leben, wo das menschliche Handeln erst seine gerechte Belohnung oder Bestrafung finden wird. Dagegen wird der Sozialismus die überlieferten sozialen Machtverhältnisse so umgestalten, daß sich aus der umgebildeten Machtordnung ein höheres sittliches Leben mit Notwendigkeit ergeben muß. So kann denn der Sozialismus hoffen, eine Sittlichkeit zu schaffen, die vor den Ratschlägen des religiösen Bewußtseins gesichert ist und deshalb einer ununterbrochenen Entwicklung zu den sittlichen Idealen der Menschen fähig erscheint.“

Rein jugendlicher Brausekopf, — ein Sechzigjähriger hat diese „Neue Sittenlehre“ geschrieben. Vergleicht man die in Presse und Parlament übliche massenhafte Sozialistenabschlachtung, so muß man sich — bei aller Gegensätzlichkeit der eigenen Anschauungen — doch ehrlicherweise gestehen, daß mit selbstgefälligen Märschen und gewerbsmäßig verfertigten „patriotischen“ Leitartikeln, von denen dreizehn aufs Duzend gehen, gegen Weltanschauungssysteme dieser Art herzlich wenig auszurichten ist. Unsere national-ökonomische Wissenschaft, die viel „verlästerten Rathedersozialisten“ kämen hier vielleicht noch am ehesten in Betracht. Man könnte sich aber nicht allzusehr wundern, wenn auch sie und mancher andere ehrliche Freund der bestehenden Ordnung müde würden, für ihr redliches Bemühen immer wieder den läppischen Anwurf sozialistischer oder sozialdemokratischer Zutreiberei einzuernten. Denn jeder andere Kampf, als der mit ehrlichen Waffen und vorurteilsfreier Objektivität, die sich klar bewußt ist, was unbeugsam zu verteidigen und was einfach preiszugeben, ist eitel Spiegelfechtereie und lockt keinen Hund vom Ofen. — „Bewunderung von Kindern und von Affen“!

Die Entscheidungsschlachten der Zukunft werden nicht auf dem Straßenpflaster geschlagen werden, sondern in den stillen Werkstätten des Geistes. Und nicht, was an der Oberfläche in die Erscheinung tritt, bedroht das Bestehende in seiner Dauer, sondern das Unterirdische, das aus den Tiefen Wirkende.

* * *

... Was gedeiht nicht alles friedlich nebeneinander unter der einen Sonne! Wahrlich, Gottes Tiergarten ist groß, und — jedes Tierchen hat sein Pläsierchen. Und wie ist doch unser Herrgott so ganz und gar kein

Sozialist und so ganz und gar kein Freund der „Gleichheit“, sintemal er nicht zwei Blättchen erschafft, die einander völlig gleich sind. Um wieviel weniger gleiche Menschen! Und wie gut ist's, daß die Menschen auch nicht alle gleiche Wünsche haben. In welche verzweiflungsvolle Lage geriet z. B. der Kommandeur des königlich preußischen — Pagentorps, wenn alle deutschen Eltern ihn bestürmen wollten, ihre Söhne in besagtes Korps aufzunehmen und diese selbst keinen sehnlicheren Wunsch hätten! Und doch könnte man sich nach den Bekenntnissen eines ehemaligen Pagen im „Daheim“ darüber nicht wundern.

„Wenn ich“, bekennt er, „in meinem Gedächtnisshubfach herumframe und nach liebenswürdigen Ereignissen suche, dann fallen mir immer meine Pagentage ein, als kurze Zeitmomente ungetrübter Freude.“ Er schildert dann die Lebensweise und den „Dienst“ der Pagen. Am Neujahrstage, erfahren wir, gehen die Pagen zum größten Teil nicht in die Kapelle mit: „Nur diejenigen, die bei einer Prinzessin zum Schlepptragen kommandiert sind, kommen mit hinein. Die Glücklichen, die viel beneideten! Nicht etwa, weil sie mit in die Kapelle dürfen, nein, aber Page einer Dame sein zu können, ist das Höchste, was ein Hofpage erstrebt. Ich möchte hier das Erlebnis eines dieser Glückspilze erzählen, der die Schleppe einer sehr jungen und sehr schönen Prinzessin tragen durfte. Beim Weg zum Weißen Saal verlor diese ihr kleines Alfaschubchen, und es gelang dem glücklichen Pagen, es aufzuheben und ungelesen einzusteden. Die Prinzessin tat aber, als ob sie nichts bemerkte, dinierte ohne Schuh, blieb beim Cercle ohne Schuh, kurz, machte das ganze Hoffest ohne Schuh mit. Erst als der Page sie zum Wagen geleitete, forderte sie ihre Fußbelleidung wieder. Er hat dafür einen prächtigen Ehrendeggen geschenkt bekommen; trotzdem behaupten böse Zungen, daß er noch lieber den Schuh behalten hätte . . .

„Die nettesten Erinnerungen knüpfen sich an die Galatafeln. Bei diesen werden die Fürstlichkeiten regierender Häuser ausschließlich von Pagen bedient. Dies Servieren muß natürlich regelrecht vorgeübt werden. . . . Besonders interessant ist natürlich das Servieren bei den allerhöchsten Herrschaften. Auf jeder Seite des Stuhles steht einer der beiden Leibpagen. Sie bekommen von den Hoffourieren die Teller und Platten gereicht und präsentieren sie dann selbst. Die Linke legt sich flach unter die Schüssel, die rechte Hand dirigiert sie von hinten. Da das Servieren bei der Tafel stets sehr schnell geht, muß natürlich die Aufmerksamkeit auf das Höchste gespannt sein. Sobald Messer und Gabel hingelegt sind, muß auch schon der Teller fortgenommen werden. Oft ist es schwierig, die Platten überhaupt anzubieten, da bei lebhaften Gesprächen die Fürstlichkeiten sich sehr nahe einander zuneigen. Dann muß man die Schüssel erst ganz hoch heben und von oben die Köpfe sozusagen voneinander trennen.

„Schwerer haben es die Pagen der fürstlichen Damen bei den Galatafeln. Während den hohen Herren nur der Helm abzunehmen ist, muß

bei den Damen noch die Hofschleppe geordnet werden. Diese Träume von Spitzen und Stickerei müssen während der Tafel ängstlich bewacht werden, damit kein Lakai oder gar ein Page sie mit Sauce begießt. Die Schleppe wird drei- bis viermal über der Stuhllehne zusammengefaltet, muß aber so gelegt werden, daß sich die Dame ungeniert anlehnen kann. Dabei darf sich die Schleppe nicht drücken und ihre schönsten Teile müssen sichtbar bleiben. All das muß naturgemäß mit großer Gewandtheit ausgeführt werden. Vorgeübt wird es in Groß-Lichterfelde auch, und zwar mit Pferdedecken, von denen übrigens die schwerste immer noch leichter ist, als die leichteste Schleppe.

„Den Schluß eines jeden Diners bilden ja stets, oder wenigstens meistens, Obst und Konfekt, und das ist natürlich bei Kaisers' nicht anders. Auf der Tafel stehen wundervolle Aufsätze, auf die der Page von Anfang an nicht ein, sondern beide Augen wirft. Denn wofür hätte er sonst in seinem Rock die großen, ledergefütterten Taschen? Wenn er nämlich seiner Fürslichkeit den Aufsatz reicht, streicht diese gewöhnlich mit der Hand über die eine Hälfte und häuft seinen Teller ordentlich voll. Menü und Musikprogramm wird oben darauf gelegt, und der Page bekommt den ganzen Schatz. Im Wegstecken muß er dann allerdings die nötige Schnelligkeit entwickeln, denn im selben Augenblick erheben sich auch schon die Majestäten. Nun hat er den Helm zu reichen, den Stuhl abzuschieben oder die Schleppe aufzunehmen. . . .“

Man muß schon ein ganz verrohter Patron, ein vaterlandsloser Gefelle sein, nicht wert, den Namen Deutscher zu tragen, um bei den hier geschilderten Wonnen des Servierens, Schlepentragens, Stuhlabrücken, Mantelanziehens zc. pp. kalt zu bleiben. Nur ein völlig entartetes Gemüt könnte in seinem Stumpfsinn die Frechheit haben, zu fragen, was denn eigentlich bei solchen persönlichen Aufwartungen und Handreichungen, die man sonst gern den Bedienten überläßt, so erhebend wirken, ja einen Saumel des Entzückens auslösen kann. Ein wahrer Patriot wird natürlich vor keinem Opfer zurückscheuen, um der gleichen Wonnen teilhaftig zu werden und dann sein ganzes Leben lang, ein rechter Prasser und patriotischer Sybarit, in der Erinnerung zu schwelgen.

Denn gibt es wohl Höheres und Schöneres, wonach sich das „deutsche Gemüt“ in Sehnsucht verzehren könnte, als der Anblick oder die bloße Nähe hoher, höchster und allerhöchster Herrschaften? In einem Berliner Stimmungsbilde schildert Paul Lindenberg die patriotischen Ekstasen des Publikums bei einem Besuch des Kronprinzenpaares im königlichen Schauspielhaus. „Nicht die in den letzten Monaten eingetretenen wesentlichen baulichen und dekorativen Veränderungen Interessierten, nicht Freytags immer wirksame ‚Journalisten‘, nicht die Besetzung und Aufführung des Lustspiels, nein, ein großer Teil des Publikums wandte sein Hauptinteresse der Kaiserloge zu, in welcher das Kronprinzenpaar der Vorstellung beiwohnte. Gewiß ist eine bestimmte Teilnahme für den jugendlichen Thronfolger und seine

Gemahlin durchaus verständlich, aber sie darf nicht, wie in diesem Falle, zu belästigender Neugierde ausarten. Das war ein fortwährendes Köpfdrehen, ein Tuscheln und Flüstern, ein Mustern und Begucken, daß die übrigen Besucher völlig nervös wurden, und nicht nur die jungen Fräulein unter zwanzig benahmen sich so, sondern auch erheblich, sehr erheblich ältere Zeitgenossinnen, mit denen in rührenden Wettbewerb ein gut Teil des stärkeren Geschlechts trat. Und wie und was alles wurde mit hingebungsvollem Eifer und mit wunderbarer Beharrlichkeit beäugelt und kritisiert, wie ‚er‘ plaudert und wie ‚sie‘ lacht und wie beide zueinander ‚sind‘, und von ‚herzig‘ und ‚süß‘ und ‚reizend‘ gab’s kein Ende. Und nun erst das Scharffeuer der Blicke, das Frisur, Schmuck und Toilette der lebenswürdig-anmutigen Kronprinzessin auszuhalten hatten, und die Fülle der geistvollen Bemerkungen und Erörterungen, die sich daran knüpften, nein, das war alles eher wie weltstädtisch! Dem Kronprinzenpaare, welches so gern das Theater besucht, verleidet man ja völlig das Vergnügen, und nicht minder jenen Mitmenschen, die lieber die Vorgänge auf der Bühne verfolgen, wie außerhalb derselben. . . .“

Gott sei Dank gibt es auch noch ein gut Teil solcher Deutschen, die der byzantinischen Seuche das ihr gebührende pathologische Interesse entgegenbringen. Das beweist mir u. a. die mehrfache Zusendung eines Artikels des „Kasseler Tageblattes“ aus dem Leserkreise. Auch ohne den ausdrücklichen Wunsch der freundlichen Einsender, es ja im Tagebuche zu würdigen, hätte ich es nicht übers Herz gebracht, dies schimmernde Juwel meinen Lesern vorzuenthalten.

Der Verfasser (Verfasserin?) fingiert ein Gespräch mit dem Herkules auf Schloß Wilhelmshöhe. Was „er“ ihm aber in den Mund legt, ist eine sträfliche Verleumdung des wehrlosen alten Herrn, die er, wenn er noch die Keule schwingen könnte, empfindlich gerochen hätte. Er muß es also, mehr übel als wohl, über sich ergehen lassen.

„Zu gewöhnlichen Zeiten leben die Sommerfrischler hier in Wilhelmshöhe gerade so, wie es Magen- und Hausordnung vorschreiben; sie sind pünktlich bei den häuslichen Mahlzeiten zur Stelle. Aber wenn Kaisers da sind, da ist alles aus Rand und Band! Alt und jung, Einheimische und Sommerfrischler, sind von früh bis spät bestrebt, den hohen Besuch zu sehen und zu grüßen. Die kaiserliche Familie bildet den Mittelpunkt der Unterhaltung bei jeglicher Mahlzeit, von der kaiserlichen Familie sprechen sie auf ihren Spaziergängen, von der kaiserlichen Familie erzählen die Tausende von Briefen und Ansichtskarten, die aus Kassel und Wilhelmshöhe in alle Welt gehen. Und am frühen Morgen schon fängt es an mit dem Gelaufe. Raum hat die Uhr morgens sieben geschlagen, strömt es aus allen Richtungen an dem Schloßausgange beim Gewächshause zusammen; ganze Mädchenpensionen aus Kassel finden sich ein, aus vielen Häusern in Wilhelmshöhe wandern die Kurgäste dorthin und pünktlich 7½ Uhr finden Sie dort

eine Mauer geduldig und sehnsüchtig harrender Menschen: Sie wollen den Kaiser und die Seinen beim Morgenritt sehen. Und welche Enttäuschung und welche Trauer, wenn plötzlich die von einem Posten bewachte Wegeschränke geschlossen wird! 'Sie kommen nicht!' geht es von Mund zu Munde, und alles geht betrübt auseinander. Aber die Freude und der Stolz, wenn die Erwartung sich erfüllt und die glänzende Reiterchar in der Mündung des Partweges erscheint! Im Nu wird festgestellt, wer heute mitreitet. 'Sieh, mein Junge,' sagt ein Vater zu seinem Sohne, der zum ersten Male seinen Kaiser sehen soll, 'dort in der ersten Reihe, der Herr in dem grünen Jagdkleide, das ist er! Und daneben die Dame, das ist die Kaiserin!' Und welche Freude in der Schar der jungen Mädchen: 'Das Prinzehchen ist dabei, das Prinzehchen!' Und nun kommen sie heran! Die Herren ziehen den Hut, die Damen verneigen sich tief und die Mädels machen den schönsten Krassfuß, den sie eben in der Tanzstunde gelernt haben. Der Kaiser schaut ernst darein und führt die Hand an den Jägerhut, scharf und durchdringend blickt sein Auge auf die Grüßenden; die Kaiserin neigt unaufhörlich das Haupt mit unnachahmlicher Lieblichkeit, und das Prinzehchen grüßt so kindlich — fröhlich, daß es eine Herzensfreude ist, sie anzuschauen. Und dann, wenn sie vorüber sind, ein fröhlicher Austausch des Geschehenen! Der Kaiser hat mich ganz allein begrüßt! Mich auch, mich auch! Ich habe die Kaiserin lachen hören! Habt Ihr auch gesehen, welche prachtvollen Schecken heute der Kaiser ritt? Vater, gehören die Pferde alle dem Kaiser? fragte ein kleiner Junge erstaunt über die große Zahl der schönen Reitpferde seinen Vater. Mutter, muß die Kaiserin immer mitreiten, auch wenn sie nicht will? fragt ein kleines Mädchen seine Mutter. Ich, prahlt ein Bürschchen mit bunter Schülmütze, habe jetzt den Kaiser neunmal, die Kaiserin zehnmal, das Prinzehchen fünfmal gesehen! Ich das Prinzehchen sechsmal! bemerkt stolz sein Schwesterchen. So schwirrt das Reden und Schwätzen durcheinander; jeder Laut dringt zu mir nach oben, und ich höre ihn mit fröhlichem Lächeln. Eine Schar besonders begeisterter Verehrer eilt spornstreichs zu mir herauf; sie wartet dort oben, bis sie zuschauen kann, wie die Herrschaften nach dem Ritte vom Pferde steigen und sich in die Wagen setzen, um nach dem Schlosse zu fahren. — Und wie am Morgen, so geht es den ganzen Tag. Alles sucht dorthin zu eilen, wo Kaisers nachmittägliche Spazierfahrt vermutlich ihren Ausgang nimmt. Viele Wege sind besetzt, und da, wo ein Gendarm sich zeigt, bemächtigt sich der Wartenden frohe Zuversicht, daß die Ersehnten sich zeigen werden. Und wieder helle Freude und begeisterter Jubel, wenn sie wirklich kommen.

„Dort unten am Lac liegt im Walde eine kleine Pension. Deutsche, Holländer und Deutsch-Russen pflegten dort der Sommerfrische. Eine rheinische Familie, Vater, Mutter und viele Kinder, zog jeden Tag in

den frischen Morgen hinaus zum ‚Kaiserreiten‘, und auch tagsüber ward ihr öfter die Freude, die kaiserliche Familie zu sehen. Begeistert berichteten sie von dem Erlebten. Und die andern? Erst lächelten sie wohl über den Feuereifer, aber allmählich packte auch sie das Kaiserfieber. Vor allem die holländischen Damen. Diese wußten nicht genug zu erzählen von dem anmutigen Gruße der deutschen Kaiserin, und sie kauften sämtliche Ansichtskarten mit Bildern von Mitgliedern der kaiserlichen Familie und schickten sie mit begeisterten Schilderungen in ihre Heimat. Und siehe, eines Morgens hoben sie sich schon um 6 Uhr morgens aus den Federn und wanderten in den Park, um nur ja um 7/8 Uhr beim Ausritte des Kaisers pünktlich zur Stelle zu sein. Während war eine ältere Dame aus einer russischen Ostseeprovinz. Auch sie packte allmählich die Sehnsucht, den deutschen Kaiser zu sehen; aber ihr Gesundheitszustand erlaubte ihr nicht, lange zu gehen und zu stehen; und so saß sie oft stundenlang auf einer Bank in der Hoffnung, daß dort einmal Kaisers vorüberfahren würden. Ach wie viele Male vergeblich! Eines Abends kam sie besonders spät zu Tische. Große Freude bemächtigte sich der übrigen Sommergäste; sie hofften zuversichtlich, daß heute das stundenlange Warten der allverehrten Dame Belohnung gefunden habe. Erzählen Sie, erzählen Sie! drang alles auf die freundlich Lächelnde ein. Ja, Kaisers waren wohl nicht weit von der Stelle vorübergefahren, aber sie hatte nicht so rasch laufen können, um sie selbst zu sehen; nur den Schwanz eines der vier Apfelschimmel hatte sie erblickt und den Staub des kaiserlichen Wagens hatte sie geschluckt! (Nachbarin, euer Gläschen! D. L.) Großes Mitleid bei allen. Aber desto größer die Freude, als kurze Zeit später der Wunsch der alten Dame in Erfüllung ging.

„Sehen Sie, junger Mann(?)“ fuhr der alte Herkules fort, „es ist doch eine Herzensfreude, dergleichen zu sehen und zu hören. Und das Streben, den Kaiser und die Seinen zu sehen, es ist nicht eitel Neugier (? D. L.), es ist nicht byzantinischer Personenkultus (na, ich danke! D. L.), es ist die lautere und herzliche Freude an einem Kaiser, der treu wie kaum ein anderer Monarch seine schwere Fürstenschaft erfüllt — an einem Familienleben auf dem Throne, so schön, so rein und deutsch, daß es dem ganzen Volke (!) das Herz wärmt und als Vorbild dienen muß, an einem mächtigen, in der ganzen Welt angesehenen Vaterlande, dessen Einheit in solchem Monarchen sich verkörpert. Es ist ein Empfinden, das in einem Liebe jubelnden Ausdruck fand, einem Liebe, das jüngst von frischen Mädchenlippen aus des Habichtswaldes Tiefe wie alter Varden Hochgesang an meine Ohren klang:

Wohin uns Wandrer führen mag
 Beim Marsch der Wegeweiser,
 Wir reden schier den ganzen Tag
 Mit Stolz vom deutschen Kaiser . . .“

Und so fort. Ich kann mich je länger desto weniger des schönen Verdachts erwehren, daß es sich hier um den Erguß eines weiblichen Gemütes handelt. Ist es verwunderlich, wenn sich rührige Geschäftsleute solche — sagen wir galant: Gefühlsrichtungen zu nütze machen? Schmeichelhaft ist es z. B. nicht, wie die illustrierte Frauenbeilage zur „Nationalzeitung“ den Interessentenkreis ihrer gut bürgerlichen Leserinnen von Besitz und Bildung einschätzt. Ich lese darüber im „Reichsboten“:

„Der Mensch bleibt ja, so scheint es, in dieser Beziehung ein Kind: Bilder ziehen ihn immer am meisten an. Die Zeitungen rechnen vielfach mit diesem Instinkt, viele bauen darauf allein ihren Plan und verdanken ihm ihren großen Erfolg. Gerade darum ist man aber auch berechtigt, von dem Bilderschnuck auf den Geist zu schließen, der sich in ihnen offenbart.

„Hier aber findet sich auf der ersten Seite außer der Nachbildung eines mythologischen Gemäldes, Flora und Zephir, die Darstellung einer Reihe schöner Mädchen in Konzertkleidung mit der Überschrift ‚Chorus-Girls‘ und der Unterschrift: ‚Ein Oktett amerikanischer Chordamen. Sie haben leichte Achseln und starke Schultern. Auf die einen nehmen sie das Leben, auf den anderen tragen sie die Operetten und Burlesken zum Erfolg. Die amerikanischen Millionäre, die ihre Töchter gern an europäische Herzöge verheiraten, nehmen sich selbst mit Vorliebe chorus-girls als Gattinnen. Das ist der demokratische Ausgleich.‘ Dazu paßt dann das unter anderen Aussprüchen weiser Männer an den Rand geschriebene Wort Bernhard Shaw: ‚Der Schönheit sollte man Altäre bauen‘, und die kleine Abhandlung, welche unter den Bildnissen von Mrs. Tuggart und Mrs. Fornes nebst ihren Gatten die dritte Seite füllt. Hier wird uns ausführlich erzählt, wie häufig amerikanische Ehen geschieden werden, und wie leicht in Amerika solche Scheidungen sind. Denn ‚Heute verheiratet, morgen geschieden‘, lautet ein altes Sprichwort im Reiche Onkel Sams. Einige pikante Geschichten aus diesem Kapitel schließen den Aufsatz.

„Auf der letzten Seite ist ein moderner Theatermantel und eine schöne Frauenhand abgebildet, die den bekannten Wiener Poeten und Kleinplastiker der Ästhetik P. A. zu einem wahren Hymnus in Prosa begeistert. . . . Wie verschwenderisch die Natur aber auch bei Schaffung einer schönen Hand gewesen sein mag, der Kultur, die in diesem Falle Schönheitspflege heißt, bleibt noch immer genug zu tun übrig. Auch die wohlgeformteste Hand bedarf zielbewußter und sorgfältiger Behandlung, um zur Geltung zu kommen. Der Dichter besingt das ‚Meisterwerk der Schöpfung‘ nur, wenn es — manucurt ist.‘

„Zum Schluß noch eine Probe aus dem ‚Im Boudoir‘ überscribenen Artikel. Madame empfängt ihre Freundin im Boudoir. Diese aber eilt vorerst an das Fenster zur Frisiertoilette. Ein rascher, musterner Blick in den großen Facettenspiegel, dann zupft sie die Locken zurecht und inspiziert alle die kleinen und großen Kristallflacons, Büchchen und Schächtelchen mit den reizend geheimnisvollen Toilettemitteln, die so harmlos und

doch so verlockend auf der Marmorplatte stehen. Mit der Quaste aus der offenen silbernen Puderdose streicht sie flüchtig über das rosige Gesichtchen, läßt sich für einen Moment in den breiten bequemen Frisieressel fallen, in dessen niedere Lehne man sich so grazios-dekorativ schmiegen kann, um den Effekt im Spiegel zu betrachten. Und nun hin zur Causeuse, denn nur dort plaudert man. . . Hier wird von allem nur genippt. Vom Leben und von der Kunst. Wie von den Konfitüren in der farbigen Baccaratfschale. . . Nur naschen von jedem, nur um Gotteswillen nicht zu viel von einem und demselben! . . . Aus einem flachen silbernen Etui werden nun Zigaretten genommen. Durch den blauen Schleier des betäubenden Rauches blickt sich's besser auf Vergangenes und schöner in die Zukunft.'

„Ich denke, das genügt, um zu zeigen, von welchem Gesichtspunkte aus die deutschen Frauen betrachtet werden. Von dem Ernst des Lebens, von der Arbeit der Frau an sich selbst und für andere, von ihrer selbstlosen Umgebung, kurz von all den Dingen, welche ernste Männer an ihren Gattinnen und Töchtern schätzen, wozu sie mit aller Kraft ihre Kinder zu erziehen trachten, keine Spur. Und das sollten wir auf den Familientisch legen oder ihnen in die Hände geben?“

Der Mann kennt seine Pappenheimer. Er weiß, daß der Boden, auf dem des Byzantinismus geile Blüte so üppig gedeiht, auch seine Saaten gierig aufnehmen und hundertfältige Frucht tragen wird. In Wesen und Wurzel ist zwischen beiden auch kein Unterschied. Nur ist der blöde Kultus der Fürsten auch noch in hohem Maße unästhetisch, ja ekelregend und deshalb noch sträflicher als die bloße Geichtheit des albernen Modepüppchens. Ist er auch nicht direkt unzüchtig, so doch geeignet, das Schamgefühl gröblich zu verletzen.

* * *

Wenn sich die vornehmeren Naturen unter den also beschnüffelten Fürstlichkeiten auch zuzeiten eines lebhaftens Widerwillens gewiß nicht erwehren können, so ist doch andererseits klar, daß Völker mit bedientenhaften und sklavischen Neigungen sich leichter „regieren lassen“ als frei und aufrecht gesinnte. So ist denn auch alles darauf zugeschnitten, daß das Volk sich möglichst jeder unbequemen politischen Einmischung enthalte — es sei denn etwa die Abgabe eines Wahlzettels für den Regierungskandidaten. Auch wird dafür gesorgt, daß es möglichst wenig von seinen politischen Rechten und Pflichten, überhaupt von den rechtlichen und sozialen Zuständen des bestehenden Staates erfahre. Dafür aber gewinnt es auf der höheren Schule eine umfassende und gründliche Kenntnis der Zustände in Rom und Athen, lernt es tausende und aber tausende völlig gleichgültiger Geschichtszahlen, in der Volksschule aber unendlich viele Sprüche und vor allem unendlichen monarchischen „Patriotismus“ — auswendig.

Da ist es denn hocherfreulich, daß dieser Zustand auch in einer juristischen Fachschrift ersten Ranges von einem richterlichen Beamten als

unhaltbar anerkannt wird. In einem Artikel der „Deutschen Juristenzeitung“ über „Staats- und Rechtskunde“ in unseren Schulen spricht sich der Landgerichtsrat Dr. Glock in Karlsruhe mit großer Entschiedenheit für Aufnahme einer „Bürgerkunde“ in den Lehrplan aus.

„Fast hat es den Anschein, als fürchte man, die Jugend einer zu frühen politischen Tätigkeit zuzuführen, wenn man sie bereits in der Schule für die künftige Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Aufgaben irgendwie vorbereitet. Die Abiturienten unserer Gymnasien und Realmittelschulen wissen genau Bescheid in der alten römischen und griechischen Staatsverfassung. Die Funktionen der römischen Prätores und Abilen, der Konsuln und des Senats, die Rechte und Pflichten der Staatsbürger Roms und Griechenlands waren uns beim Abgang von der Schule geläufig, und wehe, wenn wir die verschiedenen Stadien des Rechtskampfes zwischen den römischen Patriziern und Plebejern nicht unter wörtlicher Herfagung der einzelnen lateinischen Gesetzesformeln aufzählen konnten! Was brauchten wir da noch zu wissen von dem Zustandekommen unserer eigenen deutschen Gesetze, von der Verfassung unseres Deutschen Reiches, von den Rechten unseres Kaisers und der Landesherren, von der Zusammensetzung und den Befugnissen unseres Reichstags und der Landtage, von der Organisation unserer Behörden und Gerichte, von den Grundzügen unseres Zivil- und Strafrechts, von den Rechten und Pflichten unserer Staatsbürger?! Solche Kenntnisse hätten ja auf das wirkliche, praktische Leben vorbereitet!

„Es soll nicht bestritten werden, daß in dem Lehrplan unserer Schulen inzwischen manches besser geworden ist; aber gerade in dieser Hinsicht ist fast noch nichts geschehen.

„Kenntnisse, zu denen die Schule nicht wenigstens den Grund gelegt hat, werden erfahrungsgemäß im Leben entweder gar nicht oder nur lückenhaft erworben. Nur unsere in diesem Punkte so unvollkommene Schulbildung läßt daher die geradezu verblüffende Unkenntnis verstehen, welche über unsere staatliche Verfassung und die Grundlagen unseres Rechts bis in die gebildetsten Stände hinein herrscht. Man kann jeden Tag die Erfahrung machen, daß selbst akademisch gebildete Männer zum Beispiel keinen oder nur einen ganz unklaren Begriff haben von dem Unterschied zwischen der Zivil- und der Strafrechtspflege, oder von der Notwendigkeit, bei der Beurteilung eines Straffalles die Schuldfrage von der Straffrage scharf zu trennen.

„Kann es wundernehmen, wenn das Volk in seiner großen Masse mehr und mehr das Verständnis verliert für die mit der Steigerung des Verkehrs und mit der Vielgestaltigkeit unseres modernen Wirtschaftslebens naturgemäß immer komplizierter werdende Rechtsprechung und Verwaltung, da doch nichts geschieht, sein Verständnis hierfür zu heben? Unsere Gesetzgebung wächst fast ins Unübersehbare, so daß selbst der Berufsjurist

darauf verzichten muß, sie in allen ihren Teilen zu beherrschen, und sich zufrieden geben muß, wenn ihm wenigstens die Fähigkeit bleibt, sich in jedem einzelnen Fall zu orientieren. Gleichwohl gilt für das Publikum nach wie vor die alte, manchmal fast wie bitterer Söhn klingende Rechtsvermutung, daß alle bestehenden Gesetzesvorschriften als jedermann bekannt gelten. Nur allzu häufig muß daher das Publikum seine unverschuldete Unkenntnis der Grundlagen unseres Rechts am eigenen Leibe spüren, und es ist psychologisch begreiflich, wenn jede derartige bittere Erfahrung, jede durch solche Unkenntnis veranlaßte und daher als unbillig empfundene Strafe, jeder aus diesem Grund verlorene Rechtsstreit für den Betroffenen schwerer wiegt als alle vom Staate empfangenen Wohltaten, und so einen weiteren Gegner des Regierungssystems schafft.

„Auch diese Erscheinungen werden sich zum wenigsten erheblich mindern, und die gesunkene Wertschätzung des Staates, auf dem doch unser ganzes Kulturleben beruht, wird sich wieder heben, wenn erst bereits in der Schule die Grundlage für eine bessere staatsbürgerliche Bildung unseres Volkes gelegt werden wird.

„Daß dieses Verlangen auch wirklich erfüllbar ist, darüber wird heutzutage kaum mehr gestritten werden können. Hat doch alles das, was hier nach neu gelehrt werden soll, unmittelbaren Zusammenhang mit dem gegenwärtigen, wirklichen Leben! Es wird daher, richtig gelehrt, auch von der Jugend weit leichter aufgefaßt und verstanden werden als beispielsweise Einrichtungen, die der Geschichte angehören und daher nur aus der Auffassung vergangener Zeiten heraus begriffen werden können.

„Der Umfang des neu einzuführenden Lehrstoffes, dem ein anderer, minder wichtiger Lehrstoff vielleicht zum Teil weichen müssen, wäre für die verschiedenen Arten von Schulen naturgemäß verschieden zu bemessen. Er wird bei den Volksschulen auf ein knapperes Maß zu beschränken sein, während an den Mittelschulen, und zwar wohl in den vier obersten Klassen (etwa sich angliedernd an den Geschichtsunterricht) erheblich mehr geboten werden könnte und müßte. Selbstverständlich wird die Begrenzung und die Auswahl des Stoffes sowie die Abfassung klarer, präziser und doch fesselnder Lehrmittel einer sorgfältigen, gemeinschaftlichen Arbeit solcher Juristen und Schulmänner bedürfen, welche für diese nicht leichte Aufgabe besonders geeignet erscheinen, und die künftigen Lehrkräfte werden späterhin bereits auf den Seminarien und Hochschulen für ihre Aufgabe heranzubilden sein.

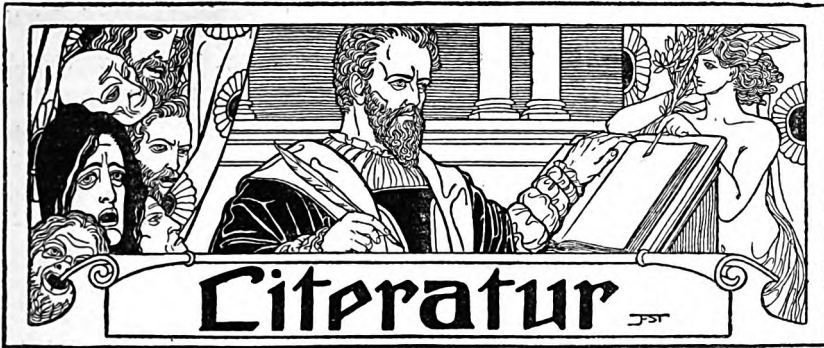
„Fassen wir das Gesagte zusammen: Die Einführung einer die Grundzüge unseres Staats- und Rechtslebens umfassenden Staats- und Rechtskunde (Bürgerkunde) als Unterrichtsgegenstand in allen Schulen ist ein dringendes Erfordernis unserer neuzeitlichen Rechtsentwicklung; sie ist nötig, um eine wirkliche und fruchtbare Mitwirkung des Volkes an der Rechtsprechung und Verwaltung zu gewährleisten, ferner um die vielfach auf Unkenntnis der Rechtsgrundlagen und auf den Folgen dieser

Unkenntnis beruhende Mißstimmung, ja Erbitterung gegenüber den Maßnahmen der Verwaltungsbehörden wie gegenüber der Rechtsprechung der Gerichte zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, und endlich, um im Volke die Achtung vor dem Staate, die Wertschätzung seiner Einrichtungen und die Freude der Mitarbeit an seinen Aufgaben und seiner Weiterentwicklung zu stärken und neu zu beleben.

„Die Durchführung dieser Reform, deren Kosten zu dem Erfolg, den sie verheißt, in keinem Verhältnis stehen werden, sollte — und das ist gewiß die Auffassung und das Verlangen weitester Kreise — ohne Verzug angebahnt und von allen politischen Parteien ohne Unterschied ihrer Richtung verlangt werden im Interesse einer gesunden Weiterentwicklung unseres Staats- und Rechtslebens und damit zum Wohle unseres Vaterlandes.“

Auf alle Fälle sind solche Kenntnisse nützlicher als die stets un-
zweifelhaft verbürgten Anekdotchen von „rührenden Tugenden“ heißgeliebter, wenn auch nicht immer „tadelloser“ Landesväter, Prinzelein und Prinzeßlein, oder als der Ballast an religiösem Memorierstoff, in dem alles wahre religiöse Leben ersticken muß. Wenn man sich einmal darüber klar geworden ist, welche unüberbrückbare Kluft zwischen den Bedürfnissen der lebenswarmen Gegenwart und dem veralteten Erbdel eines verknöcherten, unbelehrbaren Mandarinentums gähnt, dann wird es wahrlich höchste Zeit, Türen und Fenster aufzureißen und die frische Morgenluft hineinzulassen.





Abdalbert Stifter

(23. Oktober 1805 bis 28. Januar 1868)

Von

J. Höffner

Abdalbert Stifter bedeutet das Bindeglied zwischen Goethe und dem modernen Realismus. Ein Teil von Goethes mit dem Erbe der Antike genährtem Geiste wohnt auch in ihm und erzeugt jene klassische Abgellärtheit, die Stifters besten Werken so schön steht. Goethisch ist auch das tiefe, reine Naturgefühl, das selbst dem leisesten Zuge auf dem geliebten Antlitz der ewigen Mutter mit der Hingabe eines schwärmenden Kindes folgt, echter Geist von Goethes Geist auch das rastlose Bemühen um jenes furchtbarste aller Probleme, den Abgrund zwischen Natur und Geistesreich durch harmonischen Ausgleich zu überbrücken. Den ganzen Leidensweg des Großen von Weimar vom kindlich-frohlockenden: Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält, über das inbrünstig-strebende: Ich fühl's, ich kenne dich, Natur, und so muß ich dich fassen, hinweg bis zu dem schmerzlichen Erkennen, daß die „Natur des Fadens ew'ge Länge gleichgültig drehend um die Spindel zwingt“, mußte auch der Heideknabe von Oberplan durchmessen. Bis zu dem Tage, an dem er, der alle Leidenschaft verabscheuende, sanfte Verkünder lächelnder Ergebung unter die ewig weisen Naturgesetze bis an den Rand seiner Kräfte gehet, durch foltern-des Leiden sich gegen seinen Götzen erhob, und er, der weiblich-zarte, fast krankhaft-empfindsame, in grauer Winterfrühe sich die Kehle durchschnitt . . . ein entsetzlich logischer Beweis für den verhängnisvollen Irrtum derer, die durch „Gott-Natur“ die Person des Schöpfers ins Wesenlose des Pantheismus verdrängen wollen.

Während jedoch Goethes wunderbarer Universalismus die Natur als Umgebung des Menschen und die Wechselbeziehungen beider in inniger Vertiefung darstellt, beschränkt sich der einseitige, obwohl fast unerhört treue und feine Naturblick Stifters meist darauf, die Natur als Selbstzweck und

die Menschen mehr als Staffage in dieser Wunderwelt voll Lebens und Webens aufzufassen, wobei ihm das „schuldblose“ Tier mit dem frommen Instinkt ungleich glücklicher erscheint als der Mensch seiner Zeit. Daher wendet sich sein Herz und seine Phantasie am liebsten zu den träumenden, dämmerhaften Naturwesen, die weniger dem klügelnden Verstande als dem Zug des Herzens folgen, und schafft dann Mignongestalten von unbeschreiblichem Zauber, hold wie Mondesglanz über dunklen Gewässern: die „unbewußte, naturgetreue“ Anna, die da liebt, wie die Sonne scheint und das grenzenlose Himmelblau der Luft sich ergießt, das traumhafte, sonnenge tränkte Kind der Abdias, von geheimem Zusammenhang mit den Himmelsgewalten, dem der erste Blitz den Schleier von den schönen Augen, der zweite mit „weicher Flamme“ das Leben vom Haupte küßt; Chelion, die Tochter des Ganges, die der fremde Mann in eine fremde Welt voll lastender Überlieferung und Vorurteil versetzt, jenseits ihrer hohen, weißen Berge, wo sie unbewußt, triebhaft aus Mitleid sündigt und dann nicht in Reue, sondern in Furcht vor dem Gatten wie eine verschmachtende Tropenblume dahinwelkt, und endlich „der herrliche Sohn der Heide, vergleichbar dem Hirtenknaben aus heiligen Büchern“, der Wissen, Amt und Liebesglück verschmäht, um am Herzen seiner mütterlichen Heide, unter einfachen, guten Menschen sein Dasein hinzubringen.

Aus all diesen Gestalten schaut uns die schmerzliche Rousseausche Sehnsucht des Naturmenschen nach Ursprünglichkeit, nach Unverbildetheit ins Gesicht, das heiße, leidenschaftliche Zurückverlangen nach der Mutter, der er geraubt ward, dem „alles eitel und nichtig scheint, worauf Menschen ihr Glück setzen, und Torheit, was die Vorfahren taten, die Wissenschaften Rechenpfennige, die Liebe Sinnlichkeit und die Freundschaft Eigennuß“, und der bei den unschuldigen Pflanzen Gottes und dem großen einfachen Meer Frieden sucht.

„Ich habe die Erde und die Sterne verlangt, die Liebe aller Menschen und aller Engel — ich war der Schlußstein des millionenjährig bisher Geschehenen und der Mittelpunkt des All, wie es auch du einst sein wirst; — — aber da rollt alles fort — und wohin? Das wissen wir nicht. Millionenmal Millionen haben mitgearbeitet, daß es rolle, aber sie wurden ausgelöscht . . . und neue Millionen werden mitarbeiten und ausgelöscht werden. Es muß auch so sein: was Bilder, was Denkmale, was Geschichte, was Kleid und Wohnung des Geschiedenen — wenn das Ich dahin ist, das süße, schöne Wunder, das nicht wiederkommt! . . . Wenn du seinen Schein vernichtest, dann schlage die Hände vor die Augen, weine bitterlich, soviel du willst — aber dann springe auf und greife wieder zu der Speiche und hilf, daß es rolle, — — bis auch du nicht mehr bist, andere dich vergaßen und andere an der Speiche sind.“

Bei solcher Lektüre werden wir den tiefen Zug verstehen, der von Stifter auf Nietzsche ausging, obwohl der oberflächlichen Betrachtung scheinen möchte, daß keine Brücken von dem beschaulichen, sanften Stifter zu dem

wahnwitzigen Umwerter aller Werte führen könnten. Es ist das gleiche Leid, die gleiche Sehnsucht, das gleiche Hoffen, das sie eint: loszukommen von der Herrschaft der Idee, ganz Kind der Natur zu sein, befreit von der Qual der Reue und des Gewissens, jenseits von Gut und Böse zu leben und als die Starken sich zu sondern von der Herde —

Sie schummern dich in kalte Nebelnacht,
Du lernst zu weinen, wo du hier gelacht,
Du liegst gelettet an ein altes Buch
Und trägst wie sie der Sonnenmutter Fluch.

* * *

Es muß eine Seele voll Feuer und Sehnsucht gewesen sein, die Stifter aus eigenem Willen, aus vielleicht gut begründetem Mißtrauen in die strengen Bande gemessener Regeln preßte. Unendlich Schönes, gewiß auch Grauensvolles mag dabei unterdrückt worden sein. Die Wellen seiner Erzählung plätschern meist so gleichmäßig melodisch dahin, scheinen, indes sie Mühlen treiben und Wiesen wässern, gar manches Mal über feuchten Grund zu ziehen, und nur in seltenen Augenblicken sehen sie schwarz und geheimnisvoll, blizt aus ihrem Dunkel fremdartiges Leuchten, um dann schnell und wie erschreckt sich mit den ewigen, harmonisch rauschenden Wogen von früher zu bedecken. Man würde diesen seltsam dämonischen Zug auch nicht leicht bei einer Persönlichkeit von so gesucht behaglichem Stil vermuten. Für gewöhnlich herrscht sogar ein etwas satter Rationalismus vor. Das Stück Philister, das die richtige Intuition Kellers in Stifter witterte, nimmt un-leugbar einen breiten Plaß ein. Der Dichter kommt neben dem Gelehrten und Schulmann nicht immer rein zur Geltung.

Selten erhebt uns eine große Leidenschaft, selten ein Ringen um der Menschheit große Gegenstände, selten ein Kampf und selten ein Sieg; alles geht auf ebener Bahn; ohne Hast, ohne Raß vollzieht sich das Leben seiner höchst verständigen, umsichtigen, gelassenen Menschen; nichts wird übereilt, nirgends gegen das schöne Maß ruhiger Sitte und Rede verstößen: Gerechtigkeit und Friede küssen sich. Die Objektivität, die „genaue, teilnahmlose Schilderung der Wirklichkeit“ des alternden Goethe erscheint auch dem alternden Stifter ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Aus dieser Auffassung heraus hat er dann auch den „schlechten“ Werther und Schillers „Phrasentum“ getadelt, und seine späteren Werke lassen daher auch die schöne Blut der Jugend vermissen, die im „beschriebenen Tännling“ das Seelenleid und die heldenhafte Selbstbeziehung eines armen Holznechtes, in der „Mappe“ den lautlosen Opfertod einer Gattin, die vom schwanken Gebirgssteig, um ihren Mann nicht zu gefährden, schweigend in den Abgrund stürzt, die im „Sagestolz“ den edlen Zorn eines Jünglings, der lieber selbst sterben als seinen treuen Hund töten lassen will, so schön zum Ausdruck bringt.

Alle Menschen des älteren Stifter haben in ihrer gelassenen Vortrefflichkeit etwas seltsam Farb- und Charakterloses; all diese unverfuchte

Zugend, dieser billige Edelmuth könnten Menschen von Fleisch und Blut den ganzen Autor verleidern, wenn nicht seine unvergleichliche, unübertroffene Kunst in der Darstellung des Leblosen, die ausgesuchte Feinheit der Beobachtung und Reinheit der Auffassung auch den widerstrebendsten Leser, wenn er überhaupt Gefühl für Schönheit besitzt, immer wieder an sich risse und in ihren Bann zöge.

Nie wieder ist etwas so Dichterisches und zugleich Realistisches in deutscher beschreibender Prosa geschrieben worden wie diese wunderbaren, kristallklaren Schilderungen der Gebirgswelt und des Waldeslebens. Gegen den herrschenden Romantismus mit seinem lieben alten Spuk in Quelle, Wald und Wiese, mit dem schon die Naivität der Urvölker sich das Wehen der Natur erklären mochte, empfand Stifter eine Art von Verachtung. Nixen, Zwerge, Elfen sind ihm „ungeschlachte Wunder“ gegen die unbeschreiblich zarten und feinen, die sich allstündlich im Blitzen der Sonne, im Rieselnd der Tropfen, im verborgenen Leben des Mooses vollziehen. Dem Auge des darstellenden Künstlers mußte sich die exakte Wissenschaftlichkeit des Naturforschers mit dem untrüglichen Gefühl des Dichters vereinen, um diese Rabinettstücke im Prunksaal der Kunst entstehen zu lassen; aller Zauber, alle Stimmung der jungfräulichen Natur, die sich lösend und tröstend über die verworrenen Sinne legt, wird mit unbegreiflicher Klarheit und frei von jedem fremden Element vor unsere Seele gestellt. Das wundervolle minutiöse Mosaik, mit dem er in tausend kleinsten Eindrücken das atmende Bild der Landschaft hinstellt, brachte ihm von Hebbel, dem Mann der „Sonnen-systeme und Herzensabgründe“, den Vorwurf ein, die Natur hätte Stifter, um ihn das Kleine richtig bilden zu lassen, den Blick für das Große klug versagt, worauf dieser seine Anschauungen, wie folgt, darlegt: „Das Wehen der Luft, das Rieselnd des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Bliz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerpeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Geseze sind . . . Da die Menschen in der Kindheit waren, ihr geistiges Auge von der Wissenschaft noch nicht berührt war, wurden sie von dem Nahestehenden und Auffälligen ergriffen und zu Furcht und Bewunderung hingerissen, aber als ihr Sinn geöffnet wurde, da der Blick sich auf den Zusammenhang zu richten begann, so sanken die einzelnen Erscheinungen immer tiefer, und es erhob sich das Gesez immer höher, die Wunderbarkeiten hörten auf, das Wunder nahm zu.“ Er bestrebt sich, „das sanfte Gesez“ der Menschlichkeit auszulegen, das „einzige, allgemeine, das einzig erhaltende und nie endende“, das „in der niedersten Hütte wie im höchsten Palaß, in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für Vaterland und Menschheit in gleicher Weise zum Ausdruck kommt“ — Grundgedanken,

die wir unschwer in den Anschauungen der großen modernen Realisten wiederfinden. Die unter diesem Gesichtspunkt entstandene Novellenammlung enthält zwar nicht die bedeutendsten, aber künstlerisch reifsten Schöpfungen Stifters. (Eine schöne neue Taschenausgabe seiner „Studien“ in zwei Bänden mit Einleitung von Johannes Schlaf ist soeben im Insel-Verlag, Leipzig, erschienen.)

* * *

Bald aber verliert Stifter die eingeschlagene Bahn. Wie all sein Dichten und Trachten sich aus verschiedenen Strömungen seines Lebens herleitet, so wirkten auch diesmal äußeres Erfahren und inneres Erleben zugleich mit. Der Lyriker ist gewöhnlich kraft der Gabe, die seinen Namen an die Sterne schreibt, ein für die Gegenwart verlorener Mensch. Die tiefe Eindrucksfähigkeit, das Mitschwingen bei jedem leisesten Hauch ist schlechte Wehr im Kampf ums Dasein. So enden die meisten nach einer Jugend, leuchtend wie Morgenrot, narben- und wundenbedeckt in freiwilliger Einsamkeit.

Stifters reiche Kindheit inmitten einer wunderbar lieblichen, majestätischen Natur hat den Einschlag zu seiner Poesie gegeben. Der Einfluß der Großmutter, die „einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Toten, in dem schlechten Gefäß eines Heidebauernweibes eine Dichtungsfülle ungewöhnlicher Art unbewußt vorübergelebt hat“, ist überall bemerkbar; das Alte Testament, in dessen Sprache sie dem Enkel erzählt, schafft jenen Zug nach dem Morgenland, die weiche, träumerische, dunkle Blut, die den Abdias und die Geschichte des Grafen Heinrich durchleuchtet. Das Studium der Mathematik und Naturwissenschaft verleiht die Gewissenhaftigkeit, Pietät und Behutsamkeit, die ihn zum Erzieher so hervorragend befähigen, seinen Schilderungen Authentizität leihen, aber auch in ihrer Übertreibung die Pedanterie und unerträgliche Umständlichkeit zeitigen, die so leicht die Satire herausfordern. Aus der Ehe mit einem ungewöhnlich schönen, geistig unbedeutenden Mädchen entstammen jene Frauen, die wie ruhevollende Bilder in lächelndem Schweigen aus dem Rahmen ihrer wohlgeordneten Häuslichkeit blicken, aus seiner Kinderlosigkeit eine bei seiner pantheistischen Weltanschauung erklärliche Bitterkeit, die zuweilen durchbricht. Die anfangs froh begrüßte Bewegung von 48 erfüllt den Weltfremden schnell mit Ekel vor dem sinnlosen Wüten roher Kräfte, und läßt ihn nummehr alles Heil in Erziehung und Unterdrückung der Unnatur erblicken und in seinen Schriften mit aller Energie auf Befittung, Unterordnung und gedeihliche, stille Entwicklung hinarbeiten. Bald aber muß er erkennen, wie schwer, ja unmöglich es ist, ohne Mithilfe der Religion die Menschen zu ändern, wie schwer und undankbar zumal, da Hilfe zu bringen, wo niemand Hilfe begehrt und Gleichgültigkeit, Mißtrauen oder gar Böswilligkeit dem redlichen Willen widerstrebt. Der Selbstmord einer geliebten Pflegetochter trifft den Erzieher und Menschen mit doppeltem Weh, und nun beginnt der enttäuschte und obendrein kränkelnde Mann, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Fern

von der großen Menge mit den rohen Augen und niederen Instinkten baut sich sein Herz stille Eilande inmitten der Brandung des Weltlebens, bewohnt von Edelmenschen höherer Art, ein „Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben“. Das Buch, in dem er diese Anschauungen niederlegte, von vielen als ungenießbar bezeichnet, von Nietzsche den erhabenen und ewigen Werken deutscher Prosa zugerechnet, „Der Nachsommer“ darf nicht als Roman gelesen werden; es ist ein Erziehungswerk etwa wie „Tölsmaque“. In der Klarheit und dem wehmütigen Frieden eines wunderbaren Herbsttages liegen die feinen, tiefen Gedanken eines großen Ästhetikers über antike und mittelalterliche Kunst, Acker- und Gartenbau, Kunstgewerbe usw. vor uns, und die ruhigen Gestalten, die wie selige Geister friedevoll hin und wieder gehen, dienen nur zur Belebung und besseren Gruppierung des Stoffes. Bei dem langatmigen Stil aber wird nicht leicht jemand sich die Mühe nehmen, das Werk rein zu genießen, und so liegt ein Schatz von eminenter ästhetischer und erziehlicher Wirkung leider so gut wie brach. Mit dem „Nachsommer“ war Stifters Lebenswerk beendet.

* * *

Wie früher eine Über-, so tritt in den letzten Jahren sehr mit Unrecht eine Unterschätzung Stifters zutage. Trotzdem begegnet der Kundige in der Literatur seinen Spuren auf Schritt und Tritt. Der deutsche Hochwald und sein treuherziger Bewohner, dem er zuerst die Sprache verlieh, reden durch Roseggers Mund weiter zu den Menschen; zum Beweis für den Zauber, den das hohe, stille Leuchten seiner von Goethes sinkender Sonne verklärten Alterspoesie immer noch ausübt, diene der gerührte Beifall, der vor kurzem das Buch eines seiner geistigen Söhne begrüßte.

So ist sein Leben nicht, wie er, der Kinderlose, fürchtete, spurlos untergegangen im Ozean der Tage, und die Harmonie, den Frieden und die göttliche Stille, die er in unsere Seelen zu gießen versteht, möge auch er nun gefunden haben, in dessen Herzen nie die Frage stille wurde, ob denn nun die Kunst, die Dichtung, die Wissenschaft, die Familie das Leben umschreibe und vollende, oder ob es noch ein ferneres gebe, das es umschließe und es mit weit größerem Glück erfülle . . . „Wer weiß, wie es mit diesen Dingen ist, und es wird hier, wie überall, gut sein: Ergebung, Vertrauen, Warten.“ (Nachsommer.)



Stifters künstlerisches Glaubensbekenntnis

(Aus der Vorrede zu den „Bunten Steinen“)

Es ist einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menschen stets gewöhnliche Menschen seien. Wenn das wahr ist, bin ich heute in der Lage, den Lesern ein noch Kleineres und Unbedeutenderes anzubieten, nämlich allerlei Spielereien für junge Herzen. Es soll sogar in denselben nicht einmal Tugend und Sitte gepredigt werden, wie es gebräuchlich ist, sondern sie sollen nur durch das wirken, was sie sind. Wenn etwas Edles und Gutes in mir ist, so wird es von selber in meinen Schriften liegen; wenn aber dasselbe nicht in meinem Gemüte ist, so werde ich mich vergeblich bemühen, Hohes und Schönes darzustellen, es wird doch immer das Niedrige und Unehle durchscheinen. Großes oder Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinne, ich wurde von ganz anderen Gesetzen geleitet. Die Kunst ist mir ein so Hohes und Erhabenes, sie ist mir nach der Religion das Höchste auf Erden, so daß ich meine Schriften nie für Dichtungen gehalten habe, noch mich je erlauben werde, sie für Dichtungen zu halten. Dichter gibt es sehr wenige auf der Welt, sie sind die hohen Priester, sie sind die Wohltäter des menschlichen Geschlechts; falsche Propheten aber gibt es sehr viele. Allein wenn auch nicht jede gesprochenen Worte Dichtungen sein können, so können sie doch etwas anderes sein, dem nicht alle Berechtigung des Daseins abgeht. Gleichgestimmten Freunden eine vergnügte Stunde zu machen, ihnen allen, Bekannten wie unbekannt, einen Gruß zu schicken, und ein Körnlein Gutes zu dem Baue des Ewigen beizutragen, das war die Absicht bei meinen Schriften und wird auch die Absicht bleiben. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich mit Gewißheit wüßte, daß ich nur diese Absicht erreicht hätte.

Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerpeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpschen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava im feuerpeienden Berge emporreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht, und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar. Wir wollen das Gesagte durch ein Beispiel erläutern. Wenn ein Mann durch Jahre hindurch die Magnetnadel, deren eine Spitze immer nach Norden weist, tagtäglich zu festgesetzten Stunden beobachtete und sich die Veränderungen, wie die Nadel

balb mehr, bald weniger klar nach Norden zeigt, in einem Buche aufschriebe, so würde gewiß ein Unkundiger dieses Beginnen für ein kleines und für Spielerei ansehen: aber wie ehrfurchterregend wird dieses Kleine, und wie begeisterungserweckend diese Spielerei, wenn wir nun erfahren, daß diese Beobachtungen wirklich auf dem ganzen Erdboden ange stellt werden, und daß aus den daraus zusammengestellten Tafeln ersichtlich wird, daß manche kleine Veränderungen an der Magnethadel oft auf allen Punkten der Erde gleichzeitig und in gleichem Maße vor sich gehen, daß also ein magnetisches Gewitter über die ganze Erde geht, das die ganze Erdoberfläche gleichzeitig gleichsam ein magnetisches Schauern empfindet. Wenn wir, so wie wir für das Licht die Augen haben, auch für die Elektrizität und den aus ihr kommenden Magnetismus ein Sinneswerkzeug hätten, welche große Welt, welche Fülle von unermesslichen Erscheinungen würde uns da aufgetan sein. Wenn wir aber auch dieses leidliche Auge nicht haben, so haben wir dafür das geistige der Wissenschaft, und diese lehrt uns, daß die elektrische und magnetische Kraft auf einem ungeheuren Schauplatze wirke, daß sie auf der ganzen Erde und durch den ganzen Himmel verbreitet sei, daß sie alles umfließe, und, sanft und unablässig verändernd, bildend und lebenerzeugend sich darstelle. Der Bliß ist nur ein ganz kleines Merkmal dieser Kraft, sie selber aber ist ein Großes in der Natur. Weil aber die Wissenschaft nur Körnchen nach Körnchen erringt, nur Beobachtung nach Beobachtung macht, nur aus einzel nem das Allgemeine zusammenträgt, und weil endlich die Menge der Erscheinungen und das Feld des Gegebenen unendlich groß ist, Gott also die Freude und die Glückseligkeit des Forschens unversieglich gemacht hat, wie wir auch in unseren Werkstätten immer nur das einzelne darstellen können, nie das Allgemeine, denn dies wäre die Schöpfung: so ist auch die Geschichte des in der Natur Großen in einer immerwährenden Umwandlung der Ansichten über dieses Große bestanden. Da die Menschen in der Kindheit waren, ihr geistiges Auge von der Wissenschaft noch nicht berührt war, wurden sie von dem Nahestehenden und Auffälligen ergriffen und zu Furcht und Bewunderung hingerissen: aber als ihr Sinn geöffnet wurde, da der Blick sich auf den Zusammenhang zu richten begann, so sanken die einzelnen Erscheinungen immer tiefer, und es erhob sich das Geseß immer höher, die Wunderbarkeiten hörten auf, das Wunder nahm zu.

So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der innern, in der des menschlichen Geschlechts. Ein ganzes Leben von Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemüths, fürchtbar einherrollenden Jorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Thätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Geseß zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Bestehen und zum Entwickeln desselben notwendig ist. Sie sichern den Bestand des einen und dadurch den aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an sich reißt, was sein Wesen braucht, wenn er die Bedingungen des Daseins eines anderen zerstört, so ergrimmt etwas Höheres in uns, wir

helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß er, ein Mensch neben dem andern, bestehe und seine menschliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, so fühlen wir uns befriedigt, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menschheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegentheil beschränkend auf sie selber einwirken. Es ist das Gesetz dieser Kräfte, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem anderen bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle anderen Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geschwister, der Freunde zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschlusse bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach diese Gegenstände benützt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühl nahe und ferner Geschlechter anheimzugeben. Darum steht der Menschenforscher, wohin er seinen Fuß setzt, überall nur dieses Gesetz allein, weil es das einzige allgemeine, das einzige erhaltende und nie endende ist. Er sieht es ebensogut in der niedersten Hütte, wie in dem höchsten Palaste, er sieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menschheit. Es hat Bewegungen in dem menschlichen Geschlechte gegeben, wodurch den Gemüthern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden ist, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Gestalt gewonnen haben. Wenn in diesen Bewegungen das Gesetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar ist, wenn sie von demselben eingeleitet und fortgeführt worden sind, so fühlen wir uns in der ganzen Menschheit erhoben, wir fühlen uns menschlich verallgemeinert, wir empfinden das Erhabene, wie es sich überall in die Seele senkt, wo durch unmeßbar große Kräfte in der Zeit oder im Raume auf ein gestaltvolles, vernunftgemäßes Ganzes zusammengewirkt wird. Wenn aber in diesen Bewegungen das Gesetz des Rechtes und der Sitte nicht ersichtlich ist, wenn sie nach einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken ringen, dann wendet sich der Menschenforscher, wie gewaltig und furchtbar sie auch sein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet sie als ein Kleines, als ein des Menschen Unwürdiges. So groß ist die Gewalt dieses Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich allezeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Ja, wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mißt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht als der Teil, weil das Gute größer ist als der Tod, wir sagen da, wir empfinden das Tragische, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengesetzes emporgehoben. Wenn wir die Menschheit in der Geschichte wie einen ruhigen Silberstrom einem großen,

ewigen Ziele entgegengehen sehen, so empfinden wir das Erhabene, das vorzugsweise Epische. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Anzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken, und das Aufwühlende nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblickes bei vorgefallenen Taten sind nur keine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesetz, so wie das der Natur das welterhaltende ist, das menschenhaltende.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächstliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkämpfe wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegesmut, dahin zielend, heftige Empfindungen und Leidenschaften gegen feindselige Haufen und Verbindungen auszudrücken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrschaft besungen, inzwischen auch Schönheit und Liebe, sowie Freundschaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erschien ein Überblick über ein Größeres: ganze menschliche Abteilungen und Verhältnisse wurden geordnet, das Recht des Ganzen vereint mit dem des Teiles, und Großmut gegen den Feind und Unterdrückung seiner Empfindungen und Leidenschaften zum besten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung schon den Alten als die erste männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumschlingendes Band als ein wünschenswertes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauscht, die Wissenschaft fördert, ihre Schätze für alle Menschen darlegt, und in der Kunst und Religion zu dem einfach Hohen und Himmlischen leitet.

Wie es mit dem Aufwärtsteigen des menschlichen Geschlechts ist, so ist es auch mit dem Abwärtsteigen. Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß. Sie gehen nach einzelner aus, sie werfen sich mit kurzem Blicke auf das Beschränkte und Unbedeutende, sie setzen das Bedingte über das Allgemeine; dann suchen sie den Genuß und das Sinnliche, sie suchen Befriedigung ihres Hasses und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunst wird das Einseitige geschildert, das nur von einem Standpunkte Gültige, dann das Verfahrene, Anstimmende, Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende, Aufregende und zuletzt die Anfitte und das Laster. In der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zur üppigen Schwärmerei herab, der Unterschied zwischen gut und böse verliert sich, der einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Verwirrung, oder die eines äußeren, wilderen, aber kräftigeren Feindes.



Variadramatik

Sermann Sudermanns neues Stück heißt „Stein unter Steinen“. Die schwerfällige Symbolik dieses Titels, die schlecht zu der hier sonst betonten Absicht paßt, ein Alltags- und Arbeitsmilieu mit Typen jenseits von mir und mich zu schildern, wird im letzten Akt erklärt. Deuterin ist Lore, die Nachtwächterstochter und Kantinenverwalterin auf einem Steinmehhof; diese, im übrigen als „Tochter des Volkes“ gezeichnet, wird im besonderen Moment von Sudermannschem Geist erfüllt und spricht ungefähr also: „Wie durch den Druck von Schichten auf Schichten die Erde zum Stein wird, so wird auch durch den Druck des Schicksals der Mensch zum Stein.“ Wenn selbiges sich in einer Steinmehwerkstatt begibt, so entsteht, das merkt nun auch ein Mindergebaber, als Resultat: Stein unter Steinen.

Was für ein Druck hier wirkt, und wie die Stein-Menschen unter den Steinen näher aussehen, soll dem wißbegierigen Leser gleich verraten werden. Zuvor aber drängt sich eine Bemerkung auf, die schnelle Erlebigung verdient und die für diese Glossie über ein sudermännisches Schicksals- und Lebensbild die Stimmung gibt.

Es ist ein charakteristisches Zeichen Sudermannscher Art, Personen Wendungen und Betrachtungen in den Mund zu legen, die, von diesem Mund gesprochen, deplaciert wirken. Worte sind es, die nicht organisch auf dem Vorstellungsboden dieser Menschen erwachsen, die auch nicht ein zwingendes Produkt der Situation sind, sondern nur ein Eingeblaसे des Autors, der eine Weisheit, eine gefühlvolle Phrase, eine „schöne Stelle“ auf diesem illegitimen Wege an den Mann bringen will. Auch in diesem Stück gibt es von solcher Ware eine Blütenlese.

In einem sonst auf Schlichtheit gestellten Gespräch zwischen besagter Nachtwächterstochter Lore und der Steinmehmeisterstochter im ersten Akt fällt zur Beruhigung Lores, die mit ihrem Kinde von einem gewissenlosen Durchgänger, dem Steinmeh Götting, sitzen gelassen, das große Wort: „Unser Leib ist ein Tempel; gebären ist Gottesdienst“; ein lapidarer Spruch, er könnte in weniger geschwollener Form vielleicht bei Ellen Rey stehen oder als Vortragsmotto im Verein „Mutterschutz“ verkündet werden, aber er paßt weder in diese Kleinbürgerliche Stube, noch zu diesem zwar sentimental, aber sonst primitiven Mädchen, das ihn sagt, noch weniger aber zu der braven Lore im Rattunkleid, der es gesagt wird und die über das Orakel sehr erbaut scheint. Gleiche Beobachtung macht man, wenn der Galgenstrick Strube, der alte Zuchthäusler und Filou, den der besserungssüchtige, philanthropische Steinmehmeister Jarnde unter seine Arbeiter aufgenommen, in seinen Späßen plötzlich sentimentale Lindenbaumbetrachtungen ertönen läßt.

Das Unmerken solcher Schiefheiten ist nicht kleinlich schnüffelnde Nörgelsucht, mit dem Anstreichen dieser scheinbar nebensächlichen Einzelheiten wird vielmehr eine sehr wesentliche partie honteuse der dramatischen Arbeit Sudermanns getroffen. Seine Figuren sind nicht ganz und rund geschaffen, als organische Geschöpfe, die nach ihren Wesensbedingungen sprechen und handeln, bei denen man in jedem Moment das Gefühl der inneren Notwendigkeit des Sunds hat. Vielmehr merkt man immer die absichtsvoll schiebende Hand des dramatischen Veranfalters. Um dies schärfer zu akzentuieren, möchte ich eine

Stelle August Wilhelm Schlegels über Shakespeare anführen, in der er von der Gewalt spricht, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältnis zu entwickeln scheinen; daß sie dabei die Illusion erwecken, nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu tun, und daß der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mitteilt, sie bis ins Innerste zu durchschauen. Und eine Parallele Goethes: den Vergleich Shakespearescher Menschen mit Uhren, „die ein kristallenes Zifferblatt und Gehäuse haben und, indem sie, wie andere Uhren, richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dies bewerkstelligt wird.“

Nicht um Sudermann an Shakespeare zu messen (was unlauter, ja vielleicht sogar verroht erscheinen dürfte), wurden diese Zeugnisse bemüht, sondern nur, um mit diesen mustergültigen, unübertrefflichen Definitionen die Theorie der indirekten, organisch aus den Personen selbst ausstrahlenden Charakteristik sinnfälliger und überzeugender darzutun.

Von solchem höchsten Ziel dramatischen Gestaltens, das die künstlerische Schöpfung einer Welt bedeutet, ist Sudermann in seinem neuesten Stück ferner denn je, er scheint von solchem höheren Geist nicht einmal etwas zu ahnen. Seine Personen haben kein „inneres Getriebe“, in dem Rad in Rad greift, und in dem man Aktion und Reaktion treibender und hemmender Kräfte erkenntnisbereichert schaut; sie sind, um in dem Gleichnis zu bleiben, hohle Uhren, hinter ihrem Zifferblatt ist kein lebendiges Regen. Sie werden nicht von innen bewegt. Sie werden von außen gestellt. Sudermann reguliert sie nach eigener Willkür, und mit Vorliebe rückt er die Zeiger auf voll und läßt einen Effektschlag rasseln.

Es handelt sich, um von Behauptungen zu Beispielen zu kommen, bei diesem „Stein unter Steinen“ vor allem um den Fall eines entlassenen Zuchthausgefangenen, um einen Paria der Gesellschaft und um seine Versuche zu erneuter Menschwerdung. Statt das in inneren Prozessen darzustellen, arbeitet Sudermann mit einem deutlich sichtbaren Apparat von Hebeln zufälligen, meist schwach motivierten Geschehens und mit Bremsvorrichtungen, die alle naheliegenden, die Situation klärenden Lösungen künstlich aufhalten.

Innerer Vorgang ist, wenn auch mit billigen Nahrungsmitteln bewirkt, noch in den Eingangsszenen, als der frühere Steinmetz Biegler, der entlassene Zuchthäusler — seine Schuld erfährt man später, daß er den Mann in der Notwehr erschlug, der ihn mit seiner Frau ertappte und ihn erstechen wollte —, zu dem philanthropischen Steinmetzmeister Zarncke kommt, verschüchtert, verprügelt, hoffnungslos; dann allmählich scheu aufblickend zu der gütigen Menschlichkeit des alten, humorhaft lebensnachdenklichen Philosophen Vertrauen faßt, sich halten läßt und den Wächterposten annimmt.

Von da ab wird aber alles auf äußerliche, herbeigezogene Zufälligkeiten — ebensogut hätte alles anders geschehen sein können — aufgebaut.

Ein Kriminalkommissar muß vor den Arbeitern laut dem alten Zarncke sagen, daß er einen „Mörder“ beschäftige. (Wer hier unkorrekter und unloyaler handelt, der Beamte oder der Dramatiker, ist die Frage.) Darauf müssen sämtliche Arbeiter, dieselben Arbeiter, die mit einem anderen Besserungsobjekt Zarnckes, dem Zuchthäusler Strube — die Komik dieser Figur ist mit den Mitteln gewisser humoristisch arrangierter Lokalgerichtsreferate bestritten —

auf kollegialisch gemüthlichem Fuß stehen, plötzlich zartbesaitet den „Mörder“ Biegler meiden.

Nun wäre es Zeit, wenn es sich hier um ein „inneres Getriebe“ handelte, die Sache in einer Weise auszutragen, die charakteristische Gegenfäße in Bewegung brächte, Für und Wider der Meinung. Am nächsten läge es nach den Voraussetzungen der Charakteristik Zarncks, daß er sich mit den Arbeitern ausspräche, ihnen den Fall erklärte, vor allem, daß er das Mörder-Obdium von Biegler nähme.

Dann würde auch das Problem, wie ein Mensch, der die Bieglerische Tat begangen, nun innerhalb seiner Sphäre mit seinen menschlichen Nachbarn dasteht, klarer und sauberer präzisiert. Sudermann benebelt aber den Fall — Sentimentalität ist dabei im Spiel — dadurch, daß Biegler nicht nur als Suchthaus-Paria herumläuft, sondern auch als Bekannter, denn er ist doch schließlich gar kein Mörder und er könnte mit einem Wort seine Sache erklären.

Bei Sudermann entscheiden eben nicht menschliche, sondern theatralisch-dramaturgische Gesichtspunkte. Daher greift Zarnck jetzt nicht ein, er hat als Sudermannscher Handlanger ja auch gerade etwas Wichtigeres zu tun, nämlich einen komischen Effekt loszulassen. Er muß den Filou Struve, von dem er ziemlich sicher weiß, daß gerade er in der vorigen Nacht in das Magazin eingebrochen, vor dem Polizeikommissar schützen und ihm ostentativ das Amt der Schlüssel und den Magazinwächterposten übertragen. Daß durch diesen Situationswitz, den das Publikum im Augenblick freilich lachend quittiert, Zarnck aus einem humorvollen Philantropen zu einem albernen Karrikaturistischen Pöffen-Philantropen wird, was zu dem thematischen Zusammenhang des Ganzen gar nicht paßt, scheint Sudermann nicht zu merken. Wieder die Bestätigung des mangelnden Taktes, der mangelnden Einsicht dafür, was für Worte, was für Handlungen einer Gestalt der Voraussetzungsanlage entsprechend zukommen. Der Witz, der Effekt gilt aber in dieser Sudermannwelt mehr als die Einheit einer Gestalt. Das Aus-der-Rolle-fallen wird Ereignis.

Biegler soll es schließlich doch gut haben, das ist die menschenfreundliche Absicht, aber Schwierigkeit muß sein und eine große Szene voll Anheils-pannung dazu. Sie bringt, der Erfolgstechnik des Dramas gemäß, der dritte Akt, und sie spielt in der Kantine zwischen Biegler und dem prahlerischen Steinmez Götting, der sich roh gegen die schon vorher vorgestellte Lore, die Mutter seines Kindes, benimmt und über Zarncks Tochter, die arme Bud-liche mit dem schönen Geist, höhnisch renommiert. Biegler empört sich gegen den Kaufbold, und als der gegen ihn das Messer zieht, fällt er in einem furchtbaren Wutparoxysmus über ihn her, und er hätte ihn beinahe erschlagen wenn der andere nicht mit Sudermanns Hilfe entkommen wäre.

Diese Vorzeichnung „beinahe“ steht dann auch über dem verlegenen letzten Akt. Er will ein Nachstück sein, ist aber nur ein Kolportage-Tableau. Über ihm hängt ein mächtiger Steinblock. Götting hat ihn am Krahn gelockert, damit er den verhassten Biegler erschlage. Solche dramatischen Gefahren machen aber in Theatern, die nicht gerade in der Vorstadt spielen, niemanden mehr bange.

Wenn sie treffen, trifft's nach allen Regeln ja doch den Bösewicht, also diesmal Götting. Ein Rest von Scham hat Sudermann jedoch an dieser Tat verhindert. So rollt der Stein denn dicht, ganz dicht, wunderbar abgepaßt, an Biegler und Lore, die sich inzwischen als Paar gefunden, vorbei. Auch

sonst ist alles gut geworden, die Motive dazu liegen im Zwischenakt, der ja geduldig ist. Lore teilt es ihrem Bräutigam mit, daß die Steinmessen zu Zarncke gehen wollen, ihm ihre Kameradschaft mit Biegler erklären und bitten, daß der, der früher ja auch Steinmess war, mit ihnen zusammenarbeiten solle. Von nun an! Diese frohe Botschaft, die alle Schwierigkeiten mit einer Zauberformel löst, muß man auf Treue und Glauben hinnehmen, was bei dem mangelhaften psychologischen Kredit Sudermanns nicht ganz leicht fällt. Sudermann ist übrigens nicht so human, wie es scheint. Diese Mitteilung, diese Rehabilitierung, die doch für Biegler das Wichtigste ist, mußte ihm doch — wenn es hier nach Menschen- und Lebensbedingungen und nicht nach Kullissenzwang niedriger Art zuginge — von Lore, die ihn liebt, sofort entgegengerufen werden. Statt dessen wird der Armste hingehalten und er und die Zuschauer durch die halbe Mitteilung von dem Entschluß der Steinmessen, zu Zarncke zu gehen, in den Glauben versetzt, sie verlangten Bieglers Entfernung. So macht Sudermann Hangen und Bängen.

Und nur einmal spricht er uns ganz aus der Seele, wenn er nämlich zum Schluß, nachdem endlich Lore ihre Glückseröffnung hat vervollständigen können, Biegler erstaunt fragen läßt: „Warum hast du das nicht gleich gesagt.“ ...

Von einem Paria der Gesellschaft handelt auch Frank Wedekinds neuestes Stück „Siddalla“.

Wedekind, der Syniker mit den frechen Mephistogebärden, der alle Lebenserscheinungen im Hohlspiegel der Groteske auffing mit gelbem, höhnischem Gelächter, will nun ernst genommen werden.

Schon in seinem Königsdrama „So ist das Leben“ schmälte er, daß man in dieser undankbaren Welt die Könige nicht unter den Narrenkappen erkenne, und jetzt läßt er in blutigem Selbsthohn die Hauptfigur seines Stückes, den Schönheitsapostel Hetmann, den Wedekind durchaus ernst nimmt, von den Menschen verspottet, ins Gefängnis geworfen werden und schließlich als letzten Erfolg den Antrag von einem Zirkusdirektor bekommen, als dummer August aufzutreten. Worauf der Apostel der Schönheit sich erhängt.

Dies Stück ist nun, trotzdem Wedekind es gewiß als ein Weltanschauungsstück betrachtet, doch eine Groteske geworden. Eine Groteske wider Willen freilich.

Denn Hetmann mit seinem Bund zur Züchtung von Rassenmenschen, in dem nur schöne Männer und Frauen aufgenommen werden und kein Mitglied dem anderen die Günst versagen darf, wirkt als eine absolut burleske Figur.

Wedekind aber — er spielt die Rolle auf der Bühne selbst — ist ganz und gar auf Seite Hetmanns. Das Prädikat Apostel ist keine Ironie, sondern ihm ist diese Verklündigung innerste Angelegenheit. Drum werden, sehr zum dramatischen Nachteil, ganze Akte mit Chefenerörterung und Programmreden über das, was Wedekind-Hetmann die „Moral der Schönheit“ nennt, ausgefüllt. Die Groteske ergibt sich nun daraus, daß auf der Bühne etwas als feierlich und bedeutend angepriesen wird, was dabei possenhaft und aberwitzig wirkt.

Das liegt nicht so sehr an den Lehren, die verklündigt werden — die Züchtungstheorien hatte ja schon Friedrich Wilhelm I. mit den „langen Kerlen“ erprobt, und die gesellschaftlich-soziale Bewertung der Integrität der jungen Mädchen hatte schon Schopenhauer kritisch betrachtet — es liegt an der Art, wie diese Theorien hier durch Personen und Situationen ausgedrückt werden.

Es scheint manchmal, als habe Wedekind ursprünglich doch eine ironische Teufelei beabsichtigt, sich aber nachher in seinen Stoff so verliebt, daß er blind und taub gegen die possenhafte Elemente geworden.

Es scheint, als ob ursprünglich ein Gegenstück zum „Marquis von Keith“ gegeben werden sollte, die witzige Studie eines Typus, den Wedekind sehr liebt, des „intellektuellen Hochstaplers“. Die Linien dazu sind im ersten Akt auch angedeutet. Setmann, der bucklige, hinkende Paria der Gesellschaft, der auf den infernalischen Einfall kommt, gerade durch seine Häßlichkeit und verachtete Ungehalt einen verwegenen „Bluff“ zu machen, durch eine tolle Lehre die Menge zu verwirren und zu betäuben, hätte in seiner Ungehalt als „Hochpriester der Schönheit und der Liebe in Freiheit“ ein ironisches Denkmal der Erfolgsspekulation werden können.

Aus solcher burlesken Sphäre sind genug Reste übrig geblieben, so die Mitglieder jenes Bundes: die rein possenhafte Typen der hysterischen Frauen und die ulkige Karikatur des Großmeisters, des ehemaligen Sängers, des schönen Däumlings, dem die „Propaganda der Tat“ anvertraut ist.

Wedekind ließ diese Elemente, verlangte aber trotzdem, daß man seinen Setmann als ungerecht vergewaltigtes Opfer ansehe, als eine schöne Seele, die zu weit und hoch für die schändliche Welt sei, die ausgebeutet wird, um den Lohn ihrer Mission betrogen und die der Lächerlichkeit verfällt.

Wedekind passiert hier — und das ist die Moral von der Geschichte — das witzige Malheur, daß er, der vordem alles Menschliche in schwefligem Kreuzfeuer dämonischer Romik gezeigt hatte, nun, da er sein Trollgesicht in Feierlichkeitsfalten legt, viel grotesker wirkt als sonst. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Nichts ist lächerlicher als ein greinender Mephisto.

Felix Poppenberg



Allerlei Volksliteratur

Ein französischer Waisenknaabe nimmt Reißhaus 1. von einem Schuster, 2. von einem Portier, 3. von einem Koch. Da entdeckt ein Offizier afrikanische Qualitäten in ihm. Nach Verübung namhafter Heldentaten sieht der Verfasser ein, daß er seinen Helden so unmöglich bis S. 64 hinschleppen kann. Darum setzt er ihn gefangen und traktiert uns derweil mit nordafrikanischer Geographie. Der Kursus endet in Kairo auf dem Sklavenmarkt, wo auch der Bengel, „unser Held“, mündet. Hier wird er zufällig von einem Europäer gekauft, der zufällig ein Franzose und ebenso zufällig sein Onkel ist, der zufällig Kinderlosigkeit mit erfreulichem Reichtum eint und sich Jahre hindurch zufällig gesorgt hat, was er mit seinem Rammon anfangen soll. Unter Loben und Danten fahren Onkel und Nefte nach Frankreich zurück. „Der Herr führt die Seinen wunderbar!“ sagt der Verfasser und wischt die Feder aus.

Hundert andere machen's ihm nach bis zum Federauswischen. Im Kapitel Lebensführungen hat das Wort seinen besonderen Reiz. Namentlich für Damen.

Es ist auffallend, wie oft sie Belehrungsgeschichten in reinsten Form liefern. Es wird ohn' Aufhören in ihnen belehrt, und die üppige Fruchtbarkeit bekannter Schriftstellerinnen gibt eine schwülle Ahnung von dem, was uns noch bevorsteht. Ein paar Proben genügen. Ein gräflicher Vater (schöner Bart, gepflegte Fingernägel) verarmt so plötzlich durch Diebstahl, daß die Gräfin (zart, leidend, hochgebildet) Anwandlungen bekommt, in dem Diebe ein Instrument der Vorsehung zu erblicken. Die einzige Tochter rekelte morgens 9 Uhr noch im Bett. Die neue Erzieherin, die das Sprüchlein von der Morgenstunde anhub, brachte sie mit einer ausserwählten Kollektion von Rutscher ausdrücken aus dem Hause. Jetzt wird sie als moralisches Experimentierobjekt nach Rußland verschickt. Dort kommt sie zur Einlehr, natürlich durch ihre frühere Erzieherin, die durch rastlos betriebene Frömmigkeit und plötzlich entdecktes Erdontelstum zur Generalin avanciert ist. Nach der Belehrung kehrt die gräfliche Tochter nach Deutschland zurück. Am selben Tage bringt der Dieb die geraubten Schätze zurück, denn es ist unmöglich, daß eine gräfliche Belehrung von so viel Umständen unbelohnt bleiben sollte. Nach dem Demonstrationsverfahren tritt die junge Gräfin zur Parade an: „Ohne die eindringlichen Lehren, die ich in der harten Schule des Lebens empfangen habe, könnte ich nicht halb so glücklich sein, wie ich jetzt bin durch Beherrschung meiner selbst, durch Mäßigkeit (ich halte das für einen Druckfehler, denn daß sie soff, konnte ich nirgends finden) und durch Freundlichkeit gegen meine Umgebung. Jetzt werde ich mich bestreben, nicht nur eine Gräfin zu heißen, sondern auch zu sein.“ Mit dieser tröstlichen Versicherung und mit dem beruhigenden Ausblick auf einen blonden Siegfried aus der Nachbarschaft, der S. 60 mit feurigen, S. 62 mit seelenvollen Blicken um sich wirft, schließt die Erzählung. Das letzte Wort hat die alte Gräfin. Noch immer zart, leidend usw. betrachtet sie ihre feinen Hände und wendet dann den Blick langsam nach oben: Der Herr führt die Seinen wunderbar!

Auf demselben Zapfen läuft eine sehr große Zahl „Erzählungen fürs Volk“. Wer Minna heißt, ist hübsch und gefallsüchtig. Mine ist, wie schon ihre Namensform besagt, kärglicher ausgestattet. Sie hält sich zur Kirche, die andere zum Tanzboden. Für beide kommt die Zeit, da ihnen in einer betriebsamen Geschäftsstadt nahegelegt wird, den Beruf einer Amme zu ergreifen. Auf den letzten Seiten finden wir Minna in elegant gewesenen Kleide, einen zerlesenen Roman in der Hand, auf einem zerschlagenen Sofa. Die andere heiratet einen Handwerksmeister und belehrt ihn wie die Schwiegereltern. Zum Schluß zeigt sie uns drei dicke Buben und das bekannte Wort, diesmal als Wanderspruch.

Zwei männliche Stichproben. Die erste hört auf den neutralen Namen Franz. Franz treibt seinen Vater vom Hofe. Der Alte geht zu einer früher verstoßenen Tochter, die die Verfasserin im nächsten Dorf reserviert hat, damit sie zur Hand ist. Als sie den Alten belehrt hat, fällt ihr plötzlich von fremder Seite eine anständige Erbschaft zu, dem Leser zum Beweis, daß solch Tun auch von irdischem Segen begleitet wird. Franz läßt sich mit dem Juden ein, der ihn vom Hofe treibt, und damit könnte die Geschichte zu Ende sein. Aber den vom letzten Bogen restierenden Seiten verdankt er seine Rettung. Als Bettler kommt er zum Vater und wird von der Schwester belehrt. Um auch dies gebührend zu belohnen, wird der Jude wegen Wuchererei eingelocht, und unter Loben und Danken kehrt alles auf den Hof zurück. — Wünscht der Leser noch die rührende Geschichte von dem gräflichen Neffen, der schon in sechster Auf-

lage mit dem Pferde stürzt und für tot ins Haus getragen wird? Nach Verübung zahlreicher Untaten geht er nach Amerika, das unser Herrgott nach literarischem Ermessen drüben eigens als große Korrekptionsanstalt gegründet hat. Als Neuaufgabe des verlorenen Sohnes kehrt er in die Arme seines Onkels zurück. Ausgiebig rieseln ihm die Tränen über das edle Antlitz. Dann zieht er in männlicher Fassung sein Taschentuch und spricht: Der Herr führt die Seinen wunderbar! — Aber der Menschen Dummheit soll man nicht als Gottes Willen deklarieren, und unter das zweite Gebot fällt auch der literarische Mißbrauch des göttlichen Namens.

Hier sind die Personen nichts anderes als schlecht personifizierte Gemeinplätze. Hier wandeln Kleiderstücke. Hier führen unverbundene Geschehnisse zu Komplikationen, wie sie in keinem Leben gelebt werden. Hier nimmt der Zweck der Kritik noch immer die Feder aus der Hand. Er hat es doch gut gemeint! Das ist der Passierschein auch für den größten Schund. Gegen die Tendenz an sich kann man nicht allzuviel sagen. Ohne eine Spur von Tendenz ist kaum ein Kunstwerk entstanden. Aber sie soll auf leisen Sohlen gehen, soll wie ein schüchternen Instinkt in der Erzählung walten und wie von ferne wirken. Sie ist aber verfehlt, wenn sie dieß aufgetragen wird. Nach Goethe kann und wird ein gutes Kunstwerk zwar moralische Folgen haben; aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt nach demselben Goethe ihm sein Handwerk verderben. Der Zweck ist noch immer der größte Pfuscher in der Volksliteratur.

„Erzählungen fürs Volk.“ Warum ist das Wort in Verruf gekommen? Es ist zu oft Armeleutpöesie mit spezifischem Armeleutgeruch und geistiger Armeleutatmosphäre. Wenn's noch die alte, groblöhrige Volkserzählung wäre, der Ton der Glaubrecht, Caspari, Gotthelf und Stöber! Aber die klassische Zeit der Volksliteratur ist ungefähr seit 1860 vorüber. Jenseit dieses Einschnittes gesundes Christentum, starker Eigenton und häufig musterergültige Sprache. Jetzt zu oft außerbauliche Geschichtchen tränenvoller Rührseligkeit. Daß Peter Diehl 33 der besten Erzählungen Stöbers neu herausgab, („Aus dem Altmühlthal“. Bertelsmann, Gütersloh. 3 Mk.), freut mich darum von Herzen. „Mitten im Böhmerwald steht der hohe Urber, ein Markstein zwischen dem Deutschen Reich und dem Lande der Hussiten. In seinen Klüften und auf seinen Urwäldern rasten die Wolken. Zum Dank dafür speisen sie seine Brunnen, und die klaren Quellen sammeln sich am Fuß des Berges in einem kleinen See. An dem See stand vor vielen Jahren eine Fischerhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf einem Hügel ein Schloß aus Granitquadern.“ In der Zeit der verdünnten Bettelsuppen und limonadenhaften Eränklein hat Stöbers Ton selbst etwas Granitnes. Mit festem Schritt tritt der ehrwürdige Herr daher, und sein Ton klingt heute wie ein Grüßen aus fremder Welt. Der literarische Kurs der Volkserzählung stand hoch. Die Neuern haben die Altie entwertet und die Firma heruntergewirtschaftet. Was sich heute Erzählung fürs Volk nennt, ist durchweg mit prinzipiellem Mißtrauen aufzunehmen. — Aber die großen Kataloge für Volksbibliotheken! Der von W. Bube ist in vielen Stücken zuverlässig. Andere sind's weniger. Einen der jüngsten greife ich heraus: über dreitausend Nummern! Darunter Sophokles, Betteg, apologetische Schriften über die Vereitung der Völker und Duzende von Geschichten im Traktatstil. Der Wert eines Katalogs liegt nicht in der Zahl, sondern in der Wahl der Bücher, und ein Katalog von dreitausend Nummern ist darum noch nicht dreimal so viel wert, als einer von tausend, weil $3 \cdot 1 = 3$ ist.

Was bleibt uns? Dies, daß wir den versumpften Begriff auch in der literarischen Pflugschaft wieder freimachen von jenem Armeleutgeruch. Wie geschieht es? Indem wir die Volkserzählungen anderswo suchen, als bei den spezifischen „Fürs Volk“-Schriftstellern. Wo finden wir sie? Wir haben genug Erzählungen, die nicht in jener gott- und weltverlassenen Einöde liegen, haben Schriftsteller, die das Volk in seiner bodenständigen Wesenheit sehen, die dem Bauer nicht erst eins der modeverrückten Seelenprobleme andichten, um dies armselige Problemchen dann durch die letzten Winkel der alten Strohkaten zu hezen, bis es mit kläglichem Auweih! zum Eulenloch hinausfährt. Wir haben auch Schriftstellerinnen, die den ganzen Reichtum des deutschen Gemütes, seine Kraft und Tiefe, seinen Ernst und seinen Humor lebendig, frisch und flott vors Auge stellen, ohne ölige Lyrik, ohne Filzpantoffelstil, ohne Salzwasserproduktion, ohne femininen Beigeschmack.

Hier einige Beweise. Helene Voigt-Diederichs, Klara Wiebig und Emilie Hamkens bauen mehr auf der Schattenseite des Lebens. Die erste (Leben ohne Lärmen — Regine Vosgerau — Schleswig-Holsteiner Landleute. Diederichs, Jena. à M. 2.50) hat einen merkwürdig bedeckten Ton. Es ist verhaltene Leidenschaft, Leben ohne Lärmen. Die Linienführung ist oft hart — wie das Leben. Was sie darstellt, ist knorriges Bauernleben, ohne idealisierende Verbrämung, ohne erkünstelte Probleme im Kochtopf, meisterhaft in der Zustandsschilderung. Sie liebt weder Einleitung noch traditionellen Schluß. So ist sie eine Meisterin der Skizze. Ebenso gut liegt ihr auch die größere Erzählung. Klara Wiebig's herbe Eifelkinder stehen ebenfalls auf der wenig beleuchteten Seite des Lebens. Dann wandte sie sich und tat den großen Wurf mit der „Wacht am Rhein“. Einen kühnen Griff in den Kultur- und Volksseelentampf des Ostens bringt „Das schlafende Heer“ (E. Fleischel & Co., Berlin. 6 M.), das unter den 5 bis 6 meistgelesenen Büchern des Jahres stand. Aber der halbamtliche Vertreter des Deutschtums betreibt eine Deutschpolitik der Worte und jagt sich zum Schluß eine Kugel in den Kopf. Auch der junge Einwanderer ist nichts als eine liebebegirrende Erbärmlichkeit auf zwei Beinen. Sind das die Vertreter des Deutschtums, dann werden wir in der Ostmark niemals siegen. Die künstlerische Stärke des Romans liegt in den Vertretern des Polentums. Der alte Schäfer, der das Erwachen des schlafenden polnischen Heeres im Lysa Gora visionär voraussieht, die leichte Stasia, der Wikar usw. sind überaus prächtig gezeichnet. — Kerngesund ist auch „Wente Frese“ von E. Hamkens (Pierson, Dresden. M. 3.50). Nordwestdeutschland ist zu beneiden. Die Götter segnen es. Zu den übrigen nun auch noch E. Hamkens. Meer und Menschen sind groß geschaut und kraftvoll wiedergegeben, ohne Empfindungschinderet. Eine wohlhingefädelte und subtil ausgesponnene Fabel hat die Geschichte nicht. Sie fesselt aber durch plastische Charakterzeichnung und gedrungenen Stil. Es ist ein tragisches Stück, aber zugleich voll grobkörniger Lebenslust. Überhaupt zeigt es dauerbare Farben in dem bei großer Einfachheit dramatisch bewegten Bilde. Ihre Menschen schaffen sich selbst ihr Schicksal. Sie wissen es auch zu tragen. Mögen sie eine Zeitlang irre gehn, endlich sehen sie doch das Licht, und von der Stunde an nehmen sie ihren festen Kurs auf dies Licht.

Gehen wir hinüber auf die Sonnenseite des Lebens. Dort wohnt das Prachtweib Charlotte Niese (Geschichten aus Holstein — Die braune Marenz — Aus dänischer Zeit. Brunow, Leipzig. M. 3.50 und 4.50.) Mit

lachendem Munde und einem Herzen voll tiefgründiger Liebe sitzt sie da, und um sie herum eine verwunderliche Gesellschaft: der einsame Seide- und Torbauer, die alte Gräfin, die heiratstlustige Mamsell, der verrückte Flinsheim, Tante Feddersen und Großvater Rasmus mit seiner ewigen Vorliebe für einige Lüttjenburger, dazu ein halbes Duzend Jungs von unvergleichlicher Ruppigkeit. Mahlmann erzählt seine wundervolle Geschichte aus der Pariser Revolutionszeit, wo die feinen Herren's all' in den alten Schlachterwagen mußten, damit daß ihnen der Kopp abgesehlagen würde. Und im Hintergrunde steht die sorgenzerdrückte Waschfrau. Ihr Junge ist ja todtkrank und wartet mit Sehnsucht auf ein Fläschchen „Krambambuli“, das der Kaiser von Rußland jeden Tag ein paarmal trinkt. Morgen will er ja wieder spielen. Und als sie es endlich aus der Apotheke bringen, da lächelt der Kleine glücklich auf: Morgen, morgen spiele ich wieder! Dann strecken sich seine Glieder ein wenig, und er ist tot! — Von großem Reiz ist das Missingsch ihrer Personen von den Säunen und hinter den Hecken des Lebens. Unter uns gesagt: ich glaube, daß dies Missingsch auf Gottes weiter Welt nirgends weiter gesprochen wird, als in ihren Büchern. Aber es ist wundervoll.

Und wiederum im Nordwesten wohnt Marie Burmester. Ich weiß nichts von ihrem Werdegang, aber „Gottfried Riffoms Haus“ (Claus & Feddersen, Hanau. Nr. 4.—) ist das Hohelied des deutschen Familienlebens. Von Frauenhand, aber von unentwegter Sicherheit. Dazu von schlichter Gläubigkeit, die beredter durch den Blick spricht, denn durch viele Worte. Es ist festgefügte Friesenart. Da ist alles so kraftvoll, so ruhig und klar; aber von der klaren Tiefe des Meeres. Da ist nichts von Moderne. Oder doch? Cornelius Riffom liebt die verheiratete Frau im thüringischen Residenzstädtchen. Was hätte ein französischer Romanschreiber daraus gemacht? Was geschieht hier? Mit dem Vater, der zugleich sein bester Freund ist, spricht der Sohn über seine Liebe. Und der Vater hört ihn ruhig an. Bis ans Ende. Und was er dann dem Sohn sagt, ist lauter wie Gold und treu wie Stahl. Der feste Händedruck, mit dem sie nach der restlosen Aussprache auseinandergehn, bedeutet für beide einen Höhepunkt des Lebens. Solange uns solch schlichte Bücher erwachsen, dürfen wir ruhig den Glauben an die sittliche Tragkraft unser's Familienlebens und Volkstums festhalten. Das Buch bringt wenig Zustandsmalerei, fast nur Handlung in jenem epischen Fluß, der dem Nordwesten Deutschlands eigen ist.

Eine wertvolle Ergänzung der Grimmschen Märchen bringt Altan und Jungen das „Deutsche Märchenbuch“ von Dähnhardt (2 Bände. à 2 Mk. Teubner, Leipzig). Es sind unverfälschte Volksmärchen aus der großen Zahl der Sammlungen, die von den Tiroler Bergen bis zu den grauen Fluten der Nordsee reicht. Salonmärchen? Nein, von der Sorte, die zu Weihnacht erscheint, und wenn der Wind um die Osterecke kommt, weiß man ihre Stätte nicht mehr, — von der Sorte ist nichts darunter. Einen zweiten frischen Trunk aus dem Jungbrunnen, geschöpft aus ostholsteinischen Quellen, reicht W. W. W. uns: „Wat Brotmoder vertelt“ (Diedrichs, Jena. Nr. —75). Über den taufischen Naturkindern liegt unennbarer Reiz. Kein Druck hat sie verbreitet, keine Lehre vererbt, und doch sind sie heute dieselben wie in grauer Vorzeit, als sei nur der Traum einer Nacht darüber hingefahren. — Überhaupt scheint sich nach den exotischen Märchenpflanzen, die wir einst importierten, nach der Fülle der Gemeinplätze, mit denen Andersens Koffer, Stopfnadeln und Feuer-

zungen uns regalierten, eine Umkehr zu den alten deutschen Märchentönen anzubahnen. Vogel und Polack beweisen es. Beide komponieren alte Märchenthemata mit echtem Kindersinn, psychologischer Vertiefung und abgeklärter Lebensweisheit. Beide denken an die Kinder, denen noch kein Schermesser aufs jugendliche Haupt kam, und an die, die kein Schermesser mehr nötig haben. Vogel ist der geborene Märchenerzähler, meisterhaft in der Form. In dem ruhigen Fluß ist hier und da eine schallhafte Wendung, ein kurzes Wort voll packenden Ernstes eingeprengt: Es war einmal ein alter Mann. Eigentlich war er noch nicht so alt; aber des Menschen Alter zählt nicht nach Jahren, sondern nach gramvollen Nächten. Voll überwältigenden Humors ist das Märlein vom lustigen Schneider, der den Teufel beredet, durch sein allerfeinstes Nadelöhr hindurchzukriechen. So fein ist es, daß kaum noch der Sonnenstrahl durchschlüpfen kann. Da machte sich der Teufel so dünn, daß ihn der Abendwind fast mitten durchgerissen hätte. Aber als er nur noch seinen Schwanz hindurch zu ziehen hatte, da schlug der Schneider flugs einen Knoten hinein, und als er zurück wollte, verknotete er ihm auch die Arme. So blieb Meister Urian stecken und mußte seinen Seelenkontrakt wieder herausrücken. So trifft auch Polack (Meines Vaters Märchen — Meiner Mutter Märchen) den Märchentönen für Große und Kleine aufs allerglücklichste. Naive Frische des Natursinnes, namentlich für das Tierleben, eint er mit vollendeter Form. Menschen-schicksal und Tierleben sind mit feinem Sinne und kunstverständiger Hand verwoben zu den prächtigsten Gebilden, die auch große Kinder mit Genuß verfolgen.

Überhaupt will Polack mit eigenem Maß gemessen sein. Im Gegensatz zum norddeutschen Erzähler, der meist auf einen Ton gestimmt ist, beherrscht er die ganze Kastatur der Seelenlaute; die ganze Skala des Stils und der Empfindungen steht dem Schulrat von Eichsfelde mühelos zur Verfügung. „Rantor Grobe“, „Vater Pestalozzi“ (Wittenberg, R. Herrosé), „Unser Schiller“ (Liegnitz, C. Seyffarth), „Zweihundert Jahre preußisches Königtum“ (Berlin, A. Scherl) beweisen es. Die beiden letztgenannten schenkte Polack den preußischen Pestalozzivereinen, und sie trugen ihnen rund hunderttausend Mark Reingewinn ein. Das war eine literarische Tat! Wiederum tritt in den „Jugenderlebnissen“ und „Schülererlebnissen“ sein Talent in ursprünglichster Kraft daher. In wenigen, sicheren Linien gibt er seine Gestalten, daß wir sie mit Händen greifen, mit Augen sehen und von Herzen lieben in ihrer schlichten Arbeitstreue, in ihres Lebens Nöten, im bescheidenen Genuß der einfachen Lebensfreuden. In der ungesuchten Leichtigkeit der Darstellung, in der farbengesättigten Kleinmalerei liegen die großen Vorzüge von Polacks Erinnerungen. Wie wir an Brinckman, Gerol und Riegelgen, an Rosegger und Frommel sehen, ist die intime Kleinmalerei ja der einzige Stil, in dem Jugenderinnerungen möglich sind, und Polack handhabt diesen Stil mit gleicher Meisterschaft. —

Sie fragen nach dialektischen Sachen? Natürlich Keuter und Hebel! Wie sagt Schefel? „Weger, 's hot Grund, aff wemmen ufem Wald jetzt in e Stube goht, uf's Brettli wist und frogt: Was hender do? der Lusherr seit: mi Biblen un mi Hebel! 's brucht nit viel meh zum fromm un fröhlig sy.“ Sumal jetzt nicht, denn der Liebiß ist hergekommen und hat den Hebel illustriert. Wann soll man C. Liebichs Hebelbilder besehen? Zu allererst soll die Mutter sie ihren Kindern zeigen: den Knaben im Erdbeerschlag, das Spinnlein, Käfers Besuch bei der Lillie und den Mann im Mond. Vor allem ist

gut Bildersehen in weiblicher Burschenzeit. Da soll selbiger Bursch das Bild vom Hezlein sehen; das ist gut fürs Herz. Reigt aber ein Bursch zu trotzigem Sinn, der soll sehen den Schreinergefelln und seine sieben Meister. Das säntigt sein Gemüt wie ein Trunk alten Weines am Abend. Wiederum kräftigt es den Mann unter der Arbeit Schweiß, wenn er den Schmelzofen, den Sonnabend, den zufriedenen Landmann und den allzeit vergnügten Tabakraucher mit Andacht beschaut. Wer aber ein ehrbares Alter auf dem Rücken trägt, dem ist das übrige vergönnt, und das ist das Beste. In den übrigen Lebensaltern mag man alsdann den Hebel liegen lassen. Lieblich sind landschaftlich nicht übertragbar. Es sind keine gemeindeutschen Typen, sondern ganz individuelle Schwaben, mit Hebels Augen gesehen und mit Hebels Schall gezeichnet. Alemannische Heimatkunst spricht aus ihnen, und sie spricht zu unserer Seele. Nur eins ist schade: daß der prächtige Prälat die Bilder nicht mehr sehen kann. Die Ausgabe von Groß & Schauenburg in Lahr (Mt. 5.50) ist ein wahres Schatzkästlein.

Neben den Süddeutschen tritt der Norddeutsche. Seine literarische Sperrfrist ist abgelaufen, das Jahr steht im Zeichen Reuters. Eine Ausgabe folgt der andern. Alle beschränken die entsetzlichen Anmerkungen, die sich wie eine ewige Krankheit durch den alten Reuter hindurchschleppten. Die Amputation ist eine wahre Erlösung. Auch der Preissturz. Die sog. Volksausgabe kostete früher ja wohl 27 Mark. Heute kostet die kritische, mit großer Sorgfalt hergestellte Ausgabe des Bibliographischen Instituts 10 Mark, und andere sind noch bedeutend billiger. Max Hesse vereinigt billigen Preis (4 Bde. = 6 Mt.) mit ebenso schmucker wie solider Ausstattung und bringt darüber hinaus insofern die erste vollständige Reuterausgabe, als er eine Reihe kleinerer Reuterschriften aufnimmt, die den alten Ausgaben fehlten. Die mühsamste und verdienstvollste Arbeit seines Herausgebers Prof. Dr. Müller-Kiel war die kritische Durchsicht des Textes. Die Ergebnisse waren wenig erfreulicher Art und führten zu scharfen Angriffen gegen den Hinstorffschen Verlag. Seitdem geht Broschüre gegen Broschüre im männermordenden Streit. Jedenfalls bleibt es Hesse-Müllers Verdienst, zuerst die Frage nach einem korrekten Reutertext aufgerollt zu haben. Wie ich aus einer Reihe von Buchhandlungen höre, wird die Hessesche Ausgabe viel verlangt. Ebenso verdient es die der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. Die Ausstattung des starken Lexikonbandes (959 S.) ist gut. Offenbar hat der Verlag mit seinen einbändigen Klassikerausgaben gute Erfahrungen gemacht. Dabei kostet der ganze Reuter hier nur 4 Mark. Eine biographisch-literarische Würdigung, die auf genauer Sachkenntnis ruht, geht dem Werk voran. Der lebendigen Darstellung verleiht das flüssige Plattdeutsch — der Herausgeber, D. Welzien, ist Mecklenburger — einen besondern Reiz. Beide Verleger haben Reuter unter ihre Klassikerausgaben aufgenommen, und es hat einen eigenen Reiz, zu sehen, wie Reuter mit seinen Gesellen zwischen den Gestalten Goethes, Schillers, Lessings und Shakespeares zu den Hallen klassischer Unsterblichkeit eingeht: Born im Zuge marschiert Bräsig zwischen Faust und Hamlet. Marquis Posa führt Madam Mühlern, und den Beschluß macht Iphigenia zwischen Jochen Mühlern und Nathan. Geben Sie Gedankenfreiheit! ruft Posa über die Schulter zurück, und Jochen antwortet bedächtig: Ja, wat soll einer dorbi dauhn. Dat is all so, as dat Ledder is! Und derweil hält Bräsig dem Faust und dem grübelnden Dänenprinzen seinen Vortrag über die gebräuchliche Luftröhre, über

den sauren Stoff, den wässerigen Stoff, den Stinkstoff und die schwarze Kohlen- säure. — Daß Reclam nicht fehlt, ist selbstverständlich. Bis jetzt sind fünf Bändchen (à 40 Pfg.) erschienen: Stromtid, Hanne Nüte und Dörschlächting. Reclam braucht sich nicht zu beeilen: als Herausgeber hat er Gaedertz ge- wonnen, der die Ausgaben nach Vergleichung mit den Originalmanuskripten besorgt und den Einzelwerken kleine, wunderhübsche Stimmungsbilder voraus- schickt. Wertvoll ist u. a. der Nachweis, daß der geschichtliche Dörschlächting sich wesentlich und zu seinem Vorteil abhob von der reichlich mit Serenissimus- stimmung geladenen Zeichnung Reuters.

Wo man von Reuter spricht, ist der Rostocker Brindman nicht ferne. Zwar sind seine Gedichte in Stimmung, Form und Reim oft hart und lärmend. Mehr Wert haben schon die kleineren Erzählungen, vor allem „Söger up!“, der Werdegang des Findelkinds Junker Achim von Achterden- tun, der das Titelwort in seinem Leben durchsetzt; freilich ist der Herzog noch mehr verferenissimust als Reuters Dörschlächting. Weitauß das Beste ist „Rasper-Ohm un id“. Reuter ist tiefgründiger im Humor, Brindman grob- lörriger, beide von unverwüßlicher Dauer. Es ist eigentlich Mosaitarbeit. Brindmans Feld ist die Skizze; aber jede Skizze ist ein sicherer Ereffer, und das ganze von nachhaltiger Wirkung. Dazu nur am Hafen der alten Hanse- stadt möglich. Die Ganze Nordseeliteratur hat nichts ähnliches aufzuweisen. Der Verbreitung seiner Werke schadete einzig Brindmans Steinpöttigkeit in orthographischen Dingen. Mit geschickter Hand hat D. Welzien sie darum in Mar Hesses Ausgabe (sämtliche Werke 2 Mt.) der Reuterschen Schreibung angenähert. Ansprechend ist auch die Würdigung Brindmans durch den Heraus- geber. Nur die Abhandlung zur Geschichte der niederdeutschen Sprache ist sachlich geringwertig, hier zudem überflüssig. Aber man kann sie ohne Störung übergehen.

Johannes Gilhoff



Streiflichter

Den Toten

Am 6. September ist in Riva am Gardasee Karl August von Heigel siebzigjährig (geb. 25. März 1835 zu München) gestorben. Nun leben nur noch zwei oder drei Mitglieder des einst berühmten Kreises von Dichtern, die die bayrischen Könige Max und Ludwig nach München gezogen haben, denen ihre Gunst ein sorgenloses Dasein gewährte, auf daß sie ihr Leben ganz in den Dienst der Muse stellen könnten. Dieses immerhin im großen Stil geübte Mäcenatentum hat keine besonders erfreulichen Früchte gezeitigt. Die Bezeich- nung „Münchener Poeten“ hat für unsere Literaturgeschichte einen gering- schätzenden Beigeschmack, und wenn einzelne ihrer Vertreter auch noch gerne gelesen werden, so ist doch das Gefühl allgemein, daß für das starke Leben der Gegenwart hier wenig zu holen ist. Es scheint in unserer Zeit, die auf allen Gebieten den Menschen schwere Kämpfe auferlegt, auch für den Künstler der

Kampf zur unumgänglichen Lebensnotwendigkeit geworden zu sein, wenn er uns mehr bringen soll als Unterhaltung. Denn in gewissem Sinne sind es ja doch Vorzüge, um derentwillen uns die Münchener nicht viel bedeuten. Schöne Form, hervorragend feine Behandlung der Sprache, eine vornehme Gesinnung, eine edle, geläuterte Weltanschauung, vollendeter Kunstgeschmack: das alles wird man den Vertretern dieser Gruppe, wenn auch in verschiedener Abstufung, zugestehen müssen. Und doch bei allen das Gefühl, daß sie uns keine Lebenswerte geben. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß wir Deutschen der Kunst so ganz anders gegenüberstehen als etwa die Franzosen, hier wäre er gegeben. Alles, was irgendwie an Überlieferung, an Akademikertum gemahnt, hat für uns bereits jenen höchsten Wert der persönlichen Errungenschaft, des Persönlichkeitsgewinns eingeblüht.

Wir sind auf diese Weise doch gegen einzelne der Münchener sehr ungerecht geworden. Am besten von ihnen ist es Geibel ergangen. Soviel auch jetzt nachträglich von der ehemaligen Überschätzung heruntergearbeitet wird, er ist doch für mein Gefühl gegenüber anderen Münchenern, vor allem gegenüber Hermann Lingg zu hoch bewertet worden. Denn Lingg ist zweifellos die stärkste Persönlichkeit des ganzen Kreises gewesen. Dazu vielleicht in einem solchen Maße dichterische Natur, wie es in der neueren deutschen Literatur sich kaum zum zweiten Male findet. Ein Mann, dem alles Erleben zum dichterischen Gesichte wird, der mit schwerem inneren Kampf zu jeder Erscheinung sich eine künstlerische Stellung erringt, hat er selbst der künstlerischen Form gegenüber immer schwer gearbeitet. Ich glaube, daß für ihn noch einmal eine höhere Einschätzung als die jetzt übliche gefunden werden wird.

Am günstigsten sind beim Publikum die Unterhaltungsschriftsteller aus dem Münchener Kreise daran, und dagegen ist an sich kaum viel einzumenden. Bieten sie auch keine starke, ans Innere greifende Kunst, so doch die vornehme Haltung eines gebildeten, ruhigen Mannes. Aber Heyse ist so in den Ruf des größten deutschen Novellisten gekommen, trotzdem wir gerade auf dem Gebiete der Novelle in Storm, Keller, Meyer, Ebner-Eschenbach, Saar, und noch in einer langen Reihe anderer Künstler besitzen, die ganz andere Lebens- und Kunstwerte in dieser kleineren Erzählungsform zu gestalten vermochten. Die oft berufene Kühle Heyses, die selbst dort, wo er von starken Leidenschaften redet, wo er auch die auffachelnden Mittel sinnlich heftig erregter Zustände verwendet, nicht weichen will, ist denn doch ein Mangel an künstlerischer Kraft, der eigentlich durch nichts wettgemacht werden kann. Die ohnehin nicht großen Kreise jener deutscher Leser, denen mit bloßem Zeitungsfeuilleton nicht genug getan ist, die nach wirklich künstlerischer Unterhaltung suchen, sind gerade durch die Bevorzugung von Schriftstellern der Art Heyses für ein starkes Miterleben der Kunst sehr geschwächt worden. Das Empfinden für starke Eigenart, für wirklich packendes inneres Erleben ist durch die Marmorglätte, aber auch Marmorkälte der Heyseschen Novellistik vielfach so beeinträchtigt worden, daß man für das Kantige, für das schwer um den Ausdruck und die Gestaltung Ringende den rechten Maßstab ganz verloren hat. Man sieht darin meistens eine Schwäche, wo es doch Stärke bedeutet.

Auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur Heyse nahe verwandt ist Karl Heigel, dessen Tod uns zu diesen Ausführungen veranlaßt hat. Seine Romane und Novellen füllen über 30 Bände. Ihr Bucherfolg war kaum sehr groß: es sind das alles keine Bücher, die man sich zu dauernden Ge-

fährten wählt. Aber in den Leihbibliotheken war die Nachfrage nach ihnen immer sehr groß, und vor ihrem Erscheinen in Buchform standen sie in vielgelesenen Zeitschriften oder machten gar die Kunde durch zahlreiche Zeitungen. Ich kenne die Werke nicht alle. Einzelne Novellen überragen sicher, vor allem hinsichtlich der Sprache und der formalen Gestaltung, den Durchschnitt. Im übrigen habe ich von keinem der Bücher, die ich gelesen habe, mehr gehabt als die Unterhaltung für die betreffende Stunde. Und das bedeutet doch sicherlich Verlust, angesichts des vielen Großen und Ergreifenden, das die Weltliteratur uns bietet.

Der Name Heigels ist aber dadurch hauptsächlich bekannt geworden, daß er zum Hofdichter Ludwigs II. von Bayern wurde und für die vielberufenen Separatvorstellungen des Königs jene Stoffe dramatisieren mußte, die den Sinn des Herrschers irgendwie tiefer angeregt hatten. Für eine derartige Hofdichterstellung hat ja jeder kleine Literat, der bereit ist, für ein kleines Seilenhonorar seiner Zeitung über jeden beliebigen Gegenstand ein Feuilleton zu schaffen, ein reichliches Maß von Verachtung und Geringschätzung übrig. Es soll mir hier auch nichts ferner liegen, als eine Rechtfertigung dieser Poesie auf höheren Befehl. Aber ich meine doch immer, man sollte überlegen, ob nicht gerade für die dramatische, oder sagen wir genauer für die Theaterliteratur ein derartiges Auftragsverhältnis doch in fruchtbarem Sinne ausgenutzt werden könnte. Für die Oper bezweifle ich das z. B. keinen Augenblick, und ich würde es als einen Gewinn betrachten, wenn bestimmte Komponisten, zu deren Können man Vertrauen haben kann, die Komposition irgend einer Oper geradewegs in Auftrag erhielten. Das traurige Ergebnis beim letzten derartigen Fall, Leoncavallos „Roland von Berlin“, lag nicht an der Tatsache, daß das Werk in Auftrag gegeben war, sondern an der denkbar unglücklichen Wahl des Komponisten. Es wären in Deutschland Duzende von Poeten zu nennen, die aus dem Roman von Alexis ein viel besseres Lesebuch geschaffen haben würden, als Leoncavallo es sich zurechtgezimmert hat, und noch weit mehr Musiker, die dazu eine lebensfähige Musik zu schaffen vermocht hätten. Daß auf diese Weise keine große Kunst geübt werden kann, ist selbstverständlich. Aber die bloße Freiheit im künstlerischen Schaffen, wie wir sie heute so hoch preisen, stellt sich in Wirklichkeit oft genug als Vogelfreiheit heraus. Es sind in früherer Zeit, als die Opern durchweg im Auftrag unter ganz genauer Berücksichtigung der Verhältnisse einzelner Bühnen geschaffen wurden, nicht weniger große Kunstwerke entstanden als heute, aber unendlich mehr brauchbare Theaterstücke. Heute ist es überhaupt ein Lotteriespiel, ob eine Oper aus dem Manuskriptzustand herauskommt. Denn schon die Herstellung eines Klavierauszugs macht so hohe Kosten, daß nur wenige Komponisten an dessen Herausgabe denken können, und dabei ist doch ein Klavierauszug nur ein ganz dürftiges Abbild der Partitur. Ich selbst habe in manche Opernpartituren im Manuskript Einblick gewonnen, bei denen ich die feste Überzeugung habe, daß sie, auf die Bühne gebracht, eine ebenso gute, ja sicher stärkere und bessere Wirkung ausüben vermöchten als die meisten Neuheiten, die in den letzten Jahren von den deutschen Bühnen gezeigt worden sind. Aber wollte man die Leidensgeschichte einer solchen Partitur, die erst ein oder zwei Jahre im Archiv einer Opernbühne schlummert und dann mit dem nichtsagenden Vermerk eines der berufsmäßigen Prüfer des Theaters dem inzwischenden ungeduldig harrenden und in seinem weiteren Schaffen gerade durch dieses Abwarten gelähmten Kom-

ponisten zurückgereicht wird, erzählen: es ergäben sich daraus Stoffe genug für menschliche Tragödien, die sich allerdings so im stillen abspielen, daß kaum der Nächste davon erfährt. Wir müßten uns doch ruhig sagen, daß die Bestimmung in der Stoffwahl das künstlerische Gestaltungsvermögen nicht in so hohem Maße einengt, wie man gewöhnlich annimmt. Wichtiger als die Gestaltung des Stoffes ist die der Menschen und ihres seelischen Erlebens. Und darin, wie in der Form der Aussprache wäre der Künstler ja nicht gebunden. Nochmals: ich will mit diesen Ausführungen durchaus nicht einem Hofpoetentum das Wort reden, glaube aber bestimmt, daß wir z. B. auf dem Gebiet des historischen Dramas viel mehr brauchbare Theaterstücke, die dabei in künstlerischem Werte hinter dem, was wir so erhalten, keineswegs zurückzustehen brauchen, bekommen würden, wenn die Leitung irgend eines Theaters an einen Dichter, der sich durch ein vielleicht auch nur in Buchform erschienenenes Drama bewährt hat, herantreten würde und ihm sagte: wir gewährleisten dir die Ausführung eines Dramas, das einen Stoff aus der und der Periode behandelt, das uns ein Bild der und der Persönlichkeit vermitteln würde. Beschäftige dich einmal näher mit dieser Periode und mit diesen Persönlichkeiten, ob du dich nicht vor deinem künstlerischen Gewissen entschließen könntest, dieses Drama zu schaffen. — Sache des Auftraggebers wäre es, aus den vorangehenden Veröffentlichungen des betreffenden Verfassers herauszufühlen, aus welchem Kreise und nach welcher Richtung hin ein Auftrag seinen inneren Neigungen entgegenkommen könnte. Es sind ja doch so oft ganz außerhalb des eigentlich künstlerischen liegende Ursachen, die die Aufführung eines Dramas unmöglich machen. Wieviel Werke scheitern am rein Theatralischen. Gerade nach der Richtung könnte ein Mann, dem man in den ganzen Theaterbetrieb Einblick gewähren würde, viel ruhiger und sicherer arbeiten. Wenn ich z. B. an die Entstehungsart von Lorchings Opern denke, die heute nach 60 und 70 Jahren neben Wagners Werken am meisten aufgeführt werden, so finde ich, daß gerade jene Werke am dauerndsten sich bewährt haben, zu deren Stoffwahl der Künstler durch den Rat von Freunden und Theaterleuten gekommen ist, jene Werke, bei denen er ganz bestimmte Theaterverhältnisse (die Leipziger) am schärfsten im Auge behielt. Daß Werke Wagners nicht auf dieselbe Weise entstehen können, weiß ich selbst. Es handelt sich hier auch im wesentlichen um die Gebrauchskunst, die wir aber nicht entbehren können, der auch sonst, ohne künstlerischen Auftrag, $\frac{9}{10}$ der geschaffenen Dramen und Opern naturgemäß angehören, weil die urgewaltigen schöpferischen Naturen, die wirklichen Genies zu allen Zeiten gleich selten sind.

Es ist wirklich nicht einzusehen, weshalb ein tüchtiges Talent in der Dichtung oder in der Musik nicht ebensogut im Auftrag sollte arbeiten können, wie der Maler, der Bildhauer, der Architekt, der Kunstgewerber es in zahllosen Fällen tun. Für jedes große Denkmal, für Grabdenkmäler, Porträts, für viel mehr Bilder, als man im Publikum annimmt, wird dem bildenden Künstler der Stoff in Auftrag gegeben, beim Kunstgewerbe ist es fast selbstverständlich. Gerade weil die künstlerische Gestaltung ihre Hauptarbeit erst nachher zu leisten hat, kann trotzdem auf diese Weise wertvolle Kunst geschaffen werden. Die im Auftrage des Königs entstandenen Werke Heigels, „Die Memoiren der Markgräfin“, „Die Hohenstaufen in Schwangau“, „Der Herzog von Brabant“ sind ja bis auf den heutigen Tag der Öffentlichkeit noch nicht bekannt geworden. Wenn ich aber die etwas gewaltsame, mit starken Effekten

arbeitende Kunst Heigels in seinen öffentlich aufgeführten und einst sehr erfolgreichen Dramen „Marfa“, oder „Josephine Bonaparte“ sehe, so glaube ich sehr gern, daß die genannten, im Auftrag gearbeiteten Werke durchaus nicht hinter den freigeschaffenen zurückstehen brauchen und leicht gute Theaterware sein können. Im übrigen braucht das Auftragsverhältnis ja nicht so den Beigeschmack des Kranzhaften zu haben, wie in dem genannten Fall. Ich glaube nicht, daß im Falle Heigel die Literaturgeschichte genötigt sein wird, eine Revision ihres Urteils vorzunehmen, das als ganzes recht ungünstig lautet. Dagegen finde ich es durchaus angebracht, daß wir in einem solchen Falle gewisse allgemeine Ansichten, also hier gerade unser wegwerfendes Urteil über alles „Im-Auftrag“-Schaffen auf dem Gebiete der Musik und Dichtung einer genauen Nachprüfung unterziehen würden. Goethe hat in seinem Aufsatz „Proserpina“, als er auf die damals von allen ersten Kunststiftetkern preisgegebene Gattung des Melodramas zurückgriff, als einen Lebensgrundsatz bekundet: „daß man teils erhalten, teils wiederhervorheben solle, was uns das Theater der Vorzeit anbietet. Dieses kann nur geschehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt, und sich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet.“ Ich denke, wir empfinden in der Gegenwart alle beim Theater am allersthwersten, daß es durchaus nicht gelingen will, eine wirklich vornehme und gesunde Unterhaltungskunst zu beschaffen, die bei der ungeheueren Verbreitung des Theaterspiels und der außerordentlichen Wichtigkeit des Theaters als Unterhaltungsstätte uns doppelt nottut. Dadurch würde dem höheren Berufe des Theaters, wie ihn Schiller erfaßte, auch nicht für einen Deut Abbruch getan, und ebensowenig würde das große, freie künstlerische Schaffen dadurch beeinträchtigt werden. Jedenfalls viel weniger als heute durch die gemeine, auf die größten Instinkte des Publikums hinielende Theaterware.

Bei Rudolf Baumbachs Tod — am 21. September wurde der schwertrante Dichter von langem Siechtum erlöst — konnte man wieder einmal so recht gewahr werden, wie scharf Literaturgeschichte und Literaturgenuß einander oft entgegenstehen. Denn wenn wir ehrlich sein wollen, haben wir doch alle als Student und noch später bei frohem Wandern und heiterem Trunk mit großem Genuß Lieder von Baumbach gesungen; werden wir dagegen um unser ästhetisch-kritisches Urteil angegangen, so wird es kaum für den Sängler der lustigen Weisen günstig ausfallen. Ich glaube, es liegt doch mit daran, daß wir heute Lyrik so selten in der richtigen Art genießen. Hätte Goethes Mahnung: „Nur nicht lesen! Immer singen! Und ein jedes Lied ist dein“, volle Geltung, träte nicht heute jeglicher Lyriker womöglich alljährlich — Goethe war vierzig Jahre alt, als seine „Gedichte“ erschienen — mit einem Bande seiner Gedichte vor uns, die uns dann in langer Reihe aus toten Buchstaben anstarrten, man würde manchem Liedersängler ein viel dankbareres Andenken bewahren. Aber freilich, wenn man so durch zehn Bände hindurch von Baumbach immer und immer wieder von fahrenden Schülern, ihrem Kneipen, ihren Liebchaften, von bedenklich freundlichen Wirftinnen, groden Wirten, dicken Pfaffen und derben Jägern hört, wird man einer solchen Poesie nicht nur müde werden, sondern auch die Galle läuft über, das Urteil wird bitter, und man vergißt undantbar der heiteren Stunden, die auch ein solcher Dichter uns geschaffen hat. Ich glaube freilich, daß die Lieder im Kommerzsbuch ein zäheres Leben führen als die wohlbegründetsten Urteile in dickleibigen Literaturgeschichten.

Gegen dieses Fortleben im Kommerzsbuch wird ja allerdings bei Baum-

bach keiner etwas einzuwenden haben, wenn nur dabei unser Volk nicht immer so leicht jeglichen Maßstab verliere. Ich zähle im Kürschner für die verschiedenen Gedichtbände Baumbachs über 400 Auflagen zusammen. Es hat also das im Büchertum so sehr verschriene deutsche Volk für diese Gedichtbände, noch so gering gerechnet, über eine Million Mark aufgebracht. Wenn man dagegen nun die Tatsache hält, wie manches tüchtige Gedichtbuch, bei aller Anerkennung durch die Kritik, nicht aus der ersten Auflage herauszubringen ist; wenn man dagegenhält, daß von Mörikes Gedichten bis zum Freiwerden seiner Werke (1905) nur 22 Auflagen zustande gekommen sind, wenn man das Schicksal der Gedichtbände Gottfried Kellers, R. F. Meyers, Greifs und Hermann Linggs erwägt, so muß man doch recht bitter werden. Oder kann man sich wirklich vorstellen, daß jemand, der sich im Besitz der Bände Baumbachs befand, häufiger nach ihnen zurückgegriffen hat, nachdem er sie einmal gelesen? Ich glaube es nicht. Der Erwerb solcher Bücher ist für unser Publikum ein reiner Modelauf, und ich kann nicht umhin zu glauben, daß der Buchhandel an der Schaffung dieser Mode sehr stark beteiligt ist. Die Buchhändler sind eine viel größere Macht für das Literaturleben, als man gewöhnlich annimmt. Sie müßten darum auch ein viel stärkeres Verantwortungsgefühl haben. Sie machen sich die Antwort auf die Frage des Publikums zu leicht. „Nehmen Sie doch den neuesten Baumbach, den neuesten Julius Wolff; er ist soeben erschienen.“ — Es ist beinahe so im Buchhandelsgeschäft wie im Warenhaus, wo die Empfehlung genau so „neu und gangbar“ heißt. Die Kritik ist gegenüber diesen Verhältnissen fast ohnmächtig. Es fällt einem Kritiker auch keineswegs leicht, gegenüber einem lebenden Dichter seinen äußeren Gewinnerfolg zu bekämpfen. Aber die Geldfrage, so wichtig sie auch für das Schicksal einzelner großer Künstler und vom Gesichtspunkt der Verwendung des Nationalvermögens aus sein mag, ist viel geringfügiger als die geistige Schädigung oder wenigstens doch Nutzlosigkeit eines solchen unsinnigen Büchertums. Die anständigen Buchhändler haben sich in der letzten Zeit vielfach zusammengeschlossen, um den Absatz unsittlicher Bücher in ihren Kreisen zu verhindern. Der Gedanke wäre unsinnig, daß der Buchhandel in ähnlicher Weise sich zum kritischen Erzieher des Volkes aufstellte; wohl aber wäre es nach meinem Dafürhalten Pflicht der für den Buchhandel wichtigen Fachzeitschriften, vor allem des Börsenblattes, dem einzelnen Sortimentier ins Gewissen zu rufen, welche starke Macht er in Wirklichkeit für die Verbreitung einer gesunden, echt künstlerischen Literatur ist.

Am 18. September ist in Eisenach Ernst Scherenberg gestorben (geb. 21. Juni 1839). Pommer von Geburt, lebte er seit 1870 in Elberfeld, wo er erst Redakteur, dann Sekretär der Handelskammer war. Gehalten hat auch er nicht, was sein erster, 1860 erschienener Gedichtband „Aus tiefstem Herzen“ und danach sein kleines Epos „Verbannt“ versprochen haben. Die Schuld daran trägt die Fest- und Todestagdichterei, wie sie in einem großen Teile unserer Zeitschriften und Zeitungen üblich ist. Scherenberg hatte für diese dichterische Verherrlichung nationaler Gedentage ein ganz besonderes Talent, und seine so entstandenen Schöpfungen gehören jedenfalls zu dem Besten dieser Art, was freilich nicht allzuviel besagen will. Aber diese fast grundsätzliche Andichterei bestimmter Persönlichkeiten und gewisser Ereignisse hat den Dichter um ein wirklich tiefes und starkes inneres Erleben gebracht. Es haftet dem größten Teil seiner Dichtungen etwas Journalistisches an, es fehlt

ihr die Verdichtung der einzelnen Erlebnisse zur inneren künstlerischen Notwendigkeit. Immerhin würde es sich empfehlen, aus der seit 1874 in sechs Auflagen erschienenen Gesamtausgabe seiner Gedichte eine Auswahl des Besten zu veranstalten, die das Andenken an den im guten Sinne idealen Mann im Volk und in der Literaturgeschichte wachhalten könnte. R. St.

Heinrich Vierordt

Der 50. Geburtstag ist ja gewiß noch keines jener Jubiläen, bei denen es zur „Pflicht“ der Presse gehört, mitzufeiern. Aber ebenso sicher ist es nie zu früh, die Aufmerksamkeit der Leser nachdrücklich auf einen Dichter zu lenken, dessen Werken sie edlen Genuß und innerliche Förderung danken werden. Bei dem badischen Dichter Vierordt, der am 1. Oktober fünfzig Jahre alt wurde, ist die Bekanntheit neuerdings erleichtert worden. Aus den neun bisher erschienenen Gedichtsammlungen (Weidelberg, Karl Winters Verlag) hat Ludwig Fulda eine gute Sammlung „ausgewählter Gedichte“ (ebenda) zusammengestellt, die in hübscher Ausstattung für 1 Mark in den Handel gebracht wird. Da sollten alle Freunde edler Dichtkunst zugreifen. In gleicher Ausstattung ist zu gleichem Preise eine Würdigung von Vierordts Schaffen aus der Feder Heinrich Ellenfeins erschienen, die mit froher Begeisterung den Beweis erbringt, daß wir in dem Fünfzigjährigen einen Dichter haben, der bekannter sein mußte, als er ist. Wir lassen zur besten Empfehlung dem Dichter selber das Wort. Was beim Knaben träumendes Schweben in die Ferne war, ist beim Manne ein starker Idealismus, edle Schönheitsfreude und warmherzige Begeisterung für alles Große geworden.

Erinnerung.

Sonnenfluten goldnen Lichtes quellen
Mir, wie einst, aus weißer Sommerwolke,
Denk' ich seliger, verträumter Jahre,
Da ich halb noch Knabe, halb schon Jüngling.

Auf weiträum'gem Vorplatz in dem Hausflur
Stand's auf grünen Blumenständerstufen
Voll von duftenden Geranienstücken
Mit den großen, rot leuchtenden Blüten,
Schwül und sommernachmittäglich brütend.
Durch sperroffene Fenster quoll erquickend,
Quoll die Sonn' in schwerer Überfülle,
Dämmergrünes Blätterwerk durchgoldend.

Hinter weißgestrichnem Fensterrahmen,
Über blühenden Azaleenwipfeln,
Zogen auf dem blauen Himmelsgrunde
Schneeige Wölken geisterleis vorüber.
Erb' und Himmel — eine tiefe Stille.

Oft an Sommersonntagnachmittagen
Saß ich, buchvertieft und erdverloren,
Auf dem lehnenlosen Taburette
Atemhaltend im Geranienwäldchen,
Knabenteilenschaftlicher Begierde
Südamerikan'sche Reisen schlingend.

Pföhllich, steh' da hoben sich, da redten
Sich die garten, schmäch'gen Stengel schwellend

In den erdgeformten Blumentöpfen,
Sich auswachsend, riesenhaften Wuchses,
Kronenmächtig zu phantast'schen Bäumen:
Groß, wie Sonnen, leuchteten die Blüten.
Oben an altmod'scher Hausflurdecke,
Wo der Stuck in gipfernen Girlanden
Und Fruchtstirnren anmutvoll sich hinschlang,
Ging es an zu blühen, sich zu regen:
Die Girlanden, gleich lebend'gen Schlangen,
Schossen her und wanden als Planen
Ringelnd sich um das Gestämm des Urwalds;
Papageien wiegten sich darinnen.

Beht' ein Glockenton vom nahen Kirchturm,
Durch die träumerischen Lüfte klingend,
Klang's wie dumpfer Chorgesang von Mönchen
Fern aus berggelegnem Abentloster;
Und die Schwalbe, die mit hellem Zwitschern
Über die Azalee draußen hinslog,
Wandelte vergrößern sich zum Adler,
Der auf breiten Schwingen meine Seele
Weltallbürtend hintrug zu den fernem,
Eisblau schlummernden Korbillerenkämmen . . .

Denk' ich sel'ger, süß verträumter Jahre,
Da ich halb noch Knabe, halb schon Jüngling,
Quellen Sonnenfluten goldnen Lichtes
Mir herab aus weißer Sommerwolke.





Religiöse Kunst

Von

Ludwig Fahrenthrog

Groß elliher Bedenken gegen Einzelheiten geben wir den folgenden Gedanken eines ernstn schaffenden Künstlers gerne Raum. Es wäre zur Heilung der ästhetischen Verwirrung, unter der unser Kunstleben leidet, von höchstem Werte, wenn öfter schaffende Künstler von ihrem Wollen, ihrem Sehnen redeten. Denn um Kunst recht zu verstehen, muß man in Künstlers Lande gehn. Wer wäre dazu ein geeigneterer Führer, als der Künstler.

* * *

Religiöse Kunst! — Dem Laienverstande steigen goldstrotzende Heiligenaltäre, Stationen und Cherubinen, Altardecken und Chorgesänge empor, all das, wodurch eine formenlüsterne Menge ihren Sinnenkult religiös zu betätigen vermeint. Ist es das — was reden wir weiter?!

Religiöse Kunst — Offenbarungen ewiger Flut, — Geburt und Schöpfung aus dem Reiche der Mütter, — Wesen, nicht Form allein!

Jene fanden den Schauer der Furcht und der Hoffnung in weiten Bogenhallen unter farbigem Leuchten gebrochenen Lichtes, unter rauschenden Orgellängen und Weihrauchdüften; diesen ward es zu dumpf und zu enge im Bau mit Händen gemacht, und die himmelumspannte Halbe, der heilige Hain ward die Stätte ihrer Opferungen. Zu Häupten brauste im Sturm und Gewitterschwange der hammerbewehrte Gott, und vor den Gewalten der Natur beugte sich die Seele der Verlangenden, es weiteten sich ihrer Sehnsucht Flügel. So fand auch das deutsche Gemüt den flammenden Ausdruck seiner religiösen Blut in seinen Götter- und Heldengestalten, und in gewaltigen Dichtungen einer groß veranlagten Phantasie offenbart sich uns hier eine erste deutsch-religiöse Kunst, wie sie in dieser Ursprünglichkeit Deutschland nicht wieder schuf.

Wir sind mit einer überkommenen Hartnäckigkeit gewöhnt, deutsche Sentimentalität oder deutsches Sinnen als nicht nur typisch für die religiöse Kunst, sondern bezeichnend für die deutsche Kunst überhaupt, anzusehen.

Gewiß, Ludwig Richter oder Thoma sind deutsch; deutsch sind aber ebenso die Personifikationen der Naturgewalten nordischer Mythe, deutsch die wuchtenden Weisen eines Wagner oder Hebbels Nibelungennot, oder auch Dürers Apokalyptische Reiter. Die Kraft der dichterischen Phantasie bedingte auch die Form, durch welche der Germane die Allseele ehrte. Sein Empfinden erstarrte an den Gewalten der Natur und aus dieser verkörperten sich ihm, vom Baldur bis zum Gott der Lohé, die Symbole seiner religiösen Schau. Die himmelanstürmende Lust ist dem Deutschen nicht fremder, als das sinnende Sichversenken in Sonne und Frühling. Der Zug zur Natur und dem Geheimnis ihrer Seele ist deutsche Eigenart, und aus der Verehrung der Natur erklangen ihm ungleich tiefere Saiten, als aus der gleißenden, schwülen Atmosphäre byzantinischer Dogmen.

Wir sehen am eignen Stamm, wie im Morgengrauen deutscher Vergangenheit Religion und Kunst sich fanden; aber auch jenseits des Ganges saß vor nebelgrauen Tagen der Sohn der Heidin und schnitzte sich seinen Gott aus hartem Holze, ein Symbol seines Glaubens, und so sind Religion und Kunst geschwistergleich, Hand in Hand erwachsen, bis in unsre Tage.

Sich sehe sie wieder ihre Hände suchen; — sind sie doch auch demselben Fundamente entstammt, derselben Seelenheimstatt.

Es ist selbstverständlich, daß wir „Religiöse Kunst“ nur aus den Begriffen „Religion und Kunst“ verstehen können. Was ist Religion?

Religion ist das Gefühl oder die Erkenntnis einer nötigen Übereinstimmung meines Wesens mit dem Wesen der Allseele. Religion ist Ruhe in Gott. Religion ist das intuitive Wissen um Gott, welches in seinen Vorstellungen und deren Äußerungen wohl Irrtümern unterworfen sein kann, an sich aber doch das Echte erfährt. Religion ist nicht etwas, das am Sonntage geübt und an Wochentagen vergessen wird, sondern Religion ist die Kraft, welche das Leben allezeit durchdringt. Religion ist Wesen; Kirche und Dogma sind Formen.

Wer wollte aber schlechtthin sagen, welches die richtige Form einer Gottesverehrung sei? So ist es auch in gewissem Sinne gleich, ob die Seele den heiligen Geist der Welt sich in einer Einheit oder Vielheit darstellt, gleich, ob sie der Sonne, dem Feuer oder Naturgewalten ihre Gebete stammelt, oder aber auch in Abstraktionen den Begriff „Gott“ sucht. Jede Seele wird hier nach Maßgabe ihres Verstandes und ihrer Gestaltungskraft ihren Gott bauen, ohne Anspruch darauf erheben zu dürfen, der Wahrheit Grenze in ihren Vorstellungen erreicht zu haben. Die Innigkeit und Aufrichtigkeit der Hingabe des einzelnen an das All-Ich ist das Wesentliche, diese aber wird nicht bedingt durch eine etwa höhere oder richtigere Vorstellung vom Wesen der Dinge oder ihres Ursprungs. Die gute Meinung ist es, welche das Kind heiligt. Ein Teil des Ganzen, Wirkung einer ewigen Ursache, wünscht und sehnt sich meine Seele in dem Unendlichen zu verfangen, eins zu sein mit dem Willen der Weltenseele, welche das All durchdringt — und mich.

Gott eins sein! Das ist es; Gott in sich finden!

Erkenne dich selbst, so wirst du Gott erkennen —, das Himmelreich ist in dir —, so wirst du Gott in dir erkennen. Wir erkennen uns, wenn wir uns gegenüber w a hr sind. Aber wie sollen wir uns erkennen? Schaukelt nicht unser Wille so oft zwischen „Selbstessen macht fett!“ und „Brich dem Hungrigen dein Brot“!? — zwischen „Jeder ist sich selbst der Nächste!“ und „Ich bin auch der andre!“? Erfahren wir nicht schon alle den Kampf des Eigners mit seinem Eigentum? Und haben wir nicht auch dem Eigentum gekrönt und so eine Einheit zerstört, welche uns beseligte? Das Gesetz, welches uns schuf, richtet auch in uns.

Wir vernehmen seine Stimme, so wir unserem göttlichen Ich treu sind. Ist Gotteinssein höchster Stand einer religiösen Überzeugung — ich wage mich Gott zu nennen, denn Gott ist in mir, oder, wie Jesus auch sagt, „Ihr seid Götter!“ — so vollzieht sich die religiöse Betätigung erst in der Treue zum eignen, d. i. wahren Ich.

Es war nicht, daß sie es nicht verstanden hätten, die Religionsstifter aus ferner Zeit, daß die Einheit mit Gott die Höhe jeder religiösen Sehnsucht wäre, und sie haben es darum auch versucht, durch Liebe und Haß, durch Mord und Demut, durch Feuer und Eifer diese Übereinstimmung der Menschenseele mit der Weltenseele zu erzwingen, ohne zu bedenken, daß diese Einheit besteht und nur erkannt zu werden braucht. Das eben ist der geniale Gegensatz einer Lehre Jesu zu anderen Religionsystemen; fordern letztere, der Mensch müsse erst dies und jenes tun, um rein oder würdig zu werden, vor Gott zu treten, so betont Jesus gerade: „Werdet erst einig mit Gott so, wie ihr seid, so wird sich euer Wandel aus dieser Wiedergeburt von selbst ergeben. Erkenne dich, so wirst du Gott erkennen, dann durchströmt die Seele des Unwandelbaren das Leben des Menschensohnes, und der heilige Geist der Ewigkeiten wird euch geben, was ihr tun und reden sollt.“

Was wäre denn auch eine Religion, wenn sie nicht befähigt wäre, das Leben zu durchwirken mit geistiger Kraft, wenn ihre Segnungen nicht in jedem Tun und Lassen instande wären, sich zu offenbaren? Der Geist ist es, der da lebendig macht. Stammt die Seele aus dem Unendlichen, so wird sie auch zu dem Unendlichen im Menschen zu reden vermögen.

Fand sich die Seele in Gott und Gott in sich, so schöpft ihr Sinn aus der ewigen Quelle, und in dem beseligenden Ringen um den Reichthum Gottes ergießt sich die Seele über ihre Ufer, und in Lied und Klage, in Ton und Rhythmus gebärt sie Leben vom Leben wieder — und hier stehen wir auch an der Wiege der Kunst.

Kunst ist der Ausdruck eines Seelenvermögens. Es ist nicht selbstverständlich, daß ein bestimmter Ausdruck auch stets einen gewissen Eindruck hervorbringen muß. Das setzt voraus, daß gewisse Vorbedingungen (eine bestimmte Aufnahmefähigkeit) stets vorhanden wären. Verstehen ist auch Gabe — Kunst ist Offenbarung, Geburt und Schöpfung der ureigensten Seele.

Wenn wir nun sagen dürfen, daß jeder Mensch seinem Wesen nach religiös veranlagt ist, so dürfen wir ebensowohl sagen, daß jeder Mensch bis zu einem gewissen Grade künstlerisch veranlagt ist, gleich, ob er sich auszudrücken versteht oder nicht. Bei dem einen bleiben die Intuitionen nur jenseits der sinnlichen Vorstellungssphäre, bei dem andern ringen sie sich durch irgend ein Ausdrucksmittel in die Gegenwart. Aber nicht das Ausdrucksmittel ist an sich die Kunst — dann käme Kunst von Können, käme nicht aus dem Seelenvermögen. Das Ausdrucksmittel kann völlig leer sein. Das Ausdrucksmittel, Farbe, Ton, Linie, Wort dient der Mitteilung und bewirkt nur, daß die Intuition sinnfällig wird.

Bedienen sich reiche Naturen auch vieler oder dieser und jener Mittel, so wird im allgemeinen die Seele sich doch auf jene festlegen, welche im Menschen durch Auge, Ohr oder sonstwie zumeist zur Mitteilung befähigt, prädestiniert erscheinen. Unrichtig ist es aber jedenfalls, den Menschen oder Künstler a priori als Musiker, Maler oder Baumeister einschachteln zu wollen. Aus solcher Uniformierung gelangt man dann auch zu jenen Härten, denen z. B. ein Peter Cornelius zum Opfer fallen mußte. Unter dem Schlachtruf „Maler, male!“ sank seine Gloriole dahin, und dennoch, „dieser war wahrlich ein Künstler!“ Ja auch einer, der sich auszudrücken verstand. Ein „Künstler“ — „kein Maler“!

Über nicht nur dieser allein. Martert man nicht jeden Vollmenschen mit auswendig erlernten, aber schlecht verstandenen Sprüchen? „Maler, male!“ „Künstler bilde, rede nicht!“ „Schuster bleib usw.“ So hat man denn auch glücklich den Maler auf die Palette festgenagelt. Er wird sobald nicht mehr nach Seele und Gedanken riechen. Wer oder was bedingt aber denn überhaupt, daß der Mensch auf gespannter, viereckiger Leinwand die Ruhme, einen Postillon oder Tannenwald getreulich abzumalen habe, und das Ganze hernach möglichst goldgerahmt auszustellen ist? Warum malen wir denn überhaupt?

Die abertausend Reize der Natur enthüllt sie mir selber viel unmittelbarer. Ihr steter mannigfacher Wechsel, die Möglichkeit, sie von allen Seiten zu betrachten, bietet mir ungleich mehr als ein mit unzureichenden Mitteln vorgetragener Naturauschnitt. Wollte man den Laien auf die Reize der Natur durch ein Bildwerk hinweisen, so vermöchte es vielleicht ein feinsinniger Kunstschriftsteller sicher viel eindringlicher und überzeugender vor der Natur. Male ich aber etwa, um zu zeigen, daß ich das, was draußen vielleicht rund ist, auch eckig oder in Flächen glaubwürdig vorzutragen vermag, so vollbringe ich nur ein Kunststück. Aber vielleicht ist die Frage müßig. Die Kunst ist ja Selbstzweck. Wie die Spinne ihr Netz baut und die Schnecke ihr Haus, so ist die Kunst eine selbstverständliche Äußerung der in dem Menschen ruhenden Fähigkeiten — ist Naturprodukt, welche nur seine ihm eigene Leibessphäre überragt. Wie der Mensch die Geschwindigkeit seiner Kugel, die Stärke seiner Maschinen, das Auge seiner Instrumente besitzt, so hat er auch die Größe der Seele, welche sich in seinen

Werten widerspiegelt. Der Mensch ist auch Natur, und das, was er aus sich gebiert, ist es nicht minder als die ihn begleitende Umwelt. Dann ist die wirklich künstlerische Betätigung nur ein „Sichausleben“, und ihr Selbstzweck sind die Offenbarungen der eigenen Seele.

Das ist aber, was der Künstler in der Tat zu geben vermag — sein Ich. Mehr aber, als sich selbst geben, kann niemand.

Jede Nachahmung oder Kopie ist Afterkunst, Handwerk oder Kunststück. Alte Meister sind Meister, die Natur aller Lehrmeisterin, mehr nicht. Schaffen wir von außen nach innen, so sind wir schlechte Architekten.

Daß die Nachahmung der Natur an sich nicht der Zweck der Kunst ist, bestätigen uns von vornherein überdies die Baukunst, die Musik und das symbolische Wort. Vermögen wir nicht auch durch den Laut der Worte in jeder nur möglichen Sprache ein und dasselbe Gefühl, Stimmung oder Gedanken zum Ausdruck zu bringen?

Ist Kunst an sich auch nun Geburt und Schöpfung, so schließt das allerdings die Forderung nicht aus, daß das Ausdrucksmittel, das Handwerk zu beherrschen sei. Wie wollten wir sonst auch sagen, was wir meinen, wenn wir des Wortes nicht mächtig sind? Alle unsere intimen oder großen Gedanken blieben unausgesprochen. Und nicht nur das. Auch die Wissenschaft werden wir befragen müssen, soweit sie unseren Zwecken dient, wie wollten wir event. sonst eine Person als solche erkennen? Es kann mithin ein Kunstwerk ein richtiges Kunstwerk sein, selbst wenn wissenschaftliche Angaben oder gar historische in ihm gemacht sind. Daß aber ein Kalb wie ein richtiges Kalb aussieht, die Hand fünf Finger hat, oder Anno dazumal gelbe Lizen an der Hofe saßen, oder aber daß die Schatten draußen kühl, die Lichter warm, drinnen umgekehrt sind, daß das Licht flimmert, und eine schnelle Bewegung impressionistisch, die Ruhe intimer zu geben ist, all das erläutert uns, wo uns das die Natur nicht schon sagt — an der Hand ihrer Erklärer die Wissenschaft.

Können wir somit weder dem Ausdrucksmittel noch dem Ausgehen von dem Ausdrucksmittel oder gar dem Wissen um irgend etwas den Titel Kunst zubilligen, so nennen wir doch den erst einen wahren Künstler, dessen starker Impuls durch irgend ein Ausdrucksmittel in die Erscheinung rollt. So erstanden denn auch in erhabenen Stunden jene Werke aus kongenialer Vereinigung der Beherrschung der Mittel und des Seelenvermögens, welche uns religiös anmuten, weil sie wahre Kunst bieten. Wir sind erschüttert von den Tönen einer neunten Sinfonie; wir beugen unsere Herzen in Andacht vor Böcklins Toteninsel, ringen dürstend und verlangend zugleich um unsre Seele in den Wandlungen der Fausttragödie und stehen gebannt und erhaben vor dem Moses von Michelangelo. Wir spüren, wie die Seele in einfachen Richterschen Landschaften sich nur wiederholte, da sie den blütentragenden Penz mit beschwingten Englein bevölkerte. Wir fassen es, daß es eine Geburt war, welche sich vollzog, da der rasende Sturm in wilder Wucht Fichte und Linde bog und prasselnde, irre Flut verfinsterten Schläm-

den entsprang und weithin grollender, zuckender Strahl die Majestät der Eiche brach, wie da die siegende Gewalt dem inneren Auge furchtbar und heilig groß emporstieg und vorüberdonnernd im Bocksgespann ein Gott im Sturm, ein Gott — denn nicht unbedacht traf der nie fehlende Hammer sein Ziel — seine Wege wandelte. Scheu flohen die Tiere von dannen — der Mensch schaute der Gewalt ins Auge. Ihm wurden die Gesetze der Natur zu Äußerungen einer Gottheit. Das war Religion, Kunst und Natur. Und nicht anders vollzog sich dieser Prozeß, als jener, welcher uns die Apokalyptischen Reiter eines Peter Cornelius bescherte, oder Böcklins Schweigen im Walde. Lebt Gott nicht in der Natur, so lebt er nirgend, denn was ist natürlicher als Gott, die Quelle der Natur?

In den Naturgewalten lebt Gott, und aus dem Menschen reden Naturgewalten. Religiöse Kunstwerke sind elementare Geburten. Oder schafft man schon religiös, wenn man einen Weißbart für 60 Pfennig die Stunde abmodelliert, zwei Gesehestafeln dazu tut und das ganze für ebensoviellmal so und so viel Münze einer Kirche als „Moses“ überläßt? Schaffen denn die Krämer Werke, wie sie Michelangelo schuf, oder verkaufte der Krämer nicht seine Seele, ohne sie mitgegeben zu haben? Gewiß nicht, weder das biblische Motiv, noch der Bestimmungsort Kirche prädestinieren eine quasi Kunstleistung auch zu einem religiösen Kunstwerk.

Der Ort mag das Werk diesem und jenem heiligen, mir ist es nicht heilig, wenn es nicht dem Unendlichen entstammt. Das Motiv mag dem Laien fremd erscheinen — Profankunst ist, was keine Geburt aus der Tiefe des urenigsten Selbst ist. Der Geist ist es, der da lebendig macht.

Ist so auf der einen Seite der Kirche, die sich doch Vertreterin der Religion nennt, der Vorwurf zu machen, daß nichtreligiöse Kunst ihre Hallen bergen, ja, daß sie nicht einmal weiß, was religiöse Kunst ist; so läßt sich auf der andern Seite behaupten, daß der Durchschnittskünstler, als angeblicher Vertreter der Kunst, nicht Werte schafft, welche seiner Seele entstammen, sondern solche, welche durch Nachahmungsfucht, Sitte, Ruhm und sonstige Vorteile erzeugt sind, ja, daß er nicht einmal weiß, daß er sich des hohen Rechtes, ein Priester des Höchsten zu sein, begibt.

Wir haben gezeigt, was religiöse Kunst ist, und haben gesagt, daß wahre Kunst ihrem Wesen nach religiös ist. So ist es nur eine Form der Äußerung, welche scheinbar die Gleichnisse Jesu, die Gesichte der Propheten, die Offenbarungen Johannis oder eine Beethovensche Symphonie trennen. Die Gleichnisse Jesu sind in demselben Sinne der Ausdruck einer religiösen Seele, wie sie die künstlerisch hohe, natürliche Ausdrucksform desselben Seelenvermögens sind; wie wir es auch nicht anders von Michelangelos Moses ausagen können. Wenn bei ersterem eine höhere moralische Absicht vorhanden ist, so schadet diese dem Kunstwerk an sich ebensowenig, wie die in den Gleichnissen verwandten Naturstudien oder sonstige wissenschaftliche Erörterungen. Eines steht aber gerade in der Form des Ausdrucks so hoch; die Gleichnisse sind frei von jener Autoreneitelkeit, welche ihre

Kunst so sehr in den Vordergrund proßt, daß man, wie bei so vielen modernen Malereien nichts weiter hört, als rufen: „Wie bin ich gemalt!“ Das aber ist es gerade, was wir gebrauchen, die Befreiung der Seele vom materiellen Joch.

Kunst ist Offenbarung, Religion intuitives Wissen. Erlernbar ist weder dieses noch jenes. Erlernbar ist nur die Form der Mitteilung. Eine größere oder kleinere, als die eigene Seele, kann niemand geben, wohl aber weniger.

Vorüber zog mit elementarer Gewalt der Jahrtausende Sehnen. Indien baute seine Altäre, Ägypten seine Tempel. Hellas offenbarte den Reichtum seiner Gesichte, und Rom zeugte den letzten grandiosen Abschluß einer Vereinigung von Religionen und Kunst im Mittelalter. Da durchbrach Germaniens Seele die lastende byzantinische Sphäre und zertrümmerte eine seinem Wesen nicht entsprungene Form und vollführte im gläubigen Übereifer eine Trennung der Religion von ihrer göttlichen Schwester, der Kunst. Die ihrer Seele beraubte Kunst ward feicht. Germaniens Urzeit lag zu fern, als daß die Fäden von dort sich wiederfinden konnten. Trotzdem. Wir sehen die Wogen einer religiösen Kunst sich um Peter Cornelius erheben und auch versinken. Der Materialismus tötete den Glauben. Aber aus der sinnenden Naturbetrachtung heraus, im Zeitalter der Naturwissenschaften bildete dennoch das religiöse Gemüt, ohne biblische Motive ihres Glaubens, Altäre wieder auf. Und ich sehe sie wieder ihre Hände sich reichen; sind sie doch auch demselben Fundament entstammt, derselben Seelenheimstatt, der inneren Wahrhaftigkeit.

Noch steht die Kirche mit Salmikünsten überladen oder kunstentblößt; noch reihen sich in Galerien, wissenschaftlich geordnet, Bild an Bild. — Ist der Dom der Zukunft ein Traum? Nicht der gotische oder sonst historische, sondern der, welchen sich die Blut der Seele selbst gebiert? — Noch hat man es allerdings nicht vermocht, Böcklins Toteninsel in einer Kirchenhalle aufzustellen, aber der Sieg der Wahrheit wird eintreten müssen mit kaufalgefehlter Notwendigkeit. Denn von dort muß uns die Kunst kommen, aus dem Zwange des Wesens heraus — religiöse Kunst.



Im Streit um die moderne Kunst

Es ist nur allzu bekannt geworden, daß ein Kunstschriststeller, der seit Jahren seine Aufgabe darin sieht, uns Deutschen einzureden, daß das einzige künstlerische Seil für uns aus Paris komme, seine Unfähigkeit, in die Welt Böcklins einzubringen, dahin künstlich aufdrapiert hat, daß er einen „Fall Böcklin“ konstruierte. So sicher dieser „Fall Böcklin“ für jeden Einsichtigen nur ein „Fall Meier-Gräfe“ ist, so sicher der eitle Ruhm Herostrats diesem neueren Zerstörer schon deshalb nicht blühen wird, weil es ihm nicht gelingen

kann, die gewaltigen Lebenswerte der Kunst Böcklins zu vernichten, so erfahren wir doch auch jetzt wieder in höchst betrübender Weise, wie wenig selbständig jene Anzahl von Leuten, die sich in Deutschland zur Kunstschriftstellerei berufen fühlen, im Grunde ist. Vor der mit großer Dreistigkeit, ohne jede einer großen Persönlichkeit schuldige Achtung, mit einem starken Aufpuß einer bei genauerem Zusehen recht fadenscheinigen Gelehrsamkeit vorgetragenen Meinung dieses Schriftstellers vermag das innere Gefühl und die niemals innerlich erlebte Ästhetik einer großen Zahl von Kunstschriftstellern so wenig standzuhalten, daß weithin ein halb scheues, halb verlegenes Abweichen von Böcklin zu bemerken ist, wo noch vor kurzem helle Begeisterung war. Dieser „Fall der Kunstkritik“ ist für unsere Zustände so bezeichnend, daß ich, so ungern ich mich und meine Leser mit derartigen Fragen beschäftige, die ja lesterdings für das eigentliche Wesen der Kunst und ihre große Entwicklung gar nichts zu bedeuten haben, es doch für eine unumgängliche Aufgabe betrachte, die Grundsätze und die Art des Vorgehens des genannten Herrn, der nur der Gewandteste unter einer Anzahl Gleichstrebender ist, näher zu beleuchten. Das ist im Rahmen unserer heutigen Nummer nicht möglich und sei deshalb für ein andermal verspart. Dagegen möchte ich heute auf einige Erscheinungen hinweisen, die mit der genannten wenigstens in losem Zusammenhang stehen, die mir wertvoll dünken, weil sie ein Erwachen der deutschen Seele gegenüber der Anmaßung einer unserer Art fremden Kunst und ihrer Herolde bedeuten.

Unser Volk als ganzes kümmert sich um das Kunstleben eigentlich recht wenig. Wir stehen da in unserem bildungsstolzen Deutschland zweifellos sehr hinter Frankreich, England und Italien zurück, von den kleineren Ländern Schweden, Norwegen und Dänemark ganz zu schweigen. Gleichwie der große Teil unseres Volkes für Kunst kein Geld übrig hat, wie dieselben Leute — sie rechnen sich wohlverstanden zu den Gebildeten oder doch zum guten Mittelstande —, die alltäglich dem bösen Alkohol in seinem unschönsten Tempel, dem Wirtshaus, ihr Opfer darbringen, ganz entrüstet sind, wenn man von ihnen einige Mark verlangt für eine würdige künstlerische Ausschmückung ihrer Wohnräume, so steht auch die große Mehrzahl der Deutschen den Fragen der Kunstpolitik völlig gleichgültig gegenüber. Das hat für unsere Kunst die schwersten Folgen nach sich gezogen. Es ist einer kleinen, aber sehr zielstrebigen vorgehenden Gruppe dank diesen Verhältnissen gelungen, einen unverhältnismäßig großen Teil des Kunstmarktes an sich zu bringen. Es ist nur durch diese Verhältnisse möglich geworden, daß eine ganz systematisch betriebene Einfuhr französischer Malerei, die unserer deutschen Art so gut wie nichts zu geben hat, seit Jahren einen unverhältnismäßig großen Teil des für Kunst aufgebrauchten Kapitals unserer heimischen Kunst entzogen hat. Es ist dieser kleinen Gruppe, der vor allem eine große Zahl von Berliner Kunstschriftstellern angegliedert ist, gelungen, nicht nur in einem weiten Teile unseres Volks ein Gefühl von der Minderwertigkeit der deutschen Kunst großzuziehen, sondern selbst in einer großen Zahl von Künstlern, von denen jeder ein gutes Eigenes zu bieten hat, die Überzeugung wachzurufen, daß sie ihr Bestes Frankreich verdanken, daß sie ohne diese französische Kunst gar nicht bestehen könnten.

Es liegt mir nun nichts ferner als ein blinder Chauvinismus. Ich habe es gerade in diesen Blättern schon so oft betont, daß das französische Volk uns in formaler Kultur weit überlegen ist, daß es lächerlich wäre, wenn man nun nicht zugeben wollte, daß wir von dieser formalen Kultur lernen können.

Aber weiß Gott, doch nur das Formale! Und auch dieses Lernen kann für uns nur ein Verhängnis werden, wenn wir darum etwas von jenem preisgeben, was unsere Eigenart ist, was unsere Kunst durch die trübsten Zeiten hindurch lebensfähig erhalten hat, was überhaupt unserer Kunst die eigene Stellung in der Kunst der gesamten Welt anweist.

Zum Vorort dieser fremden Kunsteinfuhr, dieser theoretischen Verherrlichung vor allem der französischen Kunst, der Bekämpfung des ausgesprochen Deutschen in der Kunst hat sich die Berliner Sezession und ihr Kreis entwickelt. Gegenüber dieser Berliner Sezession wahrte sich der große Teil des deutschen Volkes zunächst eine instinktive Ablehnung, die, wie alle derartigen Instinkte, im Kern vollauf berechtigt war. Es war einerseits die ebenso unlebendige wie unkluge Art, mit der in Preußen von der Regierungsseite aus alle Kunstfragen behandelt werden, andererseits die berechnende Klugheit der Leiter der Sezession, daß allmählich der Anschein entstehen konnte, in dieser Berliner Sezession verbichte sich gewissermaßen die Freiheit des künstlerischen Schaffens gegenüber dem akademischen Drill und gegenüber einer unkünstlerischen Gefälligkeit für die Wünsche höherer maßgebender Stellen. Die Anklugheit der Regierung zeigte sich am schroffsten bei Gelegenheit der Besichtigung der Weltausstellung in St. Louis, die ja auch — gegenüber allen schönfärberischen Zeitungsberichten steht das fest — der deutschen Kunst ein völliges Fiasko gebracht hat. Die Klugheit der Berliner Sezession hatte sich schon vorher darin bewährt, daß sie Künstler für ihre Ausstellungen zu gewinnen wußte, deren ganzer Art sie im Grunde feindlich gegenüberstand, deren Anwesenheit aber für das breite Publikum eine Täuschung der gesamten Verhältnisse war. Es ist da einer ganzen Reihe unserer großen Künstler, es ist einem Böcklin und einem Thoma der Vortwurf nicht zu ersparen, daß sie aus Ärger über den akademischen Zwang anderer Ausstellungen oder aus allzu weltfremder Anschauung der wirklichen Verhältnisse dieser Sezession durch Phrasen von künstlerischer Freiheit sich verleiten ließen, in diesem Rahmen ihre Werke auszustellen.

Der Fall mit St. Louis hat zum ersten Male seit der längsten Zeit in weiten Kreisen des deutschen Volkes das Empfinden aufgestachelt, daß die Kunst denn doch nicht bloß eine Sache der Künstler und etlicher Leute, die für solche Dinge Geld haben, sei, sondern ein starker ökonomischer und ethischer Volkswert. Es ist darum sicher niemals in Deutschland eine dem äußeren Rahmen nach nur die Künstler und Kunstkreise berührende Handlung so zur Volkssache geworden, wie die Gründung des „Deutschen Künstlerbundes“, mit der jene verkehrten Maßnahmen der Regierung zur Vertretung der deutschen Kunst in St. Louis beantwortet wurden. So wie der Deutsche Künstlerbund sich damals vorstellte, verdiente er die Anteilnahme des Volkes im höchsten Maße. Es sollte sich hier ohne die Begleiterscheinung des Kunstmarktes, die sonst allen Kunstausstellungen und Kunstverbänden naturgemäß anhaftet, ein Verein bilden, der alle jene Künstler umschloß, die es als ihr Lebensbekenntnis aussprachen, daß die Kunst frei sei, die es als ihren Grundsatz verkündeten, daß sie in der Kunst sich und ihre Art zu sehen und zu empfinden ausleben wollten; daß sie aber nicht von irgend einer Stelle her innerhalb oder außerhalb des Reiches der Kunst Vorschriften haben wollten, wie sie zu schaffen hätten. Dieses Programm war so weit, daß alles darin Platz hatte. So war es denn gut, daß ein bestimmterer Unterton gleich durch die Ereignisse,

unter denen der Verband zusammengekommen war, mit hineinrang. Das war, daß man gegenüber der willkürlichen und von einseitigen Gesichtspunkten aus gefällten Auswahl aus deutscher Kunstarbeit der Welt zeigen wollte, was eigentlich in Deutschland an Kunst geleistet werde, daß da keineswegs bloß die, sagen wir es doch gerade heraus, der Regierung gefällige Richtung gepflegt werde, sondern ein vielgestaltiges Leben herrsche. Im Hintergrunde stand als erstrebenswertes Ziel eine Auswahl des Besten aus der zeitgenössischen deutschen Kunst in einer Ausstellung vorgeführt in den großen Zentren ausländischer Kunst.

Ich habe die Begeisterung für den Künstlerbund nie mitzumachen vermocht. Schon weil mir dieses letzte Ziel als ziemlich gleichgültig vorkommt. Ich kenne das Ausland und die ausländischen Kunstverhältnisse viel zu gut, um nicht zu wissen, daß die deutsche Kunst dort niemals einen einträglichen Kunstmarkt finden kann; davon abgesehen ist die Ausprägung des nationalen Sinnes bei den anderen Völkern so stark, daß sie das Wertvollste in der deutschen Kunst, das ihr Eigene immer als spezifisch deutsch empfinden würden und als solches auch bereits kennen. Wenn sie es nicht so hoch schätzen, wie wir fremde Eigenart, so liegt das an ihrem nationalen Selbstbewußtsein. Dieses Selbstbewußtsein kann nur noch verschärft werden, wenn im Ausland als deutsche Kunst gezeigt würde, was diesem nur als schwächliche Nachahmung des dort Gepflegten erscheinen muß. In der letzteren Hinsicht hat meine Überzeugung bereits eine doppelte Bestätigung erhalten, in der Aufnahme, die die deutsche Kunst bei Ausstellungen im Elsaß im laufenden Jahre erfahren hat. Wenn auf irgend einem Gebiete, so ist auf dem der bildenden Kunst das Elsaß so recht das Land der Vereinigung zweier Kulturen, wobei das Überwiegen der französischen wenigstens in der äußeren Erscheinung der Malerei unverkennbar ist. Bei der gesamten Vorliebe, die die gebildeten elsässischen Kreise sich von jeher für die französische Kunst bewahrt haben, hätte man annehmen müssen, daß jene deutsche Kunst, die sich in der Nachahmung der französischen gefällt, besonderen Beifall finden würde. Statt dessen war man über die Arbeiten der deutschen Sezessionisten, der Impressionisten, der Gruppe um Liebermann, überhaupt dieser ganzen sogenannten Wirklichkeitskünstler modernster Art geradezu entsetzt. Man fand darin nur eine arge Vergröberung, ein ganz ungelentetes und ungeschicktes Nachahmen der französischen Kunst, man sah nicht ein, weshalb man sich aus Deutschland ein Surrogat der so leicht zugänglichen Pariser Ware verschaffen sollte. Dagegen erkannte man willig in jener Art der deutschen Maler, die man in weiterem Sinne als deutsche Romantiker auffassen kann, Eigenart und hohen Wert einer besonderen nationalen Sprache an. (Vgl. die betr. Berichte in Nr. 2 und 3 der Revue alsacienne illustrée.)

Nach meiner Meinung ist es viel wichtiger, dem deutschen Volke zu zeigen, wo deutsche Kunst ist, und daß alles, was uns aus dem Auslande jetzt mit viel Reklame zugeführt werden soll, so weit es für uns überhaupt in Betracht kommt, in unserem eigenen Lande, von unseren eigenen Künstlern in ruhiger, stiller, einer marktschreierischen Öffentlichkeit abgekehrter Arbeit längst gefunden worden ist. Es ist die wichtigste Aufgabe unserer Kunstszene, daß wir endlich auch auf diesem Gebiete unsere jämmerliche Auslandsucht, unsere charakterlose Vorliebe für alles Ausländische abstreifen, daß wir den Mut finden, uns zur nationalen Art zu bekennen, selbst wenn wir eingestehen müssen: in der und der Hinsicht können wir nicht,

was die Ausländer können. Dann können wir aber stolz sofort hinzufügen: in so und so vielen anderen Beziehungen können wir mehr als die Ausländer, vermögen wir Werte zu schaffen, die sonst niemand außer uns zustande bringt. Ich hätte mir einen „deutschen Künstlerbund“ denken können, bei dem dieser Satz als Motto gebietet hätte.

Auf dem Gebiete der Literatur, insonderheit der des Theaters, ist das Gefühl einer ungesunden „Vorherrschaft Berlins“ allgemein geworden. Man braucht kein Bewunderer der Erzeugnisse der literarischen Heimatkunst zu sein und kann doch anerkennen, daß sie den Blick auf einen Reichtum an Volksgut hingelenkt hat, das ausschließlich deutscher Art ist, daß sie darüber hinaus den Blick dafür geschärft hat, daß in der Großstadtliteratur etwas ausgesprochen Undeutsches gepflegt wurde. Das ist ein außerordentliches Verdienst.

Es hatte sich in deutschen Künstlerkreisen schon vor den Tagen von St. Louis eine Stimmung eingestellt, die in den für die Berliner Sezession maßgebenden Kreisen etwas Unschönes, ja sogar deutscher Art geradezu Feindliches fühlte. Man empfand darüber hinaus, daß der Kreis um Liebermann und Cassirer, also den geistigen und den geschäftlichen Leiter dieser Sezession, nur einem ganz engen Ausschnitt aus der zeitgenössischen Kunst wohlwollend gegenüberstehe, alles andere dagegen zurückbränge und bekämpfe, freilich nicht offen bekämpfe. Man empfand es weiter, daß die von diesem Kreise gehegte Kunst etwas zum mindesten Internationales, wenn nicht ausgesprochen Deutschfeindliches sei, und es fühlten zahllose bedeutende und kleinere Künstler, daß diese Berliner Sezession, wie sie sich herausgebildet hatte, nicht der Platz sei, wo sie vor das Volk hinzutreten hätten. Man empfand darüber hinaus ganz deutlich, daß die Berliner Sezession von Jahr zu Jahr ihr wahres Gesicht deutlicher enthülle; man begann wohl zu fühlen, daß eine ganze Reihe von Künstlern nur aus mehr dekorativen Gründen, um es ganz gerade herauszusagen, überhaupt nur deshalb zugezogen sei, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Ich sehe nicht ein, weshalb man diesen Gedanken nicht einmal offen und gerade heraus aussprechen soll. Ich glaube sicher, es wäre früher zu einem ganz heilsamen, offenkundigen Zwiespalt gekommen — die Absicht der Münchener, in Berlin eine ständige Ausstellung zu veranstalten, zeigt es deutlich —, wenn nicht das Geschehnis mit der Ausstellung von St. Louis dazwischen gekommen wäre. Dadurch wurde das ganze Verhältnis verschoben. Dadurch, daß die Auswahl der nach St. Louis zu schickenden Werke einem durchaus einseitigen Mann übertragen wurde, in dessen Namen sich für Deutschland gewissermaßen der Begriff des akademisch Starren, des künstlerisch Anfreien und des Regierungsmäßigen kristallisiert, wurden sämtliche anderen Strömungen innerhalb der deutschen Kunst zum erneuten Zusammenschluß gegen diesen Gegner veranlaßt. Dabei müssen wir uns klar sein, daß dieser Gegner längst bereits zum Popanz geworden war. Die Tatsache, daß der Kaiser nur für eine ganz bestimmte Richtung in der Kunst Sinn hat, daß er, soweit sein Einfluß reicht, nur diese mit Aufträgen bedeckt, bleibt bestehen; aber diese Tatsache ist auch nicht aus der Welt zu schaffen, solange es nicht dem Kaiser beliebt, seinen Geschmack zu ändern. Daß freilich die weiteren Regierungsorgane sich sagen müßten, die staatlichen Kunstaufträge würden nicht im Namen des Kaisers erteilt, sondern seien Volksaufträge, ist eine andere Sache. Es wäre aber jedenfalls das beste Mittel, hier die notwendige Änderung zu erzielen, wenn nicht in einem Künstlerbund zahlreiche Elemente vorhanden

wären, gegen die sich die Regierung auch im besten Sinne als deutsche Volksvertretung mit Recht verschließt. Davon abgesehen ist im eigentlichen Kunstleben der Gegensatz zwischen den Sezessionen und den übrigen Künstlergruppen längst ausschließlich zu einer Marktfrage geworden. Jeder Gang durch die Ausstellungen beweist es. Der Deutsche Künstlerbund war im Kern seiner Absicht nach weiter nichts als ein Protest gegen eine Regierungshandlung. Diesem Protest konnten sich — es ist ja von den demokratischen Elementen immerwährend darauf hingewiesen worden — die königstreuesten Männer um so ruhiger anschließen, als Gott sei Dank die Anschauungen in künstlerischen Dingen nichts mit dem politischen Glaubensbekenntnis zu tun haben. Aber es ist ebenso sicher, daß dieser Künstlerbund, der die verschiedensten Elemente zusammenschließen sollte, in Wirklichkeit eine Gesundung des Verhältnisses der regierenden Kreise zur Kunst nur erschwert hat.

So gut und weitherzig an sich der Gedanke der Gründung des Künstlerbundes war, so hielt die Ausführung von vornherein nicht mit diesem Grundgedanken gleichen Schritt. Es sind meist äußerliche Verhältnisse oder die kleinen Reibereien innerhalb der Künstlerschaft, die mit der großen Sache gar nichts zu tun haben, daran schuld, daß der Künstlerbund keineswegs zur Zusammenfassung aller selbständigen oder selbstherrlichen künstlerischen Kräfte Deutschlands wurde, sondern eigentlich eine Sammlung der verschiedensten Sezessionen darstellte. Dieser Sammlung von Sezessionen sind eine Reihe der bedeutenderen Einspänner beigetreten, genau so gut wie früher bereits ein Thoma oder Böcklin oder Segantini in der Berliner Sezession ausgestellt haben. Diese Tatsache ist mit der zweiten Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Berlin für jeden, der sehen will, klar geworden, die Berliner Sezession hat dabei in allzu stark geschwelltem Machtgefühl ihre sonst schlaue bewährte Klugheit so sehr außer acht gelassen, daß man nunmehr die Hoffnung hegen kann, es werde innerhalb der Sezession zu der dringend nötigen Scheidung der so verschiedenartigen Elemente kommen. Diese Scheidung wird, das dürfen wir zuversichtlich hoffen, wenn wahrscheinlich leider auch nicht ausgesprochenenmaßen, doch instinktmäßig eine solche nach dem Begriffe deutsch sein. In der Hinsicht kann das Buch von Meier-Gräfe noch verdienstvoll wirken. Wenn erst die erste Verblüffung vorbei sein wird, wird man sich wohl darüber klar werden, wohin alle derartigen Bestrebungen in Wirklichkeit zielen.

Als ein Anzeichen dieser Gesundung begrüße ich die Beurteilung der zweiten Ausstellung des Deutschen Künstlerbunds durch den gewiß nicht der Inmodernität verdächtigen Wilhelm Schäfer (Düsseldorf, Fischer und Franke. 30 Pf.), begrüße ich die Tatsache, daß sich die Jury der diesjährigen Künstlerbundaustellung genötigt gesehen hat, ihr Vorgehen zu rechtfertigen. Es kriselt also im Künstlerbund, dessen diesjährige Ausstellung von einem Plakat angekündigt ist, das von einer geradezu brutalen Geschmacklosigkeit ist. Obendrein eine Flegelrei gegen den deutschen Kaiser, die wir uns von Th. Th. Heine nicht gefallen lassen brauchen, so wenig wir die Kunstansichten des Kaisers teilen. Wir brauchen heute eine Sezession, mehr als jemals zuvor: eine Sezession nach dem Begriffe „deutsche Kunst“.

Karl Storr



Zu unsern Kunstbeilagen

Tizians herrliches Gemälde „Die drei Lebensalter“ erheischt keinen Erklärer, sondern nur den aufmerksamen und liebevollen Betrachter. Es ist in derselben Zeit entstanden, wie das als „Sinnliche und irdische Liebe“ bekannte Bild, also um 1512. Der 25jährige Tizian sah noch mit den trunkenen Augen der Jugend in die Welt. Nur Schönheit und Vollkommenheit sah er damals in ihr. Selbst das Sterben ist nichts Hartes, wenn man ein so langes Leben hinter sich hat, wie der Greis im Hintergrunde des Bildes. Der schaut den toten Schädel mit einer stillen Neugierde an: was werde ich da erfahren?

Der 100. Geburtstag Wilhelm Kaulbachs ist am 15. Oktober vom deutschen Volke nicht gefeiert worden. Das ist ein wichtigeres Zeugnis der Kunstentwicklung, als das Gegenteil es gewesen wäre. Die tieferen Gründe dieser Erscheinung wollen wir in größerem Zusammenhang untersuchen; unser nächstes Heft wird Werke von Peter Cornelius vorführen und damit die Gelegenheit bieten, über deutsche Monumentalkunst zu sprechen.

Außerdem bieten wir zwei Bilder von Theodor Schütz, die wir der trefflichen Monographie entnehmen durften, die David Koch dem viel zu wenig gekannten schwäbischen Maler gewidmet hat. (Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart. Mit 104 Abbildungen.) — „Theodor Schütz, ein Schüler Pilotys, ein Freund Lenbachs und anderer erster Künstler der Mitte des letzten Jahrhunderts, war schwäbischer Pfarrerssohn, verwachsen mit der letzten Lebensfaser mit seinem Volk. In zahlreichen Genrebildern, Skizzen und Porträtskizzen hat er ein Lebenswerk geleistet, das bisher vor der Welt verborgen blieb, eben weil man im lauten Markttreiben der Kunst den stillen Meister vergaß. Theodor Schütz ist es gegangen wie Wilhelm Steinhausen. Beide sind sich innerlich verwandt. Nur ist die Volkskunst von Theodor Schütz keine biblische Darstellung, sondern sie liebt den Geist der Bibel auszuleben in köstlich frommen Bildern protestantischer Kultur von der Taufe des Kindes, vom Spiel der Jugend im Schatten der Dorfkirche, zum Konfirmationsmorgen und von da zum Osterspaziergang, zum Mittagsgebet draußen in der Ernte unter dem schattigen Apfelbaum, endlich ausklingend im Abendläuten und dem letzten Gang den Berg hinauf an die stille ummauerte Stätte, da die Toten ruhen unter Kreuz und Blumenzier. Daneben treten zarte Bilder von Lenz und Liebe, Bilder zu Uhland und Silcher und großzügige Landschaften des Schwabengaues.“ Schwäbisches Volkstum und schwäbische Natur sind in der bildenden Kunst niemals sinniger gestaltet worden, als durch Theodor Schütz. Hoffentlich trägt Kochs Buch dazu bei, dem prächtigen Künstler die längst verdiente Hochschätzung zu gewinnen.





Dratorium und Kantate

Von

Johann Gottfried Herder

Wie unterscheidet sich das Dratorium vom Melodrama?
Spezifisch; als eine reine Gattung, die ins Melodrama nicht überlaufen darf.

Im griechischen Drama begleiteten Töne das Spiel, d. i. Handlung, Charakter, Aktion, Gebärde; in der Oper herrschten Töne und Tänze. Man hat eine Mittelgattung aufs Theater gebracht, da man getrennt von einander bald spricht, bald geiget, und in welcher doch Worte und Töne für einander sein sollen. Eine mißliche Gattung, die bald widrig werden kann, weil Töne die Worte, Worte die Töne als unvereinbar miteinander jagen. „Warum singst du nicht?“ rufe ich der Deklamantin oder einem Pygmalion zu, „da dir die Töne nachlaufen?“ „Weil ich nicht singen, sondern nur deklamieren kann,“ antworteten sie; und die Kunst antwortet: „So deklamire entweder ohne zwischen-einfallende Töne; sie stören mich, indem ich während ihrer entweder dein Spiel oder die Töne vergessen muß und eins mich vom andern wegruft. Oder wenn du dich getrauest, so agiere bei fortgehender Musik, die deine Empfindungen ausdrückt ohne Worte, d. i. sei Pantomim. Jetzt bist du den fliegenden Fischen gleich, die in beiden Elementen ihre Feinde finden; deine Aktion wird zerstückt, und die Musik, ihr vor- oder nachtrillernd, bleibt kraftlos.“ Diese Gattung (gemeiniglich wird sie Monodrama genannt) ist also ein Mischspiel, das sich nicht mischt, ein Tanz, dem die Musik hintennach, eine Rede, der die Töne spähend auf die Ferse treten. — Das Dratorium ist eine reine Kunstgattung, vom Ton- und Gebärdenstreite sowohl als von der Oper gesondert. Sein Vorbild ist der reine griechische Chor oder der Psalm und Hymnus. Ein viel in sich fassendes Vorbild. Hoch wie der Himmel der Phantasie, tief und breit und wellenreich wie das Meer der Empfindung, zugleich auch ein Land voll Täler und Höhen, voll Mondes-

berge und Mondesgrüfte, ist sie. Die lyrische Komposition begreift alles in sich, was Gesang und Töne ausdrücken können ohne Gebärde.

Durch diese Trennung von der Gebärde wird ihr ein freies Reich geöffnet; denn so viel ausdrückend die theatralische Deklamation sein mag, so weiß man doch, wie viel sie auch ausschließt. Da in ihr alles der Aktion angemessen werden muß, so gebietet diese. Und mit ihr gebieten die Töne; unter beider Herrschaft müssen die Worte sich fügen. Wie nun? Hat die Musik sich ein eigenes freies Feld in Ouvertüren, Sonaten u. f. eröffnen dürfen, wo sie, unbehindert von jeder andern Kunst, ihre Flügel ausbreitet und oft den höchsten, wildesten Flug nimmt; warum sollten Poesie und Musik, zwei Schwestern, sich nicht auch gesellen, um gemeinschaftlich, ohne Rücksicht des Zwanges einer dritten Kunst, ihre Kräfte zu üben? So wird das Oratorium die Kantate. Es kommt wie vom Himmel, ohne zerstreuenden, das Auge fesselnden Theaterschmuck, verhüllet gleichsam wie eine Vestale. Oder vielmehr unsichtbar fließen nach und nach Stimmen und Töne in unsere Seele, vom zartesten Tropfen bis zum vollsten Strome, an keinen Faden gereiht, als an den leisen, aber mächtigen, unzerreißbaren, der Empfindung. In diesen Ufern oder auf diesem hohen Meere leitet und regiert das Schiff der Meister.

Große Idee! und sie ist natürlich. Sobald ein Wesen sang, folgte es dem Strome der Empfindung. Vom einfachsten Liede an, in Tönen der Freude, der Liebe, des Seufzers, der Klage, in Ode, Elegie, Hymnus, Canzone, bis zum feurigen Dithyrambus öffnete sich das menschliche Herz, seine Gefühle aussprechend, austönend. Es erhebt sich im Fluge und senkt sich nieder, es weitet und schließt sich, immer aber macht es sich Luft. Viel bewegt, harmonisch besänftigt fühlt es im Äther der Töne sich wie mit himmlischem Trankte gelabet, der ganzen Natur gleichstimmig, glücklich. Ungebundenheit scheint also die erste Bedingung der Gesangesprache zu sein; und doch, was bindet fester als die Harmonie? Eben in dem süßen Bande ihres Gesetzes liegt der Zauber. Daß man sich diesem sanften und hohen Gesetze unentweichlich, alle seine Empfindungen in ihm verschlungen fühlet; daß Leid und Freude, das ganze innere Gefühl in seiner Weite und Tiefe sich nicht anders als harmonisch aussprechen kann, daß es melodisch ertönen muß, dies ist die heilige Gewalt, die uns ergreift und umschränkt und im Innern regelt, ja die uns unter dieser Regel mit allem zusammenband, mit allem zusammenstimmte.

Denn nun treten entweder mehrere Stimmen zueinander; es wird ein Chor, das feierlichste, das je ein irdisches Ohr hörte. Ein von vielen Stimmen und Instrumenten gehaltener harmonischer Ton durchdringt die Seele. Oder die Stimmen teilen sich; sie antworten oder begleiten einander; süße Eintracht, das Bild himmlischer Zusammenwirkung, Liebe und Freundschaft. Oder sie verfolgen einander, kämpfen, umschlingen, verwirren sich und lösen einander zur süßesten Beruhigung auf; treffliche Darstellung des ganzen Gewebes unserer Empfindungen und Bemühungen auf dem Kampf-

plage des Lebens. Wem Worte und Töne dies verbündet ausdrücken, der wird über sich, aus sich hinausgezogen; nicht etwa nur in einem Spiegel erblickt er, er empfindet, wenn man so kühn reden darf, die Ethik und Metaphysik seines menschlichen Daseins. Wozu wir geboren wurden, was wir sein sollen, wie alles vielartig zusammenstimme und nach dem härtesten Kampfe im liebevollen Zwiste sich harmonisch auflöse.



Ein weiterer Vorschlag zur Vereinfachung unseres Notensystems

Mit Freuden muß man den Vorschlag begrüßen, durch Beseitigung des Basschlüssels unser Notensystem zu vereinfachen (Türmer, VII. Jahrg., Heft 6). Darf man freilich noch nicht auf baldige Ausführung des Vorschlages hoffen, so ist doch schon durch die gegebene Anregung viel gewonnen. Finden sich mit der Zeit Einsichtige genug, so muß das Gehoffte Wirklichkeit werden. Bis dahin gilt es, ausdauernd zu kämpfen für die gute Sache.

Unsere Notenschrift bietet noch so manches, was verbesserungsfähig bzw. zu vereinfachen ist, z. B. die Versetzungszeichen.

Bekanntermaßen haben unsere Schüler bezüglich der Versetzungszeichen zu lernen: einfache Erhöhung wird durch \sharp , genannt Kreuz, bezeichnet, doppelte Erhöhung durch \times , genannt Doppelkreuz; einfache Erniedrigung durch \flat , genannt B, doppelte Erniedrigung durch $\flat\flat$, genannt Doppel-B. \sharp oder \flat werden durch \natural aufgehoben. Soll aus \triangle ein \sharp oder aus $\flat\flat$ ein \flat werden, so muß stehen $\sharp\sharp$ bzw. $\flat\flat$.

Ließe sich hieran nichts vereinfachen? Brauchen wir zwei Zeichen (\sharp , \natural), um Erhöhung und zwei Zeichen (\flat , \natural), um Erniedrigung zu bezeichnen? Ist's für den Schüler nicht eine Erleichterung, wenn er sieht, daß ein und dasselbe Zeichen (\natural) zwei grundverschiedene Veränderungen bewirken kann? Noch dazu ein Zeichen, das ursprünglich weder erhöhte noch erniedrigte, da es ja dem früheren B, unserm jetzigen H, lediglich als Erkennungszeichen beigegeben wurde, auch dann, wenn kein B-rotundum vorher gestanden hatte.

„Im 16. Jahrhundert noch bezeichnete man die im Verlauf eines Stückes vorkommenden chromatischen Veränderungen der natürlichen Constufen nicht durch \sharp oder \flat ; die Sänger wußten schon, wo die Modulation eine solche forderte; nur selten findet man eine Leittons- oder Terzerhöhung durch ein über oder unter die Note gesetztes \sharp angezeigt. Erst um 1600 fingen die Komponisten allgemeiner an, die nötigen zufälligen Versetzungszeichen hinzuschreiben; der als Consejer und Musikgelehrter ausgezeichnete Michael Prätorius wirkte durch sein 1619 erschienenes Syntagma musicum für einen allgemeineren Gebrauch der Vorzeichnungen.“ (Dommer, Handbuch der Musikgeschichte, S. 112.)

Wir sind offenbar aus einem Extrem ins andere geraten. Darum gilt's, den rechten Mittelweg zu finden. Und der besteht in der Beseitigung des \natural und der alleinigen Anwendung von \sharp und \flat .

Jede Erhöhung wird durch \sharp bzw. \times , jede Erniedrigung durch \flat bzw. $\flat\flat$ bezeichnet; soll $\flat\flat$ zu \flat werden, so schreibe man \sharp oder $\sharp\flat$, soll aus \times ein \sharp werden, so setze man \flat oder $\flat\sharp$.

Schon sehr bald nach Anwendung des \natural muß man es als überflüssig erkannt haben. „Vielfach galt noch bis stark ins 18. Jahrhundert hinein das \sharp als Auflösungszeichen des \flat , und das \flat als Auflösungszeichen des \sharp , z. B. (aus Gottfried Kellers ‚Rules to playing a thorough-bass‘ 1731):



(Riemann, Anleitung zum Generalbassspiel, S. 7.)

Warum sollten wir diesem Beispiel nicht folgen? Warum ist's nicht schon längst geschehen? Darum nochmals: Fort mit dem \natural ! Es bedeutet das eine Vereinfachung, eine Kürzung des Lernstoffes, durch die wir Zeit gewinnen zu wichtigeren Dingen.

Man wende nicht ein, daß der Wegfall des \natural eine Kleinigkeit sei, die keinen großen Gewinn bringe. Wir dürfen nicht von unserm Standpunkt, sondern von dem des Schülers aus urteilen. Und dann: das Ganze setzt sich aus Kleinigkeiten zusammen; und eine Vereinfachung vieler Kleinigkeiten — und deren gibt es im Notensystem noch genug — bedeutet für das Ganze allerdings einen großen Gewinn. Es muß nur einmal der Anfang gemacht werden. Anregungen müssen gegeben werden. Und das soll im Vorstehenden geschehen sein.

Wir gehen noch einen Schritt weiter.

Ist an der Gestalt des \sharp oder \flat zu erkennen, welche Veränderung die Zeichen bewirken?

Höchstens am \sharp , obwohl das Kreuz sehr verwirrt ist; am \flat absolut nicht. Hätte die 7. Stufe nicht B geheißen, sondern z. B. a, so würden wir als Erniedrigungszeichen heute vielleicht ein a haben. Das Erniedrigungszeichen ist also ganz willkürlich gewählt.

Oder liegt in den Namen der Zeichen ein Hinweis auf die Richtung der Veränderung?

„Kreuz“ deutet ja hin auf Erhöhung, „B“ aber nicht auf Erniedrigung. Wer den geschichtlichen Ursprung des „B“ nicht kennt, wird schwerlich die rechte Erklärung finden.

Ganz gewiß wäre es als eine bedeutende Erleichterung für unsere Schüler, wenn wir statt „Kreuz“ und „B“ die Ausdrücke „Erhöhung“ und „Erniedrigung“ einführten und damit zugleich Zeichen, die durch ihre Gestalt sofort die Richtung der Veränderung eines Tones erkennen lassen. Statt \sharp sei vorgeschlagen \wedge , statt \times \equiv ; statt \flat \dashv , statt \flat \equiv . Oder hält man \wedge für Erhöhung und \vee für Erniedrigung für zweckdienlicher?

Was für eine Umwälzung sollte die Ausführung dieser Vorschläge verursachen! Eine Verwirklichung unmöglich! Wer so denkt, sei nur auf die Geschichte hingewiesen: so manches Unmöglich-Scheinende ist doch möglich geworden, wenn auch bisweilen nach langer Zeit. So darf ich's auch von meinen Vorschlägen hoffen und entlasse sie deshalb mit einem

„Glückauf zur Wanderschaft.“ R. Wittig



Musikalische Zeitfragen

Das Parsifal-Monopol

„Allzu scharf macht schartig“ und der zu straff gespannte Bogen bricht. Die Entrüstung, die um der Amsterdamer „Parsifal“-Aufführung willen im deutschen Volk mit allerlei Mitteln entfacht werden sollte, ist ein rechtes Strohfeuer geblieben. Dagegen scheinen immer mehr Leute sich in aller Ruhe die Monopolisierung des „Parsifals“ für Bayreuth nach allen Seiten hin zu überlegen. Das Ergebnis ist, daß sich die Stimmen mehren, die, wie wir an dieser Stelle schon vor Jahr und Tag, ein solches Monopol nicht nur für ungerechtfertigt, sondern sogar für schädlich halten. Neuerdings tritt auch Dr. Georg Böhler in der „Zukunft“ für die Aufhebung der Sonderstellung des „Parsifals“ ein. Er nimmt dabei an, daß Wagners Wille diese Sonderstellung verlangt habe.

„Wir verstehen diesen Schmerzensausbruch der persönlichen Leiden eines in seinem Künstlertum höchst reizbaren Genies. Aber wir machen das Recht der Allgemeinheit vom Standpunkt kunstgeschichtlicher Entwicklung geltend. Wirken, Leben und Kräfte wecken: das ist die höchste Aufgabe jeder Kunst. Denken wir uns aus der Theatergeschichte der letzten zwanzig Jahre alle szenischen Aufführungen des Nibelungenringes, des Tristan, der Meistersinger, des Lohengrin und Tannhäuser hinweg. In Stunden höchster Spannung seines Idealismus und seines Theaterhasses wollte es Wagner. Hat das Genie das Recht zu solchem Wunsch? Hat es nicht die Pflicht, hinzugeben, zu opfern, zu wirken, so weit wie möglich? Wollen wir die Ansummen von Arbeit missen, an der Künstler beim Nachschaffen dieser Kunstwerke gewachsen sind? Wollen wir diese Fülle künstlerischer Erhebung aus dem Leben von Tausenden streichen, die dadurch dem Alltag entrissen worden sind? Wo ständen wir jetzt, wären Wagners Werke allen Bühnen vorenthalten oder wäre auch nur der Nibelungenring auf Bayreuth beschränkt?

„Auch wenn man sie nur als Felsbrücken, bloß als Vorbereitungskurse für Bayreuth ansähe, hätten die Theateraufführungen wagnerischer Werke unschätzbaren Wert. Alle Vorbereitungen daheim am Klavier sind mangelhaft, mit ‚Leitfaden‘ sogar irreführend. Selbst muß man urteilen, oft urteilen. Nur oft wiederholter Besuch szenischer Darstellungen ermöglicht das eigene Urteil. Es ist sinnlos, auf das beste Mittel, das es zur Vertiefung des Kunstgenußes gibt, auf das immer wiederholte lebendige Anschauen des dargestellten Kunstwerkes, freiwillig zu verzichten. Denn noch einmal: wirken, Leben und Kräfte wecken ist das höchste Ziel jeder Kunst. Alles andere ist Nebensache, ist im Tiefsten und Besten Althetenliebhabelei.“

„Gut! Lassen wir gelten bei allen Werken Wagners außer beim Parsifal! Hier aber ist ausschlaggebend Wert und Wesen des Wertes. Wie steht's mit ihm? Was ist's, das Parsifal über alle andere Kunst erhebt? Was fordert seinen Ausschluß von allen Theatern? Doch nur ein Außerliches: die Abendmahlszene.“ . . .

„Es heißt, Wert und Wesen anderer großen Kunst verkennen und das Urteil ungebührlich zugunsten Parsifals verrücken, wenn man eine große tragische Gebärde wegen der verhältnismäßig nebenfächlichen Angelegenheit des Parsifalmonopols macht. Wagners Kunstwerke haben an sich den völlig einzig

bestehenden Vorzug und Vorteil, ein eigenes Haus für ihre Darstellung zu besitzen. Mit Recht. Ehre denen, die ihnen dazu verholfen haben! Ich meine aber, das genüge, genüge auch für Parsifal. Noch ist, was Wagners Werke schon haben, für Goethes Faust, für Schiller, für Beethovens Missa Solemnis und Neunte Sinfonie, für Liszts 'Christus', für Bruckner nicht vorhanden. Noch fehlt für alle große nationale Kunst, abgesehen von Wagner, eine würdige Pflegestatt. Wir klagen nicht darob. Die Werke leben! Aber wir verwahren uns gegen das große Geschrei über die 'Entheiligung' des Parsifal durch Aufführungen im Alltagsrepertoire. Was den eben genannten Werken nicht schadet (deren keins überhaupt je unter so günstigen Bedingungen eingeführt worden ist, wie sie Bayreuth allen Werken Wagners bietet), das schadet auch dem Parsifal nicht."

Daß Bayreuth durch die Preisgabe des „Parsifals“ keinen Schaden erleiden würde, weil seine tiefste und echteste Wirkung auf ganz anderen Ursachen beruht, zeigt jetzt auch die Entwicklung des Münchener „Prinzregenten-Theaters“. In einer zumeist äußere Dinge behandelnden Plauderei der „Münch. Allg. Stg.“ über „das Publikum im Prinzregenten-Theater“ findet sich folgende sehr lehrreiche und erfreuliche Stelle. „Im ausverkauften Festspielhause steht man gar manch Gesicht regelmäßiger Stammgäste. Nicht mehr die etwas blasierte Neugierde des vielgereisten, vielerfahreren vornehmen Menschen, der seine Eleganz bei einer Art internationaler Sensation spazieren trägt, blickt einen daraus an. Nein, das frohe Behagen, die ruhige Zuversicht eines zu erwartenden Genusses glänzt aus Aug' und Mienen. Alle, die — und es sind nicht wenige, noch geringe —, seit am 20. August 1901 das Prinzregenten-Theater zum erstenmal die deutsche Kunst geehrt hat und von ihr geweiht worden, Jahr um Jahr wiederkehren, sind durch eine starke innere Fühlung mit ihm verbunden. Eine Art Heimatsempfinden umfängt sie, Haus und Orchester sind ihnen bekannt, vertraut, lieb geworden, die Münchener Künstler haben sie schätzen gelernt, den beigezogenen bringen sie ein vergleichendes Interesse entgegen. Vielleicht hängt es mit dieser gewissen latenten Zugehörigkeit, diesem Wie-zu-Hause-sein zusammen, daß in der äußeren Erscheinung der Festspielgäste eine leise Verschiebung vom raffiniert Luzziösen zum gebiegen Einfacheren eingetreten ist. Der regelmäßige Besuch der Münchener Sommerfestspiele ist zu einer Gewohnheit geworden, um deren willen man nicht mehr sonderliche Toilettenumstände macht, weiß man doch nun längst, das Schauen und Hören, die Vertiefung in die Kunstdarbietung hier allein Hauptsache ist, und nicht das Gesehenwerden. Die Modeldniginnen, denen es darum zu tun ist, sich und ihre Toilette feiern zu lassen, finden ihre Rechnung nicht.“

Also bewährt sich auch hier bereits die erhöhende Kraft des Festlichen und Feiertäglichen in der Kunst, mitten im Trubel einer Großstadt, ohne irgendein Monopol. Nein, nein! Der Rahmen ist ja gewiß viel, aber das Bild bleibt doch immer die Hauptsache. Je mehr alles äußerlich Anlockende bei Kunstdarbietungen eingeschränkt wird, um so reiner ist ihre Wirkung, wie Wagner selber es als das Wünschenswerte darstellte in den Versen:

„Erst war's uns neu,
Nun sind wir getreu.“



Neue Bücher und Musikalien

Eine hervorragende Begabung für die nur selten mit Glück angebaute Balladenkomposition bekundet W. Niemann in zwei bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschienenen Stücken (je 1 M.). Besonders glücklich ist Marie Iserott's schwermüthige Dichtung „Der Gefangene“ vertont. Das stöhnende Motiv gleich zu Beginn, der unruhig pochende Herzschlag in den Grundtönen der Begleitung geben vorzüglich die Stimmung dieses Gefangenen wieder, der sich nach Krankheit und Alter sehnt, um leichter die Qual der Gefangenschaft zu ertragen. Nicht so reflexlos befriedigt hat mich „Der Knabe im Moor“, trotzdem der Komponist hier mit reicheren Mitteln der Charakteristik arbeitet. Ich glaube freilich, es liegt mehr an der Dichtung der herrlichen Annette von Droste-Hülshoff. Lieft man das Gedicht für sich, so wird man den glücklichen Ausgang willkommen heißen; das Unterstreichen und Herausarbeiten aber der Gefahren, das die Komposition ganz naturgemäß mit sich bringt, läßt dagegen den Schluß zu sehr abfallen. Nichtsdestoweniger ist auch diese Gabe eine vollgültige Talentprobe. Ob nicht eine tiefere Stimmlage günstiger gewesen wäre? Der Stimmungsgehalt der Kompositionen erheischt eine düstere Färbung, die so hohen Stimmen nur selten zu Gebote steht. — Wahrhaft erquickt hat mich Niemanns Freude an sangbarer Melodie und der Mangel jeglicher Originalitätsucht. Daß man trotzdem keineswegs trivial zu werden braucht, zeigt der Komponist in „Vier Gesängen für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung“ Opus 3 (Leipzig, Bartholf Senff, vollst. 3 M., einzeln je 1 M.). Gondellieder und Serenaden sind sonst recht gefährliche Prüfsteine; man verfällt ebenso leicht leichter Sentimentalität, wie auf der andern Seite einer unsangbaren Schwierigkeit. Niemann gibt gesunde und edle Musik; auch das leicht den Schlagerton streifende „Der Schmetterling“ ist anmutig und frisch; weniger gelungen Goethes „An die Entfernte“, wo sich der Komponist zu sehr in Einzelheiten verliert und dadurch in unmittelbare Empfindungsnähe rückt (z. B. den Gesang der Lerche), was mehr Erinnerungsbild ist. Aber offenbar ist der Komponist noch jung, wie die niederen Opuszahlen zeigen, und so dürfen wir von der Zukunft das Beste hoffen.

Chr. Knayer wird sich vor der Verlockung zu den billigen Erfolgen der Salonmusik hüten müssen. Die „6 pièces mélodiques pour Piano“, die er bei Bratti & Co. in Florenz hat erscheinen lassen, zeigen eine bedenkliche Dinneigung zur leichtesten Gefälligkeit und der weichlichen Empfindsamkeit dieser für Komponisten und Spieler gleich verderberischen Gattung. Es wäre schade um die unleugbare musikalische Begabung des offenbar noch sehr jungen Komponisten, wenn sie in so schlimme Bahnen geleitet würde.



Zu unserer Notenbeilage

Ulterseelenstimmung! — Schubert's ruhig dahinfließende Melodie hat wirklich etwas Etanelenhaftes, wundervoll Beruhigendes. Peter Cornelius, der feine Stimmungspoet, hat mit wenigen Strichen diese ergreifende Skizze entworfen. Die Melodie ist nicht mehr als ein Auflösen der sie tragenden Akkorde; diese geben, kaum bewegt, den dunklen Hintergrund. Mit edlem Pathos und schauernder Ehrfurcht singt Schumann Kerners ernstestn Gruß an den toten Freund. — Karl Schuricht's „Gebet“ lassen wir dann nochmals folgen, weil durch ein Versehen in der Korrektur etliche sinnstörende Fehler stehen geblieben waren, deren Verbesserung sich bei den eigenartigen Tonartverhältnissen nicht von selbst ergab.



Briefe

©. H. in Fr. — P. C., A. — H. M. X., P. — F. N., W. — M. L. C., J. (W.). — A. R., W. — G. R., St. B. — E. F., C. — N. D., O. a. C. — R. B., L. p. D. — H. B., B. — O. H., B. — F. W., W. a. Mh. — B. D., N. — J. P., G., B. P. — E. P., U. — O. M. in O. — A. O., P. — O. M. in O. — A. a. d. Lande b. D. — L. Gch., J. i. Th. — W. W., G. C. b. B. — O. M., B. i. A. — E. W., B. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

M., Eibing. — B. 399, L. Die Proben verraten noch nirgends einen eignen Klang, sodaß Sie jedenfalls bei der Berufswahl die Möglichkeit einer ernsthaften dichterischen Begabung nicht mißsprechen lassen dürfen.

Fr. L. C., C. Wir wüßten Ihre Frage nicht besser zu beantworten, als daß wir Ihnen empfehlen, das neue Buch von Ludwig Gurlitt, „Der Deutsche und seine Schule“ zu lesen (Verlag von Wiegand u. Grieben, Berlin, 2 Mk., geb. 3 Mk.). Verbindl. Gruß!

©. H., J. a. C. L. wird nach wie vor zu den Getreuen des T. gehören. Freundl. Gruß!

P. C., W., B. D. Vielen Dank für den freundl. Kartengruß!

©. W., D. Verbindl. Dank für die Mitteilung, daß die Zeche Borussia nicht der Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft angehört, sondern eine Gewerkschaft für sich bildet.

M. H. Besten Dank für den Zeitungsausschnitt.

L. R., A. a. A. Besten Dank für die lebenswürdigen Zeilen. Das Gedicht kommt vielleicht in Betracht. Freundl. Gruß!

O. C. Noch nicht das rechte für uns. Vielleicht senden Sie gelegentlich anderes.

D. O., B. Es sind im Gegenteil viele Erwiderungen erfolgt. Wie kommen Sie eigentlich darauf, daß wir die von Ihnen erwähnten Vorzüge Islands toschweigen wollen? Aber um von ihnen zu sprechen, muß doch wohl vorerst ein besonderer Anlaß vorliegen.

Th. W., H. B. Vielen Dank für den freundl. Brief und das interessante Luthergitart, das Sie in seinen Briefen „an Herrn von Paß, Amtmann zu Sorgau“ finden, betreffend eine von Michael Reiner erbetene Empfehlung Luthers, die diesem zu seinem „rechten Eigentum“ verhelfen soll. Luther willfahrt der Bitte und schreibt: „Denn die Juristen treiben das Ding so weit und sehen den elenden Stand nicht an, worinnen die armen Leute stecken, die ihr Recht suchen müssen.“ Im übrigen haben Sie recht, es ist wirklich nicht leicht. Freundl. Gruß aus der deutschen Heimat!

O. B., T. Eine offene Aussprache finden wir durchaus verständig. Besten Dank für Ihren Brief und freundl. Gruß!

H. W., M. Leider haben wir nichts Näheres darüber erfahren. Freundl. Gruß!

W. R. Die gewünschte Adresse lautet: Frau Anna Ritter, verw. Regierungsrätin, Wilmersdorf-Berlin, Preußische Straße 5.

Fr. W., G. a. S. Was Sie als Betriebsingenieur eines Elektrizitätswerkes zu dem Berliner Streik schreiben, hat wohl auch für weitere Kreise Interesse; es sei daher hier wiederzugeben: „Die ziemlich zurückhaltende Art der Presse und der öffentlichen Meinung über diese Aussperrung läßt wohl darauf schließen, daß die Arbeiter diesen Streik etwas unüberlegt vom Zaun gebrochen haben. Es muß zugestanden werden, daß 30 Pfg. Stundenlohn für Berliner Verhältnisse zu wenig ist, aber die Firmen ließen es doch nicht an gutem Willen fehlen und waren ja auch zu einer Aufbesserung sofort bereit. Im allgemeinen zählt ja die Elektrizitätsindustrie nicht schlecht, aber es ist meiner Ansicht nach ganz verkehrt von den Arbeitern, zu verlangen, daß für minderwertige Arbeitskräfte dieselben Löhne gezahlt werden sollen, wie für intelligenteste, brauchbare Leute. Der Unterschied in der Bewertung der Arbeitskräfte wird wohl niemals weggubringen sein. Es wäre dies auch gar nicht wünschenswert, weil dadurch den strebameren Elementen der Sporn zur vollen Entfaltung ihrer Fähigkeiten genommen wäre. Das wäre doch gleichbedeutend mit einem Verlust an Arbeitsvermögen. — Interessant war der Streik in Berlin insofern, als er vorwiegend eine ‚Machtfrage‘ war. Die Arbeiter wissen sehr wohl, daß sie in dem Streik ein nicht zu unterschätzendes Machtmittel haben. Andererseits müssen sie aber auch dazu erzogen werden, ein solches Mittel nicht leichtsinnig anzuwenden, und von dem Standpunkt aus billige ich das Vorgehen der Firmen. Der Arbeiter soll wissen, daß er damit, daß er seine Arbeitskraft zur Verfügung stellt, noch lange nicht die Intelligenz besitzt, die Arbeit auch heraufschaffen. Unsere sozialdemokratische Arbeiterkraft krankt viel zu sehr an ‚Größenwahn‘ und Selbstüberhebung. Sie schätzt ihre zumeist mechanischen Leistungen zu hoch ein, weil sie die Summen von geistiger Arbeit, die geleistet werden muß, ehe eine Maschine für ihre Handarbeit reif ist, nicht richtig bewerten kann. Man verlangt das schließlich auch gar nicht von ihr. Man verlangt nur, daß sie etwas bescheidener von sich selber denkt. Aber dazu ist ihr von gewissenlosen Führern schon zu sehr ihre ‚Größe‘ suggeriert worden.“ — Und weiter allgemein: „Ich glaube, in keinem anderen Bureau ist das Verhältnis der einzelnen Beamten so ‚gemütllich‘ und kollegial wie in einem technischen, und ich bin fest überzeugt, unsere Arbeiter kommen, wenn sie wegen irgend eines Vergehens bestraft werden müssen, bei uns besser weg, als wenn sie an unserer Stelle von einem Juristen vernurt werden. Der Techniker kann, Gott sei Dank, immer noch das Herz mitsprechen lassen; er braucht kein herztöser ‚Staatsanwalt‘ zu sein.“ Frdl. Dank und Gruß!

G. R., G. Besten Dank für das frdl. Interesse, das Sie dem E. entgegenbringen.

J. C. W. Es handelt sich ja weder um einen Rechtfertigungsversuch, noch um eine Widerlegung, sondern um eine Feststellung der tatsächlichen Fälschung, die in gewissen Blättern vorgenommen wurde und u. E. das Gerechtigkeitsgefühl eines jeden verletzen mußte, ob er nun auf nationaler oder sozialdemokratischer Seite stände. — Etwas Neues von Schwerin zu erhalten, ist uns leider noch nicht gelungen; er scheint bis auf weiteres ganz verstummt. Für Ihre treuen Wünsche herzl. Dank und Gruß!

E. Graf W., D. Verbindl. Dank für die frdl. Mitteilungen, die bei nächster sich bietender Gelegenheit gern verwertet werden.

G. P., D. v. R. Wie Sie sehen, hat sich bereits eine Gegenstimme gefunden, so daß wir vom Abdruck Ihrer Entgegnung, die später kam und sachlich ja sich mit der anderen deckt, absehen können. Für Ihre freundlichen Worte herzl. Dank und Gruß!

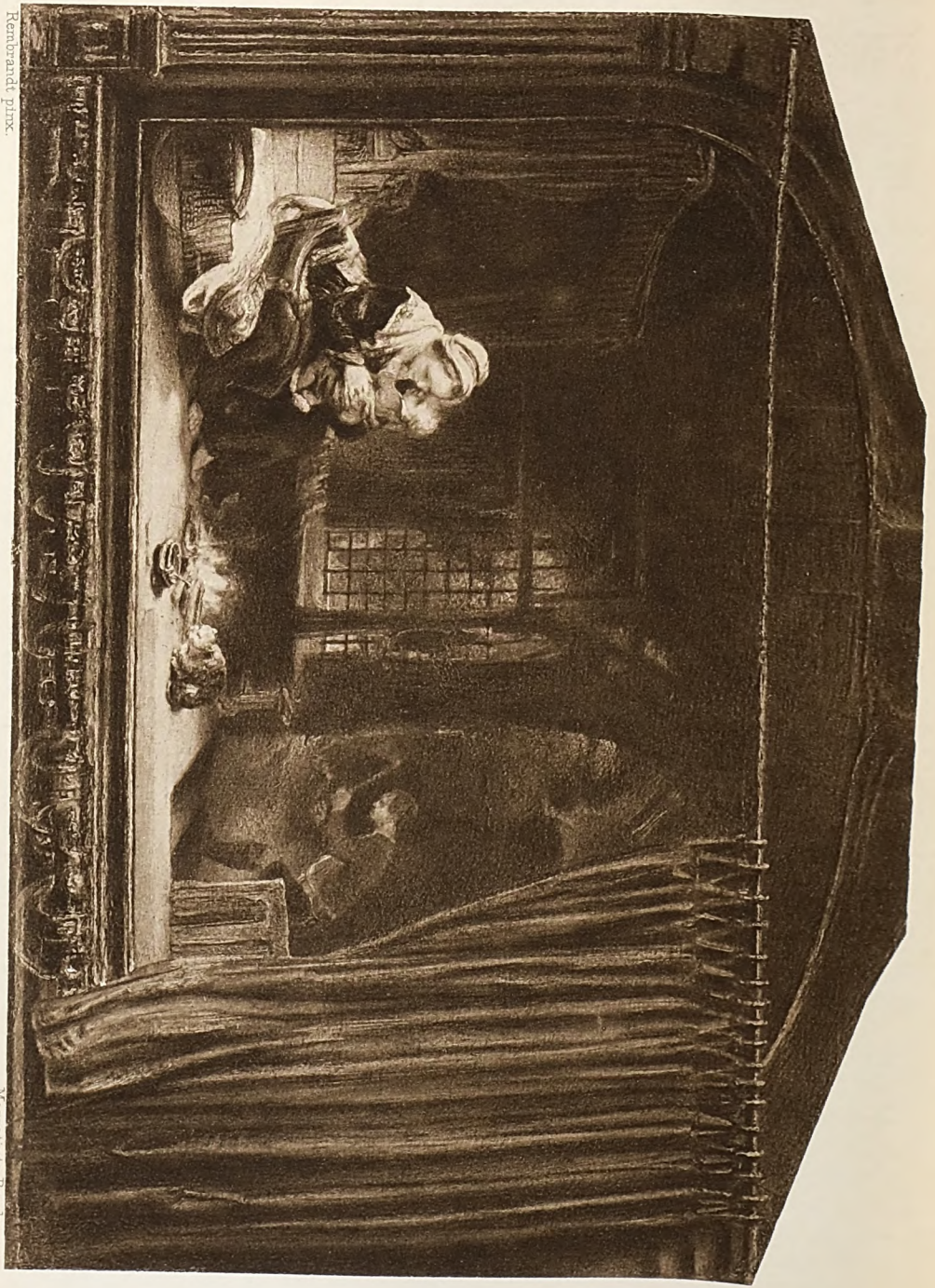
P. S., W., B. D. Vielen Dank für den frdl. Kartengruß!

Hans W. in L. Wl. Wenden Sie sich entweder an die Redaktion der „Beraolisch-Genealogischen Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter“, herausgegeben von S. Th. von Rohlfagen, Bamberg, oder an das „Archiv für deutsche Familiengeschichte“, z. B. Herrn D. v. Daffel, Chemnitz, Schopauerstr. 115. Auch der Verein „Herold“ in Berlin, der den „Deutschen Herold, Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde“ im 36. Jahrgang herausgibt, würde Ihnen wohl Auskunft erteilen.

M. P. J. Ein frdl. Leser erteilt die Auskunft, daß es sich vielleicht um ein Gedicht von Dante Gabriel Rossetti „The blessed damozel“ (Das selbige Fräulein) handeln könnte, das Otto Bauer in der Zeitschrift „Gottesmimie“ (1905, Verlag der Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. Westf.) unter dem Titel „Beata Beatrix“ übersetzte. Es beginnt: „Von des Himmels goldner Sinne hoch — Mein selbige Lieb in die Ferne.“

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grottkuß, Bad Deynhausen i. W. Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landsbutterstraße 3.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Rembrandt pinx.

DIE HEILIGE FAMILIE

Mezzotinto Bruckmann





VIII. Jahrg.

Dezember 1905

Heft 3

Die große Sünde

Von

Leo N. Tolstoi

Rußland durchlebt eine wichtige Zeit, die außerordentliche Folgen nach sich ziehen muß:

Der nahe und unvermeidliche Umschwung macht sich, wie stets, besonders lebhaft in den Gesellschaftsklassen bemerkbar, die durch ihre Lage von der Notwendigkeit einer alle Zeit und alle Kräfte verschlingenden körperlichen Arbeit befreit und deswegen in die Möglichkeit versetzt sind, sich in politischen Fragen zu beschäftigen. Diese Leute — Adelige, Kaufleute, Beamte, Ärzte, Techniker, Professoren, Lehrer, Künstler, Studenten, Advokaten, vornehmlich Städter: die sogenannte Intelligenz — leiten jetzt die in Rußland entstandene Bewegung und verwenden alle ihre Kräfte auf die Abänderung der bestehenden politischen Einrichtungen und auf deren Ersatz durch andere, die dieser oder jener Partei zweckmäßiger vorkommen und die Freiheit und das Wohl des russischen Volkes zu sichern scheinen. Diese Leute, die beständig unter aller Art Beschränkungen und Gewalttätigkeiten der Regierung, administrativen Verbannungen, Einkerkierungen, Versammlungsverboten, Verboten von Büchern, Zeitungen, Streiks, Koalitionen und der Beschränkung der Rechte der verschiedenen Nationalitäten zu leiden haben, und die gleichzeitig ein der Mehrheit der russischen ackerbautreibenden Bevölkerung ganz fremdes Leben führen, erblicken natürlich in diesen Be-

schränkungen das Hauptübel und in der Befreiung von ihm das hauptsächlichste Glück des russischen Volkes.

So denken die Liberalen. Ebenso denken die Sozialdemokraten, die durch eine Volksvertretung mit Hilfe der staatlichen Macht entsprechend ihrer Theorie die neue gesellschaftliche Ordnung zu verwirklichen hoffen. So denken auch die Revolutionäre in der Hoffnung, wenn sie die bestehende Regierung durch eine neue ersetzt haben, Gesetze zu geben, die die größte Freiheit und das Wohl des ganzen Volkes garantieren.

Dabei braucht man sich nur einen Augenblick von dem in unserer Intelligenz tief eingewurzeltten Gedanken: die wichtigste Aufgabe für Rußland sei die Einführung derselben Formen politischen Lebens, die in Europa und Amerika eingeführt sind und gleichsam die Freiheit und das Wohl aller Bürger garantieren — frei zu machen und einfach über das nachzudenken, was in unserem Leben sittlich schlecht ist, um ganz klar zu sehen, daß das Hauptübel, durch welches das ganze russische Volk unablässig grausam leidet — das Übel, dessen es sich sehr wohl bewußt ist und das es unablässig kund tut — durch keine politischen Reformen beseitigt werden kann, wie es bis jetzt durch keine politischen Reformen in Europa und Amerika beseitigt worden ist. Dieses Übel — das Grundübel, an dem das russische Volk genau so, wie die Völker Europas und Amerikas leiden — besteht darin, daß der Mehrzahl des Volkes das unzweifelhafte, natürliche Recht jedes Menschen vorenthalten wird: einen Teil des Bodens zu benutzen, auf dem er geboren ist. Man braucht nur die ganze Frevelhaftigkeit, Sündhaftigkeit dieses Unterfangens zu begreifen, um einzusehen, daß, solange nicht dieser fortwährende von den Landeigentümern ausgeübte Mißbrauch aufhört, keine politischen Reformen dem Volke Wohl und Freiheit verschaffen, sondern daß im Gegenteil nur die Befreiung der Mehrzahl der Menschen von der Bodenklaverei, in der sie sich befinden, bewirken kann, daß die politischen Reformen nicht zum Spiel- und Werkzeug persönlicher Zwecke in den Händen der Politiker, sondern zum wirklichen Ausdruck des Volkswillens werden.

Diesen meinen Gedanken möchte ich in diesem Artikel den Leuten mitteilen, die in dieser für Rußland wichtigen Minute nicht ihren persönlichen Zwecken, sondern dem wahren Wohl des russischen Volkes aufrichtig dienen wollen.

I.

Kürzlich ging ich auf der Landstraße nach Sula. Es war Palmsonnabend. Das Volk zog mit Wagen zum Markte, mit Kälbern, Hühnern, Pferden, Kühen (einige Kühe wurden auf Wagen gefahren, so mager waren sie). Eine runzelige Alte führte so eine magere, haarende Kuh. Ich kenne die Alte und frage sie, warum sie die Kuh wegführt.

„Gibt ja keine Milch“, sagt die Alte; „muß sie verkaufen und eine mit Milch kaufen. Freilich einen Roten (Zehnrubelschein) muß ich zulegen und habe im ganzen nur fünf. Woher soll man's denn nehmen? Haben

im Winter für achtzehn Rubel Mehl gekauft und ist doch nur einer da, der Brot schafft. Leb' allein mit meiner Schwiegertochter und vier Enkelkindern, der Sohn ist Hausknecht in der Stadt“.

„Warum lebt denn der Sohn nicht zu Hause?“

„Hat sich was zu leben! Haben wir denn Land? Den Dreck!“

Kommt ein Bauer, die Hosen voll Eisenerzerde, hager, blaß.

„Was willst du in der Stadt?“ frage ich.

„Ein Pferdchen kaufen; ist Zeit zum Pflügen und hab' kein Pferd. Sind aber teuer, heißt es.“

„Für wieviel willst du denn kaufen?“

„Na, für Geld.“

„Für viel?“

„Hab' fünfzehn Rubel.“

„Was kriegst du denn heute für fünfzehn Rubel? Eine Pferdehaut!“ — tritt ein anderer Bauer hinzu. „In welcher Grube arbeitest du?“ fragt er mit einem Blick auf die in den Knien ausgereckten, mit rotem Ton gefärbten Hosen.

„Bei Romarow, Iwan Mosessohn.“

„Hast wohl wenig verdient?“

„Hab' Halbschicht gearbeitet; er bekam die Hälfte.“

„Habt ihr viel verdient?“ frage ich.

„Bin über zwei Rubel wöchentlich hinausgekommen; bald war es auch weniger. Was soll man machen? Das Brot langte nicht bis Weihnachten. Geschenkt bekommt man nichts.“

Etwas weiter führt ein junger Bauer ein brauchbares, wohlgenährtes Pferd zum Verkauf.

„Ein schönes Tier“, sage ich.

„Könnte besser sein, aber ich habe keinen Platz“, antwortet er im Glauben, ich sei ein Käufer. „Pflügt und geht vor'm Wagen.“

„Warum verkaufft du es denn?“

„Kann's nicht brauchen. Hab' zwei Grundstücke. Für das eine (Pferd) verbrauche ich's (das Land), aber zum Winter muß ich es wohl oder übel verkaufen. Das Vieh geht bei der Arbeit drauf. Und man muß auch Pachtgeld zahlen.“

„Von wem pachtet ihr denn?“

„Von Marija Iwanowa, Gott sei Dank. Sonst könnten wir uns nur aufhängen.“

„Wieviel bezahlt ihr?“

„Vierzehn Rubel knöpft sie uns ab. Wo soll man sonst hin? Wir zahlen es eben.“

Fährt ein Weib mit einem Knaben, der ein Mützchen trägt. Sie kennt mich, klettert herab und bietet mir an, den Jungen in Dienst zu nehmen. Der Junge ist ein ganz kleiner Knirps mit verständigen, flinken Augen.

„Er sieht nur so klein aus, kann aber alles“, sagt sie.

„Warum gibst du den Jungen so klein weg?“

„Ach Herr, wenn ich ihn nur nicht mehr auf dem Löffel habe. Wir sind zu viert und haben nur ein Land. Weiß Gott, so wie wir hier sitzen, haben wir nichts gegessen. Man bittet um Brot, aber gegeben wird nichts.“

Mit wem man auch spricht, alle klagen ihre Not und alle kommen gleichmäßig so oder so auf die einzige Ursache. Das Brot reicht nicht, und das Brot reicht nicht, weil man kein Land hat.

Noch das sind zufällige Begegnungen unterwegs; aber geht durch ganz Rußland durch die häuerliche Welt und seht euch alle Schrecken der Not und die Leiden an, die aus der einen augenscheinlichen Ursache entspringen: der ackerbautreibenden Bevölkerung ist das Land genommen. Die Hälfte der russischen Bauern lebt so, daß für sie nicht die Frage ist, wie sie ihre Lage bessern kann, sondern nur, wie sie mit ihrer Familie nicht Hunger zu sterben braucht, einzig deswegen, weil sie kein Land besitzt!

Geht durch ganz Rußland und fragt die ganze arbeitende Bevölkerung, woher ihr schlechtes Leben kommt, was sie nötig hat, und alle werden einstimmig ein und dasselbe, nämlich das sagen, was sie alle unaufhörlich wünschen und erwarten und auf was sie unablässig hoffen, an was sie unablässig denken.

Und sie können nicht anders, als so denken und so fühlen, weil, ganz abgesehen von der Hauptsache, dem Mangel an Land um sich zu ernähren, die Mehrzahl von ihnen nicht anders kann, als sich in der Knechtschaft der Gutsbesitzer, Kaufleute, Landbesitzer zu fühlen, deren Ländereien ihre kleinen unzureichenden Parzellen umgeben; und sie können nicht anders, als so denken und fühlen, weil sie jeden Augenblick für einen Sack Gras, für eine Tracht Holz, ohne die sie nicht leben können, für ein Pferd, das von ihrem Land aufs Herrenland gelaufen ist, unaufhörlich Strafen, Schläge, Demütigungen erleiden.

Ich unterhielt mich einmal unterwegs mit einem blinden Bauernbettler. Als er aus der Unterhaltung in mit einem des Lesens und Schreibens Kundigen, der Zeitungen las, erkannte, mich aber nicht für einen Herrn hielt, blieb er stehen und fragte mit bedeutsamem Ausdruck: „Sagen Sie, ist das Gerücht wahr?“

Ich fragte: „Welches?“ „Na, über das Land, das Herrenland.“ Ich sagte, ich hätte nichts gehört. Der Blinde schüttelte den Kopf und sagte nichts weiter.

„Nun, was wird denn vom Land geredet?“ fragte ich unlängst meinen einstigen Schüler, einen reichen, gesezten und verständigen Bauern, der lesen und schreiben konnte.

„Ja, das Volk schwätzt allerhand.“

„Aber was glaubst du?“

„Ja, es muß wohl so sein, es geht dahin“, sagte er.

Von allen Ereignissen, die sich vollziehen, ist dieses allein wichtig und interessant für das ganze Volk. Es glaubt — es kann nicht anders als glauben — daß das Land „dahingeht“.

Es kann nicht anders, als das glauben, weil ihm klar ist, daß die sich vermehrende vom Ackerbau lebende Bevölkerung nicht weiter existieren kann, wenn ihr nur der kleine Teil Landes überlassen bleibt, von dem sie sich und alle Parasiten ernähren muß, die sich an sie angesogen haben und auf ihr herumkriechen.

II.

„Was ist der Mensch?“ sagt Henry George in einer seiner Reden. „Vor allem ein irdisches Wesen, das nicht ohne Land sein kann. Alles, was vom Menschen hervorgebracht wird, wird aus dem Boden genommen, alle produktive Arbeit erweist sich in letzter Hinsicht als bestehend aus einer Umarbeitung des Bodens, der Stoffe, die dem Boden entnommen sind, in Formen, die der Befriedigung menschlicher Not und Wünsche angepaßt werden. Selbst der menschliche Körper wird der Erde entnommen. Wir sind — Kinder der Erde. Aus ihr sind wir genommen und zu ihr müssen wir zurückkehren. Nehmt dem Menschen alles, was der Erde gehört, was bleibt euch als der unfruchtbare Geist? Deswegen erscheint der, der den Boden besitzt, auf dem und von dem ein anderer leben muß, als Herr dieses Menschen, und dieser Mensch ist sein Sklave. Der Mensch, der den Boden besitzt, auf dem ich leben muß, kann über mein Leben und meinen Tod ebenso frei gebieten, als wenn ihm mein Körper gehörte. Wir reden von der Abschaffung der Sklaverei, aber wir haben die Sklaverei nicht abgeschafft, wir haben nur ihre rohere Form abgeschafft: die persönliche Sklaverei. Jetzt steht uns bevor, die feinere und hinterlistigere, weit abscheulichere Form, die industrielle Sklaverei abzuschaffen, die den Menschen faktisch zum Sklaven macht und dabei gleichzeitig seine Freiheit preist.“

„Eine der widerspruchsvollsten und absurdesten Erscheinungen, die uns nur deswegen nicht wundert, weil wir daran gewöhnt sind,“ sagt an einer anderen Stelle derselben Rede Henry George, „besteht darin, daß die arbeitende Bevölkerung in allen Ländern der zivilisierten Welt die arme Bevölkerung ist; wenn ein denkendes Wesen, das noch nicht auf der Erde war, durch irgend ein Wunder auf ihr erschiene und man ihm unser Leben erklärte, ihm erklärte, wie Häuser, Speise, Kleidung und überhaupt alle Gegenstände, die wir fürs Leben nötig haben, durch Arbeit geschaffen werden, so würde dieses Wesen natürlich glauben, daß die Leute, die alles das hervorbringen, eben diejenigen sind, die in den besten Häusern wohnen und am meisten von dem haben, was durch Arbeit hervorgebracht wird. In Wirklichkeit wohnt aber in London, Paris, New York, überall, sogar in mittleren Städten gerade die arbeitende Bevölkerung in den ärmsten Häusern.“

(Daselbe geschieht in noch höherem Grade auf dem Lande, möchte ich hinzufügen. Die müßigen Leute leben in prächtigen Palästen, in ge-

räumigen, hübschen Wohnungen. Die Arbeiter leben in dunklen, schmutzigen, elenden Stütten.)

„Diese wunderbare Erscheinung ist es wert, daß man über sie nachdenkt. Wir verachten unwillkürlich die Armut. Und in der Tat müßte man sie verachten. Die Natur belohnt nur Arbeit, und nichts als Arbeit. Kein Gegenstand des Reichtums kann ohne Beteiligung von Arbeit hervorgebracht werden, und bei der natürlichen Ordnung der Dinge muß ein Mensch, der gewissenhaft und verständig arbeitet, reich, und der nicht arbeitet — arm sein. Wir haben diese natürliche Ordnung umgekehrt, und bei uns sind die Arbeiter arm und die Müßiggänger reich. Woher kommt das?

„Das kommt daher, daß wir die Leute, welche arbeiten, zwingen, anderen Leuten für die Erlaubnis, zu arbeiten, etwas zu bezahlen. Man kauft einen Rock, ein Pferd, ein Haus; man bezahlt für das Arbeitsprodukt — für die Arbeit, die vom Verkäufer darauf verwendet, oder von ihm anderen abgekauft ist. Aber für was bezahlt man jemandem, wenn man ihm für sein Land bezahlt? Man bezahlt ihm für das, was kein Mensch hervorgebracht hat, was eher existierte, als der Mensch erschien, für einen Wert, der nicht von irgend einem Menschen persönlich, sondern von der Gesellschaft geschaffen ist, deren Teil man bildet.“

(Daher ist auch der reich, der den Boden in Besitz genommen hat und ihn besitzt, und der arm, der auf ihm, oder an seinen Produkten arbeitet.)

„Wir reden von einer Überproduktion. Aber wie kann da eine Überproduktion existieren, wo das Volk am Notwendigsten leidet? Das Volk hat die Dinge nötig, die im Überfluß produziert scheinen. Warum aber erwirbt es sie nicht? Nicht deswegen, weil es sie nicht wünscht, sondern weil es keine Mittel hat, sie zu kaufen. Warum hat es aber keine Mittel? Weil es zu wenig verdient. Es verdient aber wenig, weil es einen Teil seiner Arbeit denen gibt, die das Land besitzen. Und deswegen ist es kein Wunder, daß die große Mehrzahl verschiedener Waren unverkauft bleibt, da die große Mehrzahl der Leute im Durchschnitt für einen Dollar vierzig Cents täglich in Amerika und für fünfzig Ropken in Rußland arbeiten muß. Warum müssen die Leute aber für einen so niedrigen Lohn arbeiten? Weil, wenn sie höheren Lohn fordern, man sie durch andere ersetzen würde. Es steht stets eine Menge Arbeitsloser bereit und eben diese Masse Arbeitsloser drückt den Arbeitslohn so weit herab, daß man kaum noch existieren kann. Warum gibt es aber Leute, die keine Arbeit finden können? Klingt diese Worte nicht sonderbar, daß Leute keine Arbeit finden können? Adam hat keine Mühe gehabt, Arbeit zu finden, auch Robinson Crusoe nicht; das Arbeitsuchen war das letzte, um das sie sich zu kümmern hatten.

„Wenn die Menschen keinen Arbeitgeber finden können, warum werden sie dann nicht selbst ihre eigenen Arbeitgeber? Einfach deswegen, weil sie von dem ausgeschlossen sind, ohne was jede Arbeit undenkbar ist. Die Leute sind genötigt, miteinander um den Arbeitslohn, den der Herr bezahlt, zu

konkurrieren, weil sie gewaltsam der natürlichen Hilfsmittel beraubt sind, bei deren Benutzung sie ihre eigenen Arbeitgeber sein könnten — weil für sie kein Platz in der Gotteswelt ist, wo sie arbeiten könnten, ohne irgendwelchen anderen menschlichen Wesen etwas dafür zu zahlen, daß diese ihnen zu arbeiten erlauben.

„Die Menschen bitten Gott darum, daß er die Armut erleichtern möge. Aber die Armut entsteht nicht infolge göttlicher Befehle; so etwas sagen, hieße die abscheulichste Gotteslästerung aussprechen. Die Armut entsteht aus der menschlichen Ungerechtigkeit gegen den Nächsten. Angenommen, das Gebet der Menschen würde vom Allmächtigen erhört, wie könnte er wohl unter Beibehaltung der von ihm gegebenen Befehle ihre Bitte erfüllen? Gott gibt uns doch nichts von dem, was den Reichtum ausmacht. Er gibt uns nur das Rohmaterial, das der Mensch bearbeitet, der Reichtum hervorbringt. Gibt er uns jetzt etwa weniger von diesem Rohmaterial? Und selbst wenn er uns noch mehr gäbe, wie könnte er die Armut erleichtern? Angenommen, das Gebet würde einmal erhört und er vergrößerte die Kraft der Sonne, oder die Fruchtbarkeit des Bodens, machte die Pflanzen fruchtbarer, und bewirkte, daß die Tiere sich schneller vermehrten. Wem würde das alles in einem Lande nützen, in dem der Boden im Besitz einzelner ist? Nur dem Eigentümer des Bodens; und selbst wenn Gott in Erhörung der Bitten der Menschen die Gegenstände, welche die Leute nötig haben, direkt vom Himmel zu schicken begönne, so würde das auch dann nur den Landeigentümern nützen.

„Im Alten Testament wird erzählt, wie die in der Wüste umherirrenden Israeliten Hunger litten, und wie Gott ihnen vom Himmel Manna sandte. Es war genügend für alle, alle nahmen es und wurden satt. Aber angenommen, die Wüste wäre Privateigentum gewesen, welchen Nutzen hätte dann das Volk vom Manna gehabt, wenn nur einige Israeliten Quadratmeilen Landes besaßen, andere aber nicht eine Spanne gehabt hätten? Wieviel Manna Gott auch gesandt hätte, es wäre Eigentum der Landbesitzer gewesen; sie hätten jemanden gemietet, um es für sie in Haufen zu sammeln, und hätten es ihren hungernden Brüdern verkauft. Und Kauf und Verkauf des Mannas hätten so lange gedauert, bis die Mehrzahl der Israeliten alles aufgeessen, was sie hatten. Und dann hätten sie zu hungern begonnen, während Manna in ungeheuren Haufen dagelegen und die Landbesitzer sich über 'Überproduktion' beklagt hätten. Es wäre genau dieselbe Erscheinung gewesen, welche wir gegenwärtig sehen.

„Alles das sage ich nicht in der Absicht, daß wir, nachdem wir uns mit dieser fundamentalen Ungerechtigkeit abgefunden, nun ruhig die Hände in den Schoß legen — sondern ich sage, daß die Frage über das Recht des Landbesitzes die Wurzel aller anderen sozialen Fragen bildet.

„Ich sage, daß wir alles mögliche machen, alle möglichen Reformen einführen können, wir werden uns so lange von der überall herrschenden Armut nicht befreien, als das, wovon und wodurch alle Menschen leben

müssen — das Land — Privateigentum einiger Personen bleibt; daß bis dahin alle Anstrengungen, die Lage der Menschen zu verbessern, fruchtlos sein werden. Reformiert den Regierungsmechanismus, reduziert die Steuern auf ein Minimum, baut Eisenbahnen, bildet Einkaufsgenossenschaften, teilt den Gewinn zwischen Unternehmern und Arbeitern, wie ihr wollt, was wird der Erfolg sein? Der Erfolg wird sein, daß das Land im Werte steigen wird; nur das wird die Folge sein und weiter nichts. Die Erfahrung zeigt uns das.

„Vergrößern denn nicht alle Verbesserungen nur den Wert des Bodens — den Wert, den die einen Menschen den anderen für die Daseinsberechtigung auf der Welt zahlen müssen?“

Daselbe, füge ich hinzu, sehen wir unablässig in Rußland. Alle Landbesitzer klagen über geringe Ertragnisse, Unrentabilität der Besitzungen, der Preis des Landes aber wächst unablässig. Er kann nicht anders als wachsen, weil die Bevölkerung zunimmt und das Land für sie eine Frage des Lebens und Sterbens ist.

Und deswegen gibt das Volk alles, was es kann, nicht nur seine Arbeit, sondern auch sein Leben für das Land hin, das man ihm vorenthält.

III.

Es gab Menschenfresserei, gab Menschenopfer, gab eine religiöse Prostitution, gab den Totschlag schwacher Kinder und Mädchen, gab eine Blutrache, das Töten ganzer Bevölkerungen, gerichtliche Foltern, Viertelungen, Verbrennungen auf Scheiterhaufen, Peitschenhiebe, gab ein erst in unserer Zeit verschwundenes Spießrutenlaufen, Sklaverei. Aber wenn wir diese schrecklichen Gewohnheiten und Einrichtungen überlebt haben, so zeigt das nicht an, daß unter uns nicht ebensolche für eine aufgeklärte Vernunft und Gewissen ebenso widerwärtige Einrichtungen und Gewohnheiten existieren, wie die, welche seinerzeit vernichtet wurden und für uns eine schreckliche Erinnerung bilden. Der Weg der Vervollkommnung der Menschheit ist unendlich, und in jeder Minute historischen Lebens gibt es Uberglauben, Betrug, schädliche und böse Einrichtungen, die die Menschen schon durchlebt haben, die der Vergangenheit angehören, es gibt solche, die uns im Fernnebel der Zukunft erscheinen, und solche, die wir in der Gegenwart durchleben, die die Aufgabe unseres Lebens bilden. Solcher Art sind in unserer Zeit die Todesstrafe und überhaupt die Strafen; dahin gehört die Prostitution, das Fleischessen, Militarismus, Krieg, und dieser Art ist das nächste und dringendste Werk — der private Landbesitz.

Aber wie die Menschen sich von allen zur Gewohnheit gewordenen Ungerechtigkeiten nicht auf einmal, nicht sofort, nachdem seiner empfindende Menschen ihre Schädlichkeit erkannt, befreit haben, sondern ruckweise mit Unterbrechungen, Umkehren und wieder neuen Befreiungsstößen, wie bei Geburtswehen; wie das kürzlich mit Abschaffung der Sklaverei der Fall war — so geschieht es jetzt mit Aufhebung des privaten Landbesitzes.

Auf die Sünde und Ungerechtigkeit privaten Landbesitzes haben vor tausend Jahren Propheten und Weise des Altertums hingewiesen. Dann haben immer häufiger die führenden Geister Europas darauf hingewiesen; besonders deutlich haben die Urheber der französischen Revolution es ausgesprochen. In letzter Zeit aber ist infolge Zunahme der Bevölkerung und Besizergreifung eines großen Teils freier Ländereien durch reiche Leute, sowie infolge allgemeiner Bildung und Milderung der Sitten diese Ungerechtigkeit bis zu dem Grade augenscheinlich geworden, daß nicht nur die führenden Geister, sondern sogar alle in Reihe und Glied stehenden sie sehen und fühlen müssen. Aber die Menschen, besonders die, welche die Vorteile des Landeigentums genießen, die Eigentümer selbst, und die, deren Interessen mit diesen Einrichtungen verknüpft sind, haben sich so an diese Lage der Dinge gewöhnt, haben so lange aus ihr Nutzen gezogen, bedürfen ihrer so sehr, daß sie häufig die Ungerechtigkeit selbst nicht sehen und alle möglichen Mittel anwenden, um die immer deutlicher und deutlicher hervortretende Wahrheit vor sich selbst und vor anderen zu verbergen: zu vertuschen, auszulöschen, zu verdrehen und, wenn das nichts nützt, sie totzuschweigen.

Schlagend ist in dieser Hinsicht das Schicksal der Tätigkeit des Ende vorigen Jahrhunderts erschienenen ungewöhnlichen Mannes — Henry George, der all seine riesigen Geisteskräfte auf die Aufklärung der Unwahrheit und Grausamkeit des Landeigentums und auf die Angabe von Mitteln verwandt hat, diese Unwahrheit innerhalb des Rahmens der jetzt bei allen Völkern existierenden staatlichen Einrichtungen wieder gut zu machen. Er hat das in seinen Büchern, Artiteln und Reden mit so ungewöhnlicher Kraft und Deutlichkeit getan, daß jemand, der ohne Voreingenommenheit seine Bücher liest, unbedingt seinen Darlegungen beistimmen und sehen muß, daß so lange keine Reformen die Lage des Volkes bessern können, bis nicht diese fundamentale Ungerechtigkeit beseitigt ist, und daß die von ihm zu ihrer Beseitigung vorgeschlagenen Mittel vernünftig, gerecht und leicht anwendbar sind.

Und was geschieht? Trotzdem die englischen Werke Henry Georges in der ersten Zeit ihres Erscheinens in der angelsächsischen Welt sehr schnelle Verbreitung fanden und ihr hoher Wert sofort erkannt wurde und es nun schien, daß die Wahrheit triumphieren und eine Form der Verwirklichung finden müsse — erwies sich sehr bald, daß in England und sogar in Irland, wo die ganze himmelschreiende Ungerechtigkeit privaten Landbesitzes besonders scharf zutage trat, die Mehrzahl der einflußreichen Intelligenz ungeachtet der ganzen Beweiskraft der Georgeschen Argumente und der leichten Durchführbarkeit des von ihm vorgeschlagenen Mittels, gegen seine Lehre war. Radikale Politiker, wie Parnell, die anfangs Georges Projekt billigten, traten sehr bald von ihm zurück, da sie die politischen Reformen für wichtiger hielten. In England waren gegen ihn fast alle Aristokraten und unter anderen der berühmte Toynbee, Gladstone und Herbert Spencer,

der Spencer, der zuerst in seinen „Statics“ in ganz bestimmter Form die ganze Ungerechtigkeit des Landbesitzes ausgesprochen hatte, dann aber diese seine Ansicht aufgab und seine früheren Werke aufkaufte, um aus ihnen alles auszumergen, was darin über die Ungerechtigkeit des Landbesitzes gesagt war.

In Oxford veranstalteten Studenten während Georges Vorlesungen feindselige Demonstrationen. Die katholische Partei aber hielt Henry Georges Lehre direkt für sündhaft und unmoralisch, gefährlich und der christlichen Lehre widersprechend. Ebenso trat gegen Henry Georges Lehre die orthodoxe Wissenschaft, die Nationalökonomie auf. Gelehrte Professoren widerlegten von ihrer stolzen Höhe herab diese Lehre, ohne sie zu verstehen, namentlich weil sie die Grundthesen ihrer vermeintlichen Wissenschaft nicht akzeptierte. Feindselig gesinnt waren ihr auch die Sozialisten, die für die wichtigste Frage ihrer Zeit nicht die Landfrage, sondern völlige Vernichtung des Privateigentums hielten. Das Hauptrüstzeug gegen Henry Georges Lehre bildete aber das Mittel, das stets gegen unwiderlegliche und ganz klare Wahrheiten angewandt wird. Dieses Mittel, das man bis auf diese Zeit gegen George anwendet, war Totschweigen. Dieses Totschweigen wurde so erfolgreich ins Werk gesetzt, daß das Mitglied des englischen Parlaments Labouchère öffentlich, ohne Widerspruch zu finden, sagen konnte, „er sei nicht ein solcher Phantast wie Henry George, er schlage nicht vor, den Gutsbesitzern Land wegzunehmen, um es dann zu verpachten; er würde nur die Erhebung einer Steuer vom Bodenwert fordern“ — d. h. Labouchère schrieb George zu, was er niemals gesagt haben konnte, stellte als Verbesserungen dieser leeren Phantasien hin, was George wirklich gesagt hatte.

So geschieht es, daß dank den gemeinsamen Anstrengungen aller Leute, die an der Beibehaltung der Einrichtung des Landeigentums interessiert sind, die durch ihre Einfachheit und Klarheit unwiderleglich überzeugende Lehre Georges fast unbekannt bleibt und die letzten Jahre immer weniger Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Irgendwo in Schottland, in Portugal, auf Neuseeland denkt man noch an sie, und unter hundert Gelehrten ist kaum einer, der Henry Georges Lehre kennt und verteidigt. In England aber und in den Vereinigten Staaten wird die Zahl ihrer Anhänger immer geringer; in Frankreich ist seine Lehre fast unbekannt; in Deutschland wird sie nur in sehr kleinen Kreisen verkündet und überall vom Lärm sozialistischer Lehren übertönt, so daß sie unter der Mehrzahl der sogenannten gebildeten Leute nur dem Namen nach bekannt ist.

IV.

Über Henry Georges Lehre disputiert man nicht, sondern man kennt sie einfach nicht. (Anders kann man mit der Lehre gar nicht verfahren, weil jeder, der sie kennt, ihr unbedingt zustimmen muß.)

Wenn man George aber erwähnt, so schreibt man ihm entweder zu, was er nicht sagt, oder behauptet wieder, was er bereits widerlegt hat,

oder verwirft ihn besonders deswegen, weil seine Lehre nicht mit den pedantischen, willkürlichen, leichtsinnigen Darlegungen der sogenannten Nationalökonomie übereinstimmt, die als unverbrüchliche Wahrheiten gelten.

Aber trotzdem ist die Wahrheit des Grundsatzes, daß Land nicht Gegenstand des Eigentums sein kann, eben durch das Leben der Menschen der Gegenwart derart anschaulich geworden, daß es, um weiterhin eine Lebensführung beizubehalten, bei der das Recht privaten Landbesitzes anerkannt wird, nur ein Mittel gibt: nicht daran zu denken, diese Wahrheit zu ignorieren und sich mit anderen „dringenden“ Angelegenheiten zu beschäftigen. So machen es nämlich die gegenwärtigen Betenner des Christentums.

Die Politiker Europas und Amerikas beschäftigen sich zum Wohl ihrer Völker mit allen möglichen Gegenständen: Zolltarifen, Kolonien, Einkommensteuern, Militär- und Marinebudgets, sozialistischen Vereinigungen, Gesellschaften, Syndikaten, Präsidentenwahlen, diplomatischen Verhandlungen — kurz mit allem, nur nicht mit dem einen, ohne das keine wahre Besserung der Lage des Volkes eintreten kann — der Wiederherstellung des beeinträchtigten Rechtes aller Menschen auf Benutzung des Bodens. Und obgleich die Politiker der christlichen Welt in der Tiefe ihres Herzens fühlen, fühlen müssen, daß ihre ganze Tätigkeit, sowohl in Industriekämpfen, die sie führen, wie auch in den militärischen, auf die sie alle ihre Kräfte verwenden, zu nichts anderem führen kann, als zur allgemeinen Erschöpfung der Volkskräfte — blicken sie dennoch nicht in die Zukunft, sondern geben dem Augenblick nach, gleichsam nur von dem einen Wunsche befeelt, zu vergessen, und drehen sich weiter in dem Sauberkreise, aus dem es keinen Ausweg gibt.

So sonderbar diese zeitweilige Verblendung der Politiker Europas und Amerikas auch ist, sie findet ihre Erklärung darin, daß die Menschen in Europa und Amerika auf dem falschen Wege bereits zu weit vorgeschritten sind, dergestalt, daß der größte Teil der Bevölkerung schon vom Lande losgerissen ist (in Amerika hat er niemals auf dem Lande gelebt), und entweder in Fabriken, oder von gemieteter Feldarbeit lebt, und nur das eine wünscht und fordert — nämlich eine Verbesserung seiner Lage als Lohnarbeiter. Es ist deswegen zu verstehen, daß es den Politikern Europas und Amerikas bei Berücksichtigung der Forderungen der Mehrheit scheinen kann, daß das Hauptmittel zur Verbesserung der Lage des Volkes in Zolltarifen, Erbsen und Kolonien liegt; den Russen müßte aber für Rußland, wo die Landbevölkerung achtzig Prozent der Gesamtbevölkerung bildet, und wo dieses ganze Volk nur das eine anstrebt, daß man ihm die Möglichkeit gibt, in dieser Lage zu bleiben — klar sein, daß zur Besserung der Lage des Volkes etwas anderes nötig ist.

Die Menschen in Europa und Amerika befinden sich in der Lage jemandes, der schon weit auf einem ihm anfangs als richtig erscheinenden Wege dahingeschritten ist, der dann aber, je weiter er auf ihm vorwärts geht, um so mehr vom Ziele ab gerät, so daß es ihm fürchterlich ist, seinen

Irrtum einzugestehen. Die Russen aber stehen immer noch vor der Wegbiegung und können noch, einem weisen Sprichwort gemäß, unterwegs nach dem Wege fragen.

Und was tun nun all die Russen, die entweder wirklich die Absicht haben, oder zum mindesten sagen, daß sie dem Volk ein schönes Leben bereiten wollen?

Sie machen in allen Dingen slavisch das nach, was in Europa und Amerika geschieht.

Zur Herbeiführung eines guten Volkslebens bemühen sie sich um Pressefreiheit, Glaubensfreiheit, Koalitionsfreiheit, Zolltarife, bedingte Verurteilung, Trennung zwischen Staat und Kirche, Förderativgenossenschaften, um die zukünftige Vergesellschaftung der Arbeitsmittel und besonders um eine Volksvertretung, um dieselbe Vertretung, die in europäischen und amerikanischen Reichen schon längst existiert, deren Existenz aber nicht nur in keiner Weise zur Lösung der Frage beitrug und beiträgt, sondern die eine alle Schwierigkeiten entscheidende Landfrage nicht einmal aufwirft. Wenn schon die russischen Politiker von einem Landmißbrauch reden, den sie aus irgendwelchem Grunde als Agrarfrage bezeichnen, wahrscheinlich in der Annahme, daß dieses dumme Wort das Wesen der Sache verbirgt, so sprechen sie davon nicht in dem Sinne, daß Privateigentum ein Übel ist, das ausgerottet werden muß, sondern in dem Sinne, daß man durch allerschändliche Zahlungen, Palliativmittelchen diese hauptsächlich nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt dicht vor der Vernichtung stehende alte, grausame, augenscheinliche, himmelschreiende Ungerechtigkeit gleichsam vertuschen, vertuschen kann.

In Rußland, wo eine Menge von hundert Millionen Menschen unaufhörlich unter der Besiznahme des Landes durch Privatpersonen leidet und unaufhörlich darüber jammert, erinnert das Verhalten dieser Leute, die anscheinend überall, nur nicht wo sie es finden, das Mittel zur Verbesserung des Volkswohles suchen, gar sehr an Vorgänge auf der Bühne, wo alle Zuschauer sehr gut sehen, was verborgen wird, und auch die Schauspieler es sehen müssen, sich aber stellen, als wenn sie es nicht sähen, gegenseitig absichtlich jeder die Aufmerksamkeit des anderen ablenken und alles sehen, nur das nicht, was allein nötig ist, was sie aber nicht sehen wollen.

V.

Die Menschen haben eine Herde Rüge, von deren Milchprodukten sie sich nähren, in eine Umzäunung getrieben. Die Rüge haben das Futter innerhalb der Umzäunung aufgefressen und vernichtet, hungern, zerkauen sich die Schwänze, heulen und brüllen und streben aus der Umzäunung auf die Weide. Die Leute aber, die sich von der Kuhmilch ernähren, haben rings um die Umzäunung Minz-, Farbwurz-, Tabakspflanzen angelegt, haben Blumen gezogen, Rennplätze, Parks, Lawn-Tennis-Plätze eingerichtet und lassen die Rüge nicht heraus, damit sie ihre Anlagen nicht verderben. Die

Rühe aber brüllen, werden mager, und die Leute fangen an zu fürchten, die Ruhe könnten aufhören, Milch zu geben, und erfinden nun verschiedene Mittel, um die Lage der Ruhe zu verbessern. Sie lassen Schutzdächer über den Rügen aufführen, führen ein Abreiben der Ruhe mit nassen Bürsten ein, vergolden ihnen die Hörner, ändern die Melkstunden, bekümmern sich um die Wartung und Pflege kranker und alter Ruhe, erfinden neue, vervollkommnete Melkmethoden, warten darauf, daß ein ganz ungewöhnliches Futtergras wächst, das sie innerhalb der Umzäunung säen können, streiten über diese und viele andere verschiedene Gegenstände; tun aber nicht — können es gar nicht, ohne alle Anlagen rings um den Zaun zu zerstören — das Einfache, sowohl für die Ruhe, wie für sie selbst Notwendige — nämlich, daß sie den Zaun zerbrechen und den Rügen die ihnen eigentümliche Freiheit gewähren: die ringsum in Überfluß vorhandenen Weideflächen zu benutzen.

Indem die Leute so handeln, handeln sie unvernünftig, aber es gibt eine Erklärung für ihre Handlungsweise: ihnen tun all die Anlagen leid, die sie rings um den Zaun eingerichtet haben. Wie soll man aber die Leute nennen, die nichts um den Zaun herum haben, sondern die aus bloßer Nachäffung derjenigen, die die Ruhe wegen der ringsum befindlichen Anlagen nicht herauslassen, die Ruhe ebenfalls in der Umzäunung festhalten und behaupten, sie täten das zum Wohle dieser Ruhe?!

Genau so handeln die Russen, sowohl die Regierung, wie ihre Gegner, wenn sie für das infolge Landmangels unablässig leidende russische Volk alle möglichen europäischen Einrichtungen einführen, dabei aber die Hauptsache, dasjenige was allein nötig ist: Befreiung des Landes aus Privathänden, Einführung gleichen Rechtes aufs Land für alle Menschen — vergessen und ableugnen.

Es ist zu verstehen, daß die Parasiten in Europa, die nicht direkt und nicht unmittelbar von der Arbeit ihrer englischen, französischen, deutschen Arbeiter, sondern von der Arbeit der Kolonialarbeiter leben, die das Getreide hervorbringen, das sie gegen ihre Fabrikprodukte eintauschen, eben da sie die Mühen und Leiden der Arbeiter, von denen sie ernährt und unterhalten werden, nicht sehen, einen sozialistischen Zukunftsstaat erfinden können, auf den sie die Leute gleichsam vorbereiten, und sich einsteilen in kühler Gemütsruhe mit Wahlkampagnen, Parteikämpfen, parlamentarischen Debatten, Ministerberufungen und -stürzen und aller möglichen anderen Kurzweil amüsieren, die sie Kunst und Wissenschaft nennen.

Die wirklichen Ernährer der Parasiten in Europa sind — die Arbeiter in Indien, Afrika, Australien, zum Teil in Rußland; sie sehen sie nicht. Aber das ist bei uns Russen nicht der Fall. Wir haben keine Kolonien, in denen uns unsichtbare Sklaven für unsere industriellen Produkte ernähren. Unsere notleidenden, hungernden Ernährer sind stets vor unseren Augen, und wir können nicht die Unwahrheit unseres Lebens auf entfernte Kolonien übertragen, damit die dortigen Sklaven uns ernähren.

Unsere Sünden stehen uns stets vor Augen.

Und da bereiten wir, statt uns um die Not unserer Ernährer zu kümmern, ihr Wehklagen zu hören, und uns zu bemühen, darauf zu antworten, — statt dessen unter dem Vorwande, ihnen zu dienen, genau so nach europäischem Vorbilde den sozialistischen Zukunftsstaat vor und beschäftigen uns einstweilen mit Dingen, die uns amüsieren und zerstreuen und anscheinend zum Wohle des Volkes dienen, dessen letzte Kräfte wir aussaugen, um uns, seine Parasiten, zu unterhalten.

Zum Wohle des Volkes bemühen wir uns, die Zensur der Bücher, die administrative Verbannung abzuschaffen, überall Schulen, einfache und landwirtschaftliche, einzuführen, die Zahl der Krankenhäuser zu vergrößern, Pässe und Loskaufgelder abzuschaffen, eine strenge Fabrikinspektion einzuführen, Alters- und Invalidenversicherung einzuführen, das Land zu vermessen, durch Banken bäuerliche Landkäufe zu vermitteln und vieles andere.

Man braucht nur die unerträglichen Leiden von Millionen der Bevölkerung zu verstehen: das Aussterben von Greisen, Weibern, Kindern infolge von Not, unerträglicher Arbeit, ungenügender Speise — braucht nur die Knechtschaft, die Demütigungen, den unnötigen Kräfteverbrauch, die Ausschweifung und all die Schrecken unnötiger Not der russischen Landbevölkerung, die infolge Landmangels entstehen, zu begreifen — so wird einem ganz klar, daß all diese Maßregeln zur Aufhebung der Zensur, administrativer Verbannungen usw., um welche sich die angeblichen Volksvertreter angelegentlichst bemühen, im Falle ihrer Verwirklichung nur einen winzigen Tropfen im Ozean der Not bilden, welche das Volk zu leiden hat.

Aber nicht genug, daß die um das Volkswohl bemühten Leute nichtige, qualitativ und quantitativ unbedeutende Veränderungen ersinnen und hundert Millionen Menschen in fortwährender Knechtschaft, infolge der Landwegnahme, belassen — nein, viele von diesen Leuten, gerade ihre Führer, wünschen, daß das Leiden des Volkes immer mehr zunähme und sie in die Notwendigkeit versetzte, unter Zurücklassung von Millionen Opfern, die aus Not und Verderbtheit zugrunde gingen, ihr glückliches, gewohntes, geliebtes, verständiges Landleben gegen das vervollkommnete Fabrikleben einzutauschen, das sie für jene erfunden haben.

Das russische Volk ist infolge seiner Lage als ackerbautreibende Bevölkerung durch seine Liebe zu dieser Lebensform, durch seinen christlichen Charakter, dadurch, daß es fast allein von allen europäischen Völkern noch ein ackerbautreibendes Volk ist und es zu bleiben wünscht — gleichsam absichtlich durch eine geschichtliche Fügung so gestellt, daß es bei der Entscheidung der sogenannten Arbeiterfrage an der Spitze des wirklichen Fortschritts der Menschheit steht. Und obgleich die Dinge so liegen, wird dieses russische Volk von seinen angeblichen Vertretern und Leitern aufgefordert, im Schlepptau der aussterbenden und konfus gewordenen europäischen und amerikanischen Völker zu segeln und möglichst schnell auf Abwege zu geraten, seinen Beruf aufzugeben, um den Europäern gleich zu werden.

Welch erstaunliche Gedankenarmut von Leuten, die nicht mit eigenem Verstande denken, sondern nur slavisch wiederholen, was ihre europäischen Vorbilder sagen! Noch erstaunlicher aber ist die Herzensdürre und Grausamkeit dieser Leute.

VI.

„Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr gleicht getünchten Gräbern, die von außen freundlich aussehen, innen aber voll Totengebeine und voll Unreinlichkeit sind.

„So erscheint auch ihr äußerlich den Menschen als Gerechte, innen aber seid ihr voll Heuchelei und Frevel.“ (Matth. 23, 27/28.)

Es gab eine Zeit, wo man im Namen Gottes und des wahren Glaubens an ihn Menschen umbrachte, folterte, hinrichtete und Duzende, Hunderttausende zugrunde richtete. Wir blicken jetzt mit stolzer Erhabenheit auf die Leute herab, die das taten.

Aber wir tun unrecht. Unter uns gibt es genau solche Leute. Der Unterschied besteht nur darin, daß jene es damals im Namen Gottes taten, um ihm wahrhaft zu dienen; jetzt aber tun die Leute, die ebensolches Übel unter uns vollführen, es im Namen „des Volkes“, um ihm wahrhaft zu dienen. Und wie unter jenen Menschen die Leute wahnsinnigerweise ganz fest überzeugt waren, daß sie die Wahrheit wußten, und wie es Heuchler gab, die unter dem Vorwande, Gott zu dienen, für ihr Wohl sorgten, und wie es eine Menge gab, die urteilslos den Mutigen und Kühnen folgte — so bestehen auch jetzt die Leute aus solchen, die wahnsinnigerweise fest überzeugt sind, daß sie die Wahrheit kennen, und ferner aus Heuchlern und aus der Menge. Viel Böses haben seinerzeit dank der falschen Lehre, die sie Gottesdienst nannten, die falschen, selbstherrlichen Gottesdiener angerichtet; wenn aber die Volksdiener dank der Lehre, die sie Wissenschaft nennen, weniger Böses getan haben, so ist das nur geschehen, weil sie noch nicht Erfolg gehabt haben; aber auch auf ihrem Gewissen lasten schon Ströme von Blut und die große Spaltung und Erbitterung der Menschen gegeneinander.

Beide Tätigkeiten haben ein und dieselben Kennzeichen.

Zunächst: ein ausschweifendes, schlechtes Leben der Mehrheit der Gottes- wie der Volksdiener. (Ihr Beruf ausschließlich als Gottes- und Volksdiener befreit sie nach ihrem Dafürhalten davon, sich in der Lebensführung irgendwelche Schranken aufzuerlegen.)

Das zweite Anzeichen: vollständiges Fehlen von Interesse, Aufmerksamkeit und Liebe zu denen, denen sie dienen wollen. Wie Gott für seine Diener nur ein Zeichen war und ist, im Grunde genommen aber diese seine Diener ihn nicht liebten, keinen Verkehr mit ihm suchten, ihn nicht kannten und nicht kennen wollten — genau so ist auch für viele Volksdiener das Volk nur ein Zeichen und sie lieben es nicht nur nicht, suchen keinen Verkehr mit ihm und kennen es nicht, sondern blicken im Grunde ihres Herzens voll Verachtung, Ekel und Furcht auf das Volk herab.

Das dritte Anzeichen: sowohl die einen wie die anderen — die einen stets um den Dienst ein und desselben Gottes, die anderen stets um den Dienst ein und desselben Volkes bekümmert — stimmen nicht nur in den Mitteln, um diesen Dienst auszuüben, nicht überein, sondern erklären die Tätigkeit aller derjenigen, die nicht mit ihnen einer Meinung sind, für falsch, schädlich und verlangen ihre gewaltsame Einstellung. Daher die Scheiterhaufen, Inquisitionen, Mord der ersten — und Hinrichtungen, Verbannungen, Revolutionen und Schlachtfelder der zweiten.

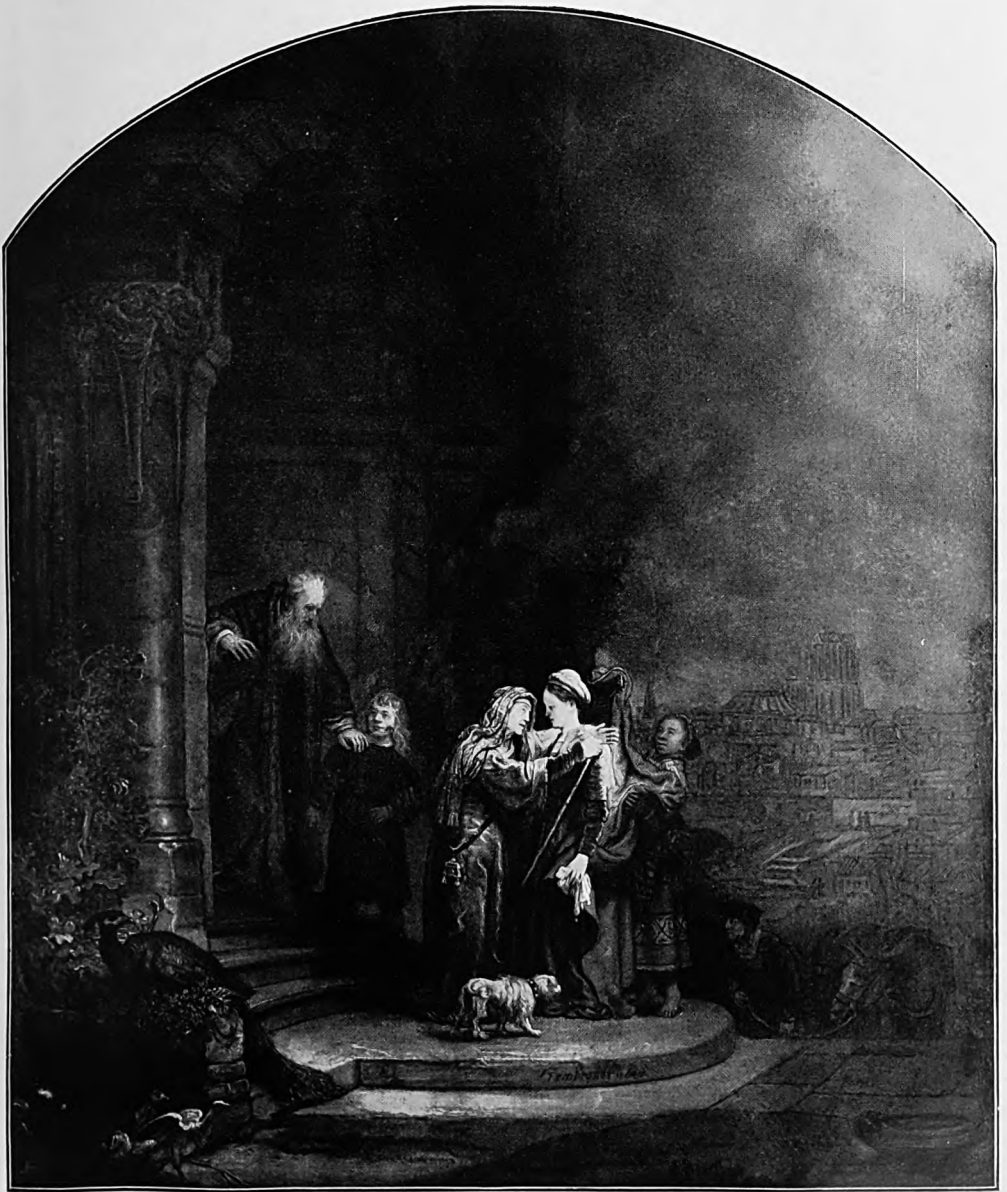
Und endlich das Haupt- und charakteristischste Merkmal dieser wie jener ist die vollständigste Gleichgültigkeit gegen das, und Ignorierung dessen, was diejenigen, denen man dient, wollen, fordern, kundtaten und kundtun. Gott, dem man so diensteifrig diene und dient, hat deutlich und klar ausgesprochen, was man die göttliche Offenbarung nennt, nämlich: man braucht ihm nur dadurch zu dienen, daß man seinen Nächsten liebt und gegen andere so verfährt, wie man wünscht, daß gegen einen selbst verfahren werde. Aber jene Leute haben das nicht als Gottesdienst anerkannt, sondern haben etwas ganz anderes verlangt, was sie selbst erfunden und als Forderung Gottes ausgegeben haben. Genau so handeln auch die Diener des Volkes: Sie erkennen durchaus nicht das an, was das Volk wünscht und klar ausspricht, sondern wollen ihm mit dem dienen, was das Volk nicht nur nicht von ihnen wünscht, sondern wovon es nicht einmal das geringste Verständnis hat, und was die Volksdiener für das Volk ausgedacht haben; wollen ihm aber nicht mit dem dienen, was es unaufhörlich erwartet und unaufhörlich als seinen Wunsch kundtut.

VII.

Von allen unumgänglichen Reformen des sozialen Lebens ist im Leben der ganzen Welt eine am meisten zur Entscheidung gediehen, eine, ohne die kein Schritt vorwärts zur Verbesserung des menschlichen Lebens mehr getan werden kann. Die Unumgänglichkeit dieser Änderung ist für jeden Menschen, der nicht von einer voreingenommenen Theorie in Beschlag genommen ist, ganz augenscheinlich. Und diese Änderung ist — nicht nur Sache Rußlands, sondern Sache der ganzen Welt. Alle menschliche Not unserer Zeit hängt hiermit zusammen. Wir befinden uns in Rußland in der glücklichen Lage, daß die ungeheure Mehrzahl unseres Volkes, die von Landarbeit lebt, kein ländliches Privateigentum anerkennt und die Vernichtung dieses alten Mißbrauches wünscht und fordert und dies auch unaufhörlich ausspricht.

Aber trotzdem sieht es niemand, will es niemand sehen.

Woher rührt dieser sonderbare Irrtum? Wie kommt es, daß gute, schöne, verständige Leute, deren es unter den Liberalen, Sozialisten, Revolutionären, ja selbst unter den Regierenden eine ganze Menge gibt — daß diese Leute, die das Volkswohl wünschen, das eine, was es nötig hat, nicht sehen, nämlich das, wonach das Volk unaufhörlich strebt und ohne



Rembrandt
Besuch der Maria bei Elisabeth

das es unaufhörlich leidet, sondern mit vielen, den allerverschiedensten Dingen beschäftigt sind, deren Erledigung ohne Durchführung dessen, was das Volk wünscht, in keinem Falle das Volkswohl bewirken kann? Alle Tätigkeit, sowohl der Regierenden, wie der regierungsfeindlichen Diener des Volkes gleicht der Tätigkeit eines Menschen, der einem im Moorgrund versinkenden Pferde helfen will, sich auf die Fuhre fest und die Wagenlast von einer Stelle auf die andere legt, im Glauben, daß er dadurch der Sache nützen kann.

Woher kommt das?

Die Antwort auf diese Frage ist dieselbe, wie auf alle Fragen danach, weshalb die Menschen unserer Zeit, obwohl sie gut und glücklich leben können, in Wirklichkeit schlecht und in Not leben.

Das kommt daher, daß sowohl die Regierenden, wie die Opposition, die für das Volkswohl sorgt, keine Religion haben. Ohne Religion aber kann jemand weder selbst ein vernünftiges Leben führen, noch auch wissen, was für andere gut und was schlecht, was ihm nötig und was ihm nicht nötig ist. Nur daher sind die Menschen unserer Zeit überhaupt und die russische Intelligenz ganz besonders des religiösen Bewußtseins ganz beraubt und tun das direkt mit einem gewissen Stolz kund und verstehen das Leben so verkehrt und die Forderungen des Volkes, dem sie dienen wollen, und fordern für das Volk die allerverschiedensten Dinge, nur nicht das eine, was es nötig hat.

Ohne Religion kann man die Menschen nicht wahrhaft lieben. Wenn man aber die Menschen nicht liebt, kann man nicht wissen, was sie nötig haben, was sie mehr und was sie minder nötig haben. Nur irreligiöse und deswegen nicht wahrhaft liebende Leute können nichtige, unbedeutende Verbesserungen des Volkslebens ersinnen, ohne das Hauptübel zu sehen, an dem die Leute leiden und das sie zum Teil selbst hervorbringen. Nur solche Leute können mehr oder weniger künstlich erdachte, abstrakte Theorien erfinden, die das Volk in Zukunft beglücken sollen, und dabei die Leiden nicht sehen, die das Volk gegenwärtig erträgt und die eine unverzügliche und sehr wohl mögliche Erleichterung verlangen. Das ist etwa so, wie wenn jemand einem Hungrigen das Brot nimmt und ihm Ratschläge gibt (noch dazu sehr zweifelhafter Art), wie er in Zukunft leben soll, es aber nicht für nötig hält, ihm sofort einen Teil seines Überflusses an dem Essen abzugeben, das er dem anderen weggenommen hat.

Zum Glück geschehen die großen wohlthätigen Bewegungen in der Menschheit nicht durch Parasiten, die sich von Kraft und Markt des Volkes ernähren, — sie mögen sich nennen, wie sie wollen: Regierung, Revolutionäre, Liberale, sondern durch religiöse Leute, d. h. durch ernste, einfache, arbeitssame Menschen, die nicht für ihren Vorteil, ihren Ruhm, Ehrgeiz, nicht um äußere Resultate zu erlangen, sondern die deshalb leben, um ihre menschliche Bestimmung vor Gott zu erfüllen.

Solche Leute, und nur solche, bringen durch ihre nicht geräuschvolle,
Der Dürmer VII. 3

aber sichere Tätigkeit die Menschheit vorwärts. Solche Leute werden nicht bestrebt sein, sich vor den Menschen auszuzeichnen, diese oder jene Verbesserungen des Volkslebens zu erfinden (solcher Verbesserungen mag eine ganze Anzahl existieren, aber alle sind nichtig, wenn nicht die Hauptsache geschieht), sondern sie werden sich bemühen, in Übereinstimmung mit Gottes Geboten und Gewissen zu leben, und werden im Bemühen, so zu leben, natürlich die deutliche Beeinträchtigung dieser Gebote bemerken und für sich und andere Mittel suchen, sich davon zu befreien.

Neulich las ein mir bekannter Arzt, der auf einer großen Eisenbahnstation den Zug erwartete, im Wartesaal dritter Klasse die Zeitung. Ein neben ihm sitzender Bauer fragte nach Neuigkeiten. In der Zeitung stand ein Artikel über eine „Agrarversammlung“. Der Arzt überfeste das lächerliche Wort „Agrar“ ins Russische, und als klar wurde, daß es sich um das Land handelte, bat der Bauer, ihn vorzulesen. Der Arzt begann zu lesen, andere Bauern traten hinzu. Bald war ein ganzer Haufen versammelt: die einen lagen auf den Schultern der anderen, einige saßen auf dem Fußboden, alle Gesichter hatten einen gespannt-feierlichen Ausdruck. Als das Lesen zu Ende war, seufzte einer von den Hintermännern, ein Greis, tief auf und betheuerte sich. Der Mensch hatte von dem verwickelten Jargon, in dem der Artikel geschrieben und der selbst für einen, der sich in diesem Jargon unterhalten konnte, schwer zu verstehen war, sicher nichts verstanden. Er hatte nichts von dem verstanden, was in dem Artikel stand, hatte aber begriffen, daß es sich um die große, alte Sünde handelte, unter der seine Vorfahren litten und auch er litt; er hatte begriffen, daß die Leute, die die Sünde begangen, sie einzugestehen begannen. Und als er das begriff, wandte er sich in Gedanken an Gott und betheuerte sich. Und in dieser einen Handbewegung dieses Mannes lag mehr Sinn und Inhalt als in dem ganzen Geschwätz, das jetzt die Zeitungsspalten anfüllt. Dieser Mensch versteht wie das ganze Volk, daß die Besitznahme des Landes durch nicht arbeitende Menschen eine große Sünde ist, in Folge der seine Vorfahren litten und körperlich zugrunde gingen und in Folge der auch er und seine Anverwandten körperlich leiden, und fortwährend seelisch auch die leiden, die diese Sünde früher begangen haben, und die sie jetzt begehen, und daß diese Sünde wie jede Sünde, wie in seiner Erinnerung die Sünde der Leibeigenschaft, beseitigt werden muß, gar nicht anders kann, als beseitigt werden. Er weiß und fühlt das und kann deswegen nicht anders, als sich beim Gedanken an eine nahe Beseitigung an Gott wenden.

VIII.

„Große soziale Umwälzungen“, sagt Mazzini, „geschehen und geschehen stets nur infolge großer religiöser Bewegungen.“

Der Art ist auch die religiöse Bewegung, die jetzt dem russischen Volke bevorsteht — dem ganzen russischen Volke, sowohl dem arbeitenden, das des Landes beraubt ist, wie insbesondere den großen, mittleren und

kleinen Gutsbesitzern und all den Hunderttausenden, die zwar nicht direkt Land besitzen, aber sich infolge des Umstandes, daß dem landberaubten Volk die Arbeit aufgezwungen ist, in vorteilhafter Lage befinden.

Die religiöse Bewegung, die jetzt dem russischen Volke bevorsteht, besteht darin, daß die große Sünde beseitigt wird, die schon längst die Menschen nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt quält und spaltet. Diese Sünde beseitigen können aber weder politische Reformen, noch sozialistische Zukunftsprojekte, noch Revolutionen in der Gegenwart, noch gar philanthropische Spenden oder staatliche Anstalten zum Loskauf und zur Landverteilung an Bauern. Solche Palliativmittelchen lenken nur die Aufmerksamkeit von der Hauptfrage ab und schieben gerade dadurch ihre Lösung hinaus. Es bedarf keiner künstlichen Opfer, keiner Bemühungen um das Volk; es brauchen sich nur alle Leute der Sünde bewußt zu werden, die sie begehen, oder an der sie beteiligt sind, und den Wunsch zu hegen, sich von ihr zu befreien.

Es muß die unzweifelhafte Wahrheit, die die besten Männer des Volkes immer gekannt haben und kennen, nämlich: daß das Land nicht ausschließlich Eigentum einiger weniger sein kann, und daß die Nichtzulassung zum Lande derjenigen, die es nötig haben, eine Sünde ist, allen Leuten zum Bewußtsein kommen, damit sie sich schämen, das Land denen vorzuenthalten, die sich auf ihm ernähren wollen; man muß sich schämen, auf diese oder jene Weise an dieser Vorenthaltung des Landes teilzunehmen, sich schämen, Land zu besitzen, sich schämen, die Arbeit von Leuten zu benutzen, die nur deswegen genötigt sind, zu arbeiten, weil man sie ihres gesetzlichen Rechtes auf das Land beraubt hat. Es muß dasselbe geschehen, was mit der Leibeigenschaft geschah, als sich die Adligen und Gutsbesitzer schämten, Leibeigene zu halten, als die Regierung sich schämte, diese ungerechte und grausame Bestimmung zu unterstützen, als den Bauern selbst klar wurde, daß an ihnen eine durch nichts zu rechtfertigende Ungerechtigkeit begangen wurde. Dasselbe muß mit dem Landeigentum geschehen. Und das muß nicht nur mit einem Stand, so zahlreich er auch sein mag, sondern mit allen Ständen geschehen; und nicht nur mit allen Ständen und Angehörigen eines Reiches, sondern mit der ganzen Menschheit.

IX.

„Eine soziale Reform kann nicht durch Lärm und Geschrei, durch Klagen und Anklagen, durch Parteibildungen und Revolutionen erreicht werden“, schreibt Henry George, „sie kann nur durch das Erwecken des Gedankens und schrittweise Vorwärtsbewegung in der Ideewelt erreicht werden. Solange keine richtigen Gedanken da sind, können auch keine richtigen Wirkungen da sein, wenn aber ein richtiger Gedanke da ist, entspringt die richtige Wirkung aus ihm schon von selbst.“

„Deshalb erscheint als größte Tat jedes Menschen und jeder Organisation von Leuten, die danach streben, die sozialen Bedingungen zu ver-

bessern, die Verbreitung von Ideen. Alles andere kann nur insoweit nützlich sein, als es diesem Werk hilft. An diesem Werk aber kann jeder denkende Mensch teilnehmen, der zuerst für sich selbst richtige Begriffe erarbeitet hat und dann versucht, Gedanken in den Leuten zu erwecken, mit denen er in Berührung kommt."

Das ist ganz richtig; um aber diesem großen Werk zu dienen, ist außer Gedanken noch etwas anderes nötig — nämlich religiöses Gefühl, das Gefühl, infolgedessen im vorigen Jahrhundert die Herren der Leibeigenen sich schuldig erklärten und trotz persönlicher Nachteile und selbst trotz daraus entspringenden Elendes Mittel suchten, um sich von der Sünde zu befreien, die sie bedrückte.

Dieses Gefühl muß in bezug auf den Landsitz in den Angehörigen begüterter Klassen so lebhaft werden, daß das große Werk der Landbefreiung vor sich geht; muß in ihnen so rege werden, daß die Menschen bereit sind, alles zu opfern, um sich nur von der Sünde loszumachen, in der sie lebten und leben.

Hunderte, Tausende, Zehntausende von Desjätinen besitzen; mit Land handeln; so oder so Landeigentum benutzen infolge der Bedrückung des Volkes, die aus dieser grausamen und augenscheinlichen Ungerechtigkeit entspringt; üppig leben — in verschiedenen Vereinigungen und Versammlungen über eine Besserung der Lage der Bauern reden, ohne seine exklusive vorteilhafte Lage aufzugeben, die aus dieser Ungerechtigkeit hervorgeht — ist nicht nur schlecht, sondern häßlich und schädlich und wird von jedem gesunden Menschenverstand, wie von jedem ehrenhaften und christlich Gesinnten gleichmäßig verurteilt. Man braucht keine schlaunen Mittel zur Verbesserung der Lage des Volkes, das seines gesetzlichen Unrechts auf das Land beraubt ist, zu erfinden, sondern man braucht nur seine Sünde ihm gegenüber einzusehen und vor allen Dingen aufzuhören, daran teilzunehmen, um welchen Preis es auch immer ist. Nur eine derartige innere sittliche Tätigkeit jedes Menschen kann und wird die Entscheidung der Menschheit bevorstehenden Frage herbeiführen.

Die Bauernbefreiung in Rußland ist nicht durch Alexander II., sondern durch die Leute bewirkt worden, die das Sündhafte der Leibeigenschaft eingesehen hatten und sich bemühten, unabhängig von ihrem Vorteil sich von ihr zu befreien; vornehmlich ist sie von solchen Leuten ins Werk gesetzt wie Nowikow, Radischtschew, den Dekabristen, Leuten, die bereit waren zu leiden und selbst litten (ohne andere leiden zu lassen) wegen ihres Glaubens an das, was sie als Wahrheit erkannt hatten.

Daselbe muß auch in Bezug auf die Landbefreiung eintreten.

Ich glaube, daß es solche Leute auch jetzt gibt, und daß sie das große, nicht allein die Russen, sondern die ganze Welt betreffende Werk ausführen werden, das dem russischen Volke bevorsteht.

Die Landfrage ist jetzt bis zu dem Punkt der Reife gediehen, bis zu welchem die Frage der Leibeigenschaft vor fünfzig Jahren gelangt war.

Es wiederholt sich ganz dasselbe: wie die Menschen Mittel suchten, um sich von dem allgemeinen Unwohlsein und der Unzufriedenheit, die sich in der Gesellschaft bemerkbar machte, zu befreien, und alle möglichen äußeren Mittel von der Regierung vorgeschlagen wurden; und wie damals nichts half und nichts helfen konnte, solange die überreife Frage persönlicher Knechtschaft noch unentschieden war — genau so helfen jetzt keine äußeren Mittel und können nicht helfen, bis nicht die zur Entscheidung reife Frage der Landflaverei gelöst ist. Genau so wie jetzt Mittel vorgeschlagen werden, um das Land neu zu vermessen, es durch Banken loszukaufen usw., wurden damals Palliativmitteln vorgeschlagen und durchgeführt in der Art von „Bestandbüchern“, Bestimmungen über dreitägigen Frondienst und vieles andere. Genau so, wie jetzt die Landbesitzer von einer Ungerechtigkeit der Beschränkung des verbrecherischen Besitzes sprechen, wurde damals von einer ungesetzlichen Fortnahme von Leibeigenen geredet. Genau so, wie damals die Kirche die Leibeigenschaft rechtfertigte, rechtfertigt jetzt die (die Stelle der Kirche einnehmende) Wissenschaft das Landeigentum. Wie damals die Besitzer von Leibeigenen, die mehr oder minder ihr Unrecht fühlten, sich bemühten, es durch verschiedene Mittel zwar nicht zu beseitigen, aber zu lindern, und statt des Frondienstes den Drost (Pachtzins) einführten und die Steuern verminderten, — genau so bemühen sich jetzt feiner empfindende Grundbesitzer im Gefühl ihrer Schuld, sie wieder gut zu machen; geben ihren Bauern Land unter abgabenfreien Bedingungen, verkaufen es durch Banken an die Bauern, richten Volksschulen, lächerliche Unterhaltungsabende, Nebelbilder und Theater ein.

Ganz genau dasselbe ist mit dem gleichgültigen Verhalten der Regierung zu dieser Frage der Fall. Und wie damals die Frage nicht von den Leuten entschieden wurde, die schlaue Mittel erfannen, um die Lage der Leibeigenen zu erleichtern und zu verbessern, sondern von denen, die die Dringlichkeit einer Entscheidung erkennend, diese nicht weiter hinausschoben und keine besondere Schwierigkeit darin erblickten, sondern sich sofort bemühten, mit einemmal dem Übel abzuhelfen, und den Gedanken gar nicht zuließen, daß es Bedingungen geben könnte, unter welchen ein eingestandenes Übel fort dauern kann, und die Entscheidung wählten, die bei der gegebenen Sachlage als beste erschien — so ist es auch jetzt mit der Landfrage.

Die Frage wird nicht von den Leuten entschieden, die sich bemühen, das Übel zu lindern, oder Erleichterungen für das Volk zu finden, oder die Sache in die Zukunft hinauszuschieben, sondern von denen, die begreifen, daß, wie sehr man eine Unwahrheit auch zu mildern sucht, es doch immer eine Unwahrheit bleibt — und daß es unsinnig ist, Erleichterungen für jemanden auszusinnen, den wir quälen, und daß man keinen Aufschub dulden darf, wenn die Menschen leiden, sondern sofort das beste Mittel zur Entscheidung wählen und sogleich ans Werk gehen muß. Und das ist um so mehr nötig, als die Lösung der Landfrage von Henry George in einer der-

artigen vollkommenen Weise ausgearbeitet ist, daß es bei reichsgesetzlicher Einführung und obligatorischen Steuern unmöglich ist, irgend eine andere, bessere, gerechtere, praktischere und friedlichere Lösung der Frage zu finden.

„Um eine Wahrheit, die ich zu verkünden versucht habe, zu vernichten oder zu unterdrücken,“ sagt Henry George, „wird der Egoismus Unterstützung bei der Unwissenheit suchen. Aber in der Wahrheit liegt eine wundervolle Reimkraft, und in der Luft spürt man schon das Wehen des Frühlings . . . Der Boden ist gepflügt, der Same ausgestreut, ein guter Baum wächst heran. Er ist noch klein, aber die Augen des Gläubigen sehen ihn schon“.

Und ich denke, daß Henry George recht hat, daß die Abschaffung des sündhaften Landbesitzes nahe ist, daß die von Henry George hervorgerufene Bewegung die letzten Geburtswehen darstellt und daß die Geburt jetzt erfolgen muß: die Befreiung der Menschen von den Leiden, die sie so lange ertragen haben, muß eintreten. Außerdem glaube ich — und ich will und wollte schon immer wenigstens etwas hierzu beitragen —, daß die Beseitigung dieser großen Weltfünde — eine Beseitigung, die eine Ära in der Geschichte der Menschheit bedeutet, — gerade dem russisch-slawischen Volke bevorsteht, das infolge seiner geistigen und ökonomischen Verfassung zu diesem großen Weltwerk berufen ist, — daß das russische Volk dem Beispiel der Völker Europas und Amerikas nicht folgen und nicht verproletarisieren darf, sondern im Gegenteil die Landfrage durch Aufhebung des Landeigentums bei sich entscheiden und anderen Völkern den Weg zu einem verständigen, freien und glücklichen Leben ohne Industrie, Fabriken, kapitalistische Vergewaltigung und Sklaverei zeigen muß, — daß hierin seine große historische Berufung liegt.

Ich möchte glauben, daß wir russischen Parasiten, die durch die Arbeit des Volkes ernährt werden und Muße zur Geistesarbeit von ihm empfangen, unsere Sünde einsehen und unabhängig von unserem persönlichen Vorteil im Namen der Wahrheit, die über uns zu Gericht sitzt, uns bemühen, sie gut zu machen.

(Aus dem Manuskript übersetzt von Dr. Adolf Heß)



Einsamkeit

Von

Montaigne

Ihr müßt nicht mehr danach trachten, daß die Welt von euch spricht, sondern wie ihr selbst mit euch zu reden habt. Zieht euch in euch selbst zurück, aber vorher rüstet euch zu einem würdigen Empfange eurer selbst! Es wäre Torheit, euch euch selbst anzuvertrauen, wenn ihr eurer selbst nicht sicher seid. Straucheln kann man in der Einsamkeit so gut wie unter Menschen.

(Aus Montaigne, Auswahl aus seinen Schriften)





Doctor Germaine

Von

Noëlle Roger

(Fortsetzung)

XV.

Zwei Stunden war Wilhelm heute früher nach Hause gekommen. Er arbeitete in seinem Kabinett, als seine Mutter unvermutet eintrat.

Mit einer freudigen Begrüßung eilte er ihr entgegen und setzte sie dann bequem in einen großen Lehnstuhl.

„Ich störe dich doch nicht etwa?“

„Durchaus nicht.“

„Wo ist denn deine Frau?“

„Ausgegangen.“

„Verstehe ich recht? Deine Frau sagt mir doch immer, sie habe keine Zeit zu Besuchen, was, unter uns gesagt, nicht gerade vorteilhaft für deine Stellung ist, mein lieber Junge. Was tut sie eigentlich?“

„Germaine ist zu einer Kranken nach Drury Lane gegangen“, erwiderte er ernst.

Frau Evoles blieb sprachlos vor Entsetzen.

„Man hat der Frau nämlich den Arm amputieren müssen“, fuhr er ruhig fort.

„Aber sage, Wilhelm, hast du ihr nicht jeden ärztlichen Besuch untersagt? Wie hat sie denn jene Frau entdeckt?“

„Germaine besucht regelmäßig ein paar arme Familien in der Nähe von Covent Garden. Sie pflegt und liebt sie und richtet sie auf. Eine Trinkerin hat sich schon von ihrem Laster bekehrt, wie es scheint“, sagte Wilhelm langsam.

„Einfach toll!“ rief Frau Evoles aus, „sie täte klüger, eure anderen Verbindungen zu pflegen. Ihr lebt ja wie die Wilden. Es ladet euch ja schon keiner mehr ein. Und sie besucht die Trunkenbolde von Drury Lane! Das ist denn doch Wahnsinn! Und du erlaubst es ihr?“

„Ja, weshalb nicht?“

„Moderne Ideen!“ rief sie empört aus, „aber natürlich, wenn man ein Mädchen heiratet, das männliche Studien gemacht hat, kann man auf alles gefaßt sein.“

Erzürnt, ärgerlich stand er auf und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Ich habe dir ja schon gesagt, Mutter, daß Germaine, auch ohne Ärztin zu sein, sich um die Armen kümmern würde. Sie ist nun einmal der festen Überzeugung, daß jede Frau ihre soziale Pflicht zu erfüllen hat.“

„Das kommt davon, wenn man die jungen Mädchen in die Kolonie des Ostends gehen läßt. Sie treten mit allerlei Häßlichem in Berührung, das ihnen nachher nicht wieder aus dem Sinn will, und sie behalten zeitlebens den unauslöschlichen Stempel davon zurück. Von jeher verabscheute ich dies Black Town. Ich hatte dich gewarnt. Sieh dir doch Geneviève an und deren Schwestern und deine Cousinen! Sind das nicht etwa auch vernünftige Frauen? Dabei fiel es doch keiner ein, die Weiber von Drury Lane aufzusuchen. Weshalb richtet sich Germaine nicht nach ihnen?“

„O nein, Mutter!“ rief Wilhelm empört aus, „Germaine ist denn doch aus anderem Stoff. Sie kann einfach nicht glücklich sein, ohne den Unglücklichen von diesem ihrem Glück, von ihrer Zeit, von ihrer Liebe einen kleinen Teil zu opfern.“

Wilhelm hatte zuletzt mit leiser Stimme und sehr langsam gesprochen. Raun verstand er die Dinge selber, die er seiner Mutter zu erklären versuchte. Und seine brennenden Augen zu ihr erhebend, fügte er hinzu:

„Du hast recht! Germaine ist von den anderen Frauen ganz verschieden, aber eben deshalb wird sie auch so geliebt, auch anders geliebt — als jene —“

Seine Stimme versagte.

„Ich vergöttere sie. Nie würde ich dies Gefühl für eine andere empfunden haben.“

„Schließlich ist es deine Sache, Wilhelm“, bemerkte Frau Evoles ruhiger; „nur bedenke, daß sie eines Tages von einer gräßlichen Krankheit angesteckt heimkehren kann . . . Das riskiert sie jedenfalls.“

„Mutter, ich bitte dich!“ schrie Wilhelm entsetzt auf.

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe, und Germaine trat ein. Sie hatte bereits eine hellgraue Haustoilette mit langer Schleppe angezogen und den glatten Kragen mit einem Spitzenfichu, dessen Enden bis zum Gürtel reichten, vertauscht.

„Mutter!“ rief sie fröhlich und schlang den Arm um Frau Evoles. „Gerade war ich im Begriff, Wilhelm zu veranlassen, dir heute Abend mit mir einen Besuch zu machen.“

Ein wenig spitz fragte Frau Evoles: „Hat sich deine Freundin in Drury Lane, der sie den Arm abgenommen haben, über deinen Besuch gefreut?“

„Ja“, sagte Germaine einfach, „es geht ihr etwas besser; armes Weib, wenn du wüßtest . . .“

Hierauf erzählte die junge Frau einiges von ihren Erfahrungen, das Frau Evoles' Interesse wachrief. Bald sahen beide Frauen eng aneinandergeschmiegt in der Sofaecke, und Wilhelm sah mit einem halben Lächeln zu ihnen hinüber.

XVI.

Miss Longhton sah plaudernd mit Germaine in dem kleinen Rosensalon. Träumerisch, das Kinn in die Hand gestützt, hörte Germaine die Berichte über Black Town an. Miss Longhton sprach von den langsamen, aber sicheren Fortschritten der Kolonie. Eine neue weibliche Generation, die sich an Sparsamkeit, Reinlichkeit, edle Genüsse gewöhnte, lebte endlich aus dem Elend zu einem menschenwürdigen Dasein auf.

„Sie kennen ja diese Wonne, Germaine, die darin besteht, verirrtten Seelen wieder zurecht zu helfen.“

Germaine sah bewundernd zu der Sprecherin auf. Ja, sie kannte das Gefühl. „Sie sind beneidenswert glücklich, Miss Longhton“, sagte sie endlich, „Ihr Weg liegt allzeit klar und geebnet vor Ihnen da. Ich dagegen wandele unausgesetzt zwischen verschlungenen Blumenpfaden dahin und ich weiß nicht — ich weiß nie . . .“

„Sie haben mir aber doch vorhin von Ihren Krankenbesuchen erzählt und von der Absicht, einen Klub ins Leben zu rufen . . .“

„Oh ja!“ rief die junge Frau lebhaft dazwischen, „an Projekten und Hoffnungen fehlt's mir nicht.“

Ihre Stirne umwölkte sich plötzlich, sie mußte an ihres Mannes Eifersucht denken.

„In Black Town waren wir alle einerlei Sinnes“, fuhr sie fort, „und wir stützten uns gegenseitig. Wer sich doch freimachen könnte von diesen verächtlichen und doch unerläßlichen Zustimmungen, von der ganzen oberflächlichen Gesellschaft, die nur an sich denkt und sich belügt. Ich fühle mich oft so einsam, und dann erschreckt es mich.“

„In dem neuen Leben“, entgegnete Miss Longhton, „erwarten Sie neue Aufgaben. Versuchen Sie es nur erst, die Geister auf eine bessere, freiere Ara, fern von heuchlerischer Konvention, opferwillig in der Nächstenliebe, vorzubereiten.“

„Sie wissen nicht, wie blind die Menschen sind, selbst diejenigen unter ihnen, die edlen Ideen huldigen. Nie haben sie am eigenen Fleisch um den Jammer des Nächsten gelitten. Ich fürchte fast, meine alten Freunde werden sich mißtrauisch von mir abwenden. Ich hatte die Absicht, als Freundin arme junge Mädchen hier bei mir einzuladen, aber sie sahen mich so traurig an und dann kamen sie nicht wieder . . .“

Unwillkürlich ließ Miss Longhton ihre Blicke über die Fülle hingestreuter Rosen in dem Gemach gleiten, und Germaine war es, als enthielten sie einen geheimen Vorwurf, der ihr unerträglich war.

„Wenn Sie wüßten, Miss Longhton, wie sehr mich dieser Luxus bedrückt!“

Dennoch hatte der alten Dame eine solche Absicht fern gelegen. Sie empfand nur in diesem Augenblick, daß die neuen Bahnen für die junge Frau große Schwierigkeiten mit sich bringen mußten. Germaine litt unter dem Unverstandensein ihrer Umgebung einerseits, andererseits unter der Furcht bei dem Gedanken an das Mißtrauen und den Haß der unteren Schichten. Ihr Reichthum verpflichtete sie den Reichen, und dennoch ertrug sie ihn wie ein schweres Kreuz. Würde es ihr je gelingen, den Gatten zu einer anderen Überzeugung zu bekehren? Hatte sie nicht selbst ihrem Jüngling dieses brennende Mitgefühl für das Leid der Mitmenschen ins Herz gepflanzt? Sollte das junge Wesen deshalb verurteilt sein, von Gewissensproblemen gepeinigt zu werden, anstatt wie so viele andere still und zufrieden das bescheidene Glück zu genießen?

Ein paar Sekunden lang stieg eine beängstigende Frage vor Miß Loughtons Seele auf. Dann lächelte sie Germaine an, deren Augen angstvoll auf sie gerichtet waren.

„Nicht wahr, wir sind doch fest davon überzeugt, liebes Kind, daß in ein paar weiteren Generationen keiner Frau mehr das Elend der anderen fremd sein wird? Nun denn, Sie sowohl wie alle, die den Blick in die Zukunft richten, müssen eben leiden . . .“

XVII.

Germaine befand sich auf dem Heimweg von Drury Lane. Der Nebel drohte sie zu ersticken. Noch war es ihr, als atme sie die soeben verlassene Notatmosphäre, die über Stadt und Straßen lagerte.

In der Nähe von Grosvenor Square lichtete sich der Dunstkreis etwas. Germaine erstieg die breite Treppe mit dem geschnitzten Geländer, und plötzlich fiel ihr ein, daß sie sich ja mit Wilhelm zu einer größeren Festlichkeit begeben sollte.

In ihrem Zimmer lag die Toilette schon bereit. Mechanisch zog sie ihren Juwelenkasten hervor, löste das Haar, wand es und steckte es mit einem Brillantkamm frisch auf. Innerlich fühlte sie sich zernagt und gequält. Sie begab sich in ihren kleinen Salon. Eine Lampe brannte auf dem Tisch vor dem Ramin und ringsum lief, sie gleichsam lauschtig umgebend, der Rosen Fülle. Zwei Tage vorher, zu ihrem Geburtstag, hatte Wilhelm noch eine mit Rosen gestickte Tapete anbringen lassen, die dem Gemach einen überaus heimlichen Charakter verlieh. Germaine hatte sich ein Kohlenbecken unter die Füße gezogen und saß regungslos da, den Blick auf ihre weißen, schlanken Finger gerichtet, an denen die Edelsteine im Widerschein der Glut funkelten. Brannten sie nicht wie feurige Kohlen? Mit einer ungeduldigen Bewegung zog sie die Ringe ab. Ebenso entfernte sie den Kamm wieder. Dann glitt ihr Auge über die Tapete hin. Überall lösten sich die Garben, und purpurne Blüten, die eine fast blauschwarze Färbung annahmen, deren Kelch wie ein Loctruf das Herz in Schauer verfest, fielen nach allen Seiten herab. Mit ihnen wechselten

zarte, zerknüllte La Franco mit perlmutterartigem Schimmer und bizarren Stielen ab; an diese reihten sich launenhafte, halb geschlossene Maréchal Niel, dann feuerrote Rosen, Gloire, die am Ersterben schienen, Rêve d'or, deren Kronen die Sonnenstrahlen aufgefangen hatten, und endlich in den Ecken, vereinsamt, wie im Traum versunken, ein paar weiße Blüten. Trotz der Wehmut, die die letzten ausdrückten, entströmte all diesem Rosenleben Seiterkeit, Glück und Liebe. So mächtig war diese Empfindung, daß Germaine sich abwandte.

Leise knisterte die Flamme und in den Ecken duftete die Tuberose in der steigenden Wärme. Germaine träumte von einer Mansardeneristenz, in der sie und Wilhelm hart arbeiten müßten. Wieviel einfacher doch solch Leben war. Da schwand die Schwierigkeiten von selbst dahin.

Und wieder gewann die Vernunft mit ihrer Logik die Oberhand. Was konnte wohl ihr Vermögen, wenn sie es hingaben, gegenüber dem Massenelend ausrichten? Es war höchstens ein Tropfen im Ozean, und sie verloren dabei Macht und Ansehen. Gegen das Laster blieben sie wehrlos, und die Welt mußte sie einfach für toll erklären. Damit war einer Neugestaltung der kommenden Frauengeneration nicht gedient.

Das einzige Mittel war und blieb, ihr eigenes Leben mit seinen Bedürfnissen nach und nach einzuschränken. So wollte sie arbeiten, hoffnungslos arbeiten, wie die Armen selber. Und inmitten ihres kleinen Feenreiches fühlte Germaine wieder die unheilbare Traurigkeit, welche sich über ihre Seele lagerte.

XVIII.

Annette mußte zurückgekehrt sein, und Germaine nahm sich vor, sie nach ihren Armengängen aufzusuchen. Mit einem Freudenschrei sprang die kleine Malerin auf die junge Frau zu, als diese das Atelier betrat.

„Du, du kommst zu mir?“

„Dachtest du etwa, ich vergäße meine alten Freunde? In Black Town war ich freilich sehr gebunden, jetzt aber werden wir uns öfter sehen, und du wirst mir die Freude machen, so bald als möglich nach Grosvenor Square zu Tisch zu kommen.“

Um ihre Erregung zu verbergen, hatte Germaine die letzten Worte rasch ausgestoßen. Wie sah Annette so blaß und elend aus in dem faden-scheinigen Kleidchen, das der Leinwandkittel nur notdürftig verbarg.

Voller Entzücken betrachtete Annette die Freundin.

„Du hast dich nicht verändert, du bist nur schöner geworden. Darf ich dich nicht malen, wie ich es früher schon wünschte?“

„Also in Irland bist du gewesen bei den Deinen?“ fragte Germaine dagegen.

„Ja. Und sie hofften immer, mich dort zu behalten und von der Malerei abzubringen.“

Die kleine Künstlerin zuckte die Achseln.

„Jetzt — kann ich aber nicht mehr zurück.“

Sie hatten sich niedergesetzt, und Germaine erkannte das schmale Bettgestell, das mit seiner olivenfarbenen Decke bei Tage als Divan diente. In allen Ecken häuften sich Akt- und Dekorativstudien. Auf zwei Staffeleien standen Entwürfe.

Sie plauderten von ihren Lehrjahren und von den alten Freundinnen. Wie weit zurück schien dies alles bereits zu liegen!

„Erinnerst du dich noch der Miß Hunt, jener unermüdlischen Arbeiterin? Sie treibt industrielle Kunst, Statuetten für Fintenfässer und Gürtelschnallen; alles, um ihr Leben zu fristen. Außerdem hat sie ein paar große Figuren angefangen. Armes Mädchen! Sie bildet sich ein, weichere Linien zu zeichnen, seitdem sie nicht mehr jeden Tag Fleisch ißt. Aber sie leidet Not. Dabei teilt sie noch ihre Portion Essen aus dem Restaurant der Kunstschule mit einer Kollegin.“

„Das ist aber doch zu traurig!“ rief Germaine aus, der bei dieser Erzählung der eigene Kampf wieder lebhaft vor Augen trat.

„Weißt du noch, Annette, wie hungrig wir oft waren, und wie wir uns dann auf dem Zettel die Speisen heraussuchten, die am besten sättigten? Madge verachtete uns deshalb. Und du erinnerst dich auch wohl der Tage, an denen wir abends nichts zu uns nahmen, nur um Forbes Robertson im Hamlet sehen zu können. War das ein Abend! Und der nagende Hunger hinterdrein! Aber stolz waren wir doch, ihn kennen zu lernen, um zu wissen, wie's tat und was andere leiden... Unsere einzige Sacke, die gute, du weißt, zogen wir immer umschichtig an. Jetzt wirst du mir aber helfen, Annette. Ich möchte jenen armen, arbeitenden jungen Mädchen unter die Arme greifen. Sie sollen auch ein bißchen verwöhnt werden. Konzert und Theaterbilletts sollen sie haben und hin und wieder ein feines Essen und Fleisch für Miß Hunt...“

Germaine war an den Tisch getreten und leerte ihre Börse in eine Schachtel.

„Wenn die Schachtel leer ist, Annette, dann sagst du's mir, hörst du?“

„O Germaine, Germaine!“ murmelte die Malerin.

Dann trat ein längeres Schweigen ein, erfüllt von unausgesprochenen Gedanken und Empfindungen, die beide Frauen einander aus den Blicken lasen.

„Das alles hatten wir doch früher schon erträumt“, sagte endlich Germaine.

„Wieviel Gutes wirst du nun zu tun imstande sein, Germaine!“ entgegnete Annette, wie aus tiefem Grübeln erwachend.

Germaine lächelte, ohne zu antworten. Dann nahm Annette wieder das Wort.

„Madge ist es gelungen. Ihr Gemälde ist von der Akademie dies Jahr angenommen worden. Sie hat eine Art, die allgemein gefällt, wie es scheint. Es ist ein idealisiertes Porträt mit Stoff- und Blumeneffekten, deren Nuancen im grellen Widerspruch stehen. Ihr Mädchenporträt in

Lila, unter violetten Iris und Tulpen, hat ihr mehrere Bestellungen eingebracht. Bei ihrer Jugend ist das ein guter Erfolg . . .“

Germaine lächelte. Sie war einigermaßen erstaunt, in der Stimme der Freundin weder einen Anflug von Neid, noch von Ironie oder Bitterkeit zu verspüren.

„Du wirst solche Malerei nicht unternehmen?“ murmelte Germaine.

„O ich!“ erwiderte Annette nachdenklich. Dann fügte sie ungestüm hinzu:

„Ich muß dir noch etwas sagen, Germaine . . .“ Seltene Begeisterung lag auf ihren Zügen.

„Erzähle“, drängte Germaine.

Die warme Märzsonne schien gegen das große Fenster und übergießte Entwürfe, Skizzen, Studien und das ganze Zusammengewürfel des Ateliers mit einem rosigen Lächeln. Und in der Ferne spielten die schrägen, blendenden Strahlen das gleiche Spiel auf der endlosen Dächerreihe.

„Voriges Frühjahr,“ begann Annette, „am Firnistage, lief ich einfach davon und flüchtete gegen Abend, in meiner Lieblingsstunde, nach Regent's Park. Ich träumte vor mich hin und stellte mir die Großen dieser Welt vor, die hierher kamen, um die Meisterwerke zu bewundern, und dachte dabei an die Künstler, die jenen zu Gefallen arbeiten. Ich fragte mich dann, ob ich imstande sein werde, meine Kunst rein zu erhalten? Frei von jedem Kompromiß und von allem Genügen, und ich überlegte, welches wohl die echte Kunst sein könne . . . Du weißt, wie sehr ich Watts liebe: ‚Die Liebe, der Tod, die Hoffnung‘, in denen das Symbol sich herrlich verkörpert. An jenem Abend aber zog ich ihnen ‚Die Hungersnot in Irland‘ vor. Du erinnerst dich des Bildes, Germaine, und der Augen jenes einen Weibes, aus denen die Verzweiflung sprach?“

„Gewiß, entsinne ich mich“, entgegnete Germaine.

„Während ich nun so vor mich hinging, erblickte ich plötzlich eine menschliche Gestalt, die auf eine Bank hingefunken war. Es war eine alte Frau. Wenn du sie gesehen hättest, Germaine, würde dich ihr Bild verfolgen, wie es mich verfolgt hat bisher. Es war das Unlitz eines Wesens, das zeitlebens die Sklavin von Mühe und Not gewesen, die armen, schwieligen, welken Hände zeugten von fruchtloser Arbeit.“

„Solche Gesichter kenne ich zur Genüge,“ erwiderte Germaine, „es gibt deren so viele . . .“

„Mit einem Nagen im Herzen ging ich davon. Was konnte ich noch weiter für die Frau tun? Was sollte ich ihr sagen, nachdem ich ihr eine Gabe gereicht? Plötzlich erhob sich eine innere Stimme. Diese Leidensgestalten festhalten und sie den Menschen vorzuführen. Trotz ihrer Hoffnungslosigkeit werden sie der Schönheit nicht entraten, weil es die lebendige Demonstration eines großen Werkes sein wird. Da erkannte ich mit einemmal den wahren Beruf des Künstlers: Leid und Ungerechtigkeit zusammenzufassen, sie in bestimmte Form zu bringen und dann der Menschheit wie einen gewaltigen Rotschrei vorzuführen . . .“

Sie schwieg. Germaine, die mit keinem Wort die Begeisterung der Freundin unterbrochen hatte, sah Annette mit einem strahlenden Blick an. Der Sturm, der die Künstlerin bewegt hatte, legte sich allgemach, und sie murmelte mit demütiger, inbrünstiger Stimme, gleichsam wie zum Gebet:

„Aber — das Können . . .“

„Glaubst du wirklich, Annette, daß jene Müßiggänger, die tagtäglich mit geschlossenen Augen durch die Straßen wandeln, durch die Kunst sehend werden können?“

„Gewiß, das glaube ich bestimmt. Das Elend um sie her ist in ihren Augen eine ebenso unerläßliche Zufälligkeit wie die Notwendigkeit von Bürgersteig und Straßenlaterne. Wenn aber erst die Kunst von dem Menschenjammer erfüllt sein wird, und der Künstler ihn als Produkt seines eigenen Fühlens und Empfindens wiedergeben kann, dann werden sich jene nicht mehr dagegen zu verschließen vermögen. O, ich wünschte, daß er sie wie ein Gespenst verfolgte! Diese Bilder müssen ihre eiteln Vergnügungen stören, und ich will's versuchen, ihre selbstüchtigen Seelen bis in die tiefsten Tiefen zu erschüttern. Ich werde die Alte malen. ‚Unsere Großmutter‘ soll das Bild vorstellen, so schmerzvoll, so tragisch, daß es mein Modell noch übertreffen soll. Es wird die Arbeiterin an ihrem letzten Ende darstellen, in der Stunde, in der Kampf und Hoffen aufhören, in welcher sie nur noch, vom Entsetzen des Hungers gepackt, den Tod erwartet.“

Bei den letzten Worten hatte die Malerin eine Kreidestudie hervorgeholt, die den Kopf einer alten Frau zeigte, in deren Zügen sich völlige Erschöpfung ausdrückte.

„Vortrefflich!“ sagte Germaine, die das Antlitz mit tiefer Bewegung betrachtete.

Lange schwiegen beide. Endlich nahm Germaine wieder das Wort:

„Aber, Annette, es wird dich ja keiner verstehen, und die Akademie weist solche Bilder zurück. Du wirst es nie verkaufen können . . .“

„Was liegt daran . . .“ entgegnete die Künstlerin.

Sie stand aufrecht vor der Freundin und betrachtete sie.

„Man muß aber doch leben,“ sagte Germaine sanft, „und die Einsamkeit ist so schwer . . .“

„Ich werde ja nicht einsam sein, denn du verstehst mich doch, und sollte ich wirklich zu leiden haben, nun, so teile ich es eben mit den anderen!“

XIX.

Monate rannen dahin. Der Winter kam und ging und machte dem Frühling wieder Platz.

Fröhlichen Schrittes durchquerte Germaine eines Morgens Regent's Park. Sie sog mit langen Atemzügen den frischen Maiduft ein und dachte an ihren rosigen Jungen, den sie soeben fest schlafend in seiner Wiege verlassen hatte. Zartes, junges Grün sproßte an den Zweigen, und wie durch ein Spitzengewebe hindurch erschaute man die geheimnisvollen Tiefen des

Parkeſ. Bläulich, ſachsfarben, goldig lagen ſie in dem Frühlichte da. Im Graſe blühten und leuchteten die Butterblumen.

Germaine ging wie im Traum. Wie schön und reich doch das Leben für alle ſein ſollte. Auch für die Enterbten? Rechts und links ſchlängelten Blumenbäche an den Wegen entlang. In Maſſen blühten und dufteten ſie, und die vielſeitigen Beete lagen zerſtreut über den Raſenflächen und um die Poſtſtets herum. Wie Feuergarben leuchteten die gelben Zulpen, und wafferblaue Flächen von Hyazinthen breiteten ſich daneben aus. Weiße Narziſſen verfolgten Germaine mit ihrem Sternengeſicht, und all dieſe Blüten und Duften umſing die junge Frau wie eine einzige Liebföſung.

Auf den Bänken hockten und lagen elende Geſtalten inmitten dieſer Frühlingſpracht. Obdachloſ waren ſie die Nacht umbergewandert, ohne ſich irgendwo niederlaſſen zu können. Jetzt fiel der Kopf ſchwer herab, und im hellen Sonnenschein trat das Aufgedunſene oder die erſchreckende Magerkeit der aſchgrauen Geſichter grell hervor.

Die Reiter galoppierten auf ihrem Vollblut und holten ſich Appetit für das Frühſtück, das ſie auf der blumenbeſetzten Morgentafel erwartete. Da glänzte Silber und Kriſtall in dem getäfelten, ſilbvolll behaglichen Eßzimmer.

Germaine dachte an ihren Knaben, der schön und geſund unter ſeinen Mullgardinen ſchlieſ. Sie lächelte vor ſich hin. Am liebſten hätte ſie ihre Tage an ſeinem Bettchen verbracht, verſunken in ſeinen Anblick, einzig und allein mit dem kleinen Weſen beſchäftigt, und ſie beneidete die armen Mütter, denen die Sorge um die Kinder allein zuſiel. Jene nähten jeden Stich für die Kleinen, und nie ſchlieſ das Kind in fremden Armen ein.

Plötzlich ſtand ſie ſtill. Ein junges Weib war dicht neben ihr auf die Bank hingefunken. Sie hielt ein Kind auf dem Arm, das ſie mit einer ungeſtümten Bewegung niederlegte. In dem löchrigen Stück Tuch, das es umhüllte, machte das Kind den Eindruck eines Pakets ſchmutziger Wäſche. Germaine ſetzte ſich zu ihm und ſuchte das Geſichtchen zu entdecken. Es war fahl, der Mund offen, und nur mühsam rang ſich der Atem aus der kleinen Bruſt, es ſchien zu röcheln.

„Ihr Kind iſt krank?“ rief Germaine.

Die Mutter erhob den erloſchenen Blick auf Germaine und machte eine gleichgültige Bewegung. Sie war noch nicht zwanzig Jahre alt.

Germaine nahm das Kind auf ihren Schoß, unterſuchte und wiegte es hin und her und verſuchte ihm Luft zu verſchaffen. Das Weib rückte ein Stückchen näher. Mit vieler Mühe gelang es Germaine endlich, die Geſichte der jungen, verlaſſenen, unehelichen Mutter zu erfahren, die abgebrochen, einſilbig über deren Lippen kam.

„Das Kind iſt krank“, wiederholte Germaine in einem Ton, der das tiefſte Mitleid verriet.

Das Mädchen ſchüttelte wortloſ den Kopf.

„Sie liebt es nicht mehr“, dachte Germaine traurig; ſo wurde die Exiſtenz dieſer Armen vom Höchſten entblößt. So weit ging ihre Degradie-

rung, daß sie nicht einmal mehr ihre Kinder zu lieben vermochten. Der endlose Kampf und Schmerz stumpfte sie ab und erniedrigte sie zum Tier. Welche Ironie enthielten doch alle Versuche zur Hebung dieses Elends, die von seiten der Wohltätigkeit gemacht wurden. Was half hier alle Verteilung von Geld, Kleidung und Nahrungsmitteln!

Nach einigem Schweigen nahm Germaine wieder das Wort:

„Sie müssen es ins Hospital bringen.“

Hartnäckig schüttelte das Mädchen den Kopf.

„Sie müssen es ins Spital bringen,“ sagte Germaine eindringlicher, „sonst stirbt es.“

Bei den letzten Worten warf sich das Mädchen über das Kind und zog es mit einer leidenschaftlichen Gebärde an sich.

„Noch lebt ein Funke von Gefühl, die Seele stirbt nicht ab“, dachte Germaine, und sich zu der Frau neigend, sagte sie sanft:

„Kommen Sie mit mir, wir bringen es hin. Im Spital wird es wieder gesund. Kommen Sie nur, wir nehmen einen Wagen . . .“

Bei ihrer Rückkehr eilte Germaine in das Kinderzimmer zu ihrem kleinen Willy. Er schlief noch mit geschlossenen Fäustchen auf seinem spitzenbesetzten Kissen. Neben ihm saß die Sonne. Germaine schickte sie fort, setzte sich auf ihren Platz und betrachtete ihr schlummerndes Kind.

(Fortsetzung folgt)



Schlaflied für Wünsche

Von

Max Mell

Gia popeia . . .

Diese Klänge — wie heilig und treu

Sie meine Seele bewegen.

Kommt — ihr seid so verschüchtert und scheu —
Euch zu Bette zu legen.

Ich berge euch warm. Ihr seid ja bloß,

Friert in den wallenden Hemden . . .

Eure Augen sind krankhaft groß,

Die sich mir langsam entfremden,

Eure Hände berühr' ich nicht mehr,

Will euch die Finger nicht küssen.

Nicht wahr . . . euch sind ja die Lider schon schwer?

Längst hätt' ich's wissen müssen.

Und sie schlummern. Unschuld'ig wie Schnee.

Wie sie im Schlaf sich noch drehen . . .

O ich weiß nicht, wohin ich geh' . . .

Aber leis . . . auf den Sehen . . .





Die Frage der Vivisektion

Von

Prof. Dr. Paul Förster

Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!

Das Verhältnis des Menschen zum Tiere ist seit je für den tieferen Denker und wahren Weltweisen eine ernste Wissens- und Gewissensfrage gewesen. Mit der Gesittung, mit dem Werte der Völker und Zeiten ist die Frage „Wie stellen wir uns zum Tiere?“ verschieden beantwortet worden. Doch immer von neuem und immer stärker und allgemeiner ist sie dahin bejaht worden, daß der Mensch nicht, in Vertennung seiner Herrschaft über die Natur, unumschränkte Rechte über das Tier habe, daß vielmehr, mag man sich auch nicht zu dem Begriffe „Recht des Tieres“ verstehen wollen, es doch ein schweres Unrecht, eine Sünde des Menschen sei, das Tier nicht nur zu gebrauchen, sondern zu mißbrauchen, nicht es zu nutzen, sondern es zu quälen, sei es nun aus Selbstsucht, sei es aus Bosheit. Und ferner, daß der barmherzige, edle Mensch nicht nur empfindsam zu jammern, sondern für seine sprach- und hilf- und schuldlosen, unmündigen Geschwister, und zwar grundsätzlich für alle, ohne die Gebelauene des Liebhabers, einzutreten habe. Und endlich, daß auch diese freigewählte Stellung des Menschen zum Tiere ein sehr passender Maßstab, eine Goldprobe für den Wert der Gesittung eines einzelnen, eines Volkes, einer Zeit sei.

Aus solcher Empfindung und Weltauffassung heraus sind seit etwa drei Vierteljahrhunderten in Deutschland Hunderte von Tierschutzvereinen entstanden. Sie haben Gutes gewirkt, und sie haben an der Bildung und Erhebung der Volksseele ihren guten Anteil.

In allen wesentlichen Einzelfragen sind diese Vereine untereinander einig; nur die eine wird von ihnen verschieden aufgefaßt, die Frage der Vivisektion; und demgemäß bestehen in Deutschland, abgesehen von vielen Einzelvereinen, die ihren Weg für sich gehen, zwei große Verbände.

Der eine ist der ältere „Verband deutscher Tierschutzvereine“; er nimmt zur Frage der Vivisektion eine mehr oder minder duldsame, abwartende Stellung ein und möchte sie aus dem Bereiche seiner Aufgaben so viel als möglich ausschneiden. Der andere Verband ist das deutsche Glied des „Weltbundes zum Schutze der Tiere und gegen die Vivisektion“, der im Jahre 1896 auf dem Tierschutz-Kongresse von Ofen-Pest entstanden, dann 1900 in Paris fester begründet worden ist und im Jahre 1903 seine zweite große Tagung in Frankfurt a. M. abgehalten hat. (Der Bericht darüber ist von der Geschäftsstelle in Dresden zu beziehen.) Von 1900—1903 hatte Deutschland, seitdem hat Skandinavien (Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland) die Leitung.

Was die Vivisektion sei, darüber kann hier mit der für den Ernst der Frage gebotenen Ausführlichkeit nicht berichtet werden. Ich verweise auf die zahlreichen, ausgezeichnet geschriebenen Schriften und Flugblätter, die der „Internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter“ (begründet 1879 von Ernst von Weber), der zugleich die deutsche Hauptstelle des genannten „Weltbundes“ ist (Dresden, Albrechtstraße 35), herausgegeben hat, sowie die ihm zugehörigen Vereine, namentlich der in Berlin (Berl. Tierschutz-Verein, Königgräzerstraße 41) und München (Leopoldstraße 42).

Es genüge mir für diese knappe Darstellung zu bemerken, daß das Wort Vivisektion in dem heutigen Sprachgebrauche nicht nur nach seiner Entstehung „Zerschneidung des lebenden Leibes“ bedeutet, sondern jeden qualvollen Eingriff oder Versuch an dem Leibe des lebenden Wesens, des Tieres oder auch des Menschen.

Auch möge hier kein Wort darüber verloren werden, daß jene vivisektorisches „Versuche“, wie man die furchtbaren Greuel beschönigend zu nennen pflegt, fast ohne Ausnahme entsetzliche Martern für das wissenschaftlich mißbrauchte Tier sind, daß auch die Betäubungsmittel, soweit sie überhaupt angewendet werden können und angewendet werden, daran wenig ändern, und daß gar das in immer steigendem Grade gebrauchte Lähmungsmittel Kurare, ein, wie man mit Recht gesagt hat, höllisches Mittel, die Qual des Tieres, gleichsam einer fühlenden Leiche, geradezu ins Ungemessene vermehrt.

Die ehrlichen und in ihrer Einseitigkeit bedeutenden Vivisektoren machen des auch gar kein Hehl; aber sie schrecken vor dem, wie sie meinen, ihnen aufgezwungenen Heldentum der mitleidlosen Wissenschaft nicht zurück. Wer die Dinge, die wir in unseren Flugblättern und Schriften zur Sprache und Klage bringen, ableugnet oder von Übertreibung, Verleumdung usw. spricht, der redet entweder ohne Sachkenntnis von Dingen, die er kennen sollte, oder er kennt sie und stellt sie doch in Abrede. Über solche Gegner ist dann kein Wort mehr zu verlieren; ebensowenig wie über den Philister, der an einer so ernsten Sitten- und Gewissensfrage meint teilnahm- und parteilos vorbeigehen zu dürfen.

Also nochmals sei es gesagt: Was unsere Schriften an Tatsachen und Aussprüchen für und wider enthalten, ist unverfälschte, den Schriften der Vivisektoren selbst entnommene Wahrheit; sie genauer kennen zu lernen, wolle jeder Leser dieses Auffasses sich zur unerläßlichen Pflicht machen. Die Schriften werden von den bezeichneten Vereinen bereitwilligst, größtenteils kostenfrei, versandt.

An dieser Stelle kommt es uns wesentlich auf die Frage an, auf welche Seite wir uns in dem erbitterten Streite, der seit etwa 25 Jahren in Deutschland, wie in anderen „Kultur“-Ländern, zwischen den Anwälten und Gegnern der Vivisektion geführt wird, zu stellen haben; und ob es etwa angehe, auch hier die goldene Mittelstraße zu empfehlen und einzuschlagen.

Die ehrlichen Verteidiger der Vivisektion geben uns den Tatbestand zu; aber sie behaupten: „1. Dieses Forschungsmittel ist notwendig für unsere Naturerkenntnis; 2. es dient dazu, die Heilkunst zu fördern und der leidenden Menschheit zu helfen; 3. die praktischen Ärzte müssen auch durch dieses Mittel mit herangebildet werden, um ihren Beruf vollauf ausüben zu können. Den Trieb nach Erkenntnis zu befriedigen und dem Leiden des Menschen abzuhelfen, ist eine Notwendigkeit, wenn auch unter gewissen Umständen eine traurige, grausige Notwendigkeit; indes wir verfahren auch sonst nicht anders, und es kann darin nichts Unsitthches, Verbotenes gefunden werden.“

Dagegen sprechen die Gegner: „Euer Stand, Beruf, eure Wissenschaft ist in diesen Behauptungen durchaus nicht einig; hervorragende Vertreter derselben haben das Nutzlose, ja das Irreführende, auch rein wissenschaftlich Verderbliche gerade dieses Forschungsmittels hervorgehoben; sie haben auch die in der Sache liegenden Gründe dafür dargelegt; sie haben sich endlich als Männer des Gewissens, zusammen mit den Laien, gegen die Vivisektion, als ein im höchsten Grade unsitthches, feiges, grausames Forschungsmittel, erklärt und auch die Gefahr betont, die sie für den Arzt bedeute, dessen Mitgefühl für fremdes Leiden dadurch allzu leicht abgeschwächt und ertötet werde.“

Die entschiedenen, grundsätzlichen Gegner der Vivisektion legen freilich allen Nachdruck darauf, daß man von der Frage, ob die Vivisektion wissenschaftlichen Wert besitze, ob sie Nutzen gebracht habe oder einmal bringen werde, ganz absehen könne, ja müsse, da es sich nicht um eine Wissensfrage handle, noch um eine des medizinisch-technischen Fortschrittes, sondern um eine sehr ernste Gewissensfrage, an der alle Menschen beteiligt seien, eine Frage, die nicht der Stand mit seinem beschränkten, leicht irrenden Standesgewissen allein zu lösen berufen sei.

Die Frage kann also rein kaufmännisch so behandelt werden: Wo ist das größere Gewinn- und Verlustkonto, wenn die Menschheit den Worten der Vivisektoren folgt, oder wenn sie auf die Mahnung der Gegner hört und gegen jenes Forschungsmittel ebenso entschieden Einspruch erhebt, wie dereinst gegen Scheiterhaufen, Folterung, Hexenverbrennung, Sklaverei u. dgl.?

Nur darum handelt es sich, nicht etwa um Feindschaft gegen die Wissenschaft, um „Rückständigkeit“, um Wehleidigkeit und was man uns sonst an Schmeicheleien anhängen mag. Im Gegenteil, wir sind die in die Zukunft schauenden Idealisten, die an eine Versöhnung von Verstand und Gemüt, an eine Herrschaft der über beiden thronenden, die Ansprüche beider schlichtenden Vernunft, an die Erreichung des höchsten und letzten Wunschzieles, der ebenmäßigen Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit zur Weisheit, glauben und für solchen beseligenden Glauben mit aller Macht des Gedankens und mit aller Leidenschaft eintreten.

Die Welt versteht natürlich solche neuen Gedanken und Ziele nicht gleich; das ist das regelmäßige Schicksal neuer Bewegungen. Stieß doch vor etwa 80 Jahren sogar die Bewegung gegen die Sklaverei, als eine staatsgefährliche, ja „unchristliche“, in England auf entschiedensten Widerspruch. Aber wie diese und andere vor ihr gesiegt haben, so werden auch wir schließlich durchdringen; des ist uns kein Zweifel. Wir zählen der Anhänger viele und vortreffliche; alle großen Denker und Erzieher der Menschheit, alle Ritter vom Geiste stehen, ganz unbeschadet ihres sonstigen politischen, sozialen, religiösen, philosophischen und künstlerischen Standpunktes, auf unserer Seite; es ist eine Streitschar der Edelsten und Besten, ein Bund der Guten für das Gute, und mit flammenden Worten haben sie ihr Zeugnis abgelegt. Ihrer, als der Führer der Menschheit, ist in solcher Menschheits- und Menschlichkeitsfrage das Urteil, nicht des Standes selbst.

Und auch die breite Masse des Volkes wird immer mehr von der Wahrheit und dem Rechte unserer Sache erfüllt und lehnt sich mit uns gegen die Ansprüche einer irrenden Wissenschaft auf.

Irrende Wissenschaft! Wie einst die „Gottesgelahrtheit“, die gegen die Ketzer und Heiden mit Feuer, Schwert und Martern wütete, in wohlmeinender Absicht, um des Seelenheiles der Irrenden und der von ihnen Bedrohten willen. Wie einst die Rechtsprechung, die des Rechtsmittels der Folter zur Aufdeckung der Verbrechen nicht glaubte entraten zu können. Laien mußten kommen und Sturm laufen; denn aus dem Stande selbst heraus kam die Erneuerung und Heilung nicht.

So auch hier. Mitnichten sind wir Feinde der Wissenschaft oder des ärztlichen Standes. Beide sind uns lieb und wert, und für beide treten auch wir nachdrücklich ein. Eben darum wollen wir sie auf dem beschrittenen Wege nicht in Mißachtung sinken lassen; wir wollen die Ehre der Wissenschaft und Heilkunst wahren, und ob es selbst wider den Willen derer wäre, um die wir uns sorgen. Es gibt kein „wissenschaftliches Gewissen“, das seinen Weg abseits von Gut und Böse nehmen und sich vom Volksgewissen scheiden dürfte.

Wir weisen auf unsere Bundesgenossen im Lager eben jener Wissenschaft hin; wir weisen auch auf das Beispiel von Bivisektoren hin, wie A. v. Haller, Pirogow, Reid, die in solchem Handwerke ergraut waren und dann von Neue gepackt wurden und in Unruhe der Seele dahingingen.

Das Leben für sich ist der Güter höchstes nicht; daß es einen rechten Inhalt und Gehalt habe, daß es wahrhaft lebenswert sei, daß der Mensch nicht einer gleißenden, leeren Hülse gleiche — darauf kommt es an, nicht darauf, daß wir unser Leben eine Spanne Zeit weiter fristen. „Um der Menschheit willen“ sagen auch wir; aber eben um der Menschheit willen dürfen solche Verbrechen nicht geschehen.

Um der Menschheit willen in diesem irdischen Leben, wie in der Fortdauer. Rächt sich die Schuld nicht hier — oder nur durch das Selbstbewußtsein der eigenen Nichtswertigkeit —, so doch nach dem Leben. Die Lehrstunde dieser Spanne Zeit ist verpaßt worden; der Fortbildungsunterricht der Ewigkeit findet nichts vor, worauf er aufbauen kann. Was soll dieser mit der brüchigen, mangelhaften Persönlichkeit eines Nützlichkeitsrechners, wie es ein Vivisektor, ein Geldspekulant und andere kurzfristige Selbstlinge sind, anfangen?

Aber tatsächlich gewinnen wir auch nichts mit Hilfe der Vivisektion — man gebe diesen wissenschaftlichen Über- oder Köhlerglauben auf —, nichts als trügerische und kurzlebige „Wahrheiten“; und mit dem Verzicht auf sie verlieren wir nichts. Die Natur ist eine gütige Mutter, sie hat ihr Kind, den Menschen, nicht in die entsetzliche Notlage versetzt, sein Leben um den Preis des Seelenfriedens zu fördern und zu retten und zur Wahrheit durch Schuld gehen zu müssen. Sie gebietet uns nicht: Tue das, oder verzweifel und stirb! Das ist nicht wahr, wir fühlen es; so zu denken, wäre eine Lästerung.

Vielmehr spricht sie: Seid nur getrost; ich helfe euch. Mit anderen Forschungsmitteln werdet ihr euer leibliches und geistiges Wohl fördern, ohne den Frieden der Seele zu gefährden. Und ob selbst einer meine, seine Wissenschaft verlore etwas, wenn sie auf die Vivisektion verzichtet, so gebe er es ruhig daran; der sichere Gewinn ist unendlich viel höher als der vermeintliche Verlust. In der Tat handelt es sich nur um einen eingebildeten Verlust.

Vorbildlich ist für unsere Sache die tiefsinnige Erzählung von der „Versuchung des Herrn“: „Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Er tat es nicht: „Weiche von hinnen, Versucher!“ So antworten die Vivisektoren nicht; sie folgen der Lockstimme, die ihnen Wissen und Macht, Ruhm und Rang, Reichthum und Stellung verspricht, aber um welchen Preis? Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Man versteht, der Streit ist ein Streit um die Weltanschauungen, und vornehmlich geht die Sache den deutschen Menschen an, den „Denker und Dichter“, mit dessen Gemüt und Gewissen die Ausübung und Zulassung der Vivisektion am allerwenigsten vereinbar ist. Von anderen minder tief veranlagten Völkern mag er sich zeitweilig anstecken und verführen lassen und ein wissenschaftliches Sedan erleiden; er wird sich doch

immer wieder aus dem Wirrsal herausarbeiten und wieder Einkehr in sich selbst halten.

Wir wenden uns an alle denkenden und ernstern Männer und Frauen jegliches Standes und Berufes; wir wenden uns auch immer wieder an die Männer der Wissenschaft wenden, die wir anklagen; auch sie müssen schließlich gewonnen werden. Wenn nicht, so müssen sie sich dem Spruche der Mehrheit der denkenden, mitverantwortlichen Menschheit fügen.

Die Sache geht ihren bestimmten Weg, wie alles, das wird. Es kann nichts gemacht, nichts überstürzt werden; Naturgesetze regeln das geschichtliche Werden, wie das in der Natur, die Reife der Saat der Gedanken, wie die der Pflanzen und Früchte. Der zielbewußte, vernünftige Mensch aber ist der Geburtshelfer der neuen Zeit.

Ob Menschen und Sachen auch verkannt, verspottet, verfolgt, ans Kreuz geschlagen werden, schließlich ist ihrer doch immer der Sieg gewesen, wenn sie die Wahrheit und Gerechtigkeit vertreten. Und ein Kampf für diese höchsten Güter ist auch der unsere. Wir nehmen hiermit auch die Leser des „Fürmers“ in Anspruch: Schließet den Reihen mit uns!

* * *

Der seit 25 Jahren den Kampf gegen die Vivisektion führende „Internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter“ (Dresden, Albrechtstraße 35) bildet den Mittel- und Brennpunkt der Bewegung. Viele Tausende der besten deutschen Männer und Frauen gehören ihm und seinen etwa 60—70 Ortsvereinen an. Der Jahresbeitrag ist freigestellt; von 3 Mk. ab erhält das Mitglied die Zeitschrift des Vereins, den „Tier- und Menschenfreund“ (jährlich nicht unter 18 Bogen), die reichhaltigste und wertvollste deutsche Tierschutz-Zeitschrift, sowie alle übrigen Schriften, frei zugesandt. Auch Probefendungen wolle man von dort verlangen und an Gefinnungsfreunde aufgeben.



Götlichkeit

Von

Christian Wagner

Über der Jugend Gebrechen empor rafft sich das Alter
Erst zu göttlichem Flug. — O sieh: Was gehet dem Hohen
An das Staketengezäun der irdischen Jahre? Wie töricht
Räme dem Wandrer es vor, der, wann er entzückt und gebendet,
Schwärmte so Garten entlang zu zählen die Pfähle des Saunes? —





Das Kind

Novelle

Von

Otto Frommel

Serbstlicher Sonnenschein füllte das nach Westen gelegene Wohnzimmer. Ein leiser Duft von Reseden zog durch den einfachen, aber behaglichen Raum. Die schlichte Ausstattung verriet Geschmack und Sinn für Harmonie der Formen und Farben. Möbel aus dunklem Holz hoben sich in schlichten, kräftigen Linien von hellen, freundlichen Tapeten. Wenige, aber gute Bilder hingen in tüchtigen Reproduktionen an den ziemlich niederen Wänden. Die beiden geöffneten Fenster, von langen, weißen Behängen umrahmt, boten den Ausblick auf einen kleinen, wohlgepflegten Garten und fernerhin auf rote Ziegeldächer von niedrigen Hinterhäusern.

Es war sehr still in der Stube. So still, daß man den leisen Pendel-schlag des Regulators deutlich vernehmen konnte.

Auf dem Teppich vor dem Sofa, umgeben von Spielzeug und Bilderbüchern, saß ein Kind. Es spielte jedoch nicht, sondern schaute mit leeren Augen in das lichtgefüllte Fenster. Lange saß es so, in sich zusammengekauert, da. In seinen Zügen lag nichts als rein sinnliches Behagen, Wärmegefühl; sein Spielzeug, aber auch die schöne, rote Sonne, die langsam über die Dächer hinabstieg, mochten ihm einerlei sein. Die blinzelnden Augen und der geöffnete Mund gaben ihm einen Ausdruck von Biddigkeit. Plötzlich drehte es seinen schwerfälligen Körper der Tür zu, und über die roten, wulstigen Lippen kam ein Laut, der wie „Mutter“ klang. Da der Ruf erfolglos blieb, wurde er wiederholt. Abermals umsonst. Das bleiche, aufgedunsene Gesicht des Knaben begann sich mit Zornesröte zu färben. „Mutter, Mutter“, rief er mehrmals hintereinander — dann gingen die Worte in unartikuliertes Schreien über.

Haftig griffen die kleinen Hände nach den umherliegenden Bauhölzern und warfen sie durcheinander.

Da ging die Tür auf. Eine schlante, beinahe schwächige Frau von etwa dreißig Jahren trat ein. Tiefgelegene, große, dunkle Augen, das Schönste ihres schmalen, bräunlichen Gesichts, richteten sich voll Zärtlichkeit

auf das Kind. Und als ob es den mütterlichen Blick fühle, wurde es sofort ruhiger. „Lieb sein, Hänschen,“ schmeichelte sie mit weicher Stimme, „Mama ist da. Mutti ist beim kleinen Hans. Aber sie bleibt nur, wenn Hanseli ruhig ist und nicht so laut schreit!“

Die Mutter ging auf das Kind zu und nahm ihm mit sanfter Gewalt das mißhandelte Spielzeug aus den kleinen, weißen Fäusten. Sie begann mit ihm zu spielen: „So, Hansi, jetzt bauen wir eine Kirche. Hier ist die Tür. Da gehen die Leute hinein. Und hier die Kanzel. Da steigt am Sonntag der Herr Pfarrer hinauf, wenn er seine Predigt halten will. Und da über dem Eingang stellen wir die Orgel auf.“

Es entstand unter den geschickten Frauenhänden ein hübsches, kleines Bauwerk. Der Knabe schaute mit blöden Blicken der mütterlichen Tätigkeit zu. „Hineingehen“, sagte er endlich mit undeutlicher Stimme und zwängte seine runde Hand ungeschickt durch das Kirchenportal, so daß der schöne Bau in zwei Hälften auseinanderbarst. Die Mutter ließ das Kind ruhig gewähren. Sie baute ihm nacheinander: ein Wohnhaus, einen Kuhstall, eine Brücke, eine Eisenbahn. War eines der Bauwerke halb vollendet, kam die Kinderhand und zerstörte es mit einem plumpen Griff. —

Der Knabe hatte das Bauen satt. Er nahm seine Mundharmonika und entlockte ihr schrille Töne. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sein Spiel durch lautes, unholdes Lachen.

Die Mutter hatte sich inzwischen erhoben und an ihren unter das Fenster gerückten Nähstisch gesetzt. Sie holte eine Stickerie vor und arbeitete eifrig. Doch behielt sie den Knaben im Auge. Dann und wann legte sie den Stickerahmen weg und schaute mit einem ruhigen und vollen Blick auf ihr Kind. Zärtlichkeit und Wehmut mischten sich in diesem Blick. Sie dachte an das bisherige Leben ihres Knaben. Vor wenigen Tagen war er fünf Jahre alt geworden. Immer um die Zeit seines Geburtstages kam ihr die Erinnerung an damals, als man ihn zum erstenmal an ihr Bett gebracht. Wie hatte sie damals gejubelt. Es war ja ihr Traum, einen Sohn zu haben. Von jener Stunde an überwachte sie jeden seiner Atemzüge. In den ersten Wochen sog sie nur Stolz und Glück aus ihren Mutterfreuden. Jede Berührung des kleinen, weichen Körpers, jedes Tasten der ungeschickten Finger nach ihrer Brust, jeder Ton des dünnen Stimmchens dünkte sie reine Seligkeit.

Aber bald senkten sich Schatten über das weiße Kinderbett. Gertrud beobachtete so manches an dem Kleinen, was sie ängstigte. Seine Augen wollten nicht erwachen. Es zeigte sich überhaupt keine Spur von sich regendem geistigen Leben. Dazu der sonderbare Bau des Kopfes und sonst so manches Abnorme riefen immer aufs neue trübe Stimmungen, bange Ahnungen wach. Und als die Zeit kam, in der das gesunde Kind Gehen und Sprechen lernt, da zeigte sich's, daß ihre Befürchtungen nur allzu begründet waren. Das Kind war geistig zurückgeblieben. Die Ärzte wußten keine Erklärung und konnten nicht helfen.

Es war für Gertrud der erste herbe Schmerz ihres Lebens. Wenn das Kind schlief, und ihr Mann nicht zu Hause war, konnte sie ein bitteres Weh befallen, das sie nicht zu bemeistern vermochte. Sie dachte an die Zukunft des Knaben, an die Zeit, da er schulpflichtig sein würde, an sein Verhältnis zu andern Kindern seines Alters. Ein Wehen lief dann oft durch ihren schmalen, feingebauten Körper. Und doch gewöhnte sie sich allmählich an den Gedanken, ein geisteschwaches Kind zu haben. Zugleich aber sog ihre Mutterliebe aus ihrem Schmerz neue Kraft und begann leise und unmerklich ihr ganzes Innere auszufüllen. Ein solches Kind, sagte sie sich, bedarf doppelt, daß man sich ihm hingibt. Das wurde ihr Lebensgrundsatz. Darnach regelte sie von nun an ihr ganzes Dasein. Und auch jetzt bestärkte sie sich in diesem Vorsatz . . .

Da wurde sie aus ihren Erinnerungen und Gedanken geweckt, als draußen auf der Treppe Schritte zu vernehmen waren. Sie kannte den Schritt: es war ihr Mann. Wieder fielen ihre Blicke auf den Knaben. Auch er mußte den Vater kommen gehört haben. Eine seltsame Mischung von Furcht und Widerwillen zeigte sich auf den unschönen Zügen. Rasch beugte sie sich zu dem Kinde nieder und küßte es. Da betrat Professor Kohler das Zimmer. Er war vom Gehen leicht gerötet und legte die Mappe und einige Bücher, welche er unter dem Arme trug, eilig beiseite.

„Du bist sehr schnell gegangen?“ fragte Gertrud nach kurzer Begrüßung.

Er nickte: „Ich habe heute noch viel zu arbeiten. Du weißt, der Mittwoch ist immer mein schwerster Tag. Da ist Physik in Oberprima. Ich habe die Apparate vorhin zurechtgestellt. Und doch fehlt noch einiges.“

„Du hast aber doch so großes Geschick für dergleichen.“

„Ja, wenn es nur auf die Experimente ankäme, das wäre mir schließlich ein Leichtes. Aber der mündliche Vortrag! Ein physikalisches Gesetz so klar darzulegen, daß jeder nicht ganz unbegabte Schüler es begreift, das macht mir immer die meiste Mühe.“

„Ich meine, Ferdinand, du nimmst die Sache zu gründlich. Du quälst dich unnötig. Keiner deiner Kollegen verwendet solche Zeit auf die Vorbereitung. Du solltest dir mehr Ruhe und Ausspannung gönnen.“

„Zu schwer nehme ich die Sache?“ erwiderte er etwas gereizt. „Ich bitte dich, Gertrud. Wie kannst du das sagen? Du, die du weißt, wie anders mein Bildungsgang war als der meiner Kollegen. Ich sage dir, es geht einem nach, wenn man sich selbst von unten hat heraufarbeiten müssen. Was andere spielend lernen, das mußte ich mir mühsam aneignen ohne die Hilfe anderer.“

Kohler hatte sich an den großen Esstisch gesetzt, der mitten im Zimmer stand. Während Gertrud eine Decke auflegte und das Kaffeegeschirr auftrug, sprach er lebhaft weiter:

„Es geht einem immer nach, wenn man self made man ist. Die gründliche Basis fehlt. Man entdeckt alle Augenblick Lücken in seinem

Wissen. Und dies gerade taugt für den Lehrer gar nichts. Als Lehrer sollte man in allem festgefasset sein. Die Schüler sollten nie denken können: Aha, der ist seiner Sache auch nicht ganz sicher. Sieh, deshalb nehm' ich's mit der Vorbereitung so gründlich."

Als Gertrud sich zur Küche begab, waren Vater und Kind allein. Der Knabe hatte den Vater seit seinem Eintritt in die Stube nicht aus dem Auge verloren. Es lag in seinen Zügen viel mehr kluge Beobachtung als vorher. Zugleich aber auch etwas Ängstliches und Trostiges. Jetzt wandte sich Kohler an das Kind:

"Na, Hans, was hast denn du heut' den ganzen Tag über getrieben?" fragte er freundlich.

Das Kind gab einen knurrenden Laut von sich, den sich Kohler in das Wort „gespielt“ übersetzte. „So, das ist ja nett; du hast gespielt. Was hast du denn gespielt?"

Es war aus dem Kinde nichts mehr herauszubekommen. Kohler wiederholte seine Frage zuerst freundlich, dann ungeduldig und schwieg schließlich verstimmt. Das Kind machte Miene zu weinen. Zum Glück trat Gertrud in diesem Augenblick herein, das Brett mit dem Kaffee, den sie vom Morgen her aufbewahrt und nun rasch gewärmt hatte, auf den Armen. Sie stellte die Kannen auf den Tisch und begab sich sofort zu dem Knaben.

"Was hast du, Hanseli?" fragte sie sorglich und legte ihren Arm um seinen Hals. Diese Zärtlichkeit hatte eine unbeabsichtigte Wirkung. Anstatt sich zu beruhigen, schluchzte das Kind laut auf und mußte schließlich aus dem Zimmer gebracht werden.

Als Gertrud mit ihrem Manne allein war, fragte sie etwas vorwurfsvoll:

"Aber Ferdinand, wodurch hast du nur das Kind wieder so in Erregung gebracht? Hast du's gezannt? Du bist so leicht unfreundlich gegen das arme Ding."

"Von Unfreundlichkeit kann gar keine Rede sein. Ich habe ihn nach seinem Spiel gefragt; der Trostkopf gab mir einfach keine Antwort."

"Hans ist kein Trostkopf", unterbrach ihn Gertrud heftig. "Nein, Trostkopf darfst du ihn nicht heißen. Was man bei andern Kindern so heißen mag, hängt bei ihm mit seinem Zustand zusammen."

"Nenn's, wie du magst. Aber dieses Wesen, dieser Starrsinn wäre bei dem Knaben gewiß nicht so groß geworden, wenn . . ."

"Wenn ich ihn nicht großgezogen hätte. An allem bin ich schuld, ich ganz allein. Ich weiß ja, das ist deine Meinung. Und du magst sie ja haben. Nur den Knaben laß es nicht entgelten. Ferdinand, ich bitte dich, laß es das Kind nicht entgelten, wenn seine Mutter Fehler macht."

Kohler wünschte das unerquickliche Gespräch auf ein anderes Thema überzuleiten.

"Du sprachst vorhin davon, ich sollte mir mehr Erholung gönnen. Ich habe mit einigen Kollegen einen Spaziergang für morgen mittag ver-

abredet. Die Familien werden auch daran teilnehmen. Ich freue mich darauf. Namentlich im Gedanken, mit dir wieder einmal in den Wald zu kommen."

"Mit mir, Ferdinand? . . ."

"Ja, mit dir. Ich sage ja, die Familien sollen sich anschließen, ist verabredet worden."

Gertrud schien etwas in der Schublade ihres Nähtisches zu suchen. Ihre Finger wühlten unruhig in den Fächern umher. Sie sagte eine Weile nichts. Kohler sah unverwandt nach ihr hin.

"Nun?" fragte er nach einer Weile.

Gertrud antwortete kleinlaut: „Ferdinand, es ist mir furchtbar leid, aber ich werde nicht mitkönnen. Hast du denn nicht an das Kind gedacht? Ich kann es doch nicht dem Mädchen überlassen.“

"Freilich hab' ich daran gedacht", sagte Kohler eifrig. „Die Rätin Hoffmann hat uns schon einigemal aufgefordert, wir sollten ihr das Kind ungeniert schicken, wenn wir einmal zusammen ausgehen wollten. Ich meine, davon könnten wir schon einmal Gebrauch machen.“

Gertrud schaute auf.

"Wo denkst du hin, Ferdinand! Das Kind in fremde Hände geben? Nie und nimmer!"

"Na, die Frau Hoffmann ist aber doch keine ganz Fremde. Zudem hat sie selbst einen kleinen Neffen, der . . ."

"Nein, Ferdinand, es geht nicht", unterbrach ihn Gertrud hastig. „Es wäre für die Frau selbst eine arge Verlegenheit, wenn Hans das Schreien anfinge, wo man ihn dann schwer beruhigen kann. Und ich hätte doch keine innere Ruhe.“

"Also du wirst morgen nicht mit mir gehen?" fragte Kohler schroff und sah Gertrud durchdringend an.

Ängstlich faßte sie ihn am Arm, und mit leiser Stimme bat sie: „Verzeih, Ferdinand, aber es geht nicht! Ich kann nicht.“

Er erhob sich rasch und ging mit harten Schritten in sein Zimmer. Es lag über dem Hausgang, auf die Straße hinaus. Die gegenüberliegenden Häuser waren hoch und standen so nah, daß nicht viel Licht in den ziemlich großen Raum Zutritt fand. Zudem dämmerte es bereits stark. Kohler zündete seine Arbeitslampe an und vertiefte sich in seine Vorbereitung.

Er schlug ein Lehrbuch der Physik, das immer zur Hand sein mußte, auf und vertiefte sich in ein Kapitel der Mechanik. Er überflog den Abschnitt, las ihn dann ein zweites und ein drittes Mal aufmerksam durch, warf ein paar Notizen auf einen Papierstreifen und rekapitulierte schließlich das Ganze mit halblauter Stimme etwa so, wie er es vorzutragen gedachte. Es kostete ihn heute viel Mühe, seine Gedanken bei dem Gegenstand festzuhalten. Immer wieder ertappte er sich auf Unaufmerksamkeit. Verstimmt schob er schließlich Buch und Notizen weg und stützte seinen Kopf auf beide Arme.

Er hatte sich auf den morgigen Ausflug gefreut. Besonders im Gedanken an das Zusammensein mit Gertrud. Man konnte sich bei diesen Ausflügen ganz zwanglos von der Mehrzahl abseits halten — wenn man sich nur rechtzeitig am bestimmten Treffpunkt einfand. Er hatte sich schon ausgedacht, welchen Weg er mit Gertrud einschlagen wollte, und nun wurde wieder nichts daraus. Und weshalb? Wegen des Kindes . . .

Er horchte auf. Im anliegenden Schlafzimmer Geräusch. Es war Gertrud, die das Kind zu Bett brachte. Sie sprach ganz leise mit dem Knaben. Kohler verstand nur selten einmal ein Wort, Rosenamen, wie sie nur eine Mutter erfindet. Schließlich ging das Sprechen in ein summen- des Singen über: das alte Kinderliedchen:

Es steht im Wald ein Männlein
Auf einem Bein.
Sag, wer mag das Männlein sein,
Das da steht auf einem Bein,
Im Wald, im roten Röcklein?

Hans lachte laut auf. „Roten Röcklein“ wiederholte er mehrmals, bis er schlaftrunken in die Rissen zurückfiel. Noch eine Weile das summende Singen der Mutter. Dann wurde es ganz still.

Kohler seufzte leise und nahm die Feder wieder zur Hand. Die Stimme seines Weibes hatte ihn erregt. Sie klang so zärtlich, so ganz wie einst, als sie ihm und nur ihm gehört hatte. Jetzt vernahm er sie nur selten, wenn sie mit ihrem Kinde koste, und er nicht dabei war. Ein Welle von Eifersucht stieg in ihm auf. Da rief Gertrud seinen Namen. Er sollte zum Abendessen kommen. Wie das gleichgültig, ja hart und unfreundlich klang!

Er schrieb noch eine Weile weiter. Dann ging er ins Wohnzimmer, das zugleich Esszimmer war, hinüber. Es wurde während der einfachen Mahlzeit wenig gesprochen. Kohler erhob sich bald und kehrte zu seiner Arbeit zurück.

* * *

Als er andern Tags von der Schule heimkam, fühlte er sich sehr angegriffen. Er empfand das Bedürfnis, nach Tisch etwas zu ruhen. In- folgedessen konnte er sich nicht zur verabredeten Zeit am Schulplatz mit seinen Kollegen treffen. Er machte sich darum eine Stunde später allein auf den Weg.

Weiches, gedämpftes Licht lag über dem Wald, dessen Laub schon stark gerötet war. Eine unbefreibliche Milde und Klarheit der Luft er- quickte den einsam Dahinschreitenden. Er verließ bald die wohlgepflegten Wege und schlug kleine, bewachsene Pfade ein, die höchstens einmal von reißigsuchenden Kindern benutzt wurden. Es ging ziemlich steil bergan. Gerade diese Steigung liebte er und nahm sie mit großen, raschen Schritten. Nur bei einer Lichung machte er dann und wann Halt und schaute hinab auf die kleine Stadt, die am Ausgang des Tales lag. Dann suchte er

mit seinen scharfen Augen sein Haus, und seine Züge nahmen einen herben Ausdruck an. Er dachte daran, wie er einst mit Gertrud zusammen alle diese Wege gegangen war, und wie sie dann auch das kleine Haus im Gewirre der alten Straßen und Gassen gesucht hatten. Und wie er damals so stolz war, ein Weib zu haben, das mit ihm lieber den Wald und die Berge durchschweifte, als wie die vielen, die zu schwach oder zu träge zu frischem Wandern sind, in ihren Stuben sitzen und den Mann allein ziehen lassen. Wie köstlich war es, mit ihr Natur zu genießen. Er, der Realist, der Physiker und Mathematiker, sah bis dahin die Welt nur durch seine Augen. Immer das Ganze, das Gesetzmäßige. Er kam auch in der Natur nicht aus der Zahl, aus dem Abstrakten heraus. Sein Weib aber lehrte ihn das Besondere, das Kleine und Feine sehen. Auf seinen Gängen mit ihr wurde ihm die Natur aus einem Lernbuch zum stimmungreichen Gedicht.

Das war in den ersten Jahren ihrer Ehe gewesen. Später, als das Kind kam, wurde es anders. Rohler hoffte nur für vorübergehend. Es sollte für immer sein. Gertrud wollte sich nicht mehr von dem Kinde trennen, auch als die Zeit kam, in der, wie Rohler meinte, es ruhig in der Obhut des Mädchens hätte zurückgelassen werden können. So mußte er denn seine Spaziergänge wieder allein unternehmen. Und dabei konnte er zu keinem rechten Genuß kommen. Sein rascher Gang, sein rastloses Grübeln ließen ein ruhiges Betrachten nicht zu. Der Gedanke an seine Arbeit begleitete ihn fortwährend. Ja er hielt diesen Gedanken krampfhaft fest, um nicht über seine häuslichen Verhältnisse nachdenken zu müssen. Heute aber wollte ihm das nicht gelingen. So sehr er sich Mühe gab, ein mathematisches Problem zu lösen, das ihn seit lange beschäftigte. Die Fäden seines Ansatzes glitten ihm immer wieder aus den Händen. Daß Gertrud heute nicht mitging, wo sie doch gefühlt haben mußte, wie ihm das Herz daran hing, sie bei sich zu haben! —

Er hatte die Höhe mit seinem vortwärtsstürmenden Gang bald erreicht. Da oben standen die hohen Bäume, Ahorn und Buchen, in weiteren Abständen als an den Hängen des Berges. Das Unterholz fehlte fast ganz. Der Wald hatte hier etwas Hallenartiges. Der Boden war schon stark mit goldgelbem Laub bedeckt, das im Schein der mittäglichen Sonne einen metallischen Glanz ausstrahlte. Hier, wo man die Stadt nicht mehr sah und kaum einen dumpfen Laut des Lebens vernahm, überkam Rohler das Gefühl seiner Einsamkeit mit schmerzlicher Gewalt.

Wozu hatte er ein Weib, wenn er so einsam und verlassen in der Welt umherlaufen mußte? Ging ihr das Kind denn über den Gatten? Dies blöde, armselige Kind, diese Mißbildung der Natur! Eine große Bitterkeit stieg in ihm auf. Sie lag immer auf dem Grunde seiner Seele. Aber in solchen Stunden wie diese befiel sie ihn, und er konnte sich ihrer nicht erwehren. Daß gerade er dies Kind haben mußte. Daß ihm der törichte, blinde, plumpe Zufall so mitspielen mußte! Der Zufall, ja, der

und nichts anderes. Kohler mußte an eine Unterredung denken, die er einmal mit seiner alten Mutter gehabt, wenige Wochen ehe sie gestorben war. Hans mochte damals drei Jahre alt sein, und sein Zustand war bereits erkannt. Die Greisin, die in streng religiösen Ansichten lebte, sprach von einer schweren Schickung und Prüfung, die Gott ihm und Gertrud auferlegt habe. Er hatte damals geschwiegen, um die Mutter nicht zu kränken. Jetzt kam ihm das Gespräch wieder in den Sinn. Er ärgerte sich beinahe darüber, daß er damals seinen Standpunkt nicht energischer gewahrt hatte. Denn was soll das heißen: Schickung, Prüfung? Es ist ja alles Mechanik und weiter nichts. Aber daß man sich nicht besser wehren und vorsehen kann. Daß man dem Zufall so völlig in die Hand geliefert ist, das ist das Schlimme. Darüber müßten wir hinauskommen.

Er sah an den riesenhaften Stämmen empor, über deren braune und weiße Rinde das Sonnenlicht wie Blut strömte. Und er sah den blauen, zarten Äther über den Bäumen liegen und atmete den starken Geruch, welchen die Blätter am Boden und die Blätter an den Ästen ausströmten. Und er kam ihm vor wie Totengeruch.

Er mochte etwa eine halbe Stunde auf der Höhe gegangen sein, als der Wald sich lichtete und das Gebirge sanft abfiel. Große Wiesenflächen breiteten sich vor seinem Blick aus, von Obstbäumen bestanden, deren rote Früchte freudig zwischen dem saftigen Wiesengrün und dem blauen Himmel hervorleuchteten. Mitten in den Wiesen, an einem vermoosten, schilfbewachsenen Weiher, von zwei hohen, dunkeln Tannen bewacht, lag der Feldhof. Fröhliches Lachen drang zu Kohler herauf und zeigte ihm an, daß er die ganze Gesellschaft schon versammelt finden würde.

Bald wurden auch zwischen den Bäumen die hellen Kleider der jungen Mädchen sichtbar. So ziemlich das ganze Kollegium des Gymnasiums hatte sich herausgefunden. Die Professoren und ihre Frauen saßen vor einer langen, weißgedeckten Tafel auf dem freien Platz vor der Haustür. Die Jugend tummelte sich im Freien. Kohler wurde freundlich, aber von den meisten zurückhaltend empfangen. Besonders herzlich begrüßte ihn der Direktor, der in der Mitte des Tisches saß und Kohler einen Platz neben sich reserviert hatte.

„Aber, Kollege,“ rief er ihm schon von ferne zu, „wo haben Sie Ihre Frau gelassen? Heute gilt es doch: Rein Unbeweibter trete hier ein!“

Kohler erwiderte die Grüße und nahm gemessen den ihm zugedachten Platz ein.

Er ließ die Frage des Direktors unbeantwortet und bat, man möchte sich im Gespräch nicht stören lassen. Es war von einem Schüler die Rede. Der Direktor, ein jovialer, korpulenter Herr mit rötlichem Gesicht und leicht angegrauten Schläfen, liebte es, die einzelnen Meinungen zu hören, ehe er, gleichsam abschließend und zusammenfassend, sein eigenes Urteil aussprach.

Er wandte sich zu Kohler: „Sie haben wohl auch schon das Ihrige erlebt mit dem Schneeberger?“

„Ich? O, wir vertragen uns recht gut. Er ist ein begabter Kerl.“

Der Direktor schaute über seine Brille auf den ganzen Kreis der Kollegen: „Die erste Stimme in meliorem partem Schneebergeri. Er ist vorhin arg mitgenommen worden, der arme Junge.“

„Na natürlich, Kollega Kohler, der ist immer anderer Meinung als die übrige Welt, das kennen wir“, sagte etwas ärgerlich Professor Werner, dessen feines Gelehrtengeſicht ſeltſam zu den derben, markanten Zügen des neben ihm ſitzenden Kohler kontrastierte. Mit einer dozierenden Handbewegung fuhr er fort: „Dieser Schneeberger fügt ſich nicht in den Rahmen unſerer Anſtalt. Er iſt ſozusagen ein Fremdkörper in ihr.“

„Gerade das macht ihn mir ſo intereſſant“, unterbrach ihn Kohler. „Gott ſei Dank mal wieder ein Erdgewächs und nicht eine von den vielen Treibhauspflanzen, mit denen wir ſonſt zu tun haben.“

„Ja, aber ich bitte Sie um's Himmels willen, Kollege, wo kämen wir hin, wenn wir lauter Erdgewächſe hätten à la Schneeberger? Das wär' ja der Anfang vom Ende.“

„Ach, lieber Herr Werner, da ſeien Sie unbeſorgt, das ſteht nicht zu befürchten“, lachte Kohler.

„Ich begreife Sie einfach nicht, Kohler“, ergriff nun am andern Ende des Tiſches Profeſſor Tobler, der Hiſtoriker der Anſtalt, das Wort. „Ich kann an Schneeberger gar nichts finden. Geſchichte iſt doch ein Fach, in dem jeder begabte Menſch etwas leiſten muß, einfach muß. Der Schneeberger aber leiſtet weniger als nichts. Er ſiſt ſtumpffinnig in der Bank, ſtiert vor ſich hin und weiß nicht eine Geſchichtszahl, wenn ich ihn aufrufe.“

„Aha, da haben wir's“, fuhr ihm Kohler eifrig dazwiſchen. „Er kann keine Zahlen behalten. Ja, das mag ſtimmen. In der Phyſik geht's darin auch manchmal ſo. Er hat ein ſchlechtes Gedächtnis. Aber ein begabter Kerl iſt er doch, ein rieſig begabter Kerl.“

„Na, dann möcht' ich erſt hören, was Sie einen begabten Kerl nennen.“

„O ſehr einfach. Ein begabter Kerl, das iſt einer, der eigene Gedanken hat. Der einmal in einer glücklichen Stunde aus irgend einer Sache Folgerungen zieht, die, mögen ſie falſch ſein oder richtig, auf ein ſelbſt-tätiges Hirn hindeuten. Und das kommt vor bei Schneeberger.“

„Ja, namentlich das Hineinplumpfen auf irgend eine Ullbernhheit, die einem vernünftigen Menſchen überhaupt nie einfiel“, ſagte Werner ſpiß.

„Bitte,“ fuhr nun Kohler ziemlich heftig auf, „ich kann einigermaßen zwiſchen Ullbernhheit und Originalität unterſcheiden. Ullbernhheit iſt er nicht. Das ganz gewiß nicht. Manchmal etwas verträumt —“

„Ja, aber ſehr verträumt — nur zu verträumt“, ſagte hämiſch der ſpißbärtige, hagere Profeſſor Schädel, Kohlers ſpezieller Kollege.

Kohler beachtete es nicht. „Schauen Sie aber einmal Schneebergers Zeichnungen an, Kollege Werner, und Sie werden vielleicht in denen eine Erklärung finden für Schneebergers träumeriſches Weſen.“

Der Direktor hielt den Zeitpunkt für gekommen, in das Geſecht ein-

zugreifen. Er sprang Kohler zu Hilfe. „Zeichnen kann er. Das müssen Sie zugeben, Kollege Werner?“

Dieser schwieg.

„Sagen Sie selbst, lieber Werner, kann er nicht zeichnen?“

„Doch“, antwortete nach einer Pause endlich der Gefragte kleinlaut, fügte aber sofort etwas mutiger hinzu: „Das ist auch ein Nebenfach, Herr Direktor.“

Damit hatte er Kohlers Lieblingsidee einen nicht unbeabsichtigten Hieb versetzt. Und Kohler war nicht der Mann, Hiebe derart einfach hinzunehmen. Er erwiderte sehr scharf und seine Stimme hatte dabei einen eigentümlich vibrierenden Klang: „Natürlich, Zeichnen ein Nebenfach. Alles, was wirklich bildet, Zeichnen, Musik, körperliche Übungen, Naturlehre, Anschauungsunterricht — das alles nennt man verächtlich Nebenfach. Aber das Abstrakte, Unkörperliche, die Arithmetik und das Latein — das sind eure Hauptfächer.“

Der Direktor ergriff Kohler beim Arm.

„Keinen Prinzipienstreit, lieber Kohler. Das kann ich als pater familias hier nicht zulassen. Wir waren bei Schneeberger. Wenn ich nun auch meine unmaßgebliche Meinung sagen soll — so stimme ich Ihnen im ganzen bei, Kollege Kohler.“

Die meisten der Professoren ärgerten sich im stillen. Sie konnten es nicht ertragen, daß der Direktor immer Kohlers Partei ergriff, auch wo er nach ihrer Meinung von Amts wegen auf ihrer Seite hätte stehen müssen. Der Direktor wußte das, fuhr aber unentwegt fort: „Schneeberger hat Gabe. Es wird mal sicher was aus ihm. Wir wollen ihn nach seiner Eigenart behandeln. Dann werden wir noch Freude an ihm erleben.“

In diesem Augenblick brachte die Kellnerin einen großen Korb mit Äpfeln, Birnen und Zwetschgen und eine Karaffe mit süßem Most. Sie setzte beides auf den Tisch, und, als habe sie damit das Zeichen zur Sammlung gegeben, kamen die Knaben und jungen Mädchen, Kinder und Pensionäre der Professoren von der Wiese herauf und schwärmten wie durstige Wespen um den obstduftenden Tisch. Man rückte auseinander und machte dem jungen Volk Platz. Die Mütter schauten voll Stolz auf ihre blühenden Kinder, und Kohler dachte an sein junges Weib und sein verblüdetes Kind. Er wurde immer stiller und einsilbiger. Als man kurz nach Sonnenuntergang, bei dämmernder Beleuchtung den Rückweg auf kühlen, waldigen Pfaden einschlug, wußte es der Direktor so einzurichten, daß er mit Kohler allein zusammentraf.

Nach einiger Zeit des Schweigens begann er: „Sagen Sie doch, lieber Freund — ich fragte Sie vorhin schon —, wo haben Sie denn Ihre Frau gelassen? Sie haben uns doch fest versprochen, sie heute mitzubringen. Ich würde mich gefreut haben, sie wieder einmal zu sehen.“

„Sie ist beim Kinde geblieben“, antwortete Kohler kurz, fast abweisend. „Ah so, Mutterpflichten. Ich begreife. Aber sagen Sie, könnten

Sie das Kind nicht einmal unter der Obhut guter Freunde zurücklassen — Ihrer lieben Frau müßte es doch auch gut tun, wieder einmal unter Menschen zu kommen?“

„Es könnte vielleicht gehen, Herr Direktor, wenn meine Frau nicht so ängstlich wäre.“

„Na ja, ich begreife Ihre Frau. Gerade ein solches Kind läßt man ungern in fremden Händen.“

Kohler fühlte sich betroffen. Der Direktor billigte, was er selbst verurteilt hatte, die, wie er meinte, übertriebene Rücksicht seiner Frau auf das Kind.

„Wie geht's denn dem Kleinen?“ fragte der Direktor teilnehmend.

„O, körperlich geht's ihm gut!“

In Kohlers Antwort lag eine Bitterkeit, die der Direktor herausfühlte. Er schwieg eine Weile und sagte dann besonders herzlich: „Lieber Kollege, Sie leiden unter dem Kinde.“

Kohler sagte nichts.

„Bestehen Sie's nur offen. Sie leiden darunter. Und so, wie ich Sie kenne, leiden Sie mehr darunter, als andere leiden würden. Bei Ihrem regen Sinn, bei Ihrer Freude an Geist und Schönheit ist das ja auch gar nicht anders möglich.“

Noch immer verharrte Kohler in seinem Schweigen.

„Sie finden es hoffentlich nicht unzart, wenn ich diesen Punkt berühre. Aber Sie kennen mich ja, wissen, welche starke Interesse ich immer an Ihnen nahm und nehme. Wir arbeiten nun bald zehn Jahre zusammen, und ich weiß genau, was Sie leisten. Weiß, wie Sie geistig beständig wachsen — nur fürchte ich, Sie haben in letzter Zeit des Guten zuviel getan. Sie reiben sich auf.“

„Aber wieso? Ich . . .“

„Ja, ich muß einmal offen mit Ihnen darüber reden. Sie überspannen die Anforderungen an sich selbst und an die Schüler.“

Kohler schaute seinen Vorgesetzten mit erstaunten Augen an. Er war nicht auf derartiges gefaßt.

Der Direktor aber fuhr fort: „Ich will Ihnen auch ganz offen den Grund für Ihre unnatürliche Arbeitsweise mitteilen: das Unglück mit Ihrem Kinde ist schuld daran. Sie möchten Ihren Schmerz übertäuben.“

Kohler versuchte auf alle Art, das ihm peinliche Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Es gelang ihm nicht.

„Erlauben Sie mir, Kollege,“ begann der Direktor von neuem, „daß ich Ihnen einen Gedanken nahelege, den Sie mir aber ja nicht falsch auslegen wollen. Er entspringt nur meiner Freundschaft und meinem Wohlwollen für Sie. Sagen Sie, dachten Sie noch nie daran, Ihr Kind in einer Anstalt unterzubringen? Ich denke dabei auch besonders an Ihre junge Frau. Es ist doch gar zu trostlos für ein junges, lebensfrisches Wesen, immer an solch armes, verkümmertes Geschöpf gefesselt zu sein.“

Ich fürchte, auf die Dauer werden Sie den jetzigen Zustand doch nicht durchführen können.“

In Kohler weckten diese Worte einen Sturm der Empfindungen, die er aber sorgfältig zu verbergen suchte.

„Ich werde mir's überlegen“, sagte er gepreßt und verharrte bei seiner Einsilbigkeit.

Der Direktor, verstimmt darüber, sein Wohlwollen abgewiesen zu sehen, mischte sich unter eine kleine Schar nachzüglerischer Lehrer. Kohler blieb zurück und schlug den nächsten besten Seitenweg ein, um unbehelligt von seinen Kollegen nach Hause zurückzugehen.

Die Professoren, die sein Zurückbleiben wohl bemerkt hatten, unterhielten sich lebhaft über ihn.

„Ein sonderbarer Mensch“, sagte Professor Werner, indem er das Zweigchen zwischen den Lippen entfernte, mit dem er die ganze Zeit gespielt hatte. „Verstehe ihn, wer kann. Ich werde nicht klug aus ihm. Diese ewige Eigenbrötelei. Wie war das nur heute wieder. Erst kommt er gut eine Stunde zu spät, dann muß er natürlich in allem anderer Meinung sein als das Kollegium, und schließlich läuft er weg, ohne einem auch nur guten Abend gesagt zu haben.“

„Nun, Kohler braucht uns eben auch nicht“, wisperte der kleine, dünne Professor Schädel und sah sich vorsichtig nach dem Direktor um, der noch etwa zwanzig Schritte hinter der Mehrheit zurück war. „Kohler hat ja den Herrn Direktor für sich, was braucht er uns Dii minorum gentium.“

„Ja, gerade das ist's, was mich so empört“, sagte Werner erregt, „dies unnatürliche Rajolieren Kohlers von seiten des Direktors. Was braucht der diesen heraufgekommenen Volksschullehrer immer noch mehr in den Größenwahn hineinzutreiben.“

„Na, na, Kollege Werner, werden Sie nur nicht gar so hitzig“, befänstigte der alte, grauhaarige Professor Wolf, der Senior des Kollegiums, den aufgeregten Werner. „Kohler hat denn doch auch seine sehr guten Seiten.“

„Und die wären?“

„Ich werde jetzt keine Lobrede auf Kohler halten. Aber das kann doch niemand leugnen, daß etwas dazu gehört, noch in vorgeschrittenen Lebensjahren, als Volksschullehrer das Abiturium zu machen und sich für das Gymnasialamt vorzubereiten.“

„Ja, nun die Lücken seiner Bildung . . .“

„Ach, Lücken der Bildung! Sagen Sie doch nichts von Lücken der Bildung, Werner! Die haben wir schließlich ja alle. Und im übrigen wäre ich froh, wenn ich wüßte, was Kohler weiß.“

„Darüber kann man mindestens zweierlei Meinung sein. Aber, Kollege, braucht man deshalb so schroff, so abweisend zu sein, wie Kohler es gegenwärtig oft ist?“

„Bedenken Sie, Werner, daß Kohler nicht glücklich ist. Sie wissen ja sein Unglück mit dem Kind.“

„Sie meinen, daß er ein blödes Kind hat?“

„Ja.“

„Ein Mann von Selbstbeherrschung —“

„Dürfte sich das nicht anmerken lassen. Gut gesagt. Aber, Kollege Werner, denken Sie sich einmal in seine Lage. Ein geborener Pädagoge —“

„Oo!“

„Und dazu ein blödes, bildungsunfähiges Kind. Das entschuldigt in meinen Augen viel.“

„Ja, aber nicht alles.“

Inzwischen hatte der Direktor die Redenden eingeholt und war Zeuge eines Teils ihrer Unterhaltung geworden.

Er klopfte Wolf, als dieser geendet hatte, auf die Schulter und sagte: „Sie haben mir aus dem Herzen gesprochen. Kohler ist zu bedauern. Er ist tief unglücklich.“

(Schluß folgt)



Ein altes Schlachtfeld

Von

Adolf Reuter

Verwittert, schief gesunken steht,
Wo Blut die dürre Erde trant
Und mancher tot vom Sattel sank,
Ein Grabesstein. — Der Herbstwind weht.

Der Tod im Sattel ist nicht schwer.
Ein Stoßgebet, ein Todeschrei,
Ein Köcheln noch — dann ist's vorbei.
Das große Leid kommt hinterher.

Zu Hause harret man, bleich und bang.
Da kommt der Brief — ein wildes Klagen.
Doch mancher hat es stumm getragen
Sein Leben lang, sein Leben lang.

Die sind nun lange alle tot!
Und niemand denkt mehr, was sie litten,
Und niemand mehr, um was sie stritten. —
Andre Zeiten, andre Not.

Die Zeit geht weiter, Lenzwind fährt
Darüber hin. Die Lerchen singen.
Der Pflug zerbricht die rostigen Rlingen.
Verwunden ist's. Verjährt, verjährt!





St. Nikolaus und der Nikolaitag

„Vater, öffne uns dein Haus!
Es kommt zu Gast Herr Nikolaus.“

Neben St. Martin, dem vielgefeierten Bischof von Tours, ist St. Nikolaus die vollstümlichste Gestalt der vorweihnachtlichen Zeit. St. Nikolaus ist einer der Hauptheiligen der Kirche, der anfänglich von der morgenländischen noch mehr als von der abendländischen Christenheit verehrt ward. Griechen und Russen können sich in seiner Verehrung nicht genügen. Er wurde geboren zu Patara in Lyzien, wo seine sehr angesehenen Eltern wohnten, und schon von seinen Landsleuten wegen des frommen, wohlthätigen und wahrhaft christlichen Sinnes, der ihm von Kindheit an eigen war, bewundert. Er beschenkte gern die Armen und die Kirche. Als die Geistlichen nach ihrer Verabredung denjenigen zum Bischof von Myra in Lyzien wählen wollten, der an dem festgesetzten Tage zuerst in der Kirche erscheinen würde, war dieser erste Nikolaus; so wurde er zum Bischof geweiht. Als solcher hatte er die Christenverfolgung des Kaisers Diokletian zu erdulden, der ihn in den Kerker werfen ließ; erst durch Konstantin den Großen wurde er befreit. Auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325) half er das bekannte Nicäische Glaubensbekenntnis mit aufsetzen und trat dem Arianus und den Arianern, welche die ewige Gottheit Christi leugneten, feindlich gegenüber, wie er denn auch den über sie verhängten Kirchenbann mit unterzeichnete.

Nikolaus wurde im Orient schon mehrere Jahrhunderte lang verehrt, ehe die abendländische Kirche ihm ihre Verehrung widmete. Dies geschah erst, nachdem italienische Kaufleute aus Bari im Jahre 1087 seinen Leichnam aus der Kirche zu Myra entführt und nach der Kirche des hl. Stephan in Bari gebracht hatten. Von nun an wurde der 6. Dezember als Tag besonderer Verehrung des Heiligen geweiht, und dieser Tag wurde während des Mittelalters in Italien, in der Schweiz und in Deutschland bis zu den Hansestädten am Deutschen und Baltischen Meer als ein wahres Volksfest von jung und alt begangen.

Die griechische Kirche feiert das Fest dieses wundertätigen Heiligen mit großem Pomp und Gepränge. Nachdem die Großfürstin Olga, die an ihres Sohnes Statt 945—55 regierte und sich 955 unter dem Namen Helena zu Konstantinopel taufen ließ, in der Gegend von Kiew auf der Grabstätte des er-

mordeuten warägischen Fürsten Askold zur Sühne dieses Mordes eine Kirche zu Ehren des hl. Nikolaus, welche zugleich die erste und älteste christliche Kirche in ganz Rußland ist, hatte bauen lassen, wurden diesem großen Schutzpatron und Heiligen der griechischen Kirche im Umfange des russischen Reiches viele hundert Dome, Kirchen, Kapellen und Klöster errichtet, und manche Stadt, wie vor allem Petersburg, Moskau, Kiew, Nowgorod besitzen eine Menge von Gotteshäusern, die den Namen des hl. Nikolaus tragen. Ja es ist in Rußland kaum ein Name so beliebt wie der dieses Heiligen, wie denn sogar Kreise, Städte, Dörfer, Flüsse, Berge und andere Örtlichkeiten nach ihm benannt sind (Nikolajew, Nikolajewska, Nikolajewo, Nikolajewskoe Selo, Nikolaitanal usw.). Selbst in das Innere des kaukasischen Waldgebirges hat sich die Verehrung des St. Nikolaus verbreitet, in dessen Bergschluchten sich eine merkwürdige Einbuchtung findet, welche man als die Höhle des hl. Nikolaus bezeichnet; dort soll er in der Gestalt eines Adlers wohnen und gewissen kampflustigen Helden als ein siegverkündendes Zeichen erscheinen.

Wie St. Nikolaus späterhin auch in der abendländischen Kirche, wenn schon weniger als in der griechischen, verehrt wurde, zeigen z. B. die sogenannten Nikolausmünzen, die Nikolausdukaten, -taler, -gulden, die besonders im 16. und 17. Jahrhundert durch ganz Schwaben, die Pfalz und im Breisgau im Gange waren und auf denen das Bild des hl. Nikolaus geprägt stand. Auch einen Nikolausorden gab es, den Karl III. von Neapel 1382 stiftete und der die Einigkeit des Adels, die Bekämpfung des Auftritts und die Hebung der Schifffahrt bezweckte. Das Zeichen dieses Ordens war ein Schiff mit der Devise Non cedo temporis. Es wurde auf einem mit Lilien besetzten Mantel eingestickt getragen. In dessen überlebte der Orden nicht seinen Begründer.

In Deutschland erscheint der hl. Nikolaus besonders als Patron der Kinder und der Schiffer: eine phantastische Gestalt wie kaum eine andere im Gebiet der Legende, so recht aus Kindesphantasie gewoben, mit unzähligen Wundern (innumeris miraculis decoratus, wie die Oratio am 6. Dezember im Missale sagt), voll Wohlwollen, Wohltaten, Macht und Unerhörtem. Als Patron der Schiffer und Kaufleute war er in den Seestädten Norddeutschlands, sowie bei den Niederländern besonders beliebt, die im 12. Jahrhundert in Sachsen und Brandenburg angesiedelt wurden. Daher die große Anzahl von Nikolaikirchen in den Seestädten. In der kirchlichen Kunst hält er ein Buch mit sechs Broten, weil er die Stadt Myra vor Hungersnot bewahrte; er wirft Geld in ein Gemach, in welchem drei arme Mädchen schlafen, die er dadurch vor Schande errettete; er stillt zu Schiffe Wind und Meer; ein Anker liegt neben ihm; drei Kinder, die er errettet, stehen in einem Sauffessel vor ihm.

So griff der Name und die Verehrung des kinderliebenden Bischofs von Myra am tiefsten in die deutsche Kinderwelt ein. Hier gab man ihm den kinderliebenden Knecht Ruprecht bei, der nun mit ihm zur Weihnachtszeit mit Rute und Säcklein seinen gabenspendenden Umzug in norddeutschen Gegenden hält, wie es u. a. Theodor Storm in seinem „Knecht Ruprecht“ schildert:

Draußen vom Walde komm' ich her;
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Überall auf den Fannenspißen
Sah ich goldene Lichtlein stehn.
Und wie ich so zog durch den finstern Tann,
Da rief's mit heller Stimme mich an:

„Knecht Ruprecht,“ rief es, „alter Gesell,
Sehe die Weine und spüte dich schnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelstör ist aufgetan,
Alte und Junge sollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruhn,

Und morgen flieg' ich hinab zur Erden,
Denn es soll wieder Weihnachten werden!
Ich sprach: „O lieber Herr Christ,
Meine Reise fast zu Ende ist;
Ich soll nur noch in diese Stadt,
Wo's eitel gute Kinder hat.“
— „Sagt denn das Säcklein auch bei dir?“
Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier,
Denn Apfel, Nuß und Mandelkern

Essen alle Kinder gern.“
— „Sagt denn die Rute auch bei dir?“
Ich sprach: „Die Rute, die ist hier.“
Christkindlein sprach: „So ist es recht,
So geh mit Gott, mein treuer Knecht.“
„Vom Walde draußen komm' ich her,
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Nun sprecht, wie sie hierinnen sind,
Sind's gute Kind, sind's böse Kind?“

Im Grunde ist dieser Knecht Ruprecht, der Begleiter des hl. Nikolaus, ein Gott, nämlich Obin, der Göttervater. Der Name Ruprecht lautet ursprünglich Hruod-peraht, d. h. ruhmglänzend, und war der Beiname des gefeierten Gottes. Er ist in christlicher Zeit zum Knecht herabgesunken, wenn auch zum segenspendenden, kinderliebenden, der den Sack mit Gaben auf dem Rücken trägt. Durfte das christliche Volk auch den ruhmglänzenden Gott nicht mehr verehren, so hielt es sein Andenken doch noch fest in seinem Beinamen Hruod-peraht (Ruprecht), den es nun dem Knecht gab, zu welchem der hohe Göttervater herabgesetzt war. Und wie Obin oder Wuotan in heidnischer Zeit auf einem Schimmel reitend gedacht wurde, so ließ nun das Volk seinen lieben Knecht Ruprecht entweder selbst noch auf einem Schimmel reiten (wie z. B. in Halle, Asedom) oder gab ihm einen besonderen Schimmelreiter bei, so daß dort zwei Personen, der hl. Nikolaus und Knecht Ruprecht, hier drei, nämlich neben diesen beiden noch der sogenannte Schimmelreiter erscheinen. Im Gegensatz dazu kommt in einigen norddeutschen und ebenso in schwäbischen Gegenden der hl. Nikolaus selbst zu Roß, auf dem Schimmel, so daß hier der heidnische Obin (ähnlich wie bei St. Martin) in den christlichen Heiligen verwandelt erscheint.

Oft geht vermöge einer eigenartigen Volksetymologie die Vorstellung eines rauhen Knechts (Ru-precht) über auf Nikolaus, der z. B. in Mecklenburg der rauhe Kläs (Ru-kläs, Rug-kläs) genannt wird. In der Mittelmark ist der am meisten verbreitete Name desselben de hële Christ (der heilige Christ) oder Knecht Ruprecht; ebenso in der Gegend von Treuenbriezen, Halle, in der goldenen Aue und am Südharz; in der Altmark, Braunschweig, Hannover bis nach Ostfriesland hinauf Cläs, Cläwes, Cläs-Bür und Bullercläs. Zuweilen führt er einen langen Stab und Aschenbeutel, mit dem er die Kinder, welche nicht beten können, schlägt, weshalb er auch Aschencläs genannt wird. Er heißt in Mecklenburg bezeichnend des hilligen Christ Vörposten, denn die Umzüge des Schimmelreiters, des Ruprecht und des Nikolaus sind die Vorspiele der Weihnachtsfeier. Ähnlich heißt es im Augsburger „Jareinmal“ aus der Mitte des 18. Jahrhunderts:

Daß des Christkindleins Vorboten
Die Vercht und Ruprecht müssen sein,
Die sich der Zeit nach stellen ein.

Der Knecht Ruprecht, der auch wohl allein auftritt, erscheint als kinderschreckende und kinderfreundende Gestalt, in Pelz oder Stroh gehüllt, das Gesicht ver mummt, die Rute oder Keule in der Hand, den Sack mit Gaben auf dem Rücken. So ist er bekannt in Mecklenburg, Pommern, in der Mark, in Sachsen, Thüringen, Lausitz und dem westlichen Teile Schlesiens, aber auch in dem südlichen Deutschland ist er stellenweise zu treffen, dieser Pelzträger, in welchem der Hruod-peraht, der ruhmglänzende Göttervater und Lichtgott der

Germanen verborgen ist, der auf weißem Rosse reitet (wie z. B. in Otternhagen bei Hannover und Deeg bei Brandenburg). Album flecat equum sagt noch Saxo Grammaticus (I, 107) von Wodan, und nach Schleswig-holsteinischem Glauben reitet „der Wode“ noch auf großem, weißem Rosse durch die Wälder, wenn die Zeit der „Zwölften“ (der 12 Nächte vor Weihnachten bis 6. Januar) gekommen sind. Wie unsere heidnischen Vorfahren den Rossen eine prophetische Gabe zuschrieben, ist schon aus Tacitus bekannt. Insbesondere kam diese Gabe den weißen Rossen und unter diesen dem Schimmel Wodans zu, und so muß noch das aus weißen Leinwandstücken künstlich hergestellte Roß des „Schimmelreiters“ Vorher sagungen für die Zukunft erteilen.

So verbanden sich manche mythologisch bedeutungsvollen Erinnerungen mit dem Feste des hl. Nikolaus, dessen Verehrung nicht die eines Lokalheiligen ist, sondern seit dem 11. Jahrhundert durch ganz Deutschland geht, wo er als Patron der Schiffer, Flößer — daher das „Klausenmahl“ der Schiffer am Vierwaldstätter See — und nach der Legende der Kinder und Jungfrauen (Episcopus puerorum sive Speculator) erscheint. In Schwaben ist's der Klaus, der an jenem Abend kommt, die Kinder den Katechismus auffagen läßt und wegen des Gehorsams bei den Eltern fragt. Ist alles gut abgelaufen, so schüttet der Klaus sein Füllhorn von Obst, Nüssen u. dgl. auf den Stubenboden. In Ehingen an der Donau kommt der St. Klaus, Santiklos und steht nach den sog. Klaushäßlzen. Es sind viereckige, einen Fuß lange Stäbchen, auf welchen die Zahl der Gebete eingekerbt ist. Ein wagerechter Schnitt gilt fürs Vaterunser, ein Kreuz für den Glauben. Je mehr das Kind solcher Marken hat, desto mehr ist ihm St. Nikolaus gewogen und beschenkt es um so reichlicher. Darum betet es:

St. Nikolaus leg mir ein, Was dein guter Will' mag sein,
Apfel, Birnen, Nuß und Kern Essen die kleinen Kinder gern

Vor dem Schlafengehen stellen die Kinder Schüsseln unter die Bettstatt; morgens find sie mit Nüssen, Birnen, süßen Sachen gefüllt. Anderwärts heißt es: „Sante Klaus, um Gottes wille Tuo m'r au mein Säcke fülle.“ Am Abensee im Salzburgischen pocht St. Nikolaus vorher einigemal tüchtig an der Haustür und spricht: „Vater, öffne uns dein Haus! Es kommt zu Gast Herr Nikolaus.“ Weil der Klaus aber auch die ungehorsamen und faulen Kinder mit der Rute straft, so rufen die Kinder im augsburgischen Schwaben: „Beliger Niklaus, leg mir ein! — Apfel, Birn, Nuß: Das macht mir kein Verdruß! Und was noch mehr? Verhau mein Hintern nicht so sehr!“ In Gmünd machten die Eltern schon frühzeitig auf den ankommenden Niklosa aufmerksam. Wer recht brav ist, bekommt einen guten Niklosen, die Faulen und Bösen erhalten dagegen Rutenstreich. Am Vorabend horchten alle, ob die Schellen bald kommen. „Sieh dort,“ rief die Mutter plötzlich, „dort auf dem Berg das Lichtle, 's kommt der St. Niklos.“ Die Kinder mußten sich um den Tisch stellen: die Schelle des kommenden Niklofes, der Schein seiner Laterne machte alle bang. Es schellte nochmal vor der Tür, und der Niklos war es wirklich! O Schrecken! — Die Tür öffnet sich und der weißbärtige Mann in langem Mantel trat ein; die Inful (Mütze) ganz bischöflich, von Goldpapier; kostbares Peltoral (Brustkreuz); bei ihm sein Rnecht Ruprecht mit dem Saß und unter dem Arm ein Rutenbündel. Eine Laterne warf ihr ungewisses, geheimnisvolles Licht auf die sonderbare Gruppe. Der Niklos fragte jetzt nach den Kindern: der Vater nannte die braven und zeigte die bösen. Hierauf

ging's an den Katechismus: eins betete das Vaterunser, eins den Glauben, ein drittes den Englischen Gruß, ein viertes die zehn Gebote. Schreiben, Lesen kam auch an die Reihe. Die alles gut bestanden, erhielten Lob, die anderen leichte Rutenstreichs. Da ging's an ein Schreien und Weinen, worin mitleidig selbst die belobten Kinder einstimmten. Der Niklos ruft den Knecht, dieser leert den Sack auf den Tisch, und jedes bekommt seinen Anteil nach Verdienst. Alle trabbeln herum und versprechen, recht brav zu werden. „Nun, Kinder,“ sagt der Kloss, „haltet euch an die vier F: fromm, folgsam, fleißig, freundlich; gelobt sei Jesus Christus!“ und geht mit seinem Knechte in aller Stille ab. — Die Geislichkeit stellte sich im ganzen freundlich zu solcher Niklosfeier. Heribert von Salure predigte einst auf den hl. Nikolausstag u. a.: „Und weil die Kinder zu solchen andächtigen Übungen mit nichts leichter gebracht werden als mit Obst und dergleichen Kinderwerk, so ist ganz löblich der Brauch aufkommen, daß man am St. Nikolausstag den Kindern etwas dergleichen einlege und sie vorhero verträste, St. Nikolaus werde ihnen dies oder jenes bringen, wann sie fleißig beten“ (Predigten 1693. Salzburg). Im Jahre 1752 erschien in Augsburg die Schrift: „Merks Bauer, das ist heilsame geistliche Lehren und Ermahnungen an die christliche Bauerschaft“; hier sagt der Pfarrer S. 94: „Verehret euren Diensthofen etwas zum neuen Jahr: Eure Kinder freuen sich jetzt schon auf den Nikolausstag, so machet denn euren Ehehalten an solchem Tag auch eine kindische Freud, wann ihr ihnen dann nur etliche Kreuzer verehret. Oder eurer Bäuerin einen halben Ehlens-Tuch, so werdet ihr Wunder sehen, wie lustig und wie gern sie bei Euch sein werden.“ (Birklinger, Schwabens Sagen, Sitten und Gebräuche, II, S. 3 ff.)

Wie in Norddeutschland, so tritt auch in Süddeutschland neben der christlichen Bischofsfigur eine zweite, häßlich entstellte, meist Rorb, Sack, Butte und auch eine Rute tragende Gestalt auf und stellt sich am Vorabende des Heiligen mit Geschenken ein; so z. B. in Oberbayern der kettenflirrende Klau-auf: „Jatz kimmt dr heilige Nikolaus, Ist Votr und Muetr nit zu Haus? Er thuet dü Kinder fleisig ausfrögn. Wenn se nix kennen, losst er se'n Klau auf verträgn“; in der Schweiz der Pacl-an, in Berchtesgaden das Butten-Mannl. Schon die Nacht vom 5./6. Dezember ist eine dem hl. Nikolaus geweihte. Da lassen die Kinder ihre Schuhe am Abend in des hl. Nikolaus Namen stehen, damit dieser sie mit süßen Bissen fülle. In der Schweiz nennt das Volk diese Nacht die Schlecknacht, in welcher die guten Geister heimlich eine Gabe einlegen (schlecken). Dem St. Nikolaus oder Santi-, Samichlaus, wie er dort heißt, setzt das Schweizer Kind eine Schüssel voll Nibel (Rahm) samt einem neuen Löffel als Opferspeise vor; dafür bringt ihm der hl. Bischof Weckenbrot, Birnwecken, Lebkuchen, Nüsse, Äpfel und andere Samichlausgabe. „Samichlaus tät hachen“, heißt es in der Schweiz, wenn der Abendhimmel glutrot gefärbt ist. Wir haben also am Tage St. Nikolaus schon die spätere Weihnachtsgabe, wie denn überhaupt St. Nikolausstag und Weihnachten und Neujahr viele gleichartige Volksgebräuche haben. Wie in Mecklenburg der hl. Nikolaus und sein Tag des hilligen Christ vörposten genannt wird, so sagt man in der Schweiz, daß der hl. Christ sich am Laufentag „vorklaufe“, d. h. sich vorausmelde. Diese althergebrachte Vorfeier, eine Art Adventszeit, weist wiederum auf das frühere Bestehen einer mit bestimmten Speiseopfern verbundenen heidnisch-germanischen Vorfeier der Winter-sonnenwende, wie dies besonders Dr. Max Höpfer in Tölz in einer lehr-

reichen Behandlung des „St. Nikolausgebäcks“ in Deutschland in Weinholds Zeitschr. f. Volkskunde (XII, 80 ff.) gezeigt hat. Die Form des „Klausenbrot“ oder der Nikolausbrote ist meist das Rundstück oder „Ring“; die fladenförmig ausgebreiteten Brote heißen die Zelten (mhd. der zelte, ahd. der zëlto, ein in seinem Ursprung dunkles Wort, welches in der Wetterau zu Zell entstellte noch das Backwerk als Neujahrsgabe für herumreisende, unwünschte Arme bezeichnet). So heißt das Klausenbrot im Allgäu Birnzelten, im Augsburgerischen Klausenzelten. Diese süßen Opferzelten waren nach Höfler (a. a. O.) die Vorläufer der Lebzelten, eines bekannten süddeutschen Nikolausgebäcks. Im augsburgerischen Schwaben „bäckt der Klaus die Lebzelten“ 14 Tage vorher auf dem Kirchturme oder im Glockenhanse, daher an der Straße die Redensart der Kinder: „Es riecht schon“, d. h. der hl. Nikolaus kommt bald. Den Namen Lebzelten führen diese aus Honig bereiteten Kuchen vom mlat. *liba, leba, lebeta* (= Opferbrot, Honigtuchen). Diese mit Honig bereiteten süßen Opfertuchen wurden besonders in den Klöstern hergestellt, in denen die Bereitung des Honigs, das uralte, Dämonen vertreibende Heilmittel der Urmedizin, aus Veranlassung des kirchlichen Wachsbedarfs gepflegt wurde, während die einfache Hausfrau beim weniger süßen Klausenbrot oder Birnzelten beharren mußte. Außer dem Weihnachts- und Neujahrstag, sagt Höfler, zeigt kein anderer Festtag des ganzen Jahres so zahlreiche und verschiedenartige Formen der Lebzuchen als gerade der St. Nikolaustag, der durch die für diese Zeit gebäckenen *Gebildbrote* alle übrigen Kultustage übertrifft. Das älteste Zeugnis für diese Gebäckbrote oder figurirte Teiggebäcke zur Mitwinterzeit ist uns erhalten in der Predigt des hl. Eligius (588–659), in welcher ermahnt wird, zu dieser Zeit keine lächerlichen Weibsbilder, oder Hirschklein oder andere Teigfiguren zu bereiten (*nullus in calendis Januarii nefanda, aut ridiculosa vetulas, aut cervulos, aut jutticos [Teigfiguren] alios faciat*). Auch der *Indiculus superstitionum* (Verzeichniß abergläubischer Gebräuche) vom Jahre 743 erwähnt nr. 26 die Götzenbilder aus geweihtem Mehl oder auch aus süßem, hefelosem Teig (*simulacra de consparsa farina*). Unter diesen Gebäckbroten erscheint u. a. auch der „Schimmelreiter“ (als Reiter im Soldatengewand oder weißer Kürassier), besonders aber der *Bischof* o. f. Opfergaben für den Schimmelreiter (*Odin*) werden harmlos unbewußt noch immer gebracht. So legen z. B. die Kinder von Emden „für des Nikolaus Schimmel“ am 5. Dezember einen Korb mit Hafer, Heu und gelben Rüben vor die Haustür — ein Kinderbrauch, in den sich die Gabe, welche früher von Erwachsenen geopfert wurde, versteckt. Mit Korn gefüllte sog. *Klaasschuhe* oder ihre eigenen Schuhe stellen die Kinder am Vorabend des 6. Dezembers an die Tür oder auf den Herd und erwarten, daß sie am Morgen mit Näschereien gefüllt seien. Der Hafer ist für das Pferd des Nikolaus bestimmt. Die Sitte ist am Rhein, in den Niederlanden, an der pommerischen Küste, auf Rügen und sonst noch in Niederdeutschland verbreitet. Die Gestalt aber eines christlichen Bischofs (*episcopus, speculator*) bildet gegenwärtig das häufigste Gebäckbrot an diesem Tage. So heißt z. B. am Niederrhein die Teigfigur des Bischofs oder des Spekulators, d. h. des Beobachters der Kinderwelt, selbst „*Speculatus*“, im Niederländischen auch *Speculatie* oder *Speculaas*, womit dann auch vermöge weiter Begriffsausdehnung überhaupt alles sog. „*Klausenzug*“, alles Gebäck zu Ehren des hl. Nikolaus bezeichnet wird. Dieselbe Begriffsausdehnung findet sich beim sog. „*Springerle*“, welches im Schwarzwald der sog. *Delz-Nickel* bringt; es vertritt zunächst den

Schimmelreiter und gehört am Niederrhein als Gebäckfigur zum „Klauszeug“. Andere Gebäckfiguren am St. Nikolaustage sind der Hirsch (weil das Jagdtier einst das volle, blutige Opfer des geschlachteten Tieres ersetzte), im Kremstaler Hirschenbrot und im Schweizer Hirschhörnli; das Schwein oder ein Eber mit einem Zitronenapfel im Maul in den Niederlanden, wo man außer den Bildern des Bischofs auch noch „Sant Nicolaas varkens“, Schweinchen in Kuchenform, backt, und besonders der Lebkuchen-Fisch als Zinsabgabe und frühere Opfergabe. Vom St. Nikolausabend an bis zum Neujahr sind im Züricher-, Glarner- und Schweizerland fischförmig gemodelte, schwammige Lebkuchen üblich, welche dort Schrummfisch, Fisch-Tirggeli, Lachener Brotfisch heißen. In Stans in der Schweiz wird am Nikolaustage von einem kostümierten Burschen ein Lebkuchen-Fisch in jedes Haus am Wege getragen. Der Hauptfigur, welche den Bischof darstellt, folgt der diese Gabe bringende Lebkuchenvagen (Schweizer Idiotikon II, 102). Zwar ist der Fisch als solcher kein heidnisches Opfertier, es vertritt aber der Lebkuchenfisch den Zinsfisch, und dieser konnte als ungeschlachtetes Tier mit kirchlicher Duldung das verbotene Schlachtier oder heidnische Opfertier ersetzen. — Als Nikolausgebäck tritt auch der Hahn als ursprüngliches Opfertier auf, wie z. B. in Holland, wo er, wie alles lebkuchene „Klauszeug“, Sinterkläs (St. Klaus) oder Speculäs heißt. Der „Nikolaus-Hahn“ wird auch in Marburg verkauft, ebenso in Altbayern, Salzburg, Villach; kurz, der Hahn ist ein echt deutsches Nikolausgebäck. Veränderungen des Hahns in Ente, Schwan, Taube beruhen, wie viele unserer modernen Festgebäcke, auf der Bäckerlaune, während die auf langer Überlieferung beruhenden Gebäckbrote mit ihren späteren Anlehnungen von Höfler nachgewiesen sind.

Am Tage des St. Nikolaus, des Patrons der Schiffer, fehlen auch nicht die Lebkuchen-Schiffe. In Altbayern werden die Kinder an diesem Tage mit „Schifferln“ beschenkt, mit rautenförmigen Lebkuchenstücken, die früher wohl mehr als jetzt Ähnlichkeit mit Schiffchen hatten. In Solothurn heißt es, St. Nikolaus komme mit einem großen Schiffe vor das Pfarrhaus und lade dort seine Geschenke für die Kinder ab. In Flandern singen die Kinder: Sint Nikolaas brengt mij een scheepje mit lekkerding. In Belgien sind kleine Schiffchen aus Marzipan mit Bonbons beladen noch das übliche Nikolausgeschenk. In Altbayern stellten am Vorabende des Sankt Nikolaustages die Kinder Papierschifflein an verborgenen, nur den Eltern bekannten Orten aus; am folgenden Morgen fanden sie dann das Schifflein angefüllt mit der vom Kinderfreunde St. Nikolaus eingelegten süßen Ladung. Im Ulmer Ratsprotokoll vom Jahre 1530 wurde der am St. Nikolausabende stattgefundene Umzug eines mit Masten besetzten Schiffes verboten.

Mit der Zeit wurde ein guter Teil der älteren Nikolausgebräuche auf die Weihnachtsfeier übertragen und so in dieser volkstümlich erhalten. Vom erstmaligen Nikolaustage an nach der Taufe schickt in Altbayern der Pate alljährlich seinem Godl den „Seneklos“, das Sankt Nikolausgeschenk. Selbst der Weihnachtsbaum der neueren Zeit hatte, wie Höfler a. a. O. X, 319 zeigt, in Altbayern einen Vorläufer im sog. Klausenbaum. Drei feine, abgeschälte Stäbchen werden in drei Äpfel gesteckt. Von dieser Basis aus gehen sie nach oben hin in der Mitte wieder durch drei Äpfel und neigen sich im Winkel oben mit ihren Spitzen gegen einen Apfel, in welchem sie münden. Alle Äpfel werden mit Zweigen von Buchbaum besteckt und durch vergoldete, eingesteckte Nüsse geziert. Die vergoldeten Nüsse und Äpfel, wie sie auch der rechte Schmuck

des Weihnachtsbaumes sind, stellen ursprünglich Opfergaben dar (vgl. mein „Weihnachten in deutscher Dichtung“. Leipzig 1881. S. 34) und sind zugleich Sinnbilder der Fruchtbarkeit, die der kinderliebende Bischof „einlegt“. Inmitten des grünen „Klausenbaums“ steht die Lebkuchenfigur dieses Heiligen mit einem Kindlein in der Butte oder „Badeschüssel“; vor ihm ein brennendes Wachskerzenchen, und ein solches ist auch auf dem obersten Apfel, der den Gipfel des Klausenbaums darstellt, aufgesteckt. Dieser frisch grüne Klausenbaum mit der Lebkuchenfigur ist ein Vorläufer des Christbaums mit dem Weihnachtsknecht, dem „Nikolausguterl“. Auch in der Schweiz hängt man am Nikolausabend die Gaben für die Kinder an ein mit Fplittergold und kleinen Wachslichtern geschmücktes Bäumchen. So erscheint nicht nur der hl. Nikolaus und sein Tag, sondern auch der immergrüne Klausenbaum, zumal in der Kinderwelt, um die sich der kinderliebende Bischof von Myra so reich verdient gemacht hat, als des hilligen Christs Vorposten, und das so leicht herzustellende, bescheidene „Klausenbäumlein“ wäre es in seiner eigenartigen und bedeutungsvollen Verbindung von Christentum und Volkstum wohl wert, daß es der Kinderwelt, die es mit jubelnder Freude begrüßen würde, und mit ihr dem Volke erhalten bliebe. Der Verfasser aber würde sehr dankbar sein, wollte man ihm aus dem Leserkreise des „Fürmers“ in Nord und Süd derartige Sitten, wie sie sich an den St. Niklastag knüpfen, mitteilen; insbesondere wüßte er gern, ob und wo die Sitte des Klausenbaums noch lebt? Bedeutungsvoll ist sie jedenfalls für unser Volk, das in so sinniger Weise als das rechte Familienvolk wie in der Kirche, so auch in der Familie die Zeit feiert, wo es licht wird auf der dunkeln Erde, mit seiner Kinderwelt, deren Traum der Osterhase und deren Hoffnung der Weihnachtsbaum ist.

Prof. D. Dr. Freybe-Parchim



Die Bagdadbahn

Das Projekt der großen Linie nach Bagdad beschäftigt schon seit langem die politische und finanzielle Welt. Schon wenige Jahre nach dem Bau der ersten Eisenbahnen in Europa hatten die Engländer daran gedacht, den Antiochischen mit dem Persischen Meerbusen durch eine auf dem rechten Ufer des Euphrat zu führende Eisenbahn zu verbinden und so den Weg nach Indien abzukürzen. Verschiedene Projekte wurden ausgearbeitet, doch alle ohne Erfolg.

Die türkische Regierung, welche die Führung der Linie nicht unter denselben Gesichtspunkten zu beurteilen hat wie die englische, hat von jeher jene Strecke besonders ins Auge gefaßt, die Bagdad nicht mit der persischen Küste, sondern mit der Hauptstadt des Reiches verbinden würde.

Obgleich der Gedanke an die unermesslichen Latifundien, welche die Zivilliste in Syrien und Mesopotamien besitzt, wohl auch ein wenig zu der

Gunst beitragen dürfte, deren sich das Projekt der Bagdadlinie im Palais erfreut, so ist doch der Zweck, den die Regierung hierbei verfolgt, hauptsächlich ein politischer. Die Pforte weiß, daß infolge der ungeheuren Entfernungen und des Mangels an Verkehrsstraßen, die aus den entlegenen Provinzen des Ostens beigeestellten Truppen in einem Kriege, dessen Schauplatz in Europa liegt, nicht verwendet werden können. Außerdem sind in ganz Ober-Mesopotamien die mächtigen Kurdenführer eine Quelle beständiger Verlegenheit für die Regierung, deren Ansehen sich durch Anwendung von Gewaltmaßnahmen, die beim Vorhandensein einer Eisenbahn rasch durchgeführt werden könnten, bedeutend heben würde. Das Verlangen der Türken nach einer solchen Bahn ist deshalb seit dreißig Jahren immer lebhafter geworden. Ein kaiserlicher Satz vom August 1875 verständigte den Großwesir, daß der Sultan die Bahn auf seine eigenen Kosten zu bauen beabsichtige. Eine Linie von mehr als 2300 Kilometer Länge!

Nach dem russisch-türkischen Kriege vom Jahre 1879 glaubte man, daß die Engländer in Kleinasien großen Einfluß gewinnen und die für den Bau der Eisenbahnen in diesem Lande erforderlichen Garantien schaffen würden. Diese Hoffnung erwies sich als hinfällig. Seitdem die Engländer Ägypten besetzt haben (1882), scheinen ihnen die Vorgänge in Kleinasien gleichgültig zu sein, und Deutschland erweitert dort infolge seines zunehmenden Handels mit diesem Gebiete und des Übergewichts seiner Kapitalien in dem anatolischen Eisenbahngeschäfte langsam seinen Einfluß.

In amtlichen Kreisen erfreute sich vor zehn Jahren das Projekt einer Bahn, die über Angora, Mossul und Bagdad führen sollte, besonderer Sympathie. Es war dies eine Linie, die, bis zum Persischen Golf fortgesetzt, ungefähr 2600 Kilometer betragen hätte. Die der Anatolischen Gesellschaft im Jahre 1893 erteilte Konzession ist nur für die Linie Estischeir—Konia ausgeführt worden, während die Fortsetzungstrecke Angora—Cäfareva bis heute noch nicht ausgebaut ist. Die Durchführung des Projekts stieß auf Schwierigkeiten, die für undurchführbar erklärt wurden, und außerdem sprach sich die russische Regierung gegen die Trace aus, weil sie in den ihrer Einflusssphäre so nahegelegenen Landschaften eine von Deutschen gebaute Bahn nicht gerne sah.

Die Anatolische Gesellschaft war von der türkischen Regierung zu wiederholten Malen ersucht worden, die Frage einer Weiterführung der Bahn bis Bagdad zu studieren und gegebenenfalls konkrete Vorschläge zu machen. In der Zwischenzeit fanden zwischen der deutschen Gruppe und der Banque Ottomane (der Repräsentantin der französischen Gruppe der Gesellschaft Smyrna-Cassaba) Unterhandlungen statt, die im Mai 1899 zu einer Assoziation und zu gemeinsamer Betreibung des Bagdabbahn-Projektes führten. Die Anteile an dem zum Bau der Bagdadlinie erforderlichen Kapital sind für die durch die Ottomanenbank vertretene französische Gruppe mit 40 Prozent, für die durch die deutsche Bank repräsentierte Gruppe mit 60 Prozent festgesetzt worden. Die beiden Gruppen haben sich zu gemeinsamem Vorgehen in allen die kleinasiatischen Eisenbahnen berührenden Fragen vereinigt.

Die Bahn wird normalspurig gebaut und die Anlage für ein einziges Geleise ausgeführt; doch muß bei Vornahme der Expropriationen auf die Eventualität der Legung eines zweiten Geleises Bedacht genommen werden, da die Regierung das Recht hat, sobald die Kilometereinnahmen 30 000 Frank

erreicht haben, jederzeit die Legung eines zweiten Geleises zu verlangen. Der Konzessionär wird dafür das Recht haben, Bergwerke, die er in einem Bereiche von 20 Kilometer zu beiden Seiten des Bahnkörpers entdeckt, zu betreiben. Der Vertrag sieht die Einführung von Expreßzügen vor, und um die Gesellschaft für die ihr daraus entstehenden Kosten zu entschädigen, gewährt ihr die Regierung jährlich 350 000 Frank als Zuschuß zu den Betriebskosten. Die Pforte behält sich das Recht vor, die Linie zurückzukaufen. Ein großer Schritt zur Ausführung dieses Riesenprojektes ist hiermit geschehen. Ein anderer, nicht der geringste, bleibt noch zu tun übrig: die Feststellung der finanziellen Hilfsquellen, welche die Verbindlichkeiten der Regierung gegen die Gesellschaft verbürgen sollen.

Dr. Paul Rohrbach hat aus zahlreichen Schriftstellern des Altertums nachgewiesen, daß Babylonien im sechsten Jahrhundert für 1½ Milliarden Frank Getreide erzeugte. Damit diese Länder, einst fruchtbarer als das reiche Ägypten, ihre ehemalige Produktionskraft wiedergewinnen, würde es genügen, daß die Bevölkerung sich ohne Furcht vor den Beutezügen der Kurden und Nomadenstämme ruhig der Bearbeitung ihrer Scholle widmen könnte, und daß ausländisches Kapital die Urbarmachung des Bodens unterstütze und die Verwertung des Produkts ermögliche. Ein ungeheures Feld würde dadurch der Zivilisation erschlossen. Das alte Kanalsystem, das sich einst über das ganze Land verzweigte und dessen Spuren noch heute zu verfolgen sind, wiederherstellen, den Tigris und Euphrat wieder schiffbar machen, das wären die Mittel, jenen Ländern ein ungeahntes Ansehen zu geben und sie wieder von jenem Leben durchpuffen zu lassen, das ehedem da geherrscht hat.

Es ist klar, daß sich die heilbringende Metamorphose jener Länder nicht von heute auf morgen vollziehen kann. Es wird auch noch langer Zeit bedürfen, bis die neue Linie auf den indo-europäischen Verkehr bedeutenden Einfluß zu üben imstande sein wird. Die Aktionäre des Suezkanals brauchen sich noch nicht beunruhigt zu fühlen. Der Transport zu Lande wird gegen die Seeschifffahrt schwer anzukämpfen haben. Der Tag ist leider noch ferne, an dem wir auf direkter Fahrt jene Stätten aus Tausendundeiner Nacht erreichen werden, die die Phantasie unserer Kindheit so mächtig entzündet haben.

Dr. Diepenhorst



Weltgeschichte im Negligee

Die hundertjährige Wiederkehr des Tages der großen Seeschlacht bei Trafalgar, in der sich England über Napoleon die Oberherrschaft zur See erkämpfte, hat auch die Erinnerung an einen Roman im Leben des berühmten englischen Admirals aufgefrischt. Die Geschichte ist allerdings nichts weniger als heldisch. Ist es doch, nach einer Darstellung der „Berliner Volkszeitung“, keine Übertreibung, wenn behauptet wird, daß der Sieg bei Trafalgar von dem Willen einer Frau, einer Abenteurerin, abhing. „Ein eigenartiger Roman“,

so lesen wir, „ist diese Geschichte der wahnsinnigen Liebesleidenschaft Nelsons für ‚Lady‘ Hamilton, die ehemalige Kellnerin aus der Matrosenkneipe, die in Gesellschaft eines Charlatans die skandalösesten Abenteuer erlebt hatte. Von Hand zu Hand gehend, wurde sie schließlich die Geliebte eines jungen Lords, der sie für Geld und gute Worte seinem Onkel, einem kraftlosen, gebrechlichen Greise überließ; dieser Onkel war Sir William Hamilton, Englands Gesandter am Hofe von Neapel. Eine winterliche, greisenhafte Liebe verblendete diesen Diplomaten derart, daß er, dem Befehl des Königs Troß bietend, die junge Matrosendirne zu seiner Frau machte. In Neapel wurde sie nach und nach die intime Freundin und unselige Ratgeberin der verächtigten Königin Marie Karoline, einer Schwester Marie Antoinettes. Hier lernte sie Nelson kennen, und sie gewann bald einen solchen Einfluß auf ihn, daß man an die alte Fabel von dem am Spinnrad der Omphale sitzenden Hercules denken muß. Der große Kriegsheld war der Lady Hamilton gegenüber vollständig willenlos; er stand ganz in ihrem Bann, gab allen ihren Wünschen nach, machte sich zum Werkzeug ihrer Ränke und verdunkelte in seiner Liebestollheit seinen Kriegsrühm durch politisch unkluge und grausame Handlungen. Wie hätte er, um nur eins zu erwähnen, bei dem ihm angeborenen Edelsinn zu der barbarischen Hinrichtung des Fürsten Caraccioli seine Zustimmung gegeben, wenn dieser Mord ihm nicht von Lady Hamilton aufgezwungen worden wäre?

„Zur Schande für das Andenken an Nelson gibt es eine Menge Briefe von ihm, worin er das Weib, dessen untertäniger Sklave er war, in geradezu übersinnlicher Weise vergöttert. Niemals wohl hat sich ein Mann von solcher Bedeutung einer Frau gegenüber mehr gedemütigt, und es muß, so sehr auch mit diesem Worte Mißbrauch getrieben wird, frei heraus gesagt werden, daß noch niemals eine Frau für einen Helden verhängnisvoller gewesen ist. Scheute sie sich doch nicht einmal, aus den Liebesbriefen, die Nelsons Namen besiedeln mußten, Nutzen zu ziehen, indem sie sie an einen Verleger verkaufte. Als die Bourbons das Königreich Neapel zurückeroberten, gab es eine wahre Orgie von blutigen Repressalien, und der Mann, der sich schon als Sieger von Abukir unvergänglichen Ruhm erworben hatte, war an allen diesen Schandtaten beteiligt. Manchmal packte ihn der Ekel: ‚Man kann doch nicht alle Köpfe eines Volkes abschneiden!‘ schrieb er in einer Anwandlung von sittlicher Empörung. . . Aber die unheimliche Zauberin brachte seine Gewissensbisse bald zur Ruhe. Nach England zurückgerufen, tat Nelson, obwohl er die puritanische öffentliche Meinung gegen sich hatte, nicht das geringste, um seine ‚Liaison‘ zu verheimlichen. Während seiner Expedition an den Küsten Frankreichs stand er in lebhaftem Briefwechsel mit der Geliebten, und es ist ganz sicher, daß er seine kriegerischen Unternehmungen abbrach oder doch beschleunigte, um so rasch als möglich nach England zurückkehren und die Geliebte wiedersehen zu können. Er wollte sie fortan nicht mehr verlassen; aber England brauchte ihn noch: die Admiralität beauftragte ihn, die französische Flotte, die sich an der Südküste Spaniens befand, anzugreifen und zu vernichten. Nelson war ein unverfönllicher Feind der Franzosen, aber er zögerte doch, die ehrenvolle Mission anzunehmen, und lehnte schließlich die ihm anvertraute Aufgabe rundweg ab: die Liebe (! D. S.) in ihm war stärker als das Verlangen nach Kriegsrühm und das Pflichtgefühl. Aber nach seiner Ablehnung verfiel er in Traurigkeit, und Lady Hamilton, die neue Ehren und neue Reichthümer erhoffte, gestattete großmütig, daß er seine Ablehnung widerrief und mit der Flotte hinauszog.

Von solchen gemeinen Gefälligkeiten ist oft das Schicksal eines Volkes abhängig!

„Man hat oft erzählt, wie Nelson wenige Augenblicke, bevor er von der feindlichen Kugel getroffen wurde, in seine Kabine hinabstieg und in einem eigenhändig niedergeschriebenen Testament die Geliebte der Großmutter Englands empfahl . . . England hatte allerdings einigen Grund, sich ihr dankbar zu erweisen: verdankte es ihr doch gewissermaßen Nelsons letzte Ausfahrt zum Kampfe! Aber sie besetzte den Ruf des berühmten Seehelden, und darum hatte man nur den Wunsch, sie vergessen zu können . . . Ihr Ende war traurig. Mit ihren wahnsinnigen Luxusbedürfnissen hatte sie ihr großes Vermögen vergeudet. Das Alter war gekommen, und die Schönheit war längst dahin. Es gelang der professionellen Buhlerin zwar noch, das Herz eines alten Edelmannes zu entflammen, aber der Mann war finanziell ruiniert. Von den Gläubigern verfolgt, wurde Lady Hamilton für einige Wochen eingesperrt und flüchtete dann nach Calais, wo sie mit echten und falschen Nelson-Reliquien Schacher trieb. Sie starb im Januar 1815 im größten Elend.“



Massenwahnsinn

Den Lobrednern des Krieges darf eine Episode aus dem russisch-japanischen nicht vorenthalten werden. Die sicher nicht die einzige ihrer Art war, wie wohl schon ein natürlicher Schauer viele der Teilnehmer abhalten mag, jene grauenvollen Erlebnisse noch einmal im Geiste zu durchleben und zu Papier zu bringen. Ein russischer Offizier hat darüber als Augenzeuge in einem Briefe berichtet, den ein russisches Provinzialblatt veröffentlichen durfte.

„Die Sache ereignete sich abends nach einem, wie gewöhnlich, erfolglosen Gefecht. Wir waren im Lager. Ringsherum traurige Gesichter, bedrückte Herzen, todmüde, erschöpfte Menschen. Alle Eßvorräte waren ausgegangen, Feldlazarette gab es nicht, nicht einmal Holz für ein Lagerfeuer. Die Bagagen waren buchstäblich in die Erde versunken. Niemand wußte, wo sie steckten. Die Kälte von 25 Grad machte die Haut rissig; das Blut in den Adern schien zu eisigen Klumpen zu erstarren. Nachzügler, die sich zum Lager herangefunden hatten, erzählten, daß sie auf offenem Feld, rechts und links, vor sich und hinter sich, Silberfuse gehört hätten, Sammern und Wehklagen und Wimmern der Verwundeten, die fern von ihrem Truppenteil in der Finsternis zurückgeblieben waren.

„Wir müssen die Verwundeten zusammensuchen!“ schrie ich. „Wer will mit mir kommen?“ Keine Antwort. Ich wende mich an den Obersten. Er dreht mir den Rücken zu. Ich will den General anreden. Er geht an mir vorbei. Ein Arzt von höherem Rang antwortet mir: „Wohin sollen wir denn mit den Leuten? Wir haben keine Tragbahre, keine Apotheke, keine Instrumente. Nichts haben wir! Gute Nacht.“ Trotzdem gelang es mir, nachdem

ich mir ein paar armselige Tragbahren verschafft hatte, die abgestumpften, verwilderten Menschen aufzurütteln. Ungefähr hundert Mann schlossen sich mir an. „Wir müssen die Verwundeten zusammensuchen!“ rief ich. So gingen wir aus dem Lager hinaus. Die Nacht war undurchbringlich finster. Wir steckten Fackeln an, aber als wir etwa eine Stunde marschirt waren, wies uns das Geströhne der Verwundeten sicherer den wirklichen Weg als das Licht unsrer Fackeln. Von Zeit zu Zeit prallten wir, wie scheue Pferde zitternd, auf einzelne Trupps von Menschen und Tieren, alles unerkennbar in der Dunkelheit. Plötzlich fühlte ich, daß etwas mich anfaßte und lähmend festhielt. Wie mit eisernen Reifen wurde ich zusammengedrückt. Zwei Hände umfaßten meine Füße und gruben sich wie stählerne Klammern in meinen Körper ein. Zähne drangen in meine Stiefel und suchten das Leder zu zerreißen — alles das unter wütendem, winselndem Geheul. Auf meinen Ruf kamen meine Leute herbeigelaufen. Wir entdeckten vor uns einen Verwundeten, dem beide Beine von der Hüfte an weggerissen waren — ein blutüberströmter menschlicher Rumpf. Da es völlig unmöglich war, ihn von mir loszureißen, so machten meine Leute dem Unglücklichen durch Schläge auf den Schädel ein Ende. Ich überlebte diese Augenblicke, trotzdem ich am Zusammenbrechen war. Ich schwankte zurück und wollte zum Lager eilen, als wir plötzlich von rechts Schreien und Geheul hörten, noch durchdringender und wilder als die verzweifelten Rufe um Hilfe, die von allen Seiten zu uns drangen. In dem trüben Licht der Fackeln, das kaum die dichte Finsternis durchdrang, sah ich vor mir — es war keine Halluzination, kein Phantasielbild — sah ich vor mir zehn, zwanzig, hundert, vielleicht auch zweihundert Mann, die beinahe vollständig unbekleidet, mit den Händen umherfuchtelten, fürchterliche Flüche ausstießen und tanzten, ja, wirklich tanzten!

„Bei einer Kälte von 25 Grad tanzten diese gräßlichen, mit Wunden und geronnenem Blut bedeckten Gestalten im Kreise umher! Sie stürzten auf uns zu, sie erkannten uns nicht. Sie riefen gellend: „Kommt nicht heran, kommt ja nicht heran! Macht, daß ihr fortkommt!“ Sie waren wahnsinnig geworden! Einige Schüsse fielen. Einer von meinen Leuten stürzte hin, wälzte sich auf der Erde, dann noch einer. Was sollte ich tun? Ich befahl, zum Lager zurückzukehren. Alles in dumpfer Verzweiflung.

„Noch einige Stunden befand ich mich mit meinen Begleitern mit erloschenen Fackeln in dem Höllentriebe jener wahnsinnigen Menge, dann drangen eine Zeitlang ihre rasenden Stimmen nur noch schwach zu uns, — endlich wurde das Getöse stummer und stumm und erstarb in der Ferne.

„Der Anfall von Massenwahnsinn, der die Unglücklichen erfaßt hatte, legte sich wahrscheinlich bald unter dem Einfluß der grausigen Kälte. Bis zum Morgen waren sie alle schon erstarrt, auch nicht einer von den Verwundeten hat diese fürchterliche Nacht überlebt. Der Frost bedeckte sie mit weißem Leichentuch. Am nächsten Tage wurde ich selbst verwundet. Eine Kugel zerhieb mir die linke Schulter. Ich halte es fast für ein Wunder, daß ich nicht damals schon starb. Ich weiß auch nicht, ob und wann ich mich wieder werde erholen können. Und oft fragte ich mich: Wird nicht auch dich jener Wahnsinn ergreifen?“

Und ist der Krieg im letzten Grunde etwa was anderes als — Massenwahnsinn?



Ein Symptom der Zeit

In München ist vor kurzem der Grundstein zu einem Museum für Meisterwerke der Naturwissenschaft und der Technik gelegt worden. Darin sollen Maschinen im weitesten Sinne, wissenschaftliche Apparate sowie Aufzeichnungen aufgestellt werden, die den Entwicklungsgang dieser Wissenschaften vor Augen führen. Es ist also ein durchaus verdienstliches Werk.

Und doch wird mancher mit dem „Reichsboten“ nicht umhin können, wehmütige Betrachtungen dabei anzustellen. „Sehen wir davon ab, daß sieben Millionen Mark — diese Summe soll den Grundstock des Unternehmens bilden — ein Kapital sind, das man für andere Kulturarbeiten auf dem Gebiet der Kunst und Geisteswissenschaften, wo noch so unendlich viel Aufgaben der Lösung harren, die ohne große Mittel so bald nicht erreicht werden kann, nicht leicht übrig hätte. Tröste man sich damit, daß die Geisteswissenschaften zu aristokratisch sind, als daß sie die besondere Gunst der Menge der wohlhabenden Leute und der Stimmungsmacher finden könnten. In hartem Ringen werden sie auch künftig ihr Werk verrichten und in ärmlichem Gewand ihren Idealismus bewahren. — Etwas anderes ist es, das Bedauern hervorrufen kann. Das Museum, das anfangs den passenden und deshalb würdigen Namen: Museum der Meisterwerke der Naturwissenschaften und Technik erhalten sollte, wurde in der Stimmung der Festtage umbenannt in ‚Deutsches Museum‘. Deutsches Museum — das naturwissenschaftlich-technische Museum! Die in dieser Bezeichnung liegende Präntension wäre lächerlich, wenn sie nicht tieftraurig wäre; einmal für die Technik selbst. Charakterisiert sie sich doch dadurch in der Art, wie der Mann, der sich durch Fleiß und Eüchtigkeit heraufgearbeitet hat und nun meint, er wäre der Mittelpunkt, um den sich alles zu drehen habe. Die deutsche Sprache hat keine deckende Bezeichnung für unser Fremdwort: parvenu. Vorbildlich für den Namen ‚Deutsches Museum‘ scheint das British Museum gewesen zu sein. Man stelle sich nun einmal beide Anstalten vor! Die bloße Tatsache, daß das British Museum durch seine zumal für neuere Zeit in der Welt unübertoffene Bibliothek das ganze Geistesleben Englands widerpiegelt, läßt gar keinen Vergleich zu. Wer in England sich bilden will, wird dahin streben, wer auf irgend einem Gebiete weiterarbeiten will, muß über kurz oder lang seine Schritte hierhin wenden. Armes deutsches Volk, wenn du deine geistige Nahrung allein oder vorzüglich aus dem ‚Deutschen Museum‘ holen mußt. Die Zeit ist ja längst vorbei, wo du das Volk der Denker und Dichter warst; dennoch wärest du zu bedauern, wenn du das Volk der Monteure wärddest. Naturwissenschaft und auch die Technik in Ehren. Deutsche Leistungen auf ihren Gebieten haben viel zu unseres Vaterlandes Glanz beigetragen. Aber sie haben ihn nicht geschaffen, wie man denken sollte, wenn ihr Museum als das ‚deutsche‘ bezeichnet wird. Die Technik ist auch kein Kulturbringer, sie schafft keine Lebenswerte; im besten Falle ist sie Kulturvermittlerin. Eisenbahn und Telegraph und Schnellpresse, sie geben uns noch keine Werte, sie erleichtern nur unsere Bildung. Nicht Gutenberg, sondern Luther ist der Reformator, wenn man auch annehmen darf, daß ohne den ersten das Werk des letzten unterdrückt worden wäre.

„Man scheint bei uns die Kulturvermittlung der Kultur gleichstellen zu wollen, ja an diese nicht mehr viel zu denken, da sie ‚unrationell‘ ist. Wenn

aber ein Volk bei einem so starken Überwiegen der Arbeiten an Wertvermitteln die Zeit verliert, geistige Werte sich zu erringen und an seiner Kultur weiterzuarbeiten, so wird ein Rückschlag nicht ausbleiben, der schließlich auch die Technik trifft. Diese selbstverständliche Tatsache kann man heute nicht oft genug betonen. Die Bezeichnung ‚Deutsches Museum‘ bedeutet einen Vorstoß derer, die, von den Erfolgen und dem Fortschritt der Technik geblendet, übersehen, wo die Wurzeln unserer Kultur liegen, von denen man sie nicht ohne schweren Schaden losreißen kann; aber der Name ist ein böses Symptom der Zeit. Und so stört er wesentlich die Freude, die man sonst an dem Werke haben kann.“

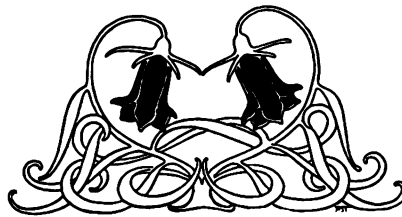


Bom Radium

Je länger dieser wunderbare Stoff der wissenschaftlichen Erforschung unterliegt, um so interessantere Eigenschaften offenbart er. Nicht zuletzt aber auch schädliche, und zwar um so gefährlichere, je weniger diesen Wirkungen zurzeit noch begegnen läßt. „Radium“, so äußerte sich Edison kürzlich zu einem Berichterstatter, „ist eine der gefährlichsten Substanzen für den, der damit experimentiert, wie ich selbst erfahren habe. Ich leide noch unter den Einwirkungen, denen ich ausgesetzt war. Das eine meiner beiden Augen ist schwer geschädigt und mein Magen befindet sich immer noch in bedauernswertem Zustande. Meine Frau wurde über meinen Zustand so erregt, daß ich versprach, meine Studien, denen die Ursache zuzuschreiben ist, wenigstens eine Zeitlang zu unterbrechen. Die Wirkung des Radiums ist das geheimnisvollste Ding, das mir bisher vorgekommen ist. Ich fand, daß mein Augenlicht seit einiger Zeit begann, seine Dienste nicht wie bisher zu leisten. Das war das erste Symptom. Ging ich durch die Straßen und wollte irgend einen Namen in kürzester Entfernung lesen, so bemerkte ich, daß ich doppelt sah. Wieder nach einiger Zeit stellten sich heftige Kopfschmerzen ein, sobald ich nur den Versuch machen wollte, zu lesen. Dies beunruhigte mich um so mehr, als ich immer ein gutes Augenlicht besessen hatte. Meine Frau erklärte sich's erst durch mein Alter und bestand darauf, mir eine passende Brille anzuschaffen. Gut, sagte ich mir, sie könnte wohl recht haben, und ging eines Tages zum Augenarzt, diesen ersuchend, meine Augen streng zu prüfen. Er stellte allerlei Experimente an und gestand mir endlich, daß er nicht wisse, wo das Übel anzufassen, woher es entstanden sei. Er sagte mir, daß dies der sonderbarste Fall sei, der ihm bisher in der Praxis vorgekommen. Ein Auge, sagte er, sei vollkommen normal und gesund, das andere sei aber völlig aus seiner ursprünglichen Lage herausgekommen. Er konnte für diesen Fall keine Erklärung finden.“

Die Energie des Radiums beleuchtete der Straßburger Physiker, Prof. Ferdinand Braun, in seiner Rektoratsrede. „Radium ist immer wärmer als seine Umgebung, es entwickelt bei seiner freiwilligen Zersetzung Energie. Wie groß ist die in einem Gramm Radium aufgespeicherte? Angenommen, ein Automobil fahre mit 30 PS. Die Energie, die ein Gramm Radium liefert,

würde ihm gestatten, acht Stunden lang täglich eine ganze Woche lang zu fahren, vorausgesetzt, daß es, was auch sonst wünschenswert wäre, Sonntags aussetzt. Wir kennen keine Energiequelle von ähnlich hoher Konzentration. Ihre Ausnützung würde die Nachahmung des Vogel- fluges ins Bereich der Möglichkeiten rücken. Einstweilen sind dies freilich Phantasten, denn wir können die Zerfetzung des Radiums bisher nicht nach Willkür beeinflussen. Nach einer Umschlagsrechnung braucht Radium 1100 bis 2500 Jahre zu seiner vollständigen Zerfetzung. Wir kennen die Substanz bisher nur in minimalen Mengen, und die Erscheinungen selbst, so frappant sie klingen, werden — in der Nähe besehen — recht unschein- bar. Die Untersuchungsmethode auf Radioaktivität besteht meistens in der Beobachtung der Geschwindigkeit, mit welcher die Goldblättchen eines Elektro- tops zusammenfallen.“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs­austausch dienenden Ein­sendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Pflicht des Buchhandels

Auf dem Kölner Kongress zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur hatte Herr Buchhändler Pape aus Hamburg bedauert, daß der Buchhandel ein Gewerbe sei. Ich bedaure, daß man es mit diesem Bedauern hat genug sein lassen, wo es galt, über Mittel und Wege zur Abhilfe einen Beschluß zu fassen.

Unser heutiger Buchhandel ist wie ein schöner Mensch, dem die Seele fehlt! Unerreicht sind seine geschäftlichen Organisationen und anerkanntswert die idealen Bestrebungen einiger einsichtiger Verleger, aber innerlich ist der Buchhandel krank, krank auf den Tod. Und nur ein Heilmittel gibt es für diese Krankheit: der äußeren Organisation des Buchhandels muß eine innere, festigende Organisation gegenübergestellt werden. Das ist die Lebensbedingung des Buchhandels.

Sehen wir uns doch mal die Buchverkäufer — die Vermittler geistiger Nahrung! — an. Einigen wenigen tüchtigen Buchhändlern im Verhältnis steht die große Masse strupelloser und urteilsunfähiger Geschäftemacher gegenüber. Diese sind im besten Falle Kaufleute, die ebensogut mit beliebigen andren Waren, vielleicht noch besser, handeln könnten. Aber ein Buch — ein Geistesprodukt und geistige Nahrung — ist doch nicht schlechthin wie eine Ware zu behandeln. Mich deucht, daß ein Buch entschieden etwa den Schutz verlangen kann, den das Gesetz im praktischen Leben Nahrungs- und Genussmitteln leiht. Mit andern Worten, es darf nicht angehen, daß jeder Mensch auch Buchhändler sein kann, wenn es ihm beliebt, so wie man zu jeder Zeit Wirt werden kann. Vom Buchhändler muß ich eine gewisse Geistesbildung verlangen. Wie anders kann der Buchhändler sonst geistige Nahrung vermitteln und Ratgeber sein dem Volke? — Ratgeber dem Volke! Mir wird es weh bei diesem Worte, wenn ich so meine Erfahrungen im Buchhandel bedenke. Ich erinnere mich, daß ein hergelaufener, unfähiger Schreiberjunge, weil er einem Buchhandlungsprinzipal unter der Flagge „Lehrling“ während dreier Jahre ein billiges Werkzeug war, Bücher verknüppeln durfte. Ich denke an die Warenhäuser und an die Straßen- und manche Bahnhofsbuchhandlungen, wo tatsächlich Hausierer, die kaum lesen noch schreiben können, Geistesprodukte wie frische Würstel auf der Kirmeß feilbieten. Was hat dieses Erdblerium

noch mit dem hochgeachteten Stande der Buchhändler von ehemdem gemein? Das schmutzigste, elendeste oder doch wenigstens sensationelle Zeug ist, wie man täglich sehen kann, offenbar manchem dieser Buchhändler willkommen, weil es unverhältnismäßig hoch rabattiert ist, und „weil es geht“. Wo ist da Standesbewußtsein oder nur die Anständigkeit des soliden Kaufmannes?

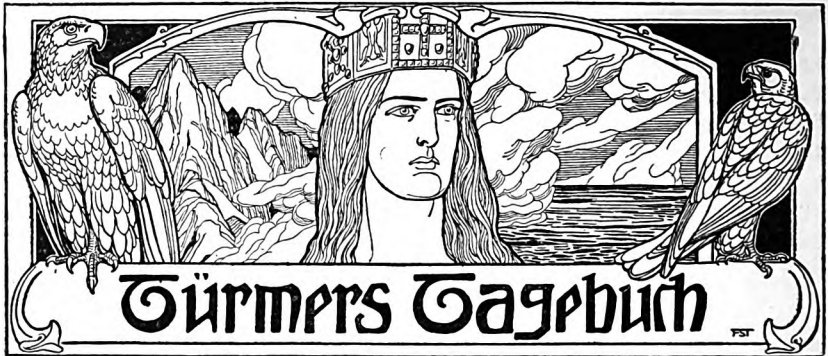
Geht man der Sache auf den Grund, so muß man feststellen, wohl oder übel, daß der Niedergang des Buchhändlerstandes seit der Gewerbefreiheit datiert. Immer mehr haben sich rein spekulative Elemente des Buchhandels bemächtigt und ihn zu einer „Blüte“ gebracht, daß endlich ein offenes Wort am Plage ist. Es ist nicht mehr Fachinteresse, wie es um den Buchhandel steht, sondern die gesamte gebildete Welt, der das geistige Leben unfres guten deutschen Volkes nicht gleichgültig ist, sieht dem Gang der Dinge mit Kummer zu und muß eine Gesundung des Buchhandels anstreben. Darum sei es gerade heraus gesagt: Dem Buchhandel muß eine Ausnahmestellung bei der Gewerbefreiheit geschaffen werden. Die Gewerbefreiheit soll auf ihn keine Geltung mehr haben, und das kann geschehen, ohne daß das eine Härte den andern Ständen gegenüber bedeute. Das geistige Wohl des deutschen Volkes — ich meine, das sei ein Argument, das durch keine Schönreden verwischt werden könnte. Aber es gilt noch eins: wenn ein Antrag auf Ausnahmestellung beim Reichstag eingebracht würde, müßten nicht nur die Buchhändler, sondern das gesamte deutsche Volk hinter dem Antrage stehen. Ist dem Buchhandel aber diese Ausnahmestellung zugebilligt, dann ade Schmutz- und Hintertreppenliteratur! Denn durch das Gesetz würde den Hausierern und Geschäftemachern im Buchhandel das Handwerk gelegt sein. Der Buchhandel aber — dessen bin ich gewiß — würde freudig seiner moralischen Pflicht nachkommen: sich durch Hebung des Standes das Vertrauen des Volkes zurückzugewinnen.

Aber ich stelle noch eine weitere Forderung. Ich möchte das Kunstwesen im Buchhandel wieder eingeführt sehen, so zopfmäßig das manchem vielleicht im ersten Augenblick erscheinen wird. Der Buchhandel hat eine Machtstellung und es ist Standespflicht vorzusehen, daß sie nicht mißbraucht wird. Dem aber kann nur vorgebeugt werden, indem erstens von jedem jungen Menschen, der in den Buchhandel eintritt, eine gewisse Vorbildung verlangt wird, ferner, indem die Gehilfenprüfungen wieder eingeführt werden. Es erscheint unnötig, auszuführen, welche Erfolge mit der Stattgebung meiner beiden Forderungen verbunden sein werden. Ich meine, das müsse für jeden klarliegen. Ich will nur noch bemerken, daß es wohl selbstverständlich ist, daß ein Buchhändler, wie er gefordert wird — ein gebildeter Mensch — sich weder für Schmutz noch für Schund verwenden wird.

Da nun der Buchhandel bei der Bekämpfung der unsittlichen Literatur unzweifelhaft der wichtigste Faktor ist, so folgt, daß es in erster Linie auch Sache des Ausschusses des internationalen Kongresses sein wird, die Gesundung des Buchhandels herbeizuführen.

Friedrich Albert Meyer





Vom russischen Vulkan. — Truggespinnste. — Das Volk in Waffen. — Der staatserhaltende Nietzsche. — Der botmäßige Michel. — Das Ei des Kolumbus. — Die Rechnung. — Aus dem Zukunftsstaat. — Ein soziales Bekenntnis

Mit der Spannung des Entsetzens starrt die Menschheit auf die loderbenden Feuergarben, die der Riesenvulkan Rußland in immer heftigeren Stößen gen Himmel schleudert. Blutige Lohbe beleuchtet den Erdkreis, manchem wird in seiner Gottähnlichkeit bange. Springen nicht schon einzelne Funken auf benachbarte Gebiete? . . .

Es gehört eine gute Portion Abgebrühtheit, sich an solchem Feuer die Hände zu wärmen. Und doch: was ist es anderes als eine jener schrecklichen, aber notwendigen Katastrophen, in der sich lange, viel zu lange gefesselte Naturgewalten entladen und Entwicklungsgesetze vollziehen? Nur die unausbleibliche Erfüllung eines durch Menschenwahn vermeintlich unterdrückten und ausgeschalteten Gesetzes ist auch die Revolution in Rußland.

Konnten bis vor kurzem auch Kenner russischer Zustände — und gerade die — im Zweifel sein, ob es wirklich eine Revolution war, oder nur eine Reihe voneinander unabhängiger Aufstände, die zufällig zu gleicher Zeit ausbrachen, so sind solche Zweifel heute nicht mehr gestattet. Die jüngsten Ereignisse beweisen nicht nur, daß die Aufständischen über eine weitverzweigte einheitliche Organisation verfügen, sondern auch, daß die einzige Macht, die dieser Organisation gewachsen sein könnte, die Armee, zu einem ausschlaggebenden Teile selbst vom Geiste der Revolution durchsetzt ist.

Nur die Dogmengläubigen historischer Analogien werden ihre Voraussetzungen einer „vorschriftsmäßigen“ Revolution bei der russischen noch nicht erfüllt sehen. Analogien sind aber auch nur Beispiele, die zwar manches beleuchten, nichts beweisen können. Wenn die russische Revolution sich in den Formen der französischen von 1789 vollziehen müßte, so wäre

sie überhaupt niemals möglich. Moskau oder Petersburg ist nicht Paris, der russische Volkscharakter nicht der französische, das Jahr 1905 nicht 1789. Es ist auch nicht mehr der dritte Stand, der heute Revolutionen macht, sondern der vierte, nicht die Bourgeoisie — und sei sie noch so „liberal“ —, sondern die Arbeiterschaft. Ohne russische Industrie keine russische soziale Revolution. Insofern haben ja die russischen Reaktionäre von ihrem Standpunkte aus nicht so unrecht, wenn sie Witte aus seiner Förderung der Industrie einen Strich drehen. So überwältigend auch die Mehrheit russischer Bauern der Minderheit russischer „Intelligenter“ und Industriearbeiter gegenübersteht, so wenig entscheidet auch hier das bloße numerische Übergewicht, die Ziffer. Hätte man kurz vor 1789 im gesamten Frankreich eine Volksabstimmung vorgenommen, so wäre die überwiegende Mehrheit kaum für eine Revolution gewesen, ebensowenig wie sie 1870 für den Krieg mit Deutschland war.

Der russische Bauer hat eigentliche politische Interessen nicht. Seine einzigen Wünsche sind mehr Land, weniger drückende Steuern, weniger Geschundenwerden von der Bureaucratie. Seine Parteinarbeit in den gegenwärtigen Kämpfen würde davon abhängen, welcher Seite es gelänge, ihm die Erfüllung dieser Wünsche am plausibelsten — zu versprechen. So unerfülltlich jetzt die Revolutionäre in ihren Forderungen auftreten, mit so geringem Entgegenkommen hätte man rechtzeitig die Katastrophe verhüten können. Aber nicht genug, daß man selbst keinen Finger rührte, den untrüglichsten Mißständen abzuweichen, — die bloße Beschwerde darüber, die bloße Äußerung bescheidenster Wünsche, die bloße Bitte um Hilfe wurde streng verboten, als Auflehnung bestraft!

Auch wenn die Reaktion sich wieder der Herrschaft bemächtigen und eine Gegenrevolution in Szene setzen sollte, so wäre das nur ein vorübergehender Zustand, dem nach kurzer Friedhofsruhe noch furchtbarere Katastrophen folgen würden als die bisherigen, die doch schon über alles menschliche Empfinden hinausgehen. Was darüber aus Rußland berichtet wird, mag ja zum Teil übertrieben sein. Aber schon der zehnte Teil davon müßte genügen, die gesamte Kulturmenschenheit nicht nur mit blassem Entsetzen zu erfüllen, sondern auch zur Selbsteinkunft zu rufen, zur ernstlichen Prüfung unserer sogenannten „heiligsten Güter“, inwieweit sie uns wirklich heilig sind und nicht bloß konventionelle Illusionen, die bei dem ersten festen Anprall wie Seifenblasen zerplatzen. Gewiß sind unsere Zustände und die der anderen westeuropäischen Kulturstaaten nicht mit denen Rußlands in eine Reihe zu stellen. Aber gilt das auch für die Gattung Mensch? Sollte der anthropologisch-ethische Unterschied zwischen hüben und drüben auch ein so großer, der westeuropäische Typus zu Laten, wie sie jetzt in Rußland an der Tagesordnung sind, unfähig sein? Rund heraus: sollte „die Bestie im Menschen“ bei uns im Westen so sehr viel weniger mächtig sein als dort im Osten? Waren wir nicht noch soeben drauf und dran, ohne jeden vernünftigen Grund übereinander herzufallen wie die wilden Tiere, uns

zu zerfleischen, so gut wie immer nur Kosaken und Revolutionäre, Juden und Christen? Wir, die drei zivilisiertesten Nationen, die wir mit Stolz „an der Spitze der Kultur“ marschieren?

*
*
*

Wir? — Nur sofern wir dabei den Begriff einer solidarischen Kultur-menschheit mit gemeinsamen Kulturinteressen zugrunde legen, wie es die Vernunft gebieten würde. Aber schon der alte Drenstierna wußte, mit wie wenig Vernunft die „Welt“ regiert wird. Wir haben auch heute noch bis zur praktischen Betätigung einer solchen Solidarität, ja auch nur bis zu deren theoretischer Anerkennung einen unendlich weiten Weg. Vorläufig heftet sich unser Blick wie gebannt ausschließlich auf die widerstreitenden Interessen, so daß wir darüber die viel höheren gemeinsamen vergessen, daß wir wegen eines geringfügigen Objekts nicht davor zurückschrecken, unsere ganze nationale Existenz aufs Spiel zu setzen. Daß eine Marokkofrage auch nur den äußeren Anlaß dazu bieten konnte, die Gefahr eines Krieges in die allernächste Nähe zu rücken, hat wie ein greller Blitz Abgründe beleuchtet, an denen die Völker schlafwandeln. Gewiß, die Ursachen liegen tiefer, in politischer Eifersucht, angeblich unveröhnlichen wirtschaftlichen Gegensätzen, widerstreitenden nationalen Ausdehnungsbedürfnissen und was dergleichen mehr den Völkern als zwingender Grund zur ultima ratio regum — suggeriert wird. Denn um nichts anderes handelt es sich. Wer mit unbefangenen Auge die Dinge betrachtet, wird sich vergewißern nach irgendwelchen Streitobjekten umsehen, die nicht auf schiedlich-friedlichem Wege aus der Welt geschafft werden könnten, zu den unsäglichen Opfern, dem unberechenbaren Einsatze eines Krieges in einem auch nur annähernd vernünftigen Verhältnisse ständen. Auch hier würde eine Abstimmung unter den einzelnen Völkern deren wahre Meinung zutage fördern. Es muß daher gebieterisch verlangt werden, daß hinter dem Rücken der Völker keinerlei geheime Intrigenspiele getrieben, ränkevolle Gespinnste gewoben werden, in deren Netzen sie sich ebenso ahnungs- wie rettungslos verstricken können. Als die lichtscheuen Umtriebe des biedereren Delcassé an die Sonne der Öffentlichkeit gelangten, zerriß das ganze Truggespinnst wie Nebeldunst, war die akute Kriegsgefahr mit einem Schlage beseitigt. Solches Hasardspiel mit dem Wohl und Wehe ganzer Völker sollte mit den schwersten Strafen bedroht, sollte kriegsgerichtlich geahndet werden. Staatskünstler, die durchaus Vorsehung spielen und Weltgeschichte machen wollen, sind heutzutage die abkömmlichsten und schädlichsten Subjekte, für die Wohlfahrt und den Frieden der Völker eine viel größere Gefahr als alle angeblich noch so unveröhnlichen Interessen. Spielen nun noch persönliche Sympathien und Antipathien mit, so ist das ein Zustand, der die Lage vollends unberechenbar macht.

In der Wochenschrift „Die Funken“ (Herausgeber Dr. Hans Fischer, Berlin) zeichnet Arnold Perls das politische Charakterbild des interessanten

Herrn, den mit größter Vorsicht zu genießen wir Deutsche allen Grund haben. Daß es sich um unsern Freund Eduard handelt, hat der Leser schon erraten. „Der König“, heißt es da, „will nicht Freundschaftsphrasen schwingen, von denen sein Herz nichts weiß, Freundschaftsworte hören, die ihm gegen den Strich gehen. Das wäre sicherlich ein in gewissem Sinne ausführend wirkendes Stück politischer und menschlicher Ehrlichkeit. Nur steht einer solchen freundlichen Wertung der Natur des umfangreichen Beherrschers aller Briten, Hindus und Kanadier eine Kleinigkeit im Wege. Nämlich das sich beständig häufende Anlagematerial, aus dem ersichtlich wird, daß König Ede in der Weltgeschichte herumreißt, herumschreibt und herumkabelt, um eine Art von Weltbund gegen Deutschland zustande zu bringen, und daß diesem Zwecke auch Mittel dienen, die verteuft wenig nach Treu' und Redlichkeit aussehen . . .

„Eduard der Eroberer ist aus einem Eroberer leichtbeschwingter und leichtgeschürzter Suldbinnen ein ernsthafter Eroberer in der Weltpolitik geworden. Er hat für Englands Macht und Ansehen in der Gegenwart, für seine Machtssicherung in der Zukunft in den Jahren seiner Regierung außerordentlich viel erreicht. Er gilt mit Recht als einer der fähigsten Diplomaten und jedenfalls als der befähigste Diplomat unter den Kronenträgern, bei denen ja die diplomatische Begabung nicht eine unerläßliche Bedingung des Befähigungsnachweises darstellt.

„König Ede ist kein Freund Deutschlands und der Deutschen. Nun wohl, man muß die Dinge nicht belachen und nicht betweinen; man muß sie zu verstehen suchen . . . Eine starke Eifersucht Englands wegen des Anwachsens unseres Welthandels liegt, rein menschlich genommen, sehr nahe. Die Zunahme unserer Flotte erweckt den Engländern just auch kein Behagen. Was uns übrigens ziemlich gleichgültig sein kann. Dann kam Marokko. Die Fahrt Wilhelms II. nach Tanger hat den Ring in schäumenden Sorn getrieben. Und dann — und dann — kam eben noch etwas anderes, das den Wänden der Schlösser, die übrigens ebensogut Ohren haben wie ganz gewöhnliche Wände, besser bekannt ist als der gemeinen Masse der Staatslastträger. Erst sprach man von ‚Anstimmigkeiten‘ . . . Jetzt spricht man längst von offener Feindschaft zwischen Oheim und Neffen. Und leider ist kein Zweifel daran zulässig, daß weit über den Rahmen der Beziehungen der zärtlichen Verwandten hinaus nachgerade die Nationen in Mitleidenschaft gezogen sind und für die Zukunft das hohle Erbfeindgeschwäs, wie es bei uns so lange im Gange und Schwange war, eine Berechtigung erhalten hat, die uns schwere Sorge bereiten muß.

„Kurz und rund: wir haben fortan damit zu rechnen, daß England allezeit und allenthalben unsere Wege zu kreuzen, unsere Feinde zu sammeln, zu mehren, zu stärken suchen wird. Der Zustand glänzender Vereinsamung, der einst in einer gewissen ‚moralischen Katerstimmung‘ als der für England wünschenswerteste bezeichnet worden war, ist niemals der wünschenswerteste

Zustand für ein Reich. In diesen Zustand aber sollen wir hineingetrieben werden . . .

„Daß der Ring nötigenfalls lieber in die Vaccaratfünden und die Schürzenscherze seines Kronprinzendaseins zurückfallen möchte als in die gründlich überwundenen Tage seiner Freundlichkeit für den gekrönten Sohn seiner Schwester, das können Renner seines Wesens und der Dinge glatt versichern. . . Herr Delcassé abgetanen Andentens hat nicht aus dem hohlen Fasse bramarbasiert, als er das artige Plänchen der werktätigen Hilfe Englands in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich bloßlegte . . . Daß England nötigenfalls Frankreich seine Hilfe leihen möchte im Kampfe gegen Deutschland, das ist nichts Neues mehr. Was aber tut der Ring sonst noch? Er handelt nach einem groß und breit angelegten Plane, um eine Art von Weltbund gegen Deutschland herbeizuführen . . . Die Polen sind aufgerufen worden, ihre Machtstellung in Osterreich dazu zu benutzen, das habsburgisch-lothringische Reich auf die Seite Englands und Frankreichs zu bringen. Daß Italien längst liebegierend nach Frankreich blickt und den sog. Bundesgenossen mit der Pichelhaube deutlich links liegen läßt, das ist keine Neuheit. Rußland aber — da liegt der Hase im Pfeffer. Rußland ist zwar franzosenfreundlich; es ist aber auch den Deutschen dermalen wohlgesinnt. Und Rußland ist vor allem englandfeindlich. Der Ring hat sich die schwere Aufgabe gestellt, eine Verständigung mit Rußland herbeizuführen über die scharfen Gegensätze, die den Bären und den Walfisch in der Weltpolitik trennen. Es würde die Krönung des Baues des deutschfeindlichen Bundes bedeuten, wenn es gelänge, Rußland und England zu gemeinsamem unblöblichen Tun in dieser Richtung zusammenzubringen . . .“

Daß Rußland auch künftig ein sehr gewichtiges Wort in die Wagschale werfen wird, können nur die unterschätzen, die sich von den japanischen Kriegserfolgen blenden lassen oder aus der inneren Krisis des Riesereiches falsche Schlüsse auf seine äußere Machtstellung ziehen. Vorläufig hat es mit sich selbst genug zu tun. Wenn das aber auch nicht wäre, so könnten wir auf eine Unterstützung Rußlands mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit nicht rechnen. Wir leben nicht mehr zu Bismarcks Zeiten und haben zwar Freunde zu verlieren, aber keine zu gewinnen oder enger an uns zu ketten verstanden. Wer heute unter uns mit dem Säbel rasseln will, mag's tun. Muß sich aber verflucht klar darüber sein, daß Deutschland mit 99 Prozent Wahrscheinlichkeit ganz auf sich allein angewiesen wäre. So weit haben wir's glücklich gebracht, indes unsere „patriotischen“ Pressorgane und Festredner mit Riesenschritten immer herrlicheren Sagen entgegenstürmten und in der frohen Geberlaune, die dem Reichen so gut ansteht, der Weltgeschichte Marktsteine auf Marktsteine spendierten. Da hat Harden wirklich nicht so unrecht, wenn er „die paar ernsthaften Leute im Lande“ sagen läßt:

„Wir lassen uns die Lügen, offizielle, offiziöse und freiwillig ge-

leistete, nicht länger mehr gefallen. Wir wissen, daß niemals, nicht unter Phokas noch unter Louis Napoleon, so dreist, so unaufhörlich gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereignis entstellt worden ist wie heute bei uns; und haben's satt. Jahrelang ließen wir uns einlullen und wähten, nur Grillenfänger und Klugschwäzer sähen den deutschen Himmel und düstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wieviel schon vertan, unrettbar verloren ist. Nie war unsere Heimat in so gefährdeter Lage; auch der kleine Preußenstaat nicht, seit er gegen Bonaparte in Ost und West Bundesgenossen fand. Auf's Haar ist alles so gekommen, wie Bismarck hundertmal vorausgesagt hat, den die Lügnerzunft drum wie einen enttäuschten Stellenjäger behandelte. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden. Euer Geschrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften und Persönlichkeiten, den Reden und Staatsmännertaten, denen die Welt andächtig lauscht, eure Reklametriffe und Komödiantenmäzchen sind uns zum Ekel geworden. Auch eure niederträchtigen Versuche, durch Sensationen, die ihr aus aller Herren Ländern zusammenschleppt, das Volksgewissen zu betäuben, die Blicke der Nation von den Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. . . . Not zwingt uns einstweilen zu so ernster, so unaufschiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit haben, anderen Völkern in die Töpfe zu guden. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, sind selbst bereit, die Dummheit, das Irrlichtelieren des Nachbars zu unserem Vorteil zu nützen, und bezahlen die Wächterschar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern damit sie uns früh vor Fährnis warnt. . . . Da Eschechen vom Hause Habsburg den Sturz jeder Regierung ertroßen, russische Juden, Studenten und Sektierer den Kaiser-Papst zur Wahl des ihm lästigsten Ministers zwingen konnten, wird das tüchtigste Volk Mitteleuropas wohl imstande sein, sich fähige Geschäftsführer zu verschaffen. Leicht, und ohne eine Sekunde nur die wirklichen Rechte des ersten deutschen Fürsten anzutasten. Daß es bisher nicht gelang, ist eure Schuld, eurer pfißigen Schelmenkunst oder eures fahrlässigen Leichtsinns. Setzt seid ihr gewarnt und steht, wenn ihr das Frügerhandwerk weitertreibt, als Landesverräter am Pranger."

* * *

. . . . So sehr sich unsere Vernunft auch dagegen sträuben mag, man muß auch mit den unvernünftigsten Lagen rechnen. Für das Deutsche Reich ist eine starke Rüstung zu Wasser und zu Lande um so bitterere Notwendigkeit, je friedfertiger das deutsche Volk gesinnt ist, je eindringlicheres Gehör seine Mahnung zum Frieden finden soll. Es gilt — leider! — gerade für unser gutmütig-ehrlisches Volk noch immer das fatale, aber nicht zu wider-

legende Wort: Si vis pacem, para bellum. Denn es gibt — wie die Dinge einmal liegen, und sie liegen so unvernünftig wie möglich, — keine andere Bürgschaft für den Frieden, als das ernste Gebot eines in starker Rüstung dastehenden Volkes, den Frieden zu halten.

Soll und muß das Volk aber die Opfer tragen, so hat es auch ein Recht, mitzuraten und zu taten. Eine der Streitfragen, die nicht zur Ruhe kommen wollen, ist nun die, ob die Besetzung der Offizierstellen, wie sie den Überlieferungen der preußisch-deutschen Armee entspricht, eine gerechte und sachgemäße ist, ob sich im besonderen die adeligen Offiziere mehr bewährt haben und bewähren, als die bürgerlichen, oder umgekehrt, und wie weit die überlieferte Praxis historisch berechtigt war und heute noch wäre. Es ist da zum mindesten von geschichtlichem Interesse, was Karl Bleibtreu in den „Sozialistischen Monatsheften“ ausführt. „Friedrich der Große bevorzugte freilich ausschließlich die einheimischen Junker bei Besetzung von Offizierstellen, weil nur sie das nötige Ehrgefühl hätten, ein Auspruch, auf den man sich immer wieder beruft. Es heißt aber den großen Mann arg verkennen, wenn man ihn, den revolutionären Verächter aller Vorurteile, als Zeugen für Rastendünkel herbeizieht. Er folgte einfach der Notwendigkeit. Der Soldatenstand war im damals hochaufstrebenden Bürgertum derart mißachtet, daß niemand sonst zur brutalen Fuchtel-Disziplin sich hergab und dem rüden Lagerton sich anbequemte, als der damals gänzlich ungebildete, halbbarbarische Adel in Pommern und Uckermark. Der junge Junker hütete eben noch Gänse und Schweine, als man ihm den bunten Rock anzog und seine rohe Bärenhäuterkraft auf diese Art dem Staate dienstbar machte. Da er keinerlei andere Ideale kannte, so impfte man ihm Königstreue und militärische Ehre ein, welche seinem niederen Bildungsgrad und seiner naiven Kauflust allein verständlich zusagten, und versicherte als Entgelt, daß der Offiziersedelmann in Preußen natürlich der erste und oberste Stand sei. Einzelne hochgebildete Kavaliere, wie Schwerin, hochfliegende Enthusiasten, wie Winterfeldt, fielen hierbei ganz aus dem Rahmen heraus, denn das Gros dieser Junkeroffiziere war nach Friedrichs eigenem Urteil auch militärisch gänzlich unbegabt, subalterne Köpfe, zu höherem Kommando und selbständigem Handeln unfähig. Zur krassesten Unwissenheit trat meist grobe Niederlichkeit und Alkoholismus hinzu, so daß Moritz von Dessau sich mit besonderem Zorn über die Gardekavallerie (Garde du Corps, Gendarmes) äußerte. Daß sie auf dem Schlachtfeld alle ihre Pflicht taten, hing weniger mit ihrem besonderen Ehrgefühl, als mit der Furcht und Ehrfurcht vor dem gewaltigen Kriegsherrn zusammen. Jeder große Feldherr züchtet ein solches blindlings ergebene Offizierkorps: Hannibals Nietlingsführer, wahrlich keine Junker, gaben hierin Friedrichs Blaublütigen nichts nach. Wohl erfordert historische Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß der preussische Adel sich damals mit Gut und Blut dem Staate opferte, aber taten Bürger und Bauern dies weniger, die sich zur Stunde der Not bereitwillig — viele nicht Verpflichtete freiwillig — zu den Fahnen

drängten? Und gerade die Lauen, Nörgelnden, Zweideutigen, Verdächtigen, über welche Friedrich zu klagen hatte, befanden sich ausschließlich im höheren Adel.

„Übrigens wurde die Zusammensetzung des Offizierkorps aus Adelsfamilien nicht so streng durchgeführt, wie man glaubt. Die Artilleriekommandanten waren Bürgerliche, Möller und Dieskau erhielten erst später den Adel, ebenso die bekannten Husarenchefs Werner, Meyer und Warnery, bei Torgau kommandierte ein bürgerlicher Oberst Buske sogar eine Infanteriebrigade. Ebenso irrt die Legende, daß das Heer von Jena und Quersfädt lauter Junker als Offiziere gehabt habe. Füsilier, Jäger, Artillerie, Husaren hatten meist bürgerliche Chefs. Der Bauernsohn Scharnhorst, von seiner späteren obersten Stellung ganz abgesehen, fungierte schon damals als Chef des Generalstabs. Sein Weirat Müffling war ein früherer Theologe. Oberst Bork und Major Sneydenau, beide von äußerst dunkler und anscheinend illegitimer Geburt, wird man wohl kaum als Adelige erachten! Im Volksherr der Befreiungskriege bestand zwar selbst bei der Landwehr nur ein verschwindender Prozentsatz der Stabsoffiziere aus Bürgerlichen, dafür aber das ganze Subalternoffizierkorps der Landwehr und auch ein Bruchteil bei den Reserveregimentern. Die später zu hohen Würden gelangten Neyher und Giese stammten aus sehr niederem Stande. Alle Versuche der Militärlegende, die Leistung der Landwehr und somit ihrer improvisierten Bürgeroffiziere zu schmälern oder zu verdunkeln, halten aber vor der Forschung nicht Stich; denn bei Dennewitz, wie selbst der neueste offizielle Historiograph des Großen Generalstabs, Major Friederich (selbst ein Bürgerlicher) zugibt, focht die Landwehr Bülow's einfach musterhaft, und seine Bemängelung der bisher stets gefeierten Landwehr Tauenzien's beruht auf absichtlicher (? D. S.) Entstellung der Thatfachen. Bei Wartenburg, Wöckern und Leipzig standen die Landwehroffiziere und ihre braven Milizen wahrlich den Linientruppen nicht nach. Bei Ligny muß man dem dritten, vierten und Teilen des ersten Landwehrregiments (Westfalen, Rheinländer, Ostfriesen) geradezu den Preis zuerkennen (Verteidigung von Ligny, Deckung des Rückzugs). Bei Waterloo bedeckten sich die erste, zweite und dritte schlesische Landwehr vor allen anderen mit Ruhm, nur ein Linienregiment hatte größere, alle anderen kleinere Verluste, und überhaupt bestand Bülow's Korps zu zwei Dritteln aus Landwehr. Bei Wavre focht ähnlich erstaunlich die kurmärkische Landwehr, die 1813 schon bei Hagelsberg so wacker draufging. Es ist bezeichnend, daß man am Schlußtag der Leipziger Völkerschlacht die Landwehr ins Hintertreffen wies, damit sie nur ja nicht an der gloire teilnehme, daß aber das Königsberger Landwehrbataillon des Majors Frickius es sich nicht nehmen ließ, trotzdem zuerst das Grimmasche Thor zu erstürmen, wie noch heut in Leipzig Frickius' Denkmal an dieser Stelle verewigt. Die nichtswürdige Intrige, einen Linienmajor von Mirbach vorzuschieben, der in Wahrheit der erste in Leipzig gewesen sei, ist unseres Junkermilitarismus würdig. Ich wies aber feinerzeit einen in dieser

Sache gegen mich gerichteten Angriff unwiderleglich zurück. Es genügt, festzustellen, daß alle drei Bataillone des zweiten pommerischen Linienregiments, zu dem von Mirbach gehörte, nur 5 Offiziere 49 Mann verloren, dagegen das eine Landwehrebataillon Friccius 6 Offiziere 183 Mann, wovon nicht weniger als 100 tot! Von den Offizieren starben Regierungsrat Motherby, Referendar Wanorowski und Kaufmann Duld den Heldentod, die drei anderen wurden zeitlebens invalide. Den übrigen Offizieren, den Helden Friccius obenan, waren ihre Kleider von Kugeln durchlöchert und zerrissen' (Beizke). Ei, ei, wo blieb denn hier das überlegene Ehrgefühl, die größere Pflichttreue und Aufopferung der adeligen Berufsoffiziere? Wo blieb die bessere Leitung ihrer Mannschaft angesichts der unübertroffenen Bravour und Gewandtheit dieser Milizmänner bei überaus gefährlichem Sturme? Es scheint denn doch, daß zur Beschaffung tüchtiger Offiziere weder Kasernendrill und Kadettenkorps der Berufserziehung, noch 'ehreliebende' Tradition eines Kriegsadels nötig ist."

Der letzte Zweifel hieran, so führt der Verfasser weiter aus, schwinde vollends, wenn man die Heere der französischen Revolution und Napoleons betrachte. Bei jenem waren durch Dekret alle adeligen Offiziere in Armee und Marine ausgemerzt, bei diesem habe sich die ganze Liste adeliger höherer Offiziere auf wenige Namen beschränkt. Und doch sei die „große Armee“ die beste und berühmteste Armee gewesen, von der geschichtliche Überlieferung melde. „All die anderen weltbekannten Marschälle und Generale, selbstverständlich auch sämtliche Armeeführer und Divisionäre der Revolutionszeit, stammten günstigsten Falls aus dem Kleinbürgertum, oft aus der sogenannten ‚Hefe des Volkes‘. Da gab es Kellner (Murat), Färberlehrlinge (Lannes), Dorfnotarschreiber (Soult), Hausierer (Ney), Straßenjungen (Masséna), Unteroftiziere aus untersten Ständen (Hoche, Uguereau), Kommiss (Dudinot), Maler (Gouvion Saint-Cyr), Bildhauer (Franceschi) usw. usw. Fast alle traten bloß als Freiwillige in die Revolutionsmiliz ein, und man hat noch Bonapartes Ordre, der einen Volontär, den Bürger Lannes, mit Führung eines Regiments aus dem Stegreif beauftragte. Traditionsloser konnte man also nicht sein. Nun stand der altfranzösische Kriegsadel seit Ludwig XIII., den Tagen Turennes und Condés, in genau dem gleichen Verhältnis zur Krone, wie der preußische, nur daß er unendlich gebildeter war. Seine ererbte Bravour hat er auch allezeit bewiesen, sogar 1870, wo hier und da ein Aristokrat mitfocht —, aber wahrlich keine größere, als die hundertmal zahlreicheren bürgerlichen Offiziere des neufranzösischen Heeres, und mitnichten eine reifere Berufstätigkeit. Was aber das Ehrgefühl anlangt, so ist es doch sonderbar, daß gerade die adeligen Marmont, Mansouty und Bourmont die einzigen notorischen Verräter des Nationalkaisers wurden, daß sogar Grouchy heut vor neuester Forschung in zweifelhaftem Lichte dasteht, daß selbst Davout, ein von Napoleon besonders Geehrter, sich 1815 undankbar und brutal gegen seinen gestürzten Souverän benahm.

„Und wer hielt denn bei Preußens Zusammenbruch die Waffenehre aufrecht? Die Bürgerlichen Scharnhorst, Sneyenau, York. Wer lieferte so schimpflich Festungen aus? Herren mit bekannten friderizianischen Namen, wie Kleist, Ingersleben usw. Wer blamierte sich bei Auerstädt und ergab sich schimpflich in freiem Felde bei Sehdenick? Regiment Gendarmes, die Blüte des Junkertums. Brauchen wir weiter Zeugnis, als daß der König Friedrich Wilhelm selber, ein persönlich sehr tapferer und militärisch einsichtiger Mann, in der ersten Zeit nach Jena und Tilsit einen wahren Groll gegen jeden adeligen Uniformträger an den Tag legte! Daß Kolberg nicht durch ehrliebende Junker, sondern durch ehrliebende Bürger sich aufrecht hielt, weiß jedermann; minder bekannt ist, daß auch die relativ tüchtige Verteidigung von Danzig nur durch Aufopferung der Bürgerschaft möglich wurde.

„Die Legende, traditionelle Erziehung des Adels zum Militärberuf sei zur Schaffung eines gesunden Offizierkorps erforderlich, entbehrt also jeder Begründung. Es liegt keinerlei nationales Bedürfnis vor, dem preussischen Junkertum mit mildtätigen Spenden unter die Arme zu greifen, damit kein teures Haupt dieser angemessenen Karriere von zweierlei Tuch verloren gehe. Die Ehrliche und die Besinnung, welche in diesen Kreisen erb- und eigentümlich gezüchtet wird, läuft auf sklavischen Royalismus und exklusiven Rassenhochmut hinaus. Dies mag der Monarchie sehr bequem und angenehm sein, das deutsche Volk aber hat keinen Grund, in seinem Volksherr, für das jeder entweder mit schweren persönlichen Opfern oder wenigstens als Steuerzahler aufkommen muß, dasjenige veraltete Element sorgsam zu pappeln, das höchstens als Leibgarde gegen den ‚inneren Feind‘ aus eigenen Interessenmotiven besonders brauchbar sein mag, sonst nur fiktive Vorzüge vor jedem bürgerlichen Soldaten hat.“

Ich bin zu wenig Fachmann, um diese Aufstellungen in allen Einzelheiten nachprüfen zu können. Daß sie ab irato geschrieben sind, darf man dem temperamentvollen Verfasser nicht arg verdenken. Ich wäre der letzte, der die Auflösung ausgeprägter Eigenart in den Brei einer nach allen Seiten hin gleichmäßig breitgetretenen „Objektivität“ befürworten wollte. Sicher läßt sich manches gegen die verallgemeinernde Methode Bleibtreus sagen. Aber ebenso sicher ist seine Darlegung geeignet, das stark nach einer Seite hin beeinflusste Urteil zu berichtigen, ohne daß man darum nach der anderen auszuschweifen brauchte. Auch Bleibtreu kann — was seiner Gewissenhaftigkeit nur Ehre macht — an mehreren Stellen nicht umhin, sein hartes Urteil über das adelige Element im preussischen Offizierkorps mildernd einzuschränken. Wahr ist vor allem, daß dieses Element — seinen ganzen Überlieferungen nach — mehr auf dynastischen als vaterländischen und nationalen Patriotismus eingeschworen war, daß in seiner Lösung „mit Gott für König und Vaterland“ das letzte Wort eine mehr dekorative Bedeutung hatte und der Gedanke an das Volk, die Nation, kaum über die Schwelle des Bewußtseins trat.

Insofern mit der altpreussischen Tradition notwendig die Vorstellung „Drill“ verbunden ist, gewinnt die Untersuchung Bleibtreus noch ein besonderes, aktuelles Interesse. Es ist schwer, dieses Thema zu berühren, ohne dabei auf Gefühlsmomente zu stoßen, die eine unbefangene Erörterung nicht gerade begünstigen. Die preussische Armee hat mit dem Drill — Skeptiker werden vielleicht sagen: trotz des Drills — glänzende Erfolge errungen, die Erinnerung an ruhmvolle Takte der preussischen Kriegsgeschichte tauchen dabei auf. Zugegeben, daß der Drill in früheren Zeiten eine Notwendigkeit gewesen sei, so bleibt noch die Frage, ob er das nicht in Ermangelung eines Besseren war. Was ehemals ein Notbehelf war, kann inzwischen ein entbehrliches Übel geworden sein, ein Bleigewicht, das sich hemmend an den fortschreitenden Gang der Entwicklung kettet. Das ist nicht nur eine in Laienkreisen weit verbreitete Überzeugung, sondern auch die öfter kundgegebene Meinung militärischer Sachverständiger. Ein solcher schreibt an die „Berliner Volkszeitung“:

„Die deutschen Militärtheoretiker sind, abgesehen von wenigen Ausnahmen, für den Drill begeistert. Und diesen Drill wollen sie unter keiner Bedingung fahren lassen, auch wenn sein Wert immer geringer wird und die Erfahrung immer deutlicher gegen ihn spricht. Man sollte meinen, daß der ostasiatische Krieg dem Glauben an die Wunderkraft des Drills einen schweren Stoß versetzt habe. Denn hier wurde eine Armee, deren Fundament der Drill ist, von einer Armee, in der nicht einmal der Parade-marsch besonders ‚gepflegt‘ wird, furchtbar geschlagen. Doch alles dies kann in der deutschen Armee die Überzeugung von der Vortrefflichkeit des Drills nicht ins Wanken bringen. Es wird jetzt sogar die Theorie aufgestellt, daß die in der Schützenkette liegenden Mannschaften mehr als bisher in der Gewalt ihrer Offiziere bleiben müssen, d. h. der Drill soll nicht nur auf die geschlossenen Abteilungen beschränkt bleiben, sondern auch auf die Schützenkette ausgedehnt werden. Die Forderung wird damit begründet, daß der moderne Krieg Schrecken mit sich bringe, die den Mann, wenn er auf sich allein angewiesen sei, verwirren müßten.

„Wären die Offiziere so wenig verwundbar wie Achilles, dann könnte man das Argument ablehnen. Da aber ein Geschoss in seiner angeborenen demokratischen Gesinnung vor einem Leutnant nicht mehr Respekt hat als vor einem gewöhnlichen Soldaten, so muß gerade die Abhängigkeit der Schützen von ihren Offizieren — wir verstehen hier unter Offizier auch die Offiziersdienste verrichtenden Unteroffiziere — scharf bekämpft werden. Gerade eine Schützenkette muß im Gefecht auch ohne Offiziere ungefähr wissen, was sie zu tun hat. Der einzelne Mann darf nicht hilflos sein, wenn auf eine Entfernung von 500 Metern vom Feinde seine Offiziere niedergeschossen oder verwundet sind. Die Devise der modernen Soldatenausbildung hat zu lauten: Los vom Offizier! (Das muß natürlich im Zusammenhange verstanden werden. D. L.)

„Gerade in der russischen Armee wurde streng darauf gesehen, daß

die Offiziere ihre Mannschaften fest in der Hand behielten. Darum wendete die russische Infanterie zum Beispiel mit Vorliebe die Salve an, obwohl sie weniger Treffer erzielt als das Schützenfeuer, bei dem der Mann sein Gewehr nach Belieben abschießen kann. Die Bevormundung des russischen Soldaten durch den Offizier hat sicher einen Teil zu den russischen Niederlagen beigetragen.

„Der Drill, mit dem, wie erwähnt, künftig sogar der deutsche Plänkler beglückt werden soll, ist im Grunde nichts als eine Hypnose, die auf die Dauer verdummt und den Menschen um eine große Portion seiner Selbständigkeit und seines Selbstvertrauens bringt. In der Schützenkette aber sind Selbständigkeit, Selbstvertrauen und Klugheit von größtem Wert.

„Allerdings ist der Drill für die unteren Vorgesetzten verhältnismäßig bequemer als die Ausbildung des einzelnen Mannes zum selbstständigen Schützen. Eben deswegen stellt der Drill weniger Anforderungen an den Lehrer, und es läßt sich damit mehr ‚Staat‘ machen als mit der Erziehung der Soldaten zur Selbständigkeit. Diese kann man nur dann erkennen, wenn man die Abteilungen sehr genau prüft.

„Des weiteren benutzen deutsche Militärtheoretiker den ostasiatischen Krieg zu dem Ruf nach noch mehr ‚Schneidigkeit‘. Sofort möglichst nahe an den Feind heran! Wir dürfen keine Verluste scheuen! soll künftig die Devise lauten. Dagegen ist zu bemerken, daß die deutschen Heerführer auch früher Verluste nicht gescheut haben. Namentlich am Anfang des Krieges 1870 nicht. Im übrigen sind die Japaner durchaus nicht tollkühn vorgegangen. Sie scheinen den Krieg sehr vorsichtig, nach deutschen Prinzipien sogar zu vorsichtig, geführt zu haben. Ihre Verluste waren absolut genommen allerdings sehr groß. Sieht man jedoch in Erwägung, daß sie Verteidigungslinien nehmen mußten, die mit allem Raffinement befestigt waren, so sind ihre Einbußen an Toten und Verwundeten mäßig zu nennen. Außerdem ist es unrichtig, den Todesmut der Japaner einfach durch Befehl in die deutsche Armee verpflanzen zu wollen. Zunächst ist zu bedenken, daß die Japaner von Sieg zu Sieg eilten. Schon dadurch bekamen sie einen Antrieb von großer Bedeutung. Weiter kämpften sie sowohl für die Zukunft ihres Landes wie auch für jene ihrer ganzen Rasse. Es galt dem bisherigen Bedrückter, dem Weißen zu zeigen, daß auch die gelbe Faust dreinzuschlagen versteht. Müßten in einem Kriege solche Probleme gelöst werden, die auch dem einfachsten Manne aus dem Volke klar sind und ihn zur Anspannung seiner letzten Kräfte begeistern, dann ist es nicht schwer, von der Armee das Äußerste zu verlangen.“

* * *

Der einfache Mann aus dem Volke — auf den kommt es in der Tat in der Stunde der Entscheidung an. Ohne die heldenmütige Aufopferung des einfachen Mannes wären selbst Blüchers Bravour und Molotkes

Strategie machtlos geblieben. In beiden Fällen wußte das deutsche Volk, wofür es kämpfte, in beiden Fällen ging ein großer hinreißender Zug durch das Volk. Heute dürfen die „Hamburger Nachrichten“ wehmütige Betrachtungen darüber anstellen, daß der Deutsche nach all den glänzenden Erfolgen heroischer Kämpfe wieder in seine politische Lethargie zurücksinke und der decadenten Philosophie eines Nietzsche Macht über sich einräume.

„Viele hat ohne Zweifel nur der wunderbare Zauber der Sprache geblendet; für die große Mehrheit jedoch lag das Verführerische in der ‚Umwertung aller Werte‘. Die absolute Zersetzung alles Bestehenden, aller hergebrachten ethischen Begriffe machte Nietzsche zum gefeierten Propheten der verschiedensten Richtungen. Unermeßlich ist der Schaden, den Nietzsche auf diese Weise, insbesondere in dem jüngeren Geschlechte, gestiftet hat. Vor allem ist er auf die Entwicklung der sogenannten schönen Literatur von Einfluß gewesen. Von seinem Geiste freilich hat die ‚Moderne‘ nicht allzuviel geerbt, um so mehr aber von seiner absoluten Gegenfäglichkeit gegen alles Bisherige, von seiner giftigen Verhöhnung aller geltenden sittlichen Anschauungen, von seiner brutalen Verachtung der hergebrachten Gesetze der Ästhetik. Daß in dieser Literatur von den Pflichten gegen das Vaterland keine Rede ist, bedarf kaum erst der Erwähnung. Patriotismus ist ein veralteter, rückständiger Begriff. Wo soll da in dieser Epoche des Nietzscheanismus der Sinn für hingebungsvolle politische Arbeit herkommen? Wieder einmal hat der Hang zum Philosophieren unsere staatliche Leistungsfähigkeit zum mindesten stark beeinträchtigt. Aber hat Nietzsche selbst es so gewollt? Mußte dies die notwendige Wirkung seines Auftretens sein? An der furchtbaren Tragik seines Lebens ist das Furchtbarste, daß ihn die geistige Amnachtung besiel, bevor er sein positives System vollständig herauszuarbeiten vermochte. Immerhin ist der Grund- und Eckstein dieses Gebäudes von ihm klar genug gezeichnet, um nicht zweifelhaft sein zu können. Es ist die Lehre, daß der Wille zur Macht der Urfaktor alles vernünftigen Handelns, aller erspriesslichen Menschheitsentwicklung, alles gesunden Fortschritts ist. Wie viele von den Nachbetern Zarathustras haben diese Lehre richtig erfaßt? In ihren Kreisen ist kaum etwas davon zu hören. Und doch wäre diese Lehre, wenn man in sie den Schwerpunkt legen und sie auf unser öffentliches Leben praktisch anwenden wollte, vollauf geeignet, alles, was die Nietzsche'sche Kritik gesündigt, wieder gut zu machen. Sie könnte, richtig aufgefaßt, ähnlich segensreich wirken, wie Kants kategorischer Imperativ und Fichtes nationale Pflichtenlehre in der Vergangenheit. Nichts mangelt unserem politischen Charakter so sehr, wie der Wille zur Macht. Die schlimmsten Erscheinungen unseres politischen Lebens lassen sich im Grunde auf diesen Mangel zurückführen. Wie wäre es möglich, daß im Reichstage und in unserer gesamten öffentlichen Diskussion alle Maßregeln zur Stärkung unseres Staatswesens, insbesondere zur Bervollkommnung seiner Wehrkraft, mit so erbärmlicher Kleinlichkeit, mit so ausgesprochener Unlust behandelt

werden könnten, wie es der Fall ist, wenn unser Volk von dem Willen zur Macht durchdrungen wäre, ohne den nichts Großes geschaffen werden kann! . . . Die große Probe, ob wir das, was in dem heroischen Zeitalter des vorigen Jahrhunderts geschaffen worden, zu erhalten vermögen, steht uns erst noch bevor. Nur dann werden wir sie bestehen, wenn wir von dem Willen zur Macht ganz und gar durchdrungen sind. Es ist hohe Zeit, daß dies Geschlecht, das sich von der Nietzsche'schen Kritik allzu leicht hat gefangen nehmen lassen, endlich daran geht, seinen Philosophen in seinem gesundesten Gedanken verstehen zu lernen."

Ich fasse Nietzsche's ganze Persönlichkeit, wie auch die Wirkungen, die er auf unser Volk ausüben könnte, anders auf. Ich meine, wir dürfen auf diese überhaupt verzichten, auf die negativen sowohl, wie auf die „positiven“. Zum Volkserzieher eignet sich Nietzsche meines Erachtens in keinem Falle. Reife Geister werden das Gold aus dem betäubenden Dunst seiner dunkeln Schächte kritisch schürfen, künstlerische Naturen seine Stilkunst ästhetisch genießen. Er ist überhaupt ästhetischer genießbarer als philosophisch. Was die „Hamburger Nachrichten“ als das „Positive“ von ihm hinnehmen, der „Wille zur Macht“, ist von seiner „Herrenmoral“ nicht zu trennen, und diese ist keine aufbauende, sondern eine zersetzende, wie ja auch die „Hamburger Nachrichten“ selbst beklagen. Wer auf so vulkanischem Boden Häuser bauen oder gar ein staatliches Gebilde errichten wollte, würde dem Zusammensturz nicht entgehen. Gewächse, die so unterhöhltem Grunde entsprossen sind, Rants eichenhaftem, wurzeltiefem kategorischen Imperativ oder Fichtes bodenständiger nationaler Pflichtenlehre an die Seite zu stellen, dünkt mich — gerade im staaterhaltenden Sinne — ein sehr gewagtes Unternehmen. Nietzsche's „Wille zur Macht“ entspringt nicht dem Bewußtsein überschüssiger Kraft, sondern im Gegenteil dem Mangel an solcher, der Sehnsucht eines zartnervigen Dekadenten nach der Fülle robuster Kraft und Gesundheit. Er hat etwas durchaus Feminines und läßt sich nur mit der Anziehungskraft vergleichen, die starke gesunde Männer auf das schwächere Geschlecht auszuüben pflegen. Das hat denn auch unsere literarische Decadence mit ganz richtigem Instinkte sofort herausgeschnüffelt. Mit demselben Instinkte, mit dem sie sich vor aller echten heldischen Kraft mimosenhaft zurückzieht. Ich glaube der erschütternden Tragik in Nietzsche's Leben und Werken wärmste Teilnahme entgegenzubringen, glaube den Künstler wie überhaupt das Genie in ihm so hoch zu werten, wie nur ein anderer, aber ihn nach irgend einer Richtung zum Führer einer nationalen Gemeinschaft zu führen, müßte ich für äußerst bedenklich halten. — Wie er über die Gefolgschaft der „Vielzuvielen“ dachte, hat er übrigens wiederholt ausgesprochen.

* * *

Nietzsche's Einfluß auf gewisse Kreise ist ja unverkennbar. Aber es sind eben doch nur „gewisse“ Kreise, und zwar solche, die ohnehin schon auf den Ton, den sie aus seinem Geiste heraus hören, gestimmt waren. In

einem früheren Tagebuch habe ich meine Ansicht ausgesprochen, daß Niessche diese Stimmung, diesen Geist nicht geschaffen habe, vielmehr selbst aus ihm herausgewachsen sei. Ich bin daher auch weit entfernt zu glauben, daß die von den „Hamburger Nachrichten“ beklagten Erscheinungen auch nur zu einem wesentlichen Teile durch Niessche bedingt oder gar hervorgerufen sind. Die Unlust zu politischer Betätigung, die Unfreude an unserem ganzen politischen Leben ist viel weiter, ist auch in Kreisen verbreitet, die von Niessche vielleicht kaum mehr wissen als den Namen. Es ist freilich unverfänglicher, die Schuld auf einen politisch neutralen Sündenbock abzuladen, als mehr oder minder maßgebende politische Faktoren in Mitleidenschaft zu ziehen. Und doch hilft kein Mundspitzen mehr, es muß gepiffen werden, es muß immer wieder rund heraus gesagt werden, daß jene Unfreude und Unlust an deutscher Politik zum allergrößten Teile ihren Grund hat in gewissen politischen und sozialen Zuständen und einer längst nicht mehr auf der Höhe stehenden verantwortlichen Leitung. Schon die subalterne Rolle, die dem Volke als solchem bei allen möglichen Gelegenheiten zugewiesen wird, das ihm fortgesetzt zum Bewußtsein gebrachte Gefühl seiner Unmaßgeblichkeit und Botmäßigkeit, die noch gerade zum Steuerzahlen und spalterbildenden Statistentum bei Fürstenempfängen, Paraden und dergleichen gut genug ist — schon diese vielleicht nicht gewollte, aber sicher von der andern Seite empfundene Mißachtung kann auf die selbstbewußteren Elemente nur erbitternd, auf die passiveren Naturen nur politisch demoralisierend wirken. Was muß sich der Berliner z. B. alles gefallen lassen, wenn es irgend einem Potentaten beliebt, die deutsche Reichshauptstadt mit seinem allerhöchsten Besuche allergnädigst zu beglücken. Es ist keine Übertreibung, es ist Tatsache, daß bei solchen Gelegenheiten das Selbstverfügungsrecht des Bürgers über seine Person, ja die Freiheit der Person, einfach aufgehoben werden. Bei der Anwesenheit des neunzehnjährigen Königs von Spanien jüngst in Berlin konnte diese Tatsache wiederum in reichem Umfange festgestellt werden. „Berlin“, so die „Berl. St. a. M.“, „war zunächst in zwei Hälften geteilt, in die Gebiete nördlich und südlich der Linden, und stundenlang waren diese beiden Hälften vom Verkehr miteinander so gut wie abgeschnitten. Allem, was nicht in einer Hofequipage saß oder einen Helm mit Federbusch auf dem Haupte trug, wäre es eher gelungen, den Nordpol zu erreichen, als die Kränzerecke von Norden oder das Viktoriacafé von Süden her. Abgesperrt waren weiter der Potsdamer Platz, die Königräßer Straße zum großen Teil und noch andere Hauptverkehrsadern. Kurz, es war wieder einmal kein Durchkommen.

„Nun, man kennt ja das Berliner Nationalvergnügen des Abgesperrtwerdens, und wir brauchen im einzelnen die Genüsse, die dieses Vergnügen bietet, nicht mehr zu schildern. Denjenigen, die Zeit haben, stundenlang auf den Straßen umherzustehen und Maulaffen feilzuhalten, geschieht am Ende auch kein Unrecht, wenn sie von Schutzleuten angeschauzt werden, wenn sie sich beeilen müssen, um ihre Hühneraugen vor den Hufen der

Schutzmannspferde in Sicherheit zu bringen, und wenn ihnen die Gäule mit den Schwänzen in den Gesichtern umherfegen. Sie wollen es ja nicht anders. Aber diejenigen, die sich für den König von Spanien nicht interessieren und noch viel weniger für ihn beten, die anderes zu tun haben, als sich auf den Gassen umherzutreiben und bunte Uniformen, Lataienröcke und dergleichen Firtlesanz zu begaffen, die waren gestern wieder einmal übel daran. Wer beispielsweise in der Zeit von zwei bis drei mit der Hochbahn vom Potsdamer Platz nach Hause fahren wollte, um Mittagbrot zu essen, der hat, das können wir hoch und heilig versichern, für den König von Spanien nicht gebetet; und wenn er auch sonst mit der Milch der frommen Denkart erfüllt ist, — als er gestern dastehen mußte mit knurrendem Magen, eingeteilt in drangvoll fürchterliche Enge, da hat sie sich bei ihm in gärend Drachengift verwandelt.

„Eine Dame bahnte sich hastig drängend ihren Weg durch die Menge, und als man gegen das Drängen protestierte, erklärte sie in rauhem Faß: ‚Ach was, ich habe Eile, ich muß nach’m Hamburger Bahnhof.‘ Das Publikum brach darob in schallendes Gelächter aus. Warum? Spottet seiner selbst und weiß nicht wie! —

„Abscheulich war die Szene, als die Hofkutschen den Potsdamer Bahnhof verlassen hatten, und das Publikum nun vorwärts drängte in der Meinung, der Absperrungsrummel sei zu Ende. Die Schutzleute stießen und schubsten die Vordersten zurück, so daß es ausah, als sollten einige der Drängler abgewürgt werden, und ein Polizeioffizier schrie wie toll den Berittenen zu: ‚Sineinreiten, Sineinreiten!‘ Aus dem Publikum ertönten Rufe wie: ‚Wir sind doch hier nicht in Rußland!‘ — —“

Am Ende ist’s in Rußland doch nicht so arg schlimm? — Ähnliche Szenen spielten sich an der Hedwigskirche ab. Eine Leserin schreibt darüber der „Welt a. M.“: „Ein Wagen der Linie 12, mit dem ich fuhr, mußte dort drei Viertelstunden still liegen. Gleich mir wollten nun viele andere Gäste aussteigen, um auf Umwegen ihren Bestimmungsort zu erreichen. Aber siehe da, der Schaffner, der das Gitter vorgelegt hatte, erklärte, es dürfe niemand den Wagen verlassen; es sei Polizeivorschrift und koste eventuell drei Mark. Die Mehrzahl der männlichen Insassen half sich, indem sie einfach über die Brüstung der Plattformen hinweg auf den Straßendamm sprangen, was vom Schaffner auch nicht verhindert wurde. Die Damen aber, darunter mehrere junge Mädchen, die pünktlich im Geschäft sein mußten, konnten dieses Turnstück nicht nachmachen und fingen an zu jammern und zu weinen. Es half aber nichts; sie mußten eben warten. Auch ein älterer Herr, der nicht so turnen konnte, mußte eingesperrt bleiben und verpaßte seinen Zug nach Hamburg.“ Wenn nicht eine Behörde dahinter stünde, würde zweifellos das Verfahren wegen Freiheitsberaubung eingeleitet werden.

Vor den Anarchisten muß ja eine heillose Angst geherrscht haben. Die Polizei hatte mit der Bewachung des Königs von Spanien

eine Riesenaufgabe zu bewältigen, wie sie ihr bisher wohl noch nie gestellt worden war. In sämtlichen Straßen, die der König passierte, waren Massenaufgebote von Geheimpolizisten postiert. Die Fahrten des Königs wurden streng geheim gehalten, so auch das Programm für den Aufenthalt des Königs vom Oberhofmarschallamt nur streng vertraulich an die beteiligten Stellen ausgegeben. Dabei ist nicht abzusehen, welches eminente Interesse den internationalen Anarchismus veranlassen könnte, Alfons nach seinem jung-jungen Leben zu trachten. Denn das in Spanien angeblich gegen ihn verübte „Attentat“ hat doch wohl niemand ernst genommen.

Welche hohe Vorstellung von der Bedeutung seiner Person muß der liebenswürdige junge Mann nach all diesen großartigen Veranstaltungen gewinnen! Vollends, wenn er sich der ganzen Tragweite der Worte seines kaiserlichen Gastgebers bewußt würde. „Ew. Majestät“, so sagte der Kaiser, „werden sich überzeugt haben durch den Empfang seitens der Bürgerschaft meiner Residenz, wie warm und innig die Herzen meiner Untertanen Ihnen entgegenschlagen... Mit innigstem Anteil und regem Interesse hat mein Volk die Entwicklung Ew. Majestät von Jahr zu Jahr verfolgt, und mit Jubel begrüßt es heute den König von Spanien.“

Und weiter: „Ew. Majestät dürfen versichert sein, daß aus den Herzen meiner Untertanen sowohl wie meines Hauses und aus meinem stets Gebete zum Himmel aufsteigen werden für das Wohl Ew. Majestät, des spanischen Volkes und Ew. Majestät erlauchten Königshauses.“

Ein Volk, das nicht nur für seinen eigenen Herrscher, sondern auch für fremde „stets Gebete zum Himmel aufsteigen“ läßt, muß doch von einer mustergültigen, wahrhaft rührenden Frömmigkeit sein. Und dabei die unaufhörlichen Klagen christlicher Blätter und Redner über ständig wachsende Kirchenentfremdung und Glaubenslosigkeit im deutschen Volke? Was ist darnach von solchen Klagen noch zu halten? Wie wollen es z. B. „Reichsbote“ und „Kreuzzeitung“ noch fürder rechtfertigen, gegen zunehmende „atheistische Verseuchung“ zu eifern?

„An Fest- und Tafelreden“, schreibt die „B. Z. a. M.“, „soll man nicht den Maßstab der Alltagsnüchternheit legen. Wenn bei solchen Gelegenheiten die Rede höheren Schwung erhält, wenn man dabei die Dinge vorzugsweise durch die rosafarbene Brille des Optimismus erblickt und dementsprechend seinen Gefühlen Ausdruck verleiht, so entspricht das dem Festcharakter und ist menschlich begreiflich. Aber *ne quid nimis* — auch solche Festbegeisterung darf ein bestimmtes Maß nicht überschreiten, wenn ihre Wirkung nicht über das Ziel hinauschießen soll. Und man vergesse nicht, Trinkprüche an fürstlicher Tafel sind nicht lediglich persönliche Gefühlsausbrüche, sondern man ist gewöhnt, sie auch als politische Rundgebungen zu werten, aus ihrem Inhalte und ihrer Form Rückschlüsse auf die inter-

nationalen Beziehungen zu ziehen. Deshalb auch ist es Pflicht der Presse als Vertreterin der öffentlichen Meinung, es frei herauszusagen, wann und wie solche Rundgebungen verfehlt erscheinen.

„Kaiser und König scheinen in diesen beiden Ansprachen ihre Rollen vertauscht zu haben. Auf der einen Seite der Kaiser des mächtigen Deutschen Reiches, der gereifte, welterfahrene Mann, der Stammesangehörige des kühlen Nordens — auf der anderen Seite ein neunzehnjähriger Jüngling, in dessen Adern das heiße Blut des Südens pulsiert, der Monarch eines Staatswesens, dessen weltpolitische Bedeutung schwerlich überschätzt werden kann. Und doch drückt sich die Freundlichkeit dieses jungen Fürsten in wohl abgemessenen Worten, die des Kaisers in einem Überschwange von Sympathiebeteuerungen aus, die alles übliche Maß weit hinter sich läßt. Soweit der Kaiser dabei seinen eigenen Gefühlen Worte verleiht, muß man sie gelten lassen, wenn er aber zum Beispiel versichert, daß aus dem Herzen ‚seiner Untertanen‘, d. h. der deutschen Bürger, Gebete für das Wohl Sr. Majestät des jungen Spanierkönigs zum Himmel aufsteigen werden, so setzen wir dem kühnlich die Behauptung entgegen, daß im ganzen, großen Deutschland sich auch nicht zehn Leute finden, die den Himmel deswegen zu bemühen geneigt sind . . .

„Wir wünschen mit allen Fürsten und Völkern in Frieden und Freundschaft zu leben, aber wir glauben nicht, daß es unsern Interessen entspricht, wenn sich bei andern Völkern die Meinung herausbildet, wir hätten ein gar so heißes Liebeswerben sehr notwendig.“

Auch der mächtigste Wille kann Gefühle und Überzeugungen nicht kommandieren. Und so gern viele Deutsche gewiß auch bereit wären, aus angeborener Loyalität den Wunsch ihres Kaisers zu erfüllen und für den König von Spanien zu beten, so können sie's doch beim besten Willen nicht, wenn sie nicht die nötige „Stimmung“ haben. Und so ist es auch mit dem Glauben, wenn der Kaiser bei der Vereidigung der Truppen in Potsdam in Gegenwart des Königs von Spanien sagte: „Ich will fromme und tapfere Soldaten in meiner Armee haben, keine Spötter.“ Tapferkeit darf der oberste Kriegsherr von seinen Truppen verlangen, Frömmigkeit nicht, denn dazu gehört der Glaube, den keine menschliche Macht geben oder nehmen kann. Es fragt sich, ob es zweckmäßig ist, Unmögliches zu verlangen, und ob nicht die Gefahr vorliegt, daß strebsame Elemente sich dadurch bewogen fühlen, äußerlich fromm zu tun, also einfach zu heucheln. Für den Wunsch des Kaisers habe ich dagegen alle Sympathie. Und daß „Spötter“ sich nicht straflos in der Armee ergehen lassen, darf er sogar verlangen.

Wer auch nur redlich bemüht ist, sich in das Temperament, die ganze Persönlichkeit des Kaisers einigermaßen hineinzudenken, wird in seinem Wesen und Worte alles andere eher entdecken als irgend welche Hinterhältigkeit. Man könnte im Interesse der deutschen Politik vielleicht wünschen, daß er sich durch seine Offenheit weniger Mißdeutungen aussetze, —

an der Ehrlichkeit seines Willens und dem ausgeprägten Pflichtgefühl, von dem es getragen wird, ist nicht zu zweifeln. Wir Deutsche wissen das auch, anders das Ausland. Dort kann man sich eben keine rechte Vorstellung davon machen, daß der oberste Vertreter einer Großmacht nicht bei all seinen Reden und Taten irgend welche geheimen Absichten auf Kosten anderer Mächte verfolge. Eine bemerkenswerte Bestätigung dieser Beobachtung liefert der bekannte Sidney Whitman in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung“. Es sei „nicht aus den Augen zu verlieren, daß ohne gewisse Äußerungen des deutschen Kaisers die Krise nie und nimmer die heutige Schärfe hätte erreichen können“. Und er geht dann zu einem Vorschlage über, der etwas von der verblüffenden Einfachheit des Eis des Columbus hat. „Wie wäre es,“ fragt er, „wenn durch die ganze deutsche Presse die Verabredung ginge: Von heute ab ein eisiges Schweigen auf der ganzen Linie, vom Fels zum Meer, so daß auch mit keinem Worte von Anfang bis zu Ende des Jahres von den Nörgeleien der antideutschen englischen Presse die Rede wäre? Meine Landsleute mögen es ebenso machen mit gleichartigen deutschen Äußerungen; nur gilt der Prophet nichts im eigenen Lande. Aller Anfang ist schwer, doch ließe sich viel erreichen. Denn je weniger geschrieben und gesprochen wird, desto mehr kann in aller Ruhe gearbeitet werden. Dazu käme die Würde und die Nüchternheit des Schweigens als ein nicht zu unterschätzender Faktor dem ganzen Volke zugute. Auch zeigt die Vergangenheit Deutschlands an einem glänzenden Beispiele, was durch Schweigen erreicht werden kann; wie denn überhaupt große Taten meistens schweigend, von Schweigern verrichtet worden sind. Ich verweise hier auf eine der ruhmreichsten Episoden der deutschen Geschichte, als nach Jena Preußen nur 40 000 Mann reguläre Truppen halten durfte und die ganze männliche Bevölkerung, sich allmählich ablösend, durch die Reihen der preussischen Armee ging, ohne daß sich ein Verräter fand, der den Franzosen den wahren Sachverhalt aufgedeckt hätte! Auch heute würde der Erfolg nicht lange auf sich warten lassen. Eine Atmosphäre des Schweigens übt auf die Dauer eine ernüchternde, beruhigende Wirkung auf überreizte Nerven aus, mag es sich um ein Individuum oder um eine Volksschicht handeln.“

Man könnte es wirklich einmal mit dem Rezept des praktischen Engländer's versuchen. Schaden kann's nie und kosten tut's auch nichts. Im Gegenteil!

* * *

... Während wir bei Bantetten und Festgelagen saßen, unserer eigenen Größe unentwegt — Denkmäler setzten, die ganze Welt zu Gaste luden und mit unaufgeforderten Freundschaftsversicherungen überschütteten, haben wir gar nicht gemerkt, wie sich einer unserer freundnachbarlichen Gäste nach dem anderen leise auf den Beinen von der Tafel schlich, um unseren Rausch und die Zeit bis zu unserer Ernüchterung gebührend auszunützen und ein

jeder sein Schäflein ins Trockene zu bringen. Nun sind die Kerzen tief herabgebrannt und hat man uns so ziemlich, sagen wir ehrlich: ganz alleine gelassen. Erstaunt und noch halb verschlafen reibt sich unser guter Michel die Blauäugelein, wie denn so was nur möglich sei. Hatte er doch alle Warner, die ihn mahnten, es sei nun endlich Zeit zu ordentlicher Arbeit, unwillig als bössartige Spielverderber nach Hause geschickt. Was uns noch an Rechnungen für unsere Festgelage präsentiert werden wird, wollen wir mit Gottvertrauen und männlicher Fassung abwarten, an einen ganz erklecklichen Posten der Zeche haben wir aber schon glauben müssen. Wir haben schon bluten müssen, in des Wortes wörtlichstem und traurigstem Sinne — in Südwestafrika. Es hat uns prompt genug die Rechnung für alle die Unterlassungssünden und Vorheiten unserer sogenannten Kolonialpolitik präsentiert. Und es ist nicht ein blutiger Hohn der Geschichte, daß es ausgerechnet Nigger sein müssen, die das ruhmreiche Volk Kaiser Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes so saftig zur Aber lassen?

Nur mit Beschämung kann man das Panorama all der Unglaublichkeiten in unserer Kolonialwirtschaft an sich vorüberziehen lassen, wie es der „Reichsbote“ durch Emil Zimmermann in einer Reihe von Artikeln aufrollt. Auch das Wenige, was ich hier folgen lasse, genügt, genügt zum Überfluß.

„Bismarck war im März 1890 gegangen (worden! D. L.), Georg Leo Freiherr von Caprivi de Caprera de Montecuculi war sein Nachfolger geworden. Die Bahn war frei für die Verwirklichung der hochfliegenden Pläne, welche die Regierung des im Dezember 1891 zum Grafen erhobenen Herrn von Caprivi im eigenen Busen zu hegen glaubte. Hatte Fürst Bismarck die Richtschnur gegeben: Kolonialpolitik gegen England unter Unterstützung nichtenglischer Ansprüche, so wurde es die Haupt Sorge des neuen Regimes, eine Verständigung mit England herbeizuführen. Was Sozialisten und freisinnige Demokraten heute noch erträumen, eine engere Verbindung Deutschlands mit den Westmächten, sollte damals so schnell als möglich Wirklichkeit werden. Herr von Caprivi beeilte sich, am 1. Juli 1890 die Insel Helgoland gegen Witu, Sansibar und die Somalküste zu erwerben; es folgten dann die Abkommen mit Frankreich und England vom 14. April 1893 und das mit England vom 15. November 1893, durch welche Deutschland den ganzen Sudan aufgab. Je weniger Afrika, desto besser, hieß es damals in der Regierung, und der Kolonialdirektor Kayser handelte in seinem Sinne danach, indem er Südwestafrika an die Engländer konzessionierte. Die englische South West African Company erhielt Bergwerksgerechtsame in der Ausdehnung von drei Breiten- und zwei Längengraden, sowie ein Areal von 13000 Quadratkilometern zum Geschenk unter der Zusage einer fast vollständigen Steuerfreiheit gegen die Verbindlichkeit, ganze 2000 Mark (zweitausend Mark) jährlich an das Reich zu zahlen. Zu alledem wurde dieser Gesellschaft noch das Zuge-

ständnis gemacht, daß das Reich sich verpflichte, innerhalb zehn Jahren keine Eisenbahn nördlich von Sandwichhafen zu konzessionieren oder selber zu bauen. Nachdem Herr Kayser so den Zugang zu Windhoek in die Hände der Engländer gegeben hatte gegen ein Sekretärsgehalt, beeilte er sich, auch den Hafen Lüderisbucht den Engländern zu überantworten. Dem famosen Karas-Rhoma-Syndikat wurde dort der Hafen gesichert; das Reich sollte in der Nähe des Meeresufers nichts unternehmen dürfen. Das Karas-Rhoma-Syndikat war eigentlich gegründet, vorhandene Guanolager auszubeuten; auf dieses Syndikat prägte Direktor Kayser am 17. März 1896 im deutschen Reichstage in unfreiwilliger Selbsterkenntnis den Satz, daß die Engländer leider noch immer klüger seien wie die Deutschen. Durch die Überlieferung des Hafens Lüderisbucht und des Zuganges zu Windhoek an englische Syndikate schien jede Möglichkeit der Entwicklung Südwestafrikas durch das Reich ausgeschlossen; die Übergabe dieses Gebietes an England schien in die Wege geleitet.

„Die Tätigkeit der Regierung Caprivis in den anderen kolonialen Gebieten entsprach diesen südwestafrikanischen Leistungen. In Ostafrika hatte Bismann mit Mühe den Aufstand unterdrückt, der nach Bamberger zehn Jahre dauern sollte; schon am 2. März 1893, kurze Zeit nach Unterdrückung der Wirren, sagte Graf von Caprivi im Reichstage: die Schutztruppe werde in einigen Wochen dem Etat entsprechen; die Artillerie in den Kolonien sei teils durch Liebesgaben zusammengekommen, teils aus der Rumpelkammer entnommen. Es beständen gegenwärtig 11 Geschützsysteme; die Artilleristen seien auch nicht hervorragend. Geschenke und aus der Rumpelkammer entnommene Geschütze, dazu schlechte Artilleristen, so sah es in der ostafrikanischen Kolonie aus kurz nach Niederwerfung eines gefährlichen Aufstandes. Aber der Reichstag mahnte zur Sparsamkeit, und Bismarck, der den Satz aufgestellt hatte, daß die Schwerfälligkeit des Reichstages zu überwinden sei, galt als Nörgler und Reichsfeind. Ein anderer Nörgler, der Reichskommissar Bismann, wurde 1893 aus Ostafrika entfernt; Caprivi stellte ihm am 17. Februar 1894 in öffentlicher Reichstagsitzung das Zeugnis aus, es sei unter ihm in Ostafrika zu leicht mit den Geldmitteln umgegangen worden, Mitglied der Oberrechnungskommission könnte er nicht werden. Als Bismann später nochmals als Gouverneur nach Ostafrika ging, war es des Kolonialdirektors Kayser Haupt Sorge, ihn nicht zu mächtig werden zu lassen; Graf Arnim warf diesem am 17. März 1896 im Reichstage vor, daß er Bismann den Erzellentitel verweigere aus Furcht, daß er zu groß werde.

„Der Caprivi'schen Kolonial-Artillerie reihet sich würdig an die Ausrüstung der Kolonne des Oberstleutnants v. Böldammer, der im Hinterlande von Kamerun, in Balinga, im Stiche gelassen wurde und da zugrunde

ging. Der Abgeordnete Beckh stellte am 17. Februar 1894 im Reichstage fest, daß die Truppe von Volkammers aus 50 zum größten Teile körperlich vollständig heruntergekommenen Dahomeynegern bestanden hätte und pro Mann 6 (sechs) Patronen gehabt hätte. Kolonialdirektor Kayser wußte darauf nichts Stichthaltiges zu entgegnen.

„Ungeachtet dieser Haltung der Regierung erhielten die oppositionellen Elemente im Reichstage die Oberhand . . .“

Und so entwickelt der Verfasser Spalte für Spalte des großen Reichsbotenformats das ganze Sündenregister, eine schier endlose Kette verpaßter Gelegenheiten, zielloser Augenblickschwankungen, kläglicher Hilflosigkeit, um dann zu dem Schlusse zu gelangen:

„Unsere Kolonialpolitik hat zu einer Katastrophe geführt, welche das Reich mehr kosten wird, als es seit 1884 für die koloniale Betätigung — abgesehen von Kiautschou — ausgegeben hat. Es soll nicht behauptet werden, daß bei besserer kolonialer Wirtschaft nicht auch Aufstände gefährlicher Natur hätten ausbrechen können; es darf aber gesagt werden, daß die Katastrophe in Südwestafrika nicht den gegenwärtigen Umfang hätte annehmen können, wäre unsere Kolonialpolitik seit 1890 — von einzelnen Lichtpunkten abgesehen — nicht eine Kette von Fehlern und Vernachlässigungen gewesen. Es ist sehr billig, zu sagen, der Reichstag trüge die Schuld. Gewiß, im Reichstage haben Unverstand, Beschränktheit und proletischer Haß gegen die Sache wahre Orgien gefeiert; aber die Haltung der maßgebenden Parteien ist nicht derart gewesen, daß eine kräftige, zielbewußte Regierung nicht hätte Besseres erreichen können. Die konservativen Parteien und die Nationalliberalen sind stets mit Eifer für die koloniale Sache eingetreten, und auch das Zentrum hat nie eine grundsätzlich ablehnende Haltung eingenommen. Es zeigte zwar stets Neigung, sich seine Dienste bezahlen zu lassen, hat aber nicht gewagt, zu versagen, wenn der Meister Bismarck an das Nationalgefühl appellierte. Nachdem aber unter Caprivi der Niederbruch alles dessen beliebt worden war, was Bismarck geschaffen hatte, als weiter unter Caprivis Nachfolgern die Regierungspolitik auch in kolonialen Fragen hin und her schwankte, da gewannen auch im Reichstage die zerstörenden Kräfte die Oberhand, wurde der Reichstag ein getreues Abbild der herrschenden Zerfahrenheit in der Regierung. Die Geschichte wird nicht allein auf den Reichstag, sondern wird auf die nachbismarckischen Regierungen mit Recht die Schuld abladen. Ihre Haltung hat uns der kolonialen Katastrophe zugeführt. Südwestafrika ist eine ernste Probe auf die Leistungsfähigkeit unserer zivilen und militärischen Organisation; über die zivile Verwaltung der Jahre 1890 bis über 1900 hinaus hat Südwestafrika ein geradezu vernichtendes Urteil gesprochen. Ob die militärische Organisation genügt hat, wagen wir nicht zu entscheiden; aber es überwiegt in allen ernst denkenden Kreisen der Eindruck, daß es auch darin gehapert hat. Über allen Zweifel erhaben ge-

zeigt hat sich lediglich die Kraft des deutschen Volkes und der Opfermut und Todesmut seiner Söhne. Wie die Sonne über brodelnde Nebel, so erhebt sich leuchtend das Tun der Helden von Südwest über die schwazende Geschäftigkeit, welche der Grundzug der deutschen Politik bis vor kurzer Zeit noch gewesen ist . . .“

Vorteile aus unseren Kolonien haben bisher wohl nur die — Schnapsfabrikanten gezogen. So wurden 1898 in Togo 761 294 Liter Spirituosen eingeführt, 1903 1 041 196 Liter. In Kamerun 1897 1 224 804 Liter, 1903 1 407 573 Liter. Hauptmann Haken schrieb darüber 1898 in der „Deutschen Kolonialzeitung“: „Geradezu scheußlich zu nennen ist die Verwendung des Schnapses als Handelsartikel, zum trade! Fusel der gemeinsten Sorte bildet in Ballons und Kisten einen großen Teil der Schiffsladung eines westafrikanischen Handelsdampfers. Dieses entnervende Gift sickert von der Küste, deren Bevölkerung es im ganzen Westen Afrikas bereits leider durchtränkt hat, tief hinein bis zu den Binnenstämmen.

„Gegen diesen Fluch der Kultur, womit wir die Schwarzen vertieren, sollte gepredigt werden, weit mehr als gegen den Sklavenhandel. Weniger verhängnisvoll für das Geschick der schwarzen Rasse ist letzterer als die Laster, die wir ihm bringen unter dem prunkenden Titel: ‚Segnungen der Zivilisation‘.

„Ich erinnere mich eines abstoßenden Bildes, das sich mir auf einer Faktorei bot, als ich dort im Busch einst am Fieber krank lag: ein Neger brachte dem Faktoristen zwei schöne Elefantenzähne. Der geforderte Preis schien dem Kaufmann zu hoch. Nach langem Handeln und Feilschen griff derselbe zum Schnaps, und schließlich lag der schwarze arme Teufel mit zwei geleerten Flaschen Gin sinnlos betrunken vor dem Hause. Der ‚Clerk‘ aber barg vergnügt schmunzelnd die beiden Zähne in seinem Laden. Der Preis waren die beiden Flaschen Schnaps.“

Naive Gemüter könnten vielleicht fragen: Warum wird denn der Schnapsverkauf an die Eingeborenen nicht einfach verboten? Aber nur sehr naive Gemüter werden so fragen. . . .

Seelenruhig läßt Michel alles über sich ergehen, so weit nicht sein teuerstes, unveräußerliches Recht angetastet wird: das Recht, sich für die Ratsschlüsse einer hohen Regierung zu „begeistern“. Als wir England den wertvollsten Teil unserer Kolonien auf dem Präsentierteller darbrachten, damit die Art an unsere ganze künftige Kolonialpolitik legten und dafür — Helgoland „eintauschten“, konnte man in Provinzblättern, nicht in Witzblättern, einen Artikel mit der Überschrift lesen — „Mehrerung des Reiches“! Er ist wirklich ein bescheidenes Gemüt, der brave Michel, auch der schlimmsten Sache weiß er die gute Seite abzugewinnen, und wer ihm sein Hab und Gut abknöpft, bei dem bedankt er sich noch für die — „Erleichterung“! Ist er nicht urdeutsch, der „Hans im Glück“ aus dem Märchen,

der mit dem Goldklumpen anfängt und mit dem Schleiffstein endet? Und der fällt ihm dann schließlich auch noch ins Wasser! In diesem Sinne ist es schon möglich, daß auch unsere koloniale Zukunft — „auf dem Wasser“ liegt. Wismann hat, als er, wie wir alle, von diesem „Abkommen“ überrascht wurde, geradezu getobt, und unsere anderen Kolonialpioniere rangen nicht minder entsetzt die Hände ob dem noch heute völlig Unbegreiflichen. Der deutsche Michel aber begeisterte sich an der „Mehrerung des Reiches“! Ist eine solche politische Selbstentmannung bei irgend einem andern Volke wohl denkbar? Wie durfte dergleichen über den Kopf der ganzen Nation hinweg beschlossen, wie konnte schweigend es geduldet werden?

* * *

Nun hat aber gerade diejenige Partei, welche die schärfste Kritik an unserer Kolonialpolitik übt, das geringste Recht dazu. Die Sozialdemokratie hat in bornierter Verständnislosigkeit von Anfang an und a limine jegliche Teilnahme an kolonialer Betätigung abgelehnt. Das entlastet zwar die Regierung und die anderen Parteien keineswegs, beleuchtet aber um so greller das vernichtende Urteil, das die Partei über sich selbst fällt, wenn sie unsere kolonialen Zustände — mit noch so großem Rechte — in den düstersten Farben malt. Hätten die Parteien — darunter die Sozialdemokratie — ihre Schuldigkeit auch gegen eine kolonialtrüge Regierung getan, so wären Katastrophen, wie die gegenwärtige, ausgeschlossen.

Michel bleibt eben Michel, auch wenn er sich statt der Zipfel die Jakobinermütze aufsetzt und als Sozialdemokrat verwegen in die Brust wirft. An der natürlichen Veranlagung ändern auch Parteiunterschiede nichts, ebensowenig wie Änderungen der Staatsform irgendwelche Änderung der Staatsbürger bedingen. Keine Löwenhaut hat die Zauberkräft, gewisse charakteristische Merkmale verschwinden zu lassen.

Ist es nicht das reine Spießertum, was sich da jetzt als Palastrevolution in der Partei austobt? Kleinlicher Brotneid, persönliche Eifersüchtelei, krankhaft gesteigerte „Hoheitsgefühle“ neben schweißwedelnder Sündenemut? Im Grunde doch alles Kirchturmsinteressen, trotz allen Löwenmähnigen Bramarbasierens. Spalten- und aber spaltenlange echt deutsche Süßfeien und Wortklaubereien um bürokratische Formalien, Beschwerdewege und Instanzenzüge, kurz alles, was dem bürgerlichen deutschen Philister ans Herz gewachsen ist, der denn auch diesen häuslichen Auseinandersetzungen lebhaftes Interesse und auffallendes Verständnis entgegenbringt.

Was ist nun eigentlich der Kern der Sache? Daß der Parteivorstand sechs Vorwärtsredakteure gemahregelt hat, wie immer nur ein „kapitalistischer“ Verleger seinen „Preßkuli“ oder ein Landrat seinen Kreisblattredakteur? Ist denn darin ein innerer Widerspruch?

Wenn man die einzelne Erscheinung betrachtet, ja. War das nicht die sozialdemokratische Presse, die immer kühnlich behauptete, in ihr allein herrsche Freiheit der Meinung, während die bürgerlichen Publizisten ihre

Überzeugungen nach dem Wunsch und Willen ihrer kapitalistischen „Brot Herren“ regeln müßten?

Aber die Erscheinung hat einen tieferen Grund. Der Widerspruch löst sich auf, sobald er sich als innere Notwendigkeit erweist. Der Sozialismus gibt vor, die Freiheit des Individuums und seiner Betätigung zu verbürgen, das sozialistische Prinzip aber legt ihm viel engere Schranken auf, als die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung. Daß die Redakteure sich darüber einer Täuschung hingeeben haben, daß sie als Sozialisten glaubten, ihre Individualität wenigstens in den Grenzen der theoretischen bürgerlichen Freiheit geltend machen zu dürfen, hat ihren Fall über kurz oder lang herbeiführen müssen. Ein sozialistisches Parteiblatt darf folgerichtig eben nur die Meinung der jeweilig herrschenden Mehrheit haben, diese Meinung aber wird durch den Parteivorstand festgestellt, von dem Berufung an den Parteitag eingelegt werden darf. Ein solcher kann aber nur vom Vorstande oder von der Fraktion berufen werden.

Das Bemerkenswerte an dem Fall ist ohne Zweifel, daß sich hier der innere Widerspruch der Sozialdemokratie, nicht des Sozialismus, eklatant offenbart hat. Behüte uns der liebe Herrgott vor dem sozialistischen Staate, aber denkbar, in der Theorie möglich ist er, vielleicht auch in der Praxis, wenn auch kaum anzunehmen ist, daß je ein Volk ein solches Joch längere Zeit tragen würde. Die Sozialdemokratie aber krankt an dem Glauben, den bürgerlichen Staat stürzen und doch seine Wohltaten für das Individuum retten zu können.

Tatsachen sind allemal stärker als Theorien. Auch die schönsten Theorien müssen sich ihnen anbequemen, ohne daß deren Trägern zum Bewußtsein kommt, wie sie dabei den Boden, auf dem sie zu stehen glauben, unter den Füßen verlieren. „Wenn nach Karl Marx“, bemerkt fein und treffend Dr. Karl Gebert im „Zwanzigsten Jahrhundert“, „das soziale Leben unter der heutigen Staatsform mit naturgesetzlicher Notwendigkeit einer Verelendung der Massen entgegentreibt, so wäre nach sozialistischer Theorie dieser naturgesetzlichen Entwicklung freie Bahn zu schaffen, es wären also alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die den modernen Klassenstaat in seinem Hinabgleiten auf der schiefen Ebene aufhalten. Der praktische Sozialismus tut das Gegenteil: er bekämpft den Klassenstaat, straft somit seine Theorie Lügen und gibt wider Willen zu, daß die heutigen wirtschaftlichen, sozialen und staatlichen Verhältnisse einem Wertmaßstab nicht genügen, daß sie auch anders sein könnten, als sie tatsächlich sind, daß sie also — ganz allgemein gesprochen — nicht bloß durch mechanisches Werden, sondern auch durch menschliches Zutun so ‚geworden‘ sind, wie sie sind, und daß diese Verhältnisse darum auch durch menschliches Zutun wieder sich ändern lassen. Dadurch, daß die Sozialdemokratie also nicht, im Widerspruch mit ihrer Theorie, uninteressiert zusehend unsere soziale Ordnung ihrem, wie sie meint, sicheren ‚Kladderadatsch‘ zutreiben läßt, sondern durch mehr oder weniger materiell

oder ideell motivierte Einsprache, durch eine irgendwie geartete Agitation ... auf den Gang der Entwicklung einzuwirken sucht, zeigt sie die psychologische Rehrseite der allbekannten Erfahrungstatsache, daß der Einzelnen sich mit dem Entwicklungsgangen solidarisch fühlt, von dem er selbst als Zeilererscheinung ein organisches Glied darstellt."

Die fatale Situation, in der sich die Sozialdemokratie befindet, wird an der Hand von Daten in den „Funken“ dargelegt. Je mehr die Partei fortschreite, desto weiter entferne sie sich von ihrem Ziel. „Je mehr sich unter ihrem und durch ihren Einfluß die Lage der arbeitenden Klassen hebt, desto mehr verliert sie an selbständigem Wert, desto näher rückt sie an die bürgerlichen Parteien heran. Da ist schwer etwas zu ändern; oder sollte man etwa die Partei als Selbstzweck statuieren? Und zurück kann man auch nicht mehr, seit 1891 der Berliner Parteitag die radikalen Jungen aus der Partei geseuert hat. Man muß fortschreiten, ob man will oder nicht. Die innere Geschichte der Partei seit 1891 ist in der Tat nichts als ein beständiger Kampf gegen die Anpassung, die ein paar Jahre später notgedrungen allemal doch erfolgte. Ein paar Daten:

„1891 empfahl v. Vollmar in einer Rede die Opportunitätspolitik. Die Parteitage in Berlin und Erfurt monierten das — mehr konnten sie nicht tun.

„1893 hatten Gewerkschaftsabgeordnete an einem von bürgerlichen Abgeordneten beschickten Kongreß teilgenommen, der über Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis verhandelte. In Köln wusch ihnen Bebel den Kopf.

„1894 bewilligte die sozialdemokratische Fraktion des bayerischen Landtags das Gesamtbudget, da sie — bis auf einen winzigen Bruchteil — die einzelnen Posten hatte bewilligen müssen. In Frankfurt versuchte Bebel — vergebens —, ein allgemein gültiges Verbot solcher Betätigung durchzusetzen.

„1898 in Stuttgart, 1899 in Hannover, 1901 in Lübeck wurde, ohne schneidigen Erfolg, gegen Bernstein Anklage erhoben, der endgültig die Umwandlung der Sozialdemokratie aus einer Revolutions- in eine Reformpartei festgestellt und damit eigentlich nur eine Tatsache bestätigt hatte.

„1903 fand die große Wäsche in Dresden statt.

„1904 versuchte man, Schippel für seine Haltung gegenüber agrarischen Zöllen aus der Partei hinauszupuffen, mußte es aber bei einem, allerdings saftigen Verweise bewenden lassen.“

Was bleibt bei solchem Entwicklungsgange für die Dogmatiker und Fanatiker der Partei übrig, als wenigstens äußerlich ein möglichst radikales Gebaren an den Tag zu legen und mit einem gewaltsamen Ruck nach links die schwieriger werdenden Massen mit sich fortzureißen? Denen um Bebel ist an der Gefolgschaft kritisch veranlagter und akademisch gebildeter „Revisonisten“ ganz und gar nichts gelegen. Sie sind ihm im Gegenteil höchst unbequem, ja unheimlich, und er würde sie lieber heute als morgen los sein. Denn im Grunde seines Herzens hält er sie doch nur für bürger-

liche Mitläufer, nicht wert, den Namen Sozialdemokrat zu tragen. Da sind Stadthagen, die rote Rosa und das „psychologische Rätsel“ — diese Charakteristik Mehrings stammt ausgerechnet von Bebel!! — doch ein ganz anderes Kaliber: — „den Daumen aufs Auge, das Knie auf die Brust!“

Aber, fragt Naumann in der „Hilfe“, „wer wird jetzt den Reden glauben, die Bebel als Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft hält? Der alte Bebel macht sich selbst in seiner greisenhaften Wut zur lächerlichen Gestalt. Es ist etwas Unheimliches in diesem Schicksal des starken, groß angelegten Mannes, der mit der deutschen Arbeiterbewegung in die Höhe gestiegen ist und nun auf der Höhe das Augenmaß für das Mögliche verliert und mit eigener Hand die Steine wirft, die seine lange einzigartige Lebensmühe vereiteln. Er sprach früher so oft und so glühend von den Gefahren des Absolutismus, und nun ist er selbst vom Wahne der Zäsaeren erfaßt und eine Zwangsidee treibt ihn um. Er kann nicht mehr zurück, und was er einst von seinem großen Feind im Sachsenwalde sagte, daß er sein eigenes Lebenswerk zerstöre, das trifft ihn selbst. Er muß nun vorwärts, immer weiter, immer radikaler, bis selbst der Schatz von Dankbarkeit und Vertrauen, den er sich sammeln konnte, wie selten ein Sterblicher, und wie noch nie ein Führer der arbeitenden Klassen, nicht mehr ausreichen wird, ihn vor der Rücksichtslosigkeit derer zu schützen, deren Hoffnungen er mit seiner Unvernunft zerbricht. Vorläufig versucht der Parteivorstand durch eine lange Denkschrift sich vor den Genossen und vor der übrigen Welt zu rechtfertigen. Diese ‚Denkschrift‘ gibt viel zu denken. Wenn sie eine Veröffentlichung der Regierung wäre, würde sie vom Vorwärts verrissen werden, wie ein alter Lappen. Sie ist kleinlich bureaukratisch, viel kleinlicher als das meiste, was bürgerliche Vorstände sich je geleistet haben . . . Einst hieß es, die Sozialdemokratie allein könne freie Luft und Sonne vertragen, nun aber ist sie in derselben Verdammnis wie irgend eine kapitalistische Clique. Nicht die Arbeiterbewegung ist so, aber ihre jetzige Leitung.“

* * *

Naumann hat recht. Man würde sich gräßlich täuschen, wollte man aus solchen Familienzwistigkeiten irgendwelche politischen Schlüsse auf den ferneren Gang der sozialen Bewegung ziehen, von der die Sozialdemokratie doch nur eine Teilerscheinung ist. Auch die übeln Gerüche, die jetzt aus ihrer Waschküche aufsteigen, werden sich verziehen, und der Schleier der Vergessenheit sich bald über die ohnehin politisch überschätzte Affäre breiten. Der bürgerlichen Gesellschaft kann's ja recht sein, wenn der Öffentlichkeit einmal ad oculos demonstriert wird, welche Genüsse und Freiheiten den Bürger des Zukunftsstaates erwarten. Wenn nur der Sozialdemokratie ihr berühmtes „Schweineglück“ nicht treu bleibt! Schon sind etliche Scharfmacher durch Appell an die — Staatsgewalt (!) emsig beflissen, der Partei ihre zwar nicht bewußten, aber um so bewährteren Dienste zu leisten und ihr den Karren aus dem — Sumpf zu ziehen.

Nichts wäre mehr zu wünschen, als daß man die soziale, oder sagen wir die Arbeiterfrage, völlig selbständig als solche, nicht immer nur als sozialdemokratische, betrachtete. Macht man damit für die Partei nur kostenlose Reklame, steigert ihren Dünkel bis zum Größenwahn, so sind auch Sozialdemokratie und Arbeiterfrage noch lange nicht identisch. Auch ganz ohne Sozialdemokratie würde eine Arbeiterfrage bestehen, und sie besteht in der Tat, wenn wir uns die Sozialdemokratie völlig wegdenken, in dem rein wirtschaftlichen Kampfe zwischen den Interessen des Kapitals und der Arbeiterschaft.

„Die Organisation der Arbeiter“, schreibt ein Ungenannter an die „Christliche Welt“, „schießen uns die beste Gegenwehr gegen die Übergewalt des Kapitals; die Solidarität ihrer lebendigen Kraft würde — so hoffen wir — dem toten Mammon sich als sittlichende Macht im sozialen Kampf erfolgreich entgegenstemmen. Aber täglich lesen wir von neuen Siegen des Kapitals; unaufhaltsam steuern wir der Absolutheit seiner wirtschaftlichen Herrschaft zu. Was die Arbeitenden auch dagegen versuchen; es wird ein Schlag ins Wasser, eine Saat in den Wind. Die Streiks mißlingen. Oder wenn sie wirklich auch dem Kapital Unbequemlichkeit machen, so hat das bei der Konzentration der mammonistischen Macht in den Syndikaten nichts zu sagen. Die Unkosten der Streiks schlägt man auf den Preis der produzierten Waren; die unliebsamen Dividenden- und Preisschwankungen regelt man dadurch, daß man die Kosten der Streiksiege in seine Gesamtkosten miteinrechnet. Verlorene Streiks werden fürs Kapital zur Unmöglichkeit. Mit Klarheit strebt man schon jetzt diesem Ziele zu. So lesen wir z. B. heute in dem Handelsblatte der Nationalzeitung 563 vom 10. Oktober — nach einem Hinweise darauf, daß die Beseitigung der wirtschaftlichen Kriege, der Streiks, ebenso unmöglich sei wie die Abschaffung der Völkerkriege durch eine allgemeine Abrüstung — die folgenden Sätze: ‚Hat sich aber der Industrielle dies einmal klar gemacht, so muß er die Streikgefahr in seine Kalkulation ebenso mit einbeziehen, wie er dies hinsichtlich der Möglichkeit des Eintritts irgend eines anderen schadenbringenden Ereignisses, wie etwa die Feuergefährdung, tut. Jeder Industrielle hält es für seine selbstverständliche Pflicht, jährliche Beträge für die Versicherung gegen Feuer zu opfern. Diese Ausgaben sind unvermeidliche Unkosten, wie andere, die aus dem laufenden Betrieb entstehen. Hinsichtlich der Möglichkeit des Eintretens von Streikverlusten beobachtet man aber einen merkwürdigen Optimismus, welcher bei der fast mathematischen Sicherheit, mit der jeder Betrieb innerhalb einer bestimmten Periode auf erzwungene Arbeitseinstellungen zu rechnen hat, nicht aufrecht erhalten werden sollte.‘ Was soll werden, wenn diese Kalkulation gemacht ist, wenn die wirtschaftliche Konsequenz daraus gezogen wird? Wird nicht mindestens in den modernen Kolossalbetrieben die gewerkschaftliche Organisation zum Narrenteufel werden? Werden nicht auch die anderen Betriebe, die großen und die mittleren, um dieses Urteils willen immer mehr auf den Weg der Erziehung ge-

wiesen werden? In kleinen Betrieben ist die Gewerkschaftsbewegung ja ohne Nutzen und ohne Belang. Was bleibt dann dem Arbeiter übrig? Zusammenschluß hilft ihm nichts mehr. Der einzelne steht wehrlos der konzentrierten Macht des Geldes gegenüber. Er wird der Leibeigene des Mammons, wie zur Zeit des landesfürstlichen Absolutismus die Untertanen der Willkür und der Ausbeutung ihres Landesherrn preisgegeben waren.

„Können wir den Arbeitern dann noch die Predigt von dem sittlichen Werte ihrer Arbeit verkünden? Wird der christliche Glaube dann nicht den prophetischen Fluch über das seelenverderbende Gold ins Volk hineinrufen müssen, bis auf der Höhe ihrer Macht die Absoluten vor ihrer Machtfülle erschrecken?

„Und der Arbeiter selbst? Raum wird er seine Hoffnung darauf richten, daß die absoluten Kapitalsfürsten sich dereinst — wie einst der beste unter den absoluten Monarchen — als die ersten Diener ihrer Untertanen betrachten, ihr Regiment danach einrichten und so das Volksganze aus der Zeit ihrer Alleinherrschaft in eine neue Zeit hinüberführen werden. Vielmehr muß die Ausichtslosigkeit für den Arbeiter, auf geordnetem Wege irgend etwas gegen die wirtschaftliche Autokratie der Wenigen zu erreichen, ihn immer mehr auf den Weg der gewaltsamen Umwälzung weisen. Je niedriger die Chance des Streiks sinkt, um so höher steigt die Chance der Revolution. Haben die Revolutionäre des jenaischen Parteitages auf ihrem Standpunkte nicht ganz recht? Wenn die Propaganda für soziale Neuschöpfung hoffnungslos ist, dann tritt an ihre Stelle die Propaganda der Tat. Der Absolutismus gehört begrifflich und geschichtlich mit dem Anarchismus zusammen. Wie in Rußland die absolute Monarchie durch den Königsmord temperiert wird, so läßt sich die absolut-kapitalistische Industrie durch den Maschinenmord temperieren. Darüber sind schon heute die Industriearbeiter im klaren. Berechnen die Herren die Streikverluste und stellen sie die entsprechende Rente in ihre Kalkulation ein, so berechnen die Knechte, wieviel eine Maschine herzustellen und wie viel ihre Zerstörung kostet, — und auch das ist eine Kalkulation. Man lese, was Paul Pawlowitsch, der Leiter des Streiks in der Berliner Elektroindustrie in Nr. 28 der Neuen Gesellschaft schreibt: ‚Auf eins möchte ich hier noch hinweisen. Sollte die Aussperrung — was ich für völlig ausgeschlossen erachte — für die Unternehmer mit einem Scheinerfolg enden, so mögen die Herren nicht übermütig werden. Sie tanzen auf einem Vulkan! Die Aussperrung wird nie einen nachhaltigen Sieg für die Unternehmer bringen, weil die brutale Form dieses Kampfes Revanchegelüste bei den Arbeitern provozieren muß. Auch den Arbeitern ist der Wahlspruch bekannt: Inter arma silent leges! In der Elektroindustrie werden tausenderlei äußerst teure Maschinen und Werkzeuge von den Arbeitern bedient. Man hüte sich, durch brutale Machtanwendung den Rache- und Vergeltungsinstinkt zu wecken. Furchtbar könnte es sich rächen, was kurzfristiges Herrmentum mutwillig und prozig sündigt.‘

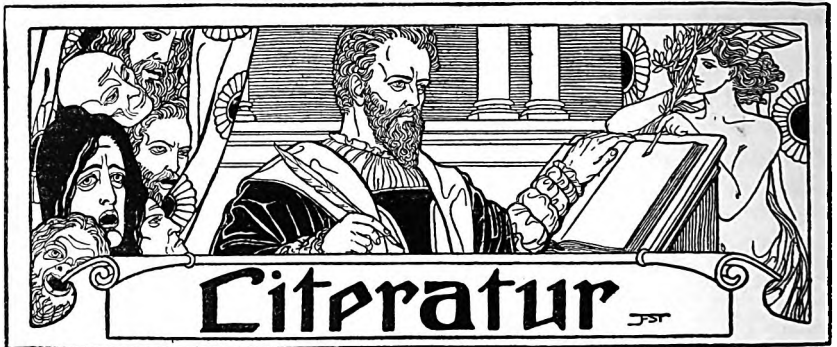
„Daß der Terrorismus von unten irgendwelche dauernde Erfolge er-
ringt, ist natürlich völlig ausgeschlossen. Die Befundung der Verhältnisse
wird er verlangsamten, nicht beschleunigen. Die Zukunft aber, welcher er
und sein älterer Bruder, der wirtschaftliche Absolutismus, uns entgegen-
treiben, ist schwer und dunkel.“

Wer ernste Dinge auch mit dem gebührenden Ernste erwägt und über
den Tag hinaus schaut, wird solche Sorgen nicht in den Wind schlagen.
Ihnen zu begegnen, haben wir Lebenden freilich nur einen Weg. Graf
Posadowsky, der preussische Staatssekretär des Innern, ein wahrhafter
Aristokrat und wohl unser tüchtigster und weisester Beamter, hat uns diesen
Weg kürzlich in einer Ansprache gewiesen.

„Nicht nur die Sozialdemokratie“, sagte der Graf, „auch wir glauben
an einen Zukunftsstaat. Wir glauben durchaus daran, daß unsere Re-
gierung durch unablässige Arbeit zu einer Veredelung unseres
Volkes gelangen wird, und das ist der Zukunftsstaat, den wir erhoffen.
Gewiß werden die Dinge und Verhältnisse nicht so bleiben, wie sie sich heute
uns darstellen. In hundert Jahren wird es selbstverständlich anders bei uns
aussehen wie heute. Welch ein Unterschied zwischen dem wirtschaftlichen
und kulturellen Leben zur Zeit des Großen Friedrich und dem unsrigen!
Und gehen wir abermals ein Jahrhundert zurück, welch eine Kluft zwischen
dem Dasein, das unser Volk zur Zeit des Großen Kurfürsten und in den
Tagen Friedrichs des Zweiten geführt hat! Also in der Entwicklung,
die uns die Zukunft bringen wird, liegt einfach der Zukunftsstaat,
und wir glauben an sein Kommen, weil wir an das deutsche
Volk glauben. Aber wir glauben nicht im Sinne der Sozial-
demokratie an einen solchen Staat. Deshalb nicht, weil wir nicht an-
zunehmen vermögen, daß alle die Unterschiede in den Veranlagungen
des Geistes und des Charakters, alle die tausend Zufälligkeiten,
durch die ein Menschendasein hinauf zu den Höhen geleitet oder hinab in
die Tiefen geschleudert werden kann, daß alles dies durch Gesetzesakte
geregelt oder gar aus der Welt geschafft werden kann. Unsere Zeit ist
zu nervös geworden. Nicht ruhig vermag sie den Erfolg einer Arbeit ab-
zuwarten. Möglichst schnell will man Resultate sehen.“

Wenn die Leser mein soziales Bekenntnis wissen wollen, — ich
könnte es ihnen in großen Zügen nicht anders darlegen, als es hier ge-
schehen ist.





Aus der jüngsten Erzählliteratur

Es ist bei uns in Deutschland im allgemeinen nicht Sitte, Romane zu kaufen. Man betrachtet sie so sehr bloß als Unterhaltung, daß man der Überzeugung lebt, mit einmaligem Lesen völlig genug zu haben, und darum den Roman am liebsten aus der Leihbibliothek sich beschafft. Die Schäden dieses Verhaltens liegen für alle Beteiligten auf der Hand. Unfre Verleger können für die Mehrzahl der Romane nur mit einer kleinen Abnahme rechnen; der Schriftsteller fühlt sich darum auf die Veröffentlichung in der Zeitung angewiesen; diese stückweise Veröffentlichung stellt wieder schroffe Bedingungen an die Art des Werkes. Es hat sich ja eine ganz besondere Technik des Zeitungsromans herausgebildet, bei der der Schriftsteller es darauf anlegt, für jede Fortsetzung irgend einen spannenden Moment zu gewinnen. Ferner lähmt die Vorstellung dieses völlig von äußeren Bedingungen abhängigen Gelesenswerdens sicherlich das Gefühl für eine einheitliche Auffassung des Kunstwerkes. Wir haben bei Duzenden hochbegabter Schriftsteller den Fall, daß sie fast nie wieder die Höhe des Wollens und nur selten die Stärke des künstlerischen Vermögens ihrer Erstlingswerke erreichen. Das liegt auch mit daran, daß alle diese Schriftsteller sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß sie ja gar nicht auf die künstlerischen Werte ihrer Werke hin gelesen werden, sondern bloß nach den mehr äußeren Absichten des Stoffes, des Problems oder gar der Sensation. Es wäre da doch manches anders, wenn die Leserschaft sich wieder daran gewöhnen wollte, den Roman ebenso als Kunstwerk anzusehen, wie jede andre Dichtgattung, wenn sie den Roman vor allem als Buch und als eigenes Buch genießen wollte. Es gehören uns doch eigentlich auch geistig Bücher nur dann ganz, wenn sie in unfrem Besitz sind. Zu allen andern, selbst wenn sie uns in einer Stunde tiefer gepackt haben, gewinnen wir kein rechtes Freundesverhältnis. Es ist uns nicht möglich, in einer bestimmten Stimmung oder Lebenslage, durch die wir uns an dieses oder jenes Buch, das wir gelesen, erinnert fühlen, das betreffende Werk gleich zur Hand zu haben und so mit unfrem Leben wirklich zu verbinden. Gewiß, Bücher sind die besten Freunde eines Menschen, aber nur dann, wenn dieser den Büchern gegenüber Treue hält und auch zu einem Opfer für sie fähig ist, das heißt, wenn er sie sich in seiner Nähe hält.

Inserirener, der durch den Beruf gezwungen ist, jährlich ganze Stöße von Werken kennen zu lernen, weiß, wie wenige Bände es eigentlich sind, die man so sich in die nächste Nähe holen mag, die man sich zu Freunden wählt. Gerade deshalb aber gewinnt man auch die Überzeugung, daß es, auch bei geringeren Mitteln, der Leserschaft möglich wäre, sich wenigstens eine Auswahl aus jenen Werken zu eigen zu kaufen, die es verdienten, aus den Leihbibliotheken in die geliebte Bücherei des einzelnen zu gelangen. Ich darf bei der Besprechung der Werke nicht bloß jene Bücher berücksichtigen, zu denen ich das persönliche Verhältnis des Freundes gewonnen habe, aber es soll hier jedenfalls kein Buch besprochen werden, das nicht die Beschäftigung mit ihm verdient, bei dem wir, falls es nicht zur Freundschaft gelangt, nicht wenigstens sagen können, daß wir durch den Verkehr mit ihm gewonnen haben.

Von dem ersten Buch freilich, das ich hier bespreche, wünschte ich, daß es sich möglichst viele kaufen möchten, weil es nicht nur von hohem Kunstwert, sondern auch von bedeutendem erzieherischen Gehalt ist. Der heftige Strafanstaltsgeistliche Wilhelm Speck hat in der Erzählung „Zwei Seelen“ (Leipzig, Brunow) eines der innerlichsten Bücher gegeben, die wir überhaupt besitzen. Ein Beitrag zur Seelenkunde des Verbrechertums. Die Kenntnis dieser Seele aber ist gewonnen durch Liebe. Eine echt christliche Liebe, die wir im Idealbegriff mit dem wahren Priestertum verbinden. Es ist ein Buch, das einen reich und glücklich macht, trotzdem es die traurige Geschichte eines Zuchthäuslers enthält, und eine stille Wehmut von Anfang bis zu Ende ihre Schleier auf die Stimmung legt. Aber nur wahre Herzengüte und echte Liebe, die im Kampf gewonnen worden, vermochten dieses Buch zu schaffen. Ein großer Teil der Philosophie und der juristischen Wissenschaft ist mit der Leugnung des freien Willens des Menschen zu einer milden Beurteilung des Verbrechens gelangt. Das ist Armut. Und wenn wir diese Lehre annehmen, können wir den Gefallenen gegenüber im günstigsten Falle zum Mitleid gelangen. Das vorliegende Buch erreicht es aber, daß wir einen Menschen lieben, der von Stufe zu Stufe gesunken ist und schließlich zum Mörder wurde. Es wird gerade dadurch erreicht, daß dieser Mann nicht willenlos ist. Sonst hätte ja auch der Versuch, dem Verbrechen zu widerstehen, hätte das nachherige Emporarbeiten aus der Tiefe keinen Wert. Die unterste Stufe, als der rettungslose Fall in die Tiefe unvermeidlich erscheint, wird zum Fundament eines neuen Lebens. Durch einen Mord, der unentdeckt bleibt, gelangt dieser Mann in den Besitz fremder Papiere, so daß er für die Welt äußerlich ein anderer wird und der Öffentlichkeit gegenüber nicht mehr belastet ist von der eigenen Vergangenheit. Das ermöglicht ihm das Gehen auf einem andren Wege. Es wirkt wie ein Symbol, daß er aus der Ebene ins Bergland hinaufkommt. Er ist ja nur ein Schneider, aber er hat erkannt, daß er auch als solcher Gutes wirken, Liebe erweisen kann. In selbstloser Arbeit für andre findet er Ruhe und Glück. Nicht für lange. Sein Wesen hat sich in diesem guten Wirken geläutert. Deshalb empfindet er die Achtung, die er überall gewinnt, und die Liebe eines reinen Weibes, die ihm zuteil wird, nicht als Beglückung, vielmehr bäumt sich seine Natur auf gegen die Lüge, auf der sein neues Leben aufgebaut ist. So erkennt er, daß die früher begangene Schuld ihre Sühne erheischt. Er fühlt, daß, um wirklich innerlich frei zu werden, er tragen muß, was er getan. So läßt er alles mühselig Erworbene im Stich, geht hin und meldet sich freiwillig der weltlichen Behörde, um seine Strafe auf sich zu nehmen.

Es ist ein starkes Buch, dessen künstlerischer Wert, ganz abgesehen von der tiefen Erfassung und großherzigen Durchführung des Problems, auch in der Form beruht. Das Buch hat Stil. Eine gewisse Verbaltenheit des Ausdruckes, eine leichte Unfreiheit in der sprachlichen Bewegung, die mit dem Freierwerden des Menschen aufhört und schließlich einer voll dahinströmenden Rede weicht, deckt sich mit dem tiefen Gehalt. Dennoch erfüllte das Buch nur halb seine Aufgabe, wenn es nur als Kunstwert betrachtet würde. Es ist mehr. Es ist ein Lebensbekenntnis, das Bekenntnis der Weltanschauung eines Mannes, der sich von Berufs wegen mit dem Verbrechertum beschäftigten mußte, der aber, mit Augen der Liebe begabt, in Dunkelheiten sehen lernte. Denn es ist ja nicht wahr, daß die Liebe blind macht. Sie macht im Gegenteil sehend, sehrkräftig für das Gute und Lichte auch dort, wo der Nichtliebende nur Finsternis gewahrt. Ein solches Buch müßte in uns die Liebefähigkeit steigern. Es muß den demütig machen, der steht, und müßte seinen Sinn erweichen für den, der gefallen ist. Das Pflichtgebot: Liebe deinen Nächsten wie dich selber — erhellt sich so in seiner ganzen Schwere, aber auch die Möglichkeit seiner Erfüllung durch die Liebe offenbart sich. Gerade weil ich an Entwicklung glaube, Entwicklung im ganzen Weltall, glaube ich nicht an das nur Schlechte. Ein Gutes liegt in jedem Menschen, mag es nur ein Keim sein, und mögen diese Keime noch so sehr unterdrückt werden durch wucherndes Unkraut. Unsere Lebensaufgabe ist es, nach dem Guten zu suchen in unsrem Nächsten. Das ist die Erfüllung des Liebegebots. Indem wir dieses Gute beim andern zu stärken suchen, vermehren wir es in uns selber. Durch die Vereinigung des Guten bahnen wir uns den Weg hinauf zur Güte selber, zu Gott. — Das Buch „Zwei Seelen“ von Wilhelm Speck ist ein echtes Weihnachtsbuch, ein Buch der wahren, großen Liebe, frei von jeder Sentimentalität, voll edelster Menschentrast. Es sei an erster Stelle hervorgehoben.

Auch Hermann Hesse, dessen „Peter Camenzind“ zu den erfolgreichsten Büchern der letzten Jahre gehörte, hat ein neues Buch veröffentlicht. „Unter dem Rad“ (Berlin, S. Fischer. 4 Mk.) ist eine Schullergeschichte, in der traurigen Wirkung der Überarbeitung auf ein weiches Menschentkind von ähnlicher Art wie Emil Strauß' „Freund Hein“. Hesses Eigenart liegt mit diesem Buche klar vor. Eine seltene Mischung feinsten Formkultur mit starkem Naturempfinden. Der Stil ist ruhig, gelassen; jedes Wort ist mit Überlegung hingeseht. Etwas Altmeisterliches liegt über dem Ganzen mit feiner sorgfamen Liebe zur Einzelheit, durch dessen Fülle doch keineswegs das Ganze zerfällt. Als er uns den alten Liebenrath, den Vater des Knaben, von dem das Buch erzählt, mit wenigen Strichen charakteristisch hingezeichnet hat, sagt Hesse: „Genug von ihm. Nur ein tiefer Ironiker wäre der Darstellung dieses flachen Lebens und seiner unbewußten Tragik gewachsen.“ Nun, Hesse ist dieser tiefe Ironiker und nimmt damit in unserer zeitgenössischen Literatur eine Sonderstellung ein. Denn seine Ironie ist frei von Bitterkeit, berührt sich immer mit Humor. Nur ein Beispiel für diesen Stil: „In liebevoller Fürsorge hat die Regierung dies herrliche, weltfern gelegene, hinter Hügeln und Wäldern verborgene Kloster (von Maulbronn) den Schülern des protestantisch-theologischen Seminars eingeräumt, damit Schönheit und Ruhe die empfänglichen jungen Gemüter umgebe. Zugleich sind dort die jungen Leute den zerstreuenden Einflüssen der Städte und des Familienlebens entzogen und bleiben vor dem schädigenden Anblick des tätigen Lebens bewahrt. Es wird dadurch ermöglicht,

den Jünglingen jahrelang das Studium der hebräischen und griechischen Sprache samt Nebenfächern allen Ernstes als Lebensziel erscheinen zu lassen, den ganzen Durst der jungen Seelen reinen und idealen Studien und Genüssen zuzuwenden usw.“ (S. 91). Man glaubt ordentlich den Erzähler zu sehen. Wenn er ernst redet, zuckt ihm der Schalk um die Mund- und Augenwinkel; ist er lustig, hat er einen so ernsten Blick. Ich glaube, nicht einmal die Lehrer werden diesem Buch gram werden, denn es ist frei von jeder Bitterkeit wider sie, geißelt mehr das unvernünftige Streben nach äußerem Wissensbesitz. Immerhin, es wäre zu wünschen, daß wir auch wieder einmal Bücher bekommen, in denen die heiteren Seiten unseres Schullebens beleuchtet würden. Es gibt doch auch solche; ich für mein Teil denke mit frohem Gefühl der Schuljahre. Es gibt doch gottlob auch noch lustige Jungen auf unsern Gymnasien, die trotz Griechisch und Mathematik nicht an Kopfweh leiden und helläugig bleiben.

Wie alle Jahre wartet auch heuer G. von Ompteda mit einem neuen Erzeugnis seiner fast allzu fleißigen Feder auf: *Herzeloide* (Berlin, Eg. Fleischel. 5 Mk.). „Und mahlet nichts als Liebe“, heißt's im alten Volkslied vom Mühlrad. So dieser Roman. Von zwei glücklichen Lieben ist er ein trunken glückliches Lied. Es ist das tiefste Buch, das ich von Ompteda kenne, von jüngerlicher Reinheit, voll süßer Schwärmerie, aber nirgends sentimental oder ungesund, weil es so ganz voll ist vom wahren Erlebnis einer wunderbaren Sehnsucht nach Eheglück. Frauen werden für dieses Buch als Weihnachtsgabe innigen Dank fühlen.

Der Schweizer J. C. Heer, der durch seine Alpenromane „An heiligen Wassern“, „Der König der Bernina“, „Felix Notvest“ sich eine große Verehrergemeinde geschaffen hat, bringt einen neuen Roman, „Der Wetterwart“ (Stuttgart, Cotta. 3,50 Mk.), der sich seinen früheren Büchern würdig anreihet, wenn auch zugegeben werden muß, daß bei dem Verfasser die bewußte Künstlerschaft immer stärker hervortritt, das Urwüchsige seiner ersten Bücher etwas verläßt. Der Wetterwart ist der Leiter des Observatoriums auf dem Feuerstein. Man mag an den Säntis denken. Der diese Stelle annahm, tat es in einer ähnlichen Stimmung, aus der manch ein sturmgepeitschter Mann ins Kloster gegangen ist. Einsam will er sein, fern den Menschen, um Ruhe zu suchen nach den Stürmen seines Lebens. Dieses Leben schreibt er hoch droben in der Einsamkeit von Schnee und Eis während des graufigen Alpenwinters nieder. Die Bauern drunten nennen ihn heute „den Mexikaner“, da er als Fremder zu ihnen hinkam. Keiner weiß, daß er dem Tal unten entstammt, das zu Füßen des Feuersteins liegt. Die urwüchsige Alpenkraft hatte diesen Mann in jungen Tagen in die Welt hinausgetrieben und hatte ihn das Leben dort auffuchen heißen, wo es wild und stark war. Mit den Männern ist er dabei, wie er selber sagt, immer leicht fertig geworden, mit den Frauen nie. Das heiße Blut der Wildleute, das in seinen Adern rollt, hat ihm die Frauen willig gemacht, aber ihm auch ein ruhiges Glück versagt. Zwei Frauen wiesen seinem Leben die Bahn. Duglore, die Tochter des Schulmeisters aus dem heimatlichen Alpendorf, und Abigail, die Mexikanerin. Sie sind wie die zwei Kräfte in seinem Leben selber. Voll starker Leidenschaft und hingebender Liebefähigkeit beide. Aber die erste ist wie die Alpenheimat. Tiefwurzelnd in ihrem Boden, herb, scheu und selbstlos wie die Blumen des Alpenlandes. Die andre ist heimatlose Weltfahrerin, voll Sehnsucht nach dem Unbekannten. Sie wird Jost Wildis, des Wetterwarts Genosin auf seinen kühnen Fahrten als

Luftschifferin, während Duglore, ein Kind von ihm unter dem Herzen, in die Bergheimat zurückkehrt, um dort aus der vom Bergsturz verschütteten Halde wieder ein Plätzlein herauszugraben, auf dem das alte Heimatdorf neu erstehen kann. Die Entfagende findet ein stilles Glück, während Abigail, trotz der Rauschstunden seligster Liebeserfüllung, nicht vergessen kann, daß sie eine andre um ihr Glück betrogen, um selber es zu besitzen, daß sie jene durch erlogene Mutterschaft zum Verzicht bewegt hat. Fern auf einer Insel im Meer liegt sie nun begraben. Jost Wildi aber lehrte heim und lebt nun auf der Berges-
spitze. Von hier aus strebt er, das Glück seines Kindes, Duglorens Tochter, zu bereiten. Es gelingt ihm, und vor seinem Tode darf er sogar noch einmal den Vaternamen aus ihrem Munde hören. — Es ist ein schönes Buch, das Meer uns hier geschenkt, trotz starken Geschehens niemals äußerlich, im Gehalt für den nachdenklichen Leser tiefer, als es dem ersten Blicke erscheinen mag, in der Darstellung künstlerisch, in der Gesinnung edel.

Viel vollstümlicher, schweizerischer, ich möchte am liebsten sagen alpenhafter, ist Ernst Jahn. In den Werken dieses Mannes ist eigentlich nichts literatur, sondern alles Natur. Das ist so stark, daß man die reife Kunst seiner Erzählungsart kaum merkt, daß man nicht gewahr wird, wie mit reichster Fülle des Stofflichen eine feine Stimmungskunst und tiefdringendes Denken über Welt und Menschen sich vereinigen. Und gerade diese Weltanschauung nenne ich alpenhaft. Deutscher Idealismus im hehrsten Sinn des Wortes. Sein neuestes Buch gibt mit dem Titel bereits den tiefsten Gehalt von Jahns ganzem Schaffen. Von „Helden des Alltags“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 5 Mk.) berichten diese elf Geschichten, wie eigentlich alle Werke Jahns. Menschen in einfachen Verhältnissen mit meist einfachem Lebensgeschick führt er uns vor. Gehören Märchenaugen dazu, Frau Poesie durch unser nüchternes Leben hindurchschreiten zu sehen, so bedarf's einer heldischen Seele, in so bescheidenen Verhältnissen das Heldenhafte zu erkennen. Dabei nirgends Pose oder falsches Pathos; wahres Heldentum ist immer einfach, fast selbstverständlich. Zumeist sind's Helden im Entfagen, in der Aufopferung für andere, in der Selbstentäußerung. Solche Bücher haben etwas von einer Heiligenlegende für die heutige Zeit. Ohne Wundergeschichten lassen sie uns das erhabenste und erhebenste aller Wunder erleben: große Liebe. Auch das ist ein Buch, bei dem man so recht gewahr wird, wie edle Schönheit unser Fühlen besser macht.

Viel stärker, als diese beiden, steht ein dritter Schweizer, Alfred Niedermann, im Banne Konrad Ferdinand Meyers. Das liegt wohl daran, daß er mehr Kulturpoet ist, daß er weniger im Volksleben steht, als Meer und Jahn. Die drei Künstlernovellen „Dione Peutingen“, „Der Marienmaler“, „Um den Druidenbrunn“ (3 Bände, je 2,80 Mk., geb. 3,80 Mk., im Verlag S. Haessel, Leipzig) entrollen düstere Bilder aus den dunklen Tagen der Hexenverfolgung, der Inquisition und der Glaubenskämpfe. Niedermann gibt feste Zeichnung und kräftige Farben, wie ein alter Meister. Mit diesem teilt er die Kraft des Empfindens und Freude an reichem Geschehen. Die Erzählung ist so spannend, der Erzähler als solcher packt so stark, daß man leicht übersteht, welch hohe Ruhe, welch reife Kunst hier am Werke sitzt. Die Stellung zu Meyer ist nicht Nachahmung, sondern Wesensgemeinschaft. So ist auch Niedermann ein Eigener und ein Starke.

Für heute nur kurz erwähnen will ich einige andere Bücher, in denen

das Heimatliche als starke Kraft wirkt. Timm Krügers Name brauche ich unsern Lesern nur empfehlend ins Gedächtnis zurückzurufen. Seine Novellen erscheinen jetzt bei Janssen in Hamburg in schönen kleinen Bändchen, die für Geschenkwerte bestens empfohlen seien. Warm empfohlen seien desgleichen A. Suppers Schwarzwaldgeschichten „Da hinten bei uns“ (Heilbronn, A. Salzer, geb. 3 Mk.), die aus dem Durchschnitt der Heimatkunst-Literatur hoch emporragen.

Mit einem seltsamen Gefühl legte ich Ernst von Wildenbruch's neuen Roman „Das schwarze Holz“ (Berlin, Grottesche Verlagsbuchhandlung, gebd. 5 Mk.) aus der Hand. Man ist mächtig aufgewühlt, viel hin und her gerissen worden und weiß nun am Ende so recht nicht warum. Es ist viel Überhitztes in dem Werke, dessen Leidenschaft einen wohl im Augenblick immer in Bann schlägt, die aber nicht nachhält. Ich glaube, wenn Wilhelm Jensen den Stoff ergriffen hätte, würden wir die ihm gemähere Gestaltung erhalten haben. — „Das schwarze Holz“ ist der Schimpfname für Udelgunde Schwarzholz, die Dienstmagd der Pastoraleute eines Thüringer Dörfleins. Sie ist die Letzte eines alten Geschlechts, ohne daß sie eine Ahnung hätte von dem, was ihre Vorfahren waren. Wenn man so an einem „letzten“ Mann oder einer „letzten“ Frau vorübergeht, „begegnet unserm stumm beobachtenden Blick ein dumpf verständnisloser Gegenblick, und hinter den plump und stumpf gewordenen Zügen gewahren wir etwas, das so aussieht wie ein andres, älteres, hinter dem jetzigen verborgenes Gesicht, ein Antlitz von kühnerem Schnitt, von feinerem Ausdruck, als das jetzt verbauerte Antlitz. Das ist das alte Geschlechts-gesicht, das da herüberdämmert aus verlorener Ferne, von dessen Vorhandensein der Inhaber, der zum Knecht verkommene „Letzte“ selbst nichts mehr weiß, das auch seine dauerliche Umgebung nicht mehr gewahrt, das höchstens noch dieser und jener erkennt, der mit eindringlicheren Augen in Gesichtern zu lesen versteht, als es die Menschen für gewöhnlich tun.“ Für Udelgunde Schwarzholz kommt der Mann, der eindringlicher in ihrem Gesichte zu lesen versteht, zu spät. Schon vorher hat die Liebe die so lange schlummernde Macht ihres Herzens geweckt und hat in dem bislang abgestumpft erscheinenden Weibe einen verzehrenden Brand entfacht. Der, dem diese Liebe gilt, ist ein schmucker, fester Unteroffizier, ein oberflächlicher selbstbewußter Fant, dabei ein stier gewöhnlicher Streber. Er sieht in der Dienstmagd natürlich auch nicht mehr als alle andern Dörfler: ein häßliches Scheusal, ein ungefügiges Riesenweib, vor dem ihm eigentlich graut. Aber sie hat Geld. Ein kleiner Besitz, den sie ererbt und in geizigem Sparen vermehrt hat, kann ihm wohl helfen. Udelgunde Schwarzholz kauft sich fast ihren Bräutigam. Erst kauft sie ihn einer Nebenbuhlerin, einem gewöhnlichen Kammerkätzchen, ab, dann gewinnt sie ihn sich durch stets neue Geldspenden. Da kommt der, der ihr wahres Gesicht sieht. Er ist ein Althet, der Sohn eines adligen Hauses, der durch die magdliche Verhüllung die Mona Lisa schaut. Udelgunde Schwarzholz kommt nach Berlin, um dem Baron das Haus zu führen, genauer, um ihm den Kunsttraum, der ihn durch sein Leben begleitete, zu erfüllen. In raschen Schlägen erfüllt sich hier ihr Schicksal. Sie erkennt, daß ihr Bräutigam sie verkaufen will; sie sieht, daß das Weib, das durch einen Eid sich verpflichtete, von jenem zu lassen, ihn ihr doch abspenstig macht. So ist ihr Leben wertlos geworden. Die Leidenschaften walten in ihr mit der elementaren Gewalt des Armen-schen. In wenigen Tagen ist sie geworden, was der künstlerische Blick in ihr erfaß:

ein Heldentweib, der lebendig gewordene Traum von Schönheit und Größe. Aber sie hält fest an ihrer Liebe zum unwürdigen Manne und will nur Rache an der, die ihr jenen entriß. Bevor sie den scharfgeschliffenen Florentiner Dolch aus der Kunstsammlung des Barons in die eigene Brust stößt, verfenkt sie ihn in der der Nebenbuhlerin. — Ich glaube, wenn das Werk kürzer wäre, würde es uns eher ganz überzeugen. So fehlt die glühende Kraft der Darstellung, die uns nicht zur Besinnung kommen lassen dürfte, auf daß das Ganze mit derselben Gewittergewalt über uns hereinbräche, wie es in dem dargestellten Leben vor sich geht. Nun bleibt vielfach nur die Schwüle. Blitz und Donner, die nicht ausbleiben, wirken mehr als Theater. Es ist kein Durchschnittsbuch. Vielleicht hat Wildenbruch nur selten mit tieferer Leidenschaft einen Stoff erfaßt, aber wirklich gebändigt hat er ihn nicht.

Einen etwas umständlichen, aber sehr überzeugenden und lehrreichen Beitrag zur Psychologie des großstädtischen Literaturlebens bietet Erich Lienthals „Peter Schüler“ (Minden, Bruns Verlag, 4 Mk.). Dieser Peter Schüler ist das einzige Kind einer Witwe, die es mit größter Sparsamkeit fertig bringt, ihren Jungen die bessere Schule besuchen zu lassen und dabei doch das ererbte Vermögen zusammenzuhalten. Die Mutter, eine etwas beschränkte, im Grunde gutmütige Frau, ist von jener erschrecklichen Nüchternheit im Innern, die so oft ein Kennzeichen der Berliner Bürgersfrau der unteren Schichten ist. Das Religiöse ist in ihr ertötet, das Leben hat ihr auch ein starkes Fühlen erstickt oder ihr so lange vorgeredet, daß es unangebracht sei, stärkere Empfindungen merken zu lassen, bis sie schließlich diese unter der dicken Schicht einer äußeren Gleichgültigkeit so verborgen hat, daß sie nun gar nicht mehr zum Durchbruch kommen und allmählich ersticken. Ihren Jungen hat sie durch stete Bevormundung in gewissem Sinne verzogen, andererseits hat sie ihm niemals ihre stärkere Liebe gezeigt. Nur diese Liebe hätte ihn aber zu einem tüchtigen Menschen machen können. Begabt ist er, und zwar eigentlich nach der Gefühlsseite mehr als im Verstand. Er besitzt nicht jene zerfetzende Kritik der Nüchternen, die früh genug mit Idealen fertig werden und all ihr Streben auf das Erreichen äußerer Lebensziele richten. Andererseits ist auch sein Gefühlsleben, da es nicht die Nahrung starker Liebe erhielt, zu weichlicher Nervosität ausgeartet. Er ist zu zart befaßt, um sich wirklich in den Strudel der Gemeinheit hineinzustürzen, er bedarf andererseits so sehr der steten Anregung, des sensationellen Anreizes, daß er nie die Kraft hat, etwas von sich abzuweisen, sondern alles mit lusterner Phantasie betastet. Allem Wissensstoff gegenüber fehlt ihm die Fähigkeit des Zusammennehmens der Kräfte, dafür nimmt er jede von der Zeitung und den Fluten des Großstadtlebens gebotene geistige Anregung auf, verarbeitet sie natürlich nicht innerlich, sondern läßt sich von ihr hin und her reißen. So wird er in Wirklichkeit immer schwächer im Vermögen und im wirklichen Entschließen, dabei immer stärker im bloßen Wollen. Als ihn das von der Mutter hinterlassene Vermögen unabhängig macht, gerät er in die Literatur. Auch hier bleibt er im Kern verlogen, wittert alsbald das Sensationelle, das das nackte Bekenntnis seines Seelenzustandes hat, und nußt es aus. Ein Mädchen, das ihn lieben lernte, weil sie ihn nach seinen Redensarten für stark hielt, und so seine Frau wird, erkennt in ihrer wahren Liebe bald seine Schwäche, fühlt aber gleichzeitig, daß ihr Gatte nur leben kann dadurch, daß er sich für groß halten darf. So setzt sie alles daran, ihm den Erfolg zu erzwingen, auch ihr Leben. Mit ihrem Tode bricht für ihn der letzte

Salt weg, er endet im Wahnsinn. — Ich gestehe, daß es mir manchmal schwer fiel, weiterzulesen. Es ist ein Buch, das einen naturgemäß nirgends erhebt, nirgendwo eigentlich fortreißt; aber die Wahrheit der Entwicklung eines in der Großstadt häufigen Menschentypus zwingt einen doch immer wieder zu dem Buche zurück. Man lernt aus diesem Roman eine große Zahl unserer neueren Literaturerscheinungen aus dem Leben heraus verstehen. Man fühlt darüber hinaus, wie arm dieses großstädtische Leben im Grunde bleibt, weil es von der Natur getrennt ist. In Frenssens neuem Buche „Silligenlei“ ist eine Szene, bei der Kai Jans armen Großstadtkindern in seiner phantastischen Art das Bauernleben draußen in der Natur schildert. Als er fertig ist, da sagt er zu ihnen: „Was sagt ihr nun dazu? War das nicht ein schöner Tag?“ Da lachten die Kinder und sagten: „Mensch, meinst du, daß wir das glauben, was du uns erzählt hast, das ist ja ein Märchen.“ Da kam er aus der Stuben zu uns in die Küche, ganz traurig und verzweifelt, und sagte: „Seht, was ein Dorfkind alle Tage erlebt, das nennen eure Kinder ein Märchen: in solchem Jammer sitzen sie.“

Silligenlei, das heilige Land unserer Sehnsucht, wird kaum jemals auf Erden volle Erfüllung werden können; aber ein heiliges Land, heilig durch die Nährkraft des gesunden Bodens, heilig durch die läuternde Wirkung, die es auf jedes empfängliche Herz ausübt, bleibt die Natur. Die Sehnsucht nach ihr ist erfüllbar. Für Tausende und aber Tausende erfüllbar, die heute freilich kaum mehr diese Sehnsucht im Herzen vernehmen, die doch in jedem liegen muß. Eine hehre Aufgabe der Menschenliebe, zu deren Erfüllung das Leben jedem einzelnen eine Gelegenheit bietet, zu deren Lösung vor allem aber auch die Kunst berufen erscheint, dieses Zusammenleben des Menschen mit der Natur zu steigern, den von den hastenden Geschäften des Alltags geheizten und halbverzehrten Menschen hinauszuführen in den heiligen Sonntag der ruhigen, unberührten Natur.

Karl Storr



Theatralische Wirklichkeiten

Als literarhistorische Kuriosität, als verspätete Nachfolge eines literarischen Übergangsstadiums mutet uns heute schon das dramatische Werk von dem Holländer Hermann Seyermanns an.

Das Etikett dieser Richtung heißt „Naturalismus“. Doch dieser Naturalismus, diese Wirklichkeitspiegelung hatte zum Stoff immer nur die beschränkte Wirklichkeit eines äußerlichen Bezirkes, eines „Milieus“, die beschränkte Wirklichkeit des Genrebildes mit den typischen Gewohnheitszügen bestimmter sozialer Spielarten. Diese Kunst blieb immer ethnographischen Skizzenbüchern, nur daß die Besonderheiten und Charakteristika nicht fremden Völkern dunkler Erdteile abgelauscht waren, sondern unter und mit uns lebenden Menschenschichten.

Requisiten- und Staffage-Technik war es, die mit Eifer, Fleiß und Subtilität das Material zusammentrug und — Schreibtisch her — notierte, was

Auge und Ohr nur erbeutete: die Einrichtung der Schifferstuben wie die gebräuchlichen Worte und Lebensarten, den Jargon des darzustellenden Kreises.

Heyermanns' Beobachtung war scharf und gründlich und seine Hand auch sehr geschickt im Mosaikzusammensetzen der überall errastten Stoffelemente, der *disjecta membra*. . . . So erreichte er es in seinen Schifferdramen vor allem, uns nicht nur ein anschauliches Bild von den Gewohnheiten, der Lebensweise und dem Lebensrahmen einer Klasse zu geben, er brachte auch die Vorstellungswelt, ihre Existenzmaßstäbe, ihren begrenzten Gedankenbereich sorgsam präpariert zur Kenntnis. Aber das alles ging nicht über das Niveau eines Demonstrationsexperiments hinaus, es war mehr Naturforschung als Menschenichtung. Und dieser Naturalismus, diese Wirklichkeitspiegelung machte immer hilflos und stockend Halt vor jenen Pforten, hinter denen die wirkliche, höhere Wirklichkeit beginnt: das unsichtbare Reich verstrickter Charakterwege und schicksalsbildender Triebräfte, das kein Beobachter, sondern nur ein schauender, wissender Dichter ahnend enthüllt.

Immer sehnen sich die Schaffenden, wenn sie nicht bloße Fabrikanten sind, nach dem Versagten. So auch Heyermanns, der für uns ein Enger, aber dabei durchaus ein Ehrlicher und Echter ist und ernsthafte Behandlung zu verlangen hat.

Ein Beispiel jenes künstlerischen Wunsches, von der Standes- und Milieucharakteristik zur menschlich-seelischen Mittelung eines individuellen Schicksals fortzuschreiten, stellt sein Drama „Ghetto“ dar, das im „Kleinen Theater“ aufgeführt wurde.

Der Titel scheint zunächst darauf zu deuten, daß hier statt der früheren Ethnographie der Schiffer eine Ethnographie der holländischen Juden zu erwarten ist: Bilder voll Rembrandtschem Helldunkel aus jenem seltsam anachronistischen Viertel Amsterdams, vor dem, ähnlich wie vor dem Prager Ghetto, die Zeit stillgestanden hat, in dem versteinerte und erstarrte uralte Gebräuche das Leben einer fremden, verwunschenen Rasse bestimmen. Ein menschen-naturwissenschaftliches Thema voll Rarität und Kuriosität, und viel mehr als die Forschungskreisen in jene Fischerdörfer eine Durchquerung finsterner Erdteile.

Heyermanns hat sich diese Welt für seinen Spiegel auch nicht entgehen lassen. Doch nicht das Drama zeigt ihr Abbild, sondern ein Roman „Diamantstadt“. Ein Höllenbreughelbuch voll chaotischem Gewirr von Unrat, Elend, menschlichem Abschaum, voll Scheußlichkeit „aus den Tiefen des Lebens“, voll stücker Dumpsheit aus den Kellerlöchern entmenschter Kreaturen. Mit zolaistischer Technik und breitem, in eine unerschöpfliche Materialgrube getauchtem Pinsel ist dies Buch gemacht, eine *Mappe schlimmer documents humains*, eine menschliche Schreckenstammer.

Auch hier steigt nicht, wenn es auch scheinbar so aussieht, ein Einzelschicksal aus dem brodelnden, chaotischen Herentessel auf und zieht das menschliche Interesse an sich; Hauptsache ist in diesem düsteren, mißfarbenen Fresko die Masse und der Zustand, und die Figuren, die sich aus dem schwelenden, drückenden Nebel schattenhaft entwickeln, sind keine Eigengeschöpfe, sondern Vertreter, Chorführer gewissermaßen, oder Symbole, Begriffe mit Menschengestalt. Das ist ja auch ganz zolaistisch.

Im Gegensatz zu diesem Juden-Roman wollte nun Heyermanns wohl in diesem Juden-Drama die Umarbeitung eines Jugendwertes einmal versuchen, ein Einzelschicksal zu gestalten.

Er drängte absichtlich das Genrehafte, die „Innenkunst“ des Raumes zurück, und strebte nach der innerlicheren „Innenkunst“ menschlicher Seelenvorgänge.

Er verzichtete auf das, was er konnte, und quälte sich und uns vergeblich mit dem ab, was ihm verschlossen.

Das naheliegende und so oft variierte Thema des Generationskonfliktes zwischen den Alten und den Jungen, zwischen Vätern und Söhnen, überträgt er auf den Boden einer kleinbürgerlichen jüdischen Familie in Amsterdam.

Eine ermüdende, monotone Exposition voll fatalem Alt-Kleider- und Mitgiftschacher leitet ein und gibt gleich den Ton zu der theoretisch auf grellen Gegensatz gestellten und mit bewußtem Unterstreichen arbeitenden Charakteristik.

Der Vater, ein harter, gieriger Blutsauger, der selbst aus seiner Blindheit Kapital schlägt und der unredlichen Gewinn als Arbeitssegnen rühmt, der Sohn, ein vager Schwärmer voll idealer Sehnsüchte. Dieser junge Raphael, Heyermanns' Held, ist nun ein blutloses Abstraktum geworden, eine aufgezogene Sprechmaschine; er redet, wenn der Autor ihm das Ventil öffnet, „wie ein Buch“, und die Konfliktbewegung wird hier mit dem ganz hilflosen, lebentötenden Mittel bestritten, daß der Meinungsherold seine Proklamationen in einem unaufhaltsamen Schwall ergießen läßt und die andern als ziemlich leblose Staffage dabei sitzen. Eine Monologserie vor Statisten; wer spricht, der hat das Wort, und die Korona darf nur Zeichen und Zwischenrufe der Mißbilligung oder der Zustimmung geben.

Monologischer Spezialist und Dauerredner ist also der junge Jude. Und er hat sich in jedem Akt zu produzieren, vor dem Vater, vor der Tante, vor der ihm zugebachten Braut und Stammesgenossin, vor dem Rabbiner, vor dem Christenmädchen, das er liebt.

Dieser Wortautomat ist mit Ariel Acosta- und Spinozablut geölt, und seiner Rede Inhalt, die auch den Titel erklärt, kämpft gegen das „Ghettotum“ und für das Menschentum. Er hält jene Philippika, die immer von den jungen Leuten in solchen Stücken gehalten wird, gegen den dumpfen Bann der altererbten Vorurteile, des jahrhundertsschweren Aberglaubens, orthodoxen Gewissenszwangs und er schwelgt in Zukunftsmorgenröten einer Menschheitsreligion, einer Erlösung vom „Ghetto“ für Juden und für Christen. Denn ihm — und hier hört man vermutlich Heyermanns — ist „Ghetto“ die erstarrte Unfreiheit, die, trotzdem die wirklichen Ghettomauern gefallen sind, hart und unerbittlich durch Vorurteil, Mißtrauen, Unduldsamkeit und eingewurzelttes Besservwissen und Dünkeltum die Menschen voneinander trennt.

Heyermanns läßt seinen Raphael, nach berühmtem Amsterdamer Vorbild, seinem Zudentum absagen, er will mit der freigewählten Gefährtin, der Christin Rose, wie es in solchen Fällen heißt, „hinausziehen“.

Es war nun von Heyermanns, nach seiner naturalistischen, fast stets mit irdischer Steptis und Pessimismus verbundenen Anlage, anzunehmen, daß er den Schwärmer, wenn er auch mit ihm sympathisiert, zur Enttäuschung und zu der herben Selbsterkenntnis führen würde, selbst ein Sklave des Ghettos zu sein.

Das ist an sich eine logisch natürliche Entwicklung, *éducation sentimentale juive*.

Heyermanns aber, der schon in der Zeichnung dieses Charakters — wenn man das rhetorische Luftgebilde so bezeichnen kann — jede Leibhaftigkeit ver-

miffen läßt, ist bei der Weiterentwicklung, bei dem Versuch, nun die Figur zu einer inneren Vorgangsbetätigung zu bringen, so ohnmächtig in den Mitteln, daß ihm sein Ausgang zu einem unüberzeugenden Verlegenheitsabfchluß wird.

Eine theoretische, mühsam ausgebaute und konstruierte Arrangier-Maschinerie, in der der Abfchlußplan des Autors alles und das Wesen der Person gar nichts zu bedeuten hat, schiebt die Figuren so lange gegeneinander, bis sie unter den Tisch fallen und die Partie zu Ende ist.

Heyermanns läßt Raphael dazu kommen, als Rose seinem ganz zusammengebrochenen Vater aus Mitleid und aus der weiblichen Erwägung heraus, ein friedlich-verträgliches Einverständnis zu erhalten, den Übertritt zum Judentum verspricht. Daraus ergibt sich zunächst noch logisch die kritische Situation des in seinem Glauben an die „freiheitliche Ebenbürtigkeit“ des Mädchens erschütterten Fanatikers. Aber da alles hier Konstruktion und Zweckpolitik statt dramatischer Entwicklungskunst ist, werden wir nicht Zeuge eines wirklichen Gefühlsprozesses und seines Resultates zwischen zwei Menschen. Sondern Raphael ist sogleich fertig mit seiner Liebe, wobei Heyermanns durch die äußerliche, ganz grobe Sanktifikation hilft, daß er das Mädchen zu plumpen, niedrigen, in der Anlage seines Wesens gar nicht begründeten Ausfällen zwingt, — wieder ein Fall der schon oft in diesen Betrachtungen erwähnten Charakteristik-Vergewaltigung einer dramatischen Person durch den Autor, um ein szenisches Ziel zu erreichen.

Rose muß aus dem Spiel eliminiert werden, und Raphael bleibt allein sitzen. Und Heyermanns läßt ihn flügelarm dort sitzen, in sich gebückt, ein Rückfälliger des Ghetto.

Das Tragikomische und das Groteske, mit dem dieser Schwärmer behaftet ist, der beim ersten Freiheitsschritt sich den Fuß stößt und greinend nach Haus läuft, trifft hier vielmehr den Autor als seine Figur, den Autor, der einen Begriff zurecht kostümierte, ihm ernstgemeinte Reden ausarbeitete, sich an und mit ihm selbst erhitze, und ihn dann, ohne den Abstieg sichtbar zu machen, kurzerhand verlegen in der Versenkung verschwinden läßt.

* * *

Man hat gegenüber diesem Gemisch von Außerlichkeitszügen und einer hohlen Rhetorik, der Nerv und Seele fehlen, ein Gefühl großer Gleichgültigkeit. Der Naturalismus darin ist uns heute ein veraltetes Schema und bietet uns nichts mehr, es ist Theaterkunst von gestern.

Wir erkennen wohl, wozu manches daran in seiner Zeit gut war. In einer Periode des erstarrten Konventionalismus und vager blaßblauer Schönrederei, die sich fälschlich als Idealismus ausgab, ist die Beobachtungsschule der äußeren Umwelt durchaus heilsam. Eine Reaktion gegen den unechten Schein, gegen die papierernen Gefühle ergibt sich. Das Sehen wird dabei geschärft und der Unterscheidungssinn gewest.

Es ist dabei sehr bezeichnend, daß diese naturalistische Reaktion im achtzehnten wie im neunzehnten Jahrhundert immer mit Stoffen aus der Niederung und mit primitiven Menschen ihr Schaffen anfängt. Das, sowie die ständige Begleiterscheinung des Verben, der „Schmuzmalerei“, erklärt sich aus dem Oppositionstrieb gegen das Süßlich-Salonfrisierte des Modetheaters der betreffenden Zeit, und weiter daraus, daß die „Echtheit“ des „Armeleutmilieus“ und ihre primitiveren Lebens- und Nahrungsforgen eben leichter nachzuzeichnen sind, als die komplizierteren Seelenvorgänge in höheren Kulturen.

Der historisch Sehende weiß heute, daß jener Naturalismus mit seinen Stoffen aus der Unterschicht die Durchgangsstation ist, eine Beobachtungsschule, aus der die Kunst dann mit neuen geschärften Sinnen zu weiteren Zielen gehen wird.

In der Malerei ist es nicht anders. Die Sezession, die auch die Reaktion gegen unpersönlichen Konventionalismus bedeutete, begann damit, den geleckten Genrebildern die Brutalitäten nacktester Wirklichkeiten entgegenzuschleudern. Und heute, wo das Übergangsstadium überwunden, umfaßt die Sezession alle Reiche, die Abschilderung der Umwelt-Wirklichkeit, wie die der höheren, aus der Phantasie geborenen Wirklichkeit, Max Liebermannsche Biergärten und Ludwig von Hofmannsche Traumlandschaften, und dazu noch die Stillfertigungskünste von Künstlern, wie Walser und dem Russen Somoff, die Vergangenheiten neu erleben und, nicht als Epigonen, sondern gleichsam als Wiedergeborene ein echtes „Echo du temps passé“ wecken.

Von solchen Entwicklungsbewegungen aus der engen und streng nüchternen Sucht des Naturalismus heraus zu freieren und weiteren Betätigungen, zur Gewinnung eines Stils, blieb das Theater am weitesten fern.

Vollendet wurde die Illusion des Natürlichkeitsprechens, der verhaltenen Gemütsbewegung, all der halben Töne in den Dramen aus unserer Zeit ausgebildet. Und die Theatergeschichte wird in diesem Zusammenhang den Namen Otto Brahm und des Deutschen Theaters verzeichnen.

Aber es müßte sich doch ein anderes entwickeln, das jener echten Phantastikunst in der Malerei entspräche. Eine Darstellung, die fern von dem glücklich durch das Wirklichkeitstraining überwundenen falschen, rollenden Sambenpathos der Konventionsjahre ein neues „Pathos“, oder sagen wir lieber, eine neue Ausdrucksgestaltung für erhöhte seelische Zustände und größere Offenbarungskraft der Seele sich schüfe.

Nach dem „Verstummen in der Qual“ sollte einmal wieder ein Gott die Gabe, ein Leid zu sagen verleihen. Eine schauspielerische Redekunst mit seelischer Resonanz schwebt mir vor, die jene Saffowel zum Tönen bringt. Wie im Rasso die Verse nicht nur „schöne Sprache“ sind, sondern vor allem der aufs höchste gesteigerte Ausdruck, das sprachliche Klang- und Bildsymbol innerlicher Welten, die mit einem Alltagswort gar nicht zu fassen wären, so müßten auch, entsprechend, die rednerischen und mimischen Mittel des Schauspielers zu einer Gehobenheit und Flügelstärke entwickelt werden, die nichts mit „Pathos und Deklamationschmelz“ zu tun hat, sondern ebenfalls gesteigerter stilisierter, wesenrecht resultierender Ausdruck ungewöhnlichen Innen-Vorgangs der seltenen Stunden ist.

Lastend und wünschend sucht eine neue Generation jetzt nicht, wie die frühere, das eingebildete Phantom der Wirklichkeit, sondern den Stil, eine Illusionskunst im höchsten Sinne, die unbeschränkt aller Gefühls- und Stoffreiche mächtig wäre.

Und der Sitz dieser Kunst, das ist entwicklungs geschichtlich sehr interessant, ist nun dasselbe Deutsche Theater, in dem Brahm einst — die Entwicklungen gehen heute rasch — die Wünsche der vorigen Generation zu verwirklichen suchte.

Der Mann solcher Zukunftsmusik ist Max Reinhardt.

Der schauspielerische Stil, den ich vorhin flüchtig andeutete, ist in seinem Reich noch nicht geboren. Es wallt und wogt noch, oft in unvollkommenen Gebilden. Aber das Ziel läßt sich nicht nur ahnen, sondern deutlich erkennen

aus der ganzen Art der szenischen Nachdichtung, aus der entschiedenen Richtung, das große Drama der Weltliteratur im neuen Lichte zu reproduzieren.

Mißverständnis spricht diesen Bestrebungen gegenüber gern von „Ausstattung“ und „Meiningererei“. Aber das Entscheidende dieser neuen Reinhardt'schen Theaterkunst ist, daß die „Ausstattung“ nicht wie früher Selbstzweck bedeutet, sondern daß sie zum „Ausdruck“ wird. Beispiele werden das gleich klarer machen. Nur ein paar theoretische Worte noch. Richard Wagner'sche Ideen vom „Gesamtkunstwerk“ erscheinen hier wirksam. Und wie im Musikdrama das Orchester den inneren und äußeren Vorgang auf den Brettern mit den Ausdrucksmitteln der Musik spiegelt, begleitet und so durch die Duplizität den Empfangenden eine viel stärkere Gefühlsbetätigung erweckt, so ähnlich wirkt das Bühnenbild in Reinhardt'schen Reproduktionen.

Schon früher gaben Maeterlinck's „Pelleas und Melisande“, „Schwester Beatrice“, „Minna von Barnhelm“ und der „Sommernachtsstraum“ dafür Zeugnisse. Und die jüngsten Zeichen dafür waren Kleist's „Räthchen von Heilbronn“ und Shakespeares „Kaufmann von Venedig“.

In beiden Aufführungen war deutlich erkennbares Ziel: der Sinneswahrnehmung reine, völlig entsprechende Komplementär-Erscheinungen, korrespondierende Phänomene zu dem seelischen Vorgang des Dichtungs-Erlebnisses zu geben und damit eine aufs höchste potenzierte gesamtorganische Empfängnis und Betätigung zu bewirken. Und das Mitschwingen von Assoziationen der bildenden Kunst spielt dabei eine große Rolle.

Ganz verschiedene Stilwelten bedeuten diese beide Dramen.

Die Seele der Räthchen-Dichtung ist deutsche Volkslied- und Märchenstimmung. So ging von den Landschaftsszenen im Wald und auf der Heide, am umrankten Gemäuer, unter dem Holunderbusch ein Gefühl aus, wie von Cranach's, Dürer's und Thoma's Welten. Wie der erzene Ritter in Wiesenblumen liegt und die Gräser das Eisenkleid umranken, das ist nicht nur ein malerischer Eindruck, sondern das ist ein lebendiges Symbol; Volkslied und Minnefang und Märcheninnigkeit, der Urboden, aus dem die Regungen dieses Dramas quellen, stellen sich in einem Landschaftsfinnbild dar; es erfüllt mit Suggestion; man fühlt die Menschen und Vorgänge überzeugter in ihrem Zusammenhang mit der Heimatserde, im Einklang mit Feld und Flur.

Und gleichermaßen kam im „Kaufmann“ Gefühls- und Stimmungsgehalt der Szene zu solch sinnlich-sichtlichem Ausdruck. Venezianische Ausschnitte, verwinkelte Durchblicke, hochgeschwungene Brücken, steilvorgestreckte Gassenecken sind das Reich der Nachtmästeraden, Entführungen und Mummenschanze. Porzias Gemach aus Gold und Edelsteinen mit den Farbenreigen des blumenstreuenden Dienerinnenchores bringt das Schéherezaden-Element orientalischer Wunder, und der Gerichtssaal mit der Senatorengrandezza, den roten und schwarzen Gewändern, überklungen vom Goldbrokat des Dogen, ist ein starkes Abbild altvenezianischer Macht und Herrlichkeit.

In dieser neuen Theaterkunst ist großes und reiches Leben und höhere Wirklichkeit.

Felix Poppenberg



Für den Weihnachtstisch

Wenn es eine Kunst zu schenken gibt, so bedeutet es vielleicht das Allerfeinste in dieser Kunst, die richtigen Bücher zu verschenten. Denn ein Buch ist an und für sich schon etwas ganz Persönliches, Lebensvolles — oder sollte es doch sein. Von sehr vielen Büchern geht freilich eine solch persönliche, tiefgehende Wirkung gar nicht aus — aber solche Bücher sollte man dann eben auch nicht verschenten. Und auch mit den guten, den lebendigen Büchern ist's wieder eine eigene Sache. Nicht jedes gute Buch paßt für jeden. Es gibt da eine ganze Reihe Bücher, zu denen man sozusagen ein Respektverhältnis hat. Daneben aber gibt's für jeden, der überhaupt zu lesen versteht, ein paar Bücher, die gerade er haben muß, die speziell für ihn geschrieben scheinen, zu denen er ein ganz warmes, persönliches Verhältnis hat, das, wie es mit aller Liebe im Leben geht, durchaus nicht immer im genauen Verhältnis zu ihrem künstlerischen und moralischen Werte steht. Ein solches Buch zu entdecken und zu besitzen bedeutet ein Glück, eine Lebensbereicherung, und es ist eben das Feinste in der Bücherchenketechnik, die richtigen Menschen und die richtigen Bücher zusammenzubringen. Dazu gehört freilich nicht nur einiges Bücherverständnis, sondern auch sehr viel Seelenkunde. Wer es nicht wagt, in seiner Kunst des Schenkens so hoch zu streben, der tut gut, sich an die andern, die für viele guten Bücher zu halten. Vielleicht macht er auch so einmal einen Treffer, jedenfalls ist er vor absoluten Nieten sicher. Und da die praktische Seite auch auf diesem Punkt für die allermeisten mitspricht und mitklingt, so ist es erfreulich, daß vieles von diesem Guten und Besten für große und kleine Leute heute in billigen, sauberen, gut ausgestatteten Ausgaben zu haben ist, — der handgreiflichste Erfolg der Bewegung „für Kunst im Leben des Kindes“ und der Bestrebungen für Ausbreitung guter Volksliteratur.

Die „Hamburgische Hausbibliothek“ (Alfr. Janssen) bringt die „Grimmschen Sagen“, „Alli der Knecht“, Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“, jedes gebunden für 1 Mt. bis 1,30 Mt. Ferner zwei erfreuliche und interessante Bändchen Hamburger Familiengeschichten; jedes gebunden für 50 Pfg.: „Unser Elternhaus“ von Paul Herz, und „Die Urgroßeltern Beets“ von Emma Dina Herz. Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung gab bisher in ihrer „Hausbücherei“ eine Reihe von hübsch ausgestatteten, auffallend billigen Büchern heraus, darunter drei Bände „Deutsche Humoristen“ und zwei Bände „Novellen“.

Von Romanen werden gewiß Frenssens neues Buch „Billigenlei“ und Frau von Heykings „Menschen untereinander“, die zum Fest angekündigt werden, an Absatz den größten Rekord erreichen. Warm zu empfehlen ist „Unterm Rad“ von Hermann Hesse (S. Fischer, Berlin). Auch Otto Ernsts „Aemus Sempers Jugendland“ (Staadmann, Leipzig) ist ein erfreuliches, lesens- und verschenkenswertes Buch. Gute Bücher, die vielen Frauen Freunde geworden, sind Luise von François' „Die letzte Reckenburgerin“ (Otto Jante, Berlin) und Helene Böhlau's „Rangierbahnhof“ (Fontane & Co., Berlin). Auch an die „Katsmädelgeschichten“ der letztern Verfasserin mag noch einmal erinnert werden. Karin Michaelis' „Das Schicksal der Ulla Tangel“ (Arel Junfer, Stuttgart) wird manchen Frauen sehr lieb werden durch seine eigenartige Dar-

stellung und herzerschütternde Tragik. Gesünder, größer sind freilich die Bücher der Lagerlöf mit ihrer Fülle von echter Epik und wahrer Poesie. Da gibt es in der Reclamschen Ausgabe und bei Albert Langen, München, „Gösta Berling“ und die „Herrenhofstage“ (bei Reclam „Eine Gutsgeschichte“ betitelt), die so Unwahrscheinliches erzählen und doch so wahr sind. Dann die großen Romane „Jerusalem“ und „Der Antichrist“, die „Christus-Legenden“ und die Novellen „Die Königinnen von Kungahälla“ (Langen, München) — alles in allem eine Fülle von Kraft und Schönheit! Ein gutes nordisches Buch, das auch in Deutschland viel gelesen wird, jedoch mehr in das übliche Romanggenre hereinschlägt, ist „Der Hochlandpfarrer“ von M. Sied (Steinopf, Stuttgart).

Aus dem Englischen übersezt erschien soeben bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M., Lafcadio Hearn's „Kokoro“, das in vornehmer Ausstattung feine Beobachtungen, Skizzen und Novellen des kürzlich verstorbenen Verfassers bringt, der, Engländer von Geburt, Japan so innig wie nur einer geliebt und gekannt hat.

Ob man Thomas Mann's „Buddenbrooks“, die jetzt in einer Volksausgabe zu 6 Mk. zu haben sind, ob man desselben Verfassers Novellenband „Tri stan“, dessen letzte Novelle „Tonio Kröger“ ein Meisterstück ist, verschenken will, bleibt Geschmackssache.

Sind schon unter diesen Romanen verschiedene Bücher, die viel Biographisches enthalten und an Selbstbekenntnisse grenzen, so gibt es unter den eigentlich biographischen Werken eine ganze Reihe sehr erfreulicher Neuerscheinungen. Da sind die Briefe von Wilhelm und Karoline Humboldt (Mittler & Sohn, Berlin), eine schöne Gabe für die vielen, denen die Humboldts, ihr Kreis und ihr Wesen, aus früheren Veröffentlichungen vertraut und wert geworden sind. Auf die bei Cotta eben erschienene Volksausgabe von Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen, in zwei gut gedruckten und gebundenen Bänden, 5 Mk., sei hier auch kurz hingewiesen. Ein ganz feines Geschenk für Leute, die Fontane's Kunst und Art zu schätzen wissen, die an allerlei stilistischen Feinheiten, an löstlicher Ironie und herzhaftem Humor, an allem Reimenschlichen überhaupt Freude haben, sind Theodor Fontane's Briefe an seine Familie (F. Fontane & Co., Berlin). Es ist ein seltener Genuß, ein reiches Menschenleben und eine eigene Lebensauffassung sich in so unmittelbarer, einfacher und doch künstlerisch-origineller Art in diesen Briefen wider spiegeln zu sehen.

Ein paar gute biographische Bücher sind uns auch von Frauenhand dies Jahr beschert worden. Da sind die Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege, hrsg. von Edith Frein v. Cramm (Fleischel, Berlin), die uns ein tragisches Liebesgeschick auf dem großen Hintergrund der Jahre 1804—1813 miterleben lassen. Die Briefschreiberin war die Braut jenes Albert von Wedell, der als jüngster der elf Offiziere vom Schillschen Freikorps mit den Kameraden 1809 vor Wesel erschossen wurde. Die Jugenderinnerungen von Therese Devrient (Karl Krabbe, Stuttgart) bieten die Geschichte einer glücklichen, warmherzigen Frau und allerlei Interessantes aus dem vormärzlichen Berlin. Claire von Glümer, die Achtzigjährige, schenkt uns einen Band „Aus einem Flüchtlingsleben“ (Heinr. Minden, Dresden), der anziehende und ergreifende Jugenderinnerungen aus der Zeit der politischen Verbannung ihres Vaters (1833—1839) enthält.

Zwei Biographien von Mite Kremniz: Marie Fürstin-Mutter zu Wied und Carmen Sylva (beide im Verlag von E. Sabeland, Leipzig) geben die Geschichte dieser beiden kennenswerten Frauen in psychologisch-feiner Weise und bieten auch kultur- und zeitgeschichtlich allerlei Interessantes.

Auch eine Biographie der Ellen Key gibt derselbe Verlag in Übersetzung aus dem Schwedischen heraus. Der Briefwechsel der beiden Brownings (E. Fischer, Berlin) scheint uns fast langweiliger als Ellen Keys schöner Essay darüber in ihrem Buche „Menschen“ (E. Fischer, Berlin). Sonst gilt's mit Ellen Keys Büchern vorsichtig zu sein. Es sind Blender, die es nicht aushalten, gründlich und häufiger gelesen zu werden. Wer sich über die Frauenfrage orientieren will, der lese die tüchtigen Bücher von E. Krucken-berg: Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung (Mohr, Tübingen), und Elf. Gnauß-Rühne: Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende (Otto Liebmann, Berlin). Auch Spohrs feines Multatuli-Buch „Frauenbrevier“ sei hier genannt (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), und Carpenters „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“, in der Übersetzung von Karl Federn (S. Seemann Nachf., Leipzig). Wilhelm Langewiesches „Frauentrost“ und seine anmutigen, gemüts-warmen Verse in „Planegg“ Ein Dank aus dem Walde (beides E. S. Beckscher Verlag, München), sowie die neue, von S. Vogeler-Worpswede fein ausgestattete Auswahl-Sammlung der „Lieder und Gedichte“ von Eduard Mörike (G. J. Göschen'scher Verlag, Leipzig, 2,50 M.) verdienen einen Platz auf manchem Weihnachtstisch.

Für nachdenkliche Leute wird man außer den Büchern des Türmerverlags („Bücher der Weisheit und Schönheit“, „Türmerjahrbuch“) unter den Auswahl- und Sammelbänden „Lebende Worte und Werke“, die der Verlag Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf, in guter Ausstattung zu je 1,80 M. herausgibt, einiges finden: Eine Auswahl aus Matthias Claudius' Schriften — Carlyles „Arbeiten und nicht verzweifeln“ — John Ruskins „Menschen untereinander“. Ebenso bringt dieser Verlag eine Sammlung alter deutscher Volkslieder: „von rosen ein krenzelein“, und alte deutsche Kinderlieder mit Melodien: „Nacht auf das Tor“. Das letztere Buch ist sehr brauchbar für Mütter, die sich für ihre Kleinen die alten Wiege- und Roselieder wünschen. Diese Reime sind in ihrem Rhythmus und Wortklang ganz die richtige erste literarische Nahrung für unsere Kinder. In schöner Ausstattung gibt sie Martin Boelitz „Schöne, alte Kinderlieder“ (E. Nister, Nürnberg). Auch das ältere Schumannsche Buch (Stroeser, Nürnberg) „Für Mutter und Kind“ mit seinem farbenfrohen Bildschmuck holt hier seine Texte und ist warm zu empfehlen, ebenso Feodor Flinzers „Sungbrunnen“. Der Verlag von Karl Schünemann, Bremen, bringt zwei hübsche Bände: „Blau blüht ein Blümelein“, Volkslieder für die Jugend, und „Selige Zeit“, Alte und neue Kinderlieder.

Damit wären wir bei den Weihnachtsbüchern für unsere Kinder angelangt, die wir mit ganz besonders viel Lust und Liebe und Nachdenken wählen werden. Auch hier tun wir immer noch gut, uns an das Bewährte, Alte zu halten. Unsere Kinder sollten die „Grimmschen Märchen“, Robert Reinicks „Märchen, Lieder und Geschichten“, beides mit Ludwig Richterschen Bildern, die „Haynschen Fabeln“ mit den Speterschen Bildern, einiges an Ludwig Richterschen und Peetschschens Bilderbüchern

besitzen, ehe man ihnen anderes modernes gibt. Der „Struwelpeter“ ist auch heute noch schöner und brauchbarer, als der „Fischebuz“, der „Buntsched“ oder ähnliche Wehmelsche Produkte. Lustigere Bilder und Verse als Wilhelm Busch in „Max und Moritz“ und „Pflisch und Plum“ hat noch kein Neuerer unsern Bublen geschenkt. Als erstes Lese- und Vorlesebuch sind „Karl und Marie“ und „Roland und Elisabeth“ von der Overdieck immer noch gut und anschaulich; das „Heidi“, das „Gritli“ und ein paar andere Bücher der Spyri bleiben frisch und erfreulich. Auf ein älteres Buch mit Richter'schen Illustrationen, das in Neuaufgaben erschienen ist, „Die schwarze Tante“, Märchen und Geschichten für Kinder (Breitkopf & Härtel, Leipzig, geb. 2 Mk.), sei hier besonders aufmerksam gemacht, es verdient viel gekauft und viel gelesen zu werden.

Anderesen, Hauff, Leander in seinen „Träumereien an französischen Raminen“ stehen in ihren besten Sachen über der modernen Märchenproduktion, auch über den Preismärchen, welche die „Woche“ in einem schönen Bande den Kindern dies Jahr bietet. Bestzen und kennen die Kinder aber diese alten Schätze, so gebe man ihnen vom Neuen das Beste, z. B. die Bände „Knecht Ruprecht“ (Schaffstein, Köln) und das sehr gute, frische Buch: „Die Doktorfamilie im hohen Norden“ von Gjelms-Selmer in deutscher Übersetzung bei Marchlewski, München. Auch die Bogelschen Bücher mit den feinen Gehrt'schen Illustrationen: „Frau Märe“, „Glückskinde“ und „Spinneblein“ (Paul Waegels Verlag, Freiburg), sowie die schon im 19. bezw. 13. Jahrgange erscheinenden reichillustrierten Jugendjahrbücher „Deutsches Knabenbuch“ und „Deutsches Mädchenbuch“ (R. Thieme-manns Verlag, Stuttgart, M. 6,50) seien warm empfohlen. Sehr gut erzählt (für das Alter von 10—12 Jahren) scheinen uns die „Griechischen Götter- und Heldengeschichten“ von Professor E. Witt (Max Waag, Stuttgart). Auch der erste Band Württembergische Volksbücher: „Sagen und Geschichten“ (Holland & Josenhans, Stuttgart, geb. 1 Mk.), und „Tage der Gefahr“ (Alexander Köhler, Dresden-Leipzig, geb. 75 Pfg.) sind erfreuliche Erscheinungen in ihrem Bestreben, unserer Jugend ein Stück Volkslage und Geschichte nahe zu bringen. Überhaupt kommen uns hier, wenn wir für unsere Schulkinder Weihnachtsbücher suchen, wieder eine Reihe ganz billiger Veröffentlichungen aufstatten: Da gibt's einmal die klassischen Jugendbücher: den „Robinson“, „Lederstrumpf“, „Eulenspiegel“, „Reineke Fuchs“ in billigen, guten Ausgaben; von neueren Büchern: der „Kleine Lord Fountleroy“, die Liliencron'schen „Kriegsnovellen“, Storm's „Pole Poppenspäler“, ein paar Bände Rosegger, gute „Tiergeschichten“, darunter einiges von Rudyard Kipling (dessen Dschungelgeschichten auch ein Prachtbuch für junge Leser sind) und anderes mehr. Näheres darüber findet man in den auch in unsern Schulen vor Weihnachten vielfach verbreiteten Verzeichnissen empfehlenswerter Jugendschriften. Ein richtiges Weihnachtsbilderbuch ist „Christkind“, Bilder und Lieder von Paul Mohr und Karl Gerol (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart).

An Lyrik sind Liliencron's „Gedichte“, Auswahl für die Jugend (Schuster & Löffler, Berlin, 75 Pfg.), „Vom goldnen Überfluß“ von Löwenberg (Voigtländer, Leipzig, geb. 1,60 Mk.), eine für die Jugend berechnete, von W. Lobsien veranstaltete Sammlung von Gedichten neuerer Dichter, „Aus silbernen Schalen“ betitelt, mit Buchschmuck von Mary

Freiin Knigge (Niedersachsen-Verlag Karl Schünemann, Bremen, 1,50 Mk.), ferner das „Balladenbuch“ der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung zu nennen.

Die „Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 71“ von Karl Zeis sind in einer Jugendausgabe bei Stephan Weibel, Altenburg, herausgekommen. Dies Buch und den „Rulmann“, Erzählung aus vorgehichtlicher Zeit (Spamer, Leipzig), möchten wir als Knabenlektüre empfehlen. Ein Buch von Charitas Bischoff „Augenblicksbilder aus einem Jugendleben (Wallmann, Leipzig) scheint uns sehr geeignet für heranwachsende Mädchen. Zeichenlustigen Kindern schenke man: „Wen soll ich malen?“ von Probst (Braun & Schneider, München) und El. von Busses „Formenschatz“ (Voigtländer, Leipzig). Ein feiner Besitz für jedes kinderreiche Haus sind die beiden Bände „Unser Lieberbuch“ (B. Schott Söhne, Mainz) mit den köstlichen alten Melodien und den schönen Zumbuschschen Buntbildern.

Kinder, die Lust und Talent zum Aufführen haben, werden sich über das „Puppenspiele“ (in schöner Ausstattung bei Alfred Janssen, Hamburg) freuen.

Die Kräpelinschen „Naturstudien“ (Teubner, Leipzig) und die Schmeilschen Bücher über Zoologie und Botanik (Nägele, Stuttgart) sind treffliche naturwissenschaftliche Werke für unsere Jugend.

Und nun frohe Weihnacht — und jedem das richtige Buch unter den Weihnachtstbaum!

E. Prieß





Im Dienste der künstlerischen Anschauung

Von

Dr. Karl Storck

Unser Verhältnis zur Kunst ist eine Gefühlsache oder sollte es doch sein. Wer nur aus der verstandesmäßigen Rücksicht der Bildungsprozederei sich mit Kunst beschäftigt, dem bleibt ihr Heiligtum mit sieben ehernen Toren verschlossen. Er kann dabei freilich zum hochgelehrten Universitätsprofessor werden, niemals aber zum Kunstgenießer. Und auf diesen edlen, feinen Genuß kommt es ja doch schließlich allein an, denn in dieser Feinheit des Genusses liegt ja gleichzeitig die höchste ethische Erziehung. In diesem Sinne muß die Kunst moralisch sein und nicht in irgend einem lehrhaften. Denn es ist ja beinahe ebenso mit der Moral, wie mit der Kunst, daß sie nur dann wirklich hoher Lebenswert wird, wenn sie zur Gefühlsache, zur inneren Lebensnotwendigkeit geworden ist und nicht von den verstandesmäßigen Überlegungen, der Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung eingegeben wird.

Nun aber kann die Kunst zu dieser Gefühlsache nur dann werden, wenn wir zu ihrem unmittelbaren Genuß durch die Anschauung kommen. Ich gehöre nicht zu jenen, die das Kind mit dem Bade ausschütten und jede Erklärung oder geschichtliche Behandlung eines Kunstwerkes als vergebliche Liebesmüh' hinstellen. Nur freilich darf diese Tätigkeit nicht vom philologischen Zertrennungsgeiste eingegeben, sondern muß ein Bekenntnis der Liebe sein, der sich das innerste Wesen des betreffenden Kunstwerks oder der Kunstentwicklung erschlossen hat. Aber sicherlich bleibt alle Kunstbelehrung gerade in dem Sinne eines ethischen Genusses unfruchtbar, wenn sie nicht durch Anschauung unterstützt wird.

Nachdem lange Zeit hindurch der Kunstunterricht sich fast nur um die verstandesmäßige Seite bemüht hatte, also im wesentlichen eine Künstlergeschichte oder eine Behandlung des Kulturwertes der einzelnen Kunstprodukte geworden war, erfolgte in den letzten Jahren der Umschwung, der, wie es ja natürlich ist, zu einer Einseitigkeit in der anderen Richtung ge-

führt hat. Denn die Rufe: „Kunst ins Volk!“ „Kunst in die Schule!“ und wie sie alle heißen mochten, verlangten, daß das Bild ohne jede weitere Erklärung den Menschen nahe gebracht werde und es dem einzelnen überlassen bleibe, wie er sich zu diesen Werken heransinde. Wäre das wirklich so einfach, wäre wirklich der Einfluß des Kunstwertes in unserer Nähe so stark, wie von dieser Seite angenommen wird, so würden längst die auf öffentlichen Plätzen aufgestellten plastischen Kunstwerke gerade auf das breite Volk einen viel stärkeren Erziehungseinfluß ausgeübt haben, als es der Fall ist. Nein, man muß schon zur Kunst erzogen werden, allerdings ist dabei das beste Erziehungsmittel das Kunstwerk selber. Die beste Erziehungsstätte aber ist gerade hier das Haus.

Es ist nicht wahr, daß die Schule hier sehr viel machen kann. Ihr einziges tatsächlich wirksames Mittel ist der Zeichenunterricht, indem dieser, auf der neuen Grundlage des Zeichnens nach der Natur aufgebaut, das Auge zum Sehen erzieht. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der Zeichenunterricht im Lehrplan unserer Schulen immer nur ein verhältnismäßig bescheidenes Plätzchen einnehmen kann. Außerdem ist ein Sehenkönnen noch lange nicht ein Kunstgenießeinkönnen. Ja, es könnte dahin kommen, daß ein auf sehr genaue Beobachtung geschultes Auge im Kunstwerk eher die Unrichtigkeiten sieht, als die Größe. Der an scharfe Wirklichkeitsbeobachtung gewöhnte Blick wird z. B. bei einem Burne-Jones immer die Störung des allzu Langen in den Gliedmaßen überwinden müssen, er wird bei Böcklin oder Thoma sehr oft sich durch Zeichenfehler stören lassen, und z. B. auch der Landschaft gegenüber die Stilisierung schwer genug überwinden. Um an diese doch wesentliche Seite der Kunst gelangen zu können, dazu bedarf es des Stimmungsvermögens, und dieses wird die Schule niemals heranbilden können. Die große Zahl der Schüler, die ganze Art der Umgebung ist geradezu stimmungsfeindlich und zerstört, wie ja jeder aus Erfahrung beisteuern kann, sogar beim von Natur aus künstlerisch Begabten die Unbefangenheit. Man denke z. B. zum Beweise dessen nur an den Unterschied, mit welchem Ausdruck ein Schüler zu Hause oder allein vor sich hin ein Gedicht vortragen kann, während er in der Schule durch die Umgebung natürlicherweise von einer Scheu ergriffen wird, die ihn sein innerstes Empfinden verhehlen läßt. Und diese Keuschheit des Empfindens ist doch auch wieder ein so kostbares Gut, daß wir nicht dagegen arbeiten möchten, denn ihr Gegenteil, die Fähigkeit, vor anderen sein innerstes Empfinden so bloßzulegen, ist Schauspielerei. Es bleibt eben dabei, daß der eigentliche Hort der künstlerischen Entwicklungsmöglichkeit das Haus ist. Und zwar die einsame Stube, wenn das ganze Hauswesen auf einen Ton eingestimmt ist, mit dem dieser Ton des Kunstempfindens sich nicht zum Altkord verbinden kann; sonst aber gerade die Gemeinsamkeit des Betrachtens. Ich verstehe nun unter künstlerischem Ton eines Hauses keineswegs das Hängen zahlloser Bilder an den Wänden oder das Vorhandensein vieler illustrierter Prachtwerke. Von zahlreichen großen

Künstlern ist es uns bestätigt, und von uns selber haben es wohl sehr viele erfahren, daß zur Weckung und Erziehung des künstlerischen Genießens häufig ein einzelnes Bild oder irgend ein Buch völlig ausreicht.

Nehme ich alles in allem, so überwiegt bei mir, soviel ich mich bei dem heute modischen Kunstgerede ärgere, die Freude an den Folgen, die diese Kunsttrederei bei unserem Verlagsbuchhandel gehabt hat. Jenes Kunstgerede ist ja sehr oft ganz und gar unmännlich und in jenem höchsten Sinn unsittlich, als es die Kunst in einer Weise in den Mittelpunkt unseres Lebens zu rücken sucht, die nur dann und für den berechtigt ist, der zu einer ethisch tiefen Auffassung des künstlerischen Lebens als Betätigung starker schöpferischer Kraft gelangt; die aber bei allen denen eine marklose Verweichlichung zur Folge haben müßte, die mit „Genießen“ immer eine materielle Vorstellung, und sei es auch nur die eines Nervenkitzels, verbinden. Bei unserem Verlagsbuchhandel aber hat das Kunstgerede eine eifrige Tätigkeit in der Veröffentlichung von Kunstwerken, Bilder Sammlungen und dergleichen hervorgerufen, die ja ihrerseits viel Überheßtes hat und oft genug nur die Sucht nach der Ausnutzung einer geschäftlich günstigen Lage verrät, die aber doch überhaupt erst die Möglichkeit gewährt, nun mit ruhigem Blick auszuwählen, was uns gut und wertvoll erscheint. Günstig für diese hier einsetzende Tätigkeit einer kritischen Erziehung ist die Tatsache, daß die viele Kunsttrederei, in Verbindung mit den zahlreichen Kunstveröffentlichungen, in weitesten Kreisen unseres Volkes einen Bilderhunger erzeugt hat, wie er seit den Tagen eines Dürer kaum vorhanden gewesen ist. Die Aufgabe einer vernünftigen Kunsttrederei ist es nun, diesen Bilderhunger in Kunsttrederei umzuwandeln.

Die beiden wirksamen Mittel dazu sind: der Wandschmuck der Wohnung und die Bildermappe, zu der ja auch das Bilderbuch zu rechnen ist. Die Kunstmappe ist bei uns noch viel zu wenig zum Hausbestand geworden. Es hört sich so teuer an, und es ist heute doch schon bei bescheidenen Mitteln möglich, in den Besitz einer reich ausgestatteten Kunstmappe zu kommen. Wenn's gar nicht anders geht, tun es bereits Ausschnitte aus Zeitschriften, die man sich lose auf Kartons aufklebt.

Doch dieses Weihnachtsheft ist der Besprechung neuer Erscheinungen gewidmet, und so halte ich mich denn an das bereits fertig Gebotene.

Von unschätzbarem Werte für den Wandschmuck zumal sind die Künstlersteinzeichnungen, die die Verleger Teubner und Voigtländer zu Leipzig seit einigen Jahren in den Handel gebracht haben. Sie sind in vier Größen vorhanden: 100 × 70 cm zu 6 Mark, das sind ganz große Wandbilder; größere Formate kommen für das Bürgerhaus nur ausnahmsweise in Betracht; dann 75 × 55 cm zu 5 Mark, 41 × 30 cm zu 2.50 Mark und 23 × 33 cm zu 1 Mark. Es liegen heute so viele Blätter vor, daß nicht nur jeder Geschmack auf seine Rechnung kommt, sondern auch für die verschiedensten Stimmungen vorgesorgt ist. Während die beiden ersten Größen am besten im Rahmen an der Wand wirken, kommen die beiden

kleineren Formate auch für die Mappen in betracht. Sehr hübsch sind die vom Verlage zu billigem Preise in den Handel gebrachten Mappen, da sie mit Passepartout versehen sind, in dem die Bilder ohne die Störung durch den weißen Rand viel eindringlicher wirken und auch auf eine Staffelei gestellt werden können.

Beide Verleger geben Kataloge mit kleinen farbigen Nachbildungen heraus, nach denen sich leicht wählen läßt. Die von den Verlegern hergestellten Rahmen sind gut und sehr preiswert, doch sind sie natürlich nicht für jedes der Bilder gleich geeignet. Ich habe z. B. um Bergmanns „See-rosen“ eine ganz flache Goldleiste legen lassen und damit eine ganz überraschend schöne Wirkung erzielt.

Ich erwähne hier kurz jene Blätter, die mir zuletzt zur Beurteilung vorgelegt worden sind. Unter den großen (100 × 70 cm) Lithographien ist „Der Regenbogen“ von Karl Biese eines der besten der bisher erschienenen Blätter. Biese erreicht auch hier neben wuchtiger dekorativer Wirkung durch seine Farbigeit warme Stimmung. Über eine Türe aufgehängt wird das Blatt eine prächtige Wirkung üben. Auch August Riepers „Quelle“ verdient besondere Hervorhebung. Nur selten erreicht die Lithographie gleichzeitig diese breite Ruhe des Farbentones und eine auch für die Einzelheit ausreichende Festigkeit. Das ganze Blatt wirkt wie ein Gemälde, (Preis je 6 Mark). Eher für Schulräume oder sonstige Gemeindegzwecken dienende Säle ist Art. Ramps' zeichnerisch hervorragende „Germanentaufe“. Die Blätter der zweiten Bildgröße (75 × 55) sind um drei neue Stücke vermehrt worden: Bergmann „Der Schäfer“, Peppmüller „Am Dorfteich“, Ravenstein „Brigg im Hafen“ (je 5 Mk.). Das zweite zumal eignet sich für Zimmerschmuck, die beiden anderen eher für die Schule, für die das letztere sogar Lehrzwecke erfüllen kann. Derselben Größe gehört das einzige Blatt an, das mir dieses Mal aus Teubners Verlag vorliegt. E. Orlik's „Rübezahl“ wird am ehesten in der Kinderstube gute Wirkung tun. Für diese Kinderzimmer aber ein ganz köstlicher Bilderschmuck sind die bei Voigtländer erschienenen „Kinderfriese und Kinderbilder“ von Gertrud Caspari. Wir haben hier für Deutschland den ersten völlig gelungenen Versuch solcher Friese für ein Kinderzimmer. Die Blätter machen schon den Allerkleinsten große Freude, versagen aber dank der kräftigen Zeichnung, den frohen Farben auch bei älteren Kindern die Wirkung nicht. Die Vorwürfe sind voll echter Rindlichkeit, gar nicht läppisch, die Ausführung streift, trotz der weiten Tonflächen, nirgends die Karikatur. Die vier 115 × 41 cm großen Friese kosten je 4 Mark, zusammen mit den zwei kleineren Zwischenbildern 20 Mark. — Nicht ganz so voll befreunden kann ich mich mit der gleichen Künstlerin „Märchenbildern“. Die Farben scheinen mir etwas zu grell, das Ganze für das kleine Format doch zu sehr auf breite Flächenwirkung stilisiert.

Auch der Verlag von S. Casper in Berlin (Behrenstraße) bringt zwei neue Lithographien, von denen vor allem ein vorzügliches Bildnis Fris Reuters den zahlreichen Verehrern des Dichters willkommen sein wird.

Denn wie hier W. Schiemann den Kopf aus dem tiefschwarzen Hintergrund herausgearbeitet hat, das überträgt nicht nur ein Ausdrucksmittel der Schabkunst auf die Lithographie, sondern gewinnt dieser auch die Wirkungen jener vornehmen, leider nicht genug geübten Kunst ab. Das zweite Blatt „Raft“ von E. H. Zeit, das einen Bauernburschen leicht versonnen auf dem Rücken eines trinkenden Gaules zeigt, reiht sich in der Ausführung wie in der Stimmung würdig den Blättern der bekannten Unternehmungen an, während Schiemanns Reuter eine Sonderstellung zukommt. Beide Blätter kosten je 6 Mark.

Noch habe ich über drei einzelne Blätter zu berichten, die in vornehmer Reproduktionstechnik auch höhere Ansprüche an den Geldbeutel stellen. Der Verlag von Nikolaus Lehmann in Prag, der die große Gravüre nach Gabriel Max, „Christus als Arzt“, in den Handel gebracht hat, veröffentlicht jetzt in der gleichen Blattgröße 120 × 90 cm eine Photogravüre nach desselben Künstlers „Seherin von Prevorst im Hochschlaf“ zum Preise von 30 Mark. Je öfter ich das Bild betrachtet habe, um so mehr sind alle meine Bedenken geschwunden, um so überzeugter empfehle ich das Blatt als Wand schmuck für unsere Wohnungen. Denn nur gegen diese Art der Verwendung konnte es Bedenken geben; als Kunstwerk gehört das Blatt zum Allerbesten, was Gabriel Max geschaffen hat. Die schwere psychologische Aufgabe, diese merkwürdigste aller Somnambulen in dem Augenblicke ihrer höchsten Entrückung darzustellen, ist überzeugend gelöst. Technisch ist das Bild eine Meisterleistung. Trotz alledem kann man Bedenken hegen, ein „spiritistisches Bild“ für den Wand schmuck zu empfehlen. Aber das hier ist kein spiritistisches Bild, sondern eine Offenbarung seelischen Lebens. Justinus Kerner schrieb über die Frau: „Aus ihren Augen ging ein ganz eigenes geistiges Licht, das jedem, der sie auch nur kurz sah, sogleich auffiel, und sie selbst war in jeder Beziehung mehr Geist als Mensch. Will man sie mit einem Menschen vergleichen, so kann man sagen: sie war ein im Augenblicke des Sterbens durch irgend eine Figürung zwischen Sterben und Leben zurückgehaltener Mensch, der schon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als in die, die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist. Wir sehen, daß Menschen in Momenten des Todes oft wie schon in eine andere Welt hinüberschauen, uns von dieser Kunde geben; wir sehen, wie ihr Geist da oft, schon wie aus dem Körper getreten, sich in Entfernungen hin zu offenbaren vermag, während er die Hülle doch noch nicht völlig verlassen hat. Kann man sich einen Menschen in diesen Momenten (die bei Sterbenden oft nur wie Blicke sind) jahrelang hingehalten denken, so haben wir das Bild dieser Seherin und hierin nur buchstäbliche Wahrheit, keine Dichtung.“ . . . Das Ergreifendste an diesem Bilde ist die Schönheit des Schmerzes, von dem es erfüllt ist. Von dieser Seele, die freudig die Leiden des Körpers erträgt, geht eine wunderbar trostreiche Kraft aus; auf dem Ganzen liegt die religiöse Weihe heiliger Sehnsucht.

Danach hinaus in den frischen deutschen Hochwald. Müller-Kurz-

welly hat es einem in den letzten Jahren recht schwer gemacht, an seinem Schaffen Freude zu haben. Sein herrliches Talent münzt er gar zu geschäftig in zahllosen Bildern aus, in denen immer mehr technisches Geschick an die Stelle seelischen Empfindens getreten ist. Das hindert nicht, daß er mit den besseren seiner Waldbilder in der ersten Reihe aller Walddarsteller steht. Er kennt den Wald wie nur ganz wenige Künstler. Den Baumschlag, den blätterbedeckten Waldboden, das Jungholz unter den starken Stämmen hat er so eindringlich beobachtet, daß er hier echtes Leben bietet, das überzeugend wirkt auf jeden waldfeligen Wandersmann. In „Herbstgold“ (im Iftetal) bietet die Kunstanstalt von Trowitsch & Sohn, Frankfurt a. O., eines seiner besten Werke. Der Farbendruck dieses rühmlichst bekannten Kunstverlags ist das vollkommenste, was auf diesem Gebiete geleistet wird. Die goldigen Töne des Herbstlaubes leuchten mit schimmernder Pracht. Saftig strahlt das Braun des alten Laubes, das Grün des Mooses. Diese Wiedergaben haben und wecken die Freude an der Farbe.

Für die zahlreichen Verehrer des Liedermeisters Hugo Wolf eine besonders angenehme Gabe ist der von dem Verlag Lauterbach & Ruhn in Leipzig in prachtvoller Photogravüre dargebotene Kopf des Komponisten, wie ihn Edmund Hellmer für das schöne Grabdenkmal desselben modelliert hat. Auch dieses Blatt gibt einen schönen Wandschmuck.

Für die vornehme, ruhige und stimmungsvolle Abtönung eines Raumes ist neben einigen in starken Tönen wirkenden farbigen Bildern nichts geeigneter als Kupferdrucke. Der Besitz solcher in größerer Anzahl galt bislang in Deutschland als das Vorrecht des Wohlhabenden, bis vor etwa zwei Jahren der Verlag von Richard Bong in Berlin sein Sammelwerk „Meisterwerke der Malerei“ in den Handel brachte, in dem Kupferdrucke, deren Blattgröße $51 \times 38\frac{1}{2}$ cm, Bildgröße etwa 36×26 cm betrug, zum Preise von 1 Mk. dargeboten wurden. Nach echt deutscher Art erhob sich damals ein grundsätzlicher Streit, ob das wirklich Kupferdrucke seien. Im gewohnten Sinne der Photogravüre sind sie es wohl sicher nicht. Es ist aber ja ganz gleichgültig, ob diese Blätter Kupferdrucke in diesem Sinne sind, jedenfalls reicht das Verfahren auch sehr schwierigen Lichtproblemen gegenüber vollkommen aus. Die Schatten sind tief, die Lichter leuchten kräftig, die Skala der Töne ist fast unbegrenzt, und das Ganze ist so sammetweich im Ton, daß auch der verwöhnte Kunstsammler an den Drucken seine helle Freude hat. Die erste Sammlung liegt seit längerer Zeit abgeschlossen vor und sind also für 72 Mk. eben so viele große Kupferdruckblätter, denen jeweils auf einem besonderen Blatte eine Erklärung beigegeben ist, als herrliches Weihnachtsgeschenk zu beziehen. Ich gebe zu, daß das immerhin eine beträchtliche Ausgabe bedeutet. Leichter wird es jedenfalls, auch bei bescheidenen Mitteln sich die soeben neu erscheinende zweite Sammlung zu beschaffen, in der wiederum in 24 Lieferungen zu 3 Mk. 72 Blätter dargeboten werden sollen. Wilhelm Bode hat bei dieser neuen Abteilung nicht nur die Leitung der Sammlung, sondern auch die Verfasserschaft der

Texte übernommen, für die damit eine höhere Stufe gewährleistet wird, als es bei der ersten Sammlung der Fall war. Es liegen mir die drei ersten Lieferungen der Sammlung vor. Bode versichert im Vorwort, daß während der Arbeit an der ersten Sammlung das angewendete Verfahren noch vervollkommenet worden sei, und betont, daß bei der Auswahl der Werke darauf Rücksicht genommen wurde, daß diese in der Photographie und damit also auch für den Schwarzweißdruck besonders günstig zur Geltung kommen. In der Tat lassen Blätter wie Morettos „Heilige Justina“, „Das Venusfest“ von Rubens, V. Lebruns „Selbstbildnis“ und Teniers „Verlorener Sohn“ kaum einen Wunsch unbefriedigt. Die Wiedergabe von Rembrandts „Anatomie des Professors Culp“ zeigt am deutlichsten, daß das Verfahren gegenüber Licht- und Schattwirkung keine Beschränkung erfährt, solange nicht die Aufgabe herantritt, in der Ferne verschwimmende Töne deutlich herauszuziehen. Nur in solchen Fällen tritt ein leichtes Verwischen der Lichttöne ein, wie z. B. bei Claude Lorrains „Abend am Meeresstrand“. Doch scheitert ja auch die eigentliche Photogravüre sehr leicht an diesen schwierigsten Aufgaben, und nur das kritisch eingestellte Auge wird das Versagen empfinden. Diese „Meisterwerke der Malerei“ sind in gleicher Weise für die Mappe wie für den Wandschmuck geeignet. Der Verlag hat für den letzteren Zweck Wechselrahmen hergestellt, die den Vorzug haben, daß man mit den Bildern abwechseln kann. Für meinen Geschmack wirken die Blätter noch viel künstlerischer, wenn sie ohne Papierrand hergestellt werden. In einer schmalen, ganz glatten Goldleiste versagt kaum eines. Sie sind aber in den Tönen so kräftig, daß sie auch gemusterte farbige Rahmen vollauf vertragen. Möge das Unternehmen dazu beitragen, den Bildschmuck unserer Zimmer vornehm zu gestalten, und die jetzige Scheinvornehmheit, die in prozigen Rahmen wertlose Reproduktionen bringt, immer mehr verdrängen. — Eine besonders verdienstvolle Stellung unter unseren Kunstverlegern gebührt E. U. Seemann, Leipzig. Er hat sich vor allem der Pflege des Dreifarbendruckes gewidmet und hierbei erreicht, in verhältnismäßig kleinen Bildern auch die schwierigsten Farbenprobleme, wie sie die moderne Malerei so vielfach für die Reproduktion bietet, in oft erstaunlicher Weise zu lösen. Im zweiten Jahrgang erscheint in seinem Verlage ein zeitschriftähnliches Unternehmen, „Meister der Farbe, europäische Kunst der Gegenwart“, wobei jährlich 12 Hefte erscheinen, deren jedes 6 Tafeln enthält. Auf geripptem, in der Farbe stumpf dunkelgrauem Karton sind die farbigen Blätter lose aufgeklebt. Zu jedem Bilde gehört ein Blatt erklärender Text, der fast immer über den Künstler und das betreffende Bild vorzüglich unterrichtet. Den Charakter der Zeitschrift ergänzt dann ein Bogen Text mit durchweg wertvollen Aufsätzen. Man erhält auf diese Weise jährlich 72 Bilder aus der modernen Malerei für 24 Mk. Mehrere Jahrgänge der Zeitschrift zusammen werden ein Bilder-material zur modernen Kunst in einer Vollkommenheit und einer belehrenden Kraft darbieten, wie man es heute noch gar nicht ahnt. Man kann

also nur jedem Kunstfreunde den dringenden Rat geben, von vornherein auf diese Bilderzeitschrift zu abonnieren, und sich so ohne schwere Opfer ein Museum der modernen Kunst ins Haus zu holen. — Im gleichen Verlage ist ein „Album der Dresdener Galerie, 50 Farbendrucke mit begleitenden Texten“ erschienen. Der in lila Moiréseide gebundene Band ist ein Prachtwerk für den Salontisch im guten Sinne des Wortes. Die Wiedergabe der Meisterwerke der Dresdener Galerie steht auf höchster Höhe, die Aufmachung ist in derselben Art wie in der oben gerühmten Zeitschrift und ermöglicht ein völlig ungestörtes, ruhiges Betrachten jedes einzelnen Bildes. Für alle Freunde klassischer Kunst ist dieses Buch eine prachtvollte Weihnachtsgabe.

Und nun zu Bilderbüchern für Erwachsene. Das heißt, es wäre am schönsten, wenn die Alten und die Jungen sie gemeinsam betrachteten. Das muß im Hause eine prächtige Unterhaltung sein, wenn alt und jung gemeinsam sich in die Schönheit künstlerischer Meisterwerke vertieft. Es ist für den Erzieher nicht schwer, sich zuvor die nötige Belehrung über den Künstler und seine Zeit oder über den Stoff zu verschaffen. Er wird dann leicht die erste Anregung zur eingehenden Betrachtung geben können. Das gemeinsame Sehen fördert das Verständnis. Was der eine nicht sieht, sieht der andere. Bei jeder neuen Besichtigung ergeben sich neue Werte. Man lernt Ähnliches vergleichen und aus den Unterschieden in der Behandlung in das Wesen künstlerischer Gestaltung eindringen. Das ist die Erziehung zur Kunst durch die Kunst, wie ich sie mir denke. Heutzutage hat es jedes deutsche Bürgerhaus leicht, ein kleines Museum sein eigen zu nennen.

Ein Unternehmen tritt geradezu in der Form des Museums vor uns: „Sanftstaengls Maler-Klassiker, die Meisterwerke der bedeutendsten Galerien Europas“ (München, Franz Sanftstaengl). Zu den früher erschienenen Sammlungen der Galerien in Dresden, London, Amsterdam, Haag und Harlem tritt als neuer Band „Die Meisterwerke der Königlichlichen Gemäldegalerie zu Kassel“ (12 M.). Die Kasseler Gemäldegalerie ist keine der größten, aber eine der wertvollsten Deutschlands. Ihre niederländische Sammlung ist ersten Ranges; Rembrandt ist nur in Paris und Petersburg so gut vertreten. Neben ihm Rubens und sein Schüler van Dyck, der urwüchsige Jordans, der feine Charakterschilderer Frans Hals, der großartige Pferdemaler Wouverman u. v. a. Die 209 fast immer ganzseitigen Bilder sind nach trefflichen Originalphotographien des Verlages in dem saftigen und tonreichen Pigmentdruckverfahren hergestellt. Karl Voll hat dem Bande ein gehaltvolles Geleitwort mitgegeben, der Einband in dunkelrotem Leinen ist von gediegener Bornehmheit — mit einem Worte, wir haben hier ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Weihnachtsgeschenk für jedes kunstliebende Haus. Das gilt wenigstens im gleichen Maße von der Neuauflage des der Münchener älteren Pinakothek geltenden Bandes (12 M.). Der Band umfaßt jetzt 263 Kunstdrucke in vorzüglicher Wieder-

gabe. Für die Gediegenheit der Auswahl und des einführenden Geleitwortes bürgt der Name Karl Volls, des Konservators der alten Pinakothek, der sicher diesen Band mit besonderer Liebe überwacht hat.

Im Anschluß an diese Galeriewerke verweise ich auf die neue amtliche Ausgabe des „Katalogs der Kgl. älteren Pinakothek“ in München. (Verlagsanstalt F. Bruckmann, N.-G. 6 Mk.) Der stattliche, gut gebundene Band ist nicht nur für Fachleute unentbehrlich und für die Besucher der herrlichen Galerie der beste Führer, sondern gibt auch dem Liebhaber viel durch die 200 Abbildungen von Gemälden der Pinakothek, die er in sehr guter Wiedergabe auf besonderen Einschaltblättern enthält. Die Katalogisierung an sich mit den knappen Angaben über Künstler und Bild ist geradezu musterhaft.

Schon im letzten Jahre konnte ich auf das Unternehmen „Klassiker der Kunst“ der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart hinweisen. Diese billigen Gesamtausgaben der Werke eines Künstlers verdienen die nachdrücklichste Empfehlung. In kräftigen roten Einbänden, auf gut satiniertem Papier folgen sich die Bilder ihrer geschichtlichen Entstehung nach. Rein Begleitetext stört den Betrachter; hier kann man ruhig und selbständig genießen lernen. Eine Einleitung gibt das Nötige über den Künstler und seine Arbeit. Diese Klassikerausgaben sind nicht nur schön, sondern auch wirklich billig. Zu den vier Bänden des letzten Jahres (Raffael, Rembrandt, Dürer, Sizian) sind inzwischen drei neue getreten: Rubens, Velazquez und Michelangelo. Der Rubens gewidmete Band (Preis 12 Mk.) umschließt außer der Einleitung Rosenbergs, für dessen Art ich mich nicht erwärmen kann, 551 Abbildungen, in denen das Riesenschaffen des Meisters fast vollständig vorgeführt wird. Bekanntlich hat gerade Rubens seine Schüler in ungewöhnlicher Weise zur Mitarbeit herangezogen, und über die Echtheit zahlreicher seiner Werke sind die Akten noch keineswegs geschlossen, werden überhaupt niemals zu schließen sein. Nach meinem Dafürhalten brauchte sich gerade dieses volkstümliche Unternehmen um diese Kunsthandel nicht zu bekümmern; wenn aber, dann ist eine gründliche Durchführung geboten. In diesem Rubensbande hätte der Anhang „Schülerarbeiten und unechte Bilder“ wohl verzehnfacht werden können, wenn alles Ungezweifelte darin untergebracht worden wäre; andererseits ist die Echtheit des hier vorgeführten „blondlockigen Mädchens“ aus der Münchener Pinakothek neuerdings wohl fast allgemein anerkannt. — Eine vorzügliche Einleitung hat W. Gensel über Velazquez (146 Bilder, 6 Mk.) geschrieben; sie wird das nicht leichte Verständnis für den bedeutenden Künstler steigern. Dagegen scheint mir Fritz Knapp das Wesen Michelangelos (166 Abbildungen, 6 Mk.) nicht voll erfaßt zu haben. Aber Welch ein Genuß, in diesem Bande das titanische Schaffen des Riesen so handlich vereinigt zu besitzen.

Ausgesprochen religiösen Charakter tragen zwei der hier in Betracht kommenden Werke. Zu dem von Wilh. Thiele in wohlthuender Schlichtheit erzählten „Leben unseres Heilands“ hat Rudolf Schäfer eine beachtenswerte Folge von Bildern geschaffen. (Hamburg, Gustav Schloß-

mann.) Von so gläubigem Geiste erfüllt, urdeutsch aber nirgendwo etwa gesucht derb empfundene biblische Bilder zeugen für die Befruchtung, die unsere neue religiöse Kunst durch Gebhardt, Steinhausen und Thoma erfahren hat. Schäfer ist wohl ein Schüler des zuerst Genannten, ist außerdem bei Rembrandt in die Lehre gegangen, dabei aber von selbstsicherer Eigenart geblieben. Im christlichen Hause wird die im Herzen fromme und gesunde Kunst gerade zum Weihnachtsfeste froh willkommen heißen werden.

Einen ganz anderen Charakter trägt das Prachtwerk „Die Bibel in der Kunst nach Original-Illustrationen erster Meister der Gegenwart“ (Mainz, Kirchheim & Co., 20 Lieferungen zu 1,50 Mk.). Das Werk wird 97 Photographien von 26 zeitgenössischen Künstlern enthalten. Die letzteren sind die Deutschen A. Kampf, Max Liebermann, Uhde; die Engländer Ablew, Rivière, Burne-Jones, Crane, Dickson, Swan, Tadema; die Franzosen Constant, Gérôme, Laurens, Puvis de Chavannes, Roghegrosse, Tiffot; die Niederländer Israëls und de Briendt; die Russen Rapin und S. Schneider; die Italiener Michetti, Morelli und Segantini; der Finne Edelfeldt; der Tscheche Brožík und der Spanier Villegas. Wie man sieht, sind es Maler der verschiedensten Nationen, der verschiedenen Glaubensbekenntnisse und Weltanschauungen. Wenn ich nach den guten Photographuren schließen darf, handelt es sich um ein englisches Unternehmen, das nun in den verschiedenen Ländern in den Handel gebracht wird. Es ist keineswegs eine Illustration der Bibel beabsichtigt. Es wird auch nur auf beigelegten Blättern die Bibelstelle mitgeteilt, die zu dem Bilde die Anregung gegeben hat. Es handelt sich vielmehr darum, den ungeheuren Einfluß vorzuführen, den die Bibel auf die Kunst eines so unkirchlichen Zeitalters, wie das unsrige, ausgeübt hat. Leider hat man dabei die Auswahl sehr willkürlich getroffen. Von Deutschen fehlen neben sehr vielen andern Gebhardt und Steinhausen, die bedeutendsten Vertreter einer christlich-religiösen Kunst, es fehlen die Franzosen Moreau und Cottet; es fehlen — doch wozu die Fehlenden aufzählen, da ja offensichtlich gar nicht beabsichtigt war, einen allseitigen Überblick über die Bedeutung der Bibel in der modernen Kunst zu bieten. Auch so verdient das Werk die höchste Teilnahme. Jeder denkende Mensch wird daraus erkennen, daß die wahre Sehnsucht unserer Tage die religiöse ist. Im übrigen erhält man hier fast hundert schöne Kupferdrucke von Bildern, von denen Wiedergaben sonst nicht leicht zugänglich sind. So kann das Werk wohl empfohlen werden. Ich werde nach der Vollendung nochmals eingehender darauf zu sprechen kommen. Vielleicht entschließt sich der Verlag zur Beigabe eines künstlerisch-ästhetischen Textes, der die Frage „die Bibel in der modernen Kunst“ eindringlich behandelt. Bei dieser Gelegenheit sei auch das Buch von Johannes Manskopf: „Böcklins Kunst und die Religion“ genannt (Verlagsanstalt Bruckmann, München, 2 Mk.), das, mit 24 Bildertafeln ausgestattet, der „Ergänzung einer Geschichte der religiösen Kunst im 19. Jahrhundert“ dienen will.

Für Freunde der künstlerischen Photographie ist bestens vorgesorgt durch die Veröffentlichungen des Verlags von Wilhelm Knapp in Halle. Der neue Band des von F. Matthies herausgegebenen Jahrbuchs „Die photographische Kunst“ ist für 1904 erschienen. Der Band bringt wieder an 150 prächtig ausgeführte Bilder, darunter 3 Gravüren und 18 Vollbilder. Außerdem Berichte über die Jahresausstellungen und Aufsätze von Paul Schumann, E. Kalkschmidt, Sallwürk u. a. Der Preis von 8 Mark ist angesichts des Gebotenen gering. Von einem neueren Unternehmen „Die bildmäßige Photographie“ (ebd. 4 Mk.) liegt mir nur das erste, der Landschaft gewidmete Heft vor. Es enthält 34 prächtige Abbildungen. Ein drittes, dem gleichen Verlage entstammendes Unternehmen betitelt sich „Internationale photographische Ausstellungen“ und beabsichtigt, den wichtigsten Ausstellungen des In- und Auslandes dadurch ein dauerndes Andenken zu sichern, daß aus jeder derselben die besten Werke in Abbildungen wiedergegeben werden. Das erste Heft behandelt in dieser Weise den „achten Salon des Photo-Klubs in Paris“. Alle diese Werke werden den Freunden dieses Kunstgebietes große Freude bereiten.

Der Teilnahme jedes Kunstfreundes sicher ist das bei Bruckmann in München erschienene „Werk Adolf Menzels“ mit einer Biographie von Max Jordan. Zu 25 ganzseitigen Bilderbeilagen kommen 109 Abbildungen im Text. Das ist eines jener Bücher, die nicht erst der Empfehlung durch den Kritiker bedürfen. Nur eins: das Buch ist im Verhältnis sehr billig; der große Quartband kostet 10 Mk.

Beschlossen sei diese Übersicht mit einem zweiten, einem großen Toten gewidmeten Buche: „Schönheit-Ideale“ (so der Titel, warum nicht Schönheitsideale?). 24 Photogravüren nach Originalen weiblicher Bildnisse sowie ein Selbstbildnis von Franz von Lenbach. Mit einleitendem Text von F. v. Ostini (München, Franz Hanfstaengl, 30 Mk.). Um das einzige Schwache an dem Werk vorauszunehmen, sei gleich gesagt, daß Ostinis aus dem Handgelenk hingeschriebene Einleitung nichts für sich hat, als eine gewisse Burschikosität des Tones. Man kann aber im Ton frisch sein und doch einige Gedanken ausdrücken. Eine als Mensch und Künstler gleich fesselnde Erscheinung, wie Lenbach, verdient eine ernste Würdigung auch dort, wo er der leichter einherschreitenden Muse weiblicher Schönheit huldigt. Alles andere an dem Buche ist prächtig vom Einband in mattblauer Noiréseide bis zu den mit höchster technischer Vollendung ausgeführten Photogravüren. Am allerschönsten freilich sind die vorgeführten Bildnisse selber. Lenbach ist trotz vereinzelter früherer Frauenbildnisse erst in der Mitte der achtziger Jahre zum Frauenmaler geworden. Vielleicht bot ihm die Zeit nicht mehr genug Modelle, aus denen er sein Ideal vom Mann herausarbeiten konnte. Es blieb ihm ja immer der Heros Bismarck, auf dessen Altar er opferte, der einzige, dem er sich beugte, den er nicht unter sich zwang. Danach machten ihm die andern wohl keine Freude mehr. Der Psychologe Lenbach hatte mit ihnen nicht genug zu tun. So wurde der ausgeprägteste Männer-

maler des 19. Jahrhunderts zum größten deutschen Darsteller des Weibes in den Frauen seiner Zeit. Es ist schade, daß die Auswahl in diesem Werke zu einseitig auf jugendliche Körperschönheit gestellt ist. So beneidenswert Lenbach auch in der Hinsicht ist, daß ihm die schönsten Frauen vor die Staffelei traten, beneidenswerter an ihm ist, daß er trotzdem Auge und Sinn behielt für die seelische Schönheit des Weibes. Die Schönheit der Sinnlichkeit in der siebenfach durch Etikette und Wohlstandigkeit gepanzerten Brust bis zur mänadenhaften Fessellosgigkeit hat er gekündet; aber er vermochte auch das Schwerere, die wunderbar beruhigende Schönheit reiner alter Frauen darzustellen, die über oder doch jenseits von dem allen stehen. Einige solcher Bildnisse hätten noch aufgenommen werden können, das herrliche Bildnis der Fürstin Johanna von Bismarck wenigstens. Doch seien wir froh über das, was wir bekommen haben. Eine schönere Weibnachtsgabe wird weder Mann noch Frau sich wünschen. Dieser ist das Buch ein Stolz, denn in jeder lebt doch etwas von der Herrscherfreude „de son altesse la femme“. Den Männern aber ist das Buch eine stete Augenweide, die so köstlich ist, daß sie selbst das Neidgefühl auf den glücklichen Maler verstummen macht.



Höfische Kunst

Daß die Künste durch feinsinnige Fürsten dankenswerte Förderung erfahren haben, könnte nur jemand leugnen, der jeglicher Geschichtskennntnis oder jeglichen Gerechtigkeitssinnes bar wäre. Aber es gibt, wie Georg Malkowsky in der „Tribüne“ treffend ausführt, auch in der Kunstgeschichte eine Geschichtsklitterung. „Ehe die kunstliebenden Päpste und Fürsten der Renaissance da waren, waren die kunstschaffenden Künstler da. Diese mögen durch jene materielle Förderung erfahren haben, ihre Existenz wie die Höhe ihres Könnens verdanken sie ihnen sicherlich nicht. Dessen waren sich die fürstlichen Mäcene wohl bewußt. Sie sonnten sich im Glanze der Kunst, nicht diese in dem ihren. Man lese nur einmal die Selbstbekenntnisse Meister Benvenuto Cellinis nach, um sich davon zu überzeugen, daß die Prinzen aus Genäland sich den unter Krone und Hermelin Geborenen durchaus ebenbürtig dünkten und ihre künstlerische Eigenart herrischen Eingriffen gegenüber kräftiglich zu wahren wußten.“

„Das stolze Wort: Suprema lex regis voluntas, das Sic volo, sic jubeo ist ohnmächtig auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens. Der Herrscherwille Ludwigs XIV. stampfte nichts als eine hohle, phrasenhafte Theaterkunst aus dem Boden, der erste bayerische Ludwig brachte in seiner Hauptstadt nur eine pseudoantike Stückmasterade, der zweite im Hochgebirge eine prunkvolle Alterdecoration zustande, die dem neugierigen Publikum dermalen gegen Entree gezeigt wird, und von Friedrich Wilhelms IV. romanisch-romantischen Lieb-

habereien zeugt kaum mehr als die Schloßkapelle und ein paar verunglückte Kirchenbauten.

„Das Jahr der Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreiches schnitt in eine Epoche des künstlerischen Tiefstandes ein, die mit dem mächtig aufwallenden Nationalbewußtsein nichts anzufangen wußte. Sie zeitigte kalte, chronikartige Schildereien, wie die Kaiserproklamation in Versailles, oder formglatte und ideenarme Machenschaften, wie das Niederwalddenkmal, dessen Fanfarenbläser den Deutschen Kriegsruhm in Heroldskostümen über den Rhein hin tuten. Schließlich hatte man auch Besseres und Wichtigeres zu tun, als sich und seinem jungen Glück Monumente zu setzen. Es galt den errungenen Besitz zu sichern, nicht ihn in Stein und Erz zu feiern. Als dann die darauf folgende Generation das Veräumte nachholen wollte, war es zu spät. Der wirtschaftliche Niedergang, der ‚Kulturkampf‘, das Ausspielen der Interessengruppen gegeneinander, der Klassenstreit, das vergebliche Ringen um verbrieft politische Rechte erzeugten nach dem kurzen Rausch eine Razenjammerstimmung, die für eine Kunstblüte wahrlich nicht den geeigneten Nährboden bot.

„Da hat man es denn in den letzten beiden Jahrzehnten mit der künstlichen Treibhauszucht versucht, aber das so aufgepöpelte Kunstpflänzchen weist alle Symptome tränkenden Dahinsiechens auf. Für die dürftigen Fröschchen, die es gezeitigt, sind die Siegesallee, das Marmormeer am Brandenburger Tor, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal vor dem Schloßportal, und das Bismarckmonument am Reichstagsgebäude charakteristisch. Die Hohenzollernstatuen im Tiergarten mit ihren flankierenden ‚Handlanger‘-büsten sind nichts als eine chronologisch geordnete Ahnengalerie, die aufzählt, ohne zu erzählen, jede Lücke ängstlich vermeidet und darüber das Hervorheben der Höhenpunkte vergißt. Ja, es liegt für die glaubensfeste, monarchische Gesinnungstüchtigkeit eine Gefahr in dem dauernden Anblick dieser Familienbilder, die augenfällig bezeugen, wie viele Generationen sich in Geborenwerden, Heiraten und Sterben erschöpfen müssen, ehe einmal ein Ausnahmemensch zustande kommt. Aus der schmerz erfüllten Kaiser-Friedrich-Episode läßt sich mit endlosen Marmorbalustraden, Wasserkünsteln, vier Gelehrtenbüsten und Krönungspomp kein Drama großen Stils aufbauen. Der Kaiser Wilhelm, wie er in der Erinnerung des Volkes lebt, reitet nicht als Imperator Rex, von tänzelnden Viktorien und brüllenden Löwen umdrängt, in das Schloßportal ein, er hält als schlichter Reitermann auf der langen Brücke in Potsdam und harret mit dem ihm angeborenen und anerzogenen Gottvertrauen ernst und pflichtgetreu des ihm bestimmten Schicksals. Der eiserne Kanzler, der die deutsche Einheit mit Blut und Eisen zusammenschweißte, verdeckt nicht als Pappkulisse mit unleidlichen Umrißsen die stolze Front des Reichstagspalastes, er steht trutziglich, aus Quadersteinen aufgetürmt, zu seinen Füßen Adler mit geschlossenen Flügeln, am Hafen in Hamburg. Die Geschichtsklitterung wird durch ihre Gestaltung in Stein und Bronze nicht dauerhafter. Man kann wohl die Welt zwingen, einen Künstler Geheimrat und Erzellenz zu titulieren, aber ein Ehrenprädicat wie ‚unser Michelangelo‘ verleihst nur die Welt...“



Zu unsern Kunstbeilagen

Jesu Jugendleben in Bildern von Rembrandt wollen die Kunstbeilagen unseres Weihnachtsfestes nebst etlichen im Januarheft folgenden Blättern vorführen. In Photogravüre bieten wir „Die heilige Familie“. Unter den vier Darstellungen, die uns Rembrandt von diesem die Maler aller Zeiten reizenden Vorwurf gegeben hat, ist diese sogenannte „Holzhackerfamilie“ aus der Raffeler Galerie die bedeutendste. Sie stammt aus des Künstlers reifster Zeit (1646) und zeigt sein Hellbuntel in wunderbarer Weichheit aller Töne. Dabei alles ohne Pose, ganz einfach und bescheiden, aber voll überzeugender Wahrheit und von unwiderstehlichem Stimmungszauber. — Aus demselben Jahre stammt auch „Die Anbetung der Hirten“ (München, alte Pinakothek), die er noch im gleichen Jahre ein zweites Mal gemalt hat (London, Nationalgalerie). Wenn man bei solchen Werken noch untereinander abwägen darf, gebe ich dem letzteren Bilde sogar den Vorzug, wie ja Rembrandts Bilder mit der Kleinheit der Figuren fast immer an lebendiger Wirkung zunehmen. Wir geben hier aber doch das Münchener Hirtenbild, weil das Londoner in der Anordnung eine große Ähnlichkeit mit der „Anbetung der Könige“ zeigt, die, 1657 gemalt, eines der letzten in voller Kraft durchgeführten Bilder mit zahlreichen Figuren ist (London, Buckingham-Palast). Als Rembrandt „Marias Besuch bei Elisabeth“ (London, Herzog von Westminster) malte, leuchtete seinem Hause noch die Sonne der Liebe Sasklas. Beide, die durch den Tod mehrerer Kinder schwer heimgesucht waren, erlebten bald danach die Freude der Geburt des Sohnes Titus. Entzückt uns hier der Blick auf die im Duft verschwimmende Stadt, so erhalten wir bei „Simeon im Tempel“ (Haag, Museum) ein prachtvolles architektonisches Bild. Dieses Werk ist in demselben Jahre 1631 gemalt, dem die Darstellung der heiligen Familie entstammt, die der erste Jahrgang des Türmers gebracht hat. Im „Traum Josephs“ (1645, Berliner Gemäldegalerie) sehen wir statt der herrlichen Tempelhallen die arme Stube. Die Nacht des Lichtes erweist sich aber in gleicher Herrlichkeit. In voller Kraft nützt Rembrandt diese zwingendste Waffe seiner Kunst für die Darstellung der „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ (etwa 1634, Museum im Haag).

Wie einfach und natürlich ist diese biblische Malerei, so ganz ohne Streben nach mystischen Wirkungen, so ganz ohne jeden Gedanken an Kirchenmalerei. Wie echt aber ist das Ganze, wie überzeugend und tief religiös durch die Wahrheit der Darstellung und die Schlichtheit des Empfindens. St.





Die Erfüllung des Musikdramas durch Richard Wagner

Von

Dr. Karl Storck

Man hat die Bewegung in der Entwicklungsgeschichte der Kunst oft mit einer Spirale verglichen. Für keine der Künste stimmt das Bild besser, als für die Musik, die dreimal von vorne anfängt, um dreimal zu einem ragenden Gipfel emporzusteigen. Innerhalb der Musik aber gilt es am schroffsten für die Geschichte der Oper. Vielleicht liegt das daran, daß für diese Kunstgattung der Kunstverstand und die theoretische Erkenntnis von unvergleichlich höherer Bedeutung geworden ist, als für jede andere. Schon die Entdeckung der Oper um 1600 war das Ergebnis einer durch die Theorie gebotenen Forschungsreise ins dunkle Gebiet altgriechischer musikdramatischer Verhältnisse. Die Florentiner Gelehrten des Kreises Bardicorfi und ihre Musiker Peri und Caccini hatten eigentlich nichts anderes beabsichtigt, als die Wiederbelebung der antiken Tragödie. Von der wußten sie, daß die Poesie stets von Musik begleitet und gestützt war. Von der Art dieser Musik hatten sie freilich keine Ahnung. Und das war ein Glück, denn so waren sie gezwungen, etwas Neues zu erfinden. Die Renaissance beschränkte sich in diesem Fall auf die Erkenntnis des Wesentlichen im Verhältnis zwischen Wort und Ton. Die Musik sollte die Dichtung nicht verdecken, sondern ihren Ausdruck steigern. Um das tun zu können, mußte sie allen Anregungen der Poesie leicht folgen können. Man erfand dazu — und das war das folgenreichste — den sog. monodischen Stil, das ist die einstimmige, von Instrumenten begleitete Gesangsweise.

Die Vermählung zwischen Poesie und Musik zur Oper war eine Vernunftheirat; sie ist fast nie eine glückliche Ehe gewesen. Die Ehepartner wollten immer in der Poesie den Mann, in der Musik das Weib sehen und er-

kannten theoretisch ganz richtig in der letzteren die schwächere Hälfte; in der Praxis ist sie immer sehr schnell die stärkere geworden. Die sehr vernünftigen Freunde (Theoretiker) haben dann immer wieder versucht, ein rechtes Machtverhältnis zwischen den beiden Gatten herzustellen. Sie versielen in der Regel dem Fehler, die Rechte der Frau zu verkümmern, sie in den Hintergrund stellen zu wollen, aus dem sie aber vermöge ihrer höheren Schönheit immer strahlend hervorleuchtete. Ohne Bild gesprochen heißt das: die Verbindung von Musik und Drama zum Musikdrama hat sich nicht allmählich entwickelt, ist keine natürliche Verbindung, sondern wurde plötzlich als etwas Fertiges aus theoretischer Erkenntnis heraus geschaffen. Da das Musikdrama aus dem Zusammenwirken zweier Künste besteht, haben wir von Anfang an als schwierigste Frage die des Verhältnisses dieser beiden Künste zueinander. Das Musikdrama war nun bei seinem Entstehen eine Reaktion zugunsten des dichterischen Wortes gegenüber der alles überwuchernden Musik. Wie jede derartige Bewegung schoß auch diese über das Ziel hinaus und wies der Musik theoretisch eine Stellung an, mit der sie allenfalls bei dem geringen Stand der Entwicklung der Antike zufrieden gewesen sein konnte, in der sie aber nunmehr als hochentwickelte Kunst überhaupt keinen Platz hatte.

Es wäre nun möglich gewesen, daß man nachträglich erkannt hätte, daß das Musikdrama eine ganz für sich stehende Kunstgattung sei, daß es dazu einer ganz besonders gearteten Poesie bedurfte, die erst in der Musik zu vollem Leben zu erwachen vermöchte, deren Inhalt und Form aber derart wäre, daß auch die reichste Musik niemals die Poesie unterdrücken, sondern nur steigern könnte. Man hätte, um auf unser erstes Bild zurückzukommen, erkennen müssen, daß das Musikdrama nicht eine Ehe zwischen Musik und Drama sei, sondern das Kind aus dieser Ehe.

Vielleicht wäre es dazu auch eher gekommen, wenn nicht die Oper, im Gegensatz zur gesamten übrigen Musik der Neuzeit, die Persönlichkeits-, ja geradezu intime Kunst ist, immer nicht nur zur Öffentlichkeits-, sondern sogar zur Gesellschaftskunst gemacht worden wäre. Der Fluch der Oper war, daß sie zur höfischen Veranstaltung wurde, daß sie, die von vornherein nicht das Glück gehabt hatte, aus der natürlichen Kunstentwicklung hervorzugehen, nun nicht nachträglich in den Boden des Volkstums gesenkt, sondern diesem völlig entzogen wurde. Die Oper verlor dadurch den Ernst und die Heiligkeit der Aufgabe, die für alle gründliche künstlerische Entwicklung unerläßlich sind. Da sie zur Unterhaltungskunst herabgesetzt war, wurde es natürlich, daß diejenige der beiden an ihr beteiligten Künste, die über die stärkeren Unterhaltungsmittel für eine große Masse verfügt, die überhaupt leichter festlichen Stimmungen entgegenkommt und diese steigert, also die Musik in ihrer äußerlichen, bloß auf Sinnentzettel bedachten Art zur Herrscherin gemacht wurde, was um so leichter möglich war, je bedeutungsloser der ihr verbundene dichterische Gehalt war. Im Laufe der Geschichte ist es dann immer wieder die Aufgabe einzelner großer Künstler, diese Gat-

zung aus dem Bereich der höfischen Unterhaltung in den der Kunststoffbarung zu verfehen. Das geschieht durch eine sog. „Reform“, bei der im Grunde das Recht geistigen und seelischen Gehalts betont wird. In Worten äußert sich das regelmäßig als Forderung des Rechtes der Poesie gegenüber der Musik, in der Theorie über die Musik. Die beiden berühmtesten Reformatoren sind Gluck und Wagner. Wenn man die theoretischen Ausführungen jener Florentiner Begründer der Gattung mit denen dieser beiden Künstler vergleicht, findet man eine auffällige Übereinstimmung. Bei der Verschiedenheit dessen, was sie geschaffen haben, wirkt sie um so lehrreicher und zeigt, daß alle theoretische Erkenntnis in der Kunst gegenüber dem lebendigen Werk nichts zu bedeuten hat.

Es war für die Gattung der Oper überhaupt verhängnisvoll gewesen, daß ihren Begründern jegliches Geniale gefehlt hatte. Sie waren tüchtige Handwerker, und als solche vermochten sie zu allererst den theoretischen Forderungen nachzukommen. In der Florentiner Oper ist die Musik wirklich eine dienende Magd, die eigentlich nur die Aufgabe hat, den Text rhythmisch zu gliedern und mit einer dünnen begleitenden Harmonie auf einer gewissen Tonhöhe zu stützen. Wäre nun die künstlerische Entwicklung in der Hand der Dichter geblieben, so daß diese für ihre Neuschöpfungen nur einen besonders gehobenen Sprachstil haben wollten, so hätte das Verhältnis bestehen bleiben können. Aber es handelte sich hier ja um eine Kunstgattung für die Musik, und zwar war für diese eben ein neuer Stil (der der begleiteten Einstimmigkeit gegenüber der Viestimmigkeit des Mittelalters, Monodie gegen Polyphonie) geschaffen, von dessen Entwicklungsmöglichkeit man noch gar keine Ahnung hatte. Diese rein musikalische Entwicklung aber ging mit Riesenschritten vorwärts. Gesangs- und Instrumentalmusik erfuhren eine vorher nie geahnte Entfaltung. Umgekehrt blieb gerade in dieser Zeit die Poesie fast vollständig stehen. So kam es, daß die Musik alle Geister gefangennahm und man von einer Gleichgültigkeit gegen die Poesie wurde, die besonders schroff sich zeigte, wenn diese Poesie mit der Musik verbunden war. Am deutlichsten offenbart sich das darin, daß man fast 200 Jahre lang sich gar nicht bemühte, neue Stoffe für die Operndichtung zu erfinden. Die antike Heroen- und Mythentwelt und das Stoffgebiet der mittelalterlichen Romantik reichten völlig aus. Ja, man gab sich schon gar nicht mehr die Mühe, deren Stoff in neue Worte zu kleiden, vielmehr wurden dieselben Texte oftmals wieder komponiert, höchstens, daß man an geeigneter Stelle eine recht dürftig verdeckte Huldigung an den Herrscher des Hofes unterbrachte, an dem die Oper zur Aufführung kam.

In Neapel hatte nicht viel später als ein Menschenalter nach der Erfindung der Florentiner das Musikdrama bereits diese Gestalt erhalten, in der die italienische Oper sich die ganze Kulturwelt jener Tage eroberte. Dieser Gattung nun erstand der Reformator in Gluck. Indem er das Recht der Dichtung betonte, führte er das geistige und seelische Leben in die Oper ein. Seine Tat liegt um so klarer zutage, als er dieselben

Stoffe bearbeitete wie seine Vorgänger. Er hat sie nur seelisch vertieft und hat in seiner Musik dafür gesorgt, daß die Worte, die von dieser seelischen Vertiefung Kunde gaben, nicht durch die Musik verschlungen wurden. Was das Reformationswerk Wagners nach Gluck noch notwendig machte, war nicht der erneuerte Siegeszug, den die italienische Oper angetreten hatte. Ihr wirkten ja jetzt starke Kräfte entgegen. Mozart hatte die schöne Form der italienischen Musik mit deutschem Gefühl erfüllt und damit dieser Kunst die Gefährlichkeit benommen. Denn er hatte durch seine Werke den Beweis erbracht, daß auch in dieser Form, in der die schöne Sinnlichkeit der Musik vorherrschte, eine seelische Kunst möglich war. Neben ihm aber wirkten noch andere Kräfte wider die italienische Oper. Beethoven hatte in „Fidelio“ das kleinliche deutsche Singspiel in die Sphäre des Hochdramatischen erhoben, hatte gezeigt, daß die tragischen Konflikte des Volkslebens musikalisch eine ebenso starke und hohe Vertonung zuließen, wie Heroen- und Mythengeschichten. Weber seinerseits entdeckte das Land deutscher Waldromantik für die Musik.

Nach Gluck ist der Oper die Erkenntnis von der Bedeutung des dichterischen Stoffes nicht wieder verloren gegangen. Das bedeutet freilich noch lange nicht Erkenntnis des Wertes der Dichtung. Vielmehr erhielten wir jetzt sehr bald die Karikatur dieser Freude am Stofflichen, insofern die „große Oper“ Cherubinis, Spontinis und Meyerbeers, und zwar in steigendem Maße, nur noch auf einen Stoff, aber nicht auf eine Dichtung angelegt wurde. Dadurch steht die große Oper Meyerbeers in künstlerischer Hinsicht eigentlich unter der alten „opera seria“ vor Gluck.

Denn in der opera seria war das stoffliche Interesse gleich null, diese Heroen- und Göttergeschichten waren allen Zuhörern vertraut. Die Oper bot also bloß musikalisches Interesse und hat in dieser Hinsicht auch wirklich Schönes hervorgebracht sowohl in der Komposition wie vor allem auch hinsichtlich der Reproduktion. Keine spätere Zeit hat wieder diese Höhe der Gesangkunst in der Oper erreicht. Also wenn man davon absehen kann, daß die Oper uns eine Verbindung der beiden Künste bringen soll, wenn man sich dazu entschließen kann, im Gegensatz zu den alten Florentinern, die Poesie als die dienende Magd der Musik anzusehen, wenn man sich einfach sagt: diese Handlung und diese Verse sind nur ein Vorwand, um Musik zu machen, so wird man für diese Gattung der alten opera seria immerhin noch eine künstlerische Stellung retten können. Sie ist gewiß nicht hoch, aber man wird ihr nicht versagen dürfen, daß sie eine harmlose, sinnlich schöne Unterhaltung bieten konnte. Und daß diese opera seria nicht mehr sein wollte, machte sie für die Innenkultur jener Zeit wenigstens ungefährlich. Ganz anders liegt das Verhältnis bei der „großen Oper“. Hier wird nach einem Stoff gesucht, der als solcher die Teilnahme der Zuhörerschaft im höchsten Maße zu erregen geeignet ist, ein Stoff, der starke seelische und sittliche Konflikte vorführt. Aber dieser Stoff wird in dem gleichen Geiste bearbeitet, wie der Hintertreppentoman seine Probleme

erfaßt. Er dient ausschließlich zur Erregung der Sensation, zur Befriedigung des niedrigsten Stoffhunger und muß dazu herhalten, eine äußere sinnliche Wirkung durch Aufzüge und aufregende Szenen zu ermöglichen. Also hier haben wir eine verlogene Kunst. Die Poesie ist hier nicht mehr gleichgültige Beigabe zur Musik, sondern dient einem unkünstlerischen, niedrigen Zweck. Es ist natürlich, daß die auf solchem Stoffe aufgebaute Musik innerlich ebenfalls verlogen sein mußte, daß sie ausschließlich auf den äußeren Effekt, auf Lärmacherei zugestuzt war.

Aber auch diese traurigste Erscheinung in der Geschichte der Oper hätte an sich das Reformationswerk Wagners nicht notwendig gemacht. Gegenüber Meyerbeer und Ro. stehen doch die Erscheinungen Weber, Marschner und Verdi, die zeigen, daß diese Gattung an sich nicht in diese verworfene Bahn hineinzukommen brauchte. Wir wollen nicht vergessen, daß die Kunst Meyerbeers für dasselbe Kokotten-Paris bestimmt war wie die Operette Offenbachs, daß eine gesündere und kräftigere Zeit von selbst nach einer anderen Kost verlangt haben würde. — Wagners Erscheinung war vielmehr aus einem anderen Grunde innere Notwendigkeit. Er erst hat im letzten Sinne die künstlerische Vollberechtigung der Gattung Musikdrama erwiesen; er erst hat das künstlerische Problem „Oper“ gelöst.

In der Vorrede zu E. E. A. Hoffmanns „Phantasiestücken“ sagt Jean Paul: „Bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten und die Sänggabe mit der Linken zwei so weit auseinanderstehenden Menschen zu, daß wir noch bis zu diesem Augenblick auf den Mann harren, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt.“ Als Jean Paul diese Zeilen schrieb, war der Künstler, der die Erfüllung des in ihnen verborgenen Wunsches bringen sollte, eben geboren. Die Vorrede ist vom Jahre 1813, dem Geburtsjahre Richard Wagners, datiert und ging von Bayreuth in die Welt hinaus, dem Orte, an dem der in diesem Jahre geborene Künstler sein Allkunstwerk zur vollwertigen Erscheinung bringen sollte. Ein seltsam sinniges Spiel des Zufalls! Was Jean Paul in seinen Zeilen nicht sagt, aber sicher dabei gefühlt hat, ist, daß die Oper als einheitliches Kunstwerk nur dadurch zu erreichen sei, daß einer sie sich gleichzeitig dichtet und setzt. Das sei gleich hier, um keinen Mißverständnissen zu begegnen, dahin erweitert: Dichter und Musiker müssen zur Entstehung eines wirklichen Kunstwerks in der Oper sich geistig eng verwandt sein und müssen vom gleichen Streben zur Schöpfung dieses einen Kunstwerks erfüllt sein und ihre Arbeit unter einheitlichen Gesichtspunkten ausführen. Aber unbedingte Notwendigkeit war es, daß einmal jene Gestalt Wahrheit wurde, daß einmal der Sonnengott die beiden Gaben der Dichtkunst und der Musik in die Hände des gleichen Menschen legte.

Die Kunst ist etwas so viel Heiligeres und Erhabeneres, als alles Erkennen, daß in ihr etwas von jener göttlichen Notwendigkeit waltet, die das Zufällige und Willkürliche ausschließt. Wie das Schaffen des einzelnen

Künstlers von einer geheimnisvollen inneren Notwendigkeit bedingt und geleitet wird, so auch die Entwicklung der Kunst als Ganzes. Nur wenn eine Kunstgattung mit dieser inneren Notwendigkeit ins Leben getreten ist, ist sie wirklich und in jeglicher Hinsicht künstlerisch. Ein solches Kunstwerk war das Drama der Griechen gewesen. Die Vereinigung der musischen Künste: Dichtung, Musik und Mimik war hier natürlich gewachsen, und ohne jeglichen Zwiespalt fanden darum auch die Künste ihr gegenseitiges Verhältnis. Denn — und das wird leider fast immer übersehen — das musische Kunstwerk der Griechen ist kein Allkunstwerk, sondern ein Urkunstwerk. Die verschiedenen Künste werden hier nicht zusammengeholt zu gemeinsamer Wirkung, sondern dieses Musikdrama steht auf einer Stufe der Entwicklung, auf der die einzelnen Künste sich überhaupt noch nicht zur Sonderentfaltung voneinander getrennt hatten. Wie Epos und Lyrik war auch das griechische Drama, das aus der Verbindung der beiden beim Gottesdienst erwachsen war, von jeher eine Verbindung von Wort, Ton und Gebärde gewesen. Das griechische Drama ging zugrunde, als die einzelnen Künste sich darauf besannen, daß sie eine Entwicklung für sich ermöglichen könnten, als die Poesie in der Komödie eines Aristophanes von einer so ägenden Schärfe wurde und sich in eine solche Alltagsphäre begab, daß die Verbindung der Rede mit Musik zur Unwahrheit geworden wäre, als andererseits bei Euripides das musikalische Element ins Virtuosenhafte gesteigert wurde und wohl auch bei der Aufgeregtheit der Handlung die Mimik vielfach bedeutsamer wurde als das Wort. Nun lag es in der inneren Notwendigkeit der Kunstentwicklung, daß die einzelnen Künste ihren Sonderweg suchten.

Die Musik fand diesen Weg lange nicht allein. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, denn sie war der weitaus am wenigsten entwickelte der am musischen Kunstwerk der Griechen beteiligten Faktoren. Die antike Welt mit ihrer klaren körperlichen Weltauffassung hatte keinen Platz für die Entfaltung der Musik gehabt. Das Christentum erst stellte ihr die ihr eigene Aufgabe der Ründung seelischen Lebens. Es war natürlich, daß zunächst die Menschen in ihrer Sprache von diesem Seelenleben redeten, es war natürlich, daß die Musik mit dem Wort verbunden blieb. Es bedurfte erst wieder einer gewissen Erfahrung dieses seelischen Lebens, oder wir sagen wohl besser, einer Regelung und Vereinheitlichung desselben, wie sie die Kirche mit ihrer Verallgemeinerung des Religiösen brachte, um das Wort zu etwas Selbstverständlichem zu machen. Dann erst, als dieses Wort, als allgemein bewußt und gekannt, keine Bedeutung mehr hatte, konnte die Musik sich selbständig entfalten. In dieser Zeit der höchsten Vereinheitlichung des Seelenlebens in der katholischen Kirche des Mittelalters gewinnt die Musik die bedeutsamste formale Tätigkeit, die Vieltimmigkeit. Sie erreicht in der kontrapunktischen Polyphonie der Niederländer und Italiener eine für diese Art unübertreffliche Vollendung.

Dann aber wird die Menschheit eine andere, und innere Notwendig-

keit wird die Entdeckung und Entwicklung einer Musik, die dieses neugeartete Seelenleben zu künden imstande war. Die Renaissance brachte gegenüber der Allgemeinheit des seelischen Lebens im Mittelalter die Individualität desselben. Die Musik mußte sich aus der Form der Polyphonie, die die durchaus natürliche Mitteilungsweise für das Seelenleben vieler gewesen war, zur Monodie, der natürlichen Aussprache des Seelenlebens des einzelnen, entwickeln. Die Entdeckung des monodischen Stils der begleiteten Einstimmigkeit, zu der die Florentiner wesentlich beigetragen haben, war innere, künstlerische Notwendigkeit, nicht aber die Entdeckung der Gattung des „dramma per musica“, des Musikdramas.

Denn wenn die moderne Musik als Bekenntnis des seelischen Lebens der neuentdeckten Individualität aufzufassen ist, so mußte im lyrischen Liede oder in der völlig wortlosen Form der neu entwickelten Instrumentalmusik sich dieses persönliche Bekenntnis rein und reich aussprechen lassen. Diese beiden Gebiete haben sich denn auch stetig in ruhiger Aufwärtsbewegung weiter entwickelt. Daß bei der Verbindung von Wort und Ton, wie sie das Lied darstellt, sich nicht leicht Schwierigkeiten ergeben konnten, beruht darin, daß diese Art von Dichtung bereits Gefühlserguß oder Bekenntnis des innersten subjektiven Empfindens des Dichters ist, daß der Musiker hier dieselben Gefühle, die die Dichtung ausspricht, in sich wiederhallen hört. Denn wir müssen uns das immer klar im Bewußtsein halten, daß nicht die Vertonung des einzelnen Wortes, sondern die des gesamten Stimmungsgehalts, aus dem das Gedicht fließt, die Aufgabe der Musik ist, die ihrem Wesen nach jenseits des Bewußtgewordenen in den tiefsten Schichten des Gefühlslebens einsetzt, so daß das komponierte Gedicht nur ein Ausfluß aus dem größeren, von der Musik erfaßten Gefühlsmeer ist.

Auf den Gedanken, Musik und Epos miteinander zu verbinden, ist man, trotz des Vorbildes der Antike, nicht wieder gekommen, obgleich gerade jetzt die epische Dichtung eine außerordentlich reiche Pflege erfuhr. Das ist sehr bezeichnend. Man empfand also doch jetzt schon allgemein die Musik so durchaus als Gefühlskunst, daß man es gar nicht erst wieder versuchte, Schilderungen und ausführliche Charakteristiken, wie sie das Epos unbedingt mit sich bringen mußte, musikalisch vorzutragen. Trotzdem man den neuentdeckten Stil als „rezitierend“ (*stile recitativo*) bezeichnete, verwendete man für die Dichtgattung, deren Wesen die Rezitation bedingt, im richtigen Gefühl die Musik nun nicht mehr. Musik war als Seelensprache des Individuums erkannt. Dagegen brachte diese instinktive Gefühlserkenntnis keinen Schutz gegen die nicht aus innerstem Kunstbedürfnis, sondern aus der restlosen Bewunderung und Nachahmungssucht des griechischen Vorbildes angestrebte Komposition des Dramas. Denn dieses stellte ja eine Reihe von Individualitäten gegeneinander; es konnte also jede einzelne ihr Erleben in Musik künden. In dieser Möglichkeit beruht auch wirklich die künstlerische Berechtigung des Musikdramas als durchaus wahrhafter Verbindung von geistig-dichterischem Gehalt mit

der musikalischen Erscheinungsform. Die zur künstlerischen Wahrheit notwendige Bedingung war nur die, daß die im Drama dargestellten und vereinigten Individualitäten derart sein mußten, daß die Musik in ihrem Munde wahr wurde, das heißt, daß ihr Gefühlsleben so war, daß es eine musikalische Aussprache bedingte oder doch wenigstens erlaubte. Hier erkennen wir den innersten, der Zeit selber nie zum Bewußtsein gewordenen Grund, weshalb die Gattung des Musikdramas sich mit der ewigen Wiederholung von Götter- und Heroengeschichten begnügte zu einer Zeit, wo das Drama durch die Spanier und Shakespeare zur Riesenhöhe einer Weltspiegelung und der Ergründung der schwersten und innerlichsten geistigen und seelischen Lebensprobleme geführt wurde. Man fühlte bei diesen Götter- und Heroengeschichten eben nicht einen Widerspruch zwischen der dargestellten Welt und ihrer musikalischen Einkleidung und konnte daher ohne Schwierigkeit alle diese Reden und Handlungen mit Musik umkleiden.

Aber diese Beschränkung auf eine fremde, für uns gleichgültig gewordene Welt war und blieb Lüge. Man mag zur Entschuldigung sagen Notlüge. Und das mußte sich rächen und hat sich gerächt, und zwar an jeder der beiden beteiligten Künste. Denn es ist klar, daß die Texte dieser Oper bei der völligen Gleichgültigkeit, die die ganze, in ihnen dargestellte Welt für den Dichter haben mußte, nur zu gereimten Wortfolgen wurden. Aber auch die Musik mußte, da dem Komponisten das Seelenleben und die Persönlichkeit der dargestellten Menschen ebenfalls gleichgültig blieb, ihr eben neugewonnenes Vorrecht der wahrhaftigsten Verkündigung innersten Seelenlebens einbüßen und sich mit einer, man möchte sagen, klischeeartigen Behandlung der hier stets sich wiederholenden Gefühlsituationen begnügen, das Schwergewicht aber auf die rein sinnlich formale Einkleidung, also die äußere Form legen. Glücks unvergängliches Verdienst war nicht die formale Neuordnung des Verhältnisses von Musik und Text, die sich darin äußerte, daß die Musik das Wort verständlich lassen sollte, sie bestand vielmehr darin, daß er erkannte und betätigte, daß die musikalische Aussprache einer Dichtung nur dann berechtigt sei, wenn die dargestellten Menschen ein so reiches Innenleben besaßen, daß nur dessen musikalische Mitteilung uns genugsam vermochte. Und diese Erkenntnis Glücks ist wenigstens der deutschen Linie der seitherigen Opernentwicklung nicht wieder verloren gegangen. Ja, man kann sagen, daß diese Linie sich aufwärts bewegte, indem die romantische deutsche Oper den Schritt weiter tat und sagte: es reicht nicht aus, wenn wir die antiken Heroen- und Göttergeschichten nun so dichten, daß die dabei eintretenden seelischen Konflikte schärfer betont und weiter ausgeführt werden, wir müssen vielmehr in der Oper Menschen und Vorgänge darstellen, die uns heute im Innern packen, die uns näher verwandt sind. Für Deutschland bedeutete das die Verdrängung der antiken Götterwelt durch das deutsche Volks-, Sagen- und Naturleben.

Aber auch da blieb selbst bei der besten Lösung naturgemäß immer noch ein Zwiespalt, indem für die Wahl des Stoffes und seine Einklei-

dung in Worte ein Dichter maßgebend war. Der Dichter aber muß, je stärker seine Natur ist, den von ihm aufgegriffenen Stoff mit dichterischen Mitteln zu erschöpfen suchen. Er wird demnach im Stil der Rede jenen Gesetzen folgen, die für die allgemeine dramatische Dichtung maßgebend sind, und daß diese, in Verse wie in Prosa, ohne Musik auszukommen vermag, zeigen die Meisterwerke der Literaturen aller Völker. Der Dichter wird es im gewöhnlichen Verhältnis also immer als eine Art von Konzession empfinden, wenn er für einen Opernkomponisten einen Text schafft, und in der Tat haben wir ja auch von bedeutenden Dichtern keine Operntexte. Es ist klar, daß wenn so die Unterlage für den Komponisten nicht ein Kunstwerk an sich ist, auch der größte Komponist dabei mit einer Fülle von Unzulänglichkeiten zu rechnen hat. Denn im günstigsten Falle kam ihm der Textdichter insoweit entgegen, als er die lyrischen und damit musikalisch besonders dankbaren Momente gegenüber den dramatischen oder charakterisierenden bevorzugte. Hier liegt das Geheimnis der „Nummernoper“, die selbst ein so stark dramatisch empfindender Komponist wie Karl Maria von Weber für sein größtes Meisterwerk, den „Freischütz“, als beste erkannte. In derselben Lage wie Weber befindet sich Beethoven, den man doch geradezu als den Propheten musikalischer Wahrheit betrachten muß, in seinem „Fidelio“. So blieb also das Musikdrama auch in der Hand der Besten ein tragisches Problem für einen gesunden Ausgleich zwischen Dichtung und Musik. Und es schienen nur zwei Wege offen zu bleiben. Entweder man verzichtete auf die Einheitlichkeit der Form und behandelte das äußerlich Tragische im Dialog, aus dem dann die musikalische Aussprache des Gefühlsmäßigen oder der innerlich dramatischen Entwicklung erwuchs, oder der Komponist entschloß sich, auch solche Stellen der Dichtung in Musik zu setzen, die eigentlich nicht nach Musik verlangten. Daß er sich dabei eines möglichst leichten Stils bediente, z. B. des Seccorezitativs, ändert nichts an der Tatsache, daß das nur ein Notbehelf war und die höchsten Forderungen künstlerischer Wahrheitsprache nicht erfüllte.

Die Lösung aus diesem Zwiespalt konnte nur eine künstlerische Persönlichkeit bringen, wie sie die Welt in dieser Art noch nicht gehabt hatte. Eine Persönlichkeit, die gleichzeitig Dichter und Musiker war. Gleichzeitig, nicht nebeneinander. Diese Persönlichkeit mußte als Gesamtpersönlichkeit einen Stoff erfassen, bei dessen Gestaltung Dichter und Musiker so beteiligt waren, daß trotz des von der Natur gebotenen Nacheinanderarbeitens doch die zuerst erfolgende dichterische Gestaltung bereits die innersten Schöpfungsvorgänge der musikalischen Formgebung in sich schloß. Eine solche Tätigkeit läßt sich nur in etwas geheimnisvollen Worten aussprechen. Aber wenn schon jeder künstlerische Vorgang geheimnisvoll ist, so ist es dieser in doppeltem Maße.

Eine solche Künstlerpersönlichkeit hatte es noch nie gegeben. Etwas Verwandtes waren freilich die großen Tragiker der Griechen gewesen. Aber für diese bestand noch nicht die Aufgabe der Lösung eines Problems. So-

bald sie zur Erfüllung der musischen Kunst berufen waren, ergab sich ihnen die Lösung von selber; denn die musische Kunst in sich hatte bereits das Verhältnis von Wort und Ton als etwas Gegebenes, und dieses Verhältnis war um so leichter durchzuführen, als die Tonkunst der damaligen Zeit auf einer so niedrigen Stufe der Entwicklung stand, daß sie neben der hochentwickelten Dichtung niemals zur Nebenbuhlerin werden konnte, sondern nie etwas anderes sein wollte als ein Ausdrucksmittel dieser Dichtung. Gerade die hohe Entwicklung, die die Musik für sich allein seitdem als Kunst erfahren hatte, war ja letzterdings immer der Grund dafür gewesen, daß die theoretisch deutlich aufgestellten Forderungen zur Wiederherstellung des in der Antike vorhandenen Verhältnisses unerfüllbar geblieben waren, daß sogar immer wieder nach kurzer Zeit die Musik infolge dieser unmittelbarer wirkenden Ausdruckskraft die Dichtung unterjochte. In späterer Zeit hatte es dann wohl das Nebeneinander der Künstlereigenschaften, des Dichters und Musikers in einer Person gegeben. Ich brauche mich da gar nicht auf die Universalgenies der Renaissancezeit zu berufen, sondern gerade derjenige, auf den die oben angeführten Worte Jean Pauls gemünzt waren, E. T. A. Hoffmann, war nicht nur der geniale Dichter, als den wir ihn verehren, sondern auch ein sehr bedeutender Musiker, der sich sogar zur Gattung der Oper hingezogen fühlte und mit seiner „Undine“ nicht nur beim großen Publikum starken Erfolg hatte, sondern auch einem Karl Maria von Weber höchste Bewunderung abnötigte. Aber die beiden Tätigkeiten des Dichters und Musikers lagen in Hoffmann so nebeneinander, daß er sich sogar nicht einmal den Text zur Oper „Undine“ zu schreiben vermochte. Ein wundervolles Beispiel für die tiefe Bedeutung der Notwendigkeit im künstlerischen Schaffen! Denn es ist sicher, und Hoffmann mochte das fühlen, daß, wenn er als Dichter den Stoff der „Undine“ ergriffen hätte, er ihn auch als Dichter so zu Ende gestaltet haben würde, daß der Musiker danach nichts mehr zu tun hatte. So begnügte er sich, trotz seines hohen künstlerischen Geschmacks, für seine Oper „Undine“ lieber mit einer mehr handwerksmäßigen Gestaltung des Textbuches, um nachher in sich den Musiker allein sprechen zu lassen.

Die wunderbare Erscheinung, die endlich die Lösung der Frage brachte, ist Richard Wagner. Die Art seines künstlerischen Schaffens ist ein Problem, dem bis heute noch nicht zur Genüge nachgeforscht wurde. Wir nehmen vielleicht, weil sie die endliche Erfüllung einer Sehnsucht war, diese Gestalt des Dichter-Musikers fast wie etwas Selbstverständliches hin. Der Theoretiker Wagner hat selber dazu beigetragen, daß das so ist, indem er immer wieder auf die griechischen Tragiker hinwies, obwohl diese doch etwas ganz anderes und viel Einfacheres waren als er. Wagner hat ferner als Theoretiker sogar dazu beigetragen, daß man bei ihm statt eines Sineinander von Dichter und Musiker, statt einer wunderbaren Einheit leicht die Zweifelt, das Nebeneinander finden könnte, indem er als Theoretiker des Musikdramas die alten, von den Florentinern schon gebrauchten Grundsätze

der Vorherrschaft des Dichters über den Musiker betonte. Der Künstler Wagner ist hier die schroffste und herrlichste Widerlegung des Theoretikers. Denn seine Werke sind glücklicherweise nicht ein Nebeneinander der beiden Künste, sondern eine zuvor kaum im Volksliede erreichte Verschmelzung der beiden.

Es würde an dieser Stelle viel zu weit führen, und ich bekenne auch gern, daß ich es gar nicht vermöchte, die Geheimnisse des Schaffens dieser Persönlichkeit psychologisch vollständig zu ergründen. Es sei nur auf die auffällige Erscheinung hingewiesen, nämlich die Sprache in den Dichtungen Wagners. Er hat einen ganz neuen Sprachstil geschaffen, dessen Neuheit keineswegs etwa in der Wiederbelebung der Alliteration, vielmehr in einer ganz eigenartigen musikalischen Sprechweise liegt. Die grammatische Verbindung der Worte und Sätze mit ihren eigenartigen Inversionen würde, rein theoretisch genommen, unkünstlerisch wirken und tut es auch auf unmusikalische Gemüther. Der musikalische Mensch hingegen scheint in diesen Dichtungen bereits beim Lesen zu empfinden, daß Wortfolge und Wortwahl schon musikalisch sind. Aus der kaum erschöpflichen Zahl der Beispiele verweise ich nur auf eins, das besonders auffällig ist, weil es lezterdings ein Dialog ist, der uns hauptsächlich stofflich vorwärtsbringt, der also von manchen Komponisten der älteren Schule vielleicht bloß gesprochen oder höchstens im Seccorezitativ gebracht worden wäre. Ich meine die vierte Szene des zweiten Aktes der „Walküre“: das Gespräch zwischen Siegmund und der ihm den Tod verkündenden Brünnhilde. Fast jede Frage Siegmunds zeigt hier die eigentümliche Konstruktion. Man höre. „Der dir nun folgt, wohin führst du den Helden?“ „In Walhalls Saal, Walvater sind' ich allein?“ usw. In der ganzen, auch beim bloßen Lesen wunderbar ergreifenden Szene findet sich kaum ein Vers, den wir in dieser Wortfolge uns bei einem Dichter denken könnten. Deshalb wird jeder, der in dieser Szene noch nicht den musikalischen Unterton spürt, die Ausdrucksweise als geschraubt und gewunden erklären. Die Anfeindungen und Verpöhtungen, die die Terte Richard Wagners in der Zeit, als seine Verehrung noch nicht Mode war, von berühmtester Seite erfuhren, sind hier überzeugendere Beweise, als meine Ausführungen es jemals sein könnten. Aber nun vergleiche man einmal, wie in der Vertonung zum denkbar natürlichsten Melodiefluß, zu einer unübertrefflich logischen Gliederung dieser Melodie sich fügt, was vorher so seltsam erschien. Es haben Jahre zwischen der Niederschrift der Dichtung und der Niederschrift der Komposition der „Walküre“ gelegen; aber man wird nicht leugnen können, daß der Dichter alles musikalisch hörte, als er diese Verse schrieb, daß er eben als Dichter-Musiker schuf.

Noch charakteristischer für die ganz für sich stehende Art der „Konzeption“ des Wagnerschen Kunstwerks ist die Tatsache, daß er beim Dichten manche Begebenheiten und erst recht innere Entwicklungsgänge unberührt ließ, weil er von vornherein fühlte, daß da die Musik eingzugreifen habe.

Ich will auch hier nur auf ein einziges Beispiel verweisen: den Abschied Elisabeths von Wolfram (Tannhäuser 3. Akt, 1. Szene). Zwischen den beiden fällt kein Wort außer Wolframs: „Elisabeth, dürft' ich dich nicht geleiten?“ Und doch besitzt die ganze Weltliteratur keine ergreifendere Gestaltung dieses so häufig behandelten Vorwurfs, daß ein treu Liebender bei aller Hochschätzung um einer älteren Liebe willen abgewiesen wird, als diese wortlose Szene. Jeder Vers hätte nur Abschwächung bedeutet. Daß man das dem fertigen Werke gegenüber fühlt, ist weiter nicht verwunderlich. Aber Wagner mußte dieses Gefühl doch bereits in dem Augenblick haben, als er die Dichtung schuf. Also schuf er diese nicht als Dichter, der der Worte in dieser Szene gar nicht entbehren konnte, sondern als Dichterkomponist. Der Komponist ist von vornherein am Werke beteiligt, ist gar nicht ausschaltbar. Wagner ist eben nicht eine Addition von Dichter und Musiker, sondern das Produkt einer Multiplikation der beiden Faktoren.

Darum geht der ungeheure Wert der Erscheinung Wagners für das Musikdrama über den Wert seiner Schöpfungen an sich weit hinaus. Denn er erst hat die künstlerische Notwendigkeit und innere Wahrheit der Gattung Musikdrama dargetan; er hat den Stil des Musikdramas entdeckt. In dieser Hinsicht muß ihm Folge geleistet werden, nicht aber in Einzelheiten oder in der besonderen, ihm gehörigen Art seiner Werke. Das letztere führt unbedingt zu einem blutleeren Epigontum. Es kommt aber nicht darauf an, daß wir Werke in der Art Wagners erhalten, diese hat er uns in unerreichbarer Weise gegeben, sondern daß wir Werke von echt musikh dramatischem Stil erhalten. Dazu ist die höchste und unerläßlichste Bedingung das Ineinandergreifen, das Einswerden von Dichtung und Musik. Denn wie wir gesehen haben, ist durch die ganze Entwicklungsgeschichte des Musikdramas der Streit zwischen Musik und Dichtung das grundlegende Problem.

Als Theoretiker hat selbst Richard Wagner diesen Zwiespalt nicht überwunden. Wenn er sagt: „Der Irrtum in dem Kunstgenre der Oper besteht darin, daß ein Mittel des Ausdrucks (die Musik) zum Zwecke, der Zweck des Ausdrucks (das Drama) aber zum Mittel gemacht war“, so zeigt dieser Satz wie die gesamten Ausführungen in seiner grundlegenden Schrift „Oper und Drama“, daß er als Theoretiker die beiden mitwirkenden Mächte nicht zum innersten Ausgleich bringen wollte, sondern der Dichtung die Vorherrschaft ließ. Das ist nicht so schwer zu verstehen. Theorie ist Verstandesache und arbeitet deshalb naturgemäß mit bereits erkannten Begriffen; der Künstler aber schafft etwas, was über alle Erkenntnis hinausgeht. Und Richard Wagner schuf vermöge der seltsamen Eigenart seiner Persönlichkeit etwas durchaus Neues, für das die Ästhetik überhaupt noch keinen klaren Begriff hatte, nämlich eben das Musikdrama, in dem nicht vom Überwiegen einer Kunst über die andere die Rede sein kann, dessen Wesen vielmehr gerade darin besteht, daß die Verbindung beider Künste gleichzeitig Zweck und Mittel des Ausdrucks ist.



Briefe

C. M., N. — C. F., G. — B. N. 600. — L. G., W. — Fr. A. W., Sch. G., W. — Th. G., L. — C. P., R. — J. M., P. (N.) — W. M., B. — A. B., G. — M. B., St. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im Z. leider nicht geeignet.

A. N., B. S. G. (M.) Nicht ohne Talent, aber ohne besondere Eigenart.

A. J., G. (W.) Besten Dank für die Broschüre, die wir dem Verfasser zustellen wollen. Frdl. Gruß!

G. R., S. Verbindl. Dank für das Zeitungsblatt.

K. J. B. Sie haben recht, die 2261 Rokkelleber, die auf das Preisaus Schreiben der Gartenlaube eingegangen sind, möchten auch wir nicht zu lesen verurteilt sein, wenn dieses, dem der Ehrenpreis von tausend Mark zufiel, das beste war. Wie müssen die 2260 anderen erst gewesen sein. Das hatte weder der große Schweiger noch das Preisrichterkollegium verdient, das doch aus Dichtern wie Dellew von Ellencron, Emil von Schönath-Carolath und Felix Dahn bestand. Vielen Dank für die Mitteilung des „Preisliedes“.

Dr. P. H. Besten Dank für das Programm, das wir unserem Referenten für Schulwesen zugestellt haben.

S. H., B. Der Prospekt lag ja dem Novemberheft bei. Frdl. Gruß!

F. L. in A. Ihren „Gedanken“ hoffen wir gelegentlich ein Plätzchen einräumen zu können.

J. A. W., Sch., u. St. A., N. J. Vielen Dank für die frdl. Sendung. Mit seiner Kritik, die das deutsche Gewissen aufkrütteln soll, verfolgt der Z. doch gerade das Gegenteil von „partikularistischen Bestrebungen“. — Das Gedicht in Ihrer Festschrift ist, zumal in Anbetracht des Bildungsganges seines Verfassers, eine beachtenswerte Talentprobe, manche Strophen sind von starker rhetorischer Wirkung. Herzlichen Gruß aus der alten Seimat!

W. D. in S. Die Mitteilung könnte doch nur bei Gelegenheit verwertet werden. Jedenfalls besten Dank. Das Gedicht ist leider nicht verwendbar.

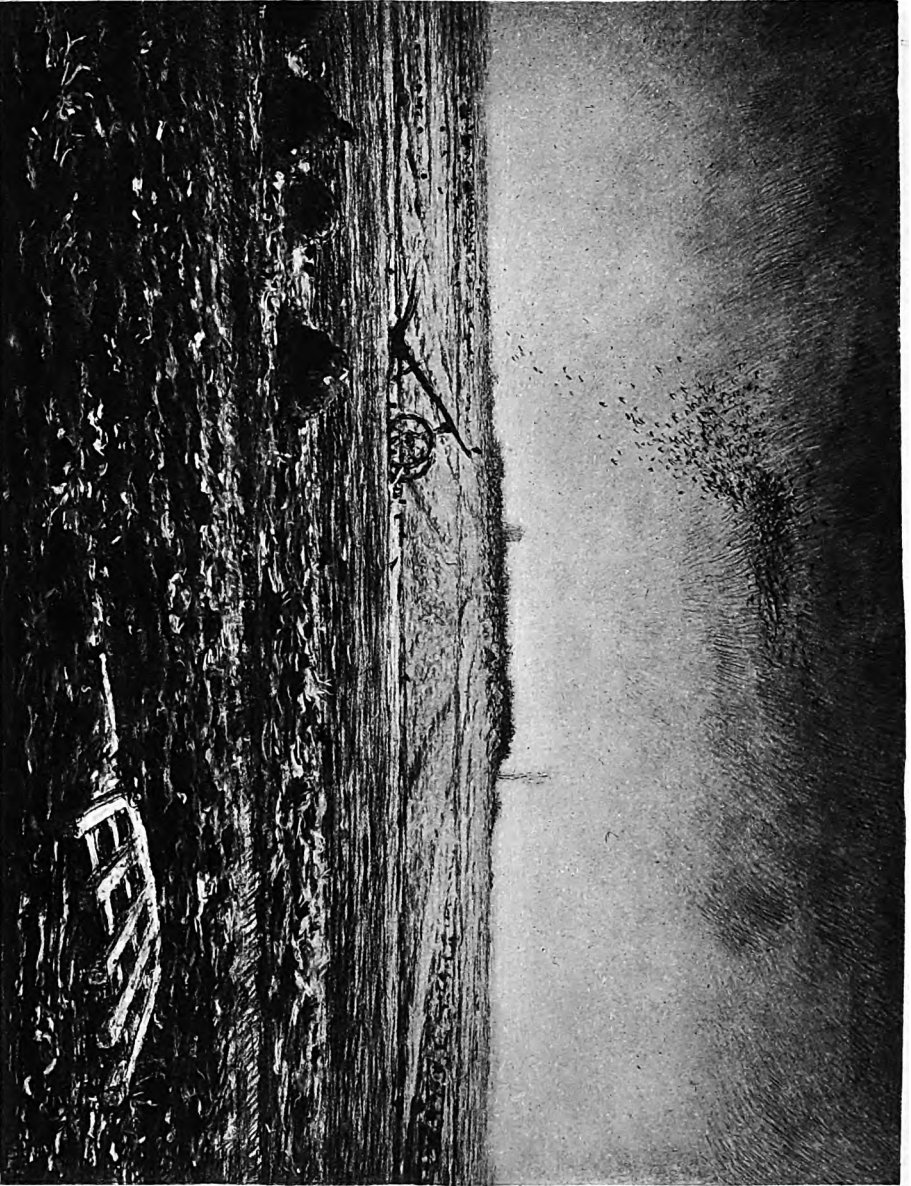
E. J., A. Wenn man Briefe wie den Ihrigen liest, kann man sich nur wundern, daß es Leute gibt, die dem Z. Schwarzseherei vorwerfen. Dank und Gruß!

A. S. Sie meinen, es sei „niemals Schande, Mutter zu sein, viellecht mangelnde Energie, im äußersten Falle nur großer Leichtsinn,“ und die ledige Mutter, die „den Mut habe, das zu verantworten, was sie in Augenblicken der Leidenschaft als ihr natürl. Recht angesehen hat,“ müsse mit ihrem Kinde unbemerkelt Zuflucht im Schoße ihrer Familie finden. Ja, wenn diese Anschauungen Allgemeingeltung erhielten, könnten Sie freilich mit Ihrer Behauptung Recht behalten, daß es ein Übel sei, die Anzahl der unehelichen Geburten zu vermindern.

A. S., A. — L. P., B. Bereits im Novemberheft (Seite 295) stellten wir richtig, daß die Zeche Borussia nicht der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft angehört, sondern eine Gewerkschaft für sich bildet; und wir bringen gern auch Ihre näheren Mitteilungen zur Kenntnis, daß nämlich die Verhältnisse dieser Gewerkschaft durchaus nicht sehr glänzend sind, wie dies u. a. daraus erhellt, daß die Gewerkschaft von 1892 bis 1904 nach dem „Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund“ nur einmal 200 und einmal 120 Mt. Ausbeute pro Rug verteilte, dagegen viermal 300 Mt. und einmal 200 Mt. Zuluße eingezogen hat. Nach der gleichen Quelle betragen die Selbstkosten im Jahre 1903 9,12 Mt. pro Tonne Kohlen, der Erlös 9,42 Mt., mithin der Bruttogewinn nur 0,30 Mt. Ferner, daß ein neuer Schacht im Abteufen begriffen war, der, wie alle modernen Schächte ausgemauert, in einigen Monaten vom Tage des Brandunglücks ab fertig sein und dann als Ersatz des alten, mit Holz ausgebauten Schachtes dienen sollte, und daß diese beiden Umstände die Angelegenheit in anderem Lichte erscheinen lassen als nach der Darstellung des Vorwärts. Bei diesem erscheint der Irrtum allerdings besonders auffallend.

Dessau; Kyllburg. Eienharbs „Waldb Gedanken“ im Augustheft sind ein kleiner Bruchteil eines Kapitels aus der neuen, sehr vermehrten Auflage des „Schüringer Tagebuchs“, das zu Weihnachten erscheint.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storf, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



J. Fr. Millet pinx.

Photographie Brückmann



DER WINTER



Die Neujahrsbetrachtung

Von
Erwin Greg

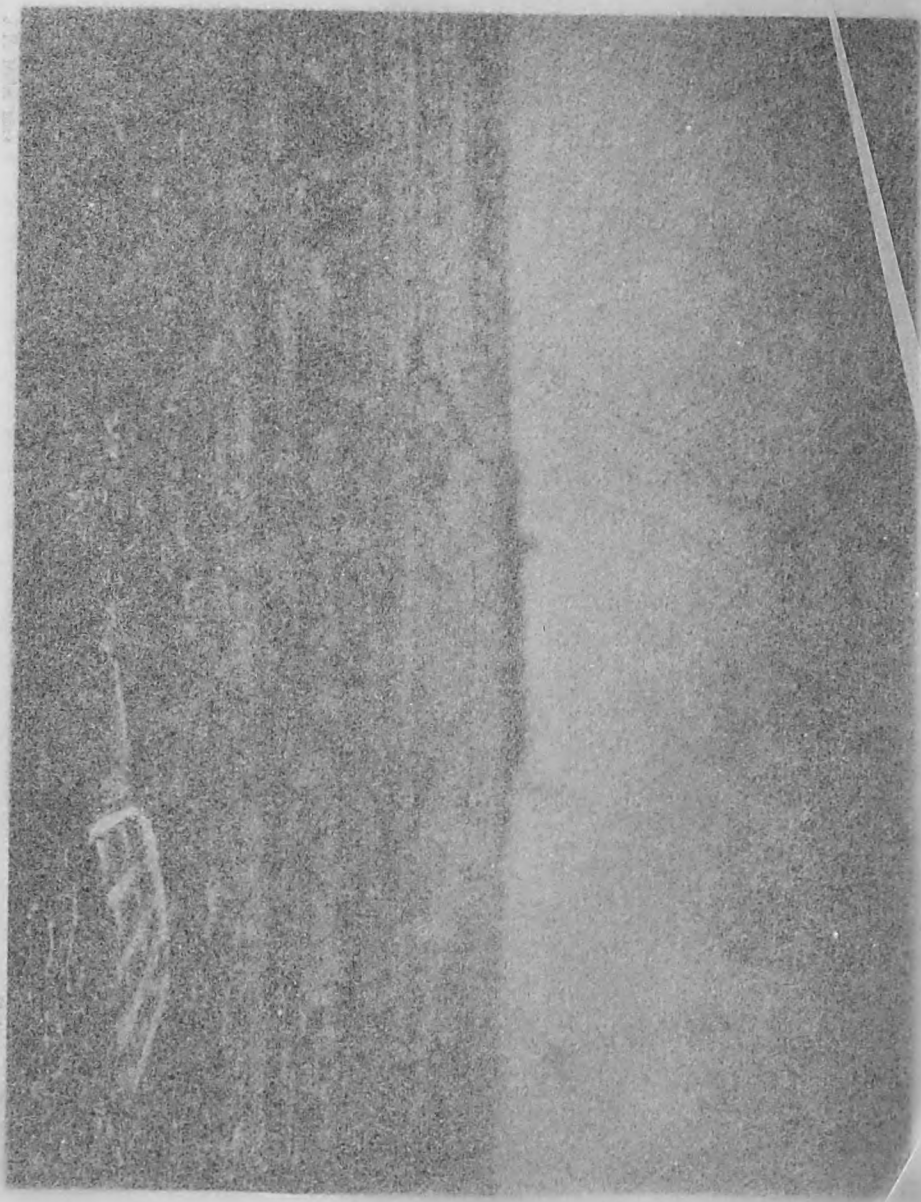
Die Zeit wie der Sand im Stundenglas. Wie vierlein
 die Jahre fliehn. Doch nun die Jahreswende - welch Räuschen
 das ist die Zeit, nun in ihrem letzten Wesen von
 der Erde abzufliegen. Der Wandervogel, auf deren Schwingen trägt er uns
 zu neuen Ufern entgegen. Eine Deckwand hindert den
 Blick nicht. Die Hand hält gerade harte der Wunsch, den grauen
 Mann, der das Kommende verabsieht. Törichtes Begehren,
 das nur Unheil brächte, wie einst dem unseligen Sohn
 der Welt. Dank sei dem ewigen Vater, der unseren Weg
 uns zeigt!

Die Zeit wie der Sand im Stundenglas. Wie vierlein
 die Jahre fliehn. Doch nun die Jahreswende - welch Räuschen
 das ist die Zeit, nun in ihrem letzten Wesen von
 der Erde abzufliegen. Der Wandervogel, auf deren Schwingen trägt er uns
 zu neuen Ufern entgegen. Eine Deckwand hindert den
 Blick nicht. Die Hand hält gerade harte der Wunsch, den grauen
 Mann, der das Kommende verabsieht. Törichtes Begehren,
 das nur Unheil brächte, wie einst dem unseligen Sohn
 der Welt. Dank sei dem ewigen Vater, der unseren Weg
 uns zeigt!

Die Zeit wie der Sand im Stundenglas. Wie vierlein
 die Jahre fliehn. Doch nun die Jahreswende - welch Räuschen
 das ist die Zeit, nun in ihrem letzten Wesen von
 der Erde abzufliegen. Der Wandervogel, auf deren Schwingen trägt er uns
 zu neuen Ufern entgegen. Eine Deckwand hindert den
 Blick nicht. Die Hand hält gerade harte der Wunsch, den grauen
 Mann, der das Kommende verabsieht. Törichtes Begehren,
 das nur Unheil brächte, wie einst dem unseligen Sohn
 der Welt. Dank sei dem ewigen Vater, der unseren Weg
 uns zeigt!



DER WINTER





VIII. Jahrg.

Januar 1906

Heft 4

Eine Neujahrsbetrachtung

Von

Erwin Gros

Still verrinnt die Zeit wie der Sand im Stundenglas. Wir merken selten das sachte Gleiten. Doch um die Jahreswende — welch Rauschen gewaltiger Fittiche! Das ist die Zeit, nun in ihrem wahren Wesen von uns geschaut, ein riesiger Wandervogel, auf weiten Schwingen trägt er uns dahin, einer unbekanntten Küste entgegen. Eine Nebelwand hindert den Ausblick. Wie brennend heiß ist gerade heute der Wunsch, den grauen Schleier zu zerreißen, der das Kommende verdeckt! Dürchtes Begehren, dessen Erfüllung uns nur Unheil brächte, wie einst dem unseligen Sohn und Gemahl der Sokaste. Dank sei dem ewigen Vater, der unseren Weg ins Dunkle gelegt hat!

Und da unser Leben eine Wanderung ist, so laßt mich's einmal in Vergleich stellen mit der Wanderung unserer Urväter in den Tagen des sinkenden Roms.

Völkerwanderung — ein Bild von der Gewalt, wie es Raulbach in seiner Hunnenschlacht uns hat schauen lassen, entrollt sich vor meinem Geiste. Die Grenzen waren zu eng geworden; es gab keine Huben mehr für die heraufquellende Jugend. Die Not pochte mit hartknöchiger Hand an die Türen aller. Da sprach einer auf dem Heerding der Freien das Wort aus: „Wandern!“ Wie ein Blitz schlug es ein! Heimatliebe und Drang in die Ferne — denn dies beides hat von jeher in der deutschen Brust

wunderbar nahe zusammengewohnt — stritten miteinander. Aber die schwere Not entschied die Wahl. Wandern — beschlossen die Männer unter der Linde. Und dann brachen sie auf in langem Zuge, auf roh gezimmerten Wagen die Frauen und Kinder und alle fahrende Habe, nebenher schritten die Männer und Jünglinge, den Schild auf dem Rücken, den Speer in der Rechten. Dem Zuge voran ritt auf schnaubendem Rosse der erwählte Herzog; er führte, die andern folgten. Durch die dunklen Wälder zogen sie der Sonne entgegen oder dem märchenhaften Südland zu. Oft umheulten Wölfe das einsame Lager, oft stellte sich ihnen ein Volk entgegen, dessen Grenzmark sie betraten. Ein wilder Kampf hub an. Blieben die Wanderer Sieger, so setzten sie sich fest in der Siedlung der Überwundenen, und diese mußten wandern. Unsicheres Los, — nicht zu wissen, ob die Zukunft Ruhe brachte und Behagen oder Kampf und Untergang! Die Feuerzeichen jener gewaltigen Zeit leuchten noch zu uns herüber, das Geschick und die Art jenes Geschlechtes erkennen wir deutlich, wenn wir den herrlichsten Sang deutscher Zunge zur Hand nehmen, das Nibelungenlied. In ihm lebt der Sturm und Drang jener Tage, das Lieben und Hassen, der furchtbare Kampfgorn, wie das Weinen und Klagen auf den Blutgesilden. Doch mächtiger als das Geschick faßt uns die Art, der Geist unserer Urväter an, ihre Treue bis in den Tod. Treue ist der Adel der Könige und Mannen, der starken Helden und minniglichen Jungfrauen, Treue die Triebkraft ihrer Taten; ihr Leben und Sterben ist ein hohes Lied auf die Treue.

Wohlan denn, sind wir Wanderer wie unsere Väter, so laßt uns ihnen gleich sein in der Treue!

Wir schauen zurück; — wurden wir nicht gut geführt? Mancher Weg war uns einst wohl unbegreiflich, heute aber erkennen wir, daß die Dunkelheit nur auf unsern Augen, nicht auf dem Rat und Plan unseres Herzogs lag. Wollen wir aus solcher Erfahrung heraus nicht treuer werden im Gottvertrauen und tapferen Mute, der die Sorgen bannet!

Auch treuer in der Ehrfurcht vor Gott! Wie singt doch Storm:

„Der eine fragt, was kommt darnach,
Der andre, ist es recht,
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.“

Was kommt darnach, was werden die Leute sagen, wieviel geducktes, unfreies, verlogenes Wesen kommt aus diesem Fragen. Seht doch jene Menschen ohne Rückgrat, die nach der Gunst der Mächtigen oder dem Urteil der Menge, oder ihrem Vorteil, oder ihrem äußeren Emporkommen zuerst fragen! Sie heucheln Meinungen, verleugnen Gesinnungen, wechseln Überzeugungen, bestehen aus lauter Rücksichtnahme. Hohle Kreaturen sind es, Zerrbilder des Schöpfers. Wie bitter not tun uns in unserem persönlichen und öffentlichen Leben die „goldnen Rücksichtslosigkeiten“, der Geist jener Treue, der spricht: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“

So will ich also das Gesetz der Rücksichtslosigkeit aufrichten, das Recht, uns unbedingt durchzusetzen und über den Haufen zu rennen, was uns im Wege ist?

Rimmermehr! Laßt uns Jesum Christum anschauen! Es hat nie einen Stolzeren und Freieren gegeben als ihn, der der Treueste war Gott und dem Guten. Niemals hat er seine Art drangegeben, niemals ist er von der Wahrhaftigkeit seines Wesens auch nur ein Haar breit gewichen um der Menschen willen. Aber über der stolzen Mannhaftigkeit seines Wesens liegt ausgebreitet der warme, zarte Hauch der Liebe und Hingebung. Jesus fragte nichts nach sich selbst, wo es den guten und reinen Willen Gottes galt, er fragte nichts nach sich selbst, wo das Wohl und Heil seiner Brüder auf dem Spiel stand.

Liebe tut uns not, oder vielmehr die Treue in der Liebe. Denn der Liebe, die hell und lichterloh aufflackerte wie Strohfeuer, haben wir schon viel gesehen bei — uns und anderen. Ministerkonferenzen, Kongresse, Parteitage, Bücher und Broschüren — welche Fülle! Zündende Worte, die die Begeisterung weckten, wie schön es wäre, den Unterdrückten ein Helfer, den Enterbten ein Bruder, den in der Tiefe Wohnenden ein Führer zur Höhe sein zu können! Aber darnach fehlte die Geduld, die nicht vor Mühe und Sorge, Vertennung und Undank, vor jahrelanger Erfolglosigkeit zurückschreckt. Und doch beruht aller Segen, der von uns auf andere überströmt, nur auf der Geduld, das ist der Treue in der Liebe.

Darum also, — am Markstein eines neuen Jahres wollen wir nicht zuerst darnach fragen, ob uns die Zukunft Ruhe und Behagen, oder Trübsal und Kampf bringen wird, sondern nach der Art unserer Urväter wollen wir uns darum zuerst sorgen, daß wir in allem die Treue halten. Darum also — nicht Glück wollen wir uns zuerst einander wünschen, sondern Gottvertrauen, Mannhaftigkeit, einen hohen, edlen Sinn, Liebe und Opfermut — und in dem allen Stetigkeit, Treue!



Er schläft

Von

J. Höfner

Geht auf den Zehen, hütet mir die Klingel,
Im weichen Bettchen schläft der kleine Schlingel.
Sein Stirnlein weiß umschwebt ein leises Lied,
Vom Traumland singt's, dadurch sein Seelchen zieht. —
Noch ist dir nicht dein holdes Reich genommen;
Schlaf, Söhnchen, süß; so schnell ist nicht verglommen
Der Morgenglanz auf einer Wolke Saum
Wie einer Menschenseele junger Traum.





Doktor Germaine

Von

Noëlle Roger

(Fortsetzung)

Zweiter Teil

I.

Frau François Evoles gab heute in ihrer Villa Richmond eine Kinder-
gesellschaft.

Es war vier Uhr nachmittags. Die Rolläden waren herabgelassen und die Kronen angezündet, wie zu einem Ball. In den hohen Spiegeln verdoppelten sich die Flammen, und bei den Tönen des Walzers berührten sich wie ein Flug Blumenblätter rosa, blaue und weiße Kleider.

Die Heldinnen des Festes, Marcella und Simone, sechs und acht Jahre alt, jagten trunken vor Freude durch den Salon.

Germaines Blicke suchten ihren Sohn. Willy war für seine sechs-
undeinhalb Jahre groß. Sein goldlockiger Kopf trat aus einem Spitzenträger
heraus. Es war ein kräftiger Knabe mit Grübchen um die Handgelenke.
Seine verschleierten, großen, klaren Augen erinnerten an die der Mutter.

„Jetzt soll Willy tanzen“, sagte Geneviève.

Sie nahm den Kleinen an der Hand und führte ihn zu den Paaren.

„Welch entzückender Anblick“, rief Germaine aus, „deine Töchter sind reizend, Geneviève.“

Willy kam eilend zurück. „Ich finde kein so kleines Mädchen“, klagte er.

„Du bist dumm“, sagte Geneviève, „wo hast du denn deine Freundin Simone?“

Ohne zu antworten schüttelte er den Kopf. Simone war heute viel zu sehr in Anspruch genommen, um sich nach dem kleinen Kameraden umsehen zu können, der ihr an Regentagen ganz gelegen kam.

„Ich möchte lieber bei dir bleiben, Mutter“, bat Willy.

Dann setzte er sich neben sie auf die kleine Bank und sah bald mit fröhlichem Gesicht den Tanzenden zu. Germaines Finger spielten in dem Lockenkopf, und hin und wieder sahen Mutter und Kind einander lächelnd an.

Geneviève mischte sich unter die Gruppen, ordnete die Quadrille und Rundtänze, schlug den Takt, und ihr helles Lachen klang in das der fröhlichen Kinderstimmen.

„Diese kleinen Mädchen sind schon wie Frauen, François“, nahm Germaine zum Schwager gewendet das Wort. „Sieh dir diese Puppe in Weiß an, mit welcher Grazie sie den Fächer bewegt und wie zerstreut sie auf das Geplauder des dicken Jungen an ihrer Seite hört, der ihr etwas zu erklären scheint durch seine Bewegungen.“

„Und das Manöver jener kleinen Grünen dort, die scheinbar absichtslos bemüht ist, der Freundin den Kavalier abspenstig zu machen“, sagte François.

„Geneviève amüsiert sich ebenso wie ihre Töchter“, erwiderte Germaine.

Geneviève tanzte den Walzer mit einem großen Jungen. Sie war ganz hingegenommen von der Luft am Tanz, und ihr weißes Seidenkleid umkreiste sie in langen, geschmeidigen Falten.

„Der verkörperte Tanz, der die ganze kleine Welt mit sich fortträgt“, bemerkte Germaine.

François lächelte.

Sin und wieder indes wurde bereits die Türe geöffnet, und der Diener rief einen Namen hinein, was allemal ein allgemeines Bedauern verursachte.

Nur ungern trennten sich die Kinder, nachdem sie zur Ruhe gemahnt. Die Mädchen verbeugten sich vor Frau Evales und hoben ihre zerzausten Köpfchen und glühenden Augen zu ihr auf.

Der Salon schien mit einemal größer. Überall lagen verwelkte Blumen, Bänder und Rotillonorden umher. Die Lichter auf den großen Armleuchtern waren niedergebrannt.

Geneviève trat vor die Schwägerin hin.

„Ich hasse das Ende des Balles, man ersticht hier, laß uns hinausgehen, willst du? François kann mich weiter ersetzen.“

Es war ein gewitterschwüler Mainachmittag, und eine schwebende Hitze lag über dem Grün. Selbst der Frühling schien bereits bedrückt und ermüdet. Rote Gramineen reiften im Grase, die Büschel des Löwenzahns sandten in der Entfernung einen leichten, weißen Dunst umher, und das hohe Gras dämpfte den Glanz der darin verborgenen goldgelben Knospen.

Geneviève nahm Germaines Arm.

„Als ihr vor zehn Tagen ankamt, war die Wiese in zartes Lila gehüllt. Die Wiesentrefse blühte noch, und heute scheint die ganze Pracht betäubt, wie das Heu, das die Sense nahen fühlt.“

Überrascht blickte Germaine die Schwägerin an, in deren Augen eine unsägliche Traurigkeit lag.

„Bitte, Germaine, verlaß uns nicht morgen schon, bleibe noch hier“, bat Geneviève.

„Ich muß fort“, erwiderte Germaine. „Wilhelm erwartet mich bestimmt, er ist ganz allein. Morgen ist außerdem mein Klubtag und meine Kranken in Drury Lane warten ebenfalls sehnsüchtig.“

„Wie fürchte ich immer diesen Frühlingsabschied“, sagte Geneviève zerstreut. „Sieh dir den Flieder an, er ist welk und farblos. Schon lichten sich die Blüten an den Trauben. Morgen wird der vollerblühte Weißdorn ebenfalls erschlaffen, welken . . .“

„Dann folgt aber doch der Sommer und der Herbst“, gab Germaine zurück.

„Empfindest du denn nicht die Wehmut dieses hinsterbenden Frühlings?“ rief Geneviève ungeduldig aus. „Kommt dir dabei nie der Gedanke an unser eigenes — ach — so baldiges Ende?“ —

Germaine lächelte.

„O doch! In unseren schwachen Stunden erschreckt uns das Leben.“

„Und was beginnst du dann?“

„Ich gehe zu meinen Kranken und beschäftige mich in meinem Arbeiterinnenverein.“

„Und was hilft das alles?“ fragte Geneviève dazwischen.

Es trat ein Moment Schweigen ein, dann wiederholte Germaine:

„Was dies alles hilft? Ich fing den Verein mit drei jungen Blumenverkäuferinnen an. Jetzt sind sie einige dreißig an der Zahl, Fabrikarbeiterinnen, viel Verlassene darunter, Schiffbrüchige ohne Familie. Sie scheinen diese Zusammenkünfte zu lieben. Sie rekrutieren neue Anhängerinnen und betrinken sich weniger oft. Ist das nicht etwa schon ein guter Erfolg?“

Germaine hatte mit verhaltener Wärme gesprochen, ihre Stimme klang bewegt. Die Schwägerin schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht recht an solche Bekehrungen.“

„Und wenn all unsere Bemühungen erfolglos blieben,“ rief Germaine eifrig, „wir dürfen sie nicht unterlassen, wir müssen einem inneren Gebot folgen als einziger Protest gegen die bestehende Ungerechtigkeit.“

„Die höchste Ungerechtigkeit“, unterbrach Geneviève, „ist der Tod. Fürchtest du ihn denn nicht, weder für dich noch für deine Lieben?“

Blickartig leuchtete in Germaine die kleine Kirche von Hollington auf. Sie sah wieder den Sarg inmitten der Blumen, und derselbe Schauer ergriff sie wie damals.

„Das — kann auch ich nicht verstehen“, murmelte sie leise.

In diesem Augenblick jagte Willy durch das hohe Gras heran, das im Vorübergehen seine nackten Waden peitschte.

„Mutter!“ rief er.

Dann warf er sich gegen ihre Röcke und kletterte an ihr empor.

„Geh und umarme Tante Geneviève, du siehst, wie traurig sie aussieht“, flüsterte Germaine ihm ins Ohr.

Das Kind sah auf die Tante, die ihn immer etwas einschüchterte.

„Weshalb ist denn Tante traurig?“ fragte er.

„Kinder können den Kummer großer Leute nicht verstehen, Willy,“ sagte die Mutter, „aber sie können doch schon trösten.“

„Ja!“

Der Knabe umschlang die Tante.

„Du behandelst ihn wie einen Erwachsenen, Germaine“, bemerkte die Schwägerin.

„Er ist ja mein kleiner Freund und wir reden oft über sehr ernste Dinge miteinander. Nicht wahr, Willy?“

„Ja,“ gab der Knabe, sich stolz aufrichtend, zurück, „ich bin auch dein Freund.“

Bei den letzten Worten hatte er sie ungestüm umhalszt und küßte sie.

II.

Rasch eilte Germaine vorwärts. Der Nebel umhüllte jede Silhouette, rückte die Gebäude ferner, so daß Häuser und Menschen größer schienen, und erstickte die Flammen der Straßenlaternen. Noch war ihr Herz erfüllt und beschwert von all dem Traurigen, das sie eben geschaut. Dann dachte sie an Wilhelm und Willy, die zusammen am Ramin saßen, und den Mantel fester um sich ziehend beschleunigte sie den Schritt. Im Eintreten warf sie rasch der Jungfer die Frage entgegen:

„Ist Willy wohl?“

Dann schloß sie sich in ihr Ankleidezimmer ein und nahm die äußersten Vorsichtsmaßregeln. Welch' gräßliche Löcher voll Infektion hatte sie soeben verlassen! Nach einer Weile erst betrat sie das Kinderzimmer mit den roten Gardinen, den umherliegenden Spielsachen und dem großen Schaukelpferd.

Der Kleine hatte die Mutter am Schritt erkannt und stürzte auf sie zu. Nur mit Mühe vermochte sie die kleinen Arme, die sie umklammerten, zu lösen und sich seinen Küßen zu entziehen.

Im Salon brannte als einzige Beleuchtung das Feuer, und Licht und Schatten huschten durch das dämmrig warme Gemach. Germaine hatte sich auf den Divan gelegt und den Knaben, der sich fest an sie preßte, in den Arm genommen. Dann begann eine lange Unterhaltung.

„Bist du auch heute artig gewesen auf dem Spaziergang?“

„Ich habe meiner Freundin Annette Blumen gebracht von dir, Mutter“, berichtete das Kind mit wichtigem Ton.

„Und hast du deine Freundin gesehen?“

„Ja. Sie dankt auch. Und sie läßt dich umarmen. Hier hast du den Kuß.“

Gewissenhaft richtete der Kleine den Auftrag aus.

Dann fragte er plötzlich lebhaft:

„Sag, Mutter, weshalb fürchtet sich denn Rosa so sehr vor den Wagen, viel mehr als Jane?“

„Weil sie heute zum erstenmal mit dir ausging, und da fürchtete sie es könne ein Unglück passieren.“

Unwillkürlich drückte Germaine den Knaben mit einer leidenschaftlichen Bewegung an sich.

Willy sah sie erstaunt an.

„Bist du traurig?“

„Ja, Mutter ist traurig. Heute habe ich so vieles gesehen. Einen kleinen Knaben so alt wie du. Er war krank, und da habe ich ihn gepflegt, aber heute ist er doch gestorben.“

„Gestorben?“ wiederholte Willy ernst.

Er riß die Augen auf, als wolle er die unbestimmten Bilder, die sich ihm aufdrängten, besser sehen.

„Ich möchte gerne Flügel haben“, sagte er mit bestimmtem Ton.

Germaine schauderte leicht zusammen. Schon bereute sie, in dem Kinderzimmer ein Bild Murillos aufgehängt zu haben, das fliegende Cherubim darstellte.

„Denkst du denn gar nicht an Mutter?“ fragte Germaine.

„Doch, ich bleibe ja immer bei dir.“

Wieder preßte sie ihn an sich, und das Kind war erstaunt, ihre Wangen naß zu fühlen.

„Du weinst!“ rief er aus.

Germaine überwand das aufsteigende Gefühl, und den Blondkopf lieblosend fuhr sie fort:

„Die arme Mutter von dem toten Knaben weinte so heftig, daß man sie auf der Straße hörte, Willy. Sie jammerte immerzu: ‚Wenn ich ihm genug zu essen hätte geben können, dann wäre er nicht gestorben.‘ — Das war wirklich wahr“, fügte Germaine leise hinzu.

„Warum gab sie ihm denn nichts?“ fragte Willy, die Stirne runzelnd; offenbar verstand er den Zusammenhang nicht.

„Weil sie nichts hatte, mein Liebling. Tausende von Menschen gibt es hier in der Stadt, die sich durchaus nicht alle Tage satt essen können, weil sie eben zu arm sind.“

„Warum denn?“ fragte der Kleine erschrocken.

„Warum?“ murmelte Germaine. Von dem Ungeßüm des Kindes erschreckt, schwieg sie; sie durfte seine junge Seele nicht mit solch trüben Eindrücken belasten.

„Das wissen wir nicht, Kind. Das kann eben niemand verstehen, weder Kleine, noch Große, wir müssen eben versuchen, den Armen zu helfen.“

Der Knabe sah sie entschlossen an.

„Ich will auch helfen“, sagte er.

Germaine küßte ihn.

„Du sollst auch helfen“, erwiderte sie. „Ich werde dir jedesmal sagen, wie und wo du helfen kannst.“

„Ja,“ antwortete der Kleine, „jedesmal.“ Dann legte er schläfrig den Kopf auf ihre Brust.

„Du gehst jetzt schlafen, mein Liebling.“

Sie strich ihm die Seidenlocken aus der Stirn und küßte ihn.

„Schlaf wohl!“

Willy hob die langen Wimpern zu ihr empor.

„Ich schlafe ja gar nicht“, sagte er, und wie traumverloren schauten die großen Sterne in die helle Blut. Wiederum erfaßte Germaine der gleiche Schauer wie vorhin.

„Nicht wahr, Mutter, du läßt mich nicht fort?“ fragte er plötzlich angstvoll und umklammerte sie.

Germaine fühlte den kleinen Körper erbeben, und erschreckt zog sie ihn fester an sich.

„Aber, mein Liebling, was ist dir? Nie läßt dich Mutter fort, nie!“ Und dann fuhr sie fort: „Was würde wohl aus mir ohne meinen Willy, wenn ich einmal alt werde?“

Das Kind lächelte beruhigt und schwieg. Seine Arme fielen herab, er atmete fest und regelmäßig. Er war eingeschlafen. Germaine betrachtete ihn. Wie schön war er doch in seiner kindlichen Hingebung, mit den feinen und doch kräftigen Gliedern und den blonden Locken, auf welche die Flammen goldene Funken zauberten. Ihr war, als müsse sie ihn an sich reißen wie eine Beute und weit wegfliehen an einen einsamen Ort, wo nichts imstande sein würde, ihr den kleinsten Teil dieser reinen Kinderseele zu rauben. O, über die unerbittliche Zeit, die uns mit jedem neuen Tage ein Stückchen unserer Lieben wegrafft! War er nicht ihr Abgott, das Zentrum ihres Lebens? Zahlte sie nicht eine genügende Entschädigung für ein vollkommenes Glück während der langen Stunden, die sie fern verweilte, in denen sie fremde Wunden verband und stillte?

Die Tür öffnete sich, und Wilhelm trat ein. Angesichts der umschlungenen Gruppe vor ihm blieb er einen Augenblick lächelnd auf der Schwelle stehen.

Germaine machte ihm ein Zeichen, leise näher zu kommen. Er kniete sich neben sie und berührte des Kindes Stirne und ihre Hand mit seinen Lippen. Germaine ließ ihren strahlenden Blick von dem einen zum anderen gleiten. Am selben Abend, während beide Gatten in seinem Arbeitszimmer im rosa Schein der Lampe saßen, sagte Germaine:

„Was meinst du, Wilhelm, wenn ich Rosa als Bonne für Willy behielte?“

„Rosa! Ist sie nicht eine der kleinen Blumenverkäuferinnen von Pacabilly?“

„Ja. Seit zwei Jahren dient sie mir als Jungfer und nie habe ich ein zuverlässigeres Mädchen gesehen.“

„Du wolltest unser Kind, solch einer anvertrauen?“

„Wenn sie auch eine, solche, gewesen ist, Wilhelm, ihre Schuld allein war es nicht; jedenfalls ist sie es längst nicht mehr! Sind etwa drei Jahre ehrlicher Arbeit nicht imstande, eine Schuld zu tilgen? Darf die Sühne denn kein Ende finden?“

Ihre Stimme bebte vor Erregung.

„Sie würde ihr Leben für mich drangeben, Wilhelm. Wir zögern ja auch nicht, unser Kind einer Fremden anzuvertrauen, einzig und allein

auf ihre tadellosen Zeugnisse hin. Rosa kenne ich, sie ist demüthig und bescheiden, und ihre ganze Freude besteht darin, mir Liebe zu beweisen.“

„Du magst recht haben“, erwiderte Wilhelm ohne eigentliche Überzeugung.

„Heute früh sagte ich ihr: ‚Sie können mit Willy in den Hydepart gehen, aber Sie sind für ihn verantwortlich.‘ Da bedeckte sie ihr Gesicht mit der Schürze und weinte.“

„Dann mach es, wie du denkst; ich glaube, es wird so gut sein“, entgegnete Wilhelm einverstanden.

III.

Annette Baily lebte wie eine Einsiedlerin bei ihrer Arbeit. Germaine beunruhigte diese Einsamkeit der Malerin, und sehr oft, nach beendeter Krankentour, stieg sie zum Atelier hinauf. Auf dem niederen Divan saßen beide und plauderten. Annette erkundigte sich nach den Kranken und zeigte ihre Studien. Durch das breite Fenster erschaute man ein großes Stück vergoldeten Abendhimmels.

Als Germaine heute eintrat, fiel ihr die Blässe in Annettes Gesicht auf.

„Du leidest?“ fragte sie besorgt.

„Nein, nein!“

„Kommst du etwa mit der Arbeit nicht weiter?“

„Ach nein, das ist es nicht.“

„Dann störe ich dich,“ sagte Germaine besorgt, „ich komme ein andermal.“

„Nein, bitte, bleibe!“ flehte die Künstlerin. Sie hatte offenbar irgend einen geheimen Kummer.

Germaine versuchte sie innerlich aufzurichten und die Wunden, die die Seele bedrückten und beschwerten, zu verbinden. Wie gerne hätte sie die Freundin bei ihrem Schaffen mit größerer mütterlicher Zärtlichkeit umgeben. Um sie zu zerstreuen, begann sie:

„Denke dir, Annette, heut bekam ich einen Brief von Edith, der Missionarin.“

Plötzlich stand Ediths große Silhouette, mit dem mageren Gesicht und den leuchtenden Augen, die immer in weite Fernen zu sehen schienen, zwischen beiden.

„Ein Brief, sage ich dir, zitternd von Begeisterung. Die schreckt kein Hindernis ab.“

Annette schüttelte die Apathie von sich.

„Ich bin eifersüchtig auf Edith,“ sagte sie, „du liebst sie zu sehr.“

„O, Annette — eifersüchtig! Wenn du wüßtest, wie wenig Edith irdischer Liebe bedarf. Sie trägt ihr Glück in sich — das Glück zu geben.“

„Ich, Germaine, ich brauche dich aber.“

„Und jene da,“ entgegnete Germaine, auf die Bilder zeigend, „spornen sie dich nicht täglich zu neuer Tatkraft an?“

Die einbrechende Dämmerung hüllte bereits den Hintergrund der Bilder ein und die Einzelheiten der Kleidung, die Nebendinge und die Gesichter traten schärfer auf der Leinwand hervor.

„Die da — werden mich nicht vermissen“, gab Annette mit einer von Ironie vibrierenden Stimme zurück. „Die Akademie wird sie zurückweisen, denn es sind des Hungers Kinder und sterbende Alte. Die eleganten Damen lieben dergleichen nicht. Sie würden ja den Appetit für ihre feinen Tees in den Modekonditoreien dabei verlieren . . . Das einzige Bild, das fortging, Germaine, ist das in deinem Besitz befindliche, dein Hospital-saal . . .“

„Ganz recht. Und heute wollte ich dich fragen, ob du mir ein Bild von Willy machen willst. Kannst du dich dafür ein paar Stunden von deinen Kompositionen losreißen?“

Annette antwortete nicht. Ihr Blick glitt längs den Wänden hin, an denen überall elende Kinderköpfe hingen, aus deren glänzendem, irem Blick das Gespenst des Hungers und der Gelüste sprach.

Dann blieb das Auge der Künstlerin auf zwei großen Studien haften, für welche ein und dasselbe Modell gedient haben mußte. Die alte, in sich zusammengesunkene Frau auf der Bank im Park inmitten leuchtender Frühlingspracht! Auf ihrem Schoß wiegte sie ein erstarrtes Kind. Die Alte schaute auf den Leichnam, aus ihren heißen Augen leuchtete die Freude über das erloschene Leben. Der gleiche Ausdruck öffnete die bläulichen Lippen in dem Gefühl der Erlösung für das arme Jammertwesen, dem das Leben nichts mehr anhaben konnte.

Plötzlich glitt Annette vor dem Diwan nieder, barg ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte laut auf.

„Annette, was ist dir, du leidest?“ rief Germaine angstvoll. „Was liegt an dem Verkanntsein, wenn du nur den Weg klar vor dir siehst.“

Dann begann sie zu scherzen. Aber Annettes Schluchzen beunruhigte sie aufs neue. Es mußte einen anderen ernstern Grund haben. Annette empfand ja stets eine tiefe Verachtung für die öffentliche Meinung.

„Du kannst unmöglich glauben, daß ich darum weine, Germaine“, sagte Annette endlich zwischen Tränen.

„Nein, nein. Du kannst dich ein andermal darüber aussprechen, wenn du es willst“, entgegnete Germaine. Liebkosend, sanft hatte sie der Malerin die Hand auf das Haar gelegt und versuchte, sie zu trösten.

Beide schwiegen; man hörte nur noch ihre unregelmäßigen Atemzüge. Die Dunkelheit senkte sich tiefer auf das Atelier herab, und Annette fand allgemach ihre Selbstbeherrschung wieder. Sie deutete auf die Alte:

„Vor ungefähr vier Monaten, Germaine, war sie zum letztenmal bei mir, da bezahlte ich sie und sagte ihr, daß ich ihrer nun nicht mehr bedürfe. Und sie ging . . .“

Annette hielt einen Augenblick inne, dann fuhr sie fort:

„Vor einigen Tagen nun sah ich in einem illustrierten Blatt die Re-

produktion einer Altfrauenleiche, die unter den Brücken hervorgezogen worden war. Es war — meine Alte . . .“

„Eine Ähnlichkeit täuschte dich!“ sagte Germaine dazwischen.

„Nein, nein! Sie war es selbst. Ich fühlte es. Ich begab mich zur Morgue. Man hatte sie schon auf das Amphitheater gebracht, aber keine Seele war gekommen, sie zu rekonoszieren. Sie war es wirklich. Ich wollte sie malen, um die Reue der Menschen wachzurufen, und ich — verließ sie — ließ sie sterben!“

Sie verbarg wiederum das Gesicht in den Händen.

„Von jetzt an, Germaine, will ich mich auf die Malerei verlegen, die dem Publikum gefällt und die man los wird, wie es Madge getan. Das Geld verwende ich dann für die Armen, Alten.“

„Das wirst du nicht!“ rief Germaine aus, „Geld hilft nur wenig. Dazu gehören Millionen und aber Millionen, um die Not in einer einzigen Stadt zu stillen, und sie würde dennoch wieder zum Ausbruch kommen, solange wir die Menschen nicht zu ändern vermögen. Was sagst du, Annette? Du hast eine heilige Aufgabe. Mit Geld weckt man kein Gewissen auf, und das ist doch deine Absicht . . .“

Und vor Germaines Blicken standen all jene gleichgültig-lebensfrohen, unbekümmerten Männer und Frauen ihrer eleganten Welt lebendig da. Ihre Seelen waren von tiefem Schlaf befangen, und Illusionen umschwebten ihre Träume.

Mit leiser Stimme antwortete die Künstlerin.

„Immer wieder zieht es mich zu der Alten hin, die mich gräßlich aus der Leinwand anlacht. Nachts stehe ich auf und betrachte sie mit dem Licht in der Hand. Gestern radelte ich ins Freie, nur um sie auf Momente zu vergessen. Es war so herrlich. Plötzlich packte es mich wieder, ich mußte zurück.“

Annettes Klage fand in Germaines Seele einen tiefen Widerhall. Wer hatte die bittere Reue über das ungenügende Geben schmerzlicher empfunden als sie? Wer einmal vom Schlaf erwacht war, der tastete suchend und sich marternd einher. Sollte man aus diesem Grunde etwa lieber die Gewissen ihrem Schlummer überlassen? Jedes Lebewesen verursacht Schmerz. Lehrte denn das nicht das Leben und die Geburt jedes Menschen? Gibt es doch Insekten und Pflanzen, die nach Ausstreung ihres Samens sterben. Und was den Künstler betraf . . .

„Annette, du, die du den Augenblick festhalten möchtest, in dem Liebe und Ewigkeit sich vereinen, du — mußt auch das Leid auf dich nehmen!“

Germaines Stimme zitterte, und in ihren Augen standen Tränen. Ihr eigener Kummer, ihre beständigen Kämpfe, das menschliche Elend, das ihr das Herz zerriß und sie verhinderte, ihr Glück vollauf zu genießen, standen wieder vor ihr. Dann schüttelte sie eine gewisse innere Empörung. Arbeitete sie denn nicht? Gab sie nicht Ruhe und Frieden darum hin? Würde sie dennoch nie imstande sein, wie die anderen Frauen zu leben,

ohne diesen unaufhörlichen Gram im Herzen? Oft noch wurde in dieser Abendstunde der Name Ediths ausgesprochen. Es galt eben wie sie das Herzblut dran zu geben. Germaine dachte an Mann und Kind, und angesichts der grausam lächelnden Alten, deren Züge deutlich aus dem Dunkel hervortraten, schauerte sie leicht zusammen.

„Laß uns noch ein wenig hinausgehen, Annette“, sagte sie endlich.

Auf den hellerleuchteten Rais schlenderten sie zwischen den gleichgültigen Massen einher.

Germaine riet zu einer Luftveränderung und bat die Malerin, zu ihr zu kommen.

Annette war zerstreut und schien die Bitte zu überhören. Sie lehnten sich über das Brückengeländer und beobachteten das Anklatschen des wiegenden Wassers, in dessen Oberfläche die Beleuchtung zitternd, sich dehnend abspiegelte.

Plötzlich hob Annette den irren Blick, als erschäue sie durch die Dunkelheit unsichtbare Dinge, und sie rief:

„Ich sehe mein Gemälde, Germaine! Den Saal des Nachtschlafs! Die lange Reihe niederer Betten wie nebeneinanderstehende Säрге, und in jedem einzelnen ein schlafendes oder wachendes Weib mit einem von Verwüstung zeugenden Anblick. Ich möchte sie dergestalt malen, daß sie symbolisch würden. Ja, mein Nachtschlaf soll ein Symbol werden.“

„Liebste,“ entgegnete Germaine sanft, „du solltest erst mal ausruhen, du ermüdest dich über die Kraft.“

„Nein, nein! Soeben kam mir die Erscheinung. Sie ist zu mächtig. Die Arbeit wird die andere Qual verschleuchen.“

IV.

„Bitte, eine Geschichte, Mutter“, sagte Willy einige Wochen später und hockte sich neben sie in den großen Lehnstuhl am Feuer.

„Deine Hände sind heiß,“ erwiderte Germaine, „erzählen kannst du, Willy, es fragt sich nur was?“

„Ja, was denn?“

Des Kindes Stimme klang kläglich, und Germaine sah ihn besorgt an.

„Von den kleinen Vögeln, Mutter?“

„Gib mir mal deine Hand, Willy!“

Fieber hatte er keins, trotzdem waren seine Wangen glühend und die Augen glänzten.

„Es waren einmal Vögel im Nest“, begann er.

Germaine hatte den Arm des Kleinen hochgehoben und streifte den Ärmel bis zum Ellbogen zurück. Dann entblößte sie mit einer raschen Bewegung des Kindes Brust und untersuchte hierauf die Beine. Rote Flecken marmorierten bereits das volle Fleisch.

Germaines Herz zog sich zusammen. Ihr war, als stünde mit einemmal das geahnte Unheil vor ihr da. Sie beherrschte sich jedoch und sagte:

„Du bist heute sehr müde und gehst zu Bett, mein Liebling.“

„Sehr müde“, murmelte der Kleine, und während des Ausziehens schloß Willy bereits die blinzelnnden Augen halb.

Während sie ihn so auf dem Schoß hielt und die zarte Rundung der feinen Glieder unter dem langen Nachthemd fühlte, packte sie aufs neue ein gräßliches Angstgefühl. Sie drückte einen Kuß auf die niedlichen Füße, und gegen seine Gewohnheit ließ der Kleine alles über sich ergehen, ohne zu lachen und zu scherzen, wie er sonst pflegte. Er legte den Kopf an der Mutter Schulter und sah sie mit seinen großen, veränderten Augen an.

Als er im Bett war und sie ihn bis zum Kinn zugedeckt hatte, sagte Willy:

„Jetzt muß ich noch beten!“

„Run, dann bete. Was willst du denn dem lieben Gott sagen?“

„So nicht,“ sagte der Kleine, „ich muß mich auf meine Knie setzen, wie alle Abend.“

Mühsam richtete er sich auf, sein Kopf schwankte hin und her.

„Lieber Gott, liebe Vater und Mutter und auch Willy und all die armen Kinder, die nichts zu essen haben, und die großen Leute, die Kummer haben. Höre mich, lieber Gott! Amen.“

Man hatte ihm erklärt, daß segnen so viel als lieben bedeute, daher sagte er lieben.

Hätte sie doch nur auch zu beten vermocht, welcher Angstschrei wäre in diesem Augenblick ihrem Mutterherzen entfahren.

Sie setzte Rosa an das Bett und ging dann Wilhelm entgegen.

„Willy ist krank“, sagte sie. „Ich fürchte, es wird Scharlach werden.“

„Ah!“ rief Wilhelm erschreckt, „dacht' ich's doch, daß du ihm eines Tages irgend eine Krankheit mitbringen würdest! Ein Wunder wär's nicht bei den verpesteten Löchern, in denen du deine Zeit zubringst.“

„Sei nicht ungerecht, Wilhelm. Du weißt, welch umfassende Vorsichtsmaßregeln ich gebrauche, und außerdem habe ich in der letzten Zeit überhaupt keine Scharlachkranken gesehen. Willy läuft nicht mehr Gefahr dabei, als wenn du selber Arzt wärest.“

Germaine saß die Nacht über am Bett Willys. Er schlief wenig, und das Fieber brach aus. Manchmal sagte er leise zur Mutter, deren Gesicht sich über ihn beugte:

„Ich bin krank, Liebchen!“

Drei Tage lang wick Germaine keine Minute von seinem Lager. Die Krankheit nahm einen gutartigen Verlauf, und Germaine wußte wohl, daß sie jede andere Mutter beruhigt und ermutigt haben würde. Hundertmal wiederholte sie es sich, daß ihre Sorge übertrieben sei, dennoch verließ sie die Angst nicht. Das Bild des toten Knaben, der infolge von mangelnder Nahrung gestorben war, stand immer aufs neue vor ihrem Auge da, und sie hörte die herzzerreißende Klage der armen Mutter: „Wenn ich ihm hätte zu essen geben können!“

Germaine sagte sich, daß es eine Gerechtigkeit gebe, die die Geschichte der Menschen leitete. Die Kinder der Reichen mußten für die armen, kleinen Hungerleider zahlen und die Glücklichen litten am eigenen Fleisch für jene Elenden. Dann warf sie sich wiederum ihren Aberglauben und ihre Schwäche vor.

Nach acht Tagen trat eine entschiedene Besserung in dem Befinden des kleinen Patienten ein, und die Gatten atmeten, wie von einer schweren Last befreit, wieder auf. So oft der Knabe rief, quoll Germaines Herz über von Wonne und Glück, und sie dachte mit um so wärmerer Teilnahme ihrer Kranken, die sie sicherlich sehnlichst erwarteten.

Nur langsam kräftigte sich Willy nach dem heftigen Fieberanfall, und er zeigte wenig Neigung zum Aufstehen.

Germaine saß mit einer Näherei an seinem Bett. Sie hatte ihm Bilder gezeigt, sie aber wieder beiseite gelegt aus Furcht, ihn zu ermüden. Er verlangte auch nicht weiter danach. Von Zeit zu Zeit murmelte er nur:

„Mir ist so wohl, mir ist so wohl!“

Diese Ruhe beängstigte Germaine, sie hätte ihn gerne lebendiger, eigenwilliger gesehen, wie in gesunden Tagen.

„Weshalb ist dir denn so wohl?“ fragte sie.

„Weil du jetzt ganz bei mir bist, ganz bei mir, Muttchen!“

Eine Befürchtung stieg bei diesen Worten in ihr auf.

Nagte etwa an dem Kinde bereits unbewußt dasselbe Übel wie an seinem Vater? Und wiederum griff mit ihren lieb gewordenen Gedanken die altgewohnte Traurigkeit in ihr Platz. Wilhelm verstand sie einmal nicht. Die Tätigkeit seiner Frau war und blieb ein Kummer für ihn. Er gestand es nicht offen, aber eine vorübergehende Laune gab hin und wieder seinem Gefühl Ausdruck. Und sie hatte sich doch der Hoffnung hingegeben, er werde binnen kurzem ihre Ansichten und ihr Mitleid teilen. Darüber waren wieder Monate vergangen, aber das Mißverständnis schwand nicht.

Soeben wurde eine Freundin, Doktor Barnett, gemeldet, die inzwischen Germaines Stellvertreterin geworden war bei den Patienten.

Germaine empfing sie in der Halle, ließ sich kurz über den Stand der Kranken berichten und machte einige Notizen.

„Nächste Woche hoffe ich, mein Amt wieder anzutreten“, sagte sie dann. Darauf führte sie die Freundin an Willys Bett.

„Das ist aber ein kleiner, gutaussehender Kranker!“ rief Doktor Barnett aus.

„Es geht auch viel besser“, antwortete Germaine fröhlich.

„Mutter hat mich gesund gemacht“, sagte das Kind.

„Mutter ist ein sehr geschickter Arzt“, antwortete die Doktorin, „die jeder lieb hat. Die Kranken wollen auch gar keinen anderen, auch mich nicht.“

Germaine zuckte mit den Achseln, aber Dr. Barnett fuhr fort:

„Ich scherze nicht, Germaine. Es ist da in der gräßlichen, sonnenlosen Straße ein armer strotzulöser Knabe, der weinte, als er hörte, Sie könnten nicht kommen.“

„Charlie!“ rief Germaine. „Wie geht es ihm?“

„Sehr schlecht,“ erwiderte die Ärztin auf französisch, „er wird die Woche nicht überleben.“

„Also er weinte. O, Alice, den müßte ich noch besuchen!“

Vom inneren Kampf zerrissen, versagte ihr die Stimme.

Wenn sie Willy verließ, würde sie doch für die anderen Kranken nicht die genügende Aufmerksamkeit haben. Und hinwiederum ließ sie der Notschrei, der aus jenen schlammigen Straßen zu ihr herüberdrang, an dem Lager ihres eigenen Kindes in der Seele erzittern. War es nicht doch die übertriebene Angst ihres Mutterherzens, eine augenblickliche Nervenerregung? Willy befand sich außer jeder Gefahr. Plötzlich wandte sie ihr Gesicht dem Knaben zu und sagte:

„Hast du gehört, was Dr. Barnett erzählt hat, mein Liebling? Es ist drüben ein armer, kranker Junge, viel kränker, als du es warst, der hat Tag und Nacht Schmerzen.“

Aufmerksam hörte der Kleine zu.

„Wie heißt der Junge?“ fragte er.

„Charlie.“

„Armer Charlie!“ sagte er mit leiser Stimme.

„Und Charlie hat keine Mutter, die ihn umarmt, er ist den ganzen Tag allein, und er hat Willys Mutter so lieb.“

Der Kleine stützte sich auf seine Ellbogen.

„Dann habe ich ihn auch lieb“, erwiderte er bestimmt.

„Siehst du,“ fuhr Germaine fort, „seit Tagen habe ich Charlie nicht gesehen, und nun wartet er und weint. Sag, Willy, willst du Mutter nicht mal heute dem armen Jungen borgen?“

„Du willst fort!“ schrie der Kranke auf und klammerte sich an die Mutter. Seine Augen, die groß und immer noch umrändert aus dem schmalen Gesichtchen sahen, blickten die Mutter ängstlich fragend an.

Germaine fühlte ihren Mut sinken. „Ich gehe nur, wenn du mich fortläßt“, sagte sie. „Aber du bist ja beinahe wieder gesund, und Charlie muß vielleicht sterben, und er hat keine Mutter wie du!“

„Keine Mutter?“ wiederholte Willy, den das Mitleid ergriff. „Armer, kleiner Junge!“

Er saß noch immer auf seine Ellbogen gestützt und schien sich offenbar auf irgend etwas zu besinnen.

Plötzlich erhellte sich sein Gesicht, er warf sich zurück und murmelte wie im Traum:

„Ich kann auch helfen.“

Germaine erinnerte sich ihres letzten Gesprächs mit ihm vor seiner Krankheit und Tränen traten ihr in die Augen. Sie beugte sich über ihn, nahm die kleine Hand in die ihre und sagte ganz leise:

„Ja, du kannst helfen. Borge mal Mutter dem kleinen, armen Jungen.“

„Ich will“, sagte Willy.

„Dann muß ich mich aber rasch anziehen, Willy“, gab Germaine zurück. Die kleinen Hände ließen die ihre los, und sie stand auf.

„Du bleibst aber nicht lange fort, nein?“

„Nein, nein. Vor Tisch bin ich wieder zurück. Rosa bleibt so lange bei dir. Sie hat dich doch so lieb, und wie gut hat sie dich gepflegt.“

Nachdem Germaine Rosa noch die äußerste Vorsicht geboten, verließ sie das Haus.

Als sie mit eintretender Dunkelheit zurückkehrte, saß Wilhelm an des Knaben Bett.

Seine Stirn war umwölkt.

„Du warst aus?“ sagte er vorwurfsvoll.

Germaine beeilte sich, ihren Ausgang zu erklären, aber er unterbrach sie:

„Schon gut, dein Sohn hat mir von dem Kranken erzählt.“

„Ich habe Muttmchen aber geborgt“, sagte der Kleine selbstbewußt.

V.

Es war Mitte März, und noch immer zögerte der Frühling mit seinem Erscheinen. Wilhelm und Germaine durchschritten den Hydepark. Ein feiner Schnee wirbelte um sie her und blieb in Streifen in den Vertiefungen der trübseigen Palastfassaden hängen. Große Wolken durchquerten den Himmel. Diese Winterrückkehr hatte die soeben anschwellenden Knospen und die winzigen Krokus, sowie die großen Rasenflächen unter ihrer weißen Flockendecke begraben.

„Wie langsam sich Willy erholt“, nahm Wilhelm das Wort.

„Er braucht Wärme“, gab Germaine zurück. „Was würdest du sagen, wenn ich auf vierzehn Tage mit ihm nach St. Leonards ginge?“

„Das laß ich mir gefallen! Dort hat der Frühling bereits seinen Einzug gehalten.“

„Dann wollen wir gleich morgen gehen. Willst du mich noch zu Dr. Barnett begleiten, damit ich ihr abermals meine Kranken übergebe?“

Germaine nahm Rosa mit sich, die ihr Kind in Hastings in Pension gegeben hatte, und außerdem noch zwei arme, kleine Rekonvaleszenten, die sich in ihren dunklen Wohnungen nicht erholen wollten.

In St. Leonards empfing sie warmer, heller Sonnenschein.

Am Morgen nach ihrer Ankunft setzte sich Germaine an den Strand und beobachtete Willy, der Figuren in den Sand malte. Grau und sachte kam die Flut dahergegangen. Die Felsenküste von Hastings und das langgestreckte Riff von Eastbourne erinnerten sie lebhaft an die sonnigen Tage ihrer Hochzeitsreise. Licht und auch Schatten und Schmerz hatten die verfloffenen Jahre mit sich gebracht. Eingedenk des Gefühls von Sicherheit und Ruhe, das sie damals empfunden, mußte sie jetzt bitter vor sich hinlächeln.

Dann dachte sie an jene armen Geschöpfe, die sie durch Pflege und liebevolle Teilnahme wieder zu Frauen machte. Aber bei alledem fühlte

sie, daß Wilhelm unausgesetzt litt, und sie sah deutlich seinen mißbilligenden Blick.

Wie furchtbar schwer war doch diese sich vertiefende Kluft zwischen ihnen! Und wiederum begann das hartnäckige Problem sie zu martern. Grau hob sich die Wasserfläche vom grauen Horizont ab. Schwerfällig zogen die schlafenden Wogen heran, und in der Ferne träumten die regungslosen Barken. Umsonst blähten sich die Segel, kein Luftzug trug sie von dannen. „Ach, nur Wind, nur Sturm!“ dachte Germaine. Erforderte das Leben nicht Kampf und Schmerz?

Rosig, mit vor Vergnügen glänzenden Augen kam Willy angelaufen. Er wollte ihr seinen Turm zeigen. Sie drückte ihn fest an sich. Er sah schon wohler aus.

Seeluft und Sonne kräftigten Willy in wenig Tagen. Germaine sandte Rosa nach Hastings, um sich dort mit den kleinen Kranken zu beschäftigen, während sie die volle Sorge für ihren Knaben übernahm. Jetzt gehörte er ihr ganz an, jede Minute des Tages.

Eines Tages sah er, wie die Mutter ihren Brief schließen wollte.

„Ich will auch an Vater schreiben.“

„Gut, mein Liebling“, sagte sie und machte das Kuvert noch einmal auf.

„Ich will Vater sagen, daß es mir sehr gut geht, und daß ich am liebsten meine Füße in den Sand stecke, und daß ich den ganzen Tag ohne Strümpfe laufe. Ich mache auch große Türme, aber das Meer wirft sie immer wieder um. Ich umarme dich auch, Vater. Willy.“

Seinen Namen hatte er mit großen, zitternden Buchstaben selbst unterschrieben.

Wilhelm brachte oft den Abend bei seiner Mutter zu.

Diese lächelte, wenn sie ihn traurig, den Kopf in die Hand gestützt, am Ramin stehen sah.

„Sie kommen ja bald wieder“, tröstete sie.

Eines Tages, als sie ihn sorgenvoller als gewöhnlich fand, fragte sie erschreckt:

„Was macht Willy?“

„Willy?“ erwiderte er trübe, „der ist ganz munter.“

Dann verfiel er wieder in seine Träumerei.

„Bist du etwa um Germaine in Sorge?“

Mit einer etwas ungeduldigen Bewegung schüttelte er den Kopf.

Frau Evoles begann von dem Rinde zu sprechen, das ihrer aller Abgott war.

„Germaine hat doch alles um feinetwillen im Stich gelassen“, bemerkte sie.

„Allerdings“, entgegnete Wilhelm bitter, „aber zu ihrer eigenen Beruhigung hat sie noch zwei kranke Kinder armer Mädchen mit sich genommen. Aus Angst, zu selbstsüchtig zu sein!“

Frau Evoles schwieg.

Jetzt erst begann sie des Sohnes rätselhaftes Wesen zu durchblicken.

„Höre,“ sagte sie endlich, „ich bewundere deine Frau! Anfangs lachte ich, weil ich sie nicht verstand. Alle jungen Frauen verfolgen ihre weltlichen Ziele und bringen ihr Leben in Vergnügungen hin. Germaine hat sich eine höhere, schwerere Aufgabe gestellt. Schön und liebreizend, wie sie ist, hätte sie allen Grund, auf gesellschaftliche Erfolge zu rechnen. Aber in diesem Falle wäre sie für dich erst recht verloren . . . Wilhelm, Wilhelm! . . .“

Mit leiser Stimme, mehr zu sich selbst redend, gab er zurück:

„Ich bin eifersüchtig. Ich beneide die Armen und Kranken, zu denen sie hingehet und die sie pflegt, und die Mädchen, denen sie ihre Teilnahme beweist. Wenn ich sie dann abends mit besorgter Miene am Kaminfeuer antreffe, sage ich mir, sie leidet um jener willen. Die Leidenschaft um der Gerechtigkeit willen hat sie erfaßt, und ich weiß wohl, daß sie recht hat. Höher denkende Menschen sind ja alle von diesem Gefühl beseelt. Ich zürne ihr, Mutter, und ich kann doch nicht umhin, sie zu bewundern, ja im Grunde genommen wünschte ich sie mir noch nicht einmal anders.“

Wieder barg er das Gesicht in seine Hände.

Frau Evales hatte sich ihm leise genähert, und sanft die Hand auf seine Schulter legend antwortete sie:

„Germaine wird auf dich sowohl wie auf unser ganzes Haus des Himmels reichen Segen herabziehen.“

Es trat ein längeres Schweigen ein. Dann sagte Wilhelm mit verändert fröhlicher Stimme:

„In acht Tagen gehe ich nach St. Leonards und hole sie mir wieder zurück. Willy ist ja ganz wohl, und ich halte es nicht mehr länger aus ohne die beiden.“

(Fortsetzung folgt)



Der Verschwender

Von

R. Zoozmann

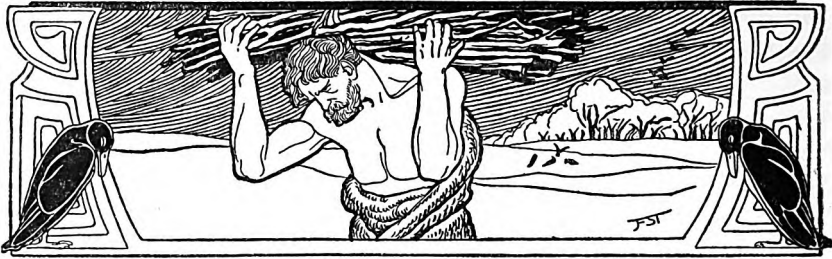
Meine Perlen hab' ich
Königlich verstreut —
Mein Geschmeide gab ich
Gern und unbereut.

Schüttelte des Baumes
Junge Frühlingspracht,
Gab des Blütenflaumes
Reichtum unbedacht.

Meine Perlen sind mir
Hier verrollt und dort,
Und nun führt der Wind mir
Auch die Blüten fort.

Hätt' ich hausgehalten,
Wie's der Krämer kann,
Könnt' ich heut' noch schalten
Als ein reicher Mann!





Der Deutsche und seine Schule

Arbeiten! arbeiten! dröhnt ihr den Kindern in die Ohren, die unter „der Arbeit schon keuchen wie müde Atergäule, und wenn man euch bittet, Geduld, Schonung, Nachsicht zu üben, dann entrüstet ihr euch, als wolle man euch zu Volks- und Jugendverderbern machen. ‚Nein, Pflichterfüllung, werter Herr Kollege, Pflichterfüllung!‘ Was soll man dagegen sagen? Gewiß, gewiß, Pflichterfüllung! Aber macht nur das Netz der Pflichten nicht zu engmaschig; die Kinder ersticken sonst darin. Es gibt auch Pflichten außerhalb der Schule, Pflichten gegen den Vater, gegen die Mutter, gegen Schwestern, gegen das kleine Brüderchen in der Wiege, gegen Freunde, Freundinnen, gegen den Hund, gegen den Kanarienvogel, gegen die Blumen im Garten, gegen den lieben Apfelbaum, der sich doch nicht umsonst so schön in Blüten kleidet, so rotbäckige Äpfel reifen läßt, gibt Pflichten gegen den Sonnenschein, Pflichten gegen jedes Blümchen, jeden kleinen Käfer, den uns Gott in den Weg stellt, gibt vor allem tausenderlei Pflichten gegen den eigenen Leib, das eigene Herz und gegen — Gott selbst. Wißt ihr das alles nicht, ihr Pflichtbanausen? Ihr nennt euch Christen? Hat denn Christus ‚gearbeitet‘? Hat er seinen ‚Jüngern‘ den ganzen Tag zugerufen: ‚Immer fleißig, ihr Fischer, fischen, fischen, fischen!‘ Hat Sokrates gearbeitet? Den ganzen Tag, das ganze Leben lang ist er in Athen gemächlich umhergebummelt. Und doch preist ihr ihn den Primanern? Er war ja ein Faulpelz, und wenn man ihn zum preußischen Oberlehrer hätte machen wollen, dann hätte er gewiß schon als Probekandidat den Giftbecher genommen. Ach, schweigt mir doch, ihr Pflichtbanausen! Beweist vor allem, daß euch die harte Pflichterfüllung glücklich macht! Laßt uns erst sehen, daß eure Wangen erglühen.“

Ich glaube das Buch, das ich anzeigen will, nicht besser einführen und kennzeichnen zu können, als mit diesem Fanfarenstoß. Daß es ein hartgefottener Reher sein muß, der das liebe deutsche Philisterium mit so munteren Tönen empor aus schweren Träumen schreckt, wird schon darnach niemand bezweifeln. Und er macht ja auch selbst nicht das geringste Wehl daraus, der treffliche deutsche Mann und Erzieher, der nun zum zweiten Male mit einer größeren Schrift vor sein Volk tritt, nicht um ihm Kom-

plimente zu machen, seinen mehr oder minder liebenswürdigen Schwächen zu schmeicheln oder in die patriotische Begeisterungstrompete zu tuten, sondern ihm recht gründlich und nach allen Regeln der Kunst, niemand zulieb, niemand zuleide, die Wahrheit zu geigen.

Ludwig Gurllitts „Der Deutsche und sein Vaterland“ habe ich nach Gebühr und Vermögen im Türmer gewürdigt. Das Buch hat inzwischen seinen Weg durch die deutschen Lande gemacht und bereits die achte Auflage erlebt. Mit gleicher Freude begrüße ich nun Gurllitts „Der Deutsche und seine Schule, Erinnerungen, Beobachtungen und Wünsche eines Lehrers“ (Wiegandt & Grieben, Berlin 1905). Um mein Urteil gleich vortwegzunehmen, so wünschte ich Büchern, wie dieses, die Massenverbreitung der „Sörn Uhl“ und „Silligenlei“. Nötiger sind sie uns jedenfalls.

Wer dem Verfasser gerecht werden will, muß sich freilich zunächst einem geistigen Reinigungsbad unterziehen, durch Jahrhunderte aufgeschichteten Staub von der Seele waschen und vor allem vom Auge die Brille erblicher und überkommener Vorurteile nehmen. Das wiederum setzt allerlei voraus, was nicht in der Macht eines jeden liegt, weil es zum Teil gegeben sein muß. Es gehören dazu neben reicher Welt- und Menschenkenntnis ein heller Blick, ein freies, fröhliches Herz und wohl auch einige Tropfen Künstlerblutes. Dann wird man auch verstehen, daß dieser „Schulmeister“ von nichts weiter entfernt ist, als von einer Überschätzung — der Schule.

„Die beispiellos hohe geistige Regsamkeit der Griechen, welche in einer kurzen Spanne Zeit von wenigen Menschenaltern eine so erstaunliche Fülle von künstlerischer und wissenschaftlicher Anregung gab, hat diesen Erfolg jedenfalls staatlichen Schulen nicht zu verdanken. Die größeren Schulanstalten, welche ihre Nachahmer und geistigen Zöglinge, ich meine die Römer, später an ihre Jugend stellten, vermochten nicht annähernd gleiche Früchte zu zeitigen. Cicero und seine Zeitgenossen haben in ihrer Jugend vielleicht in demselben Grade wie wir nach sehr sorgfältig ausgearbeiteten Methoden und mit besonderer Pflege der Fremdsprache des Griechischen und aller literarischen Lehrstoffe ihren Geist gebildet, und doch ist der Ertrag dieser über Jahrhunderte ausgedehnten Schulgelehrsamkeit von bescheidenem Werte. Man ist fast zu dem Ausspruche berechtigt, daß der geistige Ertrag im umgekehrten Verhältnisse stand zu den Bemühungen der Schule. Mit dieser Bemerkung, welche den Unwillen aller überzeugten Schulmänner erregen wird, stehen die Erfahrungen unserer Tage keineswegs im Widerspruch. Ich berufe mich auf das Zeugnis eines unserer besten Kenner der deutschen Volksschule, des Münchener Schulrats Dr. Kerschsteiner. Dieser hat festgestellt, daß schon drei Jahre nach Verlassen der Volksschule das Wissen der jungen Leute, auf deren geistige Ausbildung ein höchst gewissenhafter und tüchtiger Lehrerstand seine ganze Kraft verwandt hatte, so erschreckend niedrig war, daß die Köpfe dieser 17—18jährigen Leute — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — wie blank gepuße

Kessel erschienen. Drei Jahre des Lebens außerhalb der Schule erwiesen sich als hinreichend, um das meiste von all dem wieder zu verwehen, was mit so vieler Mühe und oft unter großer Pein den Kindern eingetrichtert worden war. Er nennt auf Grund solcher Erfahrungen die Tätigkeit unserer Volksschullehrer eine wahre Danaidenarbeit. Was nützen da alle fein ausgeklügelten Methoden? Was nützen alle Probe- und Musterlektionen, was die schier endlosen Prüfungen der Direktoren und Schulräte, wenn bei alledem keine lebendigen geistigen Kräfte geweckt werden, die mit gesundem Eribe aus der Schule ins öffentliche Leben hinaus wachsen? Über den Wert oder Unwert irgend einer Lehrmethode sollte man also nicht die Abschlußprüfungen zu Rate ziehen, sondern eine Prüfung des ganzen Menschen, die erst mehrere Jahre nach Verlassen der Schule anzustellen wäre. 'Die Schulen erkennt man nicht am besten in den Schulen', sagt auch Ludwig Wiese, um einen der anerkanntesten Schulmänner als Zeugen anzurufen. Deshalb war er in England bemüht, aus der Schule in das Leben und aus diesem in jene zu blicken, um aus diesem Zusammenhange zu sicheren Resultaten des Urteils zu gelangen. Er erkannte dabei, daß die Vordersätze zu aller pädagogischen Weisheit der Engländer in ihrem mehr oder weniger öffentlichen Leben und in der Geschichte ihrer politischen Institutionen liegen, nicht in den Schulen selbst. Diese Erkenntnis müssen wir uns zu eigen machen und erst mit Reformen des öffentlichen Lebens beginnen, ehe wir an die Schulen herangehen, die ihr Spiegelbild sind und stets sein werden.

„In den Schulprüfungen erhalten wir zumeist mehr eine Probe auf den Fleiß und die Kraftanstrengung der Lehrer. Als es einem mir befreundeten, außerordentlich gewissenhaften Lehrer gelungen war, eine große Klasse von zumeist sehr schwach befähigten Schülern für das Einjährigzeugnis reif zu machen, da empfand ich es am deutlichsten, daß hier der Lehrer eine bewundernswerte Kraftanstrengung geleistet hatte, für die man ungerechtere Weise andere belohnte. Die Abiturientenprüfung bedeutet für viele Menschen den geistigen Höhepunkt ihres Lebens. Als ich diese Behauptung einmal in einer gelehrten Gesellschaft aussprach, mischte sich der jetzt verstorbene hochverdiente Berliner Stadtschulrat Bertram mit der Bemerkung in das Gespräch ein: ‚Was Sie da eben gesagt haben, ist durchaus richtig!‘

„Es scheint mir ein sehr zweifelhaftes Verdienst zu sein, in dieser Weise gewaltsam junge Leute gleichsam über ihr eigenes Niveau hinauszuhoben. Wir sind Fälle bekannt, wo durch diese Gewaltkur junge Leute für ihr ganzes Leben geschädigt, ja vernichtet worden sind. Mit Aufgebot aller Lehrenergie war es gelungen, diese unfähigen und auch unwilligen Köpfe bis zum Bestehen der Abiturientenprüfung herzurichten. Sowie aber die treibenden und stützenden Kräfte wegfielen, versanken die jungen Studenten so tief in ihre eigene niedrige Natur zurück, daß es ihnen nicht gelang, auf irgend einem Gebiete der Wissenschaften Wurzel

zu schlagen. Die Folge war, daß ihnen kein weiteres Examen gelang, daß sie nach jahrelangem planlosen und unfruchtbaren Vegetieren schließlich in einer niederen Lebenssphäre ihr armseliges Brot suchen mußten: auf hochgespannte Erwartungen ein verfehltes Leben voll Enttäuschung und Entmutigung."

Und doch waren sie zum Teil „Musterschüler“, die Sprüche, Jahreszahlen, grammatische Regeln viel „fließender“ herfagen konnten, als die „Taugenichtse“, denen dergleichen Zeugs gar nicht in den Kopf wollte und die darob die düstersten Prophezeiungen für ihre Zukunft über sich ergehen lassen mußten. Waren sie noch gar in der Mathematik „schwach“, so konnte das Bild ihres künftigen Daseins nicht schwarz genug gemalt werden, und sie mußten unweigerlich auf der untersten Sprosse der sozialen Leiter enden.

Gurlitt glaubt nun beobachtet zu haben, daß Menschen von starker Phantasie schwer auswendig lernen. „Es erklärt sich das wohl daraus, daß jeder Gedanke, der in ihrem Geiste angeregt wird, sofort mit großer Lebhaftigkeit der Ideenassoziation neue Gedankenverbindungen anknüpft und damit den Zusammenhang des Textes stört. Je mechanischer, je gleichgültiger, je weniger selbsttätig ein Kopf das Spiegelbild der Gedanken, das in ihn gefallen ist, zurückgibt, je stumpfer er also und je untätiger er dabei bleibt, um so besser gelingt die Wiedergabe des ‚Auswendiggelernten‘. Man könnte somit zu dem Schlusse kommen: die Dümmeren lernen am besten, und dem widerspricht die Erfahrung keineswegs in allen Fällen . . .

„Jeder Mensch hat — Gott sei Dank — seinen eigenen Kopf, aber die Schule weiß nichts davon, rein nichts, obgleich sie sich seit Jahrhunderten fast ausschließlich mit dem menschlichen Kopfe beschäftigt und darüber seinen Leib elendiglich verkümmern ließ — ja nicht einmal mit dem ganzen Kopfe, sondern gerade nur mit dem Gedankenlasten, nicht einmal mit den Sinnen, den Augen und Ohren, dem Geruche und Geschmacke. Die Schule meint also, in jeden Kopf das gleiche hineinfüllen zu müssen, und verlangt von jedem Kopfe, daß er in gleicher Weise wie das Echo antworte. Bis Prima hinauf lernen alle das gleiche: dieselben biblischen Geschichten, Sprüche, Katechismusätze, Gedichte, Zitate, Regeln, Sprachgesetze, mathematischen Formeln, dieselben Oden des Horaz, Verse des Homer und Vergil, an alle Köpfe wird der gleiche Maßstab angelegt, jeder soll die gleiche Gedächtniskraft bewähren. Wer bei dieser Aufgabe versagt, gilt als Faulpelz oder als Dummkopf, bekommt schlechte Noten, bleibt sitzen, wird in Schule und Haus scheel angesehen und hat demgemäß eine trübe Jugend. Drum, o Mensch, wenn du in Deutschland geboren werden und leben willst, forge vorerst für einen guten Lerntopf. Ehrlichkeit, Charakterstärke, Tatkraft, Findigkeit, Gemüt, Frömmigkeit, Phantasie, Genialität, künstlerische Kraft, alles, alles das kommt zunächst nicht in Frage, das kann man vielleicht brauchen, wenn das Abschlußexamen der Schule bestanden ist, vorerst heißt es ‚auswendig lernen‘.

„O, du mein Herr und Heiland! was habe ich in meinem Leben — und eben zumal auf der Schule — für einen Wust dümmsten Zeugens lernen müssen! Mich schaudert, wenn ich daran denke. Wo sind alle die unzähligen Gedichte, Gedichtchen, Sprüche, Kirchenlieder, Glaubenssätze, Regeln aus dicken und dünnen, dunklen und klaren Grammatiken, aus dem alten Krüz und Berger, Buttman, Ellendt-Seuffert, Ploetz und wie sonst all die Peiniger heißen mögen, wo sind sie alle geblieben? Wo liegen all die Geschichtszahlen der persischen, griechischen, diadochischen, römischen, französischen, englischen, deutschen Könige, wo die Thüringer Landgrafen mit all ihren Kindern, Tanten, Nichten und Hausknechten, wo die sächsischen Kurfürsten ernestinischer und albertinischer Linie, wo die Markgrafen Brandenburgs und die Daten der Großtaten von Treuenbrieken und Krossen, wo in meinem Kopfe liegen sie verkrämt, wo die schauerlichen Papststreihen, wo all die Leges der römischen Verfassung mit ihrem Wortlaute, wo die Lebensdaten der deutschen Dichter? Wenn ich unter alten Papieren, alten Tanzkarten und Rotillonorden, in welchen Blättern aus der Zeit der ersten Liebe herumkramen könnte (all das ist aber leider längst dahin), dann fänden sich wohl auch zum lächerlichen Maskenzuge alle die wunderlichen Heiligen der Weltgeschichte wieder ein, jeder mit einer Etikette auf dem Rücken, die seine Lebenszeit angibt, denn das besonders war es, was uns etwas anging.“

Aber — Herr Oberlehrer! Herr Doktor!! Herr Professor!!! — —

In ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. „Man wundert sich, daß die deutschen Schüleraufsätze, selbst die der Primaner, so dürftig sind, daß Schüler, die schon in der Kinderstube so lebhaft, überzeugend und anmutig zu sprechen wußten, bald nach Eintritt in die Schule mit der Sprache nicht mehr heraus wollen, daß ihre Zunge mit den Schuljahren immer träger, immer unbeholfener wird, daß sie selbst im schriftlichen Ausdrucke so langsame Fortschritte machen, und als Sekundaner oder Primaner Briefe schreiben, die ihren jüngeren Schwestern zum Gespötte dienen. Mich kann all das nicht in Verwunderung setzen, denn ich habe die Ursache davon schon längst erkannt. Ich frage Sie, mein Verehrtester, können Sie denn schreiben, wenn Ihnen jemand über die Schulter sieht und bei jedem Worte Einspruch erhebt, können Sie sprechen, wenn ein strenger Kritiker, der Macht über Ihr Fortkommen hat, Ihnen gegenüber sitzt? Ich kann es nicht. Mir schnürt sich die Kehle zu, meine Gedanken werden flügellos, ich denke überhaupt nicht mehr an das, was ich zu sagen hätte, sondern nur noch an die Wirkung, die meine Worte auf den zweifelstüchtigen Menschen machen könnten, der nur noch darauf lauert, mir seine Überlegenheit fühlbar zu machen. So fragt denn auch der Schüler sich beim Aufsätze: Wie will Er die Disposition haben? — dieses blöde Ding, mit dem man geflissentlich alles unmittelbare Leben einfängt, um es in Kästen einzupacken, diese Wonne aller Kanzlistenseelen, die nur Ordnung suchen, Ordnung der Gedanken, wenn sie auch so leer und dürr sind. Stroh und altes Leder. Welche Übergänge liebt Er? Wie soll die Einleitung

sein? Darf ich auch den Ausdruck brauchen? Ist das schriftgemäß? d. h. dem weltfremden Schrifttume des Schulaufsatzes gemäß?"

Und der Religionsunterricht? Sollte man nicht meinen, daß er dem kindlichen Gemüte der liebste, die Erinnerung an ihn die schönste sein müßte? Daß er einen unveräußerlichen Schatz religiöser und sittlicher Wärme in die empfängliche Kindesseele legte?

„Mir teilte ein Naturwissenschaftler mit, der jetzt in Amt und Würden ist, er habe als armer Leute Kind mit schweren Sorgen zu kämpfen gehabt, die schrecklichsten Erinnerungen aber seines Lebens wären verknüpft mit den Religionsstunden, in denen der orthodoxe Direktor des Gymnasiums seinem Denken geradezu eiserne Fesseln des Glaubens aufgezwungen habe. Ehe er eine solche Vergewaltigung seines Geistes noch einmal ertrüge, würde er lieber alle Vorteile der Beamtenlaufbahn preisgeben. Es ist durchaus verkehrt zu behaupten, die Sozialdemokratie wäre schuld an dem Unglauben der Menge. Gerade das Gegenteil davon ist die Wahrheit: der von Staat und Schule ausgeübte Bewußtseinszwang ist schuld an dem Wachsen und Einflusse der Sozialdemokratie“ . . .

Den Sozialistenkindern komme man dadurch nicht bei. Solange man deren Eltern als „Objekt der Gesetzgebung“ ansehe, solange im Abgeordneten-hause Gesetze über ihre und ihrer Kinder Köpfe gemacht würden, solange man im Deutschen Reiche glaube, daß man die Kinder von drei Millionen Wählern zwingen dürfe, zu lernen und zu glauben, was deren Eltern ablehnen, was nur der Staat als rechte Geisteskraft und echten Glauben vorschreibt, so lange werde kein Fried' im Land. Alle politische Gesinnung wachse im Elternhause, nicht in der Schule.

Mit Worten sei an sich wenig auszurichten, und an Kenntnis der christlichen Lehre, die sich in wenige Sätze zusammenfassen läßt, mangle es den Schülern viel seltener, als an der sittlichen Kraft, ja dem Willen, ihnen nachzuleben. „Wenn wir Lehrer alle nach diesen christlichen Vorschriften leben und mit wahrer Höflichkeit des Herzens unsere Schüler behandeln, dann brauchen wir keine frommen Veranstaltungen, keine heiligen Gebärden und drohende oder verheißende Ermahnungen, dann wird das Christentum auch ohne diese in unseren Schülern lebendig werden, dann werden sie es ganz von selbst im tiefsten Herzen empfinden, welche Wunderkraft von der Liebe Christi ausströmt, und werden durch das Beispiel ihrer Lehrer zur Nachfolge angefeuert werden. Dann würden wir endlich erreichen können, was auch Goethe wünschte, daß wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens zu einem Christentum der Gesinnung und der Tat kommen werden'. Das Christentum dürfte unseren Schülern nicht gewaltsam aufgedrängt werden, sondern müßte wieder zu einem Mysterium werden, nach dem sie suchen sollen, ein Mysterium, zu dem nur die Auserlesenen begnadigt werden. Dann würden sich alle herandrängen, um die heilige Weihe zu empfangen, keiner würde zurückbleiben wollen. Alle Prüfungen

auf dem Gebiete des Religiösen aber sollten staatlich verboten sein. Christus selbst hat keinen Lehrplan für die Religion ausgearbeitet, keine Lektionen zu lernen aufgegeben, keine Tadel- und Arreststrafen für schlechtes Lernen vorgeschrieben, und hatte doch recht befriedigende Lehrerfolge."

Wie der „religiöse“, so erscheint auch der „patriotische“ Schulbetrieb dem Verfasser durchaus reformbedürftig. Schon die Überfüterung mit griechischer und römischer Geschichte sei vom Übel. Er schließt sich der Ansicht Lagarbes an, „daß das, was wir unter Hinweis auf Griechenland und Rom unseren Schülern als ‚Idealismus‘ bieten, diese hohe Bezeichnung überhaupt nicht verdiene, daß wahrer Idealismus nur in dem wirkenden und strebenden Menschen lebendig sei, nicht aber aus dem im wesentlichen untätigen und wehmütigen Versenken in die Geistesgüter längst verstorbener Menschengeschlechter gewonnen werde, daß es nur einen Idealismus der Tat gäbe, dessen Ziel natürlich in der Zukunft liegen müsse. Sumal junge Menschen, in denen ein noch ungebrochener Drang nach Kraftbetätigung liegt, bedürfen eines solchen Hinweises auf reale Aufgaben. Die deutsche Jugend hat noch nie versagt, wenn man sie vor solche noch so schwierige Aufgaben stellte. Seitdem wurde mir immer mehr Pädagogik und Politik ein fast identischer Begriff...“

„Die Athener waren schon ein völlig verweichlichtes und feiges Volk geworden, an das der unglückliche Demosthenes seine feurigen Mahnrufe nutzlos verschwendete, als noch immer aus aller Rhetoren Munde alltäglich die gewaltig rollenden Perioden zum Preise der Marathonkämpfer zu hören waren. Wo vordem die Tat und das schlichte Epigramm eines Simonides Sieg und Ehre brachten, da tönte später jahrhundertlang das immer phrasenhaftere, immer verlogenerere nationale Eigenlob, dem Taten nicht mehr zur Seite standen. Noch heute belästigen und verleiten das Urteil unserer Schüler die Nachlänge dieser nichtigen Eugendschwäger. Bei Marathon fielen noch nicht 150 Athener, weil sie persisches Lumpengefindel vor sich hatten, bei Runaxa siegten die Griechen über ein persisches Millionenheer, ohne einen Mann zu verlieren — ein Mann ‚soll‘ allerdings verwundet worden sein, wie Xenophon erzählt. Und von diesen Heldentaten erzählt man von Sexta bis Prima ohne Unterlaß in allen Tonarten den Söhnen unserer Helden von St. Privat und Sedan? — erzählt ihnen davon, schon ehe sie noch eine Kompanie deutscher Truppen haben exerzieren und manövrieren sehen? ...“

Soll patriotische Begeisterung geweckt werden, so geschähe das viel unmittelbarer und nachhaltiger durch unsere nationale Geschichte. „Es bedarf dabei keines rhetorischen Aufpuzes, keiner moralisierenden Nutzantwendungen, keiner lauten Feste: die Kriegs- und Geistesstaten unserer nationalen Helden wirken in ihrer monumentalen Sachlichkeit am stärksten.“

Die Jugend auf den Krieg zu fixieren, ihr einen Mordspatriotismus einzupflanzen, ist aber nicht, was uns am nötigsten tut.

„Der Krieg ist doch nur ein *U s n a h m e z u s t a n d* unseres Landes.

Es ist unerlässlich, daß wir auf diesen jederzeit gerüstet und auch moralisch vorbereitet bleiben, aber nicht minder erforderlich ist die so arg vernachlässigte Erziehung unseres Volkes zur geistigen Klarheit und Ruhe, zum inneren nationalen Frieden.

„An kriegerischem Mute haben wir bisher keinen Mangel, an den Tugenden aber, die uns allein einen sozialen Frieden und damit eine innere Kräftigung und Gesundung unseres Volkes schaffen könnten, leiden wir bittere Not: Ich meine die Tugenden der Nächstenliebe, der Wahrhaftigkeit und Schlichtheit im Verkehr untereinander, die Tugenden des brüderlichen Sinnes, der sich nicht über den Nächsten erhebt, nicht auf Macht, Geld, Einfluß pocht, jedem das Seine gibt in Worten und Werken, und in jedem Deutschen nicht nur seinen Bruder in Christo, sondern auch den Kompatrioten, den Genossen und Teilnehmer an der gleichen Muttersprache, der gleichen ererbten heimatischen Erde, den Vertreter der gleichen nationalen Güter ansieht und achtet, zumal des gleichen Rechtes.“

Und hier kommen wir auf das traurigste Kapitel. Mit dem Begriff „Berechtigungswesen“ wäre es zwar noch lange nicht erschöpft, aber doch angedeutet.

„Von klein auf lernen die Kinder als letzte Weisheit den Erfolg bewundern: den Nachbarn ausstechen, die besten Zeugnisse heimbringen, das Examen schnell und gut bestehen, ist wichtiger als ein feiner, gesitteter, verträglicher und mitfühlender Kamerad, ein frischer, froher, offener Knabe sein. Später heißt es dann ‚Karriere machen!‘ Einerlei, wie das geschieht, ob durch Kriecherei, ob hinweg über die Leichen von anderen Menschen oder durch wahnsinnige Übertreibung der Arbeit und Pflichtgebote, — Rücksichtslosigkeit ist die Parole. Wenn der Erfolg nur da ist, die Kerle da unten mögen ähzen, stöhnen und fluchen.

„In zu harter Schule sind so die Menschen selbst hart geworden. Herz, Stimmungen, Phantasien gelten ihnen als unwürdige Schwächen: Was ist mir dafür koofe?“

Streberhafte Rücksichtslosigkeit ist aber noch lange nicht echte Kraft. Ja sie ist im Grunde nichts anderes als Bedientenbrutalität, frech nur nach unten, kriechend nach oben. Und doch: „Wenn wirklich Roms Entscheidungsschlacht auf märktischem Boden geschlagen werden sollte, so werden wir in dieser nur siegen, wenn wir starke Geister, freie Männer haben, Männer von alter Germanenart. Mit Bureaukraten, willensschwachen Kirchendienern und feigen Hoffschranzen ist in diesem gewaltigen Geistesringen nichts auszurichten. Das möge sich jeder Lehrer, jeder Vater vor die Seele halten, der Kinder zu erziehen hat. Nur Männer ohne Furcht und Tadel können uns erretten: gehorsamste Untertanen und Blindgläubige führen uns in russische Zustände hinein. Die Weltgeschichte stellt uns da ein erschütterndes Exempel lebendig vor Augen, aus dem wir mehr lernen können, als aus der ganzen Geschichte von Hellas

und Rom zusammengenommen. Nur die „Liebe des freien Mannes“ erhält Reiche und Fürstenthrone. Freiheit aber wohnt allein bei der Wahrfhaftigkeit . . .“

„Liebe des freien Mannes“ — wo selbst das Wort verpönt wird? Es ist in der That dahin gekommen, und die Thatfache steht keineswegs vereinzelt da. Der ganze Sammer unserer Geschichte feiert da seine Auferstehung. Nicht als dürres Gespenst, sondern mit Fleisch und Blut, in Frack und Uniform. Denn wo bittere Not ihre knöcherne Faust einmal längere Zeit von unserem Nacken läßt, da sinken wir nur zu leicht freiwillig in die Knechtschaffenhait jahrhundertelanger Zwangsherrschaft zurück. Sollte das wirklich ein unveräußerlicher Erbteil unserer Vergangenheit sein? Sollte nie und nie eine Mehrheit deutschen Volkes zu den freien Höhen seiner großen Söhne, seiner Arndt und Fichte, Freiherr vom Stein, Schiller und all der andern Edlen und Freien emporwachsen?

„Die Not, nicht etwa der freie Wille, haben aus dem deutschen freiheitsliebenden, stolzen Volke das gemacht, was es heute ist. Endlose Kriege und die daraus erwachsene materielle Misere, die Gewaltherrschaft von Fürsten und Fürstendienern nicht minder wie die einer engherzigen Kirche, der kleinlich bureaukratische und polizeilich überwachende Geist hatte sich so drückend auf das gesamte öffentliche Leben unseres Volkes gelegt, daß dadurch jeder freie Aufschwung der Bürger fast unmöglich wurde. Zwar riefen in den Tagen der Not unsere Fürsten das deutsche Volk zur Befreiungstat auf, und jene Zeiten schwerer nationaler Kämpfe haben sich trotz der unaussprechlichen Opfer an Gut und Blut zu wahren Festtagen der nationalen Geschichte und des nationalen Geisteslebens gestaltet. Raum aber waren die Männer, deren Vaterlandsliebe und Freiheitsfynn die Welt in Staunen gesetzt hatte, in ihre bürgerliche Enge zurückgekehrt, so legte sich auf sie auch gleich wieder die schwere Hand der staatlichen und kirchlichen Überwachung. Wie raffige Jagdhunde, die, losgekettet, in wilder Kampfeslust Proben ihrer Kraft und ihres edlen Blutes gegeben hatten, dann aber zu Hause an die Kette gelegt und durch einen Beißkorb unschädlich gemacht werden, so mußte das deutsche Volk sich behandeln lassen.

„Bis heute noch hat das Wort Freiheit in Deutschland einen etwas anrüchigen Klang. Was der Stolz eines jeden Bürgers sein sollte, und was ihm von Rechts wegen zukommt als das köstlichste Erbe, das ihm unsere Väter in schweren Geisteskämpfen errungen haben, dessen wird er heute nur selten froh; kaum wagt er diesen Besitz zu gebrauchen, noch weniger sich seiner zu rühmen. Der Stolz eines jeden Engländers, selbst des Kindes, die ganze Kraft seiner Persönlichkeit wurzelt in dem Bewußtsein, daß jeder Engländer frei geboren und als freier Bürger auf seinem freien Boden lebt. Was dort die Kraft der Nation ausmacht, gilt bei uns als verdächtig und gefährlich. Unseren Kindern wird in der Schule kein Wort von der Freiheit des deutschen Bürgers gesagt. Noch immer gilt es für eine größere Weisheit, sie von klein auf zahm, gefügig

und still gehorsam zu machen. Ich erinnere mich, jüngst gelesen zu haben, daß in einem deutschen Schullesebuche der Paragraph unserer preußischen Verfassung durch die vorgesezte Behörde gestrichen wurde, welcher es Schülern bekanntmachen sollte, daß jeder preußische Bürger das Recht habe, seine Überzeugung offen in Schrift und Rede vorzutragen. Sollte diese Zeitungsnotiz zutreffend sein, so wäre sie die beste Erläuterung der Klage, die ich hier vortrage. Wer in Preußen von diesem ihm verfassungsmäßig zustommenden Recht freien Gebrauch macht, kommt noch immer in den Verdacht der Unbotmäßigkeit und Auflehnung. Wir haben unsere Jugend zu oft und zu eindringlich gelehrt, daß der Mensch zum Dienen geschaffen sei, daß die Unterordnung unter staatliche und kirchliche Autorität der Schluß aller Weisheit sei. Die Folge davon ist ein geradezu beschämender Mangel an aufrechten, innerlich freien Männern. Man darf nur die Zeitungen fast aller politischen Parteien zur Hand nehmen, um diesen schmerzlichen Zustand immer wieder als eine bekannte und unbestreitbare Wahrheit ausgesprochen zu finden. Knechteligkeit, Charakterschwäche, Streberei, Bedientengefinnung, Byzantinismus, das sind die Bezeichnungen, mit denen unser eigenes Volk heute den moralischen Zustand seiner Bürger kennzeichnet. Anlässlich der Schillerfeier spricht Theodor Guse in der ‚Zukunft‘ (1905 vom 6. Mai) von der ‚seit bald zwanzig Jahren im Deutschen Reich endemisch gewordenen progressiven Rückgratserweichung‘ und fragt, ob es nicht möglich sein sollte, uns Deutsche nicht nur zu Menschen, sondern auch wieder zu Männern zu machen.

„Solche demütigende Selbstanklagen des deutschen Volkes lesen wir täglich, und selbst in den angesehensten Zeitungen, selten aber ein Wort des Widerspruches oder einen Versuch der Widerlegung.

„Ohne dieses Versinken unserer Bürger in eine bedientenhafte Untertanengefinnung hätten unsere Behörden niemals eine so allmächtige, niederdrückende Macht... Der Deutsche hat es leider verlernt, seinen eigenen Stolz und sein persönliches äußeres und inneres Recht zum Maßstab der Dinge zu machen. Schweigend oder nur am Biertische grollend nimmt er den Schwarm von Befehlen, Verordnungen und Verfügungen hin, duldet die Gängelungen seiner Kinder nach überlebten Glaubensdogmen und erträgt ein Leben, das seinen ethischen Bedürfnissen kein Genüge bietet und ihn schließlich fast zu einem willenlosen Werkzeuge der Staatsmaschine macht...“

Nur ein kleiner Bruchteil all des Tapferen, Beherzigenstwerten, Erfrischenden konnte naturgemäß in dieser Anzeige wiedergegeben werden. Die Leser können versichert sein, daß das Buch noch viel, viel mehr enthält, was man schwarz auf weiß besitzen und getrost nach Hause tragen sollte. Was dort über den „Pflichtenbegriff“, wie ihn Schule und Haus gegen

Kinder ausüben, gesagt ist, müßte zu ernstlichster Selbstprüfung anregen. Fast als Enthüllungen wirken die aus persönlicher Wissenschaft geschöpften Mitteilungen über die Künste, mit denen die guten Absichten des Kaisers in der Schulreform von gewissen Seiten hintertrieben werden sollten und in der That auch zum großen Teile hintertrieben wurden. Manches, was einem sonst — auch auf ganz andern Gebieten — schwer verständlich erscheint, wird einem dadurch unheimlich klar.

Daß immer noch, wenn auch — Gott sei's geklagt! — selten genug, in all der Leisetreteri, Gebärdenspäherei, Achselträgerei unserer „herrlichen Tage“ Stimmen laut werden wie diese, das muß jeder, der in der Hauptsache in dieselbe Kerbe schlägt, als wahre Erfrischung empfinden. In einzelnen philosophischen und religiösen Fragen bin ich zwar nicht der Ansicht des Verfassers, so z. B. über Nietzsche. Doch wäre es deutsch-kleinlich, sich in solchen Seitengassen zu verlieren, wo der gemeinsame Weg noch so weit und das Ziel ach, noch so fern . . .

J. E. Frhr. v. G.



Flücht'ge Tage

Von

Ad. Elisabeth Rohn

Ein Bild hat mich in stiller Nacht erschreckt:
Im langen Zug viel schweigende Gestalten
Aus des Gewandes schattenhaften Falten
Die bleichen Hände hielten ausgestreckt.

Wo kommt ihr her? Wir kommen aus dem Nichts!
— Durch ihre Reihen zog verhaltenes Weinen —
Wir sollten sein. Wir hätten sollen scheinen
Im sel'gen Reich der Liebe und des Lichts!

Sie winkten mir. O Gott, da kann' ich sie
Als meine Werke, kraftlos ungeborne,
Als Pfunde, längst vergrabne und verlorne, —
Ihr Wimmern sprach: Wir kehren nie mehr, nie!

Im Grau der Nacht zerrannen sie so weit. —
Wo sind sie hin? Vor Gottes Thron, — zu klagen? — —
Herr über Tod und Leben, flücht'gen Tagen
Drück du den Stempel auf der Ewigkeit!





Das Kind

Novelle

Von

Otto Frommel

(Schluß)

Bei seiner Ankunft hörte Kohler schon an der Glastür die zornig kreischende Stimme seines Söhnchens. Dies Geschrei hatte etwas Tierisches. Stumpfer, blöder Troß, sinnlose Wut lag darin. Um liebsten hätte er sich die Ohren zugehalten, so erregte ihn dies Geschrei. Und doch mußte er hinhorchen: es war ja sein Kind.

Mit schweren Schritten schleppte er sich ins Wohnzimmer. Gertrud sah ihn mit verstärkten Blicken an und begrüßte ihn ganz kurz.

„Was ist gewesen?“ fragte er in dem Gefühl, es müsse sich etwas Schlimmes während seiner Abwesenheit zugetragen haben.

„O, nichts Besonderes. Hans ist nur etwas aufgeregter gewesen als sonst“, antwortete Gertrud mit müder Stimme.

„Er hat auch in deinem Zimmer Unordnung angerichtet“, fügte sie zögernd bei.

In Kohler stieg eine Blutwelle auf. „In meinem Zimmer?“ fragte er rauh. „Habe ich dir nicht schon hundertmal gesagt, du möchtest Hans nicht in mein Zimmer lassen? Und nun ist er doch wieder drin gewesen.“

Es entstand eine peinliche Stille. Auch der Knabe war ruhiger geworden, als er den Vater kommen hörte. Endlich sagte Gertrud leise, ängstlich: „Hans hat deinen Atlas beschädigt. Ich konnte es nicht verhindern. Er hat den Schaden gerade in dem Augenblick angerichtet, als ich an die Glastür mußte, weil es läutete. Und Babette war ausgegangen.“

Kohler hatte die größte Mühe, sich zu beherrschen. Er ging aus dem Zimmer und suchte, sich die Lippen zerbeißend, seine Studierstube auf. Wie sah es da aus! Das Unglück mußte sich kurz vor seiner Rückkehr ereignet haben, und Gertrud nicht mehr dazu gekommen sein, Ordnung zu schaffen. Die Stühle standen unordentlich durcheinander. Papierseken, die der kleine Unhold aus dem Papierkorb gerissen hatte, bedeckten den Fußboden. Da und dort waren Spuren von verschütteter Tinte zu entdecken. Mit der

trüben Ganglampe leuchtete Kohler überall umher. Da, an einen Stuhl gelehnt, der Atlas! Die erste Seite mitten durchgerissen. An Einband und Rotschnitt heiklose Tintenflecken.

Er geriet außer sich. Gerade an diesem Stück hing sein Herz. Vom Honorar für eine seiner ersten wissenschaftlichen Arbeiten hatte er sich einst das kostbare Werk angeschafft. Es war eines seiner unentbehrlichsten Hilfsmittel geworden. Und nun hatte es ihm der kleine Tölpel boshaft zerstört. Aber wie konnte auch Gertrud das Kind trotz seines Verbots wieder in das Studierzimmer lassen! Und wie konnte sie ihm das wertvolle Werk in die Hand geben. Denn selbst genommen hätte sich der Knabe den Atlas nicht. Wie konnte sie ihn mit dem Buch allein im Zimmer lassen!

Er verstand sein Weib nicht mehr. Sie war eine andere geworden. Wieder schweiften seine Gedanken zurück in die ersten Jahre seiner Ehe. Damals war sie noch sein gewesen, sein und niemandes sonst. Da lebte sie für ihn. Da gab es keinen Wunsch, den sie ihm nicht von den Augen ablas. In seiner Bibliothek, in seinen Manuskripten und Geräten hielt sie ihm peinlichste Ordnung. Er hatte dies nach den langen Jahren ungemütlichen Junggesellenlebens unendlich angenehm und dankbar empfunden. Und nun, seit das Kind lebte, war auch das anders geworden. Das Kind wurde mehr und mehr der Mittelpunkt des Haushalts, um den sich alles drehte. Was nicht das Kind betraf, wurde so nebenher besorgt, ordentlich und anständig, aber ohne besondere Sorgfalt.

Er versuchte in seinem Zimmer selbst mühsam wieder Ordnung zu schaffen, horchte dabei aber beständig hinaus auf den Ausgang. Wird Gertrud nicht wenigstens kommen, um ihm beim Aufräumen zu helfen? Nein. Sie ist ja mit dem Kinde beschäftigt. „Jeder Atemzug, jede Sekunde ihres Lebens soll dem Kinde gehören“ — so hatte sie damals gesagt, als der Arzt das bittere Wort von dem unheilbaren Zustande des Kindes gesprochen hatte. Wahrlich, sie hielt ihr Gelöbniß!

Kohler überkam plötzlich jenes Gefühl tiefter Mutlosigkeit, wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem trüben Meer zusammenrinnen, darin alles zu versinken droht, woran wir je Freude gehabt.

Er leuchtete mit dem unschönen Petroleumlämpchen seine Bücherreihe entlang. Wie steifseinen und frostig ihn die nüchtern eingebundenen Bücher anmuteten, als wehe von jedem Band ein Moderduft. Er schaute empor zu den Photographien altitalienischer Meisterwerke. Ja, da war Schönheit! Herrliche Menschenleiber, wundervolle Architektur leuchtete aus dem unscheinbaren Braun der photographischen Reproduktionen.

Aber was ging ihn Menschenschönheit an? Was Bornehmheit und süppige Lebenserscheinung? Was hatte das zu tun mit seinem Schmerz über sein verblödetes Kind und sein ihm fremd gewordenes Weib?

Da fiel ihm das Wort des Direktors ein, welches auf dem Grunde seiner Seele, seit es gesprochen, unablässig fortarbeitete, von der Unterbringung des Knaben in einer Idiotenanstalt.



Rembrandt
Josephs Traum

Ein solcher Gedanke war ihm wohl selbst in letzter Zeit manchmal gekommen. Aber stets hatte er sich ihn energisch vom Leibe geschafft, da er wußte, daß er damit bei Gertrud auf hartnäckigen Widerstand stoßen würde. Die Vorkommnisse der letzten Stunden gaben der Idee neue Nahrung. So ging es nicht weiter. Er hatte ein Unrecht auf sein Weib, auf sein Haus. Dies Recht wollte er nicht preisgeben. Wenigstens nicht ohne Kampf. Sein Plan war gefaßt. —

Spät nachts trat er mit der Wachskerze an das Bett des Kindes. Die kleine, gestauchte Gestalt lag mit heraufgezogenen Knien in dem schmalen Kinderbettchen. Der Mund war halb geöffnet. Die Augenlider ließen durch einen Spalt das Weiße des Auges durchscheinen. Es war ein Anblick, vor dem Kohler erschraf.

Lange schaute er nieder auf das Kind. Gertrud war noch mit Vorbereitungen auf die Nacht beschäftigt. Als sie eintrat, fiel ihr Blick auf das Gesicht ihres Gatten. Sie nahm ihn leise beim Arm und führte ihn vom Bett des Kindes hinweg.

Keines sprach anfangs ein Wort. Endlich begann Kohler, indem er seinen Rock ablegte und sorgfältig über die Stuhllehne breitete:

„Gertrud, ich muß dir noch etwas sagen, bevor wir uns zur Ruhe legen.“

Sie schaute erschrocken nach ihrem Manne hin. Seine Stimme klang so eigen.

„Du wirst mir zugeben, Gertrud, daß Dinge, wie sie heute vorkamen, nicht mehr passieren dürfen.“

Einigermaßen erleichtert atmete sie auf. Wenn es nur eine Rüge wegen des zerrissenen Buches war — das wollte sie gerne auf sich nehmen.

„Es soll nicht wieder vorkommen, Ferdinand. Ich werde Hans gewiß nie wieder in dein Zimmer lassen.“

„Du hast mir genau dasselbe schon ein paarmal versprochen, Gertrud, es kam doch immer wieder vor.“

„Nein, es kommt nimmer vor“, sagte sie bestimmt, und mit müder Stimme fügte sie bei: „Daß es heute vorkam, hatte einzig seinen Grund in der furchtbaren Aufgeregtheit des Kindes.“

„Ja, war es denn noch erregter als sonst?“

„Es war schrecklich, Ferdinand. Ich mochte mit ihm anfangen, was ich wollte, bauen, Klavier spielen, tanzen, alles umsonst. Ich dachte schließlich, wenn ich es in ein anderes Zimmer brächte, würde es sich vielleicht eher beruhigen. Das Gegenteil war der Fall. Ach, Ferdinand, es ist so furchtbar schwer mit dem Kind.“

Gertrud sank erschöpft auf den Rand ihres Bettes nieder.

Es war Kohler nicht unerwünscht, sie so sprechen zu hören. Jetzt war der Augenblick gekommen, da sie selbst eine Änderung der Verhältnisse ersehnen mußte. Er setzte sich neben sie auf einen Stuhl und nahm ihre herabhängende Hand.

„Du tust mir leid, Gertrud,“ sagte er weich, „dies ist nichts für dich. Deine Gesundheit leidet, das ganze Hauswesen leidet darunter. Wir müssen auf eine Änderung sinnen.“

„Änderung! Wie meinst du das, Ferdinand?“ fragte Gertrud und faßte nervös den Arm ihres Gatten. „Du meinst doch nicht eine Änderung, welche das Kind betrifft? Du denkst doch nicht etwa . . .?“

„Ich denke einfach an das, was in solchem Falle das Nächstliegende und für dich und das Kind das Richtige ist.“

„Und das wäre?“

„Ich meine, Gertrud, wir sollten uns einmal überlegen, ob wir Hans nicht in eine Anstalt . . .“

„Anstalt? Das Kind in eine Anstalt tun? Es aus dem Haus geben? Ferdinand, daran denkst du?“

Gertrud stöhnte laut auf. Manchmal war ihr der Gedanke an eine Unterbringung des Kindes in einer Anstalt wie ein Schreckgespenst vor der Seele gestanden. Wenn Kohler darauf verfiel! Sie hatte einmal einen Prospekt in seinem Zimmer gesehen. Allein er hatte niemals bisher davon gesprochen. Und doch konnte sie nie ohne Angst daran denken. So war ihre Befürchtung also nicht ohne Grund gewesen. Nun galt es, für ihr Kind zu kämpfen.

„Nein, Ferdinand,“ sagte sie heftig, „das kannst du nicht von mir fordern. Verlange alles, aber das nicht. Das Kind hergeben? Es unter fremde Menschen tun? Ohne es leben müssen? Nein, das ist unmöglich.“

Kohler versuchte sie zu beruhigen. Er bat, sie möge ihn wenigstens ruhig anhören.

„Sieh mal, Gertrud, was ich mit Hans vorhabe, ist gar nichts Schlimmes. Wie viele kranke Kinder leben in solchen Häusern und werden vortrefflich gepflegt. Ich dachte für Hans an die Landesheil- und -pflegeanstalt. Da könnten wir ihn in zwei Stunden erreichen. Ich besitze den Prospekt. Man kann sein Kind nicht besser versorgen, als wenn man es dahin tut.“

„Warum du mir das Kind nur nehmen willst?“ unterbrach ihn Gertrud. „Warum du es um jeden Preis aus dem Haus haben willst? Tut es dir denn etwas zuleide? Nicht wahr, es stört dich in deinem Behagen? Du magst das Kind nicht. Ja, ja, du magst es nicht. Ich fühle ja längst, daß du's nicht leiden kannst. Du stößt dich an ihm. Es ist dir im Wege, wo du es siehst. Darum soll es aus dem Haus. Es ist nichts als purer Egoismus von dir.“

Kohler verlor nun auch seine Beherrschung. Leidenschaftlich brauste er auf:

„Schweig, Gertrud! Ich habe genug gehört. Wie du mein Verhalten beurteilst, kann mir nachgerade einerlei sein. Jetzt, wo ich sehe, wie schlecht du mich verstehst, wie wenig du mich verstehen willst. Aber das sage ich dir: Es bleibt dabei. Und zwar werde ich schon in den nächsten Tagen die nötigen Schritte tun.“

Sich etwas mäßigend fügte er noch hinzu: „Dein Verhalten hat etwas Krankhaftes, Gertrud. Nur damit vermag ich's einigermaßen zu entschuldigen. Du hast dich in gewisse Ideen so hineingewühlt, daß dir jeder klare Blick abhanden gekommen ist. Laß mich ruhig machen und füge dich dem, was fester Beschluß ist. Du wirst mir noch einmal dafür dankbar sein.“

Sie verlegte sich aufs Bitten.

„Ferdinand,“ sagte sie mit weicher, eindringlicher Stimme, „laß mir mein Kind! O, nimm mir's nicht weg! Wenn du mir jemals eine Bitte erfüllen willst, so erfülle mir diese. Schau, Ferdinand, es ist ja dein Kind und meins! Das einzige, das wir haben. Und wenn es auch krank und schwach ist, haben wir nicht doppelten Grund dazu, es liebevoll zu pflegen und zu behandeln?“

Er wollte ihr entgegenkommen.

„Du mußt nicht meinen,“ sagte er nach einigem Nachdenken, „ich hätte kein Pflichtgefühl dem Kinde gegenüber. Ich weiß ganz genau, was wir dem Kinde schuldig sind. Und ich würde vielleicht nie daran gedacht haben, es wegzugeben, wenn . . .“

Er hielt inne und schaute sein Weib durchdringend an. Sie hielt den Blick aus.

„Wenn —?“ fragte sie ihn.

„Wenn du dich anders zu mir gestellt hättest. Wenn du über deinem Kinde nicht vergessen hättest, daß ich auch zu dir gehöre. Wenn ich nicht hätte erleben müssen, daß du das Kind zwischen uns beide hast treten lassen. Oder war es nicht so?“

„Ich verstehe dich nicht, Ferdinand,“ sagte sie und schüttelte traurig das dunkle Haupt.

Da gellte ein Schrei. Die Wände des Kinderbettes ächzten. Vater und Mutter stürzten nach der dunklen Ecke, wo Hans lag. Ein schrecklicher Anblick bot sich ihnen dar. In krampfigen Zuckungen bäumte sich der Leib des Knaben. Weißer Schaum stand vor dem verzerrten Mund. Die Augen starrten verglast nach der Decke des Zimmers. Die Daumen der schweißig kalten Hände waren eingeschlagen. Die angeschwollene Stirn schmerzhaft verzogen.

Gertrud war fassungslos. Nie hatte sie derartiges gesehen. Sie wollte das Kind an sich nehmen, es zu beruhigen suchen. Kohler hielt sie zurück.

„Es ist Epilepsie, soviel ich sehe. Wir müssen der Sache ihren Lauf lassen. Die Krämpfe werden sich nach einiger Zeit beruhigen. Ich kenne derlei aus meiner Militärzeit. Wir hatten vorübergehend einen Mann in der Kaserne, der an epileptischen Anfällen litt. Ruhe ist zunächst das Einzige.“

Es folgte eine schreckliche Nacht. Gertrud wich nicht vom Bett des Knaben. Alles Sureden ihres Mannes, das eigene Lager aufzusuchen,

blieb erfolglos. Ihre Angst erwies sich als begründet. Der Anfall wiederholte sich noch zweimal.

Als endlich gegen sechs Uhr der erste bleiche Streifen Tageslicht durch die beschlagenen Scheiben fiel, lag das Kind in jammervollem Zustand auf seinem Bettchen. Die Augen schienen tief in ihre Höhlen gesunken. Die niedere, kleine Stirn durchfurchte eine Falte, welche unter dem liebevollen Streicheln der weichen Mutterhand nicht verschwinden wollte. Ein Glück, daß endlich ein tiefer Schlaf den Qualen der Nacht ein Ende bereitete. Da legte sich auch Gertrud und vergaß auf eine kurze Stunde das furchtbare Weh dieser Nacht.

Als Rohler sich gegen sieben Uhr von seinem Bett erhob, stand sein Entschluß, den Knaben einer Anstalt zu übergeben, feste, was es wolle, noch fester als am Abend zuvor.

Nur wie es zu bewerkstelligen sei, ohne daß für Gertruds Gesundheit nachtheilige Folgen entstanden, war ihm noch unklar. Einstweilen wurde zwischen den beiden Gatten nicht mehr über diesen Punkt gesprochen.

* * *

Wochen vergingen. Weihnachten stand schon vor der Thür. Es waren noch etwa vier Wochen bis dahin. An eine Entfernung des Kindes aus dem Elternhause war einstweilen nicht zu denken. Es litt unter den Folgen der Anfälle. Ein Siechtum schien es ergriffen zu haben. Stundenlang lag es auf dem Fußboden des Wohnzimmers und schaute gedankenlos zur Decke empor. Ein unartikuliertes Lallen war oft ganze Tage der einzige Laut, den es von sich gab. Oft kam es vor, daß ihm der Speichel aus dem Munde quoll und die Schürze, welche es stets tragen mußte, durchweichte.

Wenn es möglich war, widmete sich Gertrud dem Kinde noch mehr als früher. Jene entsetzliche Nacht hatte sie nur in dem einen Voratz bestärkt, ihre Zeit, ihre Kraft — ihre Liebe einzig dem Kinde zu weihen. Oft in einsamen Stunden kam ihr die Unterredung mit ihrem Manne wieder in den Sinn. Und nie konnte sie ein Gefühl der Entrüstung und Erbitterung in sich niederhalten, wenn sie daran dachte.

„Er hat das Kind nie geliebt; mein Kind war ihm immer nur ein Anstoß. Und darum soll es fort. Aus den Augen, aus dem Sinn.“

Solche Gedanken erweckten in ihr einen längst schlummernden Verdacht.

„Wenn er mein Kind nicht lieben kann, hat er mich selbst je geliebt?“

Sie durchwühlte die Vergangenheit. Sie dachte an die Zeit ihrer Brautchaft, an ihr damaliges Verhältnis zu ihm. Und mit der Einseitigkeit, mit welcher sie in ihrer gegenwärtigen Stimmung alles betrachtete, gestaltete sie ihr Erinnerungsbild jener Zeit. Nur die Stunden traten wieder vor ihr geistiges Auge, in denen sie sich ihm gegenüber als das jagende, scheu emporblickende, unselbständige Mädchen empfunden hatte. Wie großartig er sich da gefühlt haben mochte. Ja, damals war sie von ihm ab-

hängig. Und Abhängigkeit, dies war's, was er brauchte. Gewiß, er war ihr leidenschaftlich entgegengekommen. Aber ist Leidenschaft schon Liebe? Herrenrechte hatte er an ihr geübt. Und nun sie seine Sklavin nicht mehr war, nicht mehr sein durfte, wegen des Kindes, zeigte sich die wahre Natur seines Verhältnisses zu ihr. Daher der Haß gegen das Kind.

In diesen Kreislauf bannte sie alle ihre Gedanken. Und wenn es bisher die Sorge um das Kind war, unter deren Druck ihr Verhalten gegen den Gatten zu leiden hatte, so kam nun ihr tiefes Mißtrauen gegen ihn dazu. Hatte sie früher oft darunter gelitten, daß er sich von dem Kinde so fern hielt, so sorgte sie nun selbst dafür. Sie sah den Knaben als ihr persönliches Eigentum an, auf das auch ihr Gatte keinen Anspruch mehr erheben sollte.

Rohler ließ sie gewähren. Er mied die Nähe des Kindes mehr als je. Hatte es ihn früher durch sein trotziges, widerspenstiges Wesen gereizt, so beelendete ihn jetzt sein Anblick. Furchtsam und scheu blickten die großen, glanzlosen Augen auf den düster dreinschauenden Mann, wenn er durch die Stube ging. Am meisten entsetzte er sich über das blöde, näselnde Lachen, welches der Knabe jetzt manchmal anschlug.

Er vergrub sich immer mehr in die Arbeit. Längst war es seine Absicht, seine reiche Erfahrung auf dem Gebiet des realwissenschaftlichen Unterrichts in einem systematischen Werke darzustellen. Das Buch sollte von der Idee beherrscht sein, die realistischen Lehrfächer organischer als bisher in den gesamten Lehrplan einzugliedern. Alle Erziehung, dies war Rohlers pädagogische Grundüberzeugung, sollte einheitlich dahin wirken, daß harmonische, innerlich abgerundete Persönlichkeiten herangebildet wurden. Von der bloßen Übermittlung gedächtnismäßigen Wissensstoffes hielt er äußerst wenig.

Oft wenn er in den langen Dezembarnächten an seinem Schreibtisch saß, mit irgend einem Kapitel seines Buchs beschäftigt, und aus dem Nebenzimmer die Stimme des Kindes und der Mutter zu ihm drangen, schob er das Manuskript von sich und atmete tief auf. Ein banges Verzagen hatte ihn plötzlich beschlichen. Da sammelte er seine Beobachtungen und Erfahrungen und durchdrang sie mit seinen geistreichen Gedanken, und er, der geborene Pädagog, wurde fortwährend daran erinnert, daß sein eigenes, einziges Kind geistig verkümmert war. Wie hatte er sich nach einem Kinde gesehnt! Wie wollte er den ungeformten Stoff mit Bildnerhänden gestalten! Und nun, da er ein Kind sein eigen nannte, was hatte er davon? Er sah auf die vor ihm liegenden Blätter nieder. Ein Zug von grimmigem Sarkasmus spielte um seine Lippen. Er, der alles Theoretisieren haßte, schrieb ein Buch über Erziehung. Es wird vielleicht von ein paar Berufspädagogen gelesen werden und dann in den großen Totenkammern öffentlicher Bibliotheken verschwinden.

„Warum das mir? Warum das mir?“ stöhnte er auf und zertwühlte mit den Fingern sein strähniges Haar.

Am Abend des zweiten Advents, als er wieder bei der Arbeit saß, trat Gertrud mit verstörter Miene bei ihm ein. Erstaunt schaute er von seinem Geschäfte auf. Ihr Besuch ward ihm selten zuteil.

„Was ist?“ fragte er kurz.

„Ich bitte dich, Ferdinand, komm und sieh dir das Kind an. Es sieht so eigentümlich aus.“

„Vielleicht ist ein epileptischer Krampf im Anzug.“

„Ich weiß nicht. Es kann sein. Bitte, komm herüber! Sofort, bitte! Es eilt.“

Schwerfällig erhob er sich und ging hinüber. Das Kind lag im Wohnzimmer auf dem Sofa. Es roch in der Stube stark nach Essenzen. Gertrud glaubte dadurch dem Kinde Linderung zu verschaffen. Es war, wie Kohler vermutet hatte. Bald lag der Knabe wieder in Zuckungen.

„Man sollte den Arzt holen“, meinte Gertrud.

„Er wird zwar nichts ausrichten. Aber wenn es dir eine Beruhigung ist.“

Der Arzt kam. Er konnte in der That nicht viel helfen. Das Kind litt unsäglich. Heftiges Erbrechen und Schüttelfröste raubten dem armen, gequälten Körper die letzte Kraft. Der Arzt sprach beim Weggehen Kohler die Vermutung aus, daß es nur noch kurze Zeit leben werde.

Er verweilte in dieser Nacht länger und häufiger als sonst am Bett des Kindes. Gertrud nahm seine Hilfe ohne Widerstreben an. Sie hatte öfter einmal in der Küche zu sein, um alles mögliche für das Kind zu richten. So war sie froh, jemand in seiner Nähe zu wissen. Sie ahnte die Größe der Gefahr nicht. Der Gedanke, das Kind könne sterben, war ihr überhaupt noch nie gekommen.

Ihr Mann dagegen las mit einer gewissen Spannung in den Zügen des Kindes. Da fiel ihm auf, daß sich der Gesichtsausdruck zu verändern begann. Mit dem Nachlassen der Krämpfe schien es, als lösten sich die Gesichtsmuskeln; als kehrten sie in ihre natürliche Lage zurück. Mehr noch. Das Kind sah mit einemmal überhaupt anders aus. Das Trotziges und Blöde in seinen Zügen, woran Kohler sich immer so sehr gestoßen hatte, war vollständig verschwunden. Ein Hauch des Geistigen lag über das arme Gesichtchen verbreitet. Er mußte wieder und wieder hinsehen. Es erwachte etwas in ihm, was er bisher nie gefühlt hatte. Eine Empfindung, aus Staunen, Mitleid und Selbstvorwürfen gemischt. Er konnte seine Blicke nicht von dem kleinen Leidensbild wenden. Schließlich griff er mit der Rechten nach den abgemagerten Kinderhändchen. Wie hatte er sich noch kürzlich über diese Hände geärgert. Böse, kleine Koboldhände hatte er sie genannt. Er hatte sich beherrschen müssen, diese Hände nicht mit dem scharfkantigen Lineal zu schlagen, wenn sie mit plumpem Ungeschick etwas zertrümmert, etwas beschädigt. Jetzt griff er nach ihnen, um sie zu streicheln. Da zog sie das Kind ängstlich zurück und barg sie unter der Decke. Es fürchtete sich auch jetzt noch vor seinem Vater.

Da nahte sich Gertrud. Sie beugte sich über das Bettchen. Ihr streckten sich die dünnen Armchen hilflos entgegen. Ein Wort, das wie „Mutter“ klang, löste sich langsam von den bleichen Lippen. Vater und Mutter wachten abwechselnd am Bett des Kindes.

Als Kohler sich gegen Morgen etwas legte, schlief er ein und hatte einen schweren Traum: Er kam in seine Klasse. Seine Blicke flogen über die Bänke hin. Wie er erschrak! Kleine, koboldartige Wesen, die alle die Züge seines Kindes trugen, glöhten ihn an. Mit bebender Stimme stellt er eine Frage. Stumpfes, blödsinniges Gelächter. Er wiederholt die Frage. Erneutes Gelächter. Er will weiter sprechen. Es geht nicht. Jedes Wort bleibt ihm in der Kehle stecken. Da springen die kleinen Kerle aus ihren Bänken. Sie erstürmen den Platz, auf dem er steht. Sie drängen sich um ihn. Kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Gehässige, vorquellende Augen funkeln ihn an. Kleine, weiße Fäuste zerren an seinem Rock, an seinen Haaren. Sie haben eine Riesenkraft. Sie ziehen ihn nach unten. Er stürzt. Sie fallen über ihn her. Der Boden öffnet sich. Ein dumpfer Laut . . .

Da ist er erwacht. An einem dumpfen Laut erwacht. Ein Schluchzen, Wimmern, ein krampfhaftes Weinen dringt an sein Ohr. Er springt hastig auf. Vor dem Kinderbett ist Gertrud hingesunken. Er beugt sich über sie, berührt sie mit der Hand. Da schluchzt sie auf: „Tot!“ Und mit verzweifelter Gebärde wiederholt sie es: „Tot! Er ist tot. Es ist alles aus!“

Er will sie um die Schultern fassen und aufrichten. Sie stoßt ihn zurück. Sie rafft sich auf und wirft sich über das Kind.

Blasen, erhobenen Hauptes lehnt Kohler an der Tür, die in sein Studierzimmer führt. Er starrt in die dunkle Öffnung der schräg gegenüberliegenden Wohnzimmertür. Dort drin hat das Kind immer gespielt. Nie wird es mehr dort sitzen und sich an warmen Nachmittagen von der Sonne bescheinen lassen.

Immer muß er nach jener schwarzen Türöffnung starren. So finster wie dieser nächtliche Flecken erschien ihm das Leben des Kindes und alles, was mit dem Kinde zusammenhing. —

Finster die Stunde seiner Geburt. Finster sein kurzes, fünfjähriges Dasein. Finster sein Ausgang in der finstern, kalten Dezembarnacht.

* * *

Gegen fünf Uhr abends sollte die Einsegnung im Hause stattfinden. Die Winter Sonne warf ihre schrägen Strahlen in das Wohnzimmer.

Schnee lag vor den Fenstern und verlängerte durch seinen hellen Reflex den kurzen Tag.

Der große Eßtisch ist aus der Stube entfernt. Da, wo er gestanden, hat man das Kind aufgebahrt. Es ist in ein ganz einfaches, weißes Kleidchen gehüllt. Ein paar Blumen, lebende und wächserne, sind über das Tuch gestreut, welches den Körper bedeckt.

Eben legt Gertrud die letzte Hand an. Zitternd vor Schmerz und Erregung sucht sie noch einiges an den Blumen zu ordnen, streift noch hier und da eine Falte zurecht. Jetzt ist alles fertig.

In etwa zehn Minuten wird der Geistliche kommen. Sie ist so erschöpft, daß sie sich einen Augenblick ausruhen muß. Es ist nun ganz still. So still, daß sie den eigenen Herzschlag zu vernehmen glaubt.

Sie sieht nach der Sonne. Eben glitt ihr purpurner Rand hinter den roten Ziegelbächern der Hinterhäuser hinab. Rasch bricht die Dämmerung herein. Es ist, als flute sie in großen, grauen Wellen durch die angelaufenen Fensterscheiben. Als woge sie in breiten Strömen um den kleinen, schwarzen Sarg, als lege sie sich wie ein schwerer Teppich um die weiße Gestalt des Knaben.

Gertrud sieht nur noch einen blassen Schimmer in der immer dichter werdenden Finsternis.

„Mein Kind, mein Kind!“ wimmert sie leise.

Da erklingt die Hausglocke.

Kohler hat nur wenige Bekannte zu der stillen Feier geladen: den Direktor, zwei Kollegen und einen Kaufmann, mit dem er von Jugend auf nahe bekannt ist. Er empfängt die Herren in seinem Zimmer. Die üblichen Beileidsbezeugungen, freilich im Hinblick auf diesen Fall etwas abgeschwächt, werden gesagt. Er nimmt sie schweigend entgegen. Die Ankunft des Geistlichen unterbricht alsbald die peinliche Stille. Ein breitschultriger, noch jugendlicher Mann mit schwarzem Vollbart und goldner Brille. Er stellt sich an die Spitze des kleinen Zuges und schreitet langsam hinüber in das Totenzimmer, wo indessen Licht angezündet wurde.

Gertrud reicht dem Geistlichen die Hand. Ihre Knie tragen sie kaum. Die Feier beginnt. Durch die Tür schauen der Kirchendiener mit einem gleichgültigen, die Magd mit verweintem Gesicht, nur mühsam ihr Schluchzen verbergend.

Der Pfarrer verliest ein Gebet und einen Bibelvers, dem er nur wenige schlichte Worte des Trostes anfügt. Von alledem bemerkt Gertrud kaum etwas. Ihr Ohr ist schon draußen auf der Treppe, wo jeden Augenblick die Leichenmänner hörbar werden müssen. Sie sieht den kleinen Sarg durch die Tür verschwinden, die Treppe hinabschwanken. Sieht, wie er auf die schwarzbehangene Totenbahre gelegt wird. Und dann geht es hinaus in die frostige Winternacht . . .

„Der Herr segne euch und behüte euch —“

Der Geistliche schließt das Buch und reicht Gertrud die Hand. Da schwindet ihr das Bewußtsein. Kohler fängt sie in seinen Armen auf. Als sie wieder erwacht, ist das Haus leer. Neben ihr am Bett sitzt ihr Gatte und hält ihre Hand in der seinen. In der finstern Ecke der Schlafstube steht das leere Kinderbett. — —

Es folgten trübe, trostlose Tage. Solche, an denen keine Sonne schien, wo's Nacht war, ehe der Tag recht begonnen.

Anfangs konnte sich Gertrud zu keiner Tätigkeit aufraffen. Jene entsetzliche Ode, die einem das Leben zweck- und sinnlos erscheinen läßt, umfing sie, wo sie ging und stand. Da sie ein gewandtes Dienstmädchen besaß, ging der Haushalt seinen geordneten Gang, auch ohne daß sie viel selbst Hand anlegte. So war sie völlig sich und ihren Gedanken überlassen. Zumal da Kohler in den Tagen vor Weihnachten mit Arbeit überhäuft war.

Trotzdem Hansli draußen in dem schneebedeckten Friedhof lag, war er immer bei der Mutter. Sie führte Zwiegespräche mit ihm, länger, inniger als je zuvor. Sie spielte mit ihm. Sie sang ihm, zeigte ihm Bilder und wollte ihn fast zerdrücken. Ach, da fühlte sie, daß sie eigene, leere Arme an die Brust presste. Sie warf sich weinend über das Bett des Kindes und sog begierig den eigentümlichen Duft, der noch am Linnenzeug haftete. Vor der Dämmerung bangte ihr immer am meisten. Sowie das Licht von den Gegenständen zurückwich, kam eine seltsame Unruhe über sie. Es trieb sie im Haus umher. Bald war sie in der Küche. Bald, wenn er abwesend war, in ihres Mannes Stube. Nur das Wohnzimmer mied sie ängstlich. Einmal hatte sie, in ihre Träume versunken, das Einbrechen der Dämmerung übersehen und war an ihrem Arbeitstisch sitzen geblieben. Da, als sie auffah — stand da nicht in der Mitte des Zimmers der kleine, schwarze Sarg? Schaute nicht das blasse Kinderhaupt aus dem bläulichen Dunkel? Sie stürzte nach der Stelle und — griff in die Luft.

Mit Kohler hatte sie seit dem Tode des Kindes wenig gesprochen. Sie hatte ihn überhaupt wenig beachtet. Je mehr der Schmerz ihre ganze Seele ausfüllte, desto weniger zog es sie zu ihm. Seine seltsame Verschlossenheit bei und nach dem Tode von Hans hielt sie für ein Zeichen seiner Gleichgültigkeit.

„Er hat ja das Kind nie geliebt. Wie sollte er seinen Tod betrauern?“ Dieser Gedanke bohrte sich wie ein Stachel in ihre Brust. Und je intensiver sie in ihrer Erinnerung das ganze Leben des Knaben noch einmal durchlebte, desto bitterer wurde sie in ihren Gedanken gegen ihren Mann. Immer wieder kam es ihr in den Sinn, wie sich Hans vor seinem Vater fürchtete, wie Kohler dem Ärmsten gegenüber nur Ungeduld und lieblose Worte hatte.

Kohler ahnte wohl, was in seinem Weibe vorging. Ja, er hatte den Tod des Knaben als Erlösung empfunden; konnte er anders? Was wäre seine Zukunft gewesen? Dann, wenn Vater und Mutter einmal nicht mehr waren.

Eine leise Hoffnung war in ihm erwacht, als er am Begräbnistage einsam in sein Haus zurückkehrte: Gertrud möchte sich ihm nun vielleicht doch wieder zuwenden. Die schroffe Art Gertruds tat ihm weh. Als er vom Friedhof heimkam und sie in warmem, herzlichem Ton begrüßte, gab sie ihm seinen Gruß mit eisiger Kälte zurück. So verschloß er sich aufs neue. Er zwang sich strenger als je, seine Pflicht aufs gewissenhafteste zu erfüllen. Morgens erhob er sich, wenn es noch rings tiefe, dunkle Nacht

war, und arbeitete beim trüben Schein seiner Studierlampe an seinem Buch. Kam er aus der Schule zurück, ging's sofort an die Korrektur von Schülerheften und dann wieder an das Buch. Wenn er so weiter arbeitete, konnte der erste Teil des Werks bereits an Ostern im Druck erscheinen. Der Rest an Weihnachten überm Jahr.

Da bemerkte er mit Schrecken, wie ihm die Arbeit immer saurer ward. Seine Nerven begannen den Dienst zu versagen.

Dazu kam, daß auch ihn der kleine, in der Erde vergrabene Hans nicht zur Ruhe kommen ließ. Oft, wenn er morgens nach dem Ankleiden, die schwälende Öllampe in der Hand, am leeren Kinderbett vorbeiging, sah er nur mit scheuem Blick auf die leere Schlafstätte. Es war ihm, als müßten kleine, magere Hände sich unter der Decke hervorarbeiten und abwehrend gegen ihn ausstrecken. Und sooft er in die Klasse trat und die rotbackigen, blühenden Knabengesichter sah, trat ihm das Zerrbild seines eigenen Kindes mit peinlicher Deutlichkeit vor die Seele.

„Sie werden aufatmen, Kohler, daß sich die Sache mit dem Kind in dieser Weise gelöst hat“, sagte einmal in einer Zwischenpause der Direktor in seiner kordialen Weise zu ihm.

Kohler sah ihn groß an — und schwieg. Sein Verstand sagte Ja. Aber im Tiefsten wühlte ein schmerzliches Nein.

Er begann sich Vorwürfe zu machen. Hatte er das Kind richtig behandelt? Er, der Pädagog, der ein Buch über Erziehungsfragen unter der Feder hatte. Und wieder mußte er an Gertrud denken. Gegen seinen Willen erschien ihm vieles in anderm Licht. Hatte sie ihren Mutterberuf nicht richtiger aufgefaßt als er den seinigen? Begierig suchte er in seiner Erinnerung nach Momenten, in denen er dem Kinde freundlich begegnet war. Er konnte deren wenige finden. Wie anders stand Gertrud vor ihrem Gewissen da! Kohler lebte sonst des Grundsatzes, Vergangenes auf sich beruhen zu lassen. In diesem Falle wollte es ihm nicht gelingen.

So kamen die Weihnachtstage herbei, und die beiden Menschen gingen noch immer nebeneinander her, ohne daß eines von ihnen aus seiner verschanzten Stellung herausgetreten wäre.

Der 24. Dezember war ein rauher, nebliger Tag. Es wurde nicht hell.

Gertrud hatte in früheren Jahren das Weihnachtsfest immer sorglich vorbereitet. Bei dem Worte Christkind strahlten ja Hanslis Augen.

„Christkind, Christkind“, er ward nicht müde, in den Wochen vor Weihnachten das Wort zu wiederholen.

Sie kaufte einen ansehnlichen Korb voll Weihnachtskonfekt. Am Christbaum wurde nicht gespart. Die schlankste Tanne mußte vom Markt ins Haus. Das Schmücken des Baumes war stets die Arbeit des Morgens vor dem heiligen Abend.

Heute stand Gertrud am Fenster des Schlafzimmers und schaute hinab auf die Leute, welche mit Tannen beladen vom Markte kamen. Sie dachte daran, daß heute zum erstenmal in ihrem Heim kein Baum brennen würde.

Sie trat in die Stube zurück und öffnete die Kommode, in der sie Hanslis Kleider aufbewahrte. Es war immer ihre besondere Sorge gewesen, das Kind so gut und reinlich zu kleiden, wie nur möglich.

Da lagen sie nun, pünktlich zusammengelegt, die Röckchen, Höschen und Schürzen. Das meiste tadellos. Ein kleines Bündel von zerrissenen Sachen war beiseite gelegt. Gertrud hatte es noch zu Lebzeiten des Kindes zum Flicker zusammengestellt. Als sie diese Dinge jetzt betrachtete, mußte sie an ihre Eierfrau denken.

Wie bewundernd hatte diese oft, wenn Hanseli gerade in der Küche war, an seinen hübschen Kleidern mit der Hand heruntergestrichen.

„Wie fein du bist, Hänsele,“ pflegte sie dann meist zu dem Kinde zu sagen, „wenn mein Jakoble so feine Kleider hätte.“

Jetzt brauchte Hans die schönen Kleider nicht mehr. Jetzt waren sie für den Jakoble frei geworden. Gertrud sann, ob sie nicht einiges davon der Frau zu Weihnachten schenken solle. Der Gedanke, etwas von dem, was dem Kinde gehört hatte, in fremde Hände zu geben, wollte ihr anfangs durchaus nicht in den Sinn. Es kam ihr wie Lieblosigkeit vor. Endlich aber — nach langem Hin- und Herüberlegen — schien es, als siegten verständige Überlegungen über ihre Gefühle. Sie wählte einiges aus und band es zusammen. Da warf sie plötzlich das ganze Päckchen in die Kommode zurück. Es war ihr in den Sinn gekommen, wie sie einmal unfreiwillig Zeugin eines Gesprächs zwischen der Eierfrau und dem Dienstmädchen geworden war.

Mit häßlichem Lachen hatte die Frau damals gesagt: „Ja, ja, die reiche Leut', die könne ihre Kinder rauspuze wie die Affe. Aber tausche möcht' ich doch net mit ihne; mein Jakoble tät' ich doch net hergebe für des rausgepuht Simpele.“

Gertrud war bei diesen Worten in das Zimmer geflüchtet wie ein angeschossenes Reh.

Jetzt bohrte sich die Erinnerung an jenen Augenblick wieder in ihre Seele. Nein, diese Person bekam nichts von ihr. Überhaupt sie wollte nichts hergeben, an dem auch nur die leiseste Spur ihres Kindes haften konnte. So räumte sie alles wieder zusammen und schloß die Kommode ab.

Als die Frau kam, in der sicheren Erwartung, etwas zu erhalten, ließ Gertrud sich nicht in der Küche blicken. Die Frau war sehr darüber aufgebracht.

„Da hat mer 's G'scher 's ganze Jahr über. Und wenn dann die Weihnacht kommt und mer meint, mer kriegt was, isch's erscht nig!“ maulte sie vor sich hin.

Mit einem Seufzer hob sie den schweren Korb auf den Kopf und schlurrt schweren Schrittes die Treppe hinab. Das Mädchen hörte, wie sie noch lange vor sich hinbrummte:

„Ja, die reiche Leut', die reiche Leut'!“

Der Tag schien Gertrud endlos zu sein, obwohl es schon zwischen

drei und vier Uhr zu dunkeln begann. Sie versuchte eine Arbeit vorzunehmen. Es gelang nicht. Sie dachte an das Kind. Aber seltsam — heute zum erstenmal irrten ihre Gedanken von Hansli ab, wie sehr sie auch dagegen ankämpfte.

Weihnachtliche Unruhe erfüllte das ganze Haus. Im Stockwerk über Kohlers trippelte es und lief beständig hin und her. Das waren die Kinder der Witwe Langerhans, die schulfrei hatten und den Christbaum schmückten. Duft von frischgebackenem Kuchen drang aus dem Erdgeschoß durch die Glastür in den Kohlerschen Hausgang. Im Hof wurden Teppiche geklopft. Alles traf Vorbereitungen auf das Fest.

Jetzt klingelte es. Der Postbote. Gertrud öffnete ihm selbst die Tür. Es war ihr, als müße er irgend etwas für sie haben, ein Paket, einen Brief. Nichts. Es waren nur ein paar Geschäftsanzeigen und die Zeitung.

Gertrud fühlte in ihrem Inneren eine völlige Leere. Wie wenn ihre Seele ausgeschöpft wäre bis auf den Grund. Eine heiße Sehnsucht nach einem menschlichen Angesicht, nach dem Klang einer menschlichen Stimme überkam sie.

Ihr Mann war zu Hause. Er saß in seiner Stube und arbeitete an seinem Buch. Da durfte man ihn nicht stören. Wozu auch? Es gab ja nichts zu besprechen. Und doch drängte es Gertrud an die Stubentür. Sie legte ihre Hand sachte auf die Klinke und horchte hinein. Es war nichts zu vernehmen als das Geräusch der Feder, die eilig über das raue Papier flog. Sie öffnete, leise, daß er's nicht hörte. Sie trat ein. Er schien sie nicht zu bemerken. Sie ging ganz leise durch die Stube. Er hatte sie wohl bemerkt und sah ihr erstaunt nach. Doch sagte er kein Wort...

Es schlug eben fünf. Um diese Zeit hatte Gertrud letztes Jahr das Kind in die Kinderkirche geführt. Das einzige Mal, daß sie mit Hansli einen Gottesdienst besuchte. Wie hatten seine Bäckchen geleuchtet! „Tristkind, Tristkind“, hatte er in einem fort gejubelt, als ihm der brennende Baum vor dem Altar in die Augen strahlte.

Fast mechanisch griff Gertrud jetzt nach ihrer Jacke und legte sich den Pelztragen um. Auf behenden Füßen schlüpfte sie zur Glastür hinaus. Sie mußte fort. In die Kinderkirche? Nein. Wohin? Sie wußte es selbst nicht. Sie lief und lief durch den Nebel. Ihre Füße sanken tief ein in dem weißen, weichen Weihnachtschnee. — —

Kohler schrieb eben den letzten Satz eines Kapitels, das ihm viel Mühe bereitet hatte. Er legte den Bogen weg und sah nach der Uhr. Es war sechs. Durch die Fensterfüllung drang heller Schein. Er kam vom gegenüberliegenden Nachbarhaus. Dort wurde eben der Christbaum angezündet. Da dachte Kohler an Gertrud. War ihr Erscheinen vorhin am Ende eine stumme Mahnung, sie am Christabend nicht allein zu lassen?

Ein tiefes Mitleid mit seinem Weibe überkam ihn plötzlich. Er mußte zu ihr, mußte mit ihr sprechen, mochte sie ihn nun aufnehmen, wie sie wollte.

Rasch erhob er sich, löschte die Lampe und ging in das Wohnzimmer. Es war leer. Auch die Schlafstube. Das Mädchen wußte auch keinen Bescheid. Eine namenlose Bangnis besiel ihn. Sie war fortgegangen, ohne es jemand zu sagen. Wohin, wohin?

Plötzlich leuchtete ein Gedanke in ihm auf. Rasch warf er den Mantel über und verließ das Haus. Er schlug den Weg nach dem Kirchhof ein. Der Wind wehte ihm Nebelfetzen ins Gesicht. Das Wetter schien umzuschlagen. Die Luft war feucht und wärmer als am Morgen.

Er war etwa zehn Minuten gegangen, als die Häuserreihen aufhörten. Er befand sich auf offener Landstraße. Es war sehr dunkel. Doch konnte er sich auf der wohlgepflegten Straße mit einiger Mühe zurechtfinden. Jetzt flackerte ein kleines Licht durch den Nebel. Er wußte, nun mußte er sich rechts halten. Das Licht kam von der Leichenhalle, welche am Eingang des Friedhofs stand. Er ging darauf los. Das kleine Gittertor neben dem großen, für die Leichenwagen bestimmten, war angelehnt. Er trat hinein. Jetzt teilte sich der Nebel. Man konnte deutlicher sehen. Hügel wölbte sich neben Hügel. Kreuze mit Schneemützen schimmerten gespenstisch aus dem Dunkel. Das Grab des Kindes war leicht zu finden. Es lag an der Kirchhofsmauer unter einer hohen Zypresse. Rechts neben ihm lauter Kindergräber. Links ein schmaler Weg. Noch ein paar Schritte, und Kohler war am Ziel. Da wehte ihm der Wind neue Nebelfahnen ins Gesicht. Nun war es stockfinster. Kohler horchte. Er vernahm nichts als das Uchzen der Zypresse im Wind. Lähmende Angst besiel ihn. Er taumelte fast besinnungslos vorwärts in der Richtung auf das Grab. Da prallte er an eine menschliche Gestalt. Ein leichter Aufschrei und Gertrud lag an seiner Brust. Sein Instinkt hatte ihn richtig geleitet.

Ohne zu wissen wie, nur von ihrer Unrast getrieben, war sie hierher gekommen.

Sie weinte. Beide Gatten sprachen kein Wort. Kohler nahm sein Weib wie ein verirrtes, müdes Kind bei der Hand und führte es nach Hause. Als die beiden in die Stadt kamen, läutete es mit allen Glocken die Weihnacht ein.

Sie traten in ihre Wohnung. Kohler legte Gertrud auf das bequeme Sofa in der Wohnstube. Er befahl der Magd, Tee zu bereiten, und setzte sich neben Gertrud, indem er ihre Hände ergriff und streichelte. Übermächtige Gefühle wogten in beiden. Gertrud ergriff zuerst das Wort:

„Ferdinand,“ sagte sie bittend und leise, „erzähle mir von dir. Erzähle mir. Sag mir alles, was ich nicht weiß.“

„Aber, Kind, was soll ich dir erzählen? Waren wir nicht immer beieinander?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Wir waren nicht mehr beieinander, gehörten uns nicht mehr an. Wie lang schon nicht mehr! Waren wir's denn überhaupt je?“

„Kind, was redest du? Wie meinst du? Ich verstehe dich nicht.“

Da richtete sie sich auf, und mit durchdringendem Blick fragte sie, wobei sie ihre Hände um die seinen krampfte:

„Ferdinand, so meine ich das: Hast du mich überhaupt je lieb gehabt?“

Also daran hatte sie gezweifelt! Darum diese Kälte, diese schneidende, lebenszerstörende Kälte, die sie in letzter Zeit gegen ihn an den Tag gelegt hatte.

Er senkte sein Gesicht tief herab auf ihre Hände, und mit einer Stimme, die vor Erregung bebte, antwortete er:

„Kind, ich verstehe dich nun. Du brauchst mir nichts mehr zu sagen. Aber erlaube mir, daß ich dir als Antwort auf deine Frage etwas erzähle, dich an etwas erinnere.

„Als wir uns vor sechs Jahren verheirateten, da fand ich nach einem Leben voll harter Arbeit und voll Entbehrungen zum erstenmal einen Menschen, der ganz für mich lebte. Du weißt nicht, wie ich damals nach Liebe und nach Verständnis gelehzt habe. Niemand bot es mir. Ja, Interesse und Aufmunterung haben mir viele zuteil werden lassen. Aber das genügte mir ja nicht. Ich brauchte mehr, unendlich viel mehr. Und alles, was ich ersehnte, fand ich bei dir. Du lasest mir jeden Gedanken vom Gesicht und errietest jeden meiner Wünsche. Du ahntest nicht, was du mir warst. Sieh, Gertrud, das konnte ich nie vergessen.“

„Wenn du mich so lieb hattest, Ferdinand, wie konntest du dann gegen unser Kind sein, wie du gewesen bist?“

Köhler schwieg. Was ihn in der letzten Zeit so oft gequält hatte, das sank nun wie ein Alp auf seine Seele. Was sollte er antworten?

Jedes Wort der Entschuldigung wäre ihm in diesem Augenblick wie eine Trivialität und zudem wie eine vernichtende Selbstanklage vorgekommen. Er ließ Gertruds Hände los. Seine Stimme hatte einen unsichern Klang, als er wieder zu sprechen anfing.

„Ich weiß es, Gertrud, was ich verschuldet habe. Glaub mir, ich weiß es. Ich habe das Kind nie geliebt. Ich habe es zeitweilig gehaßt. Ich bekenne dir ja nur, was du ja schon weißt. Ich habe mich an dem Kind gestoßen. Ach, wenn es so lachte, wenn es so blöde lachte, es hat mir in die Seele geschnitten. Aber das war nicht einmal der Grund, weshalb ich es haßte. Der eigentliche Grund dafür lag ganz wo anders. Gertrud, hast du's nie bemerkt? Der Grund lag in meiner vergehrenden Liebe zu dir.“

„In der Liebe zu mir?“ sagte Gertrud und starrte mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen auf Köhler.

„Einzig hierin. Das andere kam erst hernach. Als ich merkte, daß ich dir nicht mehr so viel galt wie im Anfang. Als alle deine Worte, deine Blicke, all dein Tun immer nur dies eine war: das Kind und wieder das Kind!

„Ja, Gertrud, da verstand ich dich nicht mehr. Deine übergroße Mutterliebe war mir unbegreiflich. Ich konnte mir nicht erklären, wie ich mit einemmal alle Macht über dich verloren hatte. So kam es, daß ich glauben konnte, auch ich sei kälter gegen dich geworden. Es war alles Täu-

schung, Gertrud, ein schrecklicher Selbstbetrug! Erst in den letzten Wochen ist das mir zu voller Deutlichkeit gekommen, wie groß meine Liebe für dich immer gewesen ist.“

Gertrud schwieg. Ihre großen, dunklen Augen schienen noch größer, noch dunkler zu werden. Hatte die Liebe zu ihrem Kinde sie so sehr ihrem Gatten entfremdet, daß sie neben ihm hergehen konnte, blind für sein Wesen, ohne Verständnis für seine Bedürfnisse? Sie fühlte jetzt, daß bei ihr dies alles so gekommen war, ohne ihr Zutun, fast ohne ihren Willen. Sie hatte das Kind eben einfach geliebt, wie es ihr als Mutter natürlich und selbstverständlich war. Nun aber dämmerte auch in ihr etwas wie Schuldgefühl auf.

Ja, er hatte recht, ihr Mann, wenn er sie anlagte, daß mit der Geburt des Kindes ihre Liebe zu ihm zurückgetreten war. Erst die überschwängliche Freude über den neuen Besitz, dann die Angst um das Kind, die Sorge um seine Gesundheit hatten ihr ganzes Gefühlsleben in Verfall genommen.

„Ferdinand, warum hast du mir das alles nicht früher gesagt? Warum hast du dich gegen mich verschlossen, als sei ich deine Frau nicht, sondern eine Fremde?“

Er hatte sie beobachtet und ahnte, was in ihr vorging.

„Kind, gesagt habe ich dir's mehr als einmal. Aber was helfen unsere Worte, wenn unsere Ohren verschlossen sind! Du hast mich nicht gehört, Gertrud, hast mich nicht verstanden. Das merk' ich an dem, was du sagst. Vielleicht konntest du mich auch gar nicht verstehen. Ich habe mir selbst den Weg zu deinem Verständnis verbaut durch mein Verhalten gegen das Kind.“

Er hielt inne und schaute sie lange ruhig und prüfend an:

„Gertrud, glaubst du, daß wir uns von heute ab nicht besser verstehen werden als bisher?“

Sie nickte.

„Du glaubst es“, jubelte er, und freudige Erregung erschütterte den starken Mann.

„Es soll zwischen uns beiden wieder anders werden. Ich darf dich wieder haben? Ich dich und du mich? Und du wirst mir vergeben, was ich an dem Kinde gefehlt habe? Gertrud, Gertrud, ich kann's nicht fassen . . .“

Sie zog ihn an ihre Brust. Er schlug seine Arme um ihre Schultern, und sie fühlte, wie ein Sittern seine mächtige Gestalt durchlief.

„Verzeih mir, was ich dir tat“, sagte sie leise und küßte ihn auf seine Augen und Wangen. So hielten sie sich beide eine Weile umschlungen.

„Und Hansli, das Kind?“ fragte Gertrud, als sie ihre Arme endlich aus denen ihres Gatten löste. Eine Träne stahl sich aus ihren Augen, die ihren alten Glanz wiedergewannen.

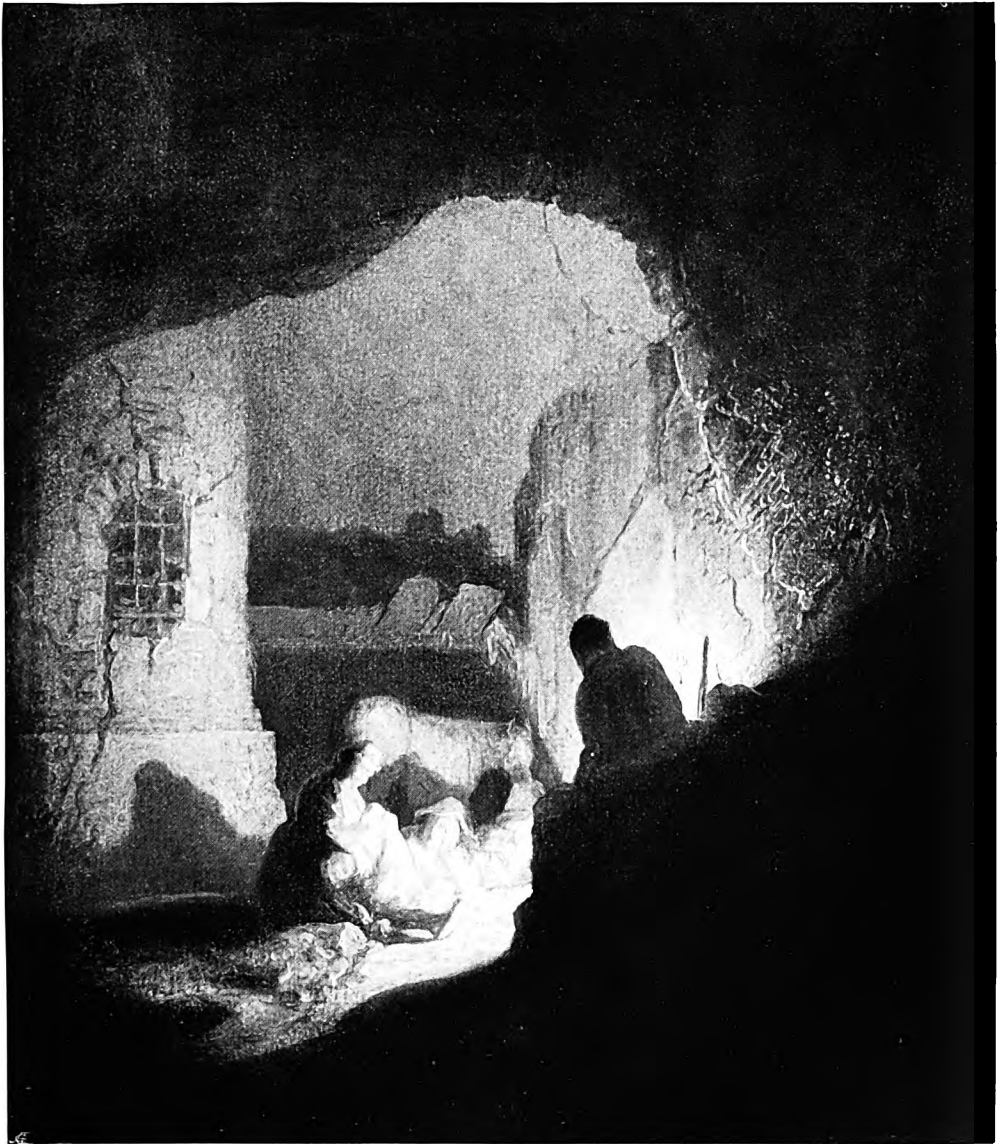
„Er schläft“, antwortete er, „wir wollen seinen Schlaf nicht stören.“





Vom Kampfe um Luther

Bei allen großen Geisteskämpfen geht es wie bei der Weltenschlacht auf den katalaunischen Feldern. Als die Kämpfer entseelt auf dem Blachfeld lagen, rangen in den Lüften die Geister weiter. Luther ruht nun seit dreieinhalb Jahrhunderten in der Schloßkirche zu Wittenberg, aber um seine Person und um sein Lebenswerk tobt der Streit, als ob er noch heute unter uns lebte und mit seiner mächtigen Stimme in den Kampf der Geister hineinriefe. Kein Wunder, daß dem so ist. Sein Geist ist nach E. F. Meyers feingepprägtem Wort zweier Zeiten Schlachtfeld, und diese beiden Welten prallen immer noch unaufhörlich aufeinander. Es handelt sich dabei um grundsätzliche Fragen entscheidender Art, und der Kampf ist um so hartnäckiger, als jede der beiden Richtungen Momente in sich birgt, denen auch der Gegner ideale Berechtigung nicht absprechen sollte. Dem katholischen Autoritätsprinzip steht die evangelische Freiheit gegenüber. Liegt dort die Voraussetzung zugrunde, daß das religiöse Leben sich nur bei wenigen seltenen Ausnahmen mit voller Kraft und Reinheit entfalte, die große Masse dagegen der Leitung und Führung, der Vermittlung ihres Verkehrs mit Gott dringend bedürfe, so ist auf evangelischer Seite ausschlaggebender Gesichtspunkt der Wunsch, den Menschen in dem Angelpunkt seines inneren Lebens auf seinen Gott und auf sich selbst zu stellen. Der Katholizismus betont im Christentum durch seine Hochschätzung des Mönchtums mit Nachdruck die weltabgewandte Seite; die evangelische Auffassung legt alles Gewicht darauf, das natürliche Leben als ein gottgewolltes zu verstehen und zu schätzen. Dort ist in großen, weltumfassenden Organisationen eine Kirche entstanden, die sich von den übrigen menschlichen Gemeinschaften absondert und sich ihnen, ihrer Eigenart bewußt, bestimmt entgegenstellt, während in der bisherigen Geschichte des Protestantismus das Bestreben vorherrscht, das Recht und die Würde der weltlichen Verbände in Volk, Staat und Haus in den Vordergrund zu stellen und die Wirkungen der Religion und des Glaubens mehr in das Leben der einzelnen Persönlichkeit zu verlegen. Das sind alles Kampfobjekte erster Größe. Und auch der Mann, der für uns Deutsche diese Gegensätze entfesselt hat, gehört durch die Leidenschaft und elementare Kraft, die ihm innewohnt, wie durch die Härten und Ecken seines Charakters zu jenen Gestalten, an denen sich die Geister dauernd scheiden. Hineingeworfen in eine Zeit der Auflösung und des nicht mehr verstummenden Zweifels am Über-



Rembrandt
Ruhe auf der Flucht nach Ägypten

kommenen, hat Martin Luther, der Reformator, zugleich als einer der großen Aufräumer in der Geschichte gewirkt, und bei der tragischen Verletzung der menschlichen Dinge ist ihm dabei das Los nicht erspart geblieben, auch wertvolles zerstören zu müssen, um dem hervordrängenden neuen Leben zum Lichte zu verhelfen. Ferner paaren sich in dem Manne in einer Weise, wie es nur bei einem Deutschen möglich ist, eine unmittelbare zarte, fast kindliche Güte und Frömmigkeit mit einem dämonischen, bersekerhaften Ungefühl. Dadurch erweckt seine Persönlichkeit, je nachdem der Beschauer mehr für die eine oder für die andere Seite Verständnis hat, hingebende Bewunderung oder heimliches Grauen, wenn der Mann, dessen Rede jetzt voll anmutiger Fröhlichkeit oder innigen Glaubens dahinfließt, im nächsten Augenblick mit wildem Ingrimme und rücksichtsloser Grobheit auf seine Gegner losschlägt.

Führen wir uns diese Sachlage vor Augen, so wird es uns selbstverständlich, daß Auseinandersetzungen zwischen den beiden Konfessionen nicht aufhören können und auch nie der Schärfe entbehren werden. Die Gegensätze sind so tiefgehend, daß auch der Historiker sich der Stellungnahme nicht entziehen kann. Seine Aufgabe ist nicht, wie Fester (Religionskrieg und Geschichtswissenschaft, München, Beck, 1904. 1,00 Mk.) will, über den Konfessionen zu stehen. Das ist für absehbare Zeit bei der Lage unseres geistigen Lebens nicht möglich und würde nur zur Verflachung führen. Wohl aber kann und soll der Geschichtsforscher dahin wirken, daß der Kern, die ideale Seite dieser Kämpfe, erkannt und auch von dem Gegner gewürdigt werde. Denn wenn irgendwo, so ist sicher zwischen den beiden Hauptströmungen des Christentums eine großzügige Polemik möglich. Wir haben sie auch tatsächlich gehabt in der Zeit, wo Hase und Möhler die Rlingen kreuzten.

Im Vergleich mit diesen beiden Kämpfen bedeutet Denifles Luther und das Luthertum (1 Bd., Mainz, Kirchheim, 1904), in dem auf fast 900 Seiten der Reformator mit Schmähungen überhäuft wird, ein bedauerliches Herabsinken des geistigen Niveaus. Nicht um den wissenschaftlichen Wert des Buches kann es sich in diesen Blättern handeln. Was darüber zu sagen ist in Lob und Tadel, liest man am besten in W. Köhlers kleiner Schrift: Ein Wort zu Denifles Luther nach. Hier legen wir uns die Frage vor, ob der inzwischen verstorbene Dominikanerpater nach Geist und Gemüt die geeignete Persönlichkeit war, um in die konfessionelle Polemik fördernd einzugreifen, und diese Frage muß rundweg verneint werden. Schon darüber sollte nachgerade Übereinstimmung herrschen, daß man einer großen, folgereichen, geschichtlichen Bewegung nicht gerecht werden kann, wenn man nur den Schlamm durchsieht, den sie aufgerührt hat. Mit Erfolg einen geistigen Gegner bekämpfen kann nur, wer sich bemüht, ihn zu verstehen. Wie will aber Luther verstehen, wer in ihm schließlich nichts sieht als einen unenthaltfamen Mönch, der nach dem Weibe giert, den letzten und niedrigsten Typus einer entarteten Zeit? Man werfe doch nur einen unbefangenen Blick in Luthers Schriften, ja nur in eine Auswahl aus seinen Werken, wie sie jetzt mehrfach auf den Büchermarkt geworfen werden (z. B. G. Buchwald: So spricht Dr. Martin Luther. Berlin, Warnack, 1903, 294 S. 3,00 Mk., und besonders geschickt F. Bredow: Denn der Herr ist dein Trost. Düsseldorf, Langewiesche, 200 S. 1,80 Mk.), um zu spüren, daß in diesem Manne doch ganz andere Kräfte wirksam waren: Gewissensangst, fröhlicher Glaubensmut, Liebe zum deutschen Volk, Furchtlosigkeit, Sinn und Blick für Tatsachen. Wer das alles nicht beachtet und

Luther lediglich aus der Klosterperspektive beurteilt, leidet an geistiger Farbenblindheit und taugt nicht zum Historiker. Dadurch wird auch die Tatsache, daß die erste Auflage von Denises Luther im Umsehen verkauft ist, ein bedenkliches Symptom. Man könnte darin ein Zeichen sehen, daß in unserm Vaterland Katholiken und Evangelische überhaupt nicht mehr fähig sind, einander zu verstehen, daß sie in völlig verschiedenen geistigen Welten leben, die nichts mehr miteinander gemeinsam haben. Der Ausblick, der sich damit für die zukünftige Entwicklung eröffnete, würde an Düstlichkeit den Verhältnissen am Ende des 16. Jahrhunderts wenig nachgeben. (R. Lorenz: Die kirchenpolitische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des dreißigjährigen Krieges im Spiegel der konfessionellen Polemik [München, Beck, 1903], hat neuerdings, wie ich in Parenthese bemerkte, ein überaus lehrreiches Bild dieser Zeit entworfen, das mit warnender Deutlichkeit zeigt, wohin zügellose konfessionelle Polemik schließlich führt.) Darum möchte ich einige Lichtpunkte nicht unerwähnt lassen. Der eine ist die in höflicher Form völlig ablehnende Besprechung des Deniseschen Buches von S. Mertle in der Deutschen Literaturzeitung, die beweist, daß der Sinn für großangelegte Polemik bei den katholischen Theologen noch nicht ausgestorben ist; der andere, daß Denise selbst, wie ich lese, in der zweiten Auflage, die mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist, seine Ausdrucksweise ein wenig gemildert und verändert hat. Von einer solchen Vertiefung und vermehrten Sachlichkeit der Auseinandersetzungen würden beide Konfessionen Vorteil haben.

Auch unserer protestantischen Lutherforschung würde sie zugute kommen. Wir sind nicht blind gegen unsere Fehler. Wenn eine geschichtliche Persönlichkeit zum Volksmann und Volkshelden wird, so ist es unvermeidlich, daß ihre Züge sich dabei wandeln. Legenden werden hier und da angefügt, dagegen verschwinden Härten und Ecken, welche die Vielen nicht ertragen und verstehen. Die geistige Physiognomie wird stilisiert, auf einige charakteristische Züge beschränkt. Das ist unvermeidlich, besonders aus pädagogischen Gründen, weil ein Volk große Wahrheiten am liebsten an großen Männern lernt. So hat auch das landläufige Lutherbild mit der Zeit ein bestimmtes Gepräge erhalten. Einzelne Seiten: Gewissensernst, Glaube, Familiensinn und ähnliche wurden hervorgehoben, andere, z. B. Stolz und Verbtheit, traten in den Hintergrund. Demgegenüber ist die Aufgabe der Geschichtsforschung, das unretouchierte Bild Luthers wiederherzustellen, in dem jene charakteristischen Linien zwar nicht verschwinden, aber durch die Fülle anderer Züge neu belebt und beleuchtet werden. Auch die katholische Polemik kann dazu beitragen, die mit begrifflicher Vorliebe die weniger günstigen Eigenschaften Luthers hervorhebt. Wir Evangelischen haben keine Veranlassung, vor Tatsachen die Augen zu schließen. Amicus Lutherus, magis amica veritas (Luther ist uns lieb, die Wahrheit lieber) bleibt unser Grundsatz. So ist das Luther schwer belastende Aktenmaterial über die Doppelhehe Philipps von Hessen gerade von dem urprotestantischen Lenz herausgegeben. Daß wir nichts vertuschen und beschönigen wollen, was unrecht ist, zeigt auch die neueste Auflage der Köstlinschen Lutherbiographie von Kawerau (5. Aufl., Berlin, Duncker, 2 Bde. à 10,00 Mk.) Das große und bedeutende Werk, in bezug auf Vollständigkeit und Sichtung des Materials die zuverlässigste Darstellung von Luthers Leben, litt an einer gewissen Zurückhaltung in diesen Fragen, wie überhaupt Köstlins ruhiger, objektiver Geist nicht fähig war, der glühenden Leidenschaft des Reformators

zu folgen. Kawerau hat scharf und klar eine ernste, sittliche Beurteilung der Schwächen Luthers, wo sich solche zeigen, durchgeführt. Über die erwähnte Doppellehre sagt er z. B. (II, 473) ganz offen, sie sei „eins der schwersten sittlichen Urgernisse in der deutschen Reformation, bei dem noch dazu die Reformatoren selbst sich in Mitschuld hineinziehen ließen“. Gerade in diesem Punkte wünschte ich auch bei Sodeur in seiner sonst guten Schuschrift Luther und die Lüge (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904, 54 S. 0,80 Pfg.) eine bestimmtere, weniger entschuldigende Stellungnahme.

Noch energischer als Kawerau ist in der Beurteilung des Reformators das neueste, glänzend geschriebene Leben Luthers von A. Hausrath, dessen erster Band (Berlin, Grote, 572 S. 9,00 Mk.) gleichzeitig mit Denisses Werk erschienen ist. Der zweite Band ist ihm bald darauf gefolgt. Mehr als ein anderer Lutherforscher hat Hausrath für das Dämonische (im Goetheschen Sinne) in Luther Verständnis, wobei er auch zuweilen pathologische Momente, meiner Meinung nach sogar zu stark, heranzieht. Unverbümt gibt er zu (S. 226): „Der Zug zur possenhaften Polemik, die Luther Zeit seines Lebens in so genialer Weise gehandhabt hat, herrscht schon in seiner ersten Streitschrift vor, und es ist nicht zu leugnen, daß Luther nicht nur der größte, sondern auch der größte Schriftsteller seines Jahrhunderts war.“ Aber ebenso betont allerdings Hausrath, daß Luther zwar vor brutalster Aufrichtigkeit nicht zurückschreckte, jedoch nie sich in Frivolität verlor. Und er lehrt diese Grobheit verstehen aus Luthers Taktik, die jeden Anschein von Verzagtheit vermeiden mußte. Er setzte eben auf einen Schelmen anderthalbe.

Auch noch ein anderer Punkt, auf den Denisse gerne den Finger legt, könnte von den evangelischen Forschern fruchtbringender behandelt werden. Es handelt sich um den Bruch der Klostersgelübde durch Luther. Mit Denisse wird dabei kaum eine Verständigung möglich sein. Ihm, dem Mönche, ist begreiflicherweise schauerliche Todssünde, was wir wegen der inneren Folgerichtigkeit des Schrittes, der Gründung des evangelischen Pfarrhauses und der Neubelebung des christlichen Familienlebens in mancher Hinsicht als die Krönung von Luthers Werk ansehen. Aber vielleicht ließe sich ein gemeinsamer Boden finden in der Anerkennung, daß mit diesem Bruch ein Moment tieftragischer Schuld in das Leben des Reformators kommt. Er mußte verwerfen, was er in feierlicher Stunde aus innerstem Herzen gelobt hatte. Solche tragische Schuld, ob sie auch unabwendbar ist, hinterläßt später ihre Spuren für das ganze Leben. Mehr als bisher könnte dies Moment betont werden. C. F. Meyer in seiner ganz knappen, aber vielleicht tiefsten Würdigung Luthers, hat es begriffen: „Er brach in Todesnot den Klosterbann — Das Große tut nur, wer nicht anders kann.“ Für die Tragik solcher Entscheidungen sollte bei fühlenden Menschen beider Konfessionen Verständnis vorhanden sein.

Inzwischen ist auch unter den evangelischen Theologen ein tiefgreifender Streit über Luther entbrannt, und zwar weniger über seine Person als über sein Lebenswerk. Bis der Fortschritt, den das Auftreten eines großen Mannes bringt, von einem Volke aufgenommen und nach allen Seiten verarbeitet wird, vergeht geraume Zeit. So ist es erklärlich, daß man lange Luthers Arbeit für abschließend hielt und meinte, daß sie nur der Ausgestaltung und Auslegung bedürfe. Aber die Zeit fließt unaufhörlich, und die Gegenwart ist der Vergangenheit Feind. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehren sich

die Stimmen, daß Luther sein Werk nur unvollkommen durchgeführt und Anschauungen übernommen und mit dem Gewicht seiner Autorität weitergegeben habe, die mit seinen obersten Grundsätzen unvereinbar seien. Sarnack stellt geradezu den Satz auf, daß Luther in bezug auf die lehrhafte Fassung des Glaubens „dem evangelischen Christentum keinen endgültigen Ausdruck gegeben, sondern nur einen Anfang gesetzt hat.“

In der Tat finden sich bei Luther Anschauungen vereint, deren Unverträglichkeit ihm in seiner Zeit augenscheinlich nicht zum Bewußtsein gekommen ist, während wir sie heute nicht mehr zusammenreimen können. D. Scheel (Luthers Stellung zur Schrift) hat das z. B. an einem allgemein interessanten Punkte gezeigt und nachgewiesen, wie bei Luther in der Beurteilung der Bibel zwei heterogene Reihen ganz unvermittelt nebeneinanderlaufen. Wir haben Worte von ihm, wo er eine durchaus mechanische Schriftautorität festhält, und wieder andere, wo er mit größter Freiheit über ganze biblische Bücher urteilt und die Schrift nur gelten läßt, soweit sie Christus treibt. In der Praxis der evangelischen Kirche hat leider Jahrhunderte hindurch die erstere, antike Auffassung gesiegt, und noch heute können sich viele nicht von der unglückseligen Verbalinspiration freimachen. Erst nach und nach erobert sich Luthers freiere und richtigere Auffassung das Feld in den Gemeinden.

Unter ähnlichen Gesichtspunkten werden jetzt Luthers Anschauungen nach allen Seiten durchforscht. Welchen Einfluß diese Untersuchungen auf die Entwicklung unserer evangelischen Kirche haben werden, ist heute kaum zu übersehen, vielleicht daß er sehr weittragend ist. Soviel aber läßt sich auch jetzt schon sagen, daß die geistige Distanz zwischen Katholiken und Evangelischen dadurch nicht vermindert, sondern eher vergrößert werden wird. Um so nötiger ist die Forderung, daß die Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionen sich geistig auf der Höhe halten, damit der Riß, der nun einmal nach Gottes Fügung durch unser deutsches Volk geht, nicht noch unnötig erweitert und immer unüberbrückbarer werde. Gewiß kann man nie von Katholiken verlangen, daß sie Luther mit unsern Augen ansehen, aber die Hoffnung möchten wir nicht aufgeben, daß sich unter ihnen wieder Männer finden, die den Wittenberger Mönch mit würdigen Waffen bekämpfen und es verschmähen, den Mann als Sotenveißer und niedrigen Gesellen darzustellen, in dem wir den Ersten verehren, der uns, wenn auch vielfach in mittelalterlicher Umhüllung, das evangelische Ideal dargereicht hat, dem wir zustreben: die Vereinigung von verantwortungsvoller Freiheit und lebendiger Frömmigkeit.

Christ. Rogge



Marie Antoinette

(geb. 2. November 1755)

Niemals, in keinem Range, habe ich eine Frau von so verführerischem Naturell gefunden, wie Marie Antoinette. Unter der Königskrone hatte sie sich die zarteste Empfindung bewahrt. Während sie selbst vom Schicksale völlig zu Boden gedrückt war, hatte sie noch für andere das wärmste Mitgefühl

übrig. Ich kannte nie eine Frau, die so heldenmütig in der Gefahr, so baredt, wenn es not tat, und in ihren guten Tagen so harmlos vergnügt gewesen wäre.“ So sagt von der Königin ihre Kammerfrau Madame Campan in ihren hochinteressanten Memoiren.

Als Madame Geoffrin aus Paris, die durch ihren Geist und ihren Salon eine europäische Berühmtheit war, im Jahre 1766 auf Einladung des Königs Stanislaus Poniatowsky, dessen mütterliche Freundin sie war, zu diesem nach Polen reiste, wurde sie auf der Durchreise zu Wien von Maria Theresia und Joseph II. fast wie zur Familie gehörig behandelt. Madame Geoffrin hatte ein besonderes Wohlgefallen an der damals zehnjährigen Prinzessin Marie Antoinette, die sie schön wie einen Engel fand, und sagte scherzweise zu ihr: „Soll ich dich mit nach Frankreich nehmen?“ „Nehmen Sie sie mit! Nehmen Sie sie mit!“ rief die Kaiserin — ein Wort, das sich nur zu bald erfüllen sollte. 1770 wurde ihre Tochter, noch nicht 15 Jahre alt, ein reizend erblühtes, argloses, fröhliches Kind, an den Dauphin, späteren König Ludwig XVI. aus Gründen der Politik, zur Befestigung des französisch-österreichischen Bündnisses verheiratet. So kam die Ärmste an den von Me. Du Barry regierten Hof des alternden Ludwig XV., einen Hof, der in bezug auf Prunk und Pracht, aber auch auf Sittenlosigkeit, rücksichtslose Selbstsucht und Intrigen seinesgleichen suchte. In dieser gefährlichen Umgebung war die junge Fürstin ohne Stütze und Schutz, denn ihr Mann, überhaupt keine liebenswerte Persönlichkeit, von der Natur stiefmütterlich behandelt, „un cœur pauvre, un tempérament tardif“, wie die Goncourt ihn charakterisieren, blieb der ihm ohne sein Zutun aufgedrungenen Gattin zunächst ein völlig Fremder. Er zeigte ihr ausgesprochene Kälte, Abneigung, ja Rücksichtslosigkeit, bis nach siebenjähriger Ehe seine Gefühle für die herrliche Frau in heftige Leidenschaft umschlugen. Der Minister, Herzog von Choiseul, der ihre Heirat veranlaßt, stürzte schon ein halbes Jahr später, um dem Herzoge von Aiguillon Platz zu machen, der dem Staatsprinzip seines Großonkels, des Kardinals Richelieu: „Kampf gegen das Haus Österreich“ huldigte. Damit hatte Marie Antoinette in Frankreich allen Boden unter den Füßen verloren. Der König Ludwig XV. war anfangs sehr entzückt von seiner neuen Entelin, die sich in offener, herzlicher Weise an ihn angeschlossen, aber Me. du Barry, die ihn mit seiner Vorliebe für Marie Antoinette aufzog, wußte ihn bald gegen diese einzunehmen, deren Einfluß sie fürchtete. Es wäre wohl Sache der vier Töchter des Königs gewesen, sich ihrer vereinsamten und verlassenen jugendlichen Nichte anzunehmen, aber diese unverheirateten älteren Damen, verbissen und sehr fromm, fühlten keinen Beruf dazu. Im Gegenteil gehörten sie mit Ausnahme etwa von Me. Victoire je länger desto mehr zu den bössartigsten Gegnern der „Österreicherin“. So war der einzige Freund, den Marie Antoinette am Hofe zu Versailles besaß, der Graf Mercy, der österreichische Gesandte daselbst.

Von Anfang an schien ein finsternes Verhängnis auf ihrer Heirat zu lasten. Bei ihrem ersten Einzuge in Paris als Dauphine ereignete sich auf der Place Louis XV, der heutigen Place de la Concorde, etwas Furchtbares. Die junge Frau kam, strahlend und prächtig geschmückt, abends mit dem ganzen Hofe von Versailles die Seine entlang über den Cours-la-Reine angefahren. Hier sowie auf der Place Louis XV und der von dort nach der Madeleine hinauf führenden Rue Royale stand Kopf an Kopf eine zahllose, dichtgedrängte Menge, als plötzlich darin eine sinnlose, schreckliche Panik ausbrach, weil neben-

an die auf dem Flußufer für ein großartiges Feuerwerk aufgerichteten Gerüste in Brand geraten waren. Viele Übeltäter steigerten noch geflissentlich den Tumult, um zu rauben und zu stehlen. Die Massen tobten wild durcheinander und gegeneinander. Wer fiel, wurde zertreten. Die Pferde vor den Wagen gingen durch und stürmten in die Menschen hinein. Viele wurden in die Gräben hinabgestürzt, die neben der Place Louis XV und der Rue Royale herliefen. 132 Tote und viele Hunderte von Verwundeten wurden fortgeschafft. Anstatt sich an der Freude des Volkes zu weiden, wie sie gehofft hatte, hörte Marie Antoinette bei ihrem ersten Besuche der Hauptstadt nur das Jammergeschrei der Todesangst und Wehklagen. Dauphin und Dauphine sorgten in freigebiger Weise für die bedürftigen Hinterbliebenen und Verletzten.

Marie Antoinette war, während sie am Hofe fast nur Feindseligkeiten erfuhr, beim großen Publikum in Paris, dem sie schöner als schön erschien, wegen ihrer Güte und Liebenswürdigkeit lange Zeit außerordentlich beliebt und jedesmal glücklich, wenn sie sah, wie im Volke die Herzen ihr entgegenstiegen. Bald nach dem Unglück auf der Place Louis XV wollte sie sich den Parisern mehr in der Nähe zeigen. Sie speiste bei dem Könige in den Tuileries. Dann ging sie am Arme ihres Gemahls im Tuileriengarten zwischen den sonstigen Spaziergängern umher, die außer sich vor Enthusiasmus waren und eine musterhafte Ordnung hielten. Schließlich trat sie noch auf den Balkon des Schlosses hinaus. Da kannte die allgemeine Freude keine Grenze. „Großer Gott, wie viele Menschen!“ rief sie beim Anblicke der Tausende und aber Tausende. „Madame! Ihr Gatte wird es mir hoffentlich nicht übelnehmen, wenn ich zu bemerken wage, daß das ebenso viele Verliebte sind“, nahm sich der alte Herzog von Brissac, der Gouverneur von Paris, die Freiheit, ihr zu sagen, der in den Septembertagen von 1792 in den Straßen von Versailles vom Pöbel mit vielen anderen massakriert werden sollte. Als ihr Bruder Joseph II. 1777 zum ersten Male nach Frankreich gekommen war, besuchte die nunmehrige Königin mit ihm die Pariser Oper. Der Kaiser wollte sich im Hintergrunde halten, aber seine Schwester zerrte ihn mit der Hand am Arme vorne an die Logenbrüstung und stellte ihn so dem Publikum vor, das in lauten Jubel ausbrach. Es wurde Iphigenie in Aulis von Glück gegeben. Der Chor hatte darin bei einer Gelegenheit zu singen: „Chantons, célébrons notre reine!“ zc. Hierbei richteten sich alle Augen auf Marie Antoinette, und der ganze Saal schrie: Da capo! Alle Anwesenden erhoben sich und sangen die Strophe mit. Die so gefeierte Fürstin weinte vor Glück und drückte sich das Taschentuch vor die Augen. Das brachte die Ekstase der Zuschauer zum Gipfel. Auch noch bei der Geburt des Dauphins 1781 war die allgemeine Teilnahme außerordentlich groß. Leute, die sich gar nicht kannten, sprachen miteinander auf der Straße. Bekannte umarmten sich. Die arts et métiers von Paris kamen in ihrem Sonntagsstaate nach Versailles mit vielen Musikcorps und den Emblemen ihrer Gewerbe. Sie nahmen Aufstellung in der Cour Royale des Schlosses, und jede Kunst machte dort eine entsprechende Arbeit. Die Schuster z. B. fertigten ein Paar winziger Schuhe für den Neugeborenen. Die Schneider nähten ihm eine kleine Uniform des Regimentes Dauphin. Dann zogen alle über die Schloßterrasse an den Herrschaften vorbei. Auch die Totengräber hatten sich mit den Attributen ihres Berufes, unter anderem mit einem prächtigen Sarge, angeschlossen. Niemand von den vielen Beamten hatte bei dieser seltsamen Vorführung ein Arg, bis eine der

Santen von Ludwig XVI., Me. Sophie, den König aufmerksam machte und ihn veranlaßte, den Sarg zu beseitigen. Auch eine Deputation der dames de la Halle zu Paris, fünfzig an der Zahl, kam nach Versailles, um die Königin zu beglückwünschen, sämtlich in schwarzen Seidenkleidern, viele mit Diamanten geschmückt. Die Prinzessin von Chimay empfing drei dieser Frauen, um sie an das Bett der Königin zu führen. Die Sprecherin hielt eine kleine Anrede, die La Harpe verfaßt hatte, und die sie auf die Innenseite ihres Fächers geschrieben hatte, wohin sie zuweilen ohne Verlegenheit geschickt ihre Augen schweifen ließ. Sie war hübsch und hatte ein sehr angenehmes Organ. Der König ließ den fünfzig ein Diner servieren, an dem ein maître d'hôtel als sein Vertreter mit dem Hute auf dem Kopfe teilnahm. Die Damen der Halle sangen hierbei ein speziell für den Tag gedichtetes Lied, worin die Stelle vorkam:

Ne craignez pas, cher papa,
D'voir augmenter votre famille.
Le Bon Dieu y pourvoira!
Y-eût-il tant qu'Versailles en fourmille,
Y-eût-il cent Bourbons chez nous,
Y-a du pain et du laurier pour tous!

Der König hatte Klein-Trianon beim Schlosse von Versailles am Ende des Parks seiner Gemahlin zum Geschenke gemacht. Das Schloßchen hatte so wenig Raum, daß nur sie und ihre Schwägerin, Me. Elisabeth, die Schwester ihres Mannes, dort zu übernachten pflegten. Von Versailles kam man zur Stunde des Diners dahin. Die Königin liebte den Aufenthalt sehr, wo sie in ländlicher Umgebung, von dem Zwange der ihr äußerst widerwärtigen Etikette erlöst, nach ihrem Geschmace leben konnte. Das Hauptvergnügen daselbst war das Liebhaber-Theater, wofür ein eigener kleiner Bau errichtet war. Marie Antoinette sowie einige Damen und Herren des Hofes spielten selbst, und zwar, wie versichert wird, vorzüglich. Eine große Belästigung für die Königin war ein unförmlich in sie verliebter Halbnaarr, ein früherer Rat am Parlamente zu Bordeaux, namens Castelneaur. Während der zwei Stunden, die das Jeu de la Reine dauerte, wozu auch nicht zum Hofe gehörige Herren Zutritt erhalten konnten, stand er, ohne sich zu rühren, der Königin gegenüber. Im Theater verschaffte er sich stets einen Platz in nächster Nähe ihrer Loge. Ebenso in der Schloßkapelle. Er fehlte nie beim grand couvert, d. h. wenn König und Königin Sonntags öffentlich speisten. Sehn Jahre lang machte er alle Reisen des Hofes mit. Begab sich letzterer nach Marly, Fontainebleau, Saint-Cloud u., so war immer das erste, was Marie Antoinette sah, wenn sie aus dem Wagen stieg, ihr verzweifelt dreinschauender Verehrer, bleich, hager, ein betrübender Anblick. Ging Marie Antoinette nach Trianon, so war er sofort hinterher und umkreiste den ganzen Tag das Haus und den Garten. Sie ließ ihn auffordern, diese Sündringlichkeiten einzustellen. Er versprach das auch, konnte es aber schließlich doch nicht über sich bringen, sein Wort zu halten. Daß man Gewalt gegen ihn anwende, wünschte die Königin nicht. Nach ihrer und des Königs Verhaftung zu Varennes 1791 wollte Castelneaur sich verhungern lassen. Sein Wirt, der ihn lange nicht gesehen hatte, erbrach schließlich sein Zimmer und fand ihn schon ganz entkräftet auf dem Boden liegend. Was später aus ihm wurde, ist nicht bekannt.

Die Beliebtheit von Marie Antoinette beim Publikum schlug schließlich

ins völlige Gegenteil um. Die Behässigkeit des Hofes gegen sie trug auch in den anderen Schichten ihre Früchte. Man sollte meinen, daß die Feindseligkeit zu Versailles sich wenigstens nicht mehr offen hervorgewagt hätte, nachdem Ludwig XVI. der ergebene Diener seiner Frau geworden, aber der König war ein zu schwacher Mann, um selbst in seiner nächsten Umgebung seinen Willen mit Entschiedenheit durchzusetzen. Am Tage der Geburt des Dauphins wurde ein ganzer Paß der scheußlichsten Schmähegedichte gegen die Königin und ihre vertrauten Damen in das *Ceil de bœuf*, das Vorzimmer zum Schlafgemache des Königs im Schlosse zu Versailles, geworfen. Man brachte die Schriftstücke dem Könige, der über die empörende Frechheit und Gemeinheit außer sich war, strengste Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen befahl. Der Minister *Maurepas* verneigte sich demütig und verhiess alles. Bald wußte der ganze Hof, daß *Champcenex de Riquebourg* der Täter war, aber es geschah ihm nicht das mindeste. Auch er mußte in der Schreckenszeit unter der Guillotine seinen Kopf lassen. Als *Champcenex* vor dem Revolutionstribunale sein Todesurteil entgegengenommen hatte, fragte er die Richter lächelnd, ob das nicht einer der Fälle sei, wobei Vertretung zulässig.

Die Abneigung der Hofgesellschaft gegen Marie Antoinette erhielt dadurch immer neue Nahrung, daß sie ihren Verkehr mehr und mehr auf eine Koterie, den Kreis der Herzogin *Zules de Polignac*, beschränkte, die den Einfluß auf die Königin dazu mißbrauchte, um sich, ihrer Familie und ihren Freunden in einer Weise Vorteile zu verschaffen, die auch geeignet war, die Staatsfinanzen zu schädigen. Der Königin wurden diese Anforderungen schließlich zuviel. Auch sonst artete die Intimität aus, so daß man sich schwer begreifliche Rücksichtslosigkeiten erlaubte. Als z. B. eines Tages Marie Antoinette bei der Herzogin mit Billardspielen beschäftigt war, legte erstere ihr kostbares *Queue*, das ganz aus einem Stücke Elfenbein gearbeitet war und einen goldenen Griff hatte, zur Seite, um im Nebenzimmer mit der Dame des Hauses etwas zu besprechen. Inzwischen nahm der *Marquis de Vaudreuil* das *Queue* und machte einige Stöße damit. Als er Unglück hatte, schlug der Herr das kostbare Spielgerät der Fürstin in einem Wutanfalle am Billard entzwei. Die beiden Damen eilten auf den Lärm herbei. Die Königin beschränkte sich darauf, dem *Marquis* einen vernichtenden Blick zuzuwenden, und ignorierte ihn seitdem. Sie fand öfters bei ihrer Günstlingin Personen, die ihr nicht paßten, und machte dieser einmal eine Bemerkung darüber, worauf *Me. de Polignac* antwortete: „Wenn Ihre Majestät mir die Gnade erweisen, meinen Salon zu besuchen, so ist das, wie mir scheint, kein Grund, um meine Freunde davon auszuschließen.“ Die Königin zog sich seitdem mehr von dem *Polignacschen* Zirkel zurück, der seine Dankbarkeit auch dadurch bewies, daß die ganze Gesellschaft sofort bei Ausbruch der Revolution ins Ausland flüchtete und die Herrscherin, von der sie unermeßliche Wohlthaten empfangen hatte, ihrem Schicksale überließ.

Marie Antoinette besaß für ihre Person im allgemeinen wenig Bedürfnisse. In der ersten Zeit ihres Königtums machte sie allerdings einige Jahre hindurch einen außerordentlichen Toilettenaufwand, der die anderen Damen zur Nachahmung zwang, wodurch die Vermögensverhältnisse mancher weniger begüterten, vornehmen Familie beeinträchtigt wurden. Die Königin gab damals den Ton für gewisse extravagante Moden an, z. B. für die turmhohen Frisuren. Da die Equipagen dafür nicht hoch genug waren, knieten sich die Damen, wenn sie in Gesellschaft oder zu Hofe fuhren, in ihre Wagen oder streckten den Kopf

zur Portiere hinaus. Zahlreiche Karikaturen spotteten über diese Mode, indem sie vielfach die Züge der Königin wiedergaben.

Dann schädete ihr 1785 die leidige Halsbandgeschichte sehr. Louis de Rohan, ein Mann von geringen geistigen Fähigkeiten, ein unwürdiger Priester, war nach dem Sturze von Choiseul 1771 französischer Gesandter in Wien geworden, wo er sich zum Mundstück der Gehässigkeiten gegen Marie Antoinette gemacht hatte. Bald nach dem Regierungsantritte Ludwigs XVI. ward er entlassen. Naturgemäß war er bei Marie Antoinette nicht persona grata, was er namentlich bedauerte, seitdem die Königin einen so großen Einfluß auf ihren Mann gewonnen hatte. Rohan wünschte also sehnlichst, sich mit ihr auszuöhnen. Eine Abenteurerin, die sich Gräfin von Lamotte-Balois nannte, spiegelte ihm vor, sie habe im stillen sehr vertraute Beziehungen zur Königin und glaube, ihm deren Wohlwollen verschaffen zu können. Eines Tages brachte ihm Me. de Lamotte die Aufforderung, sich schriftlich bei Marie Antoinette wegen seines Verhaltens zu Wien zu rechtfertigen. Er kam diesem Ersuchen nach. Die Dame brachte ihm darauf einige Zeilen, angeblich von der Fürstin, worin sie die Rechtfertigung gelten ließ. Es sollte nun eine heimliche persönliche Zusammenkunft zwischen dem Kardinal und Marie Antoinette stattfinden: Bosquet d'Apollon im Versailler Parke, abends 10 Uhr! Zur festgesetzten Zeit führte Me. de Lamotte den hohen geistlichen Herrn unter den größten Vorsichtsmaßregeln in das Bosquet, wo er eine reizende junge Frau mit den Zügen und der Figur der Königin, weiß gelleidet wie diese, mit derselben Frisur auf einer Bank sitzend fand. Er zweifelte nicht, daß die Dame die Königin sei, verneigte sich bis zur Erde und sprach einige Worte. Diese gab ihm eine Rose, die sie in der Hand hielt, und sagte dabei: „Sie wissen, was das bedeutet.“ In demselben Augenblicke stürzte Me. de Lamotte mit den Worten herbei: „Der Graf und die Gräfin d'Artois!“ Entsetzt stoben alle Beteiligten auseinander in das Dickicht. Cardinal Rohan schwamm in Seligkeit. Die Lamotte, kühner geworden, zeigte ihm nun einen Brief der Königin, worin diese vertraulich erwähnte, 150 000 Livres für einen Wohltätigkeitszweck zu benötigen, die sie nicht zu besitzen bedaure. Sofort gab Rohan das Geld. In ähnlicher Weise bezog seine Beraterin dann noch einige erhebliche Summen von ihm. Nun sollte aber der Hauptschlag gemacht werden. Der Juwelier Böhmer hatte ein wunderbares Kollier von drei Reihen der prachtvollsten Diamanten zusammengestellt, das er gern für 1 600 000 Livres an die Königin verkauft hätte, die sich aber entschieden weigerte. Böhmer, der auch sonst keinen Käufer dafür fand, war in äußerster Verzweiflung, sprach davon, er sei ruiniert, müsse sich ins Wasser stürzen. Me. de Lamotte insinuierte dem Kardinal, die Königin wünsche tatsächlich, den Schmuck zu erwerben, verfüge aber augenblicklich nicht über die nötigen Fonds dazu; wenn Rohan für sie eintrete, so werde er damit vollends die Gunst von Marie Antoinette gewinnen und letztere werde Sorge tragen, daß ihm die sukzessive zu zahlenden Beträge bereit gestellt würden. Es kam zwischen ihm und Böhmer ein schriftlicher Vertrag zustande, zu dem Me. de Lamotte auch die Unterschrift „Marie Antoinette de France“ beschaffte. Daraufhin übergab Böhmer Rohan das Halsband, der es seiner Vertrauten zur Weiterbeförderung an die Königin ausschändigte. Rohan wartete dann aber vergeblich auf die seitens letzterer zu überweisenden Summen. Als der Juwelier drängte und Rohan sich nicht mehr zu helfen wußte, erlaubte er sich, bei Me. Campan an die Sache zu erinnern. Marie

Antoinette war starr vor Erstaunen und teilte sofort dem Könige die Angelegenheit mit. Dieser ließ Rohan in sein Rabinett kommen, wo auch die Königin erschien. Die Unterhaltung endigte damit, daß der König dem Kirchenfürsten sagte: „Gehen Sie, mein Herr!“ Zugleich gab er dem auch anwesenden Hausminister Baron von Bréteuil einen Wink. Dieser geleitete den Kardinal hinaus und ließ ihn durch einen Offizier der Garde verhaften. Man kann sich unschwer vorstellen, welch fabelhaftes Aufsehen dieser Vorgang machte! Offenbar infolge Anachtsamkeit des Offiziers war Rohan imstande, seinem Sekretär, dem Abbé Georget, einige mit Bleistift auf einen Zettel hingeworfene Worte zukommen zu lassen, wodurch er ihm befahl, seine ganze Korrespondenz, namentlich aber die mit Me. de Lamotte, zu vernichten. Durch die Zerstörung dieser Papiere wurde die demnächstige Untersuchung außerordentlich erschwert. Der Kardinal, die Lamotte, der Wundermann Cagliostro, der auch im Verdachte stand, die Hand bei der Sache im Spiele gehabt zu haben, eine Mlle. Oliva und der Sekretär der Lamotte, Réteaug de la Villette, kamen in die Bastille. Mlle. Oliva gestand, die Rolle der Königin im Bosquet d'Apollon gespielt zu haben. Réteaug bekannte sich als Fälscher der Handschrift der Königin. Der Mann der Lamotte war längst nach London geflüchtet, wo er die Juwelen des Halsbandes größtenteils zu Schleuderpreisen verkaufte. Der Prozeß fand vor dem Parlamente zu Paris statt, das den Kardinal und Cagliostro freisprach, die Lamotte, die Oliva und Réteaug zu längeren Freiheitsstrafen verurteilte. Das Publikum wollte unbegreiflicherweise gleichwohl vielfach nicht an die Schuldlosigkeit der Königin glauben. Daß man den Kardinal vor Gericht stellte, war offenbar ein schwerer Fehler, da es ohne weiteres einleuchten mußte, daß er selbst nur betrogen war.

Endlich aber verscherzte sich Marie Antoinette die Volksgunst vollends dadurch, daß sie die Seele der den freiheitlichen Bestrebungen abholden Hof- und Adelspartei wurde, die nun, in zwölfter Stunde, ihre Rankünen vergaß, weil sie begriffen hatte, eine wie unsichere Stütze die Persönlichkeit des Königs ihr bot. Die Königin trieb ihren Mann beständig zu kraftvollen, energischen Entschlüssen an, zu deren Durchführung er aber doch niemals den rechten Mut zur rechten Zeit fand.

Am 16. Oktober 1793 fuhr man eine durch Gram und Leid gebeugte Frau mit vorzeitig gebleichtem Haare, die durch die Feuchtigkeit ihres Gefängnisses in der Conciergerie ein Auge verloren hatte, mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen auf dem Henterskarren zum Schafott nach der Place Louis XV, nunmehr Place de la République genannt, demselben Place, wo damals bei ihrem Einzuge in Paris die schreckliche Katastrophe eingetreten war. Auf allen Straßen, durch die der Todeszug zu kommen hatte, drängte sich die Menge. Alle Fenster, selbst die Dächer, waren mit Schaulustigen besetzt. Ein wahnsinniger, entmenschter Pöbel verfolgte Marie Antoinette auf ihrer letzten Fahrt mit Flüchen und wüsten Verwünschungen. Sie verlor nicht einen Augenblick ihre würdevolle Fassung.

v. Mezen



Deutsche Geschichte

Von zwei deutschen Büchern habe ich heute zu berichten, deren Erscheinen gleichsam als ein Ereignis für das deutsche bücherkaufende und bücherlesende Publikum anzusehen ist: von Eduard Heyck's „Deutscher Geschichte“ und von Erich Schmidt's „Geschichte des Deutschtums im Lande Posen“.

Es war wohl an der Zeit, daß wieder eine übersehbare, nicht allzu bändereiche deutsche Geschichte nach Art der von Ludwig Städele geschrieben wurde. Die Städelesche Geschichte, einst, insbesondere wegen ihrer glänzenden Ausstattung, stark gekauft, stand nie ganz auf der Wissenschaft Höhen. Inzwischen ist ihr Verfasser ein sehr hochbetagter Herr geworden (geboren 1817), und da war es ein guter Griff von Velhagen & Klasing, den jugendfrischen Eduard Heyck (geboren 1862) mit der Abfassung einer dreibändigen deutschen Geschichte zu betrauen, von der inzwischen der erste Band sowie der Anfang des zweiten erschienen ist und die Ende 1906 vollständig vorliegen soll. (Deutsche Geschichte — Volk, Staat, Kultur, geistiges Leben — von Professor Dr. Eduard Heyck. In drei Bänden. Mit vielen Abbildungen, Kunstblättern in Schwarz- und Buntdruck, Facsimiles, Karten usw. Gesamtpreis ca. 30 Mk. In ca. 10 Abteilungen zu 3 Mk. Großoktav; bis jetzt erschienen Bd. I, 526 Seiten mit Register, und Bd. II, Seite 1—112. Bielefeld, Velhagen & Klasing.) Heyck ist der Mann dazu, ein wissenschaftlich auf der Höhe stehendes und doch volkstümliches Werk zu schreiben. Das weiß jeder, der seine Tätigkeit als Herausgeber der Monographien zur Weltgeschichte verfolgt hat, der seinen Bismarck, seinen Großen Kurfürsten kennt, und das lehren wieder die vorliegenden wunderschön ausgestatteten vier ersten Lieferungen seiner deutschen Geschichte. Der Nichtzünftige ahnt es kaum, welche eine Unsumme von Mühe in einem solchen Werke steckt, denn es gilt darin die geradezu riesige Kleinarbeit, die jahraus jahrein von Tausenden von Gelehrten geleistet wird, zusammenzufassen und dabei nicht unter der Wucht des Stoffes zu erliegen, sondern sich einen freien leichten Stil, behagliche Laune und, wo es gilt, begeisterte Stimmung zu erhalten: das ist nur wenigen gegeben. Im Grunde genommen ist eine deutsche Geschichte zu schreiben nicht das Werk einiger Jahre, sondern die Arbeit eines reichen schaffenskräftigen Lebens, sofern der Forscher ganz auf sich selber gestellt sein soll. Darum gibt es kaum eine deutsche Geschichte, die den höchsten reinwissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Ein tiefdringendes Werk, wie das von Nitzsch, blieb ein Torso und hat sich nicht allzu weitere Kreise erobert, vielleicht auch, weil es einige Töpfe zu Tode heizte. Lindners leicht hingeworfenes Werk genügt auch nicht. Karl Lamprechts weit-schichtig angelegtes Buch mit seinen Anhängseln beginnt immer nebelhafter und zerflössener zu werden. Man ist versucht zu sagen: Die Zeit ist noch gar nicht gekommen, daß eine deutsche Geschichte geschrieben wird, die dauernd Geltung behält, weil noch zu viel Einzelarbeit für die Forschung zu erledigen ist. Wenn es sich aber darum handelt, mit leichter Hand das zusammenzufassen, was die Forschung an gesicherten Ergebnissen zutage gefördert hat, und den Rahm abzuschöpfen — und daß ein Bedürfnis zu einer solchen zusammenfassenden Darstellung von Zeit zu Zeit entsteht, kann nicht geleugnet werden —, so ist Eduard Heyck wie wenige Forscher dazu berufen. Dieser schaffensfreudige Doberaner, dem der Mecklenburger nicht in dem Sinne im Nacken steckt, daß

er rückständige Ansichten vorträgt, von dem vielmehr durchaus das gilt, was er selbst (auf S. 52 seines II. Bandes) von seinen Landsleuten sagt: „Ins Weite strebend, raschaufnehmend, humorliebend und humorbegabt, gesprächig“, hat in seinem neuesten Werke, wenn nicht alles trägt, so recht den Ton getroffen, der dem gesund angelegten Deutschen nach dem Herzen ist. Abwechselnd ruhig und lebhaft, mit sicherem Urteil, voll Begeisterung für sein Volk, schwungvoll und stimmungsvoll, witzig, launig und behaglich, mit einer köstlichen Lust zu fabulieren ausgestattet, die sich aber in Schranken zu halten weiß, manchmal ein wenig burschikos und leichtflüchtig, mit umfassender Fachkenntnis ausgerüstet, kraft der er gar häufig weitverbreitete unrichtige Ansichten, auch den Fachgelehrten entgegentretend, zurückweist, führt er uns in den vorliegenden Lieferungen, die erstaunlich preiswert sind, die deutsche Geschichte bis zum Ausgang der Staufer vor. Heyck hat sein Wissen, zugleich aber auch eine gewisse Urteutonenkraft, wohl hauptsächlich während seiner stillen Tätigkeit als fürstlich fürstenbergischer Archivar in Donaueschingen aufgespeichert. Dies Kapital verwertet er jetzt. Es wird viele geben, die von der Lektüre des neuen Buches nicht werden loskommen können, bis sie es zu Ende haben. Derartig werden sie von der Schilderung der Heyckschen Lieblingsgestalten, wie Karl der Große, Otto I., Barbarossa, Heinrich der Löwe, von der anschaulichen Analyse nicht in dem Maße hervortretender Männer wie Arnulf, Otto III., Heinrich II., Konrad II., Heinrich III. oder psychologisch so unendlich merkwürdiger Persönlichkeiten wie Armin, Chlodwig, Friedrich II., die manchmal gar sehr von der landläufigen Tradition abweicht, gefesselt sein. Auch Heinrich IV. ist gut analysiert, doch will es mir scheinen, daß die ergreifende Tragik seines Lebens nicht plastisch genug herausgearbeitet ist. Heycks Darstellung wirkt nicht zum mindesten deswegen anziehend, weil man auf Schritt und Tritt merkt, daß der Verfasser überall herumgekommen ist und mit wachem Auge die geschichtlichen Stätten betrachtet hat. Nicht nur für den Verwaltungsbeamten ist Kenntnis des Ortes die Seele der Arbeit, wie der Freiherr vom Stein einmal gesagt hat, für den Forscher und Geschichtschreiber ist diese Kenntnis fast ebenso nötig, wie das gelehrte Rüstzeug. Ein klassisches Beispiel, wie sehr die Vertrautheit mit der Gegend der Schilderung Farbe gibt, ist die reizende Parallele zwischen Rhein und Donau und ihrem Quellengebiet auf Seite 5. Da sieht man, daß Heyck nicht umsonst lange Jahre in Donaueschingen gelebt hat. Und der Rabler, der in Ravennas Umgegend auf seinem Stahlroß umherfuhr, vermag ebenfalls anschaulich die magisch-düstere Stimmung jener verlassenen Gegend zu zeichnen.

Wir beglückwünschen Verfasser und Verleger zu diesem Werke, denn wir zweifeln nicht, daß es sich im Fluge die deutschen Häuser erobern wird. Nicht so großen Leserkreis kann das Werk von Erich Schmidt erwerben, weil es ungleich mehr Spezialforschung enthält und nicht ein so umfassendes Thema behandelt. (Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Von Dr. Erich Schmidt, Oberlehrer in Bromberg. Mit 25 Abbildungen und 2 Karten. Bromberg, Mittlersche Buchhandlung [N. Fromm] 1904. 80. 442 Seiten.) Darum ist es aber nicht minder verdienstvoll zu nennen. Vielmehr darf es als eine der tüchtigsten Leistungen begrüßt werden, die die deutsche Geschichtschreibung, soweit sie sich nicht lediglich an die gelehrte Welt wendet, in letzter Zeit aufzuweisen gehabt hat. Derselbe glühend patriotische Geist, der sich durch Heycks deutsche Ge-

schichte zieht, geht auch durch Erich Schmidts Buch. Es liefert, um es kurz zu sagen, in anziehender Darstellung wissenschaftliche Variationen zu dem alten slawischen Liede:

Naer Oostland willen wy ryden,
 Naer Oostland willen wy mée,
 Al over die groene heiden,
 Frisch over die heiden!
 Daer isser een betere stêe.

In der heutigen Zeit des Kampfes um die deutsche Ostmark hat die Veröffentlichung dieses Werkes eine gewisse Bedeutung. Wir zweifeln nicht, daß die Leser des Buches überrascht sein werden von dem unaufhörlichen Wellenschlag deutschen Lebens ins polnische Gebiet hinein und von der mikroskopisch feinen Zergliederung des deutschen Kolonisationswerkes in jener Gegend, wie sie dem Bienenfleiß Erich Schmidts gelungen ist. Wie wenige werden wissen, daß das deutsche Bürgertum in dieser Gegend zuerst in Gnesen (1243) festen Fuß faßte. Man muß es sich vergegenwärtigen, daß die Amtssprache der Städte im heutigen Posen bis ins 15. und 16. Jahrhundert deutsch war. Wie lehrreich ist es, Näheres über den Großhandel Posens im 16. Jahrhundert zu erfahren und daraus zu ersehen, daß die dortigen Großkaufleute sämtlich deutsch waren, daß vorzugsweise die Tätigkeiten, die technische Gewandtheit und Einsicht erforderten, damals in polnischem Lande noch den Deutschen zufielen. Zum Merkwürdigsten in der Kulturgeschichte dieser Gebiete gehört die Ansiedlung der Holländer vom Ende des 16. Jahrhunderts an. Diese haben gerade auf diesem polnischen Boden Gewaltiges geleistet zur Hebung der Bodenwirtschaft. Das Goethesche Wort, das Erich Schmidt zur Veranschaulichung ihrer Tätigkeit anführt, es gilt auch für die Deutschen, die jetzt in der Ostmark stehen:

Da rase draußen Flut bis auf zum Rand!
 Und wie sie naset, gewaltsam einzuschleßen,
 Gemeindrang eilt, die Kiste zu verschließen.

Herman von Petersdorff



Die russische Bastille

Im „Ssyn Otjetschestwa“ („Der Sohn des Vaterlandes“) veröffentlicht Melschin einen Bericht über die Schlüsselburger Festung. Zu einem politischen Gefängnis wurde sie am 13. August 1884 reorganisiert. Für sie wurde eine besondere Gendarmereieverwaltung geschaffen, deren Beamte doppelte Gehälter bezogen. Der Unterhalt der Festung kostete dem Staat 75 000 Rubel jährlich. Die hier Eingeschlossenen wurden einer vollkommenen Isolierung unterworfen; sie durften weder klopfen noch singen, noch pfeifen, noch schnell gehen. In den ersten Jahren der Haft wurden tagsüber die eisernen Betten aus den Zellen entfernt, so daß sogar die Kranken auf der kalten Diele liegen mußten. Bücher gab es in der Festung keine. Die Kranken lagen und starben in ihren

Zellen. Sogar zu den Sterbenden wurden die Kameraden nicht hineingelassen, welche unter dem Einfluß des grausamen Regimes ihren Verstand verloren hatten; das Lachen und Schreien der Wahnsinnigen brachte oft die übrigen Eingekerkerten zur Verzweiflung. Vom Jahre 1884 an bis auf den heutigen Tag hat die Schlüsselburger Festung 67 Internierte — die „schwersten Verbrecher“ — in ihren Mauern beherbergt. Von diesen sind 13 hingerichtet worden, und zwar: Rogatschow, Stromberg, Alljanow, Generolow, Ossipanow, Andrejuschkin, Schlewajew, Michin, Minakow, Balmaschlow, Kalasew, Gerschlowitsch und Wassiljew. Drei nahmen sich das Leben: Klimento, Gratschewski, der sich mit Petroleum begossen hat und unter schrecklichen Qualen starb, und Sophie Glinsburg, welche sich mit einem Glascherben vom Lampenzylinder die Adern öffnete. 16 Internierte starben am Irzinn, an der Tuberkulose und am Storbub. Zwei befinden sich augenblicklich im Kasanschen Irrenhause. Nach der Befreiung endeten drei früher in der Festung Inhaftierte mit dem Selbstmorde.

Die Leiche des hingerichteten Balmaschlow wurde in eine mit ungelöschtem Kalk gefüllte Grube geworfen und über ihr ein Holzschelt aufgestellt; ebensolche „Denkmäler“ wurden auch über den Gräbern der im vergangenen Sommer hingerichteten Gerschlowitsch und Wassiljew errichtet. In einem der Flügel der Schlüsselburger Festung wurde einmal ein „Unbekannter“ eingemauert, dessen Schicksal bis auf den heutigen Tag ein Geheimniß geblieben ist. Auch nach dem „Verfassungs-Manifest“ vom 17. Oktober „beherbergt“ die Schlüsselburger Festung noch immer fünf Opfer: Karpowitsch, Gerschuni, Melnikow, Sfasonow und Siftorski.



Dynastie Wagner

Es gibt nicht nur einen politischen Byzantinismus. In den sonst gut freibleitlichen „Münchener Neuesten Nachrichten“ ließ sich Karl Friedrich Blasenapp, der bekannte Wagner-Biograph, kürzlich also vernehmen:

„Jedem Deutschen sollte wohl — gäbe es etwas Natürlicheres? (!) — die Liebe zu Siegfried Wagner das nächste und ursprünglichste seiner Gefühle sein. Noch immer hat der Deutsche — auch unter dem Schutze des kaiserlichen Reichszepters — in jedem Gau einen andern Landesherrn, dem er in echt germanischer Weise, welcher politischen Partei er sonst angehöre, seine verehrungsvollsten Gefühle widmet. Nur einen König des deutschen Geistes, einen Führer zum Höchsten, was einer Nation verliehen werden kann, haben alle Deutschen miteinander gemein in der Person ihres größten, schöpferischsten reformatorischen Künstlers. Es gibt für alle Deutschen nur einen Meister von Bayreuth, nur einen Richard Wagner. Die Gefühle, welche jeden Deutschen, möge er welcher Partei auch immer angehören, für das gesamte Haus seines Fürsten, insbesondere seine echtblütige Nachkommenschaft, seinen Thronerben, beseelen, sind wiederum in allen Landesteilen die gleichen. Wie steht es mit den Empfindungen der Deutschen gegen den reichbegabten selbstschöpferischen, ech-

blütigen Sohn ihres geistigen Königs und Meisters? Wer hat hier, welche verhängnisvolle Interessendurchkreuzung, die natürlichste Empfindung des Glaubens an seinen Beruf, für den er geboren und veranlagt ist, sagen wir es kurz, die Liebe zu ihm so vielfach in Kleinmütig mißtrauischen Anglauben (!), in Neid und Übelwollen verkehrt? Was bereitet ihm auf seiner ernstfreudig beschrittenen und glorreich behaupteten Bahn als schaffender Künstler die störendsten, ja gewalttätigen Hemmnisse?“ . . .

Das Münchener Blatt pflegt alljährlich eine Faschingsnummer herauszugeben. In dieser wäre der Erguß als Satire auf die Auswüchse des Wagnerkultus recht willkommen gewesen. Es scheint aber doch kein Faschingscherz zu sein, sondern bitterer, blutiger Ernst. Armer Glasenapp! Armster Wagner! Gott schütze dich vor deinen Freunden!



Ethik und Kapitalismus

Wie haben sich die Kirchengemeinschaften, diese großen Vertreter einer bestimmten Massenetik, innerhalb der Geschichte volkswirtschaftlich ausgewirkt? Die Frage wird von Pastor G. Traub in der neuen Wiener Wochenschrift „Der Weg“ (Wiener Verlag) aufgeworfen. Seine Antwort ist nicht minder interessant als die Frage selbst:

„Wir stehen manchmal vor der merkwürdigen Tatsache, daß die wissenschaftlichen Bearbeitungen der Ethik mit der innerhalb desselben Kreises geltenden praktischen Haltung vollständig im Widerspruch sich befinden. Man nehme das eine Beispiel des Zinses. Die lutherische Kirche mußte konsequenterweise hier in den alten katholischen Bahnen weitergehen und den Zins verbieten. Die ökonomische Entwicklung war zu stark. Aber das Mißtrauen gegen den Zins ist gerade in lutherischen Kirchen nie geschwunden, während die reformierten Kirchen unter Calvins Führung die Fruchtbarkeit des Geldes wohl erkannten, konsequent bejahten und dadurch eine innerlich einheitliche Haltung gewannen. Gerade die verschiedenen geschichtlichen Strömungen ethischer Volkanschauungen, soweit sie auf die Entwicklung des Verkehrs und Geschäftes einwirkten, müssen eingehend untersucht werden. Wir stehen hier erst am Anfang der Aufgabe.

„Freilich schwieriger als alle diese doktrinären Unklarheiten ist die Halbheit des Willens selbst. Es fehlt innerhalb der sittlichen Durchschnittswelt an dem Mut zum Fortschritt. Man ist geneigt, alles das nur für sittlich zu halten, was zur Konservierung alter Bestände dient. Man kann es geradezu erleben, daß man mit solchen sittlichen Rücksichten vieles deckt, was, volkswirtschaftlich betrachtet, wert ist unterzugehen. Solches Beginnen rächt sich freilich. Die Süchtigen und Vorwärtsschreitenden, die Pioniere der Technik und des Verkehrs, werfen die Ethik auf die Seite. Sie haben sie nur kennen gelernt als Hindernis der Mächte, die sie überwinden wollen. Die Ethik ist für sie nur ein Hemmschuh, weil sie ihnen nur in der Gestalt des Mitleids und des Erbarmens, nicht als Sinn für Eüchtigkeit, Gerechtigkeit,

Tapferkeit entgegengetreten ist. Wir wissen wohl, daß auch noch andere Gründe selbstfüchtiger Art für diese Verachtung der Ethik in Anschlag zu bringen sind. Es besteht immer der Kampf zwischen dem ‚Soll‘ und dem natürlichen Menschen. Aber andererseits hat auch die Ethik einen Teil Schuld, weil sie den Anschluß verpaßt hat und ihre Rolle nur in dem Lobpreis vergangener Wirtschaftsformen, in der Hochschätzung der ‚alten guten Zeit‘ fand. Dadurch wurde sie ungerecht, unwahr. Die Ethik hat stets auf seiten des Fortschrittes, der Zukunft zu stehen. Sie muß dem Nüchternen etwas zu sagen haben. Das Kleinod christlicher Religion bleibt es, denen beizustehen, die im Laufe nicht mitkommen können, weil sie krank, elend, matt geworden sind. Aber es ist nicht christlich, diesen Aushilfsdienst als die einzige Hauptsache anzusehen oder gar zu meinen, man müßte auch denen helfen, die sich selbst gar nicht helfen wollen. Hier hört das Recht der Ethik auf. Gilt sie nicht für den Starken und Großen, so schaltet sie ihre eigene Wirkung gerade dort aus, wo sie am nötigsten zu wünschen wäre: in der zukünftigen Entwicklung. Noch hat die Ethik keinen sicheren Standpunkt gefunden und ihre Haltung zum Kapitalismus ist schwankend. Hier liegt Zukunftsarbeit.“

Eine Beleuchtung, die zum mindesten den Reiz der Neuheit hat und zu weiterem kritischen Nachdenken anregen sollte.



Gefängnisgeburten

„Meine Mutter bracht‘ mich im Zuchthaus zur Welt“, — an ein Lied à la „Zoette Guilbert möchte man denken bei einem neuen bayerischen Ministerialerlaß, der den Schutz der in Gefängnissen und Strafanstalten geborenen Kinder betrifft. Der Erlaß enthält folgenden Gedankengang: Geburtscheine braucht man bei verschiedenen Gelegenheiten des Lebens. Wenn aber im Geburtsregister steht, daß man in einer Isolierzelle des Rgl. Gefängnisses zu L. das Licht dieser schönen Erde erblickt hat? Dann kommt’s eben raus. Die Bekanntmachung sagt: „Hieraus können sich für das Kind im späteren Leben Anzuträglichkeiten (!) ergeben.“ „Um dies zu vermeiden,“ heißt es weiter, „werden im Einverständnis mit dem Staatsministerium des Innern die Vorstände der Strafanstalten und der Gerichtsgefängnisse angewiesen, in allen Fällen, in welchen bei der Geburt eine Hebamme oder ein Arzt zugegen war, diese Person um die Erstattung der Anzeige zu ersuchen und sie zu veranlassen, daß sie bei der Anzeige das Gefängnisgebäude nicht als solches, sondern nur nach Straße und Hausnummer bezeichnet. Der Arzt hat sich bei der Erstattung der Anzeige nicht als Anstaltsarzt zu bezeichnen.“ Folgt Unterschrift: v. Wiltner.

Die Humanität ist die Schwester des Sozialismus. Wo er mit der Faust seiner Gerechtigkeitsforderungen nicht durchdringt, weiß ihre sanfte Hand noch Schmerzen zu lindern, noch Härten zu mildern. Beide ziehen hoffentlich am Wagen der kommenden deutschen Strafvollzugsreform.

Dr. Muer





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Das Für und Wider in der Fleischnotfrage

Gestatten Sie einem Leser einige Bemerkungen zu Ihren Ausführungen: „Schiller und die Fleischnot“.

Ihr Urteil über Pobjielski scheint mir nicht gerecht. Sie urteilen über den Landwirtschaftsminister nach dem, was seine Gegner sagen. Die Fleischer berichteten über die Audienz. Was sie erzählen, ist sicherlich einseitig, denn die Fleischer kamen als ausgesprochene Gegner des landwirtschaftlichen Schutzes zum Minister. Sie wissen sicherlich aus Erfahrung, wie leicht es ist, Sätze aus dem Zusammenhang zu reißen und damit Unfug zu treiben. Daß eine gewisse Art unserer Presse ganz systematisch in diesem Sinne arbeitet, dürfte Ihnen bekannt sein.

Wenn Sie sich in ganz berechtigter Weise mit der Fleischnot befassen, warum nur an der Oberfläche bleiben und nicht etwas tiefer eingehen? Es muß doch unbedingt die Frage gestellt werden:

Bedingt unsere heutige Kultur, die Steigerung aller Lebensgenüsse, die wachsenden Lohnansprüche, die vermehrten Ausgaben aller Art, nicht ganz von selbst eine Steigerung aller derjenigen Werte, bei denen die menschliche Arbeitsleistung in erster Linie in Betracht kommt?

Die Produktion von Vieh, Aufzucht, Pflege, Fütterung müssen ohne billige maschinelle Hilfsmittel vor sich gehen. Der Transport, Schlachtung, Zerlegung, Verarbeitung, Verkauf nehmen viele Hände in Anspruch. Alle in Betracht kommenden Arbeitskräfte wollen verdienen und streben nach Erhöhung ihres Anteils am Verdienst. Woher soll eine Verbilligung kommen? Nur durch den Preisdruck des Auslandes, dessen niedrigere Kulturstufe billige Preise ermöglicht?

Ihre Fürsorge für die Großstadtbevölkerung und das Elend derselben in Ehren, allein vergleichen Sie doch mit dem tiefen Schatten das gleichende Licht. Leider ist dieses grelle Licht nicht sehr wärmend, sondern hat kalte Eöne und unerfreuliche Strahlen. Mit dem, was in einer Nacht in Berlin für Dirnen ausgegeben wird, könnte man alle die armen Familien mit kräftiger Speise versorgen. Wenn die 50 000 Berliner Dirnen brave Dienstmädchen geblieben wären und als solche den Landwirten ihre Schweine und ihr Vieh könnten füttern helfen, dann wäre auch ein ernstfer Grund der Fleischnot be-

seitigt. Am schwierigsten bekommt der Landwirt Leute für seinen Stall und für die Fütterung und Pflege seines Viehs. Sie verlangen von der Regierung sehr viel, fast zu viel. Ich bin überzeugt, daß, wenn heute die Staatsverwaltung mit ihrer notwendigen strengen und deshalb umständlichen Kontrolle eingreifen und den Handel ausschalten wollte, rein gar nichts gebessert würde. Wohin führt das Problem der staatlichen Fleischversorgung des Volkes? Sicher nicht zu billigen Preisen!

Eine Gemeinde könnte hier eher eingreifen, wie dies ja auch Wien unter seinem christlich-sozialen Bürgermeister Lueger getan hat. Wo haben wir aber einen Lueger in Deutschland?

Einige Unrichtigkeiten möchte ich auch noch feststellen.

Sie reden von einem Preisaufschlag von 40–50%. In Stuttgart, das als eine der teuersten Städte Deutschlands gilt und in den Statistiken immer unter den für den Arbeiter ungünstigsten geführt wird, war z. B. der Preis des Schweinefleisches im Durchschnitt der Jahre 1889–1903 nach der amtlichen Statistik 70 Pfg. per Pfund. Der heutige Preis ist 85 Pfg. per Pfund. Aufschlag 15 Pfg. = 20%, aber nicht 40–50%.

Nun noch etwas Persönliches:

Ich habe 7 Kinder, wir sind 10 Esser. Das jüngste Kind ist 8 Jahre, der älteste Sohn, Schreinerlehrling, 17 Jahre. Unser Bedarf an Fleisch und Wurst beträgt täglich Mk. 1.50 bis 2 Mk. Zweimal in der Woche gibts Mehlspeisen. Meine Mehrausgaben für Fleisch betragen höchstens 20–30 Pfg. im Tag. Die um weniges kleiner gewordenen Würste werden ausgeglichen durch die wesentlich billiger gewordenen Kartoffeln. Bei 10 Essern kommt nun auf die Person eine Ausgabe für Fleisch von durchschnittlich 18 Pfg. im Tag. Ich bezahle für Wohnung auf die Person ausgerechnet, 25 Pfg. im Tag. Meine Frau reicht für 10 Personen mit 150 Mk. im Monat. Die Erhöhung der Fleischpreise hat ihrem Budget eine Mehrausgabe von Mk. 4.20 im Monat gebracht.

Den Hebel zur Besserung unserer Volkswirtschaft würde ich stets nur an der Vermehrung und Hebung des Einkommens ansetzen, nicht an der Verbilligung unserer Bedarfsartikel. Geld ist doch in Menge vorhanden, Silber ist fast wertlos, es ist nur nicht am rechten Platz. Gebe man jeder ehrlichen Arbeit den gerechten Lohn, und das physische Bedürfnis wird befriedigt werden können. Man schaffe und erhalte recht viele und ausgiebige Verdienstmöglichkeiten, beschränke die großkapitalistischen Erdrosselungsbetriebe, wie Warenhäuser, Sorge für eine blühende Landwirtschaft, damit die vielen unsicheren Existenzen in der Großstadt sicherer werden.

Den Alkohol will ich nur kurz berühren. Wenn ich ausgehe, um im Freundeskreis einen Abend zuzubringen, so trinkt man 1 bis 2 Schoppen Wein. Kostenpunkt: 50 Pfg. bis 1 Mk. 20 Pfg.

Ich weiß ganz genau, daß der Weingärtner für diesen Wein, den ich im Gasthaus trinke, 20 Pfg. für den Schoppen bekam. Steuer und Transport macht 5 Pfg. aus. Willig und gern zahlt man den doppelten Preis und gibt, nobel wie man mal ist, noch ein Trinkgeld. Solange ich nun an einem einzigen Abend für Alkohol ohne Nährwert Mk. 1.— ausgeben kann, so lange beklage ich mich nicht über Fleischpreise, von denen man weiß, daß ihre Höhe teils bedingt wird durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Werden die Preise noch höher, gut, dann kaufe ich ein junges Ferkel und gebe es einem

Bauern in Kost und Pflege und verkaufe es nach der nötigen Mafzeit an meinen Metzger, vielleicht verdiene ich dann so viel, daß ich auch die noch höheren Preise zahlen kann. Wahrscheinlich ist dies allerdings nicht, aber ganz gewiß ist, daß nach der heurigen Kartoffelernte in kurzer Zeit die Schweine wieder billiger werden; ob dann auch das Fleisch sofort billiger wird, müssen wir abwarten.

Zum Schluß noch ein Beispiel. Wir Schwaben trinken gerne aus Äpfeln bereiteten Most. Haben wir eine reichliche Obsternte, so erhält der Bauer für Mostäpfel 3—4 Mk. pro Zentner. Dieses Jahr gab es bei uns kein Obst, und da gerade die Arbeiterbevölkerung gerne und viel Most konsumiert, läßt der Handel Mostobst vom Ausland kommen. Dieses Obst kann mit dem einheimischen keinen Vergleich aushalten, es kostet aber 8 Mk. bis 8 Mk. 20 Pfg. pro Zentner. Haben Sie schon von einem Protest über diesen Wucherpreis gehört? Wer ist der geplagte und geschädigte Konsument? Gerade unsere kleinen Leute! Obst zur Mostbereitung hat allerdings keinen Zoll und es besteht keine Grenzsperr. Der liebe Handel hat freie Bahn. Politische Geschäfte kann man zwar keine machen, dagegen werden in aller Ruhe die größten Geldgewinne von wenigen Händlern eingeheimst. Alles ist stille und zufrieden, kein Mißklang stört das gute Geschäft. Hunderttausende von Mark gehen ins Ausland, und wenn im nächsten Jahr der liebe, gute, deutsche Bauer Michel eine gute Obsternte hat, dann bekommt er einen solch miserablen Preis dafür, daß sein Erlös im 10jährigen Durchschnitt bei einem Apfelbaum Mk. 1.25 und bei einem Birnenbaum 0,89 beträgt.

Th. R.

* * *

Herr Theodor R. sichts in seine Antifleischnotepistel so viel nicht unmittelbar zur Sache gehörige Betrachtungen ein, daß man einen langen, recht bunt schillernden Aufsatz schreiben müßte, um auf alles gebührend einzugehen. Am nur eins herauszugreifen: er meint, von dem, was in Berlin in einer Nacht für Dirnen ausgegeben würde, könnte man alle armen Familien mit kräftiger Speise versorgen. Übrigens wäre die Fleischnot nicht so schlimm, wenn die 50 000 Berliner Dirnen Dienstmädchen geblieben wären und den Landwirten hätten ihr Vieh füttern helfen.

Wir scheint, solche an der Oberfläche haftenden Einwendungen sind ein Musterbeispiel dafür, wie man eine ernste Frage, wie die der Fleischnot, nicht behandeln soll. Natürlich wäre es ein unendlicher Fortschritt nicht nur unter dem moralischen, sondern auch unter dem volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte, wenn die Prostitution verschwände. Aber Herr R. macht auch nicht die leiseste Andeutung, wie er sich den Weg vorstellt, auf dem das bisher für die Prostitution ausgegebene Geld zur besseren Ernährung des Volkes verwendet werden könnte. Nebenbei bemerkt sind die Leute, die die Prostitution unterhalten, und die, die unter der Fleischnot seufzen, überwiegend nicht identisch. Wie Herr R. zu der phantastischen Ziffer von 50 000 Berliner Dirnen kommt, ist nicht ersichtlich. Ebenso kühn ist seine Behauptung, daß diese angeblichen 50 000 Dirnen sämtlich zuvor Dienstboten und noch dazu ländliche gewesen wären. Schließlich bedenkt er wohl nicht, was den Mädchen heutzutage den Gesindedienst verleiht: die mittelalterliche Gesindeordnung und das Fehlen fast jeden Arbeiterschutzes. Sind doch skandalöserweise weder die Krankenversicherung noch die

Unfallversicherung auf die Dienstboten ausgedehnt. Kurz, das Rörnchen Wahrheit in den R'schen Ausführungen über den Zusammenhang von Fleischnot und Prostitution wird überwuchert von einem Wust unrichtiger, schiefer oder nebensächlicher Bemerkungen. Ähnlich steht es mit seinen übrigen allgemeinen Betrachtungen, die, gerade wie es an dem Musterbeispiele gezeigt wurde, auch im einzelnen zerpfückt werden könnten.

Doch die Hauptsache ist ja die: Hat der Fürmer in der Fleischnotfrage eine unrichtige Stellung eingenommen oder nicht?

Herr R. beginnt gleich mit dem Vorwurf, man habe Herrn v. Poddbielski unrecht getan, als man den von den Fleischern über ihre Audienz bei ihm veröffentlichten Bericht benutzt habe. Herr R. ist hier ministerieller als Se. Erzellenz selbst. Herr v. Poddbielski hätte natürlich keinen Augenblick gegögert, den offiziellen Bericht der „Deutschen Fleischerzeitung“ in den ihm zur Verfügung stehenden offiziösen Organen richtigzustellen, wenn er ihn als inkorrekt angesehen hätte. Er war dazu in der Lage, da er sich einen Stenographen zu der Sitzung mitgebracht hatte. Er wäre dazu verpflichtet gewesen, da die gesamte deutsche Presse den Bericht zur Grundlage ihrer politischen Stellungnahme gemacht hat. Wenn ja, so gilt hier der Satz: Qui tacet, consentire videtur.

Übrigens war ja der Empfang der Fleischer keineswegs die einzige Gelegenheit, bei der sich der preußische Landwirtschaftsminister in einer das Volk empörenden Form mit Wischen und Mätschen zur Fleischnot ausgelassen hat. Man muß vielmehr sagen: er hat sich bis zu der Verhandlung der Fleischnotinterpellation im Reichstage überhaupt noch nicht anders dazu geäußert. Und das ist es, was ihm und der Regierung überhaupt am schwersten, und zwar mit Recht, angerechnet wird, nämlich, daß sie bei der Behandlung der ganzen Angelegenheit den nötigen Ernst hat vermissen lassen. Monat um Monat ist die Sache hingeschleppt worden. Die Fleischnot datiert vom Juni dieses Jahres. Schon Anfang Juli ersuchte der Verbandstag der deutschen Fleischer in Freiburg den Reichskanzler um Abhilfe. Es geschah nichts. Herr v. Poddbielski beschränkte sich darauf, bei einem agrarischen Diner am 11. August zu prophezeien, schon nach 3 bis 4 Wochen werde „Überfluß an Vieh“ vorhanden sein. Die Tatsachen haben seitdem bewiesen, daß der preußische Landwirtschaftsminister, ein so großer Schweinezüchter und Schweinemäster er auch ist, doch jedes fachverständigen Urteils auf seinem ureigensten Gebiet entbehrt. Seine Prophezeiung ist nicht nur nicht zu dem Verfalltage eingetroffen, sondern heute, wo diese Zeilen geschrieben werden — Anfang Dezember, also 12 Wochen nach dem Fälligkeitstermin —, ist der Viehmangel und die Fleischnot fast noch größer als vor vier Monaten. Aber die falsche Prophezeiung stellt nicht nur eine persönliche Blamage für Herrn v. Poddbielski dar, was am Ende noch nicht viel auf sich gehabt hätte, sondern sie hatte gewichtige politische Konsequenzen. Weil die Regierung die Fleischnot für rasch vorübergehend hielt, tat sie zunächst gar nichts zu ihrer Abhilfe. Und als sie sah, wie gründlich sie sich getrt hatte, tat sie auch noch nichts, sondern begann erst mit „Ervägungen“ und „Erhebungen“, die zwei Monate früher allenfalls am Plage gewesen wären. Daß diese Erhebungen in erster Linie den Landwirtschaftskammern, d. h. den Hauptinteressenten an hohen Viehpreisen, übertragen wurden, mußte zudem geradezu wie ein blutiger Wis wirken.

Nicht was die Regierung in Sachen der Fleischnot getan oder vielmehr nicht getan hat, sondern wie sie ihre Tatenlosigkeit motiviert hat, das ist es,

was in den breitesten Schichten den größten Anstoß erregt hat. Sie ist schuld an der übertriebenen Steigerung der Preise durch ihre Zollpolitik und durch die ungebührliche Ausdehnung der Grenzsperrren. Sperrren sind notwendig gegenüber verseuchten Ländern. Sie sind eine Fribolität gegenüber Ländern wie Dänemark und Holland, deren Viehstand weit gesünder ist als der deutsche. Hätte die Regierung erklärt: wir wollen die hohen Preise zugunsten der deutschen Viehverkäufer — schön, darüber hätte sich diskutiert werden lassen. Was aber indiskutabel ist, das ist der Versuch, die große Mehrheit des deutschen Volkes, die von der Fleischnot Schaden hat, durch eine hinhaltende und hinterhältige Politik zu schädigen.

Herr R. behauptet kühnlich, der „Preisdruck“ des Auslandes sei nur durch seine „niedere Kulturstufe“ ermöglicht. Er gibt also zu, was viele seiner Gesinnungsgenossen bestreiten, daß die Öffnung gewisser Grenzen bei uns die Preise erniedrigen würde. Das ist in der Tat nicht zu bestreiten, wenn man sich die Zahlen der amtlichen Statistik vor Augen hält. Im zweiten Vierteljahr des Jahres 1905 waren die Schweine per Doppelzentner Schlachtgewicht in Kopenhagen um 30 Mark billiger als in Berlin, die Ochsen um 34 Mark, die Kühe um 41, die Stiere um 44 und die Kälber gar um 49! Man konnte in Kopenhagen das Pfund Schweinefleisch um 15 Pfg., das Pfund Kalbfleisch fast um 25 Pfg. billiger haben als in Berlin. So berichten die vom Kaiserlichen Statistischen Amt herausgegebenen Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches. Und dabei ist das dänische Vieh so ungefähr das beste der Welt, jedenfalls so erstklassig, daß die Engländer mit ihrem verwöhnten Geschmack von nirgends lieber Vieh und Fleischwaren importieren als von Dänemark.

Aber, meint Herr Theodor R. vielleicht, die Dänen könnten nur deshalb so billig verkaufen, weil sie auf einer „niederen Kulturstufe“ ständen. Nun, es dürfte ihm schwer fallen, auch nur ein Land der Erde zu nennen, das einen höheren Kulturdurchschnitt aufzuweisen hat als Dänemark. Und zwar ist es gerade die Landbevölkerung, die auf einer sonst kaum irgendwo erreichten Höhe der wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung steht. Man braucht nur an die beispiellose Verbreitung des Genossenschaftswesens und den Segen der Bauernhochschulen zu erinnern. In Dänemark, dem Bauernland par excellence, kennt man kein Geschrei über die „Not der Landwirtschaft“. Die Bauern prosperieren und führen massenhaft Butter, Eier, Vieh und Fleisch aus zu mäßigen Preisen, und zwar können die Preise mäßig und dabei doch rentabel sein, nicht weil die Landwirte dort auf „niederer Kulturstufe“ stehen, sondern weil sie des sog. Schutzes der Landwirtschaft, des Lieblingskindes unserer Agrarier, willig entbehren. Alles Getreide, alle Futtermittel werden zollfrei eingeführt. Darum kann man das Vieh billig aufziehen und mästen und zu mäßigem Preise, aber doch mit Nutzen, verkaufen.

Das Ideal des Herrn R. und seiner agrarischen Gesinnungsgenossen gipfelt in dem Wunsche, alles teurer werden zu sehen. Darum ihre Vorliebe für die Hochschutzzollpolitik. Die Herren übersehen dabei nur, daß für die übergroße Mehrzahl der Produzenten, nämlich für die kleineren und mittleren, der Vorteil der erhöhten Verkaufspreise durch den Nachteil der erhöhten Einkaufspreise — für Kleidung, Nahrung, Rohstoffe, Maschinen usw. — mehr als ausgeglichen wird. Ein harter Nutzen bleibt zumeist nur für die kleine Zahl der Großproduzenten übrig. Nur Schaden haben die Millionen der Konsumenten.

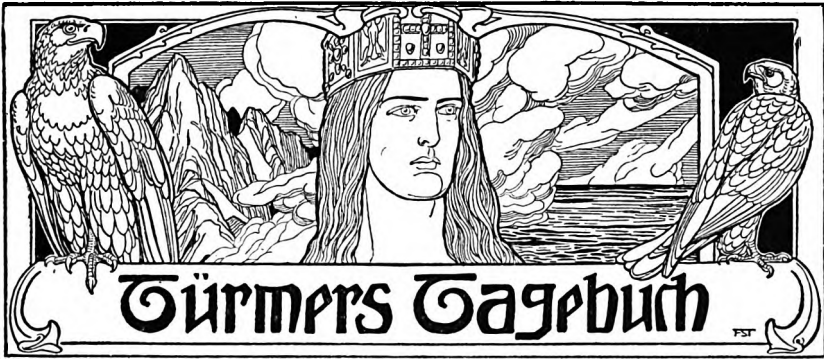
Das Ideal des modernen Volkswirts ist nicht die Verteuerung aller Produkte, sondern die möglichste Verbilligung und Vermehrung der Produktion. Massenabsatz an konsumfähige Massen! Zur Steigerung der Konsumfähigkeit ist, darin hat Herr R. vollkommen recht, eine bessere Einkommensverteilung nötig. Aber diese bessere Verteilung wird sicher nicht durch Lebensmittelzölle erzielt, die wenigen erhöhte Einnahmen und vielen erhöhte Ausgaben bringen. Auch nicht durch die Vernichtung der Warenhäuser, wofür sich Herr R. begeistert. Denn mit ihr ginge Hand in Hand die Brotlosmachung der zahlreichen und teilweise sehr gut gestellten Angestellten der Warenhäuser. Bei Wertheim soll es, wie mir erzählt wurde, 300 Angestellte mit über 4000 Mark Einkommen geben!

Der Kardinalfehler in der Argumentierung des Herrn R. scheint mir darin zu liegen, daß er völlig den Unterschied zwischen natürlicher und künstlicher Entwicklung der Volkswirtschaft verkennt. Er ereifert sich darüber, daß niemand über die Verteuerung des Obstes bei einer inländischen Mißernte Lärm geschlagen habe. Natürlich nicht! Hier handelt es sich eben um einen natürlichen Vorgang, um eine Wirkung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage. Niemand würde die Fleischnot als hochpolitische Frage ansehen, wenn die Vieh- und Fleischzölle und die Sperren beseitigt wären und trotzdem, infolge einer Preissteigerung auf dem Weltmarkt, bei uns die Preise sehr hoch ständen. Das müßte man dann eben als etwas Unabwendbares mit in Kauf nehmen. Heute handelt es sich aber um etwas Abwendbares, um einen künstlich durch Gesetze und Verwaltungsmaßregeln herbeigeführten Zustand. Darum die Entrüstung gegen die Regierung, daß sie das, was sie ändern könnte, nicht ändern will.

Zum Schluß noch ein Wort über die angebliche Verteuerung unserer Lebensmittel durch den Zwischenhandel. Ist sie wirklich ungebührlich, warum schließen sich die Landwirte nicht z. B. zur Gründung genossenschaftlicher Fleischläden in den Großstädten zusammen? Diese Fleischläden würden doch vom Publikum geradezu gestürmt werden, wenn dort die Landwirte so viel billiger verkaufen könnten, als es heute der ehrsame Stand der Metzger tut. Solange aber die Landwirte diese höchst naheliegende Probe aufs Exempel nicht mit Erfolg gemacht haben, so lange wird man den Versuch, alle Schuld auf den Zwischenhandel zu schieben, für eine wohlfeile Ausflucht halten dürfen.

H. v. Gerlach





Die stillen Sieger — Das neue Rußland und das alte Europa — Mitschuld — Der Fall Poetter und die Volksschullehrer — Recht und Rechtsprechung — Vom grünen Tisch und grüner Weide

Reine Revolution hat mehr Reiche und Tempel gestürzt, als die christliche, keine so bestimmend auf die Entwicklung der Menschheit gewirkt. Und diese Revolution begann ihren Eroberungszug durch die Welt ohne Roß und Reifige. Die Armee, die Christus führte, rekrutierte sich aus einem Duzend friedlicher Kleinbürger, die mit jedem Handwerk besser Bescheid wußten, als mit dem rauhen des Krieges. Als ja einer das Schwert zog, da traf ihn der strenge Blick des Feldherrn: Stecke dein Schwert in die Scheide. Denn wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen!

Auf der Fahne prunkte kein stolzer Adler mit beutegierigen Krallen. Ein schlichtes Kreuz, das schmachbeladene Holz des Gerichteten, war das Zeichen. Und in diesem Zeichen siegten sie, die Treuen und Tragenden, die Demütigen und Duldbenden. Und siegten, siegten, wo immer sie unter den Pranken wilder Tiere brechenden Auges niederfanken und mit ihrem Blute den Sand der Arena färbten. Mit leisen Gebeten, die aus dumpfen Rata-komben aufstiegen, erschütterten sie das römische Weltreich in seinen Grundfesten.

Was ist alle realpolitische Rechnung gegen solche weltgeschichtliche Weisheit? Nur wer am Außerem haften bleibt, wird die letzten Ursachen und Wirkungen aller Umwälzungen und Neubildungen in den Rat-schlüssen der Staatskünstler, der Schärfe des Schwertes oder der bloßen wirtschaftlichen Entwicklung suchen. Tausende und aber Tausende Un-gekannter mußten sich ruhmlos opfern, ehe andere die neue Fahne zum Siege tragen, — bewunderte Helden werden durften. Die stillen Dulder und Märtyrer des Glaubens und Gedankens, sie sind die wahren Bahn-

brecher aller großen Umwälzungen. Mit ihnen als Marksteinen ist der blutgedüngte Weg der Weltgeschichte besät, ob sie auch längst vom Moose der Vergessenheit überwuchert sind, ob ihre Namen auch meldet kein Lied, kein Heldenbuch.

Es wäre seltsam, wenn sich dies Gesetz des Geschehens nicht auch in der neueren Geschichte wiederholen sollte. In der Tat können wir es sogar in der neuesten beobachten, um so deutlicher, als wir noch unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse stehen. Auch für die russische revolutionäre Bewegung bedeuteten die vom Herbst des Jahres nicht die entscheidende Wendung. Diese wird die Geschichtschreibung vom 22. Januar 1905 datieren, von dem Tage, als das unbewaffnete, kindliche Volk sich friedlich seinem Zaren nahen wollte, um ihm vertrauensvoll seine Nöte ans väterliche Herz zu legen. Die Vorgänge an diesem weltgeschichtlichen Tage sind in verschiedenen Zeitungen geschildert worden, nirgend aber so anschaulich und erschütternd, wie in der Zeitung „Rußi“ durch einen Augenzeugen. Nur wer diese Schilderung gelesen, wird sich ein annähernd richtiges Bild von dem Wesen und den Ursachen der russischen Revolution machen, wird manches Ungeheuerliche und Gewalttame weniger verwunderlich finden. Der Bericht ist in deutscher Übersetzung von Paula Hirschfeld im „Vorwärts“ erschienen.

„Es war“, so erzählt der Augenzeuge, „gegen fünf Uhr abends. Dunkel. Auf der Brücke hatte sich eine Kompanie Soldaten postiert, vor welcher sich eine ungefähr dreihundertköpfige Volksmenge versammelt hatte. Erst kurz vorher hatten seitens des Militärs am Alexandergarten, an der Petschewskyschen Brücke und anderen Orten schreckliche Meßeleien stattgefunden.

Aus der Menge ertönten unaufhörlich Stimmen: ‚Henker! Dyrtschniki! (Schergen Iwans des Schrecklichen.) Schämt euch! Eure eigenen Brüder mordet ihr! Henker! Henker! Schämt euch! Henker!‘

Jedes dieser Worte sauste durch seine schneidende Gerechtigkeit wie Ohrfeigen dem neben seiner Kompanie stehenden Offizier direkt ins Gesicht. Doch jene stumpfe Natur empfand nur den Schmerz der zugefügten Beleidigung und nicht Scham darüber, daß diese wohlverdient ist.

‚Auseinander mit euch, sonst gebe ich Feuer!‘ schrie er, augenscheinlich die Selbstbeherrschung verlierend.

‚Henker! Henker! So schieß denn, Henker!‘ erwiderte man ihm aus dem Haufen, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Das Hornsignal ertönte. Die Soldaten schulterten das Gewehr.

Ein Teil des Volkes erbebte. Doch andere wieder beschwichtigten ihn, indem sie, in Ekstase geratend, schrien: ‚Halt! Halt, Brüder! So möge doch der Henker uns Unbewaffnete niederschließen, wir rühren uns nicht von dieser Stelle. Möge sich unser Blut über ihre Häupter ergießen! Henker! Henker! Ja, auf die eigenen Brüder! Henker! Henker!‘ Viele erhoben die Arme und blieben wie versteinert in dieser Haltung.

Es krachte eine Salve.

Wie niedergemäht fielen Tote und Verwundete zur Erde.

Das Geheul der Verwundeten und Gestöhn der Sterbenden erfüllten die Luft. Alle, außer den Gefallenen, ergriffen die Flucht. Im Rücken der Fliehenden erscholl abermals eine Salve. Der Henker vollendete sein Werk.

Einige Stunden vorher jedoch, noch am selben Tage und selben Orte, hatte sich eine noch entsetzlichere Szene vor meinen Augen abgespielt.

Gegen ein Uhr mittags ritt eine Garde-Eskadron in weißer Uniform einer auf der Petschewskyschen Brücke versammelten Arbeitermenge entgegen.

Vor ihr trennte sich ihr Offizier, der voranritt und mit donnernder Stimme die Arbeiter aufforderte, auseinanderzugehen. Hierauf schritten einige Arbeiter aus der Menge, entblößten ihre Häupter und wandten sich grüßend an den Offizier: ‚Euer Wohlgeboren! Wir sind hierher zum Zaren, wie zu unserem leiblichen Vater gekommen, um ihn um Hilfe anzuflehen, und ihm unsere Petition zu Füßen zu legen. Weiß Gott, wir beabsichtigen nichts Schlechtes. Wir sind mit unseren Frauen und Kindern gekommen!‘ Sie wiesen dabei auf die hinter ihnen stehende Masse, in welcher sich tatsächlich viele Frauen und Kinder befanden.

Abermals wiederholte der Offizier den strengen Befehl, auseinanderzugehen.

‚Wir können nicht von dannen gehen, ohne unsere Bitte um Milde rung der Not und des Elends unserem Väterchen Zar unterbreitet zu haben, denn wir nahmen uns darauf gegenseitig das Versprechen ab‘ — erwiderten demütig, jedoch entschlossen, die Arbeiter.

Der Offizier gab das Signal zum Angriff.

‚So möge er uns denn schlagen, wir aber gehen trotzdem zu Väterchen!‘ schrien ihrerseits die Arbeiter.

Und wiederum wurde ins Horn geblasen.

Mit gezückten, hoch in der Luft blinkenden Säbeln galoppierten die Soldaten direkt auf die Menge los.

Alle wichen zurück und drängten sich ans Gitter. Allein niemand entfloß. Die vorderen Reihen beugten demütig die Häupter, einige ließen sich auf die Knie nieder; unter den letzteren befand sich eine Frau mit einem Säugling auf dem Arme.

‚So mag er uns denn schlagen, wenn er das Kreuz verspottet!‘ — vernahm man eine Frauenstimme — ‚wir aber erreichen trotzdem unser Väterchen.‘

Da sprengten mit einemmal im scharfen Galopp die Pferde an die Menge heran und blieben wie angewurzelt am Orte.

Die Soldaten konnten sich keineswegs entschließen, auf die demütig gebeugten Häupter der Arbeiter dreinzuschlagen; die Schwerter blieben in der Luft. ‚Wir sind doch in der That keine Henker, daß wir wehrlose Menschen morden sollen‘ — dachten wahrscheinlich die Soldaten.

Und man fühlte es förmlich, daß niemand von ihnen das Herz hatte, diesen Wehrlosen und Unschuldigen ein Leid zuzufügen.

Im Gewühl blieb plötzlich mein Blick an dem Haupt eines Greises haften, dessen Hals lang hervorgestreckt war und die Adern sich auf ihm wie Strähnen abhoben. Er stützte sich auf die Knie eines vor ihm stehenden jungen Arbeiters; das Gesicht konnte ich nicht sehen. Ich sah nur einen langen, dünnen Hals, welcher aus einer braunen gestrickten Jacke hervorragte. Auf der ganzen Linie des Halses konnte man ein Leben voll Not, Kummer und Elend lesen.

Zusammen mit anderen harrte der Greis.

Eine Totenstille herrschte auf dem Platze.

Alle erwarteten einen großen Moment. Das Gute schien das Böse überwunden zu haben. Doch da geschah etwas Wildes, Grauerregendes, Scheußliches . . .

Der Offizier schwang den Säbel und . . . hieb auf den langen, dünnen, demütig nach vorne gebeugten Hals des Alten ein. Der Greis schwankte und stürzte blutüberströmt zusammen. Er stieß mit dem Kopfe an die Erde, und ich sah, wie der weiße Schnee sich von seinem Blute rot färbte.

Dieses hier diente als Signal. Die Soldaten begannen sofort die Säbel nach rechts und links zu schwingen. Die vorderen Reihen fielen, darunter auch die Frau mit dem Säugling. Die übrigen an das Gitter Gedrückten wußten in ihrer wahnsinnigen Angst nicht, wohin fliehen. Viele stürzten sich in die ‚Moika‘, und man sah sie am Eise zerschellen.

Ihnen nach jagte mit gezückten Säbeln die vertierte Horde. Auf diese Seite wurde auch ich mit hingerrissen. Ich hatte einen langen Pelz an und schritt langsam, mit der Linken die Augen bedeckend, einher. Etwa zehn Schritte vor mir gewahrte ich auf dem Trottoir eine Frau. Sie hatte mit beiden Händen das Gesicht bedeckt und schluchzte hysterisch.

Der ganze Haufe befand sich weit voraus; ihm nach jagten die blutdürstigen finsternen Schergen. Verzweifelt Schreien und Schwertergellir schmolzen ineinander und erhoben sich gen Himmel . . .

Da vernahm ich plötzlich hinter mir den Trab eines einzelnen Pferdes. Ein wuchtiger Säbelhieb über den Rücken streckte mich fast zu Boden. Ich blickte mich um. Links zu meiner Seite befand sich derselbe Offizier, der als erster dem Alten über den langen, mageren Hals den Streich versetzt hatte.

Er hatte ein wildes, grausames Gesicht, das von nervöser Vertiertheit schwarz und rot unterlaufen war. ‚Pack dich Sch . . ., wenn man dir befiehlt!‘ Heiser stieß er diese Worte hervor. Ich sagte ihm nur: ‚Henter!‘ — Und wiederum erhob er das Schwert, wollte es auf mich niedersausen lassen, stieß sich jedoch an der Wand — das Pferd erschrak und trug aus. Doch was war das? Er hieb auf die mir vorangehende weinende Frau ein. Diese brach am Haupte verwundet zusammen.

So begegneten die treuen, ergebenen Diener des Zaren dem Volke, als es zu ihm kommen und ihm sein Leid und Elend klagen wollte.

Ich habe im Leben viel Schweres, ja sogar Schreckliches mit angesehen und durchlebt. Noch nie aber habe ich ein solch schreckliches Gefühl von Ekel und Abscheu empfunden, wie bei dem Anblick dieses unbarmherzigen Niedermehelns unglücklicher, wehrloser, hört ihr, wehr—lo—ser Menschen . . . Und wofür? Dafür wohl, daß sie naiv und vertrauensvoll mit ihrer Bitte und ihrem Leide zum ‚Väterchen‘ Zaren gingen? . . .

Wir waren zum Kaiser gegangen, wurden aber mit Kugeltregen und Säbelhieben empfangen. Für uns existiert folglich kein Zar mehr! — schrien an diesem blutigen Tage die Arbeiter auf dem Wege nach ihren Wohnungen. Ja, an diesem Tage haben die Verbrecher der Macht den ersten Grundstein zur Volksrevolution gesetzt. An diesem blutigen Tage merzten sie den letzten Glauben an sie im Herzen des Volkes aus . . .“

Soll — darf dem noch was hinzugefügt werden? Ich kann's nicht.

* * *

Was hat Europa, was haben wir vom neuen Rußland zu erwarten? Ich glaube, man gibt sich darüber bei uns in mehr als einer Hinsicht gefährlichen Selbsttäuschungen hin. In gewissen liberalen, in allen sozialdemokratischen Blättern stößt man auf eine erstaunlich optimistische, um nicht zu sagen leichtfertige Auffassung dieser Frage. Für die einen ist der „Koloß auf tönernen Füßen“ bereits endgültig und unwiderruflich „zusammengestürzt“, die andern erwarten von einem „liberalen“ Rußland eine Ära allgemeiner Freiheit, Menschenliebe, Völkerverbrüderung. Ja, wenn die Slawen „kosmopolitische“ (d. h. schlappe) Deutsche wären!

„Das große Reich“, so führt B. Molden in einem außerordentlich verständigen Aufsatz der „Österreichischen Rundschau“ aus, „ist ins Wanken geraten. Niemand aber, der die Verhältnisse auch nur einigermaßen unvoreingenommen beurteilt, wird glauben, daß es nun auseinanderfallen oder seine Großmachtbedeutung verlieren werde. Fünfundfünfzig Millionen Großrussen und, mit ihnen durch Glaubensgleichheit und engste Sprach- und Stammverwandtschaft vereinigt, fünfundzwanzig Millionen Kleinrussen, das ist eine Potenz, die in Europa immer ein Gewicht ersten Ranges bilden wird und die sich auch durch eine Katastrophe nicht wegschaffen läßt. Wohl aber ist es noch ungewiß, in welchem Sinne diese Potenz wirken wird. Eine ungeheure Masse, die das Gleichgewicht verloren hat, ist immer etwas Furchtbares; sie kann freilich, ohne Anheil nach außen angerichtet zu haben, allmählich zur Ruhe zurückkehren; sie kann aber auch, der Schwere folgend, niederstürzen auf diesen oder jenen Nachbar, sich selbst zum Anheil, den Starken zum Schrecken, die Schwachen zermalmend. Die großen Umwälzungen sind bisher meistens Anlässe zu Kriegen geworden. Ein Volk, das eine Revolution durchmacht, gleicht einem Berauschten, dessen Wege, Stimmungen und Ausbrüche sich nicht vorausberechnen lassen . . .“

„Welche führenden Gedanken werden einander gegenüberstehen, wenn das russische Volk zu Worte kommt? Wir nennen zuerst den liberalen, der den Staat nach dem Muster Europas ausbauen will und der vor allem nachzuholen hätte, was der Absolutismus in der Erfüllung von Kulturpflichten versäumt hat. Neben ihm und lauter als er wird sich der sozialistische vernehmen lassen, für den die Massen in den großen Städten der Westprovinzen gewonnen sind und der sich in Polen mit dem national-polnischen vermischt. In Zentralrußland will er sich mit dem bäuerlich-kollektivistischen verbinden, der eine Macht ist, aber eine reaktionäre Macht, denn der Bauer steht allen höheren Interessen stumpf gegenüber und geistig fühlt er sich am nächsten dem orthodoxen Despotismus verwandt. Natürlich ist die Allianz mit der Sozialdemokratie ist ihm daher die Allianz mit jenem Zuge in der Bauernschaft, der einfach die Vermehrung des bäuerlichen Privateigentums (oder wo es noch nicht besteht, seine Schaffung und Vermehrung) auf Kosten der großen Grundherren anstrebt. Die Hilfe der Bauern, die die Hauptmasse der Armee stellen, wird die Reaktionspartei suchen, die jetzt den Pöbel der südrussischen Städte für sich arbeiten läßt, wo das Judentum — das in Zentralrußland fehlt — als rotes Tuch und als Beuteobjekt verwendet wird. Als rotes Tuch werden der reaktionären Partei auch die Selbständigkeitsbestrebungen der Polen, Finnländer und Kaukasier dienen; gegen sie wird zum Kampfe aufgerufen werden im Namen der Rechtgläubigkeit und des heiligen Rußland. Diesem Nationalrussentum im engeren Sinne wird der Slavophilismus gegenübergestellt werden, für den die Demokraten ebenso empfänglich sind wie die Reaktionäre. Den Slavophilismus auszunutzen werden die Polen, wenn sie in Rußland freiere Hand gewinnen sollten, höchstwahrscheinlich bestrebt sein; denn ihre leitende politische Leidenschaft ist weit mehr als die Feindschaft gegen Rußland der Deutschenhaß . . .

„Die russische Revolution ist die Entfesselung der Kraft des Slawentums. Darüber darf man sich aber nicht täuschen, daß das Slawentum vor allem deutschfeindlich ist. Wo der Slawe neben dem Deutschen wohnt, ist er jahrhundertlang von ihm beherrscht worden, und wo, wie in Rußland, der Deutsche nur als Kolonist lebt, hat er sich durch Zähigkeit, Fleiß und Unternehmungsggeist über ihn emporgeschwungen, durch pedantische Genauigkeit ihn über sich lachen gemacht. Man braucht nur zu lesen, wie Tolstoj in seinen Romanen den Deutschen hinzustellen pflegt, um zu wissen, daß der echte Russe diesen ihm überlegenen Fremdling zugleich fürchtet und geringschätzt, während er den Franzosen zwar belächelt, aber liebt, und zum Engländer, der ihm als eine geschlossene Persönlichkeit von aristokratischer Lebensweise entgegentritt, als zum eigentlichen Repräsentanten der westeuropäischen Zivilisation hinauffieht. Deutsches Wesen ist überall nur den Freunden hoher geistiger Arbeit sympathisch; dem Russen leichtlebiger Art ist es zu schwer, dem Russen mystischer Art zu verständlich, dem Demokraten ist Deutschland zu militärisch und zu konservativ, dem Konservativen ver-

lebend durch seine Macht, dem Weltpolitiker lästig durch seinen Ehrgeiz, nun auch im Orient eine Rolle zu spielen. Ein vollstümlich regiertes Rußland wird eine starke Neigung zu einer deutschfeindlichen Politik haben und freudig mit England und einem nationalistisch gesinnten Frankreich an der Umspannung des Deutschen Reiches arbeiten. Mehr noch als bisher wird Deutschland eingeengt werden, und je mehr es sich gegen diese Einengung sträuben wird, die für ein kräftiges Sechzigmillionenvolk atembeklemmend ist, desto mehr wird es Mißtrauen erregen. Deutschland hat keinen Grund, gegen Rußland, Frankreich oder England Krieg führen zu wollen. Es würde weder in Rußland noch in Frankreich einen haltbaren Siegespreis finden — Eroberung französischer Kolonien würde ihm England unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gestatten — und gegen England würde es aller Voraussicht nach unterliegen. Man wird Deutschland aber mit dem Mißtrauen verfolgen, daß es neue überseeische Eroberungen beabsichtige, wenn nicht gar, daß es Oesterreich zu beerben trachte, was Panflawisten, Chauvinisten und Singos ihm schon seit langem nachrufen. War Deutschland zur Zeit Bismarcks vorwiegend unbeliebt, so ist es jetzt, ausgenommen vielleicht in Frankreich, wo sich in der jüngeren Generation ein Zug von Sympathie für den Nachbar herauszubilden begonnen hat, noch unbeliebter. Daß in Berlin zuweilen auch Taktfehler begangen worden sind, kann nicht geleugnet werden. Von Hassern oder Neidern umstellt, dabei auf scharfes Konkurririen in der Welt angewiesen, sucht Deutschland Haß und Neid und Gegnerschaft bald durch Liebenswürdigkeit zu entwaffnen, bald durch Anschlagen an Panzer und Schwert zu entmutigen, und beides nimmt man übel auf, ob nun der Kaiser in seiner raschen und volltönenden Weise oder der Reichskanzler in seiner geistreich-glattem hervortritt. Wie hat sich die deutsche Regierung bemüht, der russischen gefällig zu sein, auch in Polizeianglegenheiten! Freilich hat sie noch rechtzeitig eine verfassungsmäßige Regierungsform für empfehlenswert erklärt, ein Zeichen von Einsicht; ob dies aber die Gesinnungen der Demokraten ändern wird, ist zweifelhaft.

„Es ist selbstverständlich, daß auch ein sehr deutschfeindliches Rußland nicht ohne jede Ursache über Deutschland oder gar Oesterreich-Ungarn herfallen wird, und ebenso wird auch ein noch so revolutionäres Rußland nicht, wie einst das revolutionäre Frankreich von Oesterreich und Preußen mit militärischer Exekution bedroht werden. Trotzdem ist die Möglichkeit eines Zusammenstoßes, die seit 1888 beseitigt war, durch die Umwälzung, der wir jetzt beizohnen, wieder zurückgebracht. Wir haben für die nächsten Jahrzehnte nicht etwa mit einem, ruhig seinem inneren freiheitlichen und kulturellen Ausbau lebenden Rußland zu rechnen, das an Stelle des absolutistischen treten würde, mit dem wir bisher rechnen mußten und das immerhin eine bekannte Größe war; sondern unser Nachbarreich wird in dieser Epoche voraussichtlich zwischen Revolution, Reaktion und Erholungspausen schwanken, wofür die gegenwärtigen Ereignisse, die greuelvollen Kämpfe zwischen den

Anhängern des Neuen und des Alten, ein kurz zusammengedrängtes Vorbild sind. Dadurch wird eine Störung des internationalen Lebens schon darum herbeigeführt, weil der diplomatische Verkehr, wenn er sich in nützlicher Weise vollziehen soll, eine gewisse Stetigkeit in den Personen und Tendenzen des Staates, mit dem er gepflogen wird, voraussetzt. Die Diplomatie ist die Kunst, die eigenen Interessen durch eine friedliche und womöglich freundschaftliche Auseinandersetzung mit den Interessen oder Auffassungen des andern Teils zu wahren; wenn der andere Teil in seinen Auffassungen fortwährend wechselt und von seinen Interessen bald dieses und bald jenes in den Vordergrund schiebt, so ist die Arbeit des Diplomaten ungemein erschwert . . .

„Für den Augenblick freilich ist das große Reich vollständig zerrüttet, und wenn die Dinge so fortgehen wie bisher, so gehört ein nationaler Aufstand in Polen durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten. Blutige Repression würde ihm folgen und eine um so furchtbarere Reaktion, als die nationalrussische Demokratie als mitschuldig angeklagt würde. Es wird noch lange währen, ehe der Fortschrittsgedanke endgültig siegt und das erneuerte Rußland zum Gleichgewicht gelangt . . . Die russische Revolution, die zum ersten Male den Absolutismus zu Fall gebracht hat, eröffnet vollständig neue Perspektiven und birgt vollständig neue Möglichkeiten in sich. Sie kann nicht nur das innere Leben der Völker beeinflussen, sie kann auch auf die Beziehungen der Völker zueinander umgestaltend einwirken. Sie ist eben der gewaltsame Ausbruch des größten slawischen Volkes, eines Achtzigmillionen-Volkes, mit dem das erregbarste und leidenschaftlichste der slawischen Völker, das polnische, staatlich vereinigt ist. Und gleichzeitig wächst auch die Macht des Slawentums bei uns (in Österreich) selbst. Dies wird die nach außen augenfälligste Wirkung der — an sich unbestreitbar sehr zeitgemäßen und nicht mehr abzuweisenden — Einführung des allgemeinen Stimmrechts in Österreich sein, eine Wirkung, aus der die französischen, englischen, russischen und andere Politiker die ihnen passenden Schlußfolgerungen — vielleicht sehr übertriebene Schlußfolgerungen — für die Beurteilung der internationalen Beziehungen ableiten werden. In dem bisherigen Verhältnis des Deutschtums zum Slawentum in ganz Europa war es ein wichtiger Faktor, daß die slawische Volkskraft nicht ganz in dem Maße wirkte, das ihrer Zahl entspricht. Wenn sich dies jetzt allerorten ändert, in der einen und in der andern Weise und zum Teil unter gewaltigen revolutionären Erscheinungen, so hat man es mit einer Verschiebung von historischer Bedeutung zu tun, und viel Vorsicht und Klugheit, viel Wachsamkeit und Kraft wird erforderlich sein, um sich mit dieser Wandlung unter Wahrung aller Interessen in kritischen Zeiten auseinanderzusetzen.“

Was soeben noch den einen als Ausgeburt verbrecherischen Wahnsinns, den andern auch nur als Zukunftstraum gegolten hatte, hier ward's zum Schrecken und Staunen aller Ereignis. Der politische Massenstreik

ist ohne Zweifel die ernsteste Lehre des neuen Rußlands an das alte Europa. Im politisch geschulten England wird er denn auch ohne jede Sentimentalität in seiner praktischen Bedeutung gewürdigt. „Perfeus“, ein Pseudonym, unter dem sich ein hoher Beamter im Ministerium des Äußeren verbergen soll, schreibt darüber im Dezemberheft der „Fortnightly“:

„Der Generalstreik, den die deutschen Sozialdemokraten in den letzten Jahren als die ultima ratio des Proletariats predigten, erschien vielen als eine abstrakte Spekulation, die eher die Satire als die Besorgnis der Hüter der bestehenden Ordnung erregte. In den letzten Tagen des Oktober erwies er sich aber in Rußland bei seiner praktischen Anwendung als ein höchst schicksalvolles und schreckliches Werkzeug in der politischen Agitation. Bis zu jenen Tagen hatte das Wort Gibbons, das hunderttausend disziplinierte und schlagfertige Soldaten hundert Millionen zusammenhangloser Untertanen niederhalten könnten, noch wenig von seiner Gestalt verloren. Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone schienen in Rußland wie in Indien eher die Macht der Zentralgewalt gestärkt zu haben und sie befähigt, ihre Streitkräfte mit größerer Schnelligkeit an wichtigen Punkten zu konzentrieren und die Opposition zu erdrücken. In Rußland aber gelang es einer verhältnismäßig geringen Minderheit, mit einem Schlage die ganze Maschinerie zu paralysieren, von deren Funktion alle Operationen der Regierung abhängen. Die Städte Rußlands sind nur wie Punkte auf der Karte. Aber sie sind Verbindungspunkte — die Schrauben und Ringe, die den ganzen Staatsapparat zusammenhalten. Ohne diese fällt das ganze Gebäude der Bureaucratie auseinander. Der Militarismus kann nicht mobilisiert werden, und es ist fraglich, ob man die Bedürfnisse der Armeekorps befriedigen kann. Aber auch der Druck auf die Streikenden ist scharf und erschöpfend. Wenn ihre Fonds erschöpft sind, müssen sie in die Fabrik zurückkehren oder verhungern. Aber die Intensität ihrer Angriffsattak entriß der Regierung Konzessionen — überhaupt wenn die Regierung von der öffentlichen Meinung nicht unterstützt wird. . . Kurz, der Generalstreik ist offenbar das wichtigste Phänomen seit der französischen Revolution.“

Auch was der alte Revolutionär Fürst Peter Krapotkin zur Psychologie revolutionärer Bewegungen aus eigener Beobachtung niedergelegt hat, werden die Regierenden gut tun, im Auge zu behalten: „Männer von Herz, die nicht nur reden, sondern handeln wollen, reine Charaktere, welche Gefängnis, Verbannung und Tod einem Leben vorziehen, das ihren Grundsätzen widerspricht, kühne Naturen, die wissen, daß man wagen muß, um zu gewinnen, — das sind die verlorenen Posten, die den Kampf eröffnen, lange bevor die Massen reif sind, offen die Fahne der Empörung zu erheben und mit Waffen in der Hand ihr Recht zu suchen. Mitten in dem Klagen, Schwätzen, Erörtern erfolgt durch einen oder mehrere eine auf-rührerische Tat, die die Sehnsucht aller verkörpert. Vielleicht bleibt die Masse zuerst gleichgültig und glaubt den Klugen, welche die Tat verrückt“

finden, aber bald jauchzt sie den ‚Verrückten‘ heimlich zu und tut es ihnen nach. Während die ersten von ihnen die Zuchthäuser füllen, setzen bereits andere ihr Werk fort. Die Kriegserklärungen gegen die herrschende Gesellschaft, die aufrührerischen Taten, die Racheakte vermehren sich. Die allgemeine Aufmerksamkeit wird rege, der neue Gedanke dringt in die Köpfe und gewinnt die Herzen. Eine einzige Tat macht in wenigen Tagen mehr Propaganda als tausend Broschüren. Die Regierung wehrt sich, sie wütet erbarmungslos, aber hierdurch bewirkt sie nur, daß weitere Taten von einem oder mehreren begangen werden, und treibt die Empörer zum Selbdenmut. Eine Tat gebiert die andere. Gegner schließen sich dem Aufruhr an; die Regierung wird uneins; Härte verschärft den Streit; Zugeständnisse kommen zu spät; die Revolution bricht aus.“

Dies ist in der Tat der Verlauf aller revolutionären Kämpfe. Er ist aber nur möglich, wo die regierenden Kreise und herrschenden Klassen die Verblendung so weit treiben, daß sie gegen alle Zeichen der Zeit blind bleiben und ihr Heil einzig und allein in brutaler Unterdrückung, physischer Gewaltanwendung suchen. Es gehört also schon dauernde Knechtung und Herausforderung aller Vernunft- und Rechtsbegriffe dazu. So weit sind wir aber in Deutschland denn doch noch nicht. Das mögen sich die um den wilden Franzl und die blutrünstige Rosa gesagt sein lassen. Aber auch die Scharfmacher, die komödiantenhaftem Gebaren durch weibische Angstmeierei nicht vorhandene Wichtigkeit anwinkeln.

* * *

Auf eine Gefahr, gegen die sich in diesen Zeiten unerhörter Massen schlächtereien, bestialischer Greuel, unsäglicher Leiden jeder von uns wappnen muß, macht die „Ethische Kultur“ aufmerksam: die Gleichgültigkeit gegen Menschenopfer. „Niemanden mag und kann ein Vorwurf gemacht werden. Es ist wahrhaftig so, daß uns bald wie den Kannibalen etwas fehlen wird, wenn wir zum Morgentkaffee nicht unsere kleine Nervenernährung haben. Raum sind die Tausende in Ostasien ganz, ganz still geworden, deren wahnsinniges In-den-Tod-rennen Grausen und Bewunderung erzwang, da reißen wieder die entsetzlichen Bilder entfesselter Tierheit in Südrußland an unseren Nerven. Sechs — vierzig — achthundert — tausend Tote, so und so viel Verwundete; Einzelschilderungen der Greuelzzenen von Mord, Schändung, Folterqualen von jüdischen Frauen und Kindern lassen uns in ohnmächtigem Grimm und hilfloser Empörung zucken. Dazwischen durch tröpfeln die Nachrichten über erschossene und verdurstete Afrikakämpfer und Heretobanden — die Hölle ist los. Man wehrt sich durch Stumpfsinn. Ja, ja doch, es sind alles Menschenkinder; alles solche Leute wie du und ich; sie haben alle Mütter gehabt, die sie mit Schmerzen geboren; und Hoffnung, Stolz und Freude webte und lebte in und um die blühenden Gestalten, deren Reste jetzt in Schmutz und Blutgerinnsel irgendwo zertreten werden — aber, du lieber Himmel, wo soll man nur alle die Mitempfindung her-

nehmen? ... Wo man Holz haut, fallen Späne! ... Ihre Mörder sind ja doch auch Menschenkinder ... Paß schlägt sich, Paß verträgt sich! ...

„Wenn du so weit bist, lieber Leser, dann ist es Zeit, einen Augenblick stille zu stehen und dann langsam weiterzudenken. Bleibst du auf diesem dir angeekelten Gleichgültigkeitsstandpunkt stehen — dann gib nur auch gleich resolut der Moral den Abschied. Man kann ja auch ganz gut ohne sie leben, wenn man nur hübsch bescheiden in Ansprüchen an so etwas wie inneren Frieden und dergleichen dummes Zeug ist. Dann sag dir nur ruhig: ‚So ist die Welt nun einmal; so ist sie immer gewesen, so wird es immer sein. Ich hab' sie nicht geschaffen.‘

„Das sind freilich alles Unwahrheiten, unbewußte, halbbewußte und stramme Lügen. Denn weder war sie immer so, noch wird sie immer so sein (eins folgt auch gar nicht aus dem andern) — und schließlich: du hast sie wirklich geschaffen, mindestens schaffen helfen. An der betrunkenen Bestialität Iwan Iwanowitschs in Odessa und an der tierischen Mordlust des unaussprechlichen Negers am Ovambo bist du, Friedrich Wilhelm Schulze aus Berlin O., allerdings unschuldig. Aber bist du's auch so an der Messerstecherei zwischen Zuhältern gestern abend draußen in Rixdorf? Du warst nicht dabei, ich weiß; du kennst auch weder den Palisadenkarl, noch den Raschemmenfrise — aber vielleicht bist du vor 15—20 Jahren, als die beiden Kerle noch ganz leidlich anständige Jungens waren, an dem Hinterhause vorbeigegangen, wo sie mit Muttern in Schlafstelle lagen, und hast gedacht: ‚Das ist so und war so und wird so bleiben. Arme Leute muß es geben und verwahrloste Kinder. Gott sei Dank, daß meine nicht darunter sind.‘ Hast du? Oder so ähnlich? Dann hast du dies Stückchen Welt mitschaffen helfen draußen in Rixdorf. Oder in Plöhsensee. Am Ende schlingen sich sogar Fäden von dort nach Westafrika oder nach Südrußland. Die Welt ist ja so klein.

„Hab' ich dich aber so weit, dann ist's mit der Gleichgültigkeit aus. Du merkst plötzlich: das muß ja gar nicht alles so sein! Es könnte geändert werden. Man muß nur anfangen. Nur heute nicht mehr in Odessa oder in Windhut, aber in Rixdorf oder in deinem Hinterhause! Dort in Odessa sitzt auch dieser oder jener Kleinbürger bei seinem Tee, der hätte seinerzeit ebenso der heutigen ‚schwarzen Bande' zwei oder mehr saftige Nichtsnutze entziehen können, ohne Revolver und Dynamit. Und ohne den Schnaps, den du fabrizierst oder verkauffst, sähe es wohl auch dort in Afrika anders aus. Da wird es in deinem Kopf plötzlich helle: hier steckt Schuld dahinter. Jahrhunderte, Jahrzehnte alte, Massenschuld, eure, deine, meine Schuld ...“

Das ist alles sehr wahr und schön, aber — das Beispiel kommt von oben. Vom Staat. Für uns Deutsche zumal ist das „Oben“ einfach entscheidend. Wenn die Regierungen der großen Kulturstaaten den Greueln in Rußland oder in der Türkei mit verschränkten Armen zusehen, so dämmert dem einzelnen Bürger erst recht nicht der Gedanke,

daß er auf noch so großen Umwegen irgend etwas zur Linderung beitragen könnte. Auch das soll kein Vorwurf sein. Die Dinge sind, wie sie geworden sind. Wir Lebenden, auch unsere Fürsten und Regierungen nicht, haben uns den Boden aussuchen können, auf dem wir stehen. Wenn wir aber die Dinge, wie sie sind, begreifen und erklären können, so liegen sie darum, daß sie, wie alles in der Welt, ihren Grund haben, um nichts besser. Und all die Greuel und Furchtbarkeiten, die sich auf dem Welttheater abspielen, tragen, weit entfernt, sittlich erziehllich zu wirken, nur dazu bei, das sittliche Gefühl noch mehr abzustumpfen und an eine Gleichgültigkeit zu gewöhnen, vor der die „Ethische Kultur“ als vor einer bloßen Gefahr wohlmeinend warnt. Das Schreckliche wird durch Wiederholung und Dauer nicht etwa noch schrecklicher, es verliert im Gegenteil je länger desto mehr seine Schrecken. Die menschliche Empfindungsfähigkeit hat ihre bestimmte Grenze, über die hinaus es kein mehr, nur ein weniger noch gibt, und am Ende gewöhnt sich der Mensch an alles. So muß der Fluch der bösen Tat fortzeugend Böses gebären und bewegen wir uns ohne Entrinnen in einem unheilvollen Kreise. Das ist im Großen, wie im Kleinen. Wer auch nur alle die täglichen Morde, Selbstmorde, Unglücksfälle usw. in seinem Berliner Blatte liest, wird eines Tages dahin gelangen, sie — nicht mehr zu lesen. Er kann das nötige Mitgefühl schlechterdings nicht mehr aufbringen, kann an all dem Elend und all den Torheiten auch nichts ändern und zieht es daher vor, seine Gemütskraft für Fälle zu schonen und aufzusparen, wo eine praktische Betätigung möglich ist. Sofern er nämlich gesunde Instinkte und gesundes Empfinden hat. Daß dies bei der großen Masse der Zeitungsleser nicht der Fall sein kann, beweist die Gewissenhaftigkeit und Redseligkeit, mit der die Blätter alles Derartige verzeichnen und schildern. Sie würden es nicht tun, wenn die Mehrheit ihrer Leser es nicht verlangte, daß „Geschäft“ es nicht mit sich brächte. Man darf aber dreist behaupten, daß diese Gepflogenheit geradezu suggestiv auf defabente veranlagte Individuen wirkt, verbrecherische und unnatürliche Instinkte weckt und zur Tat reifen läßt, die sonst latent geblieben wären. Die große Zahl der Lysolvergiftungen in Berlin ist z. B. zweifellos zu einem ganz erheblichen Teile eine solche Epidemie. Die armen Opfer meinen schließlich, wenn so viele zu diesem Mittel greifen, könne die Sache nicht gar so schlimm sein, und es lasse sich an Lysol ebenso leicht sterben, wie die gleichgültige Notiz: „An Lysolvergiftung“ usw. in der Zeitung lesen. Ein verhängnisvoller Irrtum, da Lysol kein Nervengift, sondern ein Magengift ist, das einen schrecklichen langsamen Tod durch Verbrennen der Magenwände herbeiführt.

*

*

*

Wer aus der immer subtileren „Differenzierung“ der „Gefühle“ eines modernen Aesthetentums, der abnormen Reizbarkeit und Empfindlichkeit unserer Zeitgenossen, die sich besonders in gewissen lächerlichen Beleidigungsklagen Luft macht, auf eine Verfeinerung und Vertiefung unseres Gemütslebens schließen wollte, würde Krankheit mit Gesundheit verwechseln. In

Wirklichkeit läßt sich eine bedauerliche Abstumpfung des Empfindens nicht verkennen. Außer seinen kleinlich-persönlichen Eitelkeits- und Geschäftsinteressen bringt den deutschen Philister so leicht nichts aus der Fassung. Enthüllung und Bekämpfung von Mißständen, die doch wahrlich geeignet sind, jedem ehrlich und aufrecht Gesinnten die Zornesader schwellen zu lassen, kann allerdings noch sittliche Entrüstung entfesseln. Aber beileibe nicht gegen das gerügte Übel und seine Urheber, sondern gegen den Bertwegenen, der es unternimmt, mit solchen Bagatellen die öffentliche Ruhe zu stören und den biedern Philister jählings aus seinem Verdauungsschlummer zu scheuchen. Wer aber gewohnt ist, Zustände, unter denen andere dauernd leiden müssen, mit dem Gleichmut unverwundlichen Ruhebedürfnisses als selbstverständlich hinzunehmen, den kann solche Gewöhnung schließlich auch tüchtig machen, seinen eigenen Nacken ohne Murren unter jedes Joch zu beugen, wenn es die Weisheit einer hohen Behörde, des Vorgesetzten oder einer anderen „gottgewollten Ordnung“ also erheischen.

Was deutsche Männer jahrelang, ohne mit der Wimper zu zucken, an moralischen und — körperlichen Mißhandlungen und Beleidigungen wie stumme Hunde herunterzuwürgen in stande sind, hat erst kürzlich ein Verfahren vor dem Landgericht zu Stolp, allen wahren Freunden der „Gottesfurcht und frommen Sitte“ zur Erbauung, urbi et orbi demonstrierend. Ich folge einem Berichte der „Deutschen Lehrerzeitung“.

Auf Veranlassung des Konsistoriums der Provinz Pommern war der Redakteur des „Bütower Anzeigers“, Hugo Roehl zu Bütow, angeklagt worden, durch die Artikelreihe: „Ein dunkler Punkt im Stolper Kreise oder ein Pastor, wie er nicht sein darf,“ den Pastor und Lokalschulinspektor Poetter (Sohn des ehemaligen Generalsuperintendenten Pommerns) fortgesetzt öffentlich beleidigt und unwahre Tatsachen über ihn verbreitet zu haben. Sämtliche Artikel, besonders aber die: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, „Die Dienstentlassung des Lehrers Wockenfuß“ und „Das Feingericht“ beziehen sich auf das Verhältnis des Lokalschulinspektors Poetter zu dem 42jährigen Lehrer Wockenfuß.

Wockenfuß, dessen Nervensystem infolge der jahrelangen Aufregung völlig zerrüttet ist, wurde von Poetter dahin gebracht, daß er Selbstmord begehen wollte. In der Klasse vor den Kindern behandelte Poetter den Lehrer wie einen Schulbuben. Am zweiten Osterfeiertage 1902 sang der Lehrer Wockenfuß mit seinen Schülern zu einer Feier auf dem Gute. Bei einem Wortwechsel, der darob zwischen Poetter und Wockenfuß ausbrach, wurde Wockenfuß von dem Pastor zu Boden gestoßen! Allerhand böse Gerüchte wurden in der Gegend über die Wirtin des Pastors verbreitet, die im Dezember 1902 einem Knaben das Leben schenkte. (Kaufmann Poetter, ein Bruder des Pastors, ist, wie dieser in der Verhandlung erklärte, der Vater des Kindes.) Verleumdungen, die darüber von den Leuten eifrig kolportiert wurden, brachte der Pastor in Verbindung mit dem Lehrer Wockenfuß. Kurz nach Weihnachten erschien Poetter im Schul-

hause, ließ den Lehrer, der bereits zur Ruhe gegangen war, in die Schulstube rufen, und hier spielte sich ein Vorgang ab, der jeder Beschreibung spottet. Unter dem Weihnachtsbaum steht Poetter, rechts und links der Tür je ein Mann, vor dem Pastor der Lehrer. Auf dem Tische ein Licht, davor, die Bibel, neben dieser ein Stückchen Papier. Der Pastor beginnt und liest ein langes Kapitel aus der Bibel dem verwunderten Lehrer vor. Dieser fragt nach dem Begehren des Pastors. „Schweigen Sie, es kommt! Sie sind einer von denen wie der Abschaum der Menschheit, der Krupp ums Leben gebracht hat. Sie haben mich beleidigt! Mit diesem Stocke schlage ich dem auf das Lästermaul, der noch einmal so etwas sagt“, und mit drohender Gebärde hebt der Pastor gegen den Lehrer einen Rohrstock. Der Lehrer will das Zimmer verlassen. „Zurück! Diese Männer brachte ich mit mir, um die Tür zu verwahren, bis wir fertig sind!“ donnert Poetter. Nur das Erscheinen der weinenden Lehrersfrau befreite Wodensfuß, der in seinem Zimmer ohnmächtig zusammenbrach. Wodensfuß wurde wegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes von Poetter bei der Regierung angezeigt. Ohne Verhör wurde der Lehrer mit Verweis, Ordnungsstrafe und schließlich mit Entziehung des Züchtigungsrechtes bestraft. Ein Protest des Lehrers blieb ohne Antwort. Trotzdem diesem geraten wurde, Klagen gegen Poetter vorzugehen, tat Wodensfuß es immer noch nicht! Von der Strafkammer zu Stolp wurde Wodensfuß hart bestraft, weil er einem Knaben 4 leichte Hiebe gegeben hatte. Daß ihm das Züchtigungsrecht entzogen war, davon war ihm aber in einer für ihn verbindlichen Form seitens des Lokalschulinspektors Poetter nichts mitgeteilt worden! — Wodensfuß wurde schließlich seines Amtes entsetzt, von der Kanzel verkündete dies Pastor Poetter am Neujahrstage der Gemeindegemeinde!

Alle Lehrer, die mit Poetter amtlich zu tun hatten, wurden von ihm schikaniert, den 70jährigen Lehrer Halpap brachte Poetter aus dem Amte. Er beantragte die Emeritierung des Lehrers, der mit Leib und Seele an der Schule hing, weil er nicht Orgel spielen konnte. Lehrer Bertau in Schojow wurde in einer öffentlichen Sitzung des Raiffeisenvereins von Poetter als „Narr“ bezeichnet. In einer Strafsache, bei der Bertau als Zeuge gegen Poetter auftreten mußte, wurde Bertau von Poetter zu verstehen gegeben, „es mache doch einen schlechten Eindruck, wenn er gegen seinen Vorgesetzten aussage“. Nach der Verhandlung, in der Bertau objektiv seine Aussage machte, sagte Poetter zu Bertau, der sich um die erste Lehrerstelle in Glowiz beworben hatte: „Na, jetzt können Sie doch wohl keinen Anspruch mehr auf die erste Lehrerstelle machen!“ Der Angeredete erwiderte prompt: „Für Ihre Fürsprache danke ich, Herr Pastor!“ Lehrer Bertau bekundet dies unter seinem Eide, Pastor Poetter stellt eidlich diese Vorgänge in Abrede. Eid gegen Eid, dasselbe auch des öftern: hie Pastor,

da Lehrer, hie Graf, da Pastor — Eid gegen Eid. Lehrer Krause hat sich einmal nur mit der Dunggabel Poetters erwehren können. Er war auf Poetter losgegangen und dieser über den Gartenzaun gesprungen, was ihm nur durch seine „langen Beine“ ermöglicht wurde! Chikanierungen im Amte und körperliche Beleidigungen bekunden noch verschiedene Lehrer.

Nach einer sehr eingehenden Beweisaufnahme erkannte der Staatsanwalt an, daß in allen Fällen, wo der „Bütower Anzeiger“ das Verhalten des Pastors zu Lehrer Wodenfuß scharf gegeißelt hatte, der Wahrheitsbeweis völlig geglückt sei. (Die Akten des Lehrers Wodenfuß über seine Dienstentlassung liegen im Ministerium.)

Mit großer Spannung wurden die Aussagen des Patronats herrn, Grafen Schwerin auf Schojow, verfolgt. Dieser gab an, daß er durch Pastor Maibauer zum Duell mit Poetter gefordert worden sei, weil er Poetter der Unwahrheit geziehen hatte. Der Graf übte an der Tätigkeit Poetters eine scharfe Kritik und schilderte auch, wie er selbst durch Poetter aufs unglaublichste beleidigt worden sei. So habe Poetter gesagt, die Schönheit der Kinder des Grafen rühre daher, weil die Gräfin Schwerin von Friedrich Wilhelm II. abstamme!

Der Staatsanwalt hielt den Beweis für erbracht, daß Pastor Poetter durch die Presse beleidigt worden sei. Es müßte ja zugegeben werden, daß Roehl aus sittlich reinen Motiven gehandelt habe, als er sich der Lehrerschaft annahm. Er erkannte an, daß Poetter die Lehrer schwer gekränkt und Wodenfuß einen sehr guten Eindruck gemacht habe; wenn aber Roehl das „kavaliermäßige“ (!) Vorgehen bei der Erledigung des Ehrenhandels zwischen dem Grafen Schwerin und Poetter als eines erwähnt, bei dem die Reitpeitsche hätte sprechen müssen, wenn er das Verhalten Poetters in dem Lehrerause an dem bewußten Weihnachtsabend als eine Szene aus dem Tollhause bezeichnet, so sei dies beleidigend. Beleidigend sei auch der Ausdruck: „Sie können nicht Vorgesetzter von Lehrern sein!“ Poetter sei aus dem Vorwurf, er könne Vater des Kindes sein, rein hervorgegangen. Der Staatsanwalt beantragte 500 Mk. Geldstrafe.

Nach den Reden der beiderseitigen Anwälte und dreistündiger Beratung verkündete der Vorsitzende das Urteil: 500 Mark Geldstrafe oder 50 Tage Gefängnis.

Der Gerichtshof hielt den Wahrheitsbeweis in folgenden Punkten für geführt: Poetter hat den Lehrer Halpap aus dem Lehramt vertrieben, er hat eine „Fertigkeit“ in Lehrerkränkungen, er hat die Unwahrheit gesprochen, er hat leichtfertig und aus Rachsucht Anzeigen gegen den Administrator des Grafen erstattet, er hat sich durch seine Handlungen in Gegensatz zu seinem Eide gestellt. Als nicht bewiesen wurden die sittlichen Verfehlungen angesehen und die Behauptung, daß Poetter Maibauer veranlaßt habe, den Grafen zu fordern.

Auch der Gerichtshof wurde den edeln, selbstlosen Motiven des Angeklagten in vollem Maße gerecht. Daran war ja auch nicht im mindesten zu zweifeln. Hatte sich doch der stramm-konservative Redakteur lange genug gesträubt, die Sache an die große Glocke zu hängen. Nur die Erwägung, daß sich andernfalls die „rote Presse“ ihrer bemächtigen und sie gar auf den ehrbaren Pastorenstand verallgemeinern würde, bewog ihn endlich, nachdem er noch auf das gewissenhafteste Erkundigungen eingezogen hatte, das zu tun, was er als rechtschaffener Mann und Publizist für seine Pflicht halten mußte. Auch von anderen Seiten war er bestürmt worden, sich doch der Lehrer, ihrer Familien, ja der ganzen beunruhigten Gegend anzunehmen. Nicht leicht muß ihm der Entschluß geworden sein, da er doch Gefahr lief, gerade in den Kreisen, in denen sein Blatt gelesen wurde, auf das schwerste anzustoßen. Um so rühmlicher sein Vorgehen, und nicht nur seines, sondern auch des Grafen Schwerin und mehrerer seiner Standesgenossen, die dem wackeren Manne tatkräftig zur Seite standen. Sind es aber nicht unwürdige Zustände, wenn eine Handlungsweise, die der Beifall der Besten, die wärmste Sympathie unseres noch gesund gebliebenen Volkes begleiten, bestraft wird und — das Schlimmste — nach geltender Rechtsprechung bestraft werden muß?

Die Teilnahme der bei der Verhandlung Anwesenden äußerte sich in einer geradezu ergreifenden Szene, als die Frau des nach einem wahren Martyrium noch aus Amt und Brot gebrachten Lehrers Wodensfuß vernommen wurde. Eine gebrochene 44-jährige Frau. Mit tränenerstickter Stimme entwirft sie ein herzbrechendes Bild von den Leiden, die sie unter Pastor Poetter zu erdulden hatten. Ihr Mann kann es nicht mehr mit anhören und verläßt laut aufstöhnend den Saal. — Kein Auge im ganzen Saale bleibt trocken, der Angeklagte weint, die Berichterstatter weinen, lautes Schluchzen läßt sich im Zuhörerraume vernehmen. Eine lähmende Pause, — mancher der gestrengen Herren wird bleich — nur Pastor Poetter in eleganten Lackstiefeln lehnt sich gleichgültig lächelnd in seiner Bank zurück und wirft der Frau noch „Phantasie“ vor!

In welcher „Furcht des Herrn“ Pastor Poetter seine „Untergebenen“ zu erhalten wußte, auch darauf warf die Verhandlung mehrfach grelle Schlaglichter. Der Vorsitzende fragt einen Zeugen, der ungünstig für Poetter aussagt: „Warum blieben Sie denn unter diesen Umständen längere Zeit bei dem Pfarrer als Tischgast?“ Der Zeuge zögernd: Weil Poetter sein Vorgesetzter gewesen sei. Angeklagter Köhl: „Ich glaube, ich kann das aufklären — aus Angst. Alle Lehrer hatten Angst vor Herrn Poetter.“ Vorsitzender: „Ist das wahr? Hatten Sie Angst?“ Zeuge: „Ja, es ist so!“ Graf Schwerin vortretend: „Das ist richtig. Ich kann es bestätigen, daß unter den Lehrern eine fliehende Angst vor Poetter war, auch unter den Lehrerfrauen. Sonst wurde mir von den Patronatskindern in jedem Jahr zum Geburtstag ein Ständchen gebracht. Später ist es unterblieben. Der Lehrer Vertau kam zu mir und

sagte: Herr Graf, nehmen Sie es mir nicht übel, ich wage es nicht. Der Ausdruck Schreckensregiment war, darüber sind wir alle einig, am Platze."

Wie war das nun alles möglich? Dem in die Verhältnisse nicht Eingeweihten ist es einfach unverständlich. Aber die „Pädagogische Zeitung“ weiß auch darauf Bescheid.

„Der Fall Poetter ist typisch für die unbegrenzte Macht, die den Schulinspektoren in die Hand gegeben ist. Ein Mann, der sich Dinge erlauben darf, wie sie uns hier berichtet werden, muß die Gewißheit haben, daß ihm nichts geschehen kann, mag er auch tun, was er will. Nur wenn der Schulinspektor die Gewißheit hat, daß er auf jeden Fall recht bekommt, auch wenn sich der Lehrer beschwert, kann er sich dergleichen erlauben . . . Es handelt sich hier . . . um das Beschwerdev erfahren. Wenn sich ein Lehrer über einen Vorgesetzten beschwert, hat die Behörde gar nicht die Pflicht, nach der Vernehmung des Vorgesetzten den Lehrer noch einmal zu hören, und wenn sich ein Vorgesetzter über den Lehrer beschwert, hat sie ebensowenig die Pflicht, den angeklagten Lehrer und etwaige Zeugen zu hören. Sie kann nach den parteiischen Angaben des Vorgesetzten im Interesse der Disziplin entscheiden, und keine Verordnung, kein Gesetz steht dem entgegen. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen, es gibt auch Behörden und Vorgesetzte, die auch ohne gesetzlichen Zwang das Für oder Wider zu ergründen suchen; aber solche Fälle bringen nur sehr, sehr selten an unser Ohr, die Ausnahme bestätigt auch hier die Regel. Das Unrecht bei der Behandlung der Beschwerdefachen wird dadurch besonders in grelles Licht gerückt, daß sich ja die Konflikte zwischen Schulinspektor und Lehrer in den meisten Fällen unter vier Augen abspielen. Was haben die Lehrer in Stolz durch ihre eibliche Ausfagen da alles ans Licht gebracht! Und der Schulinspektor! Er kann sich nicht besinnen, oder er gibt harmlose Erklärungen, wie die, daß er den Lehrer aus Freundschaft vor die Brust gestoßen habe! Und die beleidigenden Worte gegen die Lehrer, von denen der Prozeß eine schöne Blütenlese gibt! Wehe dem Lehrer, der sich dagegen verantworten wollte . . .“

Aber auch was Otto Pautsch in demselben Blatte sagt, durfte nicht ungesprochen bleiben. Und ich drücke ihm für seine tapferen Worte die Hand: „Wahrlich, mich packt der teutonische Zorn. Ich habe Mitleid mit den Lehrern, die sich mit der Poetterschen ‚Virtuosität‘ teilweise in stiller Duldung traktieren ließen, aber Hochachtung können sie nicht verlangen. So werden 99 v. H. und mehr meiner Kollegen denken. Seine Mannesehre hat man bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, und siehe man auch in der Raffabei. Ich beurteile die Dinge nicht vom Standpunkte des Großstädters aus. Als junger Lehrer habe ich in demselben Hinterpommern unter geistlichem Regiment gefessen und in amtlichen Konferenzen manchen Strauß mit der Theologie gehabt oder mit angesehen. Gefunden habe ich

immer, daß die Manneswürde, die man sich selber gibt, auch von den schärfsten Vorgesetzten bald respektiert wird."

Daß solche Worte in dem Hauptorgan des Deutschen Lehrervereins stehen, daß sie im Namen von 99 Prozent der Kollegenschaft gesprochen werden durften, macht dem deutschen Lehrstande alle Ehre. Noch mehr: es erweckt die Hoffnung, daß dieser Stand es nicht bei der Erkenntnis seiner pädagogischen Bedeutung für Volk und Vaterland bewenden lassen, sondern sich auch der eigenen sozialen und politischen Kraft bewußt werden wird. Geschenkt wird einem heute so leicht nicht was, zu den bloß artigen Kindern kommt die Kompottschüssel allermeist zuletzt, wenn sie — überhaupt kommt. Will die deutsche Lehrerschaft auch nur das Notwendige, in der Vernunft und den Menschenrechten Begründete erreichen, so wird sie noch manchen Kampf, manches Opfer auf sich nehmen müssen.

Ein niederrheinisches Blatt wußte vor einiger Zeit zu berichten, es sei früher der Versuch gemacht worden, den Kaiser gegen die Volksschullehrer einzunehmen, indem man diese in ihrer Gesamtheit als eine demokratische Gesellschaft hingestellt habe. „Den Versuch“, so wird die „Frankfurter Zeitung“ aus pädagogischen Kreisen unterrichtet, „hat man wohl gemacht in den Tagen, als das Ministerium Zedlitz-Trübschler mit jenem Entwurf vorging, der durch ein kaiserliches Machtwort nach heftigen Kämpfen in der Versenkung verschwand. Wir wären in der Lage, an der Hand einschlägiger Briefe Genaueres über das damalige Spiel hinter den Kulissen mitzuteilen, unterdrücken aber diese Regungen aus naheliegenden Gründen und erwähnen heute nur, daß der Kaiser keineswegs abgeneigt war, die kirchliche Herrschaft über die Schule zu sanktionieren. Wenn er diesen Schritt nicht tat, so bewogen ihn dazu Rücksichten, die weder mit der Schule noch mit der Kirche etwas zu schaffen hatten, wenigstens nicht direkt. Empört war der Kaiser über die Art und Weise, wie man ihn hinsichtlich der Stimmung des Volkes gegenüber der Zedlitzschen Schulpolitik getäuscht hatte. Trotzdem bot der Kaiser alles auf, den Minister auf dem bisherigen Posten festzuhalten. Zedlitz fühlte sich aber persönlich gekränkt und ging, dem Monarchen das Versprechen hinterlassend, seine Gaben in einem anderen Amte betätigen zu wollen. Der springende Punkt in obigem Konflikt ist für uns der, daß die vom Minister bewiesene reaktionäre Gesinnung dem Kaiser durchaus kein Grund zur Entlassung seines Ratgebers war. Das weiß Minister Studt, dieser Mann, der den Ausspruch tat, als positiver Christ werde er nie in die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht willigen. Rückschrittlicher noch als sein Chef ist der Ministerialdirektor Schwarzkopff, dieses getreue Gegenbild eines Rügler. Studt und Schwarzkopff haben nicht im mindesten zu fürchten, der Schulantrag könne ihnen zum Stein werden, über den sie beide stolpern und hinstürzen würden. Es ist den unverantwortlichen Ratgebern gelungen, dem Kaiser die Meinung zu suggerieren, der ganze Sturm um das Zedlitzsche Schulgesetz sei nichts als eine künstliche Mache der bösen

Liberalen gewesen. Der Monarch steht dem Schulkompromiß sympathisch gegenüber. So sehr er auch über den Parteien steht: in der Schulpolitik verleugnet er seine konservative Gesinnung nicht im geringsten. Es wurde seinerzeit behauptet, infolge der Eroberung des Kaiserpreises durch den Berliner Lehrgesangverein müsse der Kaiser von den Leistungen der Volksschullehrer eine hohe Meinung bekommen haben. Man schätze doch diesen Sieg der Lehrer auf dem Frankfurter Gesangswettstreit nicht zu hoch ein, auch nicht die Tatsache, daß es den Berliner Lehrern vergönnt war, vor dem Kaiserpaar im Schlosse zu singen. Man erhoffe in dieser Beziehung nichts für eine Bessergestaltung der Beziehungen des Kaisers zur Volksschule, dann wird man auch nicht enttäuscht. Der Monarch sah in der Lehrerschaft lediglich Sänger der Reichshauptstadt Berlin, und der Lehrgesangverein kann versichert sein, daß es ihm, falls er beim nächsten Wettlingen um die goldene Kette gebracht werden sollte, nicht besser ergeht als dem Hannoverischen oder Röllnischen Männergesangverein. Ersterer wird nicht mehr nach Berlin befohlen und letzterer wird von Günstbezeugungen nicht erdrückt. Auch von dem Recht des einjährig-freiwilligen Dienstes der Volksschullehrer hat man allerlei Gutes erwartet, obgleich die Kabinettsorder nichts weniger als schmeichelhaft war, als sie die Hoffnung hegte, dieses den Volksschullehrern verliehene Recht werde dazu beitragen, das Material an Unteroffizieren wesentlich aufzubessern. Ein kalter Strahl! Wo blieb der Reserveoffizier? Wer die durch den Kabinettsrat erteilten Antworttelegramme des Kaisers auf die Begrüßungen der 100 000 Volksschullehrer vertretenden deutschen Lehrerversammlungen aufmerksam liest, dem fällt die Kälte der kurzen Rundgebungen im Vergleich zu den persönlich abgefaßten Telegrammen an Alldeutsche, Flottenvereine u. a. auf. Verfasser dieser Zeilen war seinerzeit Zeuge, wie der Kaiser längere Zeit hindurch in lebhafter Weise mit einem Volksschullehrer sich unterhielt, der tags vorher mit dem Kronenorden 4. Klasse bedacht worden war. Wir dachten, dort sei von der Volksschule die Rede. Nachher erfuhren wir, daß ihrer mit keiner Silbe Erwähnung getan wurde. Der Lehrer war Verwalter einer Schenkung, die von Friedrich Wilhelm IV. herrührte. Nach dem Schicksal dieser Schenkung hatte sich der Kaiser eingehend erkundigt. Besonders empfindliche Seelen glauben ein Interesse für die Volksschule darin zu sehen, daß der Kaiser bei großen Paraden ein Aussetzen des Unterrichts befiehlt. Dieses Interesse gilt nicht der Volksschule an sich, sondern den zukünftigen Soldaten, und so sind lediglich militärische Gesichtspunkte für die übrigens unpädagogische Gepflogenheit maßgebend.“

Darnach werden sich die Volksschullehrer vorläufig noch mit dem Sprüchlein trösten müssen: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

... Die Rechtswohltat aus § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) durfte dem Angeklagten Röhl nicht zugbilligt werden. Hatte er

doch nicht aus persönlichem, sondern aus altruistischem, nicht aus materiellem, sondern aus idealem Interesse gehandelt. Ideale Interessen erkennt aber die deutsche Rechtsprechung nicht als berechtigte an. Berechtigt im Sinne dieses Paragraphen sind für die Rechtsprechung des Volkes der Denker und Dichter, der Kant und Schiller, nureigennützigere Interessen. Hätte der Angeklagte nachweisen können, daß er persönlich und geschäftlich an dem Handel interessiert gewesen sei, daß die Rücksicht auf seinen Profit, sein Abonnement- und Inserentengeschäft ihm die Feder in die Hand gedrückt habe, so hätte ihm die Wohlthat des § 193 zuerkannt werden müssen. Ja er durfte sich noch schärfere formelle Beleidigungen gegen Pastor Doetter erlauben, wenn er dabei auch nur ein berechtigtes Interesse von sagen wir 50 Reichspfennig vertrat. Nun konnte ihm aber unglücklicherweise das Gegenteil nachgewiesen werden, daß ihn nämlich ausschließlich uneigennützigere, altruistische und öffentliche Interessen geleitet hatten, daß er seine persönlichen und geschäftlichen Interessen durch sein Vorgehen eher schädigte als förderte. Und ein Mann, der solche Sünden gegen den heiligen Geist des Gesetzes begeht, der so wenig Verständnis für die sittlich-erziehlischen Tendenzen der Rechtsprechung hat, der hätte wohl Anspruch auf irgend welche Wohlthaten dieses Gesetzes?

Kann sich die geltende Rechtsprechung in einen noch schärferen Gegensatz zu dem natürlichen Rechts- und Moralempfinden des Volkes stellen? Muß eine solche Rechtsprechung, da sie doch im Namen des Königs von der Obrigkeit ausgeübt wird, nicht geradezu entfittlichend wirken? Kirche und Schule lehren: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Derselbe Staat aber, der diese Lehren durch seine Diener verkünden läßt, sagt in seiner Rechtsprechung: Wehe dir, wenn du für deinen Nächsten eintrittst, ohne daß es dir selbst schmutzigen Vorteil bringt. Vertrittst du aber ein noch so schätziges materielles Interesse, dann kannst du deinem Gegner dreist ein böses Wort zuviel sagen, denn dann vertrittst du das einzig wahre und berechtigte Interesse, ich habe Wohlgefallen an dir und halte meine schützende Hand über dir.

Wenn endlich die staatliche Rechtsprechung die Wahrnehmung öffentlicher Interessen für nicht berechtigt erklärt, so ist das ein so kompletter Nonsens, daß man einfach nicht daran glauben möchte, wenn's eben nicht altgewohnte Tatsache wäre, an der sich Vernunft und Logik längst den Kopf eingerannt haben. Nur völlige Abstumpfung der Rechtsbegriffe und des Rechtsempfindens kann einen derartigen Zustand in Permanenz erklären und gelassen hinnehmen. Wenn der Staat öffentliche Interessen für nicht berechtigte erklärt, so leugnet er einfach seine eigene Existenzberechtigung, denn der Staat ist der Inbegriff und Sachwalter des öffentlichen Interesses. Ein öffentliches Interesse ist allemal ein staatliches Interesse, die Wahrnehmung dieses Interesses aber, erklärt derselbe Staat, ist unberechtigt! Und nun gar die Wahrnehmung durch die Presse, deren einziger anerkannter und ethischer Beruf die Vertretung öffentlicher Inter-

essen ist und nur sein kann. Wer der Presse diesen Beruf absprechen will, muß sie folgerichtig auf das Niveau des ganz gemeinen, von keinem höheren Gesichtspunkte als dem Gelderwerb geleiteten Geschäftsbetriebes heruntersdrücken oder aber — ganz verbieten. Diese Wahl steht ihm frei, ein drittes gibt's ohne logisches Salto mortale nicht.

Ohne diese Kunst, ohne langjährige Übung und äußerste Geschicklichkeit in solchen Kopfsprüngen wird der „Laie“ aber auch sonst vielfach verzweifelt vor den Problemen verstummen, die geltende Rechtsprechung seinem armen, allerdings gänzlich unmaßgeblichen Denkvermögen aufgibt. Vor dem Schöffengericht I zu Berlin waren der Kaufmann Wilhelm Geisbach, dessen Frau Ida G. und die Kaufmannsfrau Gertrud Lemkert wegen so fürchterlicher Vergehen angeklagt, daß man kaum begreifen kann, wie notorisch friedliche Leute sich dergleichen konnten zuschulden kommen lassen. Beleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, ja sogar versuchte Gefangenenbefreiung wurde ihnen zur Last gelegt. Das letzte — man denke! — ausgerechnet den Frauen!

Am 28. Juli 1905 waren die Eheleute Geisbach zum Besuch bei ihrem Schwager Lemkert. Gegen ein Uhr nachts ging die Gesellschaft auseinander. Die Lemkertschen Eheleute wollten noch ihren Hund auf der Straße umherführen. Ein angetrunkener Passant ärgerte sich über das Tier und äußerte zu dem in der Nähe stehenden Schutzmännchen Beuche, daß der Hund ohne Maulkorb herumlaufe. Dies war indessen nicht der Fall. Trotzdem soll, wie Geisbach behauptet, der Beamte auf ihn zugetreten sein und ihn förmlich angebrüllt haben: „Wenn Sie eine bissige Zöble haben, so nehmen Sie sie gefälligst an die Leine!“ Als sich G. diesen Ton verbat, habe ihn der Schutzmännchen am Genick gepackt und vor sich her gestoßen. Das Benehmen des Beamten soll, wie G. behauptet, überaus aufgeregt und laut gewesen sein. Als er dagegen protestierte, wie ein Strolch zur Wache geschleppt zu werden, habe er von dem Beamten Faustschläge auf den Kopf erhalten. Der Hinweis auf einen vom Polizeipräsidium ausgestellten Jagdschein wurde von dem Schutzmännchen damit beantwortet, daß der „Wisch“ nicht genüge. Zugleich will G. ein paar Fußtritte erhalten haben. Die hierbei erlittenen Verletzungen ließ sich G. durch einen Arzt bescheinigen. Die Frau und die Schwägerin sollen ihrer Empörung über das Verhalten des Schutzmännchens in gerade nicht schmeichelhaften Worten Luft gemacht haben. Frau Lemkert will hierauf von dem Beamten mehrere Faustschläge vor die Brust erhalten haben. Auch in dem Hausflur der Revierwache soll vom Schutzmännchen nicht mit Fußtritten und heimlichen Puffen gezeigt worden sein. Der Ehemann Geisbach erstattete kurze Zeit darauf gegen den Schutzmännchen Beuche Anzeige wegen Körperverletzung. Die Staatsanwaltschaft lehnte indessen ein Einschreiten ab und erklärte, der Beamte habe so, wie er handelte, handeln müssen (!), um den unberechtigten Widerstand zu be-

seitigen. Der Spieß wurde dann umgekehrt und gegen die drei Angeklagten die vorliegende Anklage erhoben. Vor Gericht machte Rechtsanwalt Bahn geltend, daß der Angeklagte G., der fünf Ladengeschäfte in Berlin besitzt und noch nie mit der Polizei irgendwie in Streit gekommen ist, wohl kaum eine derartige Ausschreitung, wie sie geschildert wurde, verübt haben könnte. Wenn die Rollen vertauscht würden und die drei Angeklagten unter ihrem Zeugeneide den Schutzmann schildern könnten, so würde das Ergebnis wesentlich anders sein. Der Gerichtshof hielt aber das Zeugnis des Schutzmanns für glaubwürdig genug, um daraufhin eine Verurteilung eintreten zu lassen. Das Urteil lautete gegen den Ehemann Geisbach wegen Widerstandes auf 50 Mark Geldstrafe, gegen Frau G. wegen versuchter Gefangenenbefreiung auf drei Tage, und gegen Frau L. auf einen Tag Gefängnis!

Die subjektive Überzeugung des Gerichts in Ehren. Das Verfahren ist auch keineswegs außergewöhnlich. Es ist herrschende Rechtspflege, daß in solchen Fällen der Spieß umgekehrt, aus dem Ankläger der Angeklagte, aus dem eigentlich Angeklagten — der Zeuge wird. Nicht etwa der Ankläger. Strafantrag stellt die vorgesezte Behörde, denn sonst könnte ja der beteiligte Schutzmann in seiner eigenen Sache nicht Zeuge sein. Hier hat also das Zeugnis des einen, von dem Angeklagten Geisbach wegen schweren Amtsvergehens zur Strafanzeige gebrachten Schutzmannes, der an dem Ausgange des Verfahrens das allergrößte persönliche Interesse hatte, mehr Glauben gefunden, als die Aussage der drei anderen unbescholtenen Personen, gegen deren Glaubwürdigkeit nicht das geringste vorgebracht werden konnte, noch vorzubringen überhaupt versucht wurde. Daß der aus dem Ankläger in den Angeklagten verwandelte Geisbach durch den Schutzmann Körperverletzungen im Amte erlitten hat, ist nicht nur durch ärztliches Zeugnis erwiesen, sondern auch von der Staatsanwaltschaft zugestanden worden.

Ungeachtet dieser Praxis gibt es immer noch wohlmeinende Richter, die es den Leidtragenden furchtbar übelnehmen, wenn sie solche Erfahrungen mit der „Staatsgewalt“ in die Presse bringen. Warum sie denn nicht bei der vorgesezten Behörde Beschwerde erhoben hätten? Solche naiv-vorwurfsvollen Fragen pflegen dann allerdings bei jedem guten Berliner nur ein pffiffig-verständnisvolles Lächeln hervorzuzaubern, das in Worten etwa lauten würde: „Sie wollen mir doch nicht etwa verulken, Herr Gerichtshof? Vorgesetzte Behörde? — ja wohl, det konnte Ihnen wohl passen?“ Ganz Abgebrühte begnügen sich wohl mit einem stoischen Achselzucken, wozu sie dann noch ein möglichst dummes Gesicht machen. —

„Das Streikpostenstehen ist erlaubt; wer aber Streikposten steht, wird verhaftet und bestraft“, schreibt die „Silfe“. „Das ist seit langem

die Logik und die Praxis der preußischen Polizei, die in dieser Auffassung leider durch die Rechtsprechung des Kammergerichts unterstützt wird. Neu ist nun aber, daß auch Passanten, die mit dem Streik nicht das mindeste zu tun haben, sistiert werden, wenn sie sich in einer Straße ergehen, in der gerade gestreikt wird. Und dieser Unsinn hat Methode. Indem die Polizei alle Personen, die in der Nähe des Streikortes auch nur eine oder zwei Minuten lang hin und her gehen, von dort fortweist, erreicht sie unter allen Umständen ihren Zweck: die Gegend radikal von Elementen zu säubern, die dem betreffenden Unternehmer unbequem sind. Ob das Publikum in seiner Gesamtheit dadurch belästigt, manche ihrer persönlichen Freiheit beraubt werden — was tut das, die Polizei hat jedenfalls verhindert, daß Streikposten dem Unternehmer die Zugiehung ‚Arbeitswilliger‘ erschweren. Natürlich sagt die Polizei nie: Ich verbiete das Streikpostenstehen; vielmehr beruft sie sich auf die ‚Ruhe, Ordnung und Sicherheit‘, die angeblich von ruhig dahintwandelnden Menschen gestört worden sein soll. Auch unser Parteifreund Redakteur Erdmannsdörffer wurde kürzlich auf diese Weise wegen eines Streiks in der Kochstraße in Berlin von einem Schutzmann gestellt und erhielt ein Strafmandat, in dem es drolligerweise hieß, Erdmannsdörffer habe durch sein Umherstehen ‚die Streikposten in ihrem Treiben gedeckt‘ — die Streikposten, die schon längst vorher von der Polizei beseitigt waren! Das Schöffengericht bekannte sich jedoch völlig zu den Grundsätzen der Polizei und war ganz damit einverstanden, daß jeder Schutzmann das Recht hätte, jedem Passanten die Straße zu verbieten. Er braucht bloß zu sagen: Es geschieht dies ‚zur Erhaltung von Ordnung, Sicherheit, und Ruhe‘. Diese kautschukartige Phrase soll demnach der Polizei die absolute Herrschaft über die Straße verschaffen. Die verfassungsmäßigen Bestimmungen von der persönlichen Freiheit und der Gleichberechtigung der Bürger werden von der Polizei mit jener inhaltslosen Redensart beiseite geschoben. Das Schlimmste an der Sache ist, daß die Polizei ihre Machtfülle dazu benutzt, die durch das Gesetz garantierte Freiheit des Arbeitsvertrags zu durchlöchern.“

Nun wäre keine Annahme törichter, als daß durch solche „Maßnahmen“ der Sozialdemokratie Abbruch getan würde, oder daß deren Führer sich auch nur darüber ärgerten. Denn das wäre noch der einzige mögliche, wenn auch äußerst problematische „Erfolg“. Aber das Gegenteil ist der Fall. Mit sichtlicher Genugtuung quittiert die sozialdemokratische Presse über jeden solchen Fall. Die Herren am grünen Tisch haben eben keine Ahnung von den wirklich treibenden Kräften, wenn sie ihren Apparat in Bewegung setzen. Es läßt sich kühnlich behaupten, daß vielleicht fünfzig Prozent sämtlicher sozialdemokratischer Wahlstimmen der Partei durch verkehrte „Staatsretterei“ zugetrieben sind, durch alle die Eingriffe der Staatsgewalt in die persönliche Freiheit und Rechtssicherheit des Bürgers, durch alle diese Fallen, die vermeintlich gegen die Sozialdemokratie

aufgestellt sind, in denen sich aber weniger umstürzlerische als staatserkhaltende Elemente verfangen, die dann leicht aus persönlicher Verbitterung Mitläufer und „Genossen“ werden. Die Sozialdemokratie ist viel zu abgebrüht, als daß sie sich durch juristische Nadelstiche und Polizeihikanen auch nur im geringsten irritieren ließe. Und wo die Staatsgewalt durch ihre Organe den Boden des Gesetzes verläßt, da wird das natürliche Rechtsgefühl unseres immer noch ritterlich gesinnten Volkes nicht auf ihrer Seite zu finden sein. Viel eher liegt die Gefahr vor, daß eine so gehandhabte Staatsgewalt dahin gelangt, nur noch die äußeren Machtmittel, nicht aber mehr die moralische Unterstützung der rechtsliebenden und reinlich denkenden Elemente hinter sich zu haben. Und das wäre der Anfang vom Ende.

Im Ruhrrevier hatten die Beamten der Zeche „Courl“ ihren Arbeitern die Abhaltung einer Belegschaftsversammlung vereitelt. Als nun die Bergleute der Zeche „Westende“ neuerdings die Erlaubnis zu einer Versammlung einholten, erteilte sie der Polizeikommissar erst, nachdem ihn der Anmelder nachdrücklichst auf die gesetzlichen Vorschriften aufmerksam gemacht hatte. Da er sich doch nicht ganz über diese Bestimmungen hinwegzusetzen getraute, gab er zwar die Einwilligung, fügte aber gleich hinzu: „Ich werde alles tun, damit die Versammlung doch nicht stattfinden kann! Sagen Sie dem Wirt, wenn er sein Lokal nicht zurückziehe, so würde er gedrickt werden, daß ihm für die Zukunft die Lust vergehen würde!“ Tatsächlich hat der Herr Kommissar dann auch in diesem Sinne auf den Wirt eingewirkt. Ferner verlangte ein Polizist von dem Einberufer vor der Versammlung das Versprechen, daß dies die letzte der Zeche Westende sei. Diese erstaunliche Zumutung wurde natürlich zurückgewiesen, und die Versammlung nahm, da sich der Wirt nicht hatte irremachen lassen, ihren Anfang. Der Herr Polizeikommissar hielt es nun für seine Dienstpflicht, dem Leiter der Versammlung zuzurufen, daß diese doch die letzte sein würde.

Was soll das alles? Und wie kommt der Polizeibeamte dazu, dem Wirte zu drohen, er werde ihn drillen, bis er mürbe würde? Sollte solche Drohung nicht strafbar sein? Regelmäßig ist sie es, wenn sich Arbeiter dergleichen erlauben.

Es kann nicht verhehlt werden, daß die Rechtsprechung unter dem verflochtenen preußischen Justizminister Dr. Schönstedt in abschüssige Bahnen gelenkt worden ist, auf denen wir sie in ihrem eigenen Interesse nicht gern weiter sehen möchten. Für die Sozialdemokratie war die Amtstätigkeit dieses Ministers ein ebenso fruchtbares wie dankbares Kapitel, und der „Vorwärts“ hat denn auch nicht versäumt, ihm einen ehrenvollen Nachruf zu widmen. Man wolle doch endlich aus seinen Fehlern lernen und sich vergegenwärtigen, welchen Eindruck eine Abrechnung wie diese nicht nur auf sozialdemokratisch beeinflusste Kreise machen muß. Sieht man von der Tonart ab — gegen die Tatsachen läßt sich verflucht wenig sagen.

„Die im Dezember 1894 eingebrachte Umsturzvorlage gab dem Justizminister wiederholt Gelegenheit, im Reichstage zu offenbaren, daß die Strafrechtspflege als Machtmittel der herrschenden Klasse gegen die Bestrebungen der Arbeiter und der Sozialdemokratie dienen solle. Die Umsturzvorlage fiel am 11. Mai 1895.

„Zur Klassenjustiz und tendenziösen Handhabung der Rechtspflege bekannte sich der Justizminister, freilich sehr wider seinen Willen, ungeschminkt am 12. Dezember 1895 im Reichstage. Dem Fall der Umsturzvorlage war ein lebhaftes strafrechtliches Reflektreiben gegen gewerkschaftliche und politische Bestrebungen der Arbeiterklasse gefolgt. Die gewagtesten Interpretationen wurden von Gerichten gutgeheißen und die Opfer der richterlichen Überzeugung mit enorm hohen Strafen belegt. Es sei nur an die Urteile erinnert, die unter dem Vorsitz des damals noch nicht in einer Irrenanstalt internierten Landgerichtsdirektors Brausewetter aus Anlaß des 25 jährigen Sedan-jubiläums ergingen und den berüchtigten Septemberkurs einleiteten. Schönstedt bestritt im Reichstage lebhaft, daß die Gesetze einseitig und tendenziös angewendet würden. Ihm antwortete u. a. Bebel durch ein Zitat aus einem Aufsatz des Reichsgerichtsrats Stenglein in der Harden'schen ‚Zukunft‘. In der ‚Zukunft‘ war bereits vor dem Erscheinen der Umsturzvorlage ein Ausnahme-gesetz gegen die Arbeiter gefordert und verlangt, es solle mit der ‚Legende von der Gleichberechtigung der Arbeiter‘ aufgeräumt werden. Als die Umsturzvorlage erschienen war, hatte sich auch die Harden'sche ‚Zukunft‘ gegen diese Umsturzvorlage gewendet, weil sie weit über den Kreis der Arbeiterbestrebungen hinaus fast jede kulturelle Regung mit Strafe bedrohte. Nach dem Fall der Umsturzvorlage hatte in der ‚Zukunft‘ unter dem 4. Oktober 1895 Reichsgerichtsrat Stenglein ein Rezept offenbart, dessen Anwendung es ermöglichen würde, die bösen Arbeiter zu treffen, ohne den bürgerlichen Frevlern wehe zu tun. Man dürfe die Unterscheidungsmerkmale nicht auf objektivem Boden suchen, da ‚man doch subjektive Bestrebungen treffen wolle‘. ‚Das Gefährliche ist die Tendenz, der die Worte dienen, und die entsprechend gewählte Gelegenheit, sie auszusprechen.‘ Der Justizminister bestritt, daß eine tendenziöse Strafverfolgung in Deutschland Platz habe, und fuhr dann wörtlich fort:

„Ich will nun noch mit ein paar Worten auf die Behauptung hinweisen, daß in der Beurteilung der Gerichte den Sozialdemokraten gegenüber ein anderer Standpunkt eingenommen werde als gegen andere Personen, und darin liege gerade die Tendenz. Meine Herren, nun ist es ein alter Grundsatz in der Rechtsprechung und in der Rechtswissenschaft, si duo faciunt idem, non est idem: wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Es kann deshalb in dem Munde des einen eine ganz andere Bedeutung haben als in dem Munde eines anderen, und es ist gewiß nicht ausgeschlossen, daß man bei der Interpretation der Worte eines Mannes fragt: Was ist denn die Tendenz

dieses Mannes, wohin strebt er, worauf will er hinaus? Und da müssen die Herren von der sozialdemokratischen Partei es sich gefallen lassen, daß auch dann, wenn sie vor dem Richter stehen, für die Auslegung der Tragweite zurückgegangen wird auf andere Gelegenheiten, auf das, was sie in Versammlungen oder in der Presse vorgetragen haben, auf dasjenige, was als das Ziel ihrer Bestrebungen klar hingestellt ist und wodurch sie sich von allen anderen Parteien im Staat klar unterscheiden.'

„Nackt und klar ist hier das Terenzsche Spottwort gegen eine parteiische, willkürliche, tendenziöse Rechtspflege als Grundsatz in der Rechtsprechung und in der Rechtswissenschaft für die preußisch-deutsche Justiz vom obersten Justizbeamten proklamiert. An Stelle des Gerechtigkeitsfases: ohne Ansehen der Person soll der Richter die zur Anklage gestellte Tat beurteilen, tritt der Grundsatz der Willkür und der Klassenherrschaft: ohne Rücksicht auf die Tat, die begangen ist, soll der Täter wegen seiner Person, seiner Gesinnung, seiner Tendenz verurteilt werden.

„Sur Befolgung eines solchen Grundsatzes gehören freilich abhängige Richter. Und was zur Etablierung absolutester Abhängigkeit der Richter und zur Zerföderung des Märchens von der Unabhängigkeit der Richter getan werden konnte, hat an seiner Stelle der Justizminister a. D. in reichlichstem Maße getan. Volle Unabhängigkeit können nur aus allen Kreisen der Bevölkerung vom Volke gewählte Volksrichter besitzen. Aber auch vom Standpunkte der bestehenden Organisation einer durch ‚gelehrte Richter‘ geübten Rechtsprechung kann allzu großer Willkür ein Damm gesetzt werden. Eine wirkliche Unabhängigkeit gelehrter Richter von etwas außerhalb ihrer Überzeugung Liegendem verlangt: Unabsetzbarkeit, gesicherte ökonomische Lage der Richter, Regelung des Aufrückens in höhere Gehaltsstellen nach dem Dienstalter, Schutz gegen Maßregelung durch ein Disziplinargesetz, dessen kautschukartige Vorschriften jedes Verhalten eines Richters zum Gegenstande einer Verfolgung machen kann, Unabhängigkeit der Justiz von der Verwaltung, freie Betätigung auf religiösem, politischem und sozialem Gebiet. Anders sehen die durch Herrn Schönstedt betätigten Grundsätze aus! Statt Unabhängigkeit der Richter von der Verwaltung: Besetzung der Richterstellen mit ehemaligen Staatsanwälten. Die Polizei ist zur obersten Hüterin der Strafrechtspflege geworden: es sei an den Tauch-Prozeß, es sei an das Eingeständnis erinnert, daß in Deutschland eine organisierte Schar selbst russischer Polizisten Dienste verrichten.

„Unabhängigkeit der politischen Überzeugung: der Landgerichtsdirektor Alexander Schmidt nahm seinen Abschied, weil die unter seinem Vorsitz erfolgte Freisprechung Hardens von der Anklage wegen Majestätsbeleidigung mißfällig aufgenommen wurde (unbestrittene, von Harden wiederholt herausfordernd festgestellte Tatsache! D. L.). Erinnert sei an den noch immer beurlaubten

Kammergerichtsrat Havenstein, dessen richterliche Überzeugung den Straffenat des Kammergerichts wiederholt zu anderer Überzeugung brachte, als Polizei und Staatsanwaltschaft wünschten. Erinnert sei an die im Abgeordnetenhaus zugestandene Mißbilligung eines kammergerichtlichen Urteils, das zugunsten von sechs Kleinbauern die unberechtigten Ansprüche der agrarischen Leiter des Milchringes abwies . . .

„Freiheit in sozialer und politischer Richtung? Die Richter werden dauernd schlechter gestellt als die Verwaltungsbeamten. Mit dem vom Abgeordnetenhaus freilich abgelehnten Affessorenparagrafen, dem berühmten § 8 der preußischen Vorlage vom Jahre 1896, suchte Schönstedt die Scheidung der Richterandidaten je nach ihrer Herkunft und politischen Betätigung zu einer gefeslichen zu gestalten. Nach der Ablehnung der famosen Bestimmung erklärte er dem Sinne nach: Gemacht wird's doch so. Servilismus und Ehrgeiz erraten um so lebhafter die Wünsche der jeweiligen Regierung, je stärker sie erkannt haben, daß Wissen und Überzeugungstreue ein nutzloser Ballast bei der Erfüllung von Wünschen der Spitze einer Verwaltung sind, die ihr Amt als dienendes Glied der politischen Machthaber verwaltet . . .

„Den Glanzpunkt der staatsretterischen Leistungen erreichte der Justizminister bei dem Königsberger Hochverratsprozeß. Verhaftung deutscher Staatsbürger wegen Verbrechen, die keine sein können, Anbettelung der russischen Regierung, gegen Deutsche Strafantrag wegen Handlungen zu stellen, die, auch wenn sie begangen wären, nicht strafbar sind; Verhaftung der unmöglicher Delikte Ungeschuldigten; Vorenthaltung der Druckschriften, deren Inhalt strafbar sein sollte; Operieren mit gefälschten, tendenziöses zugespitzten Zitaten; Behinderung der Verteidigung; Umgestaltung der Königsberger Strafkammer in ein Ausnahmegericht durch Besetzung mit einem Vorsitzenden, der bis dahin als Staatsanwalt in Erfurt fungierte; Ausstattung der Anklage mit angeblich russischen Strafparagrafen, die im russischen Strafgesetz nie existierten; Einwirkung des Justizministers auf den Gang des Königsberger Prozesses; Entschuldigung der leichtfertigsten Prüfung der Anklage im Justizministerium mit der Tatsache, daß der Koffer des Referenten zur Urlaubreise schon gepackt war, usw. usw. Nie hat ein preußischer Justizminister so klar dokumentiert, daß Gesetz und Recht mißachtet werden, wenn es gilt, den politischen Gegner zu treffen und das homosexuelle Liebesgirren der herrschenden Klasse um die Gunst der russischen Regierung zu unterstützen. Dr. Schönstedt rechtfertigte den Hochverrat gegen die elementarsten Rechtsgrundsätze am 27. Februar 1904 im Reichstag mit den Worten:

„Wenn wie im vorliegenden Falle der Versuch gemacht wird, durch Verbreitung anarchistischer, revolutionärer, terroristischer Schriften in Rußland eine Bewegung einzuleiten, die, wenn sie Erfolg hat, ihre notwendige Rückwirkung auch auf den preußischen Staat und auf das Deutsche Reich ausüben muß, dann sage ich: Tua res agitur (Deine Sache steht auf dem Spiel), dann schreite ich ein und warte nicht erst den Antrag der zunächst beteiligten russischen Regierung ab . . .“

Sehen wir einmal von den Anforderungen, die man an eine geordnete und unparteiische Rechtspflege zu allererst stellen muß, ab, — auch rein äußerlich, nach dem bloßen Erfolge beurteilt: Niederlage auf Niederlage, Schlappe auf Schlappe. Versuche mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt: so läßt sich kurz diese Art „Staatsrettung“ bezeichnen.

... Indes die Engländer ihre nationale Kraft und Weisheit von der grünen Wiese holen, beziehen wir sie „ebenmäßig“ vom grünen Tisch. Auch das neue, dem Reichstage präsentierte Steuerbündel ist alles andere als ein Ausbund von Weisheit. An die einzige ergiebige neue Steuerquelle, die Reichserbschaftssteuer, hat man sich nur ganz schüchtern herangetraut, ein ganz dünnes Röhrchen hineingeleitet, durch das noch gerade so ein paar Erbpflein sichern können. Man hat sie eigentlich mehr verstopft als erschlossen. Wenn wir nämlich die verpaßte Gelegenheit für die Zukunft in Rechnung stellen. Statt dessen aber soll die Wunschelrute durchaus Quellen nachweisen, wo keine sind und nur künstliche Bohrungen auf Kosten wasserarmer Gegenden den Bedarf decken sollen.

Da ist zunächst die verblüffend geniale Quittungssteuer, die sich ihr Erfinder eigentlich in sämtlichen Staaten patentieren lassen sollte. Für jede Quittung über 20 Mark aufwärts soll eine Steuer von 10 Pfennig erhoben werden. Nun sind aber, wie die „Berliner Volkszeitung“ richtig ausführt, gerade im kleinen Geschäftsverkehr, im Verkehr zur Bestreitung der Haushaltungsbedürfnisse beim Kaufmann, beim Schneider, beim Schuhmacher, bei allen anderen Handwerkern, die für die Bedürfnisse des bürgerlichen Haushalts sorgen, Zahlungen von 20 Mark und darüber gang und gäbe. „Reiche Leute rechnen mit höheren Posten. Sie kaufen teurere Luxusgegenstände; sie decken ihren Bedarf an Konsumartikeln in größeren Mengen. Nun soll die Quittungssteuer durchweg, unabhängig vom Quittungsbetrage, 10 Pfennig für jede Quittung betragen. Für eine Quittung über 20 Mark muß also ebenso viel bezahlt werden, wie für eine Quittung über 100, 1000 oder 10000 Mark. Der kleine Mann, der eine Monatsmiete von 20 Mark bezahlt, zahlt dafür in einem Jahre 12×10 Pfennig = 1,20 Mark Quittungsgelder, der reiche Mann aber, der eine Vierteljahrsrente von 1000 Mark bezahlt, zahlt dafür 4×10 Pfennig = 40 Pfennig pro Jahr. Und solcher Beispiele, wo der wirtschaftlich Schwache nicht bloß häufiger, sondern auch relativ unendlich viel mehr an Quittungssteuer für einzelne Quittungen zahlen muß als der Großkapitalist, ließen sich in ungezählten Mengen aufzählen.

„Mit der eklatanten Ungerechtigkeit dieser Steuer geht ihre Gemein-schädlichkeit in nationalökonomischer und ethischer Beziehung Hand in Hand. In ethischer Beziehung ist sie verwerflich, weil sie Staatsbürger von bisher rechtlicher Gesinnung zu allerhand Schlichen und Kniffen verleitet, sich dieser Steuer zu entziehen. Wer seinem Schneider für ein Paar Beinkleider einen quittungssteuerfälligen Betrag von 21 Mark zu

zahlen hat, wird ihm, um die Steuer zu sparen, erst 11, einige Tage später 10 Mark zahlen, während er ohne die Quittungssteuer das Geld auf ein Brett gezahlt hätte. Jede Ratenzahlung mit mäßigen Beträgen — und hier kommt natürlich ausschließlich wieder der Mittelstand wie der kleine Mann in Betracht — kann so eingerichtet werden, daß man um die Steuerzahlung herumkommt. Wo man früher 20 Mark zahlte, gibt man jetzt 19,90 Mark. Denn ein ordentlicher Mensch spart, wo er kann; und es gibt Hunderttausende von Menschen im Deutschen Reiche, die, Gott sei Dank, noch mit dem Groschen zu rechnen wissen. Der Staat aber soll nicht eine Steuer einführen, mit der jedermann mit einem Aufwand von auch nur wenig Grips nach Belieben spielen kann. Ist es ein billiger Spaß, dem Staat auf dem einen Gebiet ein Schnippchen zu schlagen, so wird der sittliche Staatsgedanke leicht gefährdet auch da, wo es sich um ernstere, bedeutsamere Angelegenheiten des öffentlichen Lebens handelt. Darin liegt das Unethische, Gemeenschädliche dieser ungerechten Steuer...

„Ferner ist die Quittungssteuer eine Prämie auf die Liederlichkeit. Der Abscheu gegen diese Steuer wird bei manchem eine Hinauszögerung der Zahlung herbeiführen, die er andernfalls gern geleistet hätte. Schlimmer aber noch ist, daß die soliden und auf Ordnung haltenden Personen, die alle Forderungen bar zu bezahlen pflegen, mit der Steuer für diesen ihren Ordnungssinn unweigerlich bestraft werden. Sie werden bestraft für etwas, was ihnen selbst wie dem Handwerker, dem Kaufmann, dem Gewerbetreibenden zum Vorteil dient. Wer bar bezahlt, was er konsumiert, wird ein Förderer unserer gewerblichen Verhältnisse, ein wahrer Freund des Handwerkers und des Arbeiters, die ihres Lohnes wert sind. Wer bar bezahlt, ist auch darauf bedacht, daß er aus Versehen oder aus bösem Willen nicht noch einmal in Anspruch genommen wird. Quittungen sind Versicherungspolicen gegen ärgerliche und kostspielige Prozesse. Sie sind Dokumente der Ordnung, die das Entstehen von Unordnung, Verwirrung und Schädigung verhindern. Wer diese Einsicht hat und dieser Einsicht nachlebt, zahlt als Strafe dafür an das deutsche Reich einen Groschen nach dem anderen. Jedesmal, wenn er vor sich selbst und vor seinem Nächsten durch Barzahlung nebst Quittung seinen Ordnungssinn bekundet, büßt er seinen Frevel durch eine Geldstrafe an das teure Vaterland. Die liederlichen Leute aber, denen das Geldzahlen als ein Nationallasten gilt, und die keine blasse Ahnung von dem Wert einer Quittung als eines Ehrenzeugnisses der Ordnungsliebe haben, sie bleiben unberührt von der Steuertrot des Deutschen Reiches...“

Ein würdiges Seitenstück zu dieser famosen Steuer nennt das Blatt die Paketsteuer, die sich gleichfalls in dem Reichssteuerbündel befindet.

„Wenn eine Mutter ihrem beim Militär stehenden Sohne ein Paket schickt, das 25 Pfennig Porto kostet, so muß sie nach dem neuen Frachtempelgesetz eine Paketsteuer von 5 Pfennig draufzahlen. Bei einem Porto von 50 Pfennig kostet der Extraspaß des Reichssteuerzahlens

10 Pfennig. Und so müssen Privatpersonen oder Kaufleute für jede Post- oder Frachtgutsendung blechen, blechen, blechen . . .“

Welche Last mit der Paketsteuer den erwerbtreibenden Schichten der Bevölkerung auferlegt wird, beleuchtet ein Leser aus diesen Kreisen.

„In meinem Geschäft werden jährlich ungefähr 4500 Pakete durch die Post verschickt, für die eine Besteuerung von ungefähr 350 Mark eintreten würde. Für Quittung und Postanweisungstempel würden nach einem nicht zu hoch gegriffenen Überschlage außerdem ungefähr jährlich 200 Mark zu leisten sein, da es sich hauptsächlich um Sendungen geringeren Wertes handelt. Alle diese Steuern sind im vorliegenden Falle vom Absender zu tragen, da meine Kundschaft die Lieferungen portofrei verlangt und die Steuerbelastung ablehnen wird. Da ich nun an Staats- und Kommunalabgaben jetzt an 400 Mark bezahle, so tritt durch die neuen Steuern eine Mehrbelastung von 140 Prozent ein; rechne ich nur die Staatssteuern, so sind es sogar 275 Prozent.

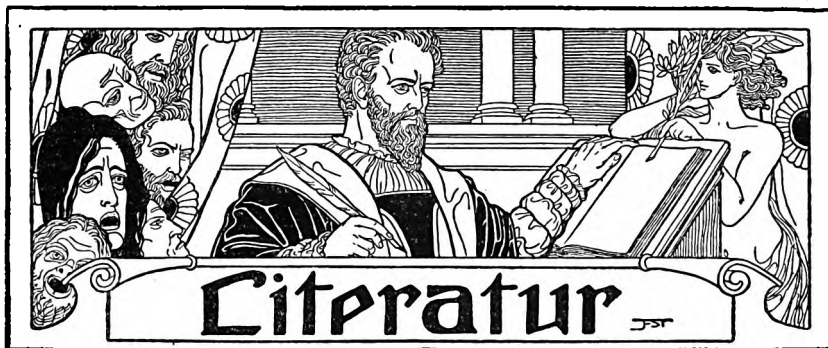
„Berücksichtigt man noch die bedeutende Erschwerung des Exportgeschäftes infolge des neuen Zolltarifes, der auch meine Branche sehr ungünstig beeinflusst, ferner den außerordentlich verteuerten Lebensunterhalt, der besonders die Arbeiter hart belastet, so braucht nicht erst geschildert zu werden, welcher Art die vaterländische Gesinnung werden muß. . . .“

„Der Einsender dieser Zeilen,“ bemerkt die „B. B. Z.“, „ist seinem Staats- und Kommunalzahle nach zu dem Mittelstande zu rechnen, von dessen ‚Rettung‘ immerfort gesprochen wird. Aber alles, was an gesetzgeberischen Maßnahmen eronnen wird, dient nur dazu, den Mittelstand und die wirtschaftlich schwächsten Kreise der Nation zu bedrücken und aufs schwerste zu schädigen. Hier wird in der Tat an einem klassischen Beispiel nachgewiesen, daß die Herren, die solche Monstra von Steuern wie die Paket- und die Quittungssteuer austifeln, keinen blassen Schimmer von der Wirkung derartiger Ausfaugesteuern haben. Wie würde es ihnen wohl selbst schmecken, wenn sie in ihrer Staatseinkommensteuer plötzlich um 275 Prozent erhöht würden!“ . . .

Und das alles haben die Herren am grünen Tische natürlich nicht gedacht. Oder sollten sie doch —? Wenn man um die einzig gerechten und ergiebigen Steuerquellen, die Reichserbschaftssteuer und eine wirklich progressive Einkommensteuer mit einem großen Bogen herumgeht, glaubt herumgehen zu müssen, so kann man in der Tat auf solche verzweifelten Spekulationen, fast hätte ich gesagt: Raterideen, verfallen. Warum aber glauben die Herren in die Ferne schweifen zu müssen, wo das Gute doch so nahe liegt?

Sch sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Eier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, —
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide.





Etwas über das Lesen

Von

Fr. Zell

Die Zahl der gelesenen Bücher ist heute Legion, in keiner Zeit ist wohl so viel geschrieben und gelesen worden, wie in der Zeit, in der wir leben. Jeder, der irgend eine Stellung in der gebildeten Gesellschaft einnehmen will, muß mehr oder weniger belesen sein, ja mehr noch, er muß selbst ein Urteil haben über dieses oder jenes Werk, das im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht. „Wie hat Ihnen Börn Uhl gefallen?“ oder: „Wie stehen Sie zu Tolstoi, Ibsen oder Hauptmann?“ Diese und ähnliche Fragen treten heute an jeden Gebildeten heran, und wer möchte bei der Beantwortung dieser Fragen sich nur auf anderer Leute Urteil und Ansicht stützen oder gar bekennen: Ich habe eigentlich gar kein Urteil? Und doch müßte die ehrliche Antwort bei vielen Leuten, die sich zu den Gebildeten zählen, so oder ähnlich lauten. Woher kommt das? Weil man die eigentliche Kunst des Lesens nicht gelernt hat.

Viele Leute verfallen in den Irrtum, als ob die Summe von Kenntnissen, die man von einem gebildeten Menschen unseres Jahrhunderts fordern darf, am besten dadurch erreicht wird, daß man „Massenlektüre“ treibt und möglichst viele der neuerscheinenden Werke liest. Das ist aber ein verhängnisvoller Irrtum. Nicht auf das „Wieviel“ kommt es hierbei an, sondern auf das „Wie“, mit anderen Worten: es gibt eine Methode, die bei der Lektüre befolgt werden muß, wenn sie von wahren Nutzen sein soll, nicht nur in der Auswahl der zu lesenden Bücher, sondern auch in der Lektüre selbst.

Wir können die Leser in verschiedene Klassen einteilen. Die große Mehrheit liest nur zum Zeitvertreib, ohne tieferen Zweck; leichte Lektüre, Novellen und Romane werden verschlungen, und wenn man nach dem Gewinn fragen würde, den solche Lektüre gebracht, so würde mancher Leser in Verlegenheit kommen und könnte ehrlicher Weise nur antworten: Ich habe die Zeit totgeschlagen. Von solcher Lektüre soll hier nicht die Rede sein.

Eine andere Klasse von Lesern liest aus allgemeinem Interesse, man will die allgemeine Bildung, die vielleicht im Laufe der Jahre gelitten hat, wieder auffrischen.

Die dritte Klasse liest aus besonderem Interesse, ihr Augenmerk ist auf ganz bestimmte Gebiete gerichtet, sei es auf das Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, der Geschichte oder der Sozialwissenschaft.

Wie aber sollen wir lesen, wenn die Lektüre uns wirklich fördern soll?

Eine Hauptregel ist hierbei, daß man einen bestimmten Zweck beim Lesen verfolge und nicht blindlings lese, nur um zu lesen. Möglichst bei der Auswahl, jedenfalls aber bei der Lektüre selbst soll man sich fragen: Geht das, was ich lese, mich innerlich an, wirkt es ein Licht auf das, was ich suche, hilft es mir, meine Urteilskraft zu stärken?

Schon bei der Lektüre der Zeitung befolgt man, wenn auch unbewußt, diese Regel. Da habe ich vor mir eine große Zeitung, die täglich vielleicht zweimal erscheint. Alles kann ich unmöglich lesen und will es auch nicht, ich sehe darum nach den Überschriften der Aufsätze oder Nachrichten und suche das, was mein Interesse erweckt; bei dieser Methode finde ich bald das heraus, was mich fesselt und interessiert, das behalte ich, und das kann mir den gewünschten Nutzen bringen. Cum grano salis verstanden, sollten wir ähnlich bei unserer Lektüre überhaupt verfahren. Ist das betreffende Buch mein Eigentum, so kann ich die Stellen, die mich besonders interessieren, am Rande anstreichen; ist es ein geliehenes, so kann ich auf einem Stückchen Papier die Seite mir merken, um das, was mich besonders anzog, am folgenden Tage wieder zu lesen. Es ist natürlich ein großer Unterschied, ob ich ein Buch zum Vergnügen lese oder aus besonderem Interesse. Im letzteren Fall suche ich mir vor allem das heraus, was meinem Zweck dient, lese das gründlich und lasse das andere Nebensache sein.

Es wird für den denkenden Leser nützlich sein, zu wissen, wie überhaupt Bücher, die einen besonderen Zweck verfolgen, geschrieben werden. Lehrreiche Bücher werden meist nach einem bestimmten Plan geschrieben. Drei Methoden kommen hierbei in Betracht. Die erste, die wir die synthetische nennen, besteht darin, daß allmählich aufgebaut wird, bis der Leser zu einem bestimmten Punkte geleitet wird, wohin ihn der Schriftsteller haben will. Die zweite Methode, die analytische, fängt dagegen bei diesem Punkte an und führt dann zurück. Der Schreiber des Buches beginnt, um einen Vergleich zu wählen, an der Mündung des Flusses und geht zurück bis zur Quelle. Die dritte Methode endlich, die immerhin verwickelter ist und seltener befolgt wird, ist die sokratische. Man beginnt mit den allgemeinen Prinzipien, legt diese fest und wendet sie dann auf den bestimmten Gegenstand an, um daraus die Folgen zu ziehen.

Beim Studium eines Buches wird man die angewandte Methode bald erkennen und dann dem Gedankengang um so eher folgen können. Der Leser seinerseits wird beim Lesen gewissermaßen nach der sokratischen Methode vorgehen, wenn er das, was er gelesen hat, sich einprägen will.

Er muß hierzu vor allem die Leitmotive und leitenden Gedanken des Wertes zu erkennen suchen und die weniger wichtigen um diese gruppieren.

Sehr nützlich wird es sein, nach beendigter Lektüre den Hauptinhalt des Gelesenen in einer kurzen Zusammenfassung sich zu notieren. Je kürzer und prägnanter solche zusammenfassenden Auszüge sind, desto besser, einmal, weil sie sich leichter behalten lassen, und dann, weil es gut ist, wenn man es lernt, sich in wenigen Worten auszudrücken. Für diese Auszüge nehmen wir ein besonderes Notizbuch; oben auf der Seite schreiben wir den Titel des gelesenen Buches, hierunter das Datum, da wir es gelesen, und dann die Kapitel oder Seiten, die uns am meisten gefesselt haben. Sodann folgt kurz die Zusammenfassung der Gedanken und Anschauungen, die uns am meisten angezogen haben.

Ein solches Notizbuch wird im Laufe der Zeit eine wahre Schatzkammer. Was bleibt bei den meisten Lesern haften, wenn sie ein Buch gelesen haben? Wieviel davon ist wohl nach Jahresfrist ihr geistiges Eigentum? Viel, wenn nicht das meiste, ist dann versunken und vergessen, das ist der Fluch des falschen Lesens! Hat man aber den Inhalt des Gelesenen zu seinem geistigen Eigentum gemacht und ihn frei notiert, so mögen zwar im Laufe der Zeiten Einzelheiten dem Gedächtnis entschwinden, die Tendenz des Buches und die Hauptgedanken gehen nicht verloren, und ein Blick ins Notizbuch bringt das Verlorene in das Gedächtnis zurück, die Lesefrüchte können immer wieder geerntet werden.

Und der Gewinn aus solcher Arbeit geht noch weiter. Auch der Verstand und die Auffassungsgabe wird dadurch geschärft. Wir gewöhnen uns daran, gleichsam die Gedanken zu sortieren, legen Fächer in unserm Geiste an, ohne welche die gesammelten Kenntnisse ein Chaos bilden würden, mit dem auch der schärfste Verstand und ein gutes Gedächtnis nicht viel anfangen kann. Wer aber nach bestimmten Gesichtspunkten liest und dabei die Absicht hat, nachher Rechenschaft über das Gelesene abzulegen, der liest mit ganz anderem Interesse als der, welcher sich nur von den Gedanken des Buches eine Zeitlang fesseln läßt. Niemals sollte ein Buch uns beherrschen, wir sollen es vielmehr beherrschen. Unsere Urteilskraft muß gleichsam mit dem Inhalt des Buches kämpfen. Unsern Sieg stellen dann die kurzen Zusammenfassungen, die auch unser Urteil über die Gedanken des Schriftstellers enthalten, dar.

Während der Lektüre machen wir kurze Notizen, denken darüber nach und fragen uns: Haben wir schon ähnliches oder entgegengesetzte Urteile gelesen, die die Sache in einem anderen Lichte darstellen? Und wenn das der Fall ist, so fügen wir das hinzu und fällen dann unser eigenes Urteil. Diese vergleichende Kritik stählt unsere Urteilskraft und macht sie selbständig. Wenn wir auf Urteile stoßen, die den unseren diametral entgegenstehen, so können diese oft dazu dienen, unser eigenes Urteil uns selbst recht klar zu machen. Wir verstehen uns selbst dann um so besser.

Der Zweck des Lesens besteht nicht darin, daß wir einzelne Tatsachen

festhalten; wenn aber die Lektüre eines Buches uns auch nur eine neue Anschauung gebracht oder eine von uns geteilte Ansicht geklärt hat, so legen wir das Buch nicht ohne Gewinn beiseite. Auch in weniger anziehenden Büchern lassen sich Perlen finden, sie müssen allerdings gesucht werden.

Oft lacht man über die Gewohnheit, die besonders in Damentreisen zu finden ist, daß man zuerst den Schluß des Buches liest und dann zum Anfang zurückgeht. So seltsam das klingen mag, diese Gewohnheit ist nicht so verdammlieh, wie es auf den ersten Blick aussieht, unter gewissen Umständen kann sie sogar von Nutzen sein. Es ist jedenfalls gut, wenn wir nach der Lektüre eines Buches, das nach synthetischer Methode geschrieben ist, rückwärts blicken, um die einzelnen Argumente bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen, wobei wir den Plan, den der Schriftsteller befolgt hat, klar erkennen. Und um diesen Zweck zu erreichen, kann man wohl in Einzelfällen zuerst das Ende des Buches lesen und von hier aus dann den Gesamtinhalt an sich vorüberziehen lassen.

Bei der Auswahl der Lektüre wird man auch darauf bedacht sein, daß man zuerst die allgemein anerkannte Literatur kennen lernt; es wird dann nicht schwer fallen, sich auch über die neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkt ein Urteil zu bilden. Die meisten neueren Werke enthalten viel, was schon vorher, wenn auch vielleicht in anderer Form, gesagt ist, das wirklich Originelle ist oft auf wenige Seiten beschränkt.

Die goldene Regel, mit welcher wir unsere Plauderei über das Lesen abschließen wollen, können wir in das lateinische Wort zusammenfassen: Non multa sed multum, nicht vielerlei, sondern viel. Es ist besser, einige Bücher systematisch gelesen zu haben, als eine große Zahl Bücher zu verschlingen, deren Inhalt doch nicht dauernder Besitz wird.



Silligenlei

Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden.

Wer sich vor drei Jahren in der hohen Zeit allgemeinsten, weitestgehender Hypnose sein bißchen gefunden Menschenverstand und literarisches Urteil mühsam bewahrt hatte, der konnte sich angesichts des maßlosen, über alle vernünftigen Grenzen hinausgehenden Kultus schwerer Bedenken für den Dichter Jörn Uhl nicht erwehren. Zugleich mußte er sich fragen, warum die nach der undiskutierbaren „Sandgräfin“ so viel redliche Arbeit beweisenden „Drei Getreuen“, die entschieden wertvoller als „Jörn Uhl“ sind, bei ihrem ersten Erscheinen so glatt unter den Tisch fielen. Die gelegentlich sehr nachlässige Arbeit im „Jörn Uhl“, die innere Unwahrheit fast aller Hauptfiguren bei oft vortreff-

licher Charakteristik der mehr episodenhafte Gestalten, das fatale Dasthen nach Aktualität, der selbstverständlich verunglückte Kompromiß zwischen Natur und Religion, diese ganze mit unleugbar dichterischer Kraft versuchte Verquickung von Naturalismus und Romantik, künstlich zurechtgemachtem Christentum, Unglauben und volkstümlich heidnischen Vorstellungen im Verein mit der starken Manieriertheit des Stils boten bei allem Zauber lyrischer Schönheit und aller Wirkung der machtvollen alten nordischen Sprache zu deutlich das Bild des mit teilweise unverdauter Lektüre überfütterten, nach Weltanschauung ringenden, künstlerisch und disziplinierten Dilettanten, aus dessen fruchtbarer Phantasie zwar eine Fülle von Motiven, mit denen ein tüchtiger Erzähler wohl lebenslang zu tun hätte, aufblüht, der aber vom Stoff erdrückt, der andringenden Fülle der Gesichte hilflos gegenübersteht. Die starke Wildheit dieses ursprünglichen Talents hätte sich mit ernster Selbstzucht bändigen und in segenbringende Bahnen führen lassen, statt dessen hochgeschwellt von den Wollenbrüchen kritikloser Bewunderung ist es nun wirklich über seine Ufer getreten und wird, wenn nicht beizeiten die Wache auf dem Posten ist, Versandung und Verheerung hinter sich lassen.

Der Roman behandelt das Leben des „Sollands von Silligenlei“. Von alters hängt eine Verheißung über der im Staub und Dunst des Alltags vegetierenden kleinen Stadt: einst würde aus ihr ein Kind geboren werden, das berufen wäre, sein Heimatland zu Licht und Freude zu erlösen und zum wahrhaftigen Silligenlei (= heiliges Land) zu machen. Da die Zeit hierfür offenbar gerade jetzt gekommen ist, so wird zunächst die Geburtsgeschichte verschiedener Kinder von Silligenlei erzählt, unter denen der präsumtive Messias sich befinden soll. —

Frenssen beginnt froh und frant mit dem bewährten Entbindungsmilieu. Die unvernähnte Gebärende, ihre überspannte Mutter Stina Dufenschön, eine alte Kreuzspinne von Hebamme, ein handwerkerlicher Prophet und ein halb-wüchsiges Ding, das die beiden Weiber extra zu dem Zweck einfangen, um den Autor an ihr die Wirkungen des Mysteriums des Backfischtopf demonstrieren zu lassen, bilden das Eingangstableau, das seine Wirkung auf die Kreise, für die es zugeschnitten ist, nicht verfehlen wird. Das Mädchen bringt einen Sohn zur Welt und verblutet sich dann, weil die beiden Alten sich die Geschichte des Geschlechts der Dufenschön zu erzählen haben, von der die Hebamme bisher angeblich nichts gewußt hat.

Diese Familie genteht den Ruhm, durch Generationen aus Jungfernkindern zu bestehen, wie die blödsinnige Alte nicht ohne Stolz versichert. Ein Prinz, der eine Nacht bei dem Stammvater logiert und der jüngsten der manns-tollen Töchter „das sagt, was sie noch nicht weiß“, ist der ehrwürdige Ahne des möglichen Erlösers. Die Sache wird ein paar Seiten weiter indessen schon wieder zweifelhaft, denn bei dem Hafenstein Jan erscheint zur selben Zeit gleichfalls ein Junge, eine starke Natur, die sogar der wehemütterlichen Liebesdienste nicht benötigt. Der schelmische Poet will uns in noch weiteres Wirrsal führen, darum läßt er noch fernere Babys zu Tage gefördert werden, wobei er uns in gediegener Gründlichkeit die Vorgeschichte nicht vorenthält.

Ein junger Lehrer im Nachbarort „fällt in Liebe“, wie die Bettern überm Kanal sagen. Nachdem die sinnliche Erregung da ist, gebigt er sich auf den Tanzboden, um den würdigen Gegenstand dafür zu suchen. Trotz seiner lebhaften Phantasie ist er schüchtern und wagt nicht, der ihm geeignet Scheinen-

den sich zu nähern, worauf sie ihm zarter Weise ihren Schuß vor die Beine wirft. Von diesem Liebesbeweis hingerissen lustwandelt er mit ihr in traulichem Dunkel, als der Vater, der „seine Töchter als Arbeitsvieh verbrauchen will“ und nicht einseht, daß „jede Kreatur ihr Recht haben muß“, sie wegholt. Nach acht Tagen Pause teilt sie ihm mit, hinter welchem Fenster sie schläft, weil sie plötzlich einen Better heiraten soll.

Der treffliche Bildner der Jugend kettet ein Boot, das nebenbei nicht ihm gehört, los und eilt zu ihr; natürlich, ein Spiel seliger Träume, gerät er statt an die ersehnte Küste in Nacht und Graus des mit recht empörten Meeres und ist heilfroh, an Bord des Feuerschiffs aufgenommen zu werden. Als er den Matrosen etwas vorlügt, sagt ihm der seelenkundige Mann mit schlichter Zurechtweisung: Du willst ja zu Hella Andersen, die da und da wohnt — seine Frau wartet nämlich bei Tanzereien im Gasthaus auf und hat die Schuhaffäre mit angesehen; das heißt noch Kombination! — Jegliche falsche Scham von sich werfend teilen diese beiden großen Seelen sich nun ihre intimsten Verhältnisse mit. Der Feuerschiffsmann lebt nämlich trotz der betriebfamen Gattin im Zölibat, weil und obwohl sie ihm bisher drei Töchter geschenkt hat. Es könnte nun aber doch einmal ein Junge werden, und er könnte dann den geistigen Hunger des Vaters erben und könnte dann ebenso unglücklich sein . . . Zufällig kommen drei andere Schiffleute in dies Kluge-Ellen-Elend hinein, von denen der eine sofort losdoziert, daß die Bibel, das beste Buch in der Welt, den Pfaffen und Reichen den Sand liefern müsse, der den Armen in die Augen gestreut wird, daß aber die wackern Sozialdemokraten schon dafür sorgen würden, daß die Kinder von Armen, die „Grüße im Kopf haben“, auch in die Höhe kommen, was sich bisher seit Erschaffung der Welt niemals ereignet hat. Ein Blitz der Erkenntnis erhellt das Dunkel des philosophischen Feuermanns; er schreit: „Ich riskier' es“ und stürzt aus Pflicht und Dienst hinaus in ihre Arme. Der neue Leander ihm nach, gleichfalls in ihre Arme.

Nach sechs Wochen sind er und seine Hella dann in der angenehmen Lage, die Einwilligung zur Heirat von dem Alten zu erzwingen. Sie werden zunächst durch die Geburt eines Mädchens, dem nach kürzester Frist ein Junge folgt, der Feuermann durch einen Sohn erfreut. Die vier oder fünf Aspiranten — denn warum soll die Verheißung von Stilligenkei nicht vielleicht ein Mädchen sein? — wachsen nun in einigen hübsch erzählten Szenen heran.

Sie haben alle Aussicht, es zu etwas zu bringen. Stark Dufenschön, der Sproß des königlichen Blutes, hat den Drang nach oben, der Hafemeisterssohn ist gewaltig an Haupt und Gliedern, der Lehrerssohn hat das Zeug zum energischen und erfolgreichen Streber, der „riskierte“ Kai Jans ist der träumerische Joseph mit der erwarteten Grüße im Kopf, und die älteste Lehrerstochter erwägt theoretisch und praktisch den Jammer der Jungfrau, die nach dem Kinde schreit. Es ist überhaupt in Frensens liebem Guckkasten wieder alles, was ein modernes Herz begehrt: der Alte von Weimar und die vaterlandslosen Gesellen, die Vorschriften des Vereins für weibliche Reformkleidung, die Leugnung der Lehre von der Erbsünde, der tapfere, lautlose Christentod des jungen Herzogs von Mecklenburg und seiner Genossen tief unten im Bauch des Torpedo, das Recht der Selbstbestimmung, der Bismarcktopf von Lenbach, das paulinische System, der nicht mehr so ganz aktuelle Wagenzug von Briqualand nach Groß-Namaland, das Lebenswerk von Ellen Key, und endlich der liebe Herrgott selbst, in einer scherzhaften Maske als Hamburger Handelschef,

die dem witzigen Erfinder wohl recht komisch erschienen ist; — andere Leute nennen so etwas Gotteslästerung.

Mit der Zeit stellt sich heraus, daß es auf Rai Jans abgesehen ist, der dem Dichter selbst nicht ganz unähnlich scheint. Hart Dufenschön wird Schreiberlehrling, dann Kontorist in Hamburg und macht später Geschäfte an der Börse, der Hafenmeisterssohn Van wird ein fester Steuermann, bei dessen Betragen, wenn er die für einen Steuermann selbstverständlichen Dinge tut, sein entzückter Schöpfer immer in einen hysterischen Paroxysmus gerät, wie ein altes Weib; später vergrößert er ein kleines Korngeschäft, das er von seinem Vater übernimmt, und ehelicht ein Weib. Piet Voje geht zur See, um sein Glück zu suchen, Rai Jans dammelt mit, um „Stilligenlei“ zu suchen. Sie geraten auf ein verlottertes Schiff, von dem sie nach harter Zeit bei Nacht und Nebel entfliehen, wobei der weltkluge Piet, der dem verstorbenen Kapitän seine nautischen Kenntnisse durch gemeinste Heuchelei „abgeluchst“ hat, seinem verkommenen Wohltäter die letzte Freude reinerer Art, seine mühsam gebastelten Schiffsmodelle stiehlt. Zuletzt ist er Werftinspektor und wird wohl weiter kommen.

Anna Voje lebt indessen bei der verwitweten Mutter und den beiden unmündigen Geschwistern der Entwicklung ihrer Individualität. Die Mutter, die doch eigentlich wissen mußte, was für Blut in ihren Kindern fließt, scheint sich grundsätzlich nicht um ihr Tun und Lassen zu kümmern. Nachdem irgend ein Schulkamerad, eine jener echt Frenssenschen Gestalten, die raketen gleich ausblitzen, wenn ihr Autor sie braucht, und dann sturlos wieder verschwinden, sie im Dunkeln geküßt hat und dann prompt verschwunden ist, wird sie mit zunehmenden Jahren immer gieriger nach Liebe, d. h. nach dem, was Frenssen unter dem hohen Namen versteht. Sie gerät an zwei Nachbarstinder, die nachmittags mit ihr und dem Vater spazieren gehn und deren Mutter krank ist. Weil nun die jungen Leute in Stilligenlei Trottel sind, kein armes Mädchen freien und „mit ihr gesunde und starke Kinder zeugen“ mögen, „bewegt Anna Voje, die 22jährige, in ihrer reinen Seele den Gedanken“: Wenn dieser Mann mein wäre! Endlich glückt es; die Kranke muß fort, in kurzer Zeit wird ihr die Familie folgen; es kommt ein 9. September, an dem es „furchtbar heiß“ ist, da zieht Anna Voje auf Bitten der Kinder „ganz wenig“ an und tanzt dann im Grünen vor den Kindern und dem Mann. Da die angefaschten Kleider ihre Glieder hervortreten lassen, erwacht seine Sinnlichkeit; er nimmt sie und besißt sie sieben Wochen lang. „Sieben Wochen . . . sieben heilige . . . nein unheilige . . . nein heilige Wochen. Die Liebe bedeckt der Sünden Menge“, sagt der Erpafstor von Semme.

Anna bleibt zurück. In einer Gesellschaft junger Mädchen, in der die reizendsten Soten erzählt werden, gibt eine geförderte junge Dame folgender Ansicht Ausdruck: Ein Beruf macht uns nicht glücklich. Wohl, einige, die von Natur so was Blasseß, Stilleß und Schwächlicheß haben, aber die andern, die gesunderen, sie sehnen sich nach Mann und Kindern. Weise Leute sagen freilich, man könne das leicht unterdrücken. Da schrie Anna Voje im Zorn auf: „Das unterdrücken? Dann soll ich auch wohl meine Augen eindrücken und meine Brust . . . ?“

„Es ist eine große Not“, sagte die Kleine zutraulich und leise. „Viele grämen sich so dahin und werden unter vielen Qualen still. Viele stehen sich das, was sie öffentlich und in Ehren nicht bekommen können, heimlich und in großer Angst. Früher hatten Kirche und bürgerliche Sitte Gewalt und sagten:

Du dich! Aber was fragen sie jetzt in der großen Stadt nach der Kirche und bürgerlichen Sitte? Sie fragen: Wie kann man uns ausschließen von Herd und Kinderwiege? So nehmen sie sich ihr Teil. Was lauter Herzensfreude sein sollte, das wird Unrecht und Jammer. Es ist eine schwere Not für unzählig viele Bürgertöchter.“

In den Qualen ihrer hungrigen Sinne gerät sie an einen verrufenen Frauenjäger, schließlich faßt sie doch der Eitel und sie stößt ihn zurück. „So sehr ich mich darnach sehne ... und wenn ich es gewollt hätte, ich hätte es nicht gekonnt. Die andern haben es fertig gebracht, ich kann es nicht — Bittegitt ... wie faßte er mich an ...“ Sie läuft in der Nacht herum und begegnet dem weltkundigen alten Wedderkopp, der ihr einen Vortrag über Natur, Sitte und Jugendweibernot hält. Die Natur ist gewaltiger als die Sitte, und dafür sei Gott Dank, schließt der Weise.

Mittlerweile hat der „gewaltige“ Kornhändler und Steuermann Lan seine Bilanz gezogen und gefunden, daß er eine Familie ernähren kann. Er will Anna nehmen, aber nun will sie nicht, weil er sie zu lange nicht beachtet hat. Hierauf macht er mit ihrer Mutter ab, „wir beide müssen wie zwei störrische Kälber zusammengesocht werden, damit wir gezwungen sind, uns ordentlich auszusprechen, weißt du ...“ Er will sie daher über Nacht mit auf See nehmen. Die keusche Anna faßt die Sache gleich in der Weise, die ihr am meisten liegt, auf, trägt drei Eimer Wasser in ihre Holzbütte und beginnt sich von Kopf zu Fuß zu waschen; dabei überlegt sie, daß es den Steuermann Lan nichts angehe, was sie, ein erwachsener Mensch, mit ihrem Leibe gemacht habe. Leider hat sich die hoffnungsvolle Braut verrechnet, denn der rückständige Steuermann hat für einen Jugendwächter auf dem Rahn gesorgt, so daß sie noch einige Tage warten muß.

Der Jugendwächter ist Kai Jans. Nachdem ihm auf See die Hand zerschmettert ist, macht er auf Kosten von Annas Erörter, Wedderkopp, als zwanzigjähriger das Gymnasium durch und studiert Theologie in Berlin, „wo die wissenschaftliche Forschung dabei ist, den katholischen und protestantischen Kirchenglauben entzwei zu brechen“. Da steht er am Menschenstrom und hört in seinem Rauschen die alte Frage, woher und wohin Menschenkinder, er hört sie deutlicher und mehr aus der Tiefe als andre Leute, und sie macht ihm mehr Not als andern Menschen. Als er in sein Amt tritt, ist er so weit, daß er als „kluger, wissenschaftlicher Mensch“ an den Kirchenglauben nicht glauben kann. So predigt er denn über Gottvertrauen, Nächstenliebe und ewige Hoffnung. Aber die Kleinlichkeiten und Verlogenheiten der menschlichen Gesellschaft, die mühselige Existenz des Staates, der hölzernen, stumpfe Glaube der Kirchen, der langsame, blutige Weg der Menschheit“, nagt an ihm. Die jüngere Schwester von Anna und Piet, Heintke, ermahnt ihn, sich loszureißen und auf Kosten seines Freundes noch zwei Jahre in Berlin die Not der Zeit zu studieren. Heintke liebt ihn, er, bis über den Kopf in seinen Nöten, merkt es nicht.

Während seiner Abwesenheit mietet sich ein philologischer Jugenderzieher bei der Lehrerswitwe ein, mit dem sich Heintke verlobt. Fortan sitzt sie jeden Nachmittag von 4— $\frac{1}{2}$ Uhr in seinem Zimmer auf seinem Schoß und „er freut sich an ihren jungen Gliedern, und sie wehrt ihm nicht. Da freut er sich abermals, daß er sich ein so schönes und auch sinnliches Weib gewonnen“. Als nun Kai zurückkommt, muß der Beglückte laut Befehl des Verfassers auf Ferien

reisen, damit die züchtige Braut jeden Tag mit dem früher Ungefähmachten spazieren laufen kann. Dabei entwickelt Kai seine Ideen über die Zeit. Er hat nichts Kleines im Sinn; denn er will seinem Volk „zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu einem einfachen, edlen, germanischen Menschentum verhelfen, er will ein Buch schreiben von deutscher Wiedergeburt“. Da er „als kluger, wissenschaftlicher Mensch“ nicht an den Herrn Christus glauben kann und „den ewigen Mächten mit ihrem Grauen ins Gesicht sehen“ will, auch bei der bis dahin seligmachenden Sozialdemokratie entdeckt, daß sie nur eine ‚Partei‘ ist, erwägt er erst eine Zeitlang den fruchtbaren Gedanken, irrsinnig zu werden, wird aber durch einen Traum getröstet und faßt tapfer den Entschluß, der Menschheit einen „neuen Untergrund des Lebens, einen Glauben, dem alle klugen und tapfern Leute zustimmen“, zu schenken. In heiliger Frühe schreitet er mit der sittigen Heintke durch die Natur, und inspiriert durch einen „Boten dessen, den man nicht fassen, noch nennen kann“, der auf dem Wodanshügel sitzt und seine glänzenden Füße ins Heidekraut steckt, suggeriert ihm das reine Gefäß des göttlichen Geistes, Heintke, directement den Auftrag der „ewigen Macht“, das „wunderbar tiefe, reine und tapfere Leben“ des Menschensohnes von dem Wust und der ungebildeten Sprache der unwissenschaftlichen Evangelisten zu befreien. Natürlich hat sie da keine Zeit, von ihrer Verlobung zc. zu reden.

Während der Schöpfer der neuen Religion nun mühsam im „heiligen Sain gräbt“, erscheinen ihm sowohl Vater Luther, wie der molante Alte von Weimar, um ihm abzuraten, „er aber geht über sie hinweg, wie über eine Treppenstufe“. Ferner redet er dem lieben Gott ins Gewissen, daß alle Vorwärtstrebenden, alles, „was frisch und stark ist“, den alten Glauben verworfen haben, daß aber er, Kai Jans, der Lust am Bauen hat, ein neues Haus des Glaubens zimmern und auf etwaige Widerreden Gottes prinzipiell nicht hören werde. Als er nun so weit ist, das Ganze als „etwas Lebendiges“ niederzuschreiben, wird mit einem ferneren Spaziergang mit Heintke plötzlich alle Herrlichkeit der Welt vor ihm ausgebreitet. Eine „Klarheit und strahlende Hoffnung für sich und ein schönes, reines (?) Weib“. Die liebevolle Heintke läßt sich geruhig flüßen, denn sie kann ihm unmöglich mit dem fatalen Verlöbniß den Tag verderben. Auch senkt sich gerade eine mildtätige Wolke und legt das nasse Gewand wieder fest an den jungfräulichen Leib, so daß der holden Glieder Pracht dem trunkenen Erneuerer der Religion sichtbar wird, und in erbarmender Liebe tut die Süße auch für diesen Beseligten so viel, daß ihr zu tun nicht viel mehr übrig bleibt.

Reinigt euch, die ihr die Gefäße des Herrn tragt, sagt der Prophet. —

Hinterher kommt allerdings die Hiobspost, und Kai hält mit männlicher Hand das bebende Herz, daß es nicht zerbreche, und getröstet sich der späten Erkenntnis, daß man das Leben des Heilandes ja wohl nicht lachend schreiben könne. Er wirkt nun das vielberufene Werk, übergibt es der reinen Maid und geht sodann mit dem bewußten, geldbeutelbegabten Freund nach Afrita. Zwischendurch läuft noch in sinniger Symbolik die Botschaft von dem falschen Heiland von Silligenlei, Tjark Dusen Schön, der in einer für unser Gefühl nicht ganz würdigen Weise durch eine en-gros-Schweineschlachterei sein feuzend Heimatland zum Gestade der Verheißung machen will, nachdem er die Honoratioren der Stätte echten Bürgerfinns — der Bürgermeister eine vorbeigelungene Wehrhahn-Smitation, der Amtsrichter noch in „Unterhofen Reserveleutnant“, der

Arzt ein frecher Schwadronneur, der nie ein berufliches Werk anrührt, die andern sämtlich Trottel, — da doch selbst in Sodom und Gomorra ein Gerechter war — in einer unmöglichen Weise dahin bringt, ihm 200 000 Mk. der städtischen Sparkasse auf eine nicht existierende Dachpappenfabrik zu leihen, wird er von dem „gewaltigen Steuermann“ Lan noch rechtzeitig entlarvt.

Da nun mit dem Schöpfer des neuen Evangeliums nicht mehr viel anzufangen ist, so schlachtet sein Erzeuger ihn mitteleidslos ab. Er stirbt in der Heimat, nachdem die glücklich vermählte Heintke sich noch in Tränen über ihn geneigt hat, mit einem Segen auf die deutsche Wissenschaft sowie der Versicherung, daß die Last des neuen Heilandes gleichfalls sanft und seine Bürde leicht sei, und in sein Grab fällt ein schwerer, befruchtender Mairegen.

Es gibt eine schöne, alte Definition des Begriffes Ewigkeit. Alle hundert Jahre kommt ein Vöglein zum Demantberg geflogen und west sein Schnäbelchen daran, und wenn der diamantne Berg bis unten abgewest ist, dann ist eine Stunde der Ewigkeit zu Ende . . . Es wird noch mancher unreife Kopf, in dem die gärenden Ideen des Jahrhunderts durcheinander quirlen, seinen Schnabel an dem Fels unseres Glaubens wehen und auf Diamant beißen . . . Es ist traurig, daß in dem Jahr, das dem Andenken an eines der reinsten und größten Menschenleben geweiht war, ein starkes Talent, auf dem deutsche Hoffnung geruht hat, mit einem Buche, in dem alle Bande frommer Scheu bewußt gelöst sind, den Namen des Volkes der Dichter und Denker verunglimpft, daß in dem Jahr, von dessen Stirn der Name des edelsten Kämpfers wider die Materie glänzt, eine Stimme voll tierischer Brunst die Dinge, „die die Seele mit Furcht und Grauen, Liebe und Freude erfüllen, wie Spaten und Rälberstock handhabt und in der hellen Sonne über den Hofraum schreit“ (Sörn Uhl), daß ein von dem anmaßenden Wissenschaftsdünkel des Parvenüs verblendeter Kopf in herofratischem Wahn gegen die Grundfesten alles dessen, was unsern größeren Vätern heilig und ehrwürdig war, Sturm zu laufen beginnt. Weh denen, die dem Volk die Augen halten, daß es sein wahres Bestes nicht erkennt, weh den urteilslosen Opfern, denen die Stimme dieses unreifen Verführers süß sein wird! Wehe den deutschen Frauen dieses unsauberen Horizontes, die vor der Tugend der barbarischen Ahnfrauen erröten mögen, auf die der historische Sinn ihres Verfassers so gern zurückgreift.

„So lebt denn das Weib unter der Obhut reiner Sitte dahin,“ schreibt in bitterem, verbissenem Gram der Sohn der verfaulenden römischen Kultur, „nicht verderbt vom Sinnenreiz lästerner Theaterstücke, noch durch wollustreizende Gelage. Geheimen Verkehr durch Briefe kennt weder Mann noch Frau. Ehebruch ist unter diesem doch so zahlreichen Volke äußerst selten. Seine Bestrafung schnell und dem Ehemann überlassen. Mit abgeschnittenem Haar, nackt, in Gegenwart der Verwandten stößt der Gatte die Schuldige zum Hause hinaus und peitscht sie durchs ganze Dorf. Auch die preisgegebene Jungfräulichkeit findet keine Verzeihung; nicht Schönheit, nicht Jugend, noch Reichthum gewinnt ihr einen Mann. Denn dort freilich lacht niemand des Lasters; verführen und verführt werden nennt man dort nicht Zeitgeist.“ . . . (Tac. Germ. XIX.) Das war „edles, germanisches Menschentum“.

Die stolze Reinheit dieser sittlichen Forderung hat dann im Verein mit dem aus allen Tiefen des Gemüths ergriffenen Evangelium unserm Volkstum die unverwelkte Kraft verliehen; in diesem Zeichen flogen wir so damals so

heut, als auserwähltes Rüstzeug in der Hand, die die Geschichte der Menschheit lenkt, zu großen Dingen berufen und aufgehoben, denn „der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit“ (Schiller). Solas schwerer, quälender Ernst erscheint keusch, Maupassants exakter Operateurblick rein gegenüber der verbuhlten, grobkörnigen, un deutschen Sinnlichkeit von Stillgenlei. —

Um jedem vielleicht zu Arglosen den vollen Beweis zu geben, wie es gemeint ist, erklärt Frenssen in einem Nachtrag, daß seine Darstellung des Lebens Jesu eine Frucht fünfjähriger, gewissenhafter Studien sei, nennt die Quellenwerke und empfiehlt dem Leser eine Anzahl populärer Schriften zum weiteren Unterricht über den Gegenstand. Also ein nacktes Tendenzwerk der negativen Theologie, bestimmt, den lebendigen Heiland vom Kreuz zu reißen und den „historischen Jesus“ der Schleiermacher, Ritschl zc. an seine Stelle zu setzen. Und dieses Werk, um das so viel Geschrei gemacht wird, diese Geschichte Jesu, von Rosegger längst in weit ausdrucksloserer Form, viel sympathischer mit frommer Demut vor dem erhabenen Gegenstand gelöst, nun selbst!

Eine kritiklose, unreife, unwissenschaftliche, in anmaßendstem Ton vorgebrachte bloße Imprägung von Begriffen, mit denen die grundstürzende Theologie seit Jahren wirtschaftet. Die hochwürdige theologische Fakultät der Ruperto-Carolina wird ihre Freude an der streng wissenschaftlichen Darstellungsweise ihres in schlimmer Stunde übereilt kreierten Ehrendoktors haben: ein Ibeengewirr wie im Kopf zwanzigjähriger Gymnasiasten, die bei heimlichem Bier die Welt reformieren. Wenn Frenssen wenigstens so viel Takt bewiesen hätte, die unübertroffene, prunklose Lieblichkeit der Evangeliumworte nicht mit unreinen Händen zu betasten; aber selbst die ewige, durch Jahrtausende jungfräuliche Schönheit der Bergpredigt und des hohenpriesterlichen Gebetes sind nicht sicher davor, mit der Zunge Frenssenscher Sprachgewalt übergossen zu werden.

„Der inwendige, schwere, geschichtliche und auch seelische Irrtum, auf dem dies ‚Wort Gottes‘, diese ‚Kirchenlehre‘ gegründet war — nämlich, daß sie lehrte: jener schlichte Held wäre als ein ewig himmlisches Wunderwesen, Sohn Gottes und Weltenschöpfer, in Verkleidung auf der Welt gewesen — dieser Irrtum machte, daß diese Kirchenlehre bald etwas Leeres, Hartes und Knöchernes bekam. Und je knöcherner und härter sie wurde, desto mehr fiel sie in die Hände mittelmäßiger Köpfe (!), und je mehr sie in die Hände mittelmäßiger Köpfe fiel, desto mehr brüstete sie sich und sagte, daß sie unveränderlich wäre. Enge Köpfe, Narren erfanden zuletzt das Wort: ‚Gottes Wort und Luthers Lehr‘ vergehen nun und nimmermehr.“

„Da wandten sich im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte die Edelsten im Volk, seine besten Dichter, Denker und Fürsten, und alle Klugen und Edlen, Jungen und Stolzen von diesem Glauben und dieser Kirche ab. Sie verlangten von einer Kirche, daß sie als eine hohe und stolze Heroldsgestalt vor dem Volk voranginge und es auf hohe Wege führe, zu jeder edlen Freiheit. Diese Kirchen aber standen beide, wie zwei alte Marktetenderinnen, ganz hinten, an ihren zerbrochenen Karren, und jammerten und schalteten hinter dem Volke her, das vorwärts zog. Sei, wie zog es vorwärts! Friedrich der Große und Goethe und Helmholtz, . . . wer nennt all die Namen! Wir grüßen euch, Führer!“ (p. 584 f). Phänomenal!

Sat est. Die unfählich eiteln Schlußbetrachtungen mit ihrer Spekulation über alten und neuen Glauben wollen wir unsern Lesern gern ersparen.

*
*
*

Der Ewige sitzt auf hohem und erhabenem Stuhl und lächelt ob seinen törichten Kindern. Der Getreuzigte und Auferstandene hält nach wie vor in den durchgrabenen Händen die Schicksale seiner Welt. Und seine welterlösende Lehre, nicht gebunden an das schwache Wort oder das gehaltene Begriffsvermögen menschlicher Kurzsichtigkeit, durchdringt immer noch, wie lebendiges Blut, ob bewußt, ob unbewußt empfunden, die gesamte, christliche Kultur und wirkt neue Wunder der Erkenntnis, der Barmherzigkeit und der Erlösung, und seine Rechte, erhöht über alle Hände, behält den Sieg.

S. Höffner



Zwischenspiel

Verliebte und Verrückte
sind beide von so brausendem Gesehn,
so bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
was nie die kühlere Vernunft begreift.
Wahnwitzige Poeten und Verliebte
Bestehn aus Einbildung . . .

Im Sommernachtstraum ist's ein übermütiger Kobold und der Saft der Wunderblume, der die armen Menschenkindlein in die Verwirrung der Gefühle bringt. Alte Neigung ist wie weggeblasen, und neue Leidenschaft verstrickt wie Fieber den widerstandslosen Sinn. Wer eben noch für Hermia sterben wollte — „mein Herz soll brechen, bricht es meine Treu“ — girrt selbstvergeffen jetzt zu Helena: „Durchs Feuer lauf ich, wenn's dir Freude macht . . .“

Im federleichten Spiel aus Mondenstrahl und Blütenzweigen, von Elfenkichern umspielt, begibt sich die Komödie der Herzensirrung:

Wenn dann zuel um eine frein,
Das wird erst ein Hauptpaß sein;
Geh'n die Sachen kraus und bunt,
Freu' ich mich von Herzensgrund —

so spricht Puck und lacht sein Schalksgelächter: „O die toll'n Sterblichen!“

Im heiteren Märchenreigen, ungefährlich — hilfreiche Geister sind ja nah, im rechten Augenblick den Bann zu lösen, — spiegeln sich hier menschliche Gefühlswirren. Und auf dem Grund des hellen Spiegels liegt für den, der sie sehen will, Wahrheit und Erkenntnis. Mit einem Wort aus Schnitzler's neuer Komödie „Zwischenspiel“ (Aufführung im Lessing-Theater, Buch bei G. Fischer, Berlin) kann man sie aussprechen, es ist die „tiefe Unsicherheit aller irdischen Beziehungen zwischen Mann und Weib“. Was Shakespeare in einer göttlich freien Stunde lächelnd zu hold'rer Gaukelei, befreit von Erden schwere, gewendet, das schafft dem modernen Weltkind unserer Tage grüblerische Reflexion; zu spürender Dialektik lockt es ihn; zu einer zerfessenden Gefühlsschemie.

Elfenpuk mit Liebestrank und Zauberkräften, die Incubi und Succubi mittelalterlicher Beseffenheiten, sie sind in ihrer alten Fabelgestalt versunken. Was sie bedeuteten und wirkten, das ist aber geblieben. Eintleidung, symbolische Personifizierung waren sie in einer fabelfroheren Zeit für die unerklär-

lichen Mächte des Inneren, für unüberwindlich rätselvolle Triebe, für den jähen Zwang des Blutes, für die lockenden Trugbilder der Phantasia.

Einen ähnlichen Gedanken, der den gleichen Kern in den mythologisch-legendarischen Vorstellungen primitiverer Zeiten und in der modernen Seelenforschung feststellt, spricht Lafcadio Hearn, der englisch-japanische Philosoph, aus, wenn er sagt: „Figürlich können wir sagen, daß jeder Intellekt eine Welt von Geistern ist — Geister, die unvergleichlich zahlreicher sind, als die anerkannten Millionen der Shinko-Kamis (der japanischen Ahnengeister), und daß die geisterhafte Bevölkerung einer einzigen Gehirnzelle die wildesten Phantasien der mittelalterlichen Scholastiker von der Zahl der Engel, die auf einer Nadelspitze stehen können, noch übersteigt.“

Ein Wort von Lessing gehört noch in diesen Zusammenhang, das jene „Trolls in unserem Herzen und Hirn“ mit scharfem Blendlaternenschein belichtet, jenes Wort, das in einer Shakespearerarakteristik (Romeo und Julia gegen Voltairs Zaire) von den „kleinsten, geheimsten Ränken“ spricht, „durch die sich ein Gefühl in unsre Seelen einschleicht, all den unmerklichen Vorteilen, die es darin gewinnt, all den Kunstgriffen, mit denen es jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis es der einzige Tyrann unserer Begierden und Verabscheuungen wird“.

Für solche eingeborene Dämonologie hat nun von allen Gegenwartsdichtern — wenn man den großen Heimlichkeitsbeschwörer Ibsen ausnimmt — das stärkste künstlerische Interesse Artur Schnitzler. Und in diesem letzten Werk, „Zwischenpiel“, versucht er mit subtilen Erweckungskünsten solch Walten in die Erscheinung zu bringen. Und das Thema ist, noch einmal formuliert, die „ewige Unsicherheit aller irdischen Beziehungen zwischen Mann und Weib“.

Ein Ehefall gibt den äußeren Stoff und die Gelegenheit, experimentell in alle Schleichwege der Seele hineinzuleuchten, auf denen durch Phantome der Einbildungskraft, durch Märchen des Blutes, durch Illusions- und Vorstellungsgebilde Menschen sich von unkontrollierbaren Einbildungs Kräften überumpeln lassen.

Das Goethewort wird hier gegenwärtig, auch voll des beklommenen Gefühls der Unsicherheiten: „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft“, und die letzte Frage ist: Wer kennt den andern, wer kennt sich selbst?

Und Schicksalstronien spielen bedeutungsvoll hinein, ein Mensch glaubt, wahr zu sein, und gerade in dem Moment belügt er sich am schwersten. Ein Mensch glaubt, ein Verlorenes wiedergefunden zu haben, und gerade da ist es ihm unaufhaltsam entglitten.

Solche komplizierten inneren Geschehnisse, wie sie hier sich begeben, werden den normalen Durchschnittsnaturen nicht zum Ereignisse, oder aber sie setzen sich anders bei ihnen um, sie werden bequemer, handfester erlebigt. Schnitzler nahm als geeignete, möglichkeitsreichste Träger der Vorgänge ein Künstler Ehepaar.

Er, Amadeus, Kapellmeister und Komponist; sie, Cäcilie, Sängerin. Die menschlichen Beziehungen dieses Ehepaares bekommen dadurch eine steigendere Komplikation, daß sie beide eine künstlerische Gemeinschaft voll ganz einzigen, unentbehrlichen Verständnisses haben. Sie singt seine Lieder, wie niemand anders es kann, und er weckt in ihr, beim Studium ihrer Rollen, ungeahnte Verständnisse und tiefe Blicke.

In der Kunst sind sie eins, aber in die Lebens- und Liebeseinheit hat sich ein Spalt zerfessend, verwirrend eingemischt. Den Mann zieht es nach einer

anderen Frau, einer Phyllinennatur, die seine Phantasie in Schwingung bringt, die seine künstlerische Erregbarkeit mit den Reizen eines Neuen, mit dem Gefährlichen des Abenteuers lockt aus der stillen, in Einklang gesänftigten Atmosphäre seines Hauses.

Es ist ein feiner Zug Schnitzlers, daß er diese Phylline, die Theatergräfin Friederike, nicht weiter individualisiert hat, sie erscheint uns als eine typische Komete. Sie dient hier eben nur als eine Statistin des Gefühls, sie ist das Zufallsobjekt, das in der sensitiven, eindruck- und emotionsfüchtigen Natur dieses Musikers Wünsche, Illusionen auslöst. Sie lagen bereit da, auf der Lauer, wartend, schon die leiseste Berührung weckte sie.

Im ersten Akt werden diese inneren Situationen, die unausgesprochen und doch voll bedrückender Gegenwart sind, vom Dichter mit feinen indirekten Mitteln transparent gemacht. Und in einer Szene beginnt nun die Komödie der Irrungen des Gefühls, das Masken- und Trugspiel wider Willen, das selbsttäuschungsvolle, unbewußte Drehen im Kreis, nicht minder verblendet und verheert als der Liebesnummenschanz im Athenewald, nur nicht heiter, nur nicht ungefährlich. Amadeus, immer im Bann seiner Augenblicks-Phantasien und Vorstellungen, von widerstreitenden Empfindungen hin und her gezogen, will sich seine Frau als künstlerische Gefährtin, als Kameradin, als Freundin erhalten. Sein sprühendes, irrlichterierendes Gehirntemperament, sein ästhetischer Egoismus entzückt sich an dieser Idee, er berauscht sich daran, und von diesem Einbildungsstrahl benebelt, merkt er gar nicht, daß Cäcilie mit weiten, starren Augen und zuckenden Lippen vor ihm sitzt, daß sie so, von sprödem Gefühlsstolz stumm gemacht, nicht widerspricht und nur aus tief verborgener Liebe, um nicht ganz zu verlieren, ihr Ja zu dem Vorschlag sagt.

Sein Selbstbetrug und ihre Gefühlsvergewaltigung sind die Ausgangspunkte für die innere Handlung des Stückes.

Der zweite Akt spielt nach längerem Trennungszwischenraum, er führt die Menschen unter veränderten seelischen Bedingungen zusammen. Und charakteristisch ist's, wie die Freiheit verschieden auf den Mann und auf die Frau gewirkt hat.

Bei Amadeus ist jener Phyllinenrausch verfliegen, die Verzauberung ist aufgehoben, und den Gelöbten suchen jetzt wieder Cäcilien-Gedanken heim. Wie sagt Shakespeares Demetrius im Sommernachts Traum:

Nun zum natürlichen Geschmack genesen,
Begehrt' ich, Lieb' ich sie, schmacht' ich nach ihr . . .

Ein sehr bedeutsames, viel zu wenig beachtetes Motiv spielt hier, daß nämlich viel mehr Männer, als man glaubt, im letzten Grunde monogamisch veranlagt sind.

So „klipp und klar“ und direkt wird das hier selbstverständlich nicht gesagt, vielmehr wird indirekt an Einzelzügen gezeigt, wie sich in Amadeus, dem innerlich jetzt Freien und neu Empfänglichen, alle Gefühlskristallisationen um die Vorstellungen Cäcilien bilden. Fruchtbare Faktoren sind dabei die Trennung, die illusionierende Ferne, die Berichte von den Triumpfen, die Cäcilie auf ihrem Gastspiel feiert, nicht zuletzt die uneingestandene Eifersucht auf alles, was sie erleben könnte, und besonders auf jenen jungen Fürsten Siegmund, dessen Huldigung Cäcilie schon früher aus einer gewissen Reaktion gegen Phylline duldete.

Dies konventionelle Motiv der stimulierenden Eifersucht scheint mir von Schnitzler bewußt so konventionell gewählt. Es liegt hierin eine Schicksals-

ironie, zu zeigen, wie primitiv und typisch die Mittel der Natur sind beim Fallenstellen, und wie die Intelligenten genau so hineintappen wie die „Dumben“.

So baut sich in dem Mann ein neues Bild der Frau mit neuen lockenden Eigenschaften auf.

Während er so zu sich zurückgekehrt, ist sie, im Gegensatz zu ihm, „außer sich geraten“, sie ist eine andere geworden. In den künstlerischen Triumpfen, in der gesteigerten Atmosphäre der Bewunderung, in der Leidenschaft, über Kränkung und Verschmähung hinauszuwachsen und sich ein eigenes Schicksal zu schaffen, hat sich ihr Wesen geweitet; ein Glanz leuchtet in ihren Augen, ein Klang vibriert in ihrer Stimme, der Amadeus fremd ist und ihn berauscht.

In dieser Begegnung begibt sich jetzt neue Gefühlsverwirrung. In ihm ist die Wiederliebe zur Cäcilie, wie er sie gekannt, vorbereitet, sie mischt sich nun aufreizend mit dem verführerischen Fluidum eines ihm ganz neuen Wesens. Und Amadeus sagt: „Nein, du bist nicht die, die jahrelang meine Frau war; das habe ich in dem Augenblick empfunden, als du hereintratest. Nur ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht zwischen dem jungen Mädchen, das vor sieben Jahren eines Abends in meine Arme sank, und der, die heute aus der Fremde in diesem Hause für kurze Zeit eingekehrt ist. Aber diese sieben Jahre habe ich mit einer anderen verlebt — mit einer stillen, gütigen Frau, mit einer Art von Engel vielleicht, der nun verschwunden ist. Die, die heute kam, hat eine Stimme, die ich nie gehört, Blicke, die mir fremd sind, eine Schönheit, die ich nicht kenne . . .“

Auch dies ein bedeutungsvolles Lebensmotiv, daß die Menschen im Gewohnheits-Nebeneinander sich im immer gleichen Lichte sehen, in scheinbar ewig festgelegter Form, bis eine besondere Situation enthüllend zeigt, wie wenig die Nächsten voneinander wissen.

In diesem dramatischen Gegenüber sind nun also die Rollen getauscht. Er brennt lichterloh, und sie, die sich mühsam überwunden, die schwer kämpfend von ihm sich innerlich unabhängig gemacht, erschrickt und erinnert ihn an das Freundschaftsbündnis. Doch er, in der Amnebelung der begehrenden Sinne, umstrickt sie und nimmt sie, die dann von der Hochspannung dieser Momente überrumpelt wird, wie eine Geliebte.

Es begibt sich hier etwas psychologisch Ähnliches, wie in jener verhängnisvollen geistig-ehedrecherischen Liebesnacht Eduards und Charlottens in Goethes Wahlverwandtschaften.

Cäcilie ist nun so vom Dichter gezeichnet, daß dies Erlebnis mit Trug und Geschlechtsverführung für sie eine unheilbare Gefühlsverletzung voll tödlicher Scham bedeutet.

Amadeus, nur in Eigen-Illusion, glaubt sie wiedergewonnen, zumal, da seine Angst, daß Cäcilie ihm in der Zwischenzeit untreu war, überzeugend zerstreut ist, und gerade jetzt hat er sie wirklich verloren. Cäcilien's Feingefühl graut es vor einem noch schlummernden Ende, vor noch erniedrigenderen Konsequenzen der Selbstlüge und der reizbaren Schwäche der Einbildung. Sie zwingt sich zu dem Trennungsentschluß. Und Amadeus vermag es nicht, sie zu halten.

Und als er, der unverbesserliche Illusionist, wie ein schmollendes, ratloses Kind — ein feiner Zug in dieser labilen, gleitenden Künstlernatur — gekränkt sagt: „Das ist der Lohn dafür, daß wir gegenseitig immer wahr gewesen sind“, antwortet ihm die wissend gewordene Frau: „Sind wir's denn immer gewesen? Wenn alles andere wahr gewesen ist, — daß wir beide uns so schnell daren

gefunden in jener Stunde, da du mir deine Leidenschaft für die Gräfin und ich dir meine Neigung für Siegmund gestand — das ist nicht Wahrheit gewesen. Hätten wir einander damals unseren Zorn, unsere Erbitterung, unsere Verzweiflung ins Gesicht geschrien, statt die Gefassten und Überlegenen zu spielen, dann wären wir wahr gewesen — Amadeus, und wir wären es nicht.“

Schnitzler ist hier wieder der Wissende, der mit spähen den Augen auf die Kreuzwege der Seele blickt, in jene schillernden Übergangs- und Grenzgebiete des Gefühls. Er führt die psychologischen Komplikationen klug und sicher und fein Experiment nimmt einen den Bedingungen der gewählten Stoffe logisch entsprechenden Verlauf.

Aber aus diesem kühlen, verstandesmäßigen Bild des Experiments, oder man könnte auch sagen der Gleichung, geht schon hervor, daß die Kunst, die hier waltet, durchaus zerebral ist.

Um diese schwankenden, diffizilen Zustände in die dramatische Form zu bringen, mußte eine rechnerische Konzentration angewendet werden, die die Personen ausschließlich zu Wortführern der Schnitzlerschen Dialektik macht, zu Figuren, die ein Schnitzlersches Thema in Dialogen austragen. Die Dialektik und das Thema sind anregend und nachdenklich, aber in der dünnen Luft der Abstraktion, auf den „steilen Eisgraten des Gehirns“ werden die Figuren selbst etwas schemenhaft. Sie tragen ihren Zweck und Beruf, Divisionsobjekte für einen bestimmten Fall zu sein, zu deutlich an der Stirn, sie ermangeln allzu puritanisch eines gewissen menschlichen Wertes.

Diese Technik ist disputatorisch, antithetisch, ja man wird manchmal an die antike Stichomythie erinnert; ein Rätoneur als Chorus fehlt nicht; die Rede wird mit Thesen und Sentenzen durchwirkt, paradox, geistreich-spielend, schillernd-gefährlich, und oft voll tieferer Bedeutung. So heißt es: „Verlockungen widerstehn mit Sehnsucht in der Seele, kann von allen Lügen die schlimmste und gefährlichste sein, und man kann eher aus Abenteuern heil nach Hause kommen als aus Wünschen,“ was an Oskar Wildes Immoralistenpointe erinnert: Das beste Mittel, Versuchungen zu überwinden, ist, ihnen nachzugeben.

Aber dieser Rätoneur sagt auch Wahrheiten, die noch ernstere Gesichte tragen: „Das ist das Charakteristische aller Übergangsepochen, daß Verwicklungen, die für die nächste Generation vielleicht gar nicht mehr existieren werden, tragisch enden müssen, wenn ein leidlich anständiger Mensch hineingerät.“

Diese Technik, die eigentlich ein gewisses Ausspielen seelischer Trümpfe ist, eine psychologische Partie, fesselt zwei Akte lang ungemein. Im dritten leidet sie künstlerisch Schiffbruch. Die seelische Situation der Cäcilie verlangt nach einer anderen Spiegelung, als daß die Arme sich selbst und uns in destillierter Rede das Problem präzisieren muß. Hier lebt Schnitzlers Klugheit etwas peinlich auf Kosten des dichterischen Feingefühls.

Und die Klugheit wird wieder beeinträchtigt durch eine Unsicherheit, fast könnte man sagen durch ein böses Gewissen. Das bringt Schnitzler um die überlegene Haltung, und um es zu verbergen, wird er geräuschvoll, er unterstreicht und schreit ins Publikum. Der Rätoneur, den er bis dahin zum Glossieren, und, da dieser ein dramatischer Dichter, zu einer witzigen Doppelspiegelung der Vorgänge benutzte — eine Variation zu der alten Vorliebe dieses Dichters fürs „Spiel im Spiel“, mit den sich daraus ergebenden romantischen Ironien — der muß jetzt mit einer überdicken Deutlichkeit und einer für einen Freund dieses Hauses bestreblichen burlesken Taktlosigkeit die Situationen kommentieren.

Es scheint hier, als ob Schnitzler aus einer Angst vor dem Publikum Vorbeuge-Maßregeln anwendet, wenn er diesen Räsoneur von Stücken sprechen läßt, bei denen man doch beruhigt nach Hause gehen kann, nachdem der Vorhang gefallen ist; wenn er durch diesen geschwägigen Mund den Zuhörern klar macht, wie fein es ist, daß Cäcilie und Amadeus nicht ihres Kindes wegen den Konventionschluß des Beieinanderbleibens auf sich nehmen.

Es gibt einen Schriftsteller, dem solch Jonglieren, solch gleichzeitiges Spielen mit den verschiedenen Gesichtern der Dinge, glänzend gelingt, das ist der Ire Bernhard Shaw. An Shaw erinnert auch diese Räsoneur-Figur.

In der ausschließlich zerebralen, nur auf die Einfälle der Gehirnphantasie aufgebauten Welt Shaws hat solches passende, ganze Existenz. Solche Figuren sind die wahren Bürger dieser Welt: Esprit-Homunculi.

Aber Artur Schnitzler, der den unvergessenen Einsamen Weg geträumt, hat doch im eigentlichen noch ein anderes Reich voll dämmernderer Ferne. Und wandelt er auch als ein Bewußter darin, so bleibt der lyrische Klang doch unverloren.

Felix Poppenberg



Neue Bücher

Das Tagebuch einer Verlorenen

Dieses Buch (Fontane & Ko., Berlin), das nunmehr bereits im 50. Tausend in den Buchhandel gebracht worden ist, gehört zu jenen, auf die man nur aus Gründen des äußeren Literaturlebens eingehen muß. Hier handelt es sich um das meistverkaufte Buch des letzten Jahres. Das gebietet die nähere Betrachtung. „Die Menschen sein schlechte,“ heißt's im heftigen Volkslied. Ich sage das nicht in irgend einer moralischen Entrüstung mit frommem Augenaufschlag, sondern einfach, weil ich mir nicht erklären kann, daß nicht jeder, der dieses Buch gelesen, soviel Nächstenliebe besaß, um jeden anderen vor der Lektüre desselben zu warnen. Ich habe noch selten eine schwerere Enttäuschung erlebt. Ins Bergland hinauf, in dem ich den Sommer verlebte, war die Kunde von dieser neuesten aufregenden Sensation der Großstadt glücklicherweise nicht gedrungen, hier in Berlin erhielt ich dann vier Monate nach Erscheinen des Buches ein Exemplar aus dem 35. Tausend. Fast gleichzeitig hatte ich eine Erklärung Margarete Böhmes gelesen, in der sie etwas weinerlich sentimental sich gegen den — soll man sagen Vorwurf — wehrt, das Buch selber verfaßt zu haben. Sie sei in Wirklichkeit nur die Herausgeberin dieses von einer toten Verlorenen stammenden Werkes. Der Titel verrät ja eigentlich genug, um wen es sich handelt, und die Ankündigungen taten das übrige. Man konnte nach alledem das Buch für eine Spekulation der pikanten Literatur halten. Damit wäre ein solcher Erfolg aber doch wohl kaum zu erklären. Auch heute, wo man selbst für reichlich ausgesprochene Pornographie den weit genährten Mantel des Künstlerischen findet, pflegen derartige Werke doch mehr auf den Hintertreppen des Literaturlebens in die Häuser zu gelangen, und auf die Weise entstehen nun einmal keine sehr großen Auflagen. Außerdem pflegt ja dann der Staatsanwalt bald sein unzureichendes Mittel der Buchanklage anzuwenden. Das war hier nicht der Fall. Im Gegenteile konnte man auch von ernst zu nehmenden Kritikern Urteile hören, daß das Werk tiefe Einblicke

in die Frauenseele gewähre, daß wir eine wertvolle Stimme aus Schichten des Lebens heraus vernähmen, um die wir uns sonst höchstens in der Art des Heineschen Rezeptes, „Grüß mich nicht Unter den Linden“, zu bekümmern pflegten.

Nun gestehe ich gern, daß ich bei solchen Ankündigungen neuer Offenbarungen, zumal aus der Frauenseele, längst mißtrauisch geworden bin; aber ein so arges Danebengreifen wie hier hätte ich doch nicht für möglich gehalten. Im übrigen drehte sich der literarische Streit hauptsächlich darum, ob Margarete Böhme die Verfasserin des Tagebuches sei oder ob dieses wirklich von einer Dirne stammt. Es ist ganz sicher, daß die letztere Annahme zum großen Teil den Erfolg des Buches ausgemacht hat. Ich für meinen Teil begreife nicht, weshalb Margarete Böhme, wo sie nun in so pathetischen Tönen den Glauben für ihre Angaben verlangt, nicht das einfache Mittel wählte und sich bereit erklärte, das ursprüngliche Tagebuch einer beliebig zu wählenden Kommission von Schriftstellern vorzulegen. Denn die faktimierte Wiedergabe zweier Seiten aus dem Buche ist eigentlich ein grober Anflug. Mir persönlich scheint das völlig gleichgültig. Erst recht, da die hier geschilderte „Verlorene“ aus Gesellschaftskreisen hervorgegangen ist und eine Erziehung genossen hat, die wenigstens ebensogut ist wie die zahlloser unserer Berufsschriftstellerinnen. Ich habe sehr viele weit dirnenhaftere Bücher von hochangesehenen Schriftstellerinnen gelesen, und die betreffenden Damen scheinen sich nach den Kritiken, die sie von ihren Werken sammeln und veröffentlichen, noch Wunder was darauf einzubilden, daß sie mit solcher Freiheit die letzten Schleier von der Seele des Weibes gezogen hätten.

Wenn dagegen Margarete Böhme im Vorwort folgendes ausführt: „Als das vorliegende Tagebuch in meine Hände gelangte, war es meine Absicht, den Inhalt nach einiger Zeit zu einem Roman zu verarbeiten. Auf Anraten meines Verlegers stand ich später von diesem Vorhaben ab und zog es vor, die Aufzeichnungen nach der erforderlichen Bearbeitung im Original der Öffentlichkeit zu übergeben“, so klingt dieser Eingang allerdings so ganz nach Sensations- und Geschäftsmacherei, daß sich die Dame nicht wundern darf, wenn auch nach ihrer späteren Erklärung man überall der Meinung begegnet, sie sei in der That die Verfasserin des Buches. In dem Buche steht auch nicht eine einzige Zeile, die dieser Tatsache widerspräche; es steht auch nicht eine einzige Zeile in dem Buche, die wirklich einen stärkeren Ausschrei aus der Tiefe, eine wirklich starke Sehnsucht nach Licht und Erlösung aus moralischer Finsternis bekundete. Es steht auch nicht eine Zeile in dem Buche, die für die Psychologie des Dirnentums etwas beibrächte, was nicht längst in Werken männlicher Schriftsteller, belletristischen und wissenschaftlichen, gesagt worden wäre. Dagegen stehen ganze Seiten drin von jener sentimentalen und verwachsenen Phrasenologie einer üppig ins Kraut geschossenen Anklageliteratur, in der jedes Liederliche und schwache Weibsbild die menschliche Gesellschaft für ihren Fall verantwortlich machen will oder aber eben dieser Gesellschaft Heuchelei und Gewinnsucht vorwirft, weil sie an dem dummen Vorurteil festhält, eine Dirne nicht für gesellschaftsfähig zu halten. Es ist hier eine Frau geschildert, die, wenn sie auch nur ein einziges Mal den wirklich festen Willen hätte, aus dem Sumpf herauszuwaten, sofort die hilfreichen Hände dazu fände. Sie aber bleibt ruhig drin sitzen und heult und jammert, daß die Menschen stets behaupten, sie sitzen im Sumpf. Aus diesen inneren Gründen würde ich ebenfalls sagen: Nein, der Roman ist nicht das Tagebuch, also das wahre Bekenntnis-

buch eines Menschen, der in die Tiefen des Lebens hinabgestoßen worden ist, sondern literarische Mache, wenn nicht das Schicksal der „Seldin“ schließlich von einer Art wäre, die zahllose Frauen gar nicht für ein verlorenes Schicksal ansehen. Wir erleben es bei berühmten Variétékünstlerinnen gerade in diesen Tagen, daß sie Reklamefeuilletons schreiben lassen, in denen ein viel bewegteres Liebesleben zur Erklärung ihres Brillantschmuckes öffentlich vor aller Welt ruhmredig verkündet wird. Ich habe noch nicht davon gehört, daß sich gegen diese Feuilletons ein Entrüstungsturm erhoben hätte oder daß sie große Verwunderung oder Bewunderung als psychologische Aufschlüsse aus den Lebenstiefen erregten.

So erscheint mir dieser große Bucherfolg als eins der betrüblichsten Zeichen. Denn es handelt sich um ein in jeglicher Hinsicht schwaches und auch gemachtes phrasenhafte Buch. Zu seinem Erfolg mögen die Erwartung von Pikanterie, die, wie ausdrücklich hervorgehoben sei, nicht in einem in der heutigen Literatur ungewöhnlichen Maße erfüllt wird, und die rückgratlose Sentimentalität der Kritik und des gesamten großstädtischen Literaturlebens beigetragen haben. St.



Un empfehlenswerten Kalendern sind uns zugegangen: *Erwitsch's Reichskalender* (Berlin, Erwitsch & Sohn, gebunden M. 1.—), ein kleiner, feiner *Damentkalender* desselben Verlages (geb. M. 1.50), der bekannte „gemeinnützige“ *Oldenburgische „Volksbote“*, der schon den 69. Jahrgang zählt (Oldenburg und Leipzig, Schulzische Hofbuchhandlung); auf Kunstreise berechnet ein *Worpsweder* und ein besonders prunkvoll ausgestatteter *Münchener „Kalender bayrischer und schwäbischer Kunst“* (herausgeg. von Prof. Dr. Jos. Schlect, München, Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H.). Ein „*Leipziger Kalender*“ von Georg Merseburger tritt als künstlerisch ausgestattetes Jahrbuch und Chronik speziell für Leipzig auf, wird aber auch weit über dessen Stadtgrenzen hinaus interessieren; eine neuartige Anregung bringt er in seinem Anzeigenteil, in dessen Dienst sich eine ganze Anzahl Künstler gestellt haben, um künstlerische Inserate (Zeichnung oder Kunstfas) zu entwerfen, und so eine mustergültige Reklamesammlung zu schaffen, die zugleich eine Geschäftscharakteristik von bleibendem Werte bietet. Die Dieterichsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig bringt einen von Otto Julius Bierbaum herausgegebenen *Goethe-Kalender* (Preis M. 1.—), auf den wir noch zurückkommen. Endlich hat das Bibliographische Institut in Leipzig zum zehnten Male „*Meyer's historisch-geographischen Abreißkalender*“ mit seinen 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträts, kultur- und kunstgeschichtlichen Darstellungen (Preis M. 1.85) und der Verlag von Spemann, Berlin und Stuttgart, gleich drei nicht minder reich illustrierte *Abreißkalender* herausgebracht: einen *Kunst*, einen *historischen Medizinal*- und einen *Alpenkalender*. — Unserer Jugend sei der illustrierte „*Tierschuß-Kalender*“ empfohlen, den der Berliner Tierschußverein (Berlin SW., Königgräberstraße 41) für nur 10 Pfg. abgibt. Ferner sei bei der Gelegenheit auf das 69. Bändchen der B. G. Teubnerschen Sammlung „*Aus Natur und Geisteswelt*“ aufmerksam gemacht, das aus der Feder des bekannten Straßburger Astronomen Prof. Dr. Walter F. Willicenus eine knappe aber erschöpfende *Geschichte des Kalenders* und eine wirklich gemeinverständliche Darstellung seiner mathematisch-astronomischen Grundlage gibt. (Preis M. 1.—, geb. 1.25.)





Baukünstlerische Zeitfragen

Von

H. Walling

Vom Taktgefühl in der Architektur

Unter Takt im allgemeinen Sinne verstehe ich ein urteilendes Gefühl, welches Menschen und Dinge auf solche Weise gelte und nehmen läßt, daß jeder und jedes alle Bejahung seines Wesens findet und damit auch allen zu Gleichem dient, so wie ein Ton in schöner Musik sich selber alle Wonne ist und zugleich das Ganze es nur mit ihm ist.

In unserer Menschewelt bemerken wir nicht oft diesen Takt; da scheint er eine seltene Ware zu sein. Vielleicht hat ihn vollkommen nur die ungeheure Natur in ihrer Harmonie, die uns wie ein Furchtbares über alle unsere Begriffe geht und unser Streiten in sich schließt.

Man spricht von einem angeborenem Taktgefühl und einem anerzogenen. Es gibt aber auch eines der Verhältnisse, welches, je nachdem man es auffaßt, beides ist, sich geschichtlich bildet und den zu seiner Zeit Lebenden als ein Geschenk der Götter in den Schoß fällt. Es sind die Zeiten, wo in der menschlichen Gemeinschaft etwas blüht; und dieses hat dann Takt.

Den alten Griechen war das Giebeldreieck mit seinen Akroterien eine geheiligte Form, die nur den Tempeln zustand. Als sie später profan wurde und jede Haustüre schmücken mußte, verlor sie zwar ihre Würde und Größe, immerhin blieb sie ein Motiv bei den anderen, wenn auch ein herabgekommenes.

Es gab solche Zeiten, wie wir sie nicht aus Erfahrung kennen, da fand beim Bauen jede Aufgabe von selber Gestalt und Formen, die ihr adäquat waren wie ihr Begriff, also nichts anderes, nichts ihr Fremdes enthielten. Da entstanden sprechende Gebilde, wie eine Sprache mit ihren Worten entsteht oder ein Geschlecht lebender Wesen aus dem Nichts sich erhebt.

Dann kamen Zeiten, und die kennen wir noch, da hatte man die fertigen Formen der früheren, aber andere Verhältnisse und Aufgaben, und war selber ausgewachsen und verknöchert. Es war die Zeit gekommen,

wo das Bewußtsein, der urteilende Takt der Einzelnen und Führenden eingreifen mußte, um ungefähr zu bewirken, was früher von selber geschah. Wir haben diese Probe schlecht bestanden.

Hier müssen Andeutungen genügen; deshalb sei es an ein paar Beispielen gezeigt.

Aus dem Bilde, daß Architektur stumme Musik sei, können wir mit noch tieferem Sinne herausholen, daß auch sie nur in der Zeit da sei, je ihr Tempo habe, in dem allein sie lebe, begriffen, aufgenommen werde, und sonst nicht; wie man doch auch nicht, weil man es eilig hat, etwa eine Symphonie hastig in fünf Minuten sich vorspielen lassen kann; und daß sie ebenso einige Stille um sich her und im Gemüte des Subjekts brauche, welches sich in ihr als in einer Umgebung fühlen soll, die einer gewissen Stimmung schön entspricht. Die Architektur eines Palastes, äußere und innere, fühlt sich nur in würdiger Ruhe in ihrem Lebenselemente, die eines Tanzsaales braucht heitere Lust, ein Landhaus draußen das Mitspielen der Natur, eine Scheune und ländliche Baukunst den Fleiß der Bauern, ein Schuppen, daß man ihn nur betritt, wenn man etwas in ihm sucht, und nur so lange in ihm verweilt, als man dazu nötig hat. Und umgekehrt: ein Gebäude oder ein Raum, in dem man sich nicht länger aufhält, als man muß, das man bloß um anderer Zwecke willen, die man im Kopfe hat, durchschreitet, muß ein architektonisches Wesen haben, das dem gemäß ist, wie dem Schuppen das seinige; so ist es angemessen und schön: künstlerisch taktvoll.

Und nun denke man an die Bahnhöfe und Posthäuser, die seit dreißig Jahren in Preußen und weiterhin gebaut worden sind! Je größer sie sind, je flüchtiger und drängender der Verkehr in ihnen stutet, um so aufwendiger sind sie in prächtigen und möglichst starken Motiven „durchgebildet“. Es hat aber weiter gar keine Wirkung, als daß es belästigt, Aufmerksamkeit, Sinne und Nerven von den Aufgaben, die sie dort haben, ablenkt und sie irritiert; mir war deshalb z. B. die Bretterbude des Luxemburger Bahnhofs als Bahnhof so durchaus angenehm, wie jene Prozenbauten mir zuwider sind. Im Sinne des Tactes, von dem wir reden, sind sie nichts anderes. Welche sittlich-ästhetische Tactlosigkeit liegt auch darin, zwischen Marmor, reichen Schnitzereien u. dgl. Beamte von kleinbürgerlicher Lebenshaltung Pfennigmarken verkaufen zu lassen usf.

Wären die hier vergeudeteten Millionen im Sinne unserer Definition über das Land ergossen, wie viele Disharmonien hätten sie verschwinden machen, wie viele echte Potenzen an Bauwerken auslösen, wie vielem neuen schönen Leben die Bahn ins Erscheinen bereiten können! — Die neueste Art in der Baukunst neigt zu dem, was wir meinen, aber sie ist voller Absichtlichkeit und Manier, welche sie jenem Ziele bloß theaterhaft sich nähern lassen, — von außen, nicht von innen; denn das Innere, das Volk, aus dem es hervorgehen müßte, um wirkliches Leben zu haben, ist gar nicht beteiligt an diesem Treiben.

* * *

Vom Mitgefühl oder Verständnis für Baukunst

In Lindau i. B. haben sie vom Castrum Tiberii, welches zur Zeit der Römer auf der Insel war, noch einen geringen Mauerrest, gewaltige Buckelquadern zeigend. Um eine große Inschrifttafel anzubringen, haben sie einen ziemlichen Teil der Bossen weggeschlagen: eine sonderbare Art, etwas zu ehren, indem man es zerstört, die dem unlogischen Menschen recht ähnlich sieht; denn das bloße Gestein haben die Römer doch nicht gemacht.

Die Rothenburger (die ob der Tauber) rühmen sich, ihre elektrische Beleuchtung in liebevoller Pietät so angelegt zu haben, daß die alten Straßenbilder nicht im mindesten gestört seien. Fährt man hin, um die Laten dieser weißen Raben zu schauen, so findet man, daß sie die Leitungsdrähte versteckt geführt haben, so wie die Flaschner es mit Klingelleitungen tun, — ein ganz unnützes Verstecken; denn was vernünftig da ist, kann sich auch sehen lassen. Aber wo einer herunter zu einer Laterne geht oder in einem Rohre zur Erde führt, haben sie jedes gotische Gesimse und Quaderwerk auf seinem Wege durchgehauen, eingeschlizt und verlest, anstatt ihn über die Gebilde herumzubiegen und auf sie aufzulegen. Das ist nicht Pietät, sondern Roheit, zeigt völligen Mangel fühlenden Sehens.

Im Palas der dortigen Hohenstaufenburg hatte man um 1400 einige kleine romanische Fenster der Kapelle zugemauert, um innen eine zusammenhängende Fläche für Malereien zu bekommen; neuerdings haben sie, als „Restaurierung“, diese Füllsel herausgeschlagen und damit die Gemälde zerstört; es rührte sie nicht. Aus den Fugen der uralten Ringmauer dieser Kaiserburg wächst ein Wald von Buschwerk heraus und zersprengt Jahr für Jahr mehr der edlen Quadern; sie sehen und fühlen es nicht.

Das äußere Spitaltor von 1587, das schönste Werk seiner Zeit, geben sie seit drei Jahren bewußt der Zerstörung preis u. dgl. m.

In Eßlingen haben sie von des Hohenstaufen Friedrichs II. Werken noch einen Torturm mit seinem Wappenbilde des dräuenden Löwen und einem anschließenden kleinen Stücke der Wehrmauer, die er gebaut hat. Diesen Rest fand ich aber nicht sauber gehegt und möglichst geschützt, sondern als einen Ort des Unrats. Ein historischer Verein wird auch dort Mitglieder haben.

Da es nun überall so geht, wollen wir bekennen: bei uns in Deutschland werden viele schöne Worte geredet, zu einem kleinen Teile von den wenigen, bei denen sie wirklich schön, weil ehrlich sind, und welche sie auch als erste sagen, zum größeren Teile von den vielen, welche sie nachschwätzen, weil sie wohl klingen oder nach ihrer Meinung ein Ansehen vor den Leuten geben, ohne das geringste davon in ihr Wesen aufzunehmen und ohne den kleinen Finger zur Tat zu rühren.

*

**

*

Von „Anlagen“

Auf den Bergen die Wälder, unten grüne Wiesentäler, die Bäche von feuchtem Erlen- und Weidengebüsch begleitet, draußen auf magerem Sande Kiefernforsten und Heiden. Wogende Felder auf fruchtbarem Boden, in den Dörfern an jedem Bauernhause von lebender Hecke umzäunt ein Gärtchen mit buntem Blumenflor und allem Gemüse für die Küche, und hinter ihm der große Grasgarten mit den vielen Obstbäumen: so ist es schön, weil es auch natürlich und nützlich zugleich ist. Wo der Weinstock gedeiht, werden ihm die der Sonne zugekehrten Hänge mit Fleiß hergerichtet und alle ihre Strahlen auf ihnen aufgefangen, aber gegenüber auf den schattigen Seiten läßt man Eichenschälholz wachsen oder was sonst mit solchen Lagen sich bescheidet; und wo der Mensch nichts mehr zu ordnen findet, auf unfruchtbaren, steinigen Abhängen, Geröll und Triften siedeln sich Schlehdorn und mancherlei buntes Buschwerk an, den Singvögeln sehr willkommen.

So ist es recht; und recht ist es auch noch, wenn stattliche Alleen zu Herrensitzen hinaufführen, wenn diese sich mit stillen Rasenflächen und Schattenbäumen umgeben und die Städte ein gleiches für Augen und Lungen ihrer Bürger tun. Für recht mag es auch noch gelten, wenn die Engländer, die schon längst nicht mehr von den Früchten des eigenen Landes leben, es in eine künstliche Wildnis verwandeln, seinem Klima und Gelände gemäß in weite Wiesen mit zerstreutem Busch- und Baumwerk und künstlich regellosen Pfaden; ja es mag noch hingehen, wenn deutsche Fürsten dies hie und da nachahmten, obwohl es eigentlich bei uns nicht recht ist, fruchtbares Land nicht Früchte tragen zu lassen.

Aber die Sache wird übel, wenn jener Geist der Ökonomie mit der Natur das Volk verläßt, wenn alle und jeder, der es sich leisten kann, auf kleinem Raume dergleichen treibt, indem es Mode ist. So weit haben wir's nun gebracht; es wüthet bereits in jedem Landstädtchen und hat schon manches Dorf ergriffen.

Um Bodensee, der gänzlich von Obst- und Weingärten umkränzt war und an dessen Strande man früher ungehindert gehen konnte, ob schon er den Besitzern der angrenzenden Ländereien gehört, kann man vielfach sehen, daß reich gewordene Städter ein Stück solchen sonnigen Fruchtlandes den Bauern abgekauft, eine Villa hineingesetzt, es mit hochwachsendem Nadel- und Laubholz dicht bepflanzt haben, welches durch seinen Schatten die benachbarten Grundstücke ertraglos macht, und es bis weit ins Wasser hinein beiderseits abgesperrt haben. Das ist ihr „Recht“, aber sie passen da in die Natur und ihr Verhältnis zu den Menschen wie ein Pfahl ins Fleisch oder wie die Faust aufs Auge.

Wer Freiburg i. Br. früher kannte, erinnert sich wohl mit Entzücken, wie die alte Dreisamstadt mit ihrem Münster dicht am rebenbewachsenen Schloßberge lag, von dessen Scheitel der Rand des dunklen Schwarzwaldes

heruntergrüßte. Das war einzig schön und einzig so in Deutschland. Aber sie haben es zerstört, haben die Reben ausgehauen und mit vielen Kosten und Mühen den steilen Hang mit sogenannten englischen Anlagen beklebt, wie man sie überall hat und haben kann.

In Rothenburg o. T. — die alte Reichsstadt, so klein sie ist, bietet für fast alle Fragen, die uns angehen, Beispiele — haben sie es ähnlich getrieben. Auch den langgestreckten Burgraum hat man auf willkürlich umgemodelter Oberfläche mit solchen Anlagen bepflanzt. Kein historisches Gefühl, kein Bedenken an die glänzende, von Schicksalen erfüllte Vergangenheit hat die Linien der Wege gezogen und den Bäumen ihre Stelle gewiesen; die Schatten der Vergangenheit hat man vertrieben, statt ihnen eine grüne Wohnung zu bereiten! Wie schön und voller Geheimnisse wäre es, hätte man mit Gärtnerwerk und weitschattenden Linden die Vorburg, den engen inneren Hof der Kaiserburg, Hinterburg, Wehrgänge und Zwinger andeutend nachgezeichnet!

Das Übel beruht immer auf dem gleichen Fehler: der hohlen Willkür, die sich von derjenigen Verbundenheit mit Natur und Menschen entfernt, welche als eine Einheit zugleich Freiheit, Maß und Schönheit für alle ist. — Da jenes nun eine Äußerung des kapitalistischen Wesens ist, welches schnell zunehmend in der Menschheit sich ausbreitet, so mündet auch unsere besondere Frage in die große Frage der Zeit ein.



Neue Bücher und Bilder

Ein Meisterwerk Menzels als Zimmerschmuck

So starkgeistige und weniger die Gemütswerte anregende Kunstschöpfungen, wie die Menzels, sind der Mehrzahl als Wandschmuck ihrer Wohnräume nicht besonders willkommen. Man zieht da im allgemeinen Bilder vor, die das Stimmungsmäßige betonen. Aber abgesehen davon, daß für verschiedene Räume verschiedenes sich eignet, besteht doch auch ein Unterschied innerhalb der im Geiste gleichen Kunst, und zwar beruht dieser — und das ist wieder einmal eine beweiskräftige Widerlegung der einseitigen Betonung des Wie in der Kunst — auf dem stofflichen Inhalt. Wenn Menzel einen Tiergarten darstellte oder das Treiben auf einem Marktplatz, so werden große Blätter nach diesen Bildern wohl nur wenige Liebhaber finden, die sie gerade zum Wandschmuck geeignet halten. —

Ganz anders jedoch jene Werke historischen Inhalts, die zwar aus dem gleichen Geiste heraus erfaßt sind, die aber dadurch, daß sie einen für jeden von uns bedeutsamen Vorgang in stärkster Wahrhaftigkeit vor uns erstehen lassen, in uns dieselben starken Gemütswerte wieder wachzurufen geeignet sind, die der Vorgang selber auszulösen vermöchte. Trifft das in hohem Maße für Bilder zu, die er aus dem Zeitalter unseres alten Kaisers Wilhelm gemalt hat, so in noch höherem Maße für seine Friedrichsbilder. Es ist bis heute weder dem Drama noch dem Epos gelungen, Preußens Werdegang künstlerisch wirksam zu verklären. Menzels Friedrichswerk ist das

eigentliche Epos der preußischen Gedichte, und für mich steht in der Reihe von Menzels Friedrichsbildern am höchsten „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“, und zwar weil es die einzigartige Fähigkeit dieses Mannes zeigt, mit dem Unglück zu wachsen. Dieses Bild verzichtet ganz und gar auf die gefällige Mitwirkung unserer Freude, unseres Stolzes, bei einer Schlacht, einem weltgeschichtlichen Vorgang, bei dem wir die Sieger gewesen sind. Hier stehen wir vor einer Niederlage, einer — beinahe selbstverschuldeten Niederlage. Es ist ein Meisterwerk psychologischer Ergründung und Darstellung, wie es Menzel gelungen ist, in Friedrichs Gestalt alle diese Gefühle zusammenzudrängen, die ihn in diesen schweren Stunden seines Lebens bedrängen mußten. Von allen den zahlreichen Gestalten im Bild weiß Friedrich allein, daß die Niederlage unabwendbar ist. Wie wußte bei seinem starken Verantwortungsgefühl da der Vorwurf auf ihm lasten, daß bei geringerer Vertrauensseligkeit auf Dauns Untätigkeit es niemals so weit hätte kommen können! Aber höher, als das Verantwortungsgefühl für die Vergangenheit, ist das Pflichtgefühl für die Zukunft. In diesem Augenblick hat die Vergangenheit kein Recht an ihn, die Gegenwart nur so viel, als aus dem jetzigen Geschehen gerettet wird, was für die Zukunft fruchtbar werden kann. Unter diesen widerstrebenden Gefühlen wird das sonst so lebendige Gesicht des Königs ebern; den Seinen bringt es damit Trost und Zuversicht, denn für sie ist es Entschlossenheit, in Wirklichkeit ist es Verschlossenheit. Im Grunde steht nur sein Körper in der Gegenwart, und hier tut er seine Schuldigkeit, indem er die Seinen zum Ausharren ermuntert, der Geist aber erwägt im Augenblick der Niederlage die Möglichkeiten eines künftigen Sieges.

Menzel hat das Bild 1856 gemalt, zu einer Zeit, als er von den künftigen Historienmalern noch recht über die Achseln angesehen wurde. — Die psychologische Aufgabe scheint mir vollauf gelöst, und ich glaube nicht einmal, daß sie ihm allzu große Schwierigkeiten bereitet hat; denn er, der selber so verschlossen und nur mit dem unbedingten Siegesbewußtsein für die Zukunft durchs Leben ging, hat den verschlossenen Preußenkönig im Grunde weit besser verstanden, als den schöngeistigen Plauderer von Sanssouci. Unendlich schwieriger aber fiel auch Menzel in diesem Falle die malerische Aufgabe, und zwar vor allem das Problem der Lichtbehandlung. Der Überfall bei Hochkirch fand in der fünften Morgenstunde des 14. Oktober 1758 statt. Da ist ein fahles Nebelgrau die einzig natürliche Lichtquelle. Aber der Vorgang erhielt eine schauerliche künstliche Beleuchtung durch die brennenden Häuser, deren Flammenmeer durch die dicken Rauchschwaben, die vom Wind gegen das Preußenlager getrieben wurden, hindurchleuchtete. Dazu kam das grelle Aufblitzen des Pulvers. In diesem Licht erkannte Menzel das Mittel, das personenreiche und nach verschiedenen Seiten hin bewegte Bild zur Einheit zusammenzuzwingen. Auf dem ganzen Gemälde ist keine Gestalt, die nicht irgendwie die Wirkung dieser Belichtung zeigte, und sei es auch nur durch ein Widerspiegeln in einem Uniformknopf. Menzel, der sechs Lebensjahre an dies Bild gewandt hat, hat auch hier wieder mit einer fast beispiellosen Sorgfalt seine Studien gemacht. Dem Spätaufsteher Menzel mußten sich die Modelle im Freien zwischen Nacht und Morgengrauen zur Verfügung stellen, und während der ganzen Zeit fehlte er bei keiner nächtlichen Feuersbrunst, um hier das Spiel der Flammen, die Bewegungen des Rauchs, die Lichtwirkungen studieren zu können. Hier ist also wieder einmal nicht die Spur von Impressionismus vorhanden. Menzel

hat offenbar gefühlt, daß diese Maltechnik ein Widerspruch zum geistigen Gehalte eines Historienbildes sei; gerade der dauernde Eindruck, der in uns von einem großen geschichtlichen Ereignis sich gewissermaßen kristallisiert, macht eine Technik, deren Wesen Augenblicksschilderung ist, auch dann unecht, wenn in Wirklichkeit das dargestellte Ereignis von einer Art war, der die impressionistische Darstellung entsprechen haben würde.

Aber wenn Menzel hier auch mit aller Peinlichkeit eines holländischen Kleinmalers gearbeitet hat, so werden wir doch nichts von dieser Arbeit gewahr. Sie drängt sich uns nirgendwo auf, nichts in dem Bilde nimmt für sich die Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch, wir empfangen den großen gewaltigen Gesamteindruck gleich beim ersten Blick, und dieser Eindruck wird durch das Studium der Einzelheiten immer mehr vertieft. Es gibt sicher nur ganz wenige Kunstwerke, in denen die volle Einheit zwischen technischem Ausdrucksmittel und geistigem Gehalt, in denen das völlige Aufgehen aller Einzelheiten in dem Gesamteindruck so vollkommen erreicht ist, wie hier. Das Original dieses Werkes hängt jetzt im Arbeitszimmer des Kaisers im neuen Palais zu Potsdam.

Ich freue mich, auf eine dem Meisterwerke ebenbürtige künstlerische Reproduktion hinweisen zu können, die es auch dem bürgerlichen Hause ermöglicht, sich diesen kostbaren Wand Schmuck zu verschaffen. Es ist klar, daß gerade einem solchen Werke gegenüber, dessen letzte Wirkungen auf der geistigen Behandlung des Lichts beruhen, eine mechanische Überfetzung versagen muß, daß hier nur eine Nachbildung möglich ist. Auch die beste Photographie wird dieser belebenden Lichtbehandlung das feine Geistige rauben müssen und es durch das Mechanische ersetzen. Die unendliche Zahl Lichtspiegelungen, die dem Maler die Verschiedenheit der Farben ermöglicht, muß bei einer Reproduktion, die sich von dem in solchen Fällen doppelt gefährlichen Farbendruck fernhält, auf die zwei Töne schwarz und weiß beschränken. Nur der Radierer, der erkannt hat, daß das Wesen der Lichtwirkung in der Gegenfälligkeit von hell und dunkel und in der Ausnutzung aller Abstufungen zwischen diesen beiden Gegensätzen beruht, vermag eine im Geiste treue Nachbildung eines solchen Wertes zu erreichen.

F. A. Börner, dem wir schon manches schöne Blatt verdanken, hat in seiner großen Radierung nach diesem Menzelschen Gemälde vielleicht seine beste Arbeit geliefert. Er hat in seinem Schwarz-Weiß eine solche Fülle von Abstufungen erreicht, daß er gerade das für dieses Bild zum Kompositionsmittel gesteigerte Lichtspiel in überzeugender Treue wiedergibt. Börners Art ist der Menzels offenbar geistig verwandt; auch er ist Kleinarbeiter ersten Ranges, aber nirgendwo ist ihm die Einzelheit Selbstzweck, überall dient sie nur zur Erhöhung des Gesamteindruckes. — Das prachtvolle Blatt ist im Verlage von Stiefbold & Co. in Berlin, Marktgrafenstraße 25, erschienen. Die Papiergröße ist 90×120 cm, die Bildgröße 55×71 cm. Die mit höchster Sorgfalt hergestellten Schriftdrucke auf Chinapapier kosten 40 M. Außerdem sind noch Remarkedrucke auf Japanpapier vorhanden, von denen die vom Radierer gegengezeichneten 150 M., die von Menzel gegengezeichneten Blätter 300 M. kosten. Die billigere Ausgabe, die aber auch bereits den höchsten Ansprüchen Genüge zu tun imstande ist, macht dieses Prachtblatt auch bescheideneren Verhältnissen zugänglich.

R. St.





Mozart

Von

Dr. Karl Storck

1. Mozarts Stellung in der Entwicklung

Die 150. Wiederkehr des Geburtstages Wolfgang Amadeus Mozarts wird von der ganzen gebildeten Welt gefeiert werden. Das ist auch anderen Künstlern gegenüber schon der Fall gewesen, aber jedenfalls wird es bei keinem Musiker mit dieser Überzeugung und dieser Freude geschehen können, wie gerade bei Mozart. Die Musik aller Kulturländer sieht in ihm einen, man möchte sagen ihren Gipfelpunkt. So erscheint Mozart geradezu als der Gipfel aller Musik. Ich weiß, gerade wir Deutschen sprechen dies heute mit einer gewissen Bangigkeit aus. Es erhebt sich dabei in uns ein ähnlicher innerer Widerspruch, wie wenn wir Raffael als den größten Maler preisen hören. Dennoch wird man der Bezeichnung Mozarts als größten Musikers nicht so leicht widersprechen, vor allem wird man nicht leicht einen Ersatz finden, wie etwa in der Malerei für Raffael.

Die beiden Namen, die sich einem in der Musik sofort aufdrängen, sind die Johann Sebastian Bachs und Beethovens. Richard Wagner wollte ja selbst nicht vom rein musikalischen Standpunkt aus gewürdigt werden, und eine derartige Beurteilung seiner Persönlichkeit müßte auch, wie wir aus Erfahrung wissen, zu Schiefheiten führen. Bach, den Beethoven vorahnend ein „Meer“ nannte, offenbart gerade uns Heutigen in immer gewaltigerer Weise seine Größe. Es ist auch ganz zweifellos, daß sein Einfluß und seine lebendige Mitwirkung in unserem Musikleben in den nächsten Jahrzehnten noch in ganz ungeahnter Weise wachsen werden. Dennoch wird Bach sicher niemals in jenem Maße lebendige künstlerische Macht in unserem Leben werden, daß wir darob vergessen könnten, daß er ein „Alter“ ist. Ich hüte mich vor dem Worte veraltet. Das käme mir

wie Blasphemie vor; dagegen ist bei Bach für unser Gefühl vieles zu alt, viele Einzelheiten in der Form, ja oft genug das Gesamtverhältnis dieser zum Inhalt, indem sie nach der Gewohnheit vergangener Zeiten gebietet, wo sie bloß gehorchen sollte. Mit einem Worte: daß, was Bachs ungeheure Größe ausmacht, daß er die musikalische Kunst zweier vollständig getrennter Zeitalter in seiner Person vereinigt, macht es uns, die wir so ganz im zweiten Zeitalter stehen, fast unmöglich, ein volles Gegenwärtsverhältnis zu ihm zu gewinnen. Gerade bei der Musik aber ist dieses unumgänglich notwendig. In jeder anderen Kunst ist ehrwürdiges Alter eher ein günstig einwirkender Wert. Bei der Musik dagegen ist es nicht zu leugnen, daß ihre Wirkung zeitlich begrenzt ist. Die Ursache dieser Erscheinung eingehender zu würdigen, würde hier zu weit führen (vgl. meine Musikgeschichte, S. 88 ff.).

Beethoven andererseits ist der ausgesprochen moderne Musiker, der Begründer und Höhepunkt jener Musik, die eigentlich auch dann nicht mehr für sich allein steht, wenn sie ohne die Verbindung mit anderen Künsten vor uns tritt. Er selber hat seine schöpferische Tätigkeit als „Dichten in Tönen“ bezeichnet und schon in diesem Ausdruck eine bestimmte Art, man könnte sagen eine gewisse Tendenz der Benutzung des Tonmaterials angedeutet.

Wir folgen einer der fruchtbarsten Anregungen, die Goethe für die Erkenntnis des künstlerischen Schaffens gegeben hat, und sehen die eigentliche geniale Tätigkeit in der innerlichen Produktion, also gewissermaßen in der Produktion innerhalb der Welt der Idee. Die Umsetzung der Idee in diese Gestalt oder Tat aber betrachten wir immer nur als eine von vielen Ausdrucksformen. Danach können wir sagen, daß bei Beethoven die Produktion nicht rein musikalisch ist, sondern mit Entwicklungsvorstellungen oder Gedankenanschauungen verknüpft erscheint, die sich eher dem Gebiet der Dichtung, der Philosophie oder z. B. auch dem in der Natur liegenden Bilde nähern. In Beethoven liegen die Reime der Programmmusik und der symphonischen Dichtung. Was seine Überlegenheit über alle Nachfolger ausmacht, ist die ungeheure musikalische Kraft seiner Natur, mit der es ihm gelang, die vielfach aus dem Vorstellungskreise der Dichtung oder der Anschauung heraus produzierten Ideen ganz in Musik aufzulösen.

Es ist deshalb höchst kurzichtig, wenn man Beethoven, wie es vielfach geschieht, zu den absoluten Musikern rechnet; er ist nie und nirgendwo ein solcher. Wohl aber ist es Mozart.

Darum ist auch für Schopenhauer, den Begründer einer wirklich eindringlichen Musikästhetik und bis heute auch ihren größten Vertreter, nicht Beethoven der Gipfel der Musik, sondern Mozart. Denn Schopenhauer mußte es erscheinen, daß Beethoven jene Sondermacht der Musik bis zu einem gewissen Grade preisgegeben oder unausgenutzt gelassen habe, die nach der Lehre Schopenhauers der Musik die Vormachtstellung unter allen Künsten einräumt. Schopenhauer definiert diese Sonderstellung der Musik dahin, daß sie die Idee selber gebe, während alle anderen Künste nur Ab-

bilder der Idee uns zu vermitteln imstande seien. „Deshalb eben ist die Wirkung der Musik um so mächtiger und eindringlicher als die der anderen Künste, denn diese reden nur vom Schatten, jene aber vom Wesen.“ Und weiter meinte Schopenhauer: „Die Erfindung der Melodie, die Aufdeckung aller tiefsten Geheimnisse des menschlichen Willens und Empfindens in ihr ist das Werk des Genius, dessen Wirken hier augenscheinlicher als irgendwo fern von aller Reflexion und bewußten Absichtlichkeit liegt und eine Inspiration heißen kann. Der Begriff ist hier, wie überall in der Kunst, unfruchtbar, der Komponist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Weisheit aus in einer Sprache, die seine Vernunft (d. h. sein waches Bewußtsein) nicht versteht, wie eine magnetische Sonnambule Aufschlüsse gibt über Dinge, von denen sie wachend keinen Begriff hat.“

Dagegen gehört zweifellos in das Gebiet des Bewußten und Absichtlichen, wenn Beethoven Begriff und Wesen des Selbstentums uns kündigt (Eroica), wenn er als Gegenstück dazu den Genuß und die Freude des Friedens und der behaglichen Ruhe (Pastorale) schildert. Überhaupt liegt den musikalischen Entwicklungsgängen aller Sonaten und Symphonien Beethovens die Vorstellung eines bestimmten seelischen Erlebens zugrunde, und diese Vorstellungsart ist in ihrem Wesen dichterisch. Darauf kommt es an. Dadurch, daß Beethoven für diese dichterischen Gedanken eine musikalische Ausdrucksform wählt; dadurch, daß diese musikalische Ausdrucksform von so hinreißender Kraft, von so urmusikalischer Naturgewalt ist, erreicht er den Sieg des Musikalischen über das Dichterische, während bei sämtlichen Vertretern der symphonischen Dichtung das Musikalische im günstigsten Fall zur Vollbringung des dichterischen Wollens ausreicht. So kann man wohl dahin kommen, daß man in Beethovens Musik bloß die höhere Bestimmtheit des Ausdrucks sieht und damit die stärkere Gewalt dieses Ausdrucks und dabei vergißt, daß diese gewaltigen Eigenschaften immerhin einer Einengung des rein und nur Musikalischen zu danken sind. Ich persönlich will hier, um jedem Mißverständnis zu begegnen, offen gestehen, daß mir die Tonwelt Beethovens näher steht und wertvoller ist, als irgend eine andere. Ich erkenne aber, daß das auf einer gewissen Veranlagung der einzelnen Natur beruht, daß überhaupt die ungeheure Wirkung Beethovens auf der faustischen Veranlagung der neuesten Zeit beruht, daß die musikalische Kraft eines Bach oder Mozart an sich zwingender ist. Daß vor allem die rein musikalischen Wirkungen Mozarts auf unendlich größere und weitere Schichten der Welt stärker sind, scheint mir unzweifelhaft festzustehen.

Vielleicht liegt hier der innerste Grund für die Tatsache, das Goethe sich zu Beethoven nicht hingezogen fühlte, während seine Schätzung Mozarts unbegrenzt war. Wir wissen, wie leicht und wie tief noch der ganz alte Goethe sich in die Musik Bachs hineinhörte, als der Knabe Mendelssohn ihm Werke Johann Sebastians vortrug. Man darf Aussprüche Goethes auch dann, wenn sie dem neunmal weisen akademischen Fachkritiker, wie er in der neueren Musikliteratur immer häufiger wird, mehr als ästhetische

Schönheitsreden vorkommen, niemals als solche abtun. Der alte Goethe verstand es so vorzüglich, „zugetnüpft“ zu sein, und beherrschte die Kunst des Schweigens in so unvergleichlicher Weise, daß, wenn er etwas über Kunst äußerte, das niemals Phrase ist. Wenn Goethe sagte: „Mir ist es bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben“, so berührt sich das aufs nächste mit Schopenhauers Vorstellung von der Sonderstellung der Musik. Denn in Gottes Busen vor der Schöpfung war das denkbar gewaltigste Walten schöpferischer Kräfte; die Schöpfung selber war nachher das Gestalten und Formengeben der schöpferischen Idee, war Ausdrucksmittel und Ausdrucksergebnis der schöpferischen Kraft. Also alles, was die Welt zeigt, was Gestaltung geworden ist, ist Abbild jener urschöpferischen Kraft. Goethe empfand also der urmusikalischen Kraft Bachs gegenüber jenes Verhältnis von Idee und Abbild der Idee, das Schopenhauer für die Unterschiede des Wesens der Musik und der anderen Künste festgelegt hatte. Sicher beruht auf dem gleichen Grunde Goethes außerordentliche Hochschätzung Mozarts und seine Zurückhaltung gegenüber Beethoven, bei dem er das Gefühl hatte, als zwänge er die Musik zu einem Ausdrucke, der nach des Dichters Meinung nicht ihr eigentliches Gebiet ist.

So oft Goethe, zumal in seinen späteren Lebensjahren, auf das Wesen des Genies zu sprechen kam, nannte er Mozart. So in dem oben erwähnten bedeutsamen Gespräche mit Eckermann vom 11. März 1828, in dem er die Bedeutung des Wortes „Produktivität“ in so ungeahnter Weise steigerte: „Denn was ist auch Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? Alle Werke Mozarts sind von dieser Art; es liegt in ihnen eine zugehende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und so bald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte.“ In einem genau vier Jahre späteren Gespräch, wenige Tage vor seinem Tode, wandte er sich schroff gegen die Meinung, daß in Dingen der Wissenschaft und Künste lauter Irdisches am Werke sei, daß diese weiter nichts als ein Produkt rein menschlicher Kräfte seien. „Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Willen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raffael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen läßt.“ Diese drei sind für Goethe überhaupt eine Art Offenbarung des Künstlerischen. „Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht . . . so stellte sie den Mozart hin als etwas Unerreichbares in der Musik.“ Gerade im Hinblick auf Mozart grollte Goethe über „das ganz niederträchtige“ Wort komponieren. „Wie kann man sagen, Mozart habe seinen ‚Don Juan‘ komponiert! Komposition — als ob es

ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt. Eine geistige Schöpfung ist es, das einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot."

Es gibt in der Tat vielleicht überhaupt keinen Künstler, in dem sich das Genie als schöpferische Kraft, als Schöpfenmüssen so offenbart wie in Mozart. Dieses Schöpfen hat bei ihm etwas von göttlicher Sicherheit und Heiterkeit. Es fehlt völlig das Promethidenhafte. Nichts von Kampf. Nichts von Qual. Seinen Werken gegenüber hat man dasselbe Gefühl des Mühelosen, des ausgesprochen Göttlichen im Schaffen, das da will, daß etwas da sei — und es ist da. Der Schöpfer aber sah, daß es gut war. In Mozarts Briefen findet man manche Aussprüche, die diese Art seiner Natur beweisen. Einem Knaben, der ihn fragte, wie er das Komponieren lernen könne, antwortete er: „Wenn man den Geist dazu hat, so drückt's und quält's einen: man muß es machen und man macht's auch und fragt nicht darum.“ Für ihn bedeutet Musizieren Komponieren, oder vermeiden wir das von Goethe so verpönte Wort und sagen: in Tönen gestalten. Dem Vater schreibt er am letzten Juli 1778 aus Paris, daß er nur ungern Unterricht gebe und es als Erlösung betrachte, wenn er die Stunde hinter sich habe. „Sie dürfen nicht glauben, daß es Faulheit ist — nein! — sondern weil es ganz wider mein Genie, wider meine Lebensart ist. Sie wissen, daß ich sozusagen in der Musik stecke, — daß ich den ganzen Tag damit umgehe.“ Ein andermal schreibt er, daß er so vergnügt sei, „weil ich zu komponieren habe, welches doch meine einzige Freude und Passion ist“. „Ich bin ein Komponist und bin zu einem Kapellmeister geboren, ich kann und darf mein Talent im Komponieren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat (ich darf ohne Hochmut so sagen, denn ich fühle es mehr als jemals), nicht begraben“, schreibt er dem Vater, als der ihn ans Geldverdienen mahnt. Wie stark dieses Gefühl des inneren Reichtums bei ihm war, der Unerlöschlichkeit, weil er als urschöpferische Kraft sich ein Versagen derselben gar nicht denken konnte, zeigt jener Glückwunsch an den geliebten Vater: „Ich wünsche Ihnen, daß Sie so viel Jahre leben möchten, als man Jahre braucht, um gar nichts Neues mehr in der Musik machen zu können.“ Dieser Mann aber, der eine so unerlöschliche Kraft in sich fühlt, der das gewaltigste wie spielend gestaltet, verzagt fast gegenüber einer Pflichtarbeit, die er ohne innere Anteilnahme schaffen soll. So muß er 1790 seiner Frau gestehen, wie schwer es ihm falle, das kleine Adagio für ein Orgelwerk in einer Uhr zu schaffen, das ihm vom Grafen Deym bestellt war, „so gern er seinem lieben Weibchen etwelche Outaten in die Hände gespielt hätte“. Er wollte das Adagio gleich schreiben, „tat es auch — war aber, weil es eine mir sehr verhaßte Arbeit ist, so unglücklich, es nicht zu Ende bringen zu können — ich schreibe alle Tage daran,

muß aber immer aussetzen, weil es mich ennuyiert — und gewiß, wenn es nicht einer so wichtigen Ursache willen geschähe, würde ich es sicher ganz bleiben lassen — so hoffe ich aber doch, es so nach und nach zu erzwingen“.

Diese Selbstbekenntnisse, soviel sie uns dazu helfen, Mozart näher zu kommen, sind natürlich doch keine Erklärung seines Wesens. Wunder muß man eben glauben, erklären kann man sie nicht. Das Wunderbare des künstlerischen Schaffens tritt bei keinem Künstler so hervor, wie bei Mozart, dessen ganzer Lebensgang uns davon berichtet. Nicht zuletzt erkennen wir in diesem, wie sich mit dem Unbewußten und Ungewollten des genialen Produzierens ein seltsam frühreifer Kunstverstand bei der Gestaltung eint, der ganz merkwürdig von der sonstigen Kindesnatur des Meisters absticht. Wir werden diese oft nicht genug beachtete Seite in Mozarts Natur am besten bei der Betrachtung seines Lebensganges kennen lernen.



Richard Wagners Briefe an Otto Wesendont

In einem schwächtigen Band treten diese 57 Briefe ergänzend zu den im letzten Jahre erschienenen bedeutsamen Briefen an Mathilde Wesendont. (Alex. Dunder, Berlin. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.) Eigentlich handelt es sich nur um eine Neuauflage, die freilich gegenüber der ersten, vielfach nur bruchstückweisen Veröffentlichung von 1897 eine wesentliche Bereicherung bedeutet. Otto Wesendont (1815—1890) war eine überaus edle Natur, der vornehmste aller Helfer, die Richard Wagner in schwerer Bedrängnis gefunden. Welch warmes Dankempfinden dieser ihm bewahrte, verraten diese Briefe auf jeder Seite. Daß die Freundschaft durch Wagners Liebe zu Wesendonts Gattin nicht getrübt wurde, ist der sicherste Beweis für die Lauterkeit jener Beziehungen. Der große Wert dieser Briefe für die Erkenntnis des Menschen Wagner beruht darin, daß wir hier sehen, wie Wagner am Leben litt; wie er, dem Öffentlichkeitsfuch oft vorgeworfen worden, nur nach Ruhe und stiller Zurückgezogenheit verlangt; wie er sein ganzes Leben nur als Opfer auffaßt, die Werke zu vollenden, zu denen er sich berufen fühlt.

Einige Stellen aus den Briefen werden am beredtesten ihren Wert veranschaulichen.

* * *

„Liebster Freund, geben Sie es auf, mich „unabhängig“ machen zu wollen; ich werde zeitlebens — namentlich im Sinne der Engländer — ein Lump bleiben, und muß somit nur wünschen, es hinge auch niemand von mir ab, denn wer an mir hängt, kommt nicht leicht vom Flecke. Es ist nun einmal so. Vielleicht aber gebe ich bald einmal die Kunst ganz auf; dann ist alles gut. Nur diese hält mich für Zeiten noch in Täuschungen fest, die für mich nur schlimme Folgen haben können. Periodenweise stimmt sie mich sehr leichtsinnig, und Sie wissen, daß Leichtsinns niemand gut tut, am allerwenigsten demjenigen, der ihm sich hingab. Aber gewiß — nur weniges noch — und ich bin einmal imstande,

diesen Quell aller Unvernunft meines Daseins gründlich zu verstopfen: Anlaß genug hätte ich dazu; die Schmerzen, die mir selbst meine Kunst bereitet, wiegen übermäßig die seltenen Entzückungen auf, die sie mir hervorbringt. Es braucht noch wenig, ja, ein einziges: und ich gebe auch dieses Spiel auf: — dann — wird sich's wahrscheinlich machen, wenn auch auf andere Weise, als manche glauben könnten.“ — London, 21. März 1855.

„Glauben Sie, daß meine Sehnsucht nach Haus groß ist: ich hab' keine Ruhe noch Lust, und wenn Sie sich einen Tiger im Käfig denken, der immer nur hin und her sich windet und nur den einen Gedanken hat, wie er es anfange, durch das Gitter hindurch zu kommen, — so haben Sie das Bild meiner täglichen Unruhe vor sich. Seien Sie aber nur versichert, daß ich Sie nicht anklage, mir zu der Londoner Expedition geraten zu haben: ich kann mir niemand denken, der mir nicht dazu geraten haben würde. Nur ich hätte mich besser kennen sollen, und nur ich beging eine Inkonsequenz, die ich ganz gerechterweise nun auch büßen muß. Wäre ich allein nur Musiker, so wär' auch alles ganz in der Ordnung: so bin ich aber zum Unglück noch etwas anderes, und dies macht, daß ich so schwer in dieser Welt unterzubringen bin, so daß es an tausend Irrungen dabei nicht fehlen kann. Es ist eine liebe Not mit mir: aber so viel ist gewiß, — zum Geldverdienen bin ich nicht in der Welt, sondern zum Schaffen; und daß ich das ungefürt kann, dafür hätte nun eigentlich die Welt zu sorgen, die man bekanntlich aber nicht zwingen kann, sondern die ganz nur tut, wozu sie Lust und Laune hat — ungefähr wie ich es einzig auch nur tun möchte. So sind wir denn — die Welt und ich — zwei Starrköpfe gegeneinander, von denen natürlich der mit dem dünneren Schädel eingeschlagen werden muß, — wovon ich wahrscheinlich oft meine nervösen Kopfschmerzen habe. — Sie, liebster Freund, haben sich nun mit dem vortrefflichsten Willen zwischen uns beide gestellt, gewiß um die Stöße abzuschwächen: nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht auch etwas mit abbekommen!

Übrigens liegt der Grund zu meinem jetzigen tiefen Anmute doch mehr in mir selbst, als etwa in dem Unerwarteten meiner hiesigen Erfahrungen. Diese beschäftigen nur, was ich lange schon wußte, und da es mir zuletzt immer nur noch darauf ankam, mit wenigen feiner Fühlenden einzig zu tun zu haben, an das eigentliche Publikum aber weiter keine Ansprüche zu stellen, als höchstens der Achtung vor dem Höheren, so könnte ich hier mich damit trösten, daß ich vielen einzelnen sehr wert geworden bin. Das eigentliche Widerliche und mich tief Kränkende besteht größtenteils in dem Charakter meiner Funktion selbst, indem ich genötigt bin, eine Rolle als Konzertdirigent zu spielen und den unkünstlerischen Ansichten und Gewohnheiten mich zu fügen, ohne selbst nur die Genugtuung zu haben, meine Einwände verstanden zu wissen. — Nun, meine Vorheit ist einmal begangen, und meiner Frau zuliebe, die das Gegenteil sehr betreibt haben würde, habe ich mich entschlossen, auszuhalten, wie sauer es mir auch werde. Jedenfalls wird mich diese letzte Erfahrung aber bestimmen, in keine innere Zertwürfnis dieser Art mich wieder zu bringen, und diesem ungenügenden Musizieren gänzlich auszuweichen, um einzig meine Kräfte für meine Schöpfung beisammenzuhalten. Für meine Arbeit ist der hiesige Aufenthalt sehr feindselig gewesen; er hat mich eigentlich um ein ganzes Jahr zurückgebracht, da ich meinen Geist jetzt so angegriffen fühle, daß ich für den Rest dieses Jahres mich damit begnüge, ihm nur die „Walküre“ noch abzu-

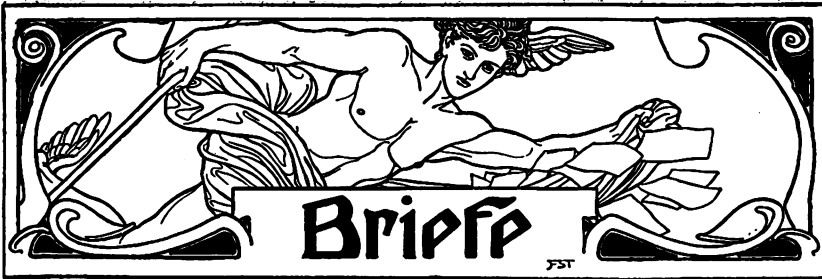
gewinnen, den „jungen Siegfried“ mir aber für das nächste Jahr verspare: diese Resignation gibt mir einzig etwas Ruhe.

Zu meiner großen inneren Befriedigung brauche ich mich — namentlich Ihrem heutigen lieben Briefe nach — über alle meine hiesigen Beziehungen nicht weiter mehr zu erklären: Sie verstehen alles und fühlen mit mir. Glauben Sie, daß ich das für einen Gewinn halte! Die Schärfe jedes Leidens stumpft sich ab, sobald wir dafür Mitgefühl finden: ja, dieses eben ist wohl der einzige Quell der wahrhaftesten und beglückendsten Liebe.“ London, 22. März 1855.

„Sie wollen mir nun „entre nous“ nach Kräften Musikverleger und Fürsten ersetzen? Ach Gott, wenn ich in Ihrer Lage wäre und es vermöchte, würde ich gewiß ganz dasselbe tun, denn geben ist seliger denn nehmen, das ist so recht aus dem Grunde meine Art, der ich von dem Geben (in meiner Weise) eigentlich ganz von Kräften gekommen bin. Ich danke Ihnen für Ihr schönes Anerbieten kaum, da ich sicher weiß, daß das Gefühl, ein solches Anerbieten stellen zu können, eine Wonne sein muß, die sich selbst mehr belohnt, als jede Dankesbezeugung dies vermöchte. Räme es dazu, daß Sie Ihre Absicht mit mir ganz ausführen könnten, so dürften Sie, wenn ich je in der Geschichte der Kunst eine Rolle spielen sollte, wahrlich keine geringe Stelle ebenfalls einnehmen, und diese Ihnen mit Energie und voller Rückhaltslosigkeit zu wahren, sollte mir eine wahre Herzensgenugung sein. Haben Sie Lust, sich mit mir so hoch zu stellen?“ — Zürich, 1. Sept. 1856.

„Eine tiefe, tiefe Ruhe bemächtigte sich meiner; bis auf den Grund meines Wesens wurde ich von einer wohlthätigen Wärme erfaßt, ohne die mindeste Aufwallung zu erregen. Aber es ward mir auf einmal so sonnig hell vor den Augen, daß ich die ganze Welt ruhig verklärt vor mir liegen sah, bis mir eine ernste Träne dieses Bild in tausend wunderbaren Brechungen zeigte. Liebster, ich habe so etwas eben noch nicht erlebt! Eine so gründlich fördernde Macht der Freundschaft ist eben noch nie in mein Leben eingetreten: und was ich nun empfand, war nicht eigentlich die Freude über das erworbene Gut, sondern die herrliche Wärme, die mir das Gefühl Eurer Freundschaft gab, das Bewußtsein, getragen zu sein, was plötzlich jeden Druck, jede Last von mir nahm. — O, ihr guten, lieben Menschen! Was soll ich euch sagen? Wie mit einem Zauberschlage ist plötzlich alles um mich her anders! Alles Schwanken hat ein Ende: ich weiß, wo ich nun hingehöre, wo ich weben und schaffen, wo ich Trost und Stärkung, Erholung und Labung finden soll, und kann nun getrost allen Wechselfällen meiner künstlerischen Laufbahn, Anstrengungen und Mühen entgegensehen, denn ich weiß, wo ich wieder Ruhe und Erfrischung finde, im wirklichsten Sinne an der Seite, im Schoße der rührendsten, treuesten Freundschaft und Liebe! O Kinder! Ihr sollt dafür mit mir zufrieden sein — gewiß, das sollt ihr! — Denn für dieses Leben — gehöre ich euch, und meine Erfolge, ja meine Heiterkeit und Produktivität, sollen mich freuen, ich will sie pflegen und lieben, um euch damit Freude zu machen!“ — Februar 1857, als der Bau des Züricher „Aphel“ beschlossen war.





E. G., B. — P. W., W. — E. F., G., F. — M. C., B. — G. C., G. — C. B., L. — R. E. (M.), D. — W. v. A., W. — E. R., E. G. i. M. — R. W. G., G. — Fr. v. B., G. a. G. — M. (M. C.), J. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im E. leider nicht geeignet.

J. J., G. — Fr. B., W. i. M. — P. C., F.-B. — F. G., M. — Stimmungsvoll, aber doch nicht das, was wir wünschen. Vielleicht senden Sie gelegentlich Neues.

E. B., N. b. B., D.-S. Die Prägung dieser Gedanken scheint uns doch nicht so originell zu sein, daß man darüber die Philosophie des Ben Aliba vergäße. Verbindl. Dank für Ihre frdl. Zeilen.

J. F., E. Wir wollen Ihre Zuschrift gern noch zum Abdruck bringen, gerade weil es die Äußerung eines katpolischen Geistes in dieser Frage ist. Doch müssen wir wegen Raum- mangels noch bis zum nächsten Heft um Geduld bitten. Frdl. Gruß!

G. N., B. Besten Dank für Ihre Zuschrift, die wir dem Verfasser zur Kenntnisnahme übersandt haben.

C. G., M. Die Mehrzahl Ihrer Einwendungen findet durch die Auseinandersetzung in der Offenen Halle wohl ihre Erledigung. Selbstverständlich will der Stirmer genau wie jeder andere vernünftige Mensch den deutschen Viehstand vor Verseuchung aus dem Ausland geschützt wissen. Aber wenn seit Jahren jährlich 70 000 russische Schweine in die obereschlesischen Schlachthäuser geliefert wurden, ohne daß auch nur in einem Falle dadurch eine Seuche eingeschleppt worden wäre, warum konnte dies Kontinent nicht sofort zur Bänderung der Fleischnot erpedlich vermehrt werden? Und warum sperren wir unsere Grenzen gegen Länder wie Holland und Dänemark, deren Viehstand viel weniger verseucht ist als der deutsche, ja als seuchenfrei bezeichnet werden muß? Die „hohen Schlachthausgebühren“ haben nichts mit der Fleischnot zu tun. Selbst im schlimmsten Fall verteuern sie das Fleisch noch lange nicht um 2 Pfennig.

R. B. i., G. (Koll.). Die Gedichte zeugen von innigem lyrischen Empfinden, und wenn sie auch noch keine sehr ausgeprägte Eigenart aufweisen, so sind sie doch beachtenswerte Talentproben.

G. C., P. Es kommt vielleicht einiges in Betracht. Endgültige Entscheidung noch vorbehalten.

E. C., P. (M.). Ihre Ausführungen wollen wir gern zum Abdruck bringen, doch werden Sie sich noch etwas gedulden müssen, da das Heft vollbesetzt ist. Frdl. Gruß!

L. G., E. Wird mit Dank verwendet werden.

F. N., G. Wir haben Ihre Sendung an den Verfasser weitergegeben, vielleicht folgt er Ihrer Anregung. Frdl. Dank und Gruß!

R. L., St. Verbindl. Dank für die willkommenen Zeitungsausschnitte.

R. N., B. Besten Dank für die Broschüre, auf die wir gelegentlich zurückkommen werden.

E. B., C. Auffallend gleichzeitig mit Ihrer Anfrage, ob uns die „physikalischen Baukästen“ bekannt seien, die für reifere Knaben zum Bau von kleinen Apparaten (Dynamo-Maschinen, Schreibtelegraphen, Telephonen, Dampfmaschinen etc.) zur gründlichen Einführung in die Naturlehre dienen sollen, geht uns ein Prospekt darüber „zur gest. Besprechung“ zu. Da wir das Unternehmen aus eigener Anschauung nicht kennen, können wir auch kein Urteil darüber abgeben. In dem Prospekt ist es von einigen angesehenen Schulmännern als gutes Lehrmittel empfohlen. Als Verfasser der Apparate zeichnet Hugo Peter, Halle a. S.

F. Graf, D. G. Verbindl. Dank für Übersendung dieses beweglichen Appells an die „öffentliche Meinung“ des Berl. Lokal-Anz., der ehrwürdigen Junst der Totengräber einen zeitgemäßen Namen beizulegen, da in einem ostafrikanischen Briefe Spänen und Geier die „Totengräber Ostafrikas“ genannt würden und zwar, wie der Biedere zugibt, mit Recht. Denn diese Tiere „nagen den Toten das Fleisch von den Knochen und fressen die kleineren Knochen auf“. „Wie sieht es aber mit unseren Totengräbern? Hierzu sind sie außerstande. Sie sind

kulтивиerte Menschen und dürfen daher wohl nicht mehr ‚Totengräber‘ heißen. Mag dies Wort vielleicht früher zutreffend gewesen sein, heute sind unsere Totengräber schon längst zahm und verblichen nicht, wie die Hyäne ‚Totengräber‘ genannt zu werden . . . Würde man diesen alten Titel beseitigen, wäre auch der Totengräber mehr geachtet. Würden bei uns Hyänen haufen, wüßte man manchmal wirklich nicht, wer von den beiden (Mensch, Hyäne) der Totengräber sei. Darum fort mit dem Wort ‚Totengräber!‘ Rechten wir nicht weiter mit der sonderbaren Logik dieser Beweisführung, aus der eigentlich der Schluß gezogen werden müßte, daß „früher“, als das beanstandete Wort „vielleicht noch zutreffend gewesen“, „unsere Totengräber“ die knochenagende Tätigkeit der heutigen Hyänen ausgeübt hätten. Merkwürdige Standesempfindlichkeiten haben wir ja in letzter Zeit mehrfach erlebt: ein Lehrer fühlte seinen Stand verunglimpft, weil einmal von schulmeisterlicher Pedanterie die Rede war, ein Apotheker erklärte es als „ungehörige Beschimpfung des ganzen deutschen Apothekerstandes“, weil in einer Erzählung ein Angehöriger dieses Standes als hartherzig geschildert war, über die Darstellung eines hyperorthodoxen Geistlichen in einer skandinavischen Novelle und einem um 1200 spielenden deutschen historischen Roman regten sich Protestanten und Katholiken gewaltig auf; und ein preussisches Gericht hat jemand wegen Beamtenbeleidigung belangt, weil er einen Polizisten — Polizist genannt. Danach ist es keineswegs besonders auffällig, wenn die Redaktion der vorgenannten „öffentlichen Meinung“ der Hoffnung Ausdruck gibt, es werde „vielleicht mit der Zeit der altmodische Name (Totengräber) einem moderneren Titel weichen“. Und da könnten immerhin die von Ihnen vorgeschlagenen Titel „Begräbnis-Konfektionär“ oder „Geheim. Verfertigungsrat“ in wohlwollende Erwägung gezogen werden. Frdl. Gruß!

A. B. G. i. P. Diese grüne Karte des Herrn General-Landschaftsrats in Posen ist sehr lehrreich: „Euer Hochwohlgeborenen haben unsere Anfrage, betreffend Ihre Beteiligung an den Jubiläums-Ehrungen für Herrn General-Landschafts-Direktor v. St. hier selbst, bisher unbeantwortet gelassen. Da wir uns hinsichtlich der Ehrengabe, wenn dieselbe rechtzeitig fertiggestellt werden soll, nunmehr baldigst zu entscheiden haben, und auch die Wahl des Saales für das Festessen drängt, so ersuchen wir Euer Hochwohlgeborenen ergebenst, uns bis spätestens zum 20. d. Mts. gefälligst mitteilen zu wollen, ob wir auf Ihre Beteiligung an der Ehrengabe und am Festessen rechnen dürfen. Sollten wir bis dahin eine Antwort nicht erhalten, so würden wir annehmen müssen, daß Sie sich nicht beteiligen. Hochachtungsvoll und ergebenst das Jubiläums-Komitee i. A. zc.“ Sie haben ganz recht, wenn Sie dazu bemerken: Es fehlt nur noch, daß es heißt: „Falls wir am so und sovielten nicht Nachricht haben, erlauben wir uns Ihre Absicht, sich an der Spende zu beteiligen, vorauszusetzen und 10 Mk. (oder mehr) per Nachnahme zu erheben.“ Aber da es ja, wie Sie selber zugeben, genügend viele Empfänger dieser grünen Karte geben dürfte, die „nach bester Überzeugung freier Männer sich als treue Stützen des Reiches und des Deutschtums bemerklich zu machen“ wünschen, so wird den „oben“ so beliebten Herrn v. St. nichts hindern, auch nach „unten“ hin „des starken Bewußtseins seines Werts und seiner Würde“ sich zu freuen. Vielen Dank und Gruß!

A. P. J. Sie rufen noch einmal die Leser des Z. zuziße, um das Gedicht „Beatrice“, das zu den Jugenderinnerungen Ihrer Mutter gehört, zu ermitteln. Es beginnt mit den Worten: „Von der goldnen Abendsonne“, und der Inhalt ist ungefähr der: „Beatrice betet vor einem Bilde im Walde. Da tritt der Räuber Benzoni aus dem Walde hervor. Durch ihre Frömmigkeit und Ansguld rührt sie den Räuber, daß er in sich geht usw.“ Wer rät es?

J. G. E. Die Musterleistung byzantinischen Stils aus den Mecklenburger Nachrichten vom 11. Juli 1905 sei einstweilen an dieser Stelle wenigstens vermerkt: „Seine Königl. Hoheit unser Allerhochlauchtiger Großherzog hat die hohe Gnade gehabt, das geplante Unternehmen dadurch bald vollst zu fördern, daß Allerhöchst-Derselbe geruht hat, die Benutzung des Schloßgartens als Festplatz für die Feier frei zu geben.“ Wunder schön gesagt, in der Tat, und gar nicht mecklenburgisch, so tadellos preussisch klingend!

G. B.-A.-G. Nachdem wir bereits Seite 295 und 440 die Ausführungen auf Seite 87 und 88 dahin richtig gestellt haben, daß die Zeche Borussia nicht nur nicht der mit einer Dividende von 11 % arbeitenden Gelsenkirchener Bergwerks-Altiengeellschaft gehört, sondern die einzige Anlage einer der kleinsten Gewerkschaften des dortigen Reviers darstellt, die eine Ausbeute seit ihrem Bestehen überhaupt noch nicht verteilt hat und anerkanntermaßen zu den unrentabelsten und finanziell schwächsten Bergbau-Betrieben zählt, tragen wir auch gern noch Ihre frdl. Mitteilung nach, daß die Zeche Germania, von welcher die Rettungsapparate bei dem Unglücksfall auf Zeche Borussia geholt werden mußten, der Gelsenkirchener Bergwerks-Altiengeellschaft gehört.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landsbutterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VIII. Jahrg.

Februar 1906

Heft 5

Mein Wildpfad zu Gott

Von

Peter Rosegger

Da gibt es eine Wissenschaft, die so groß und so weit ist, daß sie alle vier Fakultäten zusammen nicht fassen können. Sie müßte eine eigene, eine fünfte Fakultät haben: die Hochschule der Selbsterkenntnis.

Ich studiere an dieser Wissenschaft seit ungefähr fünfzig Jahren mit heißem Bemühen, und mir geht's wie dem berühmten Doktor Faustus, der schließlich so dumm war wie zuvor. Bei der Erforschung unser selbst gehen wir viel zu fein vor; wir prüfen mit größter Genauigkeit und Spitzfindigkeit unser Empfinden, Denken und Wollen, behandeln alles so schrecklich psychologisch und übersehen darob das eine wichtigste Merkmal, auf das Christus hinweist: An deinen Früchten sollst du dich erkennen.

Freilich können wir mit diesen Früchten selten zufrieden sein, so daß wir dann, wie der sündige Bauer, den Grund durchsuchen, wo denn der Fehler liegt, daß die Frucht gerade so geworden. Ganz ähnlich beschäftigt mich meine innere Entwicklung. Ich bin mehrmals befragt worden, wie es denn zugegangen, daß meine religiöse Empfindung und Anschauung anders geworden sei als die meiner Verwandten, meiner Landsleute, meiner Zeitgenossen überhaupt. Wie es denn möglich sei, daß ich trotz meiner sonstigen Altständigkeit mich in vielem Kirchlichen so leicht loszulösen vermochte von den Grundsätzen meiner Vorfahren und meiner Mitlebenden, daß ich mir dreißt

eine Welt- und Gottesanschauung baute, wie sie meiner Person und meinen Aufgaben vielleicht am erspriesslichsten sein mochte, ohne zu fragen, ob es mit anderem stimme.

Wer auf solche Fragen um Antwort suchen muß, der erinnert zuerst daran, daß der Mensch sich seine Welt- und Gottesanschauung willkürlich nicht machen kann, er vermag nicht zu sagen, warum sie so geworden, höchstens, wie es dabei zuging. So nimmt er den Stab und wandert zurück durch sein vergangenes Leben. Er wandert bis in die Jugend und bis in die Kindheit und forscht schon an der Wiege nach einer Abzweigung seines Fußsteigleins von der allgemeinen Straße. — Etwa schon in meinem zehnten Jahre begann ich religiöse Schriften zu verfassen. Es sind die bekannten kirchlichen Züge im Kanzelstil — es ist Nachahmung und Anempfindung. Nur selten eine Wendung, eine Deutung, eine widerseßliche Stelle, die aus mir selber kam. Im übrigen finde ich damals nirgends einen Wendepunkt. Ja die religiöse Gemütsverfassung zeigt nicht einmal eine besondere Entwicklung. Nach Erinnern waren die religiösen Grundzüge meiner Kindheit ungefähr dieselben, die sie noch heute sind. Wunderlich ist nur, daß ich bei meinen sehr genauen katholischen Eltern damit nie angestoßen bin, während ich jetzt mit diesen Grundfäsen an allen Ecken und Enden der Kirche und der Kirchen überhaupt anstoße. Darauf gibt es zwar eine Antwort, die aber nicht hierher gehört. Zu sagen ist nur, daß mich große religiöse Bedrängnisse nie geplagt haben. Den seelenzerstörenden Zwiespalt, von dem andere wissen, kenne ich kaum. Es hat ja auch sehr oft bei mir nicht gestimmt, aber es war alles so wunderbar dunkel, es stand mir im vorhinein fest, daß man in dieser Sache zu keinem klaren Wissen gelangen kann, daß man in religiösen Dingen die Vernunft vergeblich verschwendet. So habe ich mir nicht viel daraus gemacht. Nur schön brav sein, Gott wird's schon recht machen! Damit waren alle Zweifel abgeschnitten. Und doch, ob ich unter „Bravsein“ wohl auch allemal das Richtige verstand, das ist auch gerade nicht mit der Lupe untersucht worden. Im ganzen werde ich unter Bravsein Wahrhaftigkeit, Süchtigkeit und Arbeitsamkeit gemeint haben, denn in diese drei Reiche hat alle Sittenlehre meiner Eltern ausgemündet.

Sum Nachdenken über mein religiöses Empfinden, zum Begründen und Verteidigen meiner Anschauungen kam ich natürlich erst durch erlebten Widerspruch. Da trat es mich klar an, daß ich vielfach anders fühlte und dachte als andere, und wären es sonst auch meine besten Freunde gewesen. Es mußte ja das plötzliche Innwerden, daß man in so wichtigen Dingen allein steht, durch furchtbare Abgründe von lieben Menschen getrennt, es mußte das ja zum Erschrecken sein! Ich erinnere mich nicht, erschrocken zu sein, ich nahm sofort Kampfstellung, als gelte es den selbstverständlichen Schutz eines kostbaren Gutes. Ich begründete, verteidigte, rechtfertigte meinen Standpunkt nach Möglichkeit, und dieses leidenschaftliche Eintreten für meine Sache, die ich bisher mehr geahnt als gedacht, machte sie mir deutlicher,

gegenständlich, sozusagen wirklich, und wenn ich durch meine Rechtfertigungen schon die Gegner nicht überzeugte, so überzeugte ich doch mich. Es kommt ja wohl bei manchen Leuten vor, daß sie erst etwas ihnen ganz Unklares zufällig behaupten und dann, in die Enge getrieben, so lange und leidenschaftlich behaupten, bis sie selber fest daran glauben. Ganz so war es bei mir nicht. Denn etwas Bestimmtes lag fest, und indem ich meinen Glauben bekannte, wurde er immer stärker, indem ich von meinen heiligen Vorbildern sprach, wurden sie immer lebendiger, als weckte sie der Schall der Stimme aus dem Schlaf. Der Gegner mochte die tiefgründigsten und schlagendsten Einwände haben, sie prallten an mir ab, sie rücten meine Meinung nicht um ein S-Tüpfelchen von der Stelle. So sicher war ich meiner Sache, die für mich also unter allen Umständen die Wahrheit bedeutete und ganz als solche wirkte. Aus jedem Streit, den ich über religiöse Gegenstände geführt, ging ich erfrischt und zuversichtlicher hervor. Vielleicht hielten mich die Gegner (ebenso von ihrer Sache durchdrungen) manchmal für geschlagen, während ich das stolze und frohe Bewußtsein des Siegers hatte. Es war ein neues, fast sinnfälliges Gut in mir, das um so köstlicher war, je tapferer ich es erkämpft hatte. Wäre ich mit meiner dunklen Gottes- und Ewigkeitsanschauung nie auf Widerstand gestoßen, so würde sie mir kaum je so klar und brauchbar geworden sein. Dazu muß noch gesagt werden, daß ich nie mit angelesenen oder sonst von außen kommenden Belegen kämpfte, sondern die Beweisführung aus mir selber zog, aus meinen Empfindungen, Wünschen und seelischen Erfahrungen, womit ich mich freilich leicht selbst überzeugte, den Führer eines stillgerecht theoretischen Streites aber gewiß selten befriedigt hatte. Es mag ja vorgekommen sein, daß in neben-sächlichen Dingen beigegeben werden mußte und für den Augenblick gerne beigegeben wurde; im ganzen aber war der Kern meines religiösen Lebens immun. Mir war es nie so sehr darum zu tun, den Gegner zu meiner Anschauung zu bekehren, als vielmehr, mich vor ihm zu rechtfertigen. Denn das merkte ich wohl, daß in den Augen der Welt mein Standpunkt ein törichter schien, während ich doch zu eitel war, um gelassen als Tor gelten zu wollen. Passierte es einmal, daß ein Gegner sich mir ergab, so hatte ich nicht eigentlich die Befriedigung eines Proselytenmachers; mir tat vielmehr der Schwachgewordene leid, und ich mochte ahnen, daß einen Schwächling gewonnen zu haben für meine Sache kein großer Gewinn sei. Ich bedurfte ja eigentlich für meinen Gottesglauben keines Kameraden, sicher fühlte ich mich ohnehin. Mir war es nur unangenehm, wenn andere diese meine ureigene Seelenwelt nicht anerkennen, mir mein Recht dazu abstreiten wollten. Ähnlich waren die Gründe der hüzigen Wortfehden, die ich in meiner Jugend, und wohl auch später, so oft um den Glauben geführt habe.

Jedenfalls ist mein religiöses Empfinden mehr belebt worden in der Stadt bei den Freigeistern als bei dem handwerksmäßigen Katechismusunterricht in der Dorfschule zu St. Kathrein, und bei der Gleichgültigkeit

der Bauernschaft, die sich nur gewohnheitsmäßig an kirchliche Begehungen hielt und sich eigentlich bloß für abergläubisches Zeug erwärmte. Ein Verhalten, das mich zum Spötter gemacht hat. In meinen Schriften ist der Spott über diese Art von Religiosität wohl zu spüren, und obschon er ein paarmal etwas drastisch ausgefallen sein mag, so freue ich mich seiner doch. Ein alter Mann, der nicht bloß guter Katholik, sondern auch katholischer Priester war, hat mir einmal gesagt, ich hätte für das Christentum mehr ausgerichtet mit meinem Spott als mit meiner Salbung.

In die Schule des Spottes kam ich wohl erst bei den Atheisten der Stadt und mußte ich den Spott vorerst über mich ergehen lassen. Die erste nähere Bekanntschaft bei meiner Übersiedlung aus der Bauernschaft nach der Stadt Graz machte ich mit einem Schriftsetzerlehrling. Der war Sozialdemokrat und trotz seiner Jugend bereits agitatorisch tätig. Damals waren die Sozialdemokraten noch romantische Leute, die Revolution machen wollten, um die Güter der Erde unter der Menschheit gleichmäßig aufzuteilen. Mein Schriftsetzer Robert, der nur ein Paar Stiefel besaß, erhoffte sich dabei einen Vorteil, während für meine zwei Paar Stiefel bei der Aufteilung schon eine gewisse Gefahr vorhanden war. Ich bestritt also seine kommunistische Lehre und führte gegen dieselbe auch die Religion ins Treffen. Da hörte ich etwas Neues. Die Religion war nichts als Pfaffenfrug, das Christentum ein System der Großen, um die Kleinen zu fesseln und auszubeuten, und die Gläubigen waren verdummte Knechtsseelen. Als Robert, der sonst ein herzenguter, freundestreuer Junge war, sich von dieser Seite aufgezeigt, hätte ich mich sofort am liebsten von ihm getrennt. Aber ich tat es nicht, ich fühlte mich persönlich angegriffen, suchte also nach Abwehr, die ich anfangs ungeschickt, bald aber mit einer gewissen Schneidigkeit und Schlagfertigkeit betrieb. Sooft wir zusammenkamen, führten wir Streit über Religion, sowohl in fanatischer Art der Überzeugung als auch lustig und sarkastisch und bisweilen derb, aber nie roh, nie mit Absicht die Person des Gegners verwundend. Ich fand nach und nach Vergnügen an solchen Geistes- und Redebübungen und gewann eine gewisse Geläufigkeit in der Verteidigung des Christentums, in der Rechtfertigung der Kirche.

Eines Sonntags nachmittags saßen wir in einem Wirtshause beisammen, ich, der Schriftsetzer und ein junger Theologe aus meiner Heimatsebene, der mich manchmal besuchte. Ganz gemütlich und heiter hatten wir angefangen Bier zu trinken, aber gar bald kam Robert mit seiner kommunistischen Lehre. Ich fürchtete, daß er den Theologen damit verschrecken könnte, denn solche Scholaren sollen sich nicht in derlei verhängliche Gespräche einlassen, sondern sich schweigend zurückziehen, weil nach der Meinung ihrer Oberen die Flucht der beste Schutz vor dem Feinde sei. Mein Theologe aber ließ neuerdings das Bierglas füllen und griff frisch an, indem er der kommunistischen Gewalt das Christentum entgegenstellte. Hierauf behauptete der Schriftsetzer, daß Christus selbst der größte Kommunist und Sozialdemokrat gewesen sei, was mich wieder zur Bemerkung veranlaßte, wes-

halb die Sozialdemokraten dann nur so antichristlich wären? Sofort begann der Schriftsetzer und Sozialdemokrat mit seinem Pfaffentrug; dem gegenüber der Theologe die glühende und rückhaltslose Gläubigkeit des echten Priesters hervorhob, dessen Gottesstattschafft mit dem bekannten evangelischen Ausspruch bewies und sogar das Geheimnis der Transsubstantiation bei der Messe berührte. Das war Wasser auf die Spottmühle des Sozialdemokraten. Mir schien diese Wendung im Wirtshause, von Nebentischen aus behorcht, nicht recht passend, ich suchte zu schlichten, wobei ich mich aber so in meine persönliche Anschauung verrannte, daß eine dritte Richtung zum Vorschein kam, und der Schriftsetzer mich lachend einen Pfaffen, der Theologe verweisend mich einen Freigeist nannte. Und tatsächlich, gegen den Sozialdemokraten hatte ich mit fast bebender Leidenschaft das Christentum verteidigt, während mir dem Theologen gegenüber das Geständnis entfuhr, daß ich die Hostie und den Altarwein nur für ein Symbol des Leibes und Blutes Jesu halten könne, was ihm viel zu wenig war, ja was, wie er sagte, mich nachgerade aus der katholischen Kirche ausschloß. Die beiden, der Sozialdemokrat und der Theologe, wußten gar nicht einmal, wie weit sie auseinander waren. Der in der Mitte stand, wußte es, er war durch eine Welt getrennt von dem zur Linken und durch eine Welt von dem zur Rechten. Und auf so entfernte Feinde schießt man mit Kanonen. In der Hitze der Schlacht wurden wir so persönlich, daß jeder den Gegner für sein System verantwortlich machte, so daß der Theologe ein Mucker und Heuchler ward, der Sozialdemokrat ein gottloses Tier und ich auch etwas nicht sehr Ehrenvolles, worauf wir beleidigt auseinandergingen. — Das war für mich eine peinliche Stunde gewesen. In mir ging's zu wild her, um schlafen zu können, ich stieg auf den Schloßberg. Es war eine friedsame Mondnacht. Da fiel es mir bei, was es doch für ein Unsinn ist, unter Brüdern wegen verschiedener Ideale sich so zu vergessen, daß jeder gleichwohl in bester Absicht, seinen Glauben verteidigend, gerade das tat, was dem Theologen die Kirche, dem Sozialdemokraten der Humanismus, mir das Christentum verbieten mußte: den Nächsten persönlich zu beleidigen! Hat man dazu den Mund, daß man die besten Freunde schmählt und vielleicht für immer zurückstößt? — Des Poeten Stimmung wurde in der lieblichen Nacht weich und metrisch, es entstand ein Gedichtlein in steirischer Mundart, des Inhaltes, daß der Mensch den Mund nicht habe, um zu zanken und zu schimpfen, vielmehr, um zu küssen! — So hatte ich meine Bitterkeit zur süßen Ruhe gesungen. Um jene Zeit war's auch, daß ich mich in meinen Bedrängnissen direkt an Gott-Vater wandte, nicht etwa um Offenbarung von Ewigkeitsgeheimnissen bittend, sondern mit der vertrauenden Anfrage: „Därf ih's Dirndel liabn?“ Und die Antwort?

„Ei ja freilich, sagt er, und hat g'lacht,
Wegn des Bäabers han ih's Dirndel g'macht!“

Weltlich und lebenslustig waren meine dichterischen Produkte jener Zeit, weltlich blieben sie, ernst und tragisches Inhaltes wurden sie später. Aber ein bißchen Gottfrohes war immer und überall dabei, ja das Göttliche verwob sich manchmal so enge mit dem Menschlichen, daß über eine so „frevelhafte Profanierung“ kirchliche Eiferer in Wut gerieten. Freveln! das fiel mir nicht im Traume ein; es war einfach die Freude an dem Göttlichen, ein damals noch halb unbewußtes Verlangen, es möchte sich innig mit dem Menschlichen vermählen.

Die Jugend hilft sich ja manchmal so einfältig frisch über Widerwärtiges hinweg, und so ist sie bei mir auch stets leicht und lustig über Anfeindung und Zwist hinausgekommen. Um wieder zu meinem Atheisten und meinem Theologen zurückzukehren: Bei unserer nächsten Zusammenkunft schüttelten wir uns fröhlich die Hände, als ob es nie einen Religionkrieg gegeben hätte, aber kaum waren wir eine Viertelstunde lang beisammen, begannen die Sticheleien und Meinungsverschiedenheiten von neuem, und es stellte sich heraus, daß gerade diese Meinungsverschiedenheit zwischen uns das belebende und begeisternde Element war, das uns zusammenhielt. Roh sind wir bei solcher Erkenntnis nicht mehr geworden, freilich auch nicht mehr so recht intim, wie das schon geht, wenn das Gemüt einmal verwundet worden.

Ähnliche Erlebnisse habe ich bei meinen Bekanntschaften wiederholt durchgemacht. Oft hatte ich mir vorgenommen, meine überirdischen Anschauungen hübsch für mich zu behalten und religiösen Gesprächen sorgsam auszuweichen. Damit war mir aber gleichsam der geistige Nerv unterbunden, und sobald sich eine Unterhaltung philosophisch vertiefte, war ich allemal wieder bei den Grundsätzen des Christentums, in welchen ich rhetorisch den besten Bescheid wußte und warm werden konnte.

Übrigens habe ich durch die Jahre bei dieser Methode weder viel gelernt noch vergessen. Soweit ich mir das religiöse Denken und Empfinden meiner Jugend noch vorstellen kann, es war, wie schon gesagt, kein großer Unterschied mit dem von jetzt. Das viele Lesen und Nachdenken über den Gegenstand hätte mich hierin eher verdorben als gefördert, das Theologisieren hat mein Herz immer auf das Bedenklichste erkältet. Religion sollte man eben nie wie eine Wissenschaft betreiben. Nur die Erinnerung an der Väter Glauben, sowie die zeitweilige Vertiefung ins Evangelium hat dann das verglimmende Flämmchen allemal wieder angezündet. Nach fremder Evangeliumelegelese horchte ich nicht viel aus, die war mir zu unpersönlich, zu theoretisch, zu kalt, zu tot. Ich legte mir das Evangelium selber aus, nur so konnte es für mich lebendig sein. Und leidenschaftlich wurde ich, wo nach meiner Meinung das mißverständene Christentum schnurgerade in sein Gegenteil umschlug und die unchristlichsten Wirkungen zeigte. Dann hieb ich drein, und sei es gegen Bischof und Papst, und brannte meinen Spott oft tief in die Haut bigotter Heiden.

Das hat mir natürlich keine Rosen getragen, die Dornen aber, die

daraus erwachsen, waren köstlich. Die schweren Anfeindungen haben mich in meiner Überzeugung, die doch auch ihre schwachen Stunden hat, allemal neu befestigt.

Das muß aber eingestanden werden: durch das viele Nachdenken in diesen Dingen bin ich auf ein negatives Resultat gekommen; ich bin mir bewußt geworden, daß uns im religiösen Leben etwas fehlt, etwas Tiefes und Hohes, ohne daß ich es nennen könnte. Vielleicht ist es die schweigende Innerlichkeit. Von der heillosen Veräußerlichung im kirchlichen Leben gar nicht zu reden, wird zu viel gesprochen und geschrieben über Religion. Wir empfinden eben Leere in uns, doch anstatt das Herz auszufüllen, füllen wir den Kopf aus oder gar nur den Mund. So gedente ich mich nach dieser meiner zusammenfassenden Rechenschaft des Schweigens zu begeben. Wer noch einfältiges Glauben und Gottvertrauen in sich hat, den sollte man in Ruhe lassen und ihn nicht noch weiter in den religiösen Wissenschaften unterrichten wollen. Er kann dadurch nicht gewinnen, nur verlieren. Ich habe das an mir und anderen erfahren.

Zu einer weiteren erfpriesslichen Einsicht glaube ich auf meinem Wildpfade noch gekommen zu sein: zur Duldsamkeit gegen Menschen, die anderen Glaubens sind. Wenn auch mein Glaube für mich der einzig richtige ist, weil ich empfinde, daß er mich mehr als jeder andere stärken, fördern kann, so vermag ich mir doch zu denken, daß andere Naturen anderer Vorstellungen bedürfen. Nur die Religion, deren Kern schon in uns liegt, ist auszubilden, nur sie kann sich fruchtbar für uns entwickeln. So ist die Religion etwas rein Persönliches, und seitdem ich in diesem Sinne auch die Lehre und die Verheißung Jesu aufgefaßt habe, steht sie mir im Einklang mit allen Menschen und allen Zeiten, die guten Willens sind und dem Vollkommenen und Ewigen zustreben. Vertrauen zu Gott, Liebe zu den Menschen — ich wünsche und hoffe, daß diese Leitmotive in allen meinen Schriften, so weltlich und schalkhaft sie oft sind, ein wenig zu spüren sein möchten, besonders aber in den Bekenntnissen „Mein Himmelreich“ und „I. N. R. I.“ —

Ist's hier und da gleichwohl ein besonderer Pfad, so führt er, denke ich, doch dem gemeinsamen Ziele zu. —

Es wird gesagt, daß die christliche Religion sich mit der weltlichen Wissenschaft nicht vereinigen lasse. Ich vermute vielmehr, daß die dogmatische Wissenschaft für den kindlichen Glauben ein größerer Schädling ist, denn die weltliche Forschung. Weil diese durch die Erkenntnis den Menschen erhaben und vollkommener machen will, so hat sie in den Fernen das gleiche Ziel, wie der Glaube an den Inbegriff aller Vollkommenheit. Ein Unterschied aber ist der: die Wissenschaft sagt: Glaube, was bewiesen ist; die Religion sagt: Glaube, was du wünschest, daß es sei.

So weit ich mich in den Wissenschaften umgesehen habe, fiel es mir nicht bei einer einzigen ein, daß sie unsere Ewigkeitswünsche aufheben, daß sie Gott verdrängen könnten oder wollten. Sehr oft stieß ich auf gottes-

leugnerische Tendenzen, aber das war nicht die Wissenschaft, das waren Meinungen der einzelnen Forscher. Das, was in der Wissenschaft feststeht, mag wohl oft gegen kirchliche Dogmatik verstoßen, nie aber gegen jene Jesuworte, auf denen die christliche Religion gegründet ist. Nie gegen die Botschaft von der Geistigkeit Gottes, von dem himmlischen Vater, dessen Kinder wir alle sind, und von dem Himmelreich, das wir in uns selbst suchen und finden müssen. Gegen welche Wissenschaft soll denn das verstoßen? Etwa gegen den Darwinismus? Der Darwinismus ist, wie ich ihn verstehe, eine Theorie, und zwar eine solche, die für mich spricht. Ein Denksystem, nach welchem der Mensch sich aus einer Urzelle entwickelt hat und durch tierische Stoffe zur Bergeistigung emporwächst. Was ist hier der Anfang und das Endziel? Gott. Ich wüßte gar kein Lehrsystem, das uns auf naturwissenschaftlichem Wege so glaubwürdig die göttliche Vorsehung predigte, als es, wenn auch nur indirekt, die Darwinsche Entwicklungslehre tut. Vorherbestimmt entwickelt das Wesen aus der gegebenen Materie sich immer mehr zum Geiste, bis er in diesem eingeht zum Vater. Und gerade der Wissenschaftsmensch, der Forscher führt ein Leben im Geiste, sucht jene Wahrheit im Geist, von der Jesus spricht. Kann man nicht gerade durch die Wissenschaften große Offenbarungen Gottes sehen? Die Philosophie will uns das Licht der Weisheit geben. Die Naturwissenschaft will den Geist zum endlichen Besieger des Stoffes machen. Die Sprachwissenschaft offenbart die Einigungsbestrebungen der Völker. Wenn ich die Erfindungen, die Technik unserer Zeit betrachte, so wird mir ganz heiß in der Brust aus dankbarer Ehrfurcht vor dem, der diese göttlichen Fähigkeiten in das menschliche Wesen gelegt hat! Gott ist Geist, und alles, was der Geist schafft, in der Werkstatt wie in der Studierstube, ist göttliche Schöpfung. Ich halte also jede Ausbildung des Geistes für einen Weg zu Gott. Gottlos, wirklich gottlos hingegen kommen mir jene Bereiche vor, wo Dummheit, Vorurteil, Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit gegen geistige Weiterentwicklung herrscht, und seien sie mit noch so viel Bigotterie durchsetzt. Wer die kindliche Einfalt nicht mehr hat, in der der allheilige Gott am liebsten wohnt, der halte sich nicht auf in jenem Kreise der Dummheit, der Vorurteile, der Gleichgültigkeit, der tierischen Versumpfung, sondern eile der forschenden Weisheit zu, die in ehrerbietiger Demut dem Geiste ewiger Wahrheit zustrebt.

Das ungefähr ist — soweit sich ein kompliziertes Menschenwesen selbst beobachten kann — die Anschauung, die seit jenen fernen Tagen, als ich zwischen Theologen und Atheisten den Vermittler machen wollte, sich immer mehr in mir geklärt und gefestigt hat. Mit dem Fuße und dem Herzen steht sie auf der Gottesempfindung und dem Gottvertrauen meiner Kindheit, mit dem Kopfe berührt sie den Geist der Zeit, aus dem wir alle unsere Nahrung empfangen. Ich empfinde also nicht den Widerspruch zwischen dem kindlichen Glauben und der erworbenen Erkenntnis; mich quält

nicht die Besorgnis, daß mein Wildpfad den liebeichen Gott und sein ewiges Leben verfehlen könnte. Aber daß dem Glauben so selten das Leben und Wirken entspricht, das ist der peinigende Zwiespalt. Im Laufe der Jahre habe ich hundertmal gefunden, daß die Ungläubigen ebenso gute Menschen sein können als die Gläubigen. Diese haben nur eines voraus — das innere selige Leuchten, von dem jene nichts wissen.



Des Soldaten Weib

Von

Karl Graf Snoilsky

Des Landmilitzen Weib sitzt an der Wiege;
Um ihre Hütte braust der Stürme Wehen.
Da sendet sie zu Gott ihr heißes Flehen:
„Beschirm ihn, Herr, beschütze ihn im Kriege!

„Wohl um die Christnacht kehrt er heim vom Siege.
Schon lange bin ich fertig mit dem Nähen
Des Winterrocks, und hab' auch vorgesehen,
Daß Fris ein gutes Bier zu kosten kriege.“

Da zuckt ihre Hand, die ringgeschmückte,
Und plötzlich schien's, als wenn der Ring sie drückte —
„Ein Gruß von ihm, an uns hat er gedacht!“

Am Strand der Loire, auf schneebedecktem Grunde
Ruht eine Leiche. Um dieselbe Stunde
Sieht ihr ein Dieb den Eh'ring ab ganz facth.

(Aus dem Schwedischen von Mathilde v. Leinburg)





Doktor Germaine

Von

Noëlle Roger

(Fortsetzung)

VI.

Wilhelm und Germaine waren mit Willy per Wagen nach Hastings gefahren. Langsam erstiegen sie das Felsenufer. Der Kleine sprang voraus, lief zurück und jauchzte vor Vergnügen.

Ein Gewitter stand an diesem Aprilmorgen am Himmel. Auf der zinngrauen Fläche des reglos stillen Wassers spiegelten sich die Wolken wider.

Sie erreichten den Gipfel des Felsens und vor ihnen dehnten sich die Wiesen aus. Hinter ihnen hob sich einen Augenblick das Schloß von Hastings mit seinen niedergerissenen Mauern von den Dünen ab, dann umfingen sie die langen, sammetweichen Falten der Weiden.

„Wie still ist es hier!“ wiederholte Wilhelm, „welche Ruhe nach der überheizten Londoner Atmosphäre!“

Willy kletterte in Gräben und Hecken herum, suchte Beilchen und Haselnußkäschen, und sein Gesicht glühte von Gesundheit und Freude.

Die langgezogene Felsenreihe neigte sich allmählich den Feldern zu. Da und dort in einer Vertiefung entdeckte das Auge das Dach einer Farm, und Baumgruppen breiteten ihr junges Grün aus.

„Ah!“ rief Wilhelm aus, „wie gut müßte sich's in solchem Bauernhof leben! Was nützt uns all unsere Mühe und Plage? Es bleibt uns ja kaum Zeit zum Leben übrig, und hier wäre man doch fern von nagenden Sorgen. Und das Meer umgibt einen mit Unendlichkeit.“

Er drehte sich um und sah nach dem Wasser zurück.

Verschleiert trat soeben die Sonne aus dem Gewölk. Lange, trübe, seltsame Strahlen irrten über Meer und Land hin.

„Die Langeweile würde dich dabei erfassen, Wilhelm“, gab Germaine zurück. „Das Leben der Stadt und die fieberhafte Erregung der Verhandlungen würden dir fehlen.“

„Niemals!“ protestierte er lebhaft. „Meinen Sohn würde ich in ländlicher Freiheit erziehen, so daß er in seiner Umgebung ein unabhängiger Mann wäre. Ist das etwa nicht Glück?“

„Glück, vielleicht!“ wiederholte sie träumerisch. „Aber es schloße doch nicht das volle, wahre Leben in sich.“

„Ja, du natürlich brauchst deine alten Weiber und die gefallenen Mädchen und all das Gefindel, das einen Teil deines Lebens ausmacht“, brauste er auf.

„Wilhelm, Wilhelm, ich beschwöre dich!“ bat sie flehend.

Wie eine Liebtosung kam es über ihre Lippen:

„Wilhelm, sieh, wenn ich gläubig wäre, wie so viele Frauen, würdest du da nicht etwa auch leiden, während meine Gedanken und Gebete von dir wegeilten?“

„Das ist denn doch ein Unterschied,“ murmelte er, „wie könnte man auf Gott eifersüchtig sein?“

„Nun denn,“ entgegnete sie sanft, „in meiner Tätigkeit diene ich Gott auf meine Weise . . .“

Still schritten sie nebeneinander her. Jetzt führte der enge Weg wiederum zwischen der Felschlucht steil zum Strand hinab.

Sie verstanden sich nicht mehr. Jedes sprach eine andere Sprache, und einer verursachte dem andern Schmerz. Am Rande des Wassers blieben sie in einem Chaos von Felsstücken und Steinchen, die das Riff abgeworfen hatte, stehen. Die Berge erhoben ihre vorspringenden Häupter gegen den blaffen Himmel. Langsam verschleierten sich die Klippen inmitten silberartiger Seen.

Wilhelm hatte sich auf einen Stein gesetzt und schob mit der Stockspitze Aferkiesel von sich. Beide gedachten der Vergangenheit. Waren sie nicht eines Tages, inmitten ihres berausenden Liebesglückes, von dem plötzlichen Gedanken an den Tod erfaßt, hierher geeilt, um angesichts des Meeres den Ewigleitsgedanken zu ergreifen?

„Wie traurig und müde das Meer heute aussieht“, sagte Germaine unwillkürlich vor sich hin.

Über seiner Fläche lagerte schwer der weiße, wolkige Himmel, und die Flut entfernte sich ohne Biegung.

„Wie gut müßte sich's ruhen, still und leblos, ohne Denken, wie diese Wasserfläche“, dachte Germaine.

In diesem Augenblick sprang Willy mit einem Büschel Meergras herbei, das er der Mutter in den Schoß warf.

„Die Blümchen sind doch schön!“ rief er.

Germaine drückte den Knaben mit einem unbestimmten plötzlichen Neugefühl leidenschaftlich an sich. „O, Wilhelm, sieh, wie kräftig und gesund er wieder geworden ist! Wie bin ich glücklich!“ rief sie aus.

VII.

„Vater, ich darf heute abend mit Mutter in den Klub!“

Mit dieser Freudenbotschaft war Willy seinem Vater entgegengeeilt. Der Kleine schien ordentlich vor Selbstbewußtsein zu wachsen.

„So,“ entgegnete Wilhelm ernst, „also heute abend ist das . . .“

Einige Tage vorher hatte er energisch gegen diesen Plan Germaines protestiert.

„Du willst unsern Sohn mit der Gesellschaft zusammenbringen? Wenn sie sich auch dreist bekehrt haben soll, sie steigt darum doch nicht aus dem Schlamm herauf.“

Germaine hatte versucht, ihm ihre Ideen klarzumachen.

„Ich möchte so gerne das Muttergefühl in diesen armen Mädchen entwickeln“, hatte sie geantwortet. „Rosa ist wie verwandelt, seitdem sie ihr Kind wirklich liebt. Höre, wer einen Schatz besitzt, darf ihn nicht für sich behalten.“

„Ach!“ erwiderte er bitter, „bei der Teilung deiner Güter behalten die Deinen nichts mehr übrig.“

Schließlich hatte sie ihn mit Sanftmut und logischen Gründen, die er nicht zu widerlegen vermochte, gezwungen, die Sache zu überlegen. Endlich hatte er eingewilligt.

Germaine fand den Kleinen sehr erregt vor.

„Jetzt muß ich mich anziehen, Muttschen“, sagte er wichtig; „meinen Sammetanzug?“

„Willy,“ erwiderte die Mutter, „es werden lauter arme Frauen da sein, die zu Hause ebenso kleine Jungen haben wie du. Und es würde ihnen leid tun, wenn sie deinen schönen Anzug sähen.“

„Weshalb denn?“ fragte der Kleine und sah der Mutter tief in die Augen.

„Weil sie denken werden: Sieh, da der kleine Junge hat solch feinen Anzug, und ich kann meinen Kindern nicht einmal genug zu essen geben. Das ist doch ungerecht.“

„Ja, das ist wahr“, murmelte Willy.

„Sie würden sich sagen: Mein kleiner Junge hat eben solch schöne, blonde Locken und so liebe Augen, und ich kann ihm keinen Sammetanzug anziehen. Dabei arbeite ich bei Tag und Nacht in Hitze und Kälte für Willys Mutter, und ich habe trotzdem noch immer kaum Brot genug, um die Kleinen satt zu machen. Und wenn sie krank sind, kann ich sie nicht pflegen und auch keinen Doktor kommen lassen. Das werden die armen Frauen denken.“

„Dann will ich meinen Sammetanzug nicht anziehen“, antwortete der Knabe ernst.

Germaine zog ihn an sich und fuhr fort:

„Während, wenn du deinen Alltagsanzug anziehst, die armen Leute solche traurigen Gedanken vielleicht nicht haben werden.“

Willy warf seine Arme um ihren Hals.

„Mutter, kann ich meinen Sammetanzug nicht einem armen Jungen schenken?“

Germaine drückte das Kind an sich.

Wahrlich, es war ihr Sohn, Fleisch von ihrem Fleisch und auch Geist von dem ihren; er empfand etwas von den Rätselfn, deren Lösung sie so oft quälten und marterten. In der Seele dieses Siebenjährigen fand sie ein Echo für ihr leidendes Herz.

„Höre, mein Liebling . . .“

Weiter kam sie nicht. Wieder nagte der Kummer um Wilhelm, den sie mit jedem Tage sich ferner fühlte, an ihr, ebenso das Gefühl der Vereinsamung, die sie in den schweren Stunden eilig umgab. Plötzlich erhellte sich ihr Gesicht. Ihr Kind verstand sie. Er würde zum Manne heranreifen und die schwierige Aufgabe, die ihre schwachen Kräfte überstieg, weiter lösen. Als Mann hatte er das Recht zu wollen, und die Ausföhrung mußte ihm leichter werden. Vor ihm würden die Schranken fallen und die Türen sich öffnen. Er mußte von dem Durst nach Gerechtigkeit erfaßt werden und die Not seiner Mitmenschen sollte ihm das Herz bewegen.

Tränen rollten über ihre Wangen.

„Muttschen, warum weinst du? War ich denn nicht artig?“

„O nein, Kind,“ entgegnete sie, ihn mit Küffen bedeckend, „man weint auch vor Freude . . .“

In dem Augenblick, als Germaine und Willy zur Abfahrt bereit waren, trat Geneviève Evoles herein.

„Ihr geht in den Klub? Dann begleite ich euch, ich bin schon so wie so sehr neugierig darauf.“

„Dann komm nur mit“, erwiderte Germaine lächelnd.

„Aber, daß du keine Belehrungsversuche bei mir machst, hörst du?“

„Habe ich das bisher je versucht?“ entgegnete Germaine. „Du weißt, daß ich jedermanns Freiheit achte.“

„Wie!“ rief Geneviève aus, „Willy kommt auch mit?“

„Ja“, sagte dieser selbstbewußt.

„Ich werde dir alles unterwegs erklären, Geneviève, es ist höchste Zeit“, drängte Germaine.

Mit kurzen Worten erläuterte sie der Schwägerin in Französisch die sie leitenden Motive.

„Du glaubst also wirklich, das Kind könnte von irgendwelchem Nutzen sein?“ fragte Geneviève zweifelnd. „Bist du denn nicht bange, ihn mit jenen Mädchen in Berührung zu bringen?“

Einige Augenblicke betrachtete Germaine schweigend ihren Sohn, der auf der Tante Schoß hockte, dann sagte sie etwas trübe:

„Du sprichst genau so wie Wilhelm. Warum soll ich sie denn so verachten, und die Berührung mit ihnen wie eine Befleckung betrachten?“ Und rasch fügte sie hinzu: „Was jene getan haben, das tut manche Welt-dame auch. Nur sucht man bei den letzteren den Fehler zu bemänteln, während jene armen Mädchen ein für allemal des Vertrauens verlustig gehen. Sie sind in Wahrheit Verlorene; denn man stößt sie nicht nur in den Schmutz, sondern sie werden auch darin festgehalten.“

Als Germaine und Geneviève den Vereinsaal betraten, waren die Mitglieder fast vollzählig versammelt. Es waren einige dreißig Frauen von achtzehn bis dreißig Jahren.

Ihre grünliche Gesichtsfarbe schien von dem Londoner Nebel verwaschen zu sein. Die einen schauten heimtückisch und neugierig um sich, während der Blick anderer erloschen war und ihr ganzes Wesen die Erschlaffung armer, im Räderwerk des Lebens gefangener Geschöpfe ausdrückte, die es hoffnungslos über sich ergehen ließen. Trotzdem leuchtete es auf in allen Gesichtern, als Germaine eintrat.

„Hier bringe ich euch meinen Jungen“, wiederholte sie, die Anwesenden begrüßend.

Etwas eingeschüchtert drängte sich Willy fester an die Mutter.

„Er ist ganz stolz darauf, Mutters Freunde zu begrüßen“, sagte sie. Da der Knabe den Kopf so tief gesenkt hatte, daß man nur noch die Fülle blonder Haare sah, fragte sie ihn: „Willst du dich jetzt nicht als erwachsener Junge zeigen? In diesem Fall mußt du auch alle begrüßen.“

Willy faßte sich ein Herz und ging von einer zur andern, seine kleine Hand hinreichend, bis er endlich die Verlegenheit überwand und sich zu einem „wie geht es Ihnen?“ aufschwang.

„Du darfst niemand vergessen“, mahnte Germaine, die ihm mit den Augen folgte.

„Ich will versuchen, Mutter.“

Als er mit seiner Runde fertig war, stürzte er auf die Mutter zu, die soeben drei verschiedenen Stimmen des Chores ihren Platz anwies. Er nahm ihre Hand und zog sie beiseite.

„Jetzt mußt du mich aber nicht mehr stören, Willy, du siehst, ich bin in Anspruch genommen.“

„Ich will dich nur noch etwas fragen“, sagte das Kind leise und verlegen.

„Nun, dann frage es rasch.“

Er legte seinen Mund an ihr Ohr und flüßelte: „Eine hat mich umarmen wollen.“

„Dann umarme sie nur.“

Der Kleine schüttelte energisch den Kopf, daß ihm das Gelock über die Augen fiel:

„Nein, das liebe ich nicht, Muttmchen. Nur dich umarme ich, von fremden Leuten will ich es nicht.“

„Wir müssen eben so manches tun, Willy, was uns nicht angenehm ist, wenn es den andern Freude bereitet.“

„Bereitet es denen denn Freude, einen zu umarmen?“ fragte der Kleine zweifelnd.

Germaine blickte auf das rosig-schöne Gesichtchen, das so vertrauensvoll fragend zu ihr aufah. Er kam ihr vor wie eine Himmelsblume. „Deine Küsse sind mir immer eine Wonne, mein Liebling. Aber jetzt sei

hübsch artig und bleibe ruhig und höre zu, wenn wir singen. Nachher kannst du Mutter helfen den See herumreichen."

Willy warf sich in einen großen Lehnstuhl und blieb unbeweglich sitzen, den Kopf in die kleine Hand gestützt. Eine Frau näherte sich ihm und kniete nieder, um ihn zu betrachten. Plötzlich sah er sich um und bemerkte das bleiche, unschöne Antlitz mit den rohen Zügen, die ein Lächeln der Bewunderung erhellte, dicht neben sich. Er fühlte sich äußerst unbehaglich. Nie hatte er ein so häßliches Gesicht gesehen. Am liebsten wäre er aufgesprungen und zu der Mutter geeilt. Diese aber saß am Klavier und begleitete den Gesang. Außerdem fielen ihm die Worte ein, daß man den andern Freude machen müsse. Er überwand den Widerwillen und regungslos sitzen bleibend lächelte er der Frau zu.

Diese rührte sich nicht. Versunken in die Betrachtung des Kindes, sagte sie endlich:

"Wie siehst du deiner Mutter ähnlich!"

Das schien Willys Wohlgefallen zu erregen. Er freute sich allemal, wenn die Leute die Ähnlichkeit mit seiner Mutter fanden, und er fragte seinerseits:

"Warum singen Sie denn nicht mit?"

"Weil ich keine Stimme habe, kleiner Herr!"

"O!"

Er drehte sich voll nach ihr um und sagte mit einer gewaltigen Anstrengung:

"Sie können mich auch umarmen, wenn Sie wollen, es macht mir nichts."

"Solch ein Engel!" murmelte das Weib.

Dann nahm sie den Knaben in ihre Arme, drückte ihn an sich, daß er erschreckt zusammenfuhr; aber er überwand sich tapfer und fragte ganz leise:

"Haben Sie auch einen kleinen Jungen?"

"Gott segne dich, Kind! Nein, ich habe ein kleines Mädchen."

"Ah," antwortete Willy lebhaft, "so groß wie ich?"

"Genau so groß, sie geht jetzt zur Schule."

Etwas kleinlaut gab Willy zurück:

"Ich gehe noch nicht hin."

"Das ist auch ein großer Unterschied", erwiderte die Frau; "bei Ihnen sind Bonnen, ich muß aber den ganzen Tag außer dem Hause arbeiten. Dann kann mein kleines Mädchen nicht allein zu Hause bleiben, es würde ihr sonst ein Unglück passieren."

"Wo ist denn aber ihr Vater?" fragte Willy.

Traurig schüttelte das Weib den Kopf. Willy erinnerte sich in diesem Augenblick des Verbots der Mutter, an große Leute Fragen über sie selbst zu stellen.

"Wie heißt denn Ihr kleines Mädchen?" fragte er daher weiter.

"Germaine."

„Germaine!“ schrie er auf, „aber so heißt ja Muttchen!“ So groß war sein Vergnügen bei dieser Entdeckung, daß sein Ausruf den Gesang des Chors übertönt hatte.

Germaine wandte sich um und machte ihm ein Zeichen:

„Ruhig, Willy!“

Etwas verlegen wiederholte er leise:

„So heißt ja Mutter.“

„Ja doch“, antwortete die Frau; „ich habe gedacht, der Name würde meiner Kleinen Glück bringen.“

Danach war er still und sah nur zu seiner Mutter hinüber, die ihm hin und wieder zulächelte.

Die jungen Frauen standen alle um das Klavier herum. Die einen senkten den Kopf auf ihr Buch und sangen kräftig mit, andere bewegten die Lippen, aber ihre Augen irrten unruhig umher, bald nach dem lieblichen Knaben hin, bald nach der schönen Toilette der eleganten Dame, die in Begleitung von Germaine mitgekommen war. Einige wichen nach rückwärts, um lachen und schwätzen zu können. Geduldig blickten Germaines Augen nach ihnen hin, ohne ein Wort der Zurechtweisung. Wie konnte sie auch! Hatten diese Ärmsten nicht bereits zehn und mehr Arbeitsstunden in der Fabrik hinter sich?

Der gesangliche Teil wurde heute abgekürzt.

„Ich bin ein bißchen müde, Mutter“, flüsterte Willy.

Er blinzelte bereits mit den Augen.

„Wir wollen jetzt noch den See herumreichen, und dann fahren wir nach Hause.“

Willy hielt krampfhaft die Zuckerdose in beiden Händen gegen seine Brust gedrückt, wie etwas sehr Kostbares, und lief hinter der Mutter her, aufmerksam, um niemand zu vergessen.

„Man könnte denken, er habe dies kleine Amt sein ganzes Leben lang versehen“, bemerkte Geneviève. „Wie sieht er dir ähnlich, er wird dir später eine große Hilfe sein.“

Germaine lächelte. Wie lieb war ihr bereits dieser Gedanke geworden.

Geneviève sah einen Augenblick wie träumend über die Frauengruppe hin und sagte dann halblaut:

„Ich beginne zu verstehen, Germaine. Du versuchst, sie über die Vergangenheit hinwegzuheben. Höre, sie lachen. Jedenfalls bedeutet es wöchentlich einen Moment des Vergessens für sie. Ist es im Grunde genommen nicht dasselbe, was wir anderen von unserem Reichtum verlangen?“

„Wo ist denn Willy geblieben?“ rief Germaine.

Geneviève zeigte auf eine Frau, die den Knaben im Arm hielt. Es war Frau John, eine frühere Trinkerin, die sich mit großer Mühe von ihrem Laster entwöhnt hatte, die Mutter der kleinen Germaine.

Willy war eingeschlafen. Sein Kopf lag an der Schulter der Frau. Einige Arbeiterinnen hatten sich drum herum gekniet, um ihn besser sehen

zu können. Sie sprachen ganz leise. Eine hatte die Lampe weggestellt. Mit verklärtem Gesicht neigte sich Frau John über den schlafenden Knaben.

Lächelnd trat Germaine heran. Die Frau wurde verlegen. Germaines Blick beruhigte sie indes.

„Der ist aber gut aufgehoben“, sagte sie freundlich. „Ihr würdet ihn mir schön verwöhnen alle zusammen.“

Zwei der Arbeiterinnen hatten Willys Mantel herbeigebracht und wickelten ihn sorglich ein. Einen Augenblick hob er die schlaftrunkenen Lider, ließ sie aber sofort wieder fallen.

Als er angezogen war, fragte Frau John:

„Erlauben Sie mir, ihn in den Wagen zu tragen?“

Germaine nahm den Knaben auf den Schoß, der bei der Bewegung des Fahrens fest und ruhig weiter schlief.

„Nun?“ fragte sie nach einer Weile, sich zu Geneviève wendend.

„Wie seltsam du bist, Germaine, alles so hintenanzusetzen um jener Geschöpfe willen! Ich finde in ihnen all das Mittelmäßige, Kleinliche, Niedrige unserer eigenen Kreise wieder. Ja aller Kreise. Nein, die interessieren mich nicht mehr als andere Menschen.“

„Du hast unrecht“, gab Germaine ruhig zurück; „man findet hin und wieder ein Sarggefühl und eine Seelenreinheit bei diesen armen Mädchen, wie sie die sogenannten höheren Stände nicht aufweisen.“

Es trat ein längeres Schweigen ein. Geneviève nahm abermals das Wort:

„Ich ziehe es vor, das Leben in jenen Leidenschaftsausbrüchen zu vergessen, mit denen ein Wagner uns trunken macht, in welchen uns die modernen Romantiker betäuben. Manchmal bin ich Isolda. Dann spiele ich stundenlang ihre Rolle und durchlebe diese qual- und wonnevolle Wahnsinnsphase, und ihr Liebesmotiv erfährt und bezwingt mich. Meine Seele schmilzt mit Isoldens Seele zusammen und ich vergesse auf Augenblicke die Flachheit des Daseins, in dem jede Leidenschaft wie Strohfeuer erlischt.“

„Die Leidenschaft kann erlöschen,“ erwiderte Germaine langsam, „aber die Liebe bleibet.“

„Was nennst du Liebe?“

Germaine sann einen Moment vor sich hin.

„Liebe ist das Sineinanderaufgehen zweier Wesen . . . Sie denken, lieben, leiden, handeln und erziehen sich gegenseitig. Diese Liebe muß in steten Wachsen begriffen sein, es sei denn, daß der gemeinschaftliche Gedankengang aufhöre . . .“

Hier unterbrach sie sich, und die Unterhaltung stockte.

Am andern Morgen trat Geneviève bei der Schwägerin ein, als diese am Schreibtisch saß, während Willy zu ihren Füßen in Bilderbüchern blätterte.

Sie setzten sich auf das Sofa und plauderten. Willy sah die Tante unausgeseht an.

„Was willst du denn, Willy?“ fragte Germaine, der dies Anstarren endlich auffiel.

Der Kleine wurde dunkelrot und atmete tief auf.

„Tante Geneviève ist sehr schön!“

„Also eine Liebeserklärung machst du mir!“ rief die Tante lachend und zog ihn näher, um ihn zu umarmen. Aber Willy entzog sich der Liebkosung.

„Tante Geneviève hat dasselbe Kleid an wie gestern abend“, beharrte er ernsthaft.

„Was will nur der Junge?“ fragte Geneviève.

Plötzlich durchfuhr es Germaine blickartig, und sie sagte:

„Geh und spiele weiter, Willy!“

Er schien das Gebot überhört zu haben und wiederholte träumerisch:

„Mutter, du hast mir doch gesagt, ich solle meinen Sammetanzug nicht anziehen, weil das den armen Frauen leid tut. Sag, Mutterchen, warum hat sich denn Tante Geneviève so schön gemacht? Warum, sag mir's doch!“

„Kleines enfant terrible“, sagte Germaine.

Geneviève lachte laut auf. Ihr altes blasirtes Lachen.

„Willy“, sagte die Mutter, „Tante war doch noch nie im Klub und sie hatte auch vorher nicht daran gedacht, hinzugehen.“

„Des Kindes Worte haben einen tiefen Sinn“, bemerkte Geneviève.

„Wenn wir uns auch noch so einfach anziehen, jene Frauen werden doch stets unsere Bevorzugung herausfühlen. Wir erwecken nur die Eifersucht in ihnen und tun ihnen weh. Ich glaube fast, diese Art Wohlthätigkeit ist ein Übel. Gönnerhaft gibt man, und mit der mittelmäßigen Gabe predigt man die Ergebung, und dann empfinden wir die Ruhe des gezollten Tributs.“

Germaine widersprach heftig. Aber mit nachlässigem Tone fügte Geneviève hinzu:

„Du bist ein Kind, Germaine, dich interessiert noch das Leben!“

VIII.

Heiß meldete sich der Juni an. Eine wahrhaft tropische Glut lag brütend über den Straßen Londons. Dicker Dunst umgab bereits am Morgen die lange Perspektive der Häuserreihe. Weder auf den Squares, noch in den alten Friedhöfen, die zwischen den Straßen eingeschlossen lagen, regte sich ein Blatt an den Bäumen. Dennoch erweckten sie die Illusion von etwas Erfrischendem, bis zu dem Augenblick, wo auch über sie die heiße Flutwelle hinfuhr, die die Riesenstadt tagtäglich erstickte. Dann glaubte man den schweren Atem der Millionen Wesen zu verspüren, den kein Lufthauch mit sich hinwegtrug.

Germaines Besuche in Drury Lane wurden je länger je schwieriger in der brennenden Sonne, die alle Ausdünstungen beförderte. Sie empfand außerdem Wilhelms Unbehagen, wenn er sie blaß und ermüdet zurückkehren sah und dann tagelang mißlaunig einherging, und sie litt darunter.

Wenn der Kleine sie dann traurig sah, kletterte er auf ihren Schoß und überhäufte sie mit Liebkosungen.

„Du bist doch mein kleiner, herziger Tröster“, sagte sie mit feuchten Augen.

„Muttmchen, weine nicht, nein, nur weine nicht!“

Eines Tages fragte er:

„Wer hat dir denn etwas getan?“

Sie sann einen Augenblick nach und entgegnete:

„Niemand — das können kleine Jungen eben nicht verstehen.“

Willy nahm hierauf eine höchst geheimnisvolle Miene an und erwiderte:

„Ich weiß etwas. Ich werde den lieben Gott bitten, und dann sollst du keinen Kummer mehr haben.“

Die Mutter küßte ihn.

Während der folgenden Tage bemerkte Germaine, daß Willy sie unausgesetzt beobachtete, und hin und wieder lag etwas wie ein Triumph in seinen Augen. Und wenn sie ihn anlachte, schaute er sie strahlend an.

Einmal indes fand er sie regungslos in dem kleinen Salon sitzend, und Tränen rollten über ihre abgemagerten Wangen.

„Du weinst noch, Muttmchen? Deine Tränen laufen jetzt immer schneller herunter“, rief er ängstlich und ernst, und geschäftig fügte er hinzu:

„Ich will den lieben Gott nicht mehr bitten. Er hört mich nicht, ich bin ihm ganz böse!“

Germaine drückte den Kleinen leidenschaftlich an sich. Was lag an allem andern, solange sie dies Kleinod noch ihr eigen nannte.

„Bist du jetzt nicht mehr traurig, Mutter? Bist du wieder froh, wenn ich bei dir bin? Ich gehe auch nie mehr fort von dir“, sagte er und schmiegte sich in ihren Arm.

Eines Morgens öffnete Germaine ein großes Kuvert, dessen Adresse von ungeübter Hand geschrieben war.

„Willy, denke dir, unsere Freunde vom Klub laden uns zu einer Festlichkeit am Sonnabendnachmittag ein. Sie wollen musizieren und Theater spielen, und wir sollen den Tee bei ihnen trinken. Ist das nicht etwa ein schöner Erfolg, Wilhelm?“

Sie reichte ihrem Mann das Blatt hin. Er überflog die kindlichen Zeilen, aus denen, wenn auch ungelente, dennoch herzliche Dankbarkeit sprach.

Er lächelte.

„Ich kann mich doch nicht etwa darüber wundern, daß sie dich lieb haben“, sagte er halblaut.

„Ich bin auch eingeladen“, rief Willy voller Vergnügen.

Am andern Morgen war er indes erkältet, und sein Husten beunruhigte Germaine.

„Ich huste aber wirklich nicht absichtlich, Muttmchen“, sagte er sanft.

Am Sonnabend fand sie ihn indes noch nicht wohl genug, um ihn mitzunehmen. Sie fürchtete offene Türen und Zugluft, da sie ihn nicht genügend beobachten konnte in dem Erubel. Willy war sehr betrübt. Als er aber in das kummervolle Gesicht seiner Mutter blickte, legte er seine Wange an die ihre und sagte schmeichelnd:

„Ich bin gar nicht mehr traurig!“

„Du wirst mit Rosa spielen, und Mutter bringt dir eine Überraschung mit.“

„Eine Überraschung“, jubelte der Kleine.

Ein bißchen trübe sah er der Mutter nach.

„Noch einen Kuß, Muttehen! Noch einen.“

Germaine wandte sich um. Die kleinen Arme hielten sie krampfhaft umfaßt.

Als Germaine den Saal betrat, war sie herzlich froh, Willy nicht mitgenommen zu haben. Der Lärm war betäubend. Miß Longhton, die ebenfalls geladen war, kam in Begleitung ihrer Residentinnen und beglückwünschte Germaine.

Den Gästen wurden Sitze angewiesen, und die Vorstellung begann. Sechs der Begabtesten spielten eine Komödie, die sie unter Marys Leitung, welche sich noch der Vorstellungen in Black Town erinnerte, einstudiert hatten. Mit der Geschicklichkeit armer Mädchen, die für wenig Groschen hübsche Stoffe ausfindig machen können, hatten sie ihre Kostüme selbst gefertigt. In der Freude ihres überfließenden Herzens vergaß Germaine auf einen Augenblick all ihren Kummer. Solchen Erfolg hatte sie ja gar nicht erwartet.

Miß Longhton klatschte entzückt lauten Beifall.

„Sehen Sie nur, wie sie spielen und wie vergnügt und glücklich sie dreinschauen“, sagte sie zu Germaine gewendet. „So weit haben es die armen Geschöpfe gebracht, den andern eine Freude zu bereiten. Seit Wochen haben sie sicherlich dafür gearbeitet und gespart, anstatt wie früher zu trinken. Sie gewöhnen sich an edlere Genüsse. Noch ist nicht jeder gute Reim erstickt. Ein schwacher Liebeshauch genügt, um auch die Abgestumpftesten und Gefühllosesten neu zu beleben. Kind, Kind, lassen Sie sich umarmen!“

Hier wurden sie durch Frau John, die herantrat, unterbrochen.

„Sie haben also Ihren Kleinen nicht mitgebracht?“ fragte sie, sich an Germaine wendend.

„Nein, er hustete etwas, aber er war sehr betrübt, daß er nicht mitkommen konnte.“

„Sie müssen ihn sehr, sehr pflegen.“

„Danke, Frau John“, erwiderte Germaine herzlich. „Er ist ja im Grunde genommen ein starker Junge, und dennoch bin ich immer ängstlich...“

Als die Teepause vorüber war, sagte Miß Longhton zu Germaine:

„Jetzt ist es aber Zeit zum Nachhausegehen für meine Schützlinge. Kommen Sie mit uns bis Liverpool Station, es ist ja Ihr direktester Weg.“

Einen Augenblick ärgerte Germaine, sie sehnte sich danach, so rasch als möglich wieder zu Hause zu sein.

„Ich habe Sie so lange nicht gesehen“, drängte Miß Longhton.

Beide traten ins Freie. Der ganze Himmel sah aus wie eine einzige Rosenkrone. Geheimnisvoll und wie verzaubert schwammen die Straßen in goldigem Licht.

„Welch schöner Tag“, bemerkte Germaine gerührt.

„Ja, herrlich!“ bestätigte Miß Longhton mit warmem Ton.

„Wie liebe ich doch London!“ rief Germaine aus, „im Sommer wie im Winter, zu jeder Zeit. Seinen Himmel, sein Abendrot und seine Themse, ja selbst seine Nebel. Ist diese Dämmerung, die wie blaue Gaze sich herabsenkt und die langen Straßen mit dem unaufhörlichen Getöse einhüllt, nicht wundervoll, Miß Longhton?“

Eine schwache Brise hatte sich erhoben und kühlte schmeichelnd die Stirne nach dem glühenden Tage. Germaine atmete tief auf. Freude am fortschreitenden Werk erfüllte sie. Wie schwer war der Anfang gewesen und wie hatte sich alles über Erwarten gut entwickelt! Jetzt befand sie sich auf dem Heimweg zu ihrem Kinde . . . Wie schön doch das Leben war . . .

Plötzlich empfand sie wieder einen stechenden Schmerz. Litt Wilhelm nicht um ihre Willen? Soeben hatte die acht Jahre lange, mühevollen Anstrengung eine Lebensblume entfaltet und sie fühlte eine wunderbare Ruhe in der Seele. Ihr Gewissen war befriedigt.

Würde in Wilhelm nie das Verständnis dafür aufgehen? Was brauchte es mehr, um ihn zu überzeugen?

Und wieder lag ein sorgenvoller Ausdruck in ihren Augen, der Miß Longhton bekümmerte.

Germaine war nahe daran, sich der Freundin zu offenbaren, aber sie hielt an sich und sagte nur:

„Es ist nichts Besonderes. Immer wieder die alten Gewissenskämpfe.“

„Armes Kind! Wenn Sie doch erst mehr Licht auf Ihrem Wege sehen möchten.“

„Ich bin gewiß undankbar. Ein Tag wie der heutige gibt auf lange Zeit hinaus Mut und neue Kraft.“

Germaine begleitete die alte Freundin bis zu der großen Stationstreppe, nahm ihre Hände noch einmal zwischen die ihren und sah sie dann in der Menge verschwinden.

Rasch senkte sich die zunehmende Dunkelheit. In ihrem bläulichen, mit Lichtstreifen durchzogenen Schimmer sah es aus, als ob die Sonnenstrahlen auf dem Asphalt helle Flecken hinterlassen hätten. Gelbe, rote und grüne Feuer tauchten auf, kreuzten und drehten sich wie im schwindelnden Tanze. Eine ungeheure Menschenmenge staute und drängte sich an der Bahnhofstreppe und verlor sich dann wiederum in den bläulich dunstigen Straßen.

Germaine kaufte ein Spielzeug für Willy und rief dann einen Wagen heran.

Sie lächelte fröhlich vor sich hin, während sie, einer einzelnen Welle gleich, mit der Riesenflut dahinfuhr, und ihr Herz schlug laut vor tatkräftigerem Glück. Heute erschien ihr das Leben schön!

IX.

Schnell flog Germaine die wenigen Stufen zu ihrem Hause hinauf. Sie bemerkte ein paar Herrenhüte neben dem Wilhelms an dem Riegel hängen.

Ihr Mann hatte Besuch!

Als die Jungfer ihrer ansichtig wurde, blieb sie mitten in der Halle stehen. Ihr Gesicht war verstört, sie konnte nur murmeln:

„Gnädige Frau, gnädige Frau!“

Germaine sah sie an.

„Jane, was ist geschehen? Willy!“

In diesem Augenblick erscholl Wilhelms Schritt. Er war erdbah! und seine Stirne grauenhaft verzerrt.

Germaine stürzte auf ihn zu.

„Wilhelm!“

Er zog sie mit sich fort in sein Arbeitszimmer, und sie an beiden Armen haltend, sagte er mit einer gänzlich fremden Stimme:

„Ein Unglück!“

Dann beantwortete er ihre Fragen, während ihre Augen sich vor Todesangst weiteten.

„Er ist nicht tot. Er fiel vor zwei Stunden von der Treppe herunter. Da ich nicht wußte, wo du weiltest, ließ ich Green und Morris kommen. Sie sind noch da. Willy ist in seinem Zimmer. Sobald du ruhiger geworden bist, wollen wir hinüber.“

Germaine war wie erstarrt. Sie bezwang indes den Verzweiflungsturm, der bereits in ihr zu toben begann. Sie mußte die Mutterstimme für den Augenblick zum Schweigen bringen, um wie bei Fremden als der unempfindliche Arzt vor den Kranken hintreten zu können.

„Von wo ist er gefallen?“

„Vom zweiten Stock auf die Fliesen der Halle, durch das Geländer hindurch.“

Germaine stieß einen Laut des Entsetzens aus, machte sich aus dem Arm ihres Mannes los und eilte mit ein paar Säßen die Treppe hinauf. Oben angelangt schöpfte sie einen Moment Atem und trat dann bei dem Rinde ein.

Eine Lampe erhellte das Bett, über das die beiden Ärzte gebeugt waren.

Bei ihrem Anblick traten sie zurück.

Willy lag vollständig gefühllos da. Sein Gesicht war von kalten Umschlägen halb verdeckt, nur ein feiner Blutstrom ergoß sich aus dem Ohr.

Germaine betrachtete ihn, nahm die leblose Hand in die ihre und befühlte mit äußerster Vorsicht den Kopf. Dann untersuchte sie den Knaben. Blaue Male marmorierten die bleifarbene Haut. Lange hatte die Untersuchung gewährt, nun trat tiefes Schweigen ein. Germaine deckte das Kind mit unendlicher Zärtlichkeit wieder zu. Sie wußte es, er war verloren. — —

Dann hob sie den Blick und begegnete dem der Urzte, der mit innigem Mitleid auf sie gerichtet war. Sie trat an sie heran und tauschte mit leiser Stimme einige Worte mit ihnen aus. Durch ein Nicken des Kopfes gab sie ihre Zufriedenheit mit den angewandten Mitteln kund. Dann besprachen sie das Weitere.

Aber Germaine wußte Bescheid, so gut wie sie. Sie sah den Männern fest ins Gesicht.

„Wozu wollen wir das Kind noch quälen?“

Dann beugten sich alle drei wieder über das Bett.

Wilhelm stand abseits und studierte ihr Verhalten. Das Gefühl seiner Dymacht nagte an ihm. Seine Frau machte einen Eisbeutel zurecht. Er beneidete diese Fremden, die ihr helfend zur Seite standen und den kleinen Körper, der sein ganzer Stolz, sein ganzes Glück war, anfassen durften.

Germaine empfand nur das wahnsinnige Verlangen, Willy möge noch einmal zum Bewußtsein kommen.

Nur einmal noch die geschlossenen Augen offen sehen, noch ein einziges Mal das Lächeln der tiefen Sterne erblicken!

Aber die Minuten verrannen so langsam, daß der kleine Körper, der bereits eine gewisse Starrheit annahm, wie ein Leichnam aussah. Eine flackernde Kerze warf zitternde, gelbliche Flecken auf die Haut. Von einem plötzlichen Schauer erfaßt, glaubte Wilhelm, der Kleine sei tot.

Stunden vergingen.

Dr. Green war gegangen, aber Dr. Morris, als alter Freund Germaines, blieb ihr zur Seite.

Wieder waren ein paar Stunden verstrichen. Wilhelm und Germaine hatten den Zeitbegriff verloren. Es war ihnen, als säßen sie von Ewigkeit her in diesem Zimmer bei dem gedämpften Lampenschein in Erwartung des gräßlichen Ausganges, nach den fortschreitenden Schatten spähend, die sich über das Gesicht des Sterbenden lagerten. Manchmal erschienen sie ihnen tiefer, dunkler auf dem zarten Antlitz. Dann glaubte Germaine eine Bewegung wahrzunehmen.

„Er regt sich“, sagte sie.

Dr. Morris schüttelte den Kopf.

Draußen wurden Schritte hörbar. Es war Dr. Green, der wiederkam.

„Keine Veränderung?“ fragte er. Hinter ihm kam Rosa geschlichen.

„Was wollen Sie hier?“ herrschte Wilhelm sie zornig an.

„Ich — wollte nur sehen, ob die gnädige Frau meiner bedarf?!“ murmelte sie zitternd.

„Nein. Gehen Sie hinaus.“

„Bitte, lassen Sie mich hier“, flehte Rosa.

So dringend war die Bitte, so verstört ihre Züge, daß Wilhelm sie durchließ. Sie flüchtete in eine Ecke. Plötzlich sagte Wilhelm laut:

„Soll ich nicht meinen Bruder rufen lassen, er ist doch sein Vate.“
Dann ließ er die Stimme sinken, „wozu sollte er . . .“

Wieder trat Schweigen ein. Man hörte deutlich den kurzen, stockenden, schwächer werdenden Atem des Kindes.

Eine Turmuhr schlug in einiger Entfernung, es antwortete ihr eine zweite und dritte. Mechanisch zählten alle die gleichen Schläge. Mitternacht . . .

Dr. Green näherte sich Germaine.

„Sie sollten sich ein wenig ausruhen“, mahnte er, „um wieder Kraft zu sammeln, Sie werden sie noch lange brauchen.“

Germaine hob den Kopf.

„Lange . . .“ murmelte sie. „Sie wissen wohl, daß es nicht mehr lange dauern kann . . .“

Das Entsetzliche war ja bereits da, ganz nahe. Nichts in der Welt konnte ihm den Eingang wehren. Es ergriff sie der heftige, unsinnige Wunsch, ihm den Eintritt mit dem eigenen Leben zu verbarrikadieren und sich eher zermalmen zu lassen, damit die Tür sich nicht öffnen könne.

Plötzlich glaubte Germaine ein Zittern längs der seidenartigen Wimpern zu bemerken.

Willy öffnete die Augen. Wie durch einen Nebel blickten sie nach fernen, unbekanntem Bildern.

Germaine warf sich auf die Knie.

„Willy, mein geliebter, kleiner Willy!“

Eine unaussprechliche Zärtlichkeit durchbebt ihren leisen Ruf, der wie ein heißer Ruf des Kindes entfliehende Seele zu erreichen schien.

Ein Lächeln glitt durch den Nebelschleier, der die grauen Augen trübte, und Willys Blick wurde klarer.

„Mein Muttschen!“ murmelte er.

Seine Augen ruhten fest auf der Mutter; sie schienen größer und leuchteten auf als das einzige Lebende an dem gefühllosen Körper.

Germaine gab ihm seine Lieblingsnamen, sie nannte ihn ihren kleinen Freund, und ihre Stimme klang warm, fast freudig.

„Muttschen“, wiederholte das Kind.

Wilhelm und Germaine beugten sich über das Bett, wußten sie doch beide, daß ihnen ihr Schatz in wenig Minuten entrisen werden würde.

Willy sah von einem zum andern. Dann schloß er die Augen . . .

In der Ecke hörte man Rosa aufschluchzen.

Ein paar Augenblicke später trat die entscheidende Veränderung ein. Ein wiederholtes Schütteln lief durch den kleinen Körper, er röchelte leicht und kurz auf, dann lag er marmorartig unbeweglich da.

Germaine hielt die kleine Hand in der ihren und wandte sich zu ihrem Manne.

„Es ist das Ende, Wilhelm“, sagte sie sanft.

Dann betrachtete sie ihren Sohn. In dem Zimmer begann es reger zu werden. Germaine fühlte, daß man ihre Hände faßte. Die Ärzte verabschiedeten sich. Rosa folgte ihnen. Sie blieben beide allein, sie und Wilhelm mit ihrem Kinde.

Dann brach ein Schrei aus, mächtig und herzbrechend, wie der ausgestoßene Schmerz eines mit Todesnot ringenden Wesens. Wilhelm weinte. Germaine stand auf und umfaßte ihn. Er litt und bedurfte ihrer.

Entsetzliche Stöße entranzen sich seiner breiten Brust. Sie rief:

„Wilhelm!“

Er sah sie, wie sie sich über ihn beugte. Einen Augenblick richtete er den Blick auf sie, aus dem plötzlich Härte und Haß zu sprechen begann, und er erwiderte:

„Laß mich!“

Automatenhaft wich Germaine zurück . . .

Sie trat wieder an das weiße Bett, von dem sich Willys blaßes Gesichtchen inmitten goldener Lockenfülle abhob.

Bis zum anbrechenden Morgen saßen die Gatten unbeweglich, in starrem Schweigen an der Leiche ihres Kindes.

X.

Von den darauffolgenden Stunden hatte Germaine keine klare Erinnerung behalten. Sie sah, wie sich das Fenster nach und nach erhellte und wie plötzlich ein Lichtstrom hereinstutete, und murmelte vor sich hin:

„Welch schöner Tag!“

In dem blendenden Sonnenschein sah Willy noch weißer aus. Die Lampe war ausgegangen. Stunden verstrichen. Menschen traten ein, sie sprachen leise, nahmen sie bei der Hand und drehten sich wie Gespenster um sie herum.

Man umarmte sie. Jemand versuchte sie hinauszuführen, und sie vernahm ihre eigene Stimme, die heftig erwiderte:

„Nein, ich will nicht!“

Hierauf zog man sie an das Fenster, aus dem sie sich instinktiv beugte, um einen Augenblick Luft zu schöpfen. Zwischen ihr und der Außenwelt hatte es sich in ihrem Kopf und in ihren Gliedern wie ein dichter Nebel gelagert. Die frische Morgenluft wehte sie belebend an. Dann drängten sich ihr die Empfindungen mit ungeheurer Schärfe auf. Endlos dehnte sich jedes Geräusch, wellenförmig, schmerzhaft in ihrem Gehirn. Die Vorübergehenden prägten sich ihr bis auf die kleinste Einzelheit ihres Anzuges mit einer Genauigkeit ein, daß sie ihr zur Karikatur wurden. Alle aber schritten mit vergnügten, selbstbewußten, oder unzufriedenen Gesichtern vorüber, unbekümmert um die Todeskämpfe, die sich hinter den hohen, ver-

schlossenen Häusern abspielten. Der Haß überkam Germaine und sie wandte sich schroff ab.

Willy lag inmitten weißer Blumen gebettet. Rosen, Margeriten und Lilien.

Fortdauernd hörte sie die Stimmen um sich her, die wie aus weiter Ferne kamen und stets mit gleichem Nachdruck dieselben Alltäglichkeiten wiederholten.

„Sie hat noch nichts zu sich genommen,“ bemerkten einige, „noch nichts seit gestern.“

„Man muß sie dazu zwingen“, antwortete eine Stimme.

Hierauf fühlte sie, wie man ihr einen Löffel zwischen die Zähne schob. Sie wehrte sich dagegen und wich zurück. Mitleidsvoll wiederholte eine andere Stimme:

„Laßt sie doch, quält sie nicht.“

„Aber sie hat ja nichts gegessen“, mahnte die erste Stimme wieder eindringlich.

Endlich öffnete sie den Mund. Etwas Warmes wurde ihr eingeflößt, das ihren Körper wohlthuend durchdrang. Sie stand auf und schritt zum Bett Willys. Er schlief ja. Man hatte ihm seinen Sammetanzug und den großen Guipuretragen angezogen. Seine Fäustchen hielten einen Strauß Rosen fest.

Weshalb hatten sie ihn nur während des Schlafes angekleidet? Wo sollte er denn hin? Wo nur?

Germaine hatte nur die eine Empfindung, daß irgend eine Katastrophe ihr beiderseitiges Leben erschüttert hatte. Der namenlose Schmerz wich nicht. Er hielt ihr Gedächtnis, ihre Fähigkeit zum Handeln, ihr Verständnis gefangen.

Wilhelms verstörtes Gesicht zog an ihr vorüber, und ihr Inneres bäumte sich auf. Wie lange sollte denn dieser grauenhafte Zustand noch währen, der sie alle zusammen wie ein Alp lähmte, unter dem sie ja wahnsinnig werden mußten, und sie schrie laut:

„Um Gottes willen, wacht doch auf, wacht auf!“

Wieder liefen die Stunden ab. Unbeweglich saß sie da, in den Anblick ihres Kindes versunken.

Ihr blieb auf der Welt nur noch dies eine — diesen kleinen Körper zu betrachten.

Nur unklar drängte es sich ihr auf, daß irgend eine unbezwingliche Gewalt, der nichts zu widerstehen imstande war, ihr das Kind, ihre Wonne, entriß, und daß weder ihre eigene Lebenskraft, noch ihre Verzweiflung daran etwas zu ändern vermochte.

Zum zweitenmal senkte sich die Nacht herab.

Es wurden Lampen hereingebracht. Wie im Traum umschwebten sie die Gesichter ihrer Schwiegermutter, der Schwägerin und Schwager Francois'. Alle sahen anders aus, ganz anders, so wie sie selbst und Wilhelm und Willy. —

Unfagbar langsam schlichen die Stunden dahin. Germaine hörte ihren Schlag und jedesmal rief eine innere Stimme: „Wieder eine weniger . . .“ Dann packte es sie mit aller Macht: „Die letzte Nacht! . . .“

Bläulich dämmerte der Morgen herauf. Endlich kam der Tag.

Plötzlich erkannte sie ein Gesicht, das sie noch nie in diesem Zimmer gesehen hatte, ein Gesicht aus dem Verein. Ach, Frau John! Sie stand am Fußende von Willys Bett und unterdrückte ihr Schluchzen. In ihren Händen drehte sie einen Margeritenzweig, mit dem sie offenbar nichts anzufangen wußte. Dann war sie verschwunden. Jetzt wurde sie wieder von jemandem umarmt. Sie erkannte Miß Loughton.

Alle, die sie liebten, waren gekommen. Was wollten sie nur hier in Willys Zimmer? Weshalb sahen sie denn zu, wie er schlief?

Wieder versuchte man sie wegzuführen.

Wilhelm und François, beide ganz weiß im Gesicht, redeten auf sie ein, wie man etwa einem kranken Kinde zuspricht.

„Willst du nicht herunterkommen? Es sind Freunde da . . .“

„Ach nein, laßt mich doch.“

Die Aussicht auf Menschen, die sie sehen und hören sollte, war ihr unerträglich. Krampfhaft hielt sie sich am Bett fest.

Warum wollte man sie denn daran verhindern, ihr Kind noch länger zu betrachten? Weiter verlangte, weiter bedurfte sie ja nichts. Aber dieses Verlangen war unüberwindlich, übermächtig wie ein Schmerz.

„Laß sie!“ sagte endlich Wilhelm.

Dann trugen sie eine lange eichene, mit Atlas ausgefeschlagene Schachtel herein und legten das spizenbesezte Kopfkissen hinein. Hierauf nahm Wilhelm den kleinen Körper in seinen Arm, die eine Hand war heruntergefallen, und die blonden Locken lagen zerstreut über des Vaters Schulter.

Mit unaussprechlicher Zärtlichkeit und Vorsicht legte er den Kleinen in die Schachtel. François umgab das Kind mit weißen Rosen, und dann standen beide darüber hingebeugt und schauten es an. Willy mußte ihnen schon sehr entrückt erscheinen. Wie grauig blaß hob sich sein Kopf von dem weißen Atlas, aus dem warmen Farbenton des Sammets zwischen den bleichen Rosen ab. Wilhelm legte ihm das Goldgelock wie einen Heiligenschein um den Kopf. Das erhärtete Fleisch nahm bereits einen bläulichen Schimmer an. An der Stirn und längs der dünnen Nase erschienen glänzende Stellen wie bei einem Marmorantlitz. Die Lippen waren bleifarbig. Wilhelm versuchte, die kleinen Hände wieder auf die Brust zu legen, aber er vermochte es nicht. Mit einem lauten Stöhnen sank er in sich zusammen.

Plötzlich erwachte Germaine aus ihrer Erstarrung. Die entsetzliche Wirklichkeit krallte sich in ihr fest. Statt der verworrenen Vorstellung trat jetzt der Kontakt mit der unumstößlichen Tatsache hervor.

Willy war tot. Sie hatten ihn in einen Sarg gelegt, und binnen kurzem wurde er hinweggetragen. François ging suchend nach irgend einem

Gegenstand im Zimmer hin und her. Das Knarren seiner Schritte war Germaine unerträglich. Dann beugte er sich über den Sarg und man hörte deutlich das schrillende Geräusch der Locken unter der Scheere.

„Nicht zu viel,“ sagte Wilhelm, „er ist so schön so . . .“

Germaine klammerte sich am Sargrand fest.

Noch eine Minute und noch eine . . .

Aber die Minuten verstrichen. Für sie hatte die Zeit keinerlei Bedeutung mehr; stand sie doch am Rande der Ewigkeit. Noch einige Augenblicke . . . dann die schwarze, grauenhafte Tiefe . . .

Wie ein verzweifelter Drangsalsturm fegte der Gedanke an die endgültige Trennung alle anderen Ideen hinweg.

Germaine fühlte den sanften, liebevollen Druck von François' Arm in dem ihren. Er sprach zarte, von Schmerz durchzitterte Worte. Er redete von Wiedersehen, von einem anderen Leben und von kleinen Engeln, und fügte hinzu:

„Germaine, sei jetzt vernünftig. Der Augenblick ist doch nun einmal da, man erwartet dich.“

Ja, der Augenblick war gekommen, er war da . . . Die Stunde, die sie bereits in der vorhergehenden Nacht bei jedem Schlagen der Turmuhr vorausgeföhlt hatte. Jetzt war sie wirklich da.

„Germaine,“ nahm François abermals leise das Wort, „sieh dir doch Wilhelm an. Er ist tief unglücklich, und du vermehrst noch sein Weh.“

Sanft löste er Germaines Finger vom Sarge. Sie widerstand nicht mehr. Er zog sie zum Fenster, kehrte dann rasch zurück und schloß den Sarg.

François und Wilhelm trugen ihn hinunter. Germaine hörte noch ihre Tritte auf der Treppe verhallen. Eine Tür öffnete sich und schloß sich wieder. Totenstill wurde es um sie. Bald indes vernahm man Pferdegetrappel auf dem Pflaster und wiederum Stimmengewirr. Dann das Rollen von Wagen.

Germaine beugte sich aus dem Fenster. Ein Leichenwagen fuhr mit einem Berg weißer Blumen davon, und darunter hatten sie Willy gebettet.

Mit einem markerschütternden, alles durchdringenden Schrei war sie auf das leere Bett niedergefunken. Um sie her war alles in völliger Betäubung gekentert. Sie schlüßten ihr ein Schlafmittel ein, denn man fürchtete für ihren Verstand.

XI.

Mehrere Stunden währte dieser bleierne Schlaf, aus dem sie erst gegen Abend erwachte.

Ihr erster Gedanke richtete sich auf ihren Mann. Sie sah wiederum sein verfürtes Gesicht vor sich und hegte den heißen Wunsch, an seiner Seite zu sein, mit ihm zu leiden. Sie lag in seinem Bett. Die Gardinen waren zugezogen, aber längs der Falten des schweren Gewebes rieselten die Sonnenstrahlen herab. War denn der endlose Tag noch nicht um? In dem Sessel schlief die Kammerfrau.

Germaine rief sie an.

„Der Herr ist ausgegangen, er ist noch nicht zurück“, murmelte die Jose.

Germaine wollte sich ankleiden. Eine Frage brannte ihr auf den Lippen, aber die wollte sie nur an Wilhelm richten. Sie mußte ja auch ganz ruhig sein, wenn er zurückkehrte.

Trauerkleider lagen bereits da. Germaine machte ein Zeichen der Bertwunderung.

Die Schwiegermutter hatte alles am Morgen besorgt und geschickt, lautete der Bericht der Dienerin. Sie hatte ihre Stimme gesenkt wie in tiefster Ehrfurcht vor dem Schmerz ihrer Herrin.

Germaine war ihr im Herzen dankbar für diese Beweise zarter Rücksicht, die sich in allen Bewegungen kundtat. Eine ungeheure Müdigkeit hatte sich ihrer bemächtigt.

Endlich begab sie sich in Wilhelms Arbeitszimmer und bemühte sich, ihre Gedanken zu hemmen, um ein wenig Mut zu behalten.

Es dunkelte bereits, als die Tür aufging. Germaine hatte befohlen, alle Lampen anzuzünden, und sie selbst saß wie gewöhnlich in Erwartung in ihrem Sessel da.

Auf der Schwelle blieb Wilhelm einen Moment stehen.

Beide durchdrang gleichzeitig die eine Empfindung, daß Willy jetzt mit seinem fröhlichen Ruf: „Da ist Vater!“ herbeieilen müsse.

Germaine hatte sich mühsam erhoben. Sie schwankte. Die Leichenblässe ihres Gesichtes, die noch schärfer von der Trauerkleidung abstach, erregte das Mitleid in ihm. Er fing sie in seinen Armen auf, und ihr Kopf lag an seiner Brust, wo er so oft schon Halt und Stütze gefunden.

Unfähig zu weinen, sahen sie einander an. Er preßte sie fest an sich, und beide fühlten, daß in ihrer gegenseitigen Liebe allein Linderung für die blutende Wunde zu erwarten sein würde.

Plötzlich indes bemerkte Germaine eine Veränderung in Wilhelms Blick, die sie eisig berührte. Er wandte ihn ab und Germaine folgte der Richtung. Es lag etwas wie Haß und Rache darin, genau so, wie sie ihn bereits an dem Bett des sterbenden Kindes überrascht hatte.

„Wilhelm!“ kispelte sie. Inniger umfaßte sie ihn.

„Wilhelm!“

Wie ein Ruf erklang ihre Stimme in dem stillen Gemach. Sie fühlte, wie seine Arme sich von ihr lösten und herabfielen.

Sprachlos, trat sie ein paar Schritte zurück, sie begriff nicht und sie war so müde, sie konnte ja nichts fassen . . .

Endlich stieß sie die Frage, die sie seit ihrem Erwachen verfolgt hatte, hervor:

„Sag, Wilhelm, wie konnte dies Unglück geschehen?“

Wilhelms Züge verzerrten sich gräßlich und barsch erwiderte er: „Danach frage Rosa.“

„Rosa . . .“ wiederholte sie.

„Ja, die elende Kreatur, in die du dein ganzes Vertrauen gesetzt hattest“, schrie er außer sich. „Sie wird jedenfalls bei irgend einem Rutscher gestanden und geschwaht haben. Sie ist Willys Mörderin! . . .“

Sein Zorn war grenzenlos. Nie hatte ihn seine Frau so gesehen, ihn, der ihr stets nur mit größter Achtung und unsagbarer Zartheit begegnet war. In dessen Gegenwart nie ein heftiges Wort fallen durfte . . .

Ohne zu antworten, ging sie hinaus, und in ihrem Zimmer angelangt, klingelte sie nach Rosa.

Nach ein paar Augenblicken trat letztere, am ganzen Körper bebend, herein. Germaine empfand inniges Mitleid mit dem Mädchen.

„Setzen Sie sich, Rosa.“

Rosa warf sich auf ihre Knie.

„Ach, gnädige Frau! Gnädige Frau, wie wünschte ich, es wäre mein eigenes Kind, statt seiner!“ jammerte sie in abgerissenen Worten.

„Still, Rosa,“ besänftigte Germaine, „das Einzige, was Sie jetzt noch für mich tun können, ist, mir ruhig zu erzählen, wie alles kam.“

Etwas bezwungen durch Germaines Fassung, begann sie endlich stockend unter Schluchzen:

„Gnädige Frau, er beschäftigte sich mit den Bildern, die der Herr ihm morgens mitgebracht hatte, und ich saß dabei und nähte. Da fuhr ein Wagen vor, und ich rief: ‚Es ist die gnädige Frau!‘ Darauf zog ich den Store hoch, um auf die Straße zu sehen. In demselben Augenblick ruft Willy: ‚Mama! Mama!‘ und so höre ich ihn auch schon hinauslaufen. Die Zimmertür war der Hitze wegen offen gelassen worden. Gnädige Frau — ich stürzte hinterdrein — aber Gott weiß, er muß versucht haben, rittlings auf dem Geländer hinunter zu rutschen, wie an dem Tage, Sie erinnern sich dessen wohl, an dem ihn der Herr so sehr gescholten hatte . . . Ich sah nur noch — wie er das Gleichgewicht verlor — dann gab es einen furchtbaren Lärm — der Körper schlug auf die Fliesen auf, und indem trat der Herr ins Haus.“

„Armer, armer Mann!“ murmelte Germaine.

„Gnädige Frau, es war zu gräßlich. Da floh ich — am liebsten wäre ich in die Erde gesunken. Mary holte mich zurück, denn der Herr befahl, ich solle Willy ausziehen. Ich zitterte dermaßen, daß ich es nicht fertig brachte, seine Krawatte zu lösen. Er regte sich nicht mehr. Da fragte der Herr: ‚Hatten Sie ihn zu beaufsichtigen?‘ Weiter sagte er kein Wort.“

Rosa rang die Hände.

„Gnädige Frau, ach, gnädige Frau, ich hatte ihn ja so sehr lieb.“

Anzusammenhängend, stoßweise, verzweifelt war der Bericht über des Mädchens bebende, zuckende Lippen gekommen. Gerührt von ihrem Schmerz, versuchte Germaine sie zu beruhigen.

„Nein, nein, Kind, ich entziehe Ihnen mein Vertrauen darum nicht, weiß ich doch, daß Sie ihn liebten und eher Ihr eigenes Leben für ihn hergegeben hätten.“

„O, gnädige Frau!“ stöhnte Rosa aufs neue.

„Es ist ja nur des Herrn wegen. Sehen Sie, Ihr Gesicht würde ihn beständig an den schrecklichen Augenblick erinnern, und aus diesem Grunde wird es nötig sein, daß Sie uns verlassen.“

Rosa schluchzte heftiger.

„Ich werde Ihnen eine gute Stelle suchen“, fügte Germaine hinzu, „und dem Herrn sagen, daß Ihnen meine Teilnahme auch ferner gesichert bleibt. Und jetzt, mein Kind, wenn Sie sich nicht fassen können, dann gehen Sie lieber, Sie tun mir furchtbar weh.“

Allein in ihrem Gemach, bis zum äußersten erschöpft, sah Germaine fortwährend das nach der Treppe stürzende Kind vor sich, das mit dem Ruf: „Mutter!“ vor den Füßen seines Vaters auf den Fliesen aufschlug. Es klopfte.

Ob die gnädige Frau zu Tisch herunterkommen wolle? Der Herr warte bereits.

Forderte das Leben wieder unerbittlich sein Recht? Unmöglich konnte sie Wilhelm in seinem Jammer allein lassen. Sie überwand die bleischwere Mattigkeit, stand auf und machte einige Schritte vorwärts. Nein, es war unmöglich. Ein so heftiger Schwindel ergriff sie, die Pulse begannen derart zu schlagen, daß sie, beide Hände instinktiv ausstreckend, vornüber schwankte. Die herzugeeilte Kammerfrau fing sie auf und legte sie aufs Bett.

„Rufen Sie den Herrn“, murmelte Germaine.

XII.

Die Wiederaufnahme des alltäglichen Lebens blieb Germaine am folgenden Morgen erspart.

Ein hitziges Gehirnfieber trat ein, das Wilhelm nur geringe Hoffnung auf Genesung ließ.

Ununterbrochen unterhielt sie sich während des Deliriums mit dem toten Kinde.

„Komm auf Mutters Schoß und erzähle mir von deinem Spaziergang! Willy, umarme mich! Du bist ja mein einziger Trost — wie frisch deine Bäckchen sind — drücke deine Lippen auf Mutters Stirn — so — daß ich deine Armchen um meinen Hals fühle — noch mehr . . .“

„Sie ist glücklich in ihrem Wahn“, stieß Wilhelm bitter hervor.

Langsam verlor sich das Delirium, das Fieber verminderte sich und sank endlich gänzlich. Stundenlang lag Germaine mit groß aufgerissenen Augen da; es fing an, wieder klar in ihrem Kopf zu werden.

Von da ab durften Frau Evoles und Geneviève es wagen, von Willy zu sprechen.

Wenn die beiden Frauen dann an seine Schönheit und Kraft, an seinen frühzeitig gut entwickelten Verstand, an seine Heftigkeit und Rindlichkeit erinnerten, lächelte Germaine auch wohl vor sich hin. Seine kleine

Seele schien sie zu umschweben. Dann begann sie zu weinen, leise und anhaltend, als solle dieser Strom nie mehr aufhören zu fließen.

Wilhelm ertrug es nicht, des Kindes Namen zu hören. Die Besserung in dem Befinden seiner Frau hielt an, und er vermied jedes Alleinsein mit ihr.

Nach Verlauf von drei Wochen durfte Germaine das Bett verlassen. Man trug sie auf einen Divan ans Fenster, und von da blickte sie schweigend tagelang nach den vorüberziehenden weißen Wölkchen am Himmel. Ihr erster Gang war nach Willys Zimmer.

Die Stores waren herabgelassen, eine kellerartige Frische kam ihr entgegen. Germaine sank in den Sessel, in dem sie so oft mit dem Kinde in den Armen geseffen. Ihr Auge gewöhnte sich an das Dämmerlicht, und sie schaute umher. Da lagen aufgehäuft die Spielsachen auf einem Regal, dort zwei kleine Schuhe. Leidenschaftlich drückte sie sie an ihre Lippen. In ihr bäumte sich's auf. Weshalb hatte sie nicht sterben dürfen? Welche Erleichterung hatte sie empfunden während ihrer schweren Krankheit. Dann trat der Gedanke an Wilhelm wieder in den Vordergrund. Nein, nein, sie mußte wieder erstarken, sie wollte das Leben an seiner Seite neu beginnen und ihn mit aller erdenklichen Liebe und Rücksicht umgeben wie ehedem . . .

Bald konnte sie wieder an den gewohnten Mahlzeiten teilnehmen. Schweigend saßen sie sich gegenüber, lustlos zum Essen und zum Reden, bemüht, jedes verletzende Wort zu vermeiden.

Wilhelm sprach absichtlich nie von Willy. Sofort brach er das Gespräch ab oder verließ das Zimmer. Dabei empfand Germaine das brennende Bedürfnis, zwischen ihnen beiden diese Erinnerung an ihr Teuerstes wach zu erhalten.

Wilhelm war aufmerksam und zuvorkommend wie früher und bekundete eine große Sorge für ihre Gesundheit. Dennoch, wie so gänzlich verschieden war er von dem so heißgeliebten Manne, der in ihrer Liebe und Liebkosung einzig Ruhe und Trost gefunden. Fast schien es, als nehme eine gewisse peinliche Verlegenheit, die sich zwischen sie gelagert, von Woche zu Woche zu. Eines Nachmittags, als sie von Tisch aufstanden, sagte Wilhelm plötzlich:

„Du warst ja noch nicht wieder in Drury Lane?“

Sprachlos sah sie ihn an und stützte sich wie in einer Schwächeanwandlung gegen die Wand.

„Aber, Wilhelm, ich war ja noch gar nicht aus!“ —

So blaß und schmal zeichnete sich ihre Silhouette in dem Fensterahmen ab, daß er eine heftige Reue empfand und sie mit sich fortzog in den Salon. Dort sprach er von anderen, gleichgültigen Dingen. Aber Germaine hörte nichts mehr. Jetzt blieb kein Zweifel mehr über das eigenartige Verhalten Wilhelms ihr gegenüber übrig — fürchterlich war die soeben erfolgte Offenbarung — er machte sie für den Tod des Kindes ver-

antwortlich . . . Wie eine Lähmung kam es über sie. Dieser Hintergedanke war es ja gewesen, der ihren Schmerz vom ersten Augenblick an vergiftet hatte. Bei der kleinen Leiche, als sie in seine Arme geflüchtet war, hatte er sie zurückgestoßen mit den Worten: „Laß mich!“

Umsonst bemühte sie sich, gegen den scheußlichen Gedanken anzukämpfen. Sie konnte nicht mehr daran zweifeln. Das war es, was sich Tag für Tag zwischen ihnen auftürmte und Wilhelms Liebe für sie in Haß wandelte.

Niedergeschmettert sank sie in einen Sessel. Er glaubte, sie sei ohnmächtig, und rief sie an. Sie öffnete die Augen und richtete ihren Blick vorwurfsvoll fest auf ihn. Er verstand ihn offenbar nicht.

Der heiße Wunsch, sich zu verteidigen, ergriff sie mit aller Gewalt, aber sie wußte ja, daß Wilhelm bei seines Kindes Namen das Zimmer verließ, und so schwieg sie. Von da an wich das Gespenst, das zwischen ihnen stand, nicht mehr. Es folgte ihnen überall, bis in ihre Liebkosungen hinein. Mit jedem neuen Tage machte es seine Herrschaft stärker geltend und nahm das Herz ihres Mannes gänzlich in seinen Bann.

„Ich sollte, ich müßte sprechen“, sagte sich Germaine. Aber noch fühlte sie sich schwach und kraftlos. Jede Anstrengung mißlang ihr. Dann versuchte sie es, sich die Befürchtung auszureden, für Torheit zu erklären, oder für ein physisches, vorübergehendes Übel, das Wilhelm ergriffen hatte.

Ungebuld, Eifersucht, Widerwärtigkeiten, kleinliche Bitterkeiten, alles hatte sich in dieser mysteriösen Region des Untergewissens aufgehäuft. Seit Jahren lagerte es dort, schlafend, sich mehrend, bis es, im Augenblick des Schmerzes erwachend, sich jetzt zur fixen, zur ungerechten und gehässigen Idee entfaltet hatte.

Aus eigenem Antrieb umarmte Wilhelm sein Weib nicht mehr. Manchmal wandte er sich sogar ab und wartete ein paar Sekunden, bis er ihren Ruß erwiderte.

Germaines Qual steigerte sich derart, daß sie es kaum noch zu ertragen vermeinte. Was aber konnte sie gegen den unheimlichen Gast, der sich in ihr stilles Heim eingeschlichen hatte, tun? Lieferte nicht ein jeder Tag neue Beweise seiner fürchterlichen Gegenwart? Ihre Beobachtungsgabe schärfte sich infolgedessen in einer Weise, wie sie es im normalen Zustande für absolut unmöglich gehalten haben würde. Sehr langsam nurkehrten die Kräfte zurück.

Dr. Moris drängte zu einer Luftveränderung, zu einem längeren Aufenthalt an der See. Aber sie schüttelte energisch den Kopf. In ihrem Schwächegefühl fürchtete sie jeden Wechsel. Wie konnte sie überhaupt das Haus verlassen, die Zimmer, die noch so gänzlich von Willys Gegenwart erfüllt waren.

Eines Nachmittags jedoch, als sie sich etwas besser fühlte, bestellte sie einen Cab.

Vor ihrem hohen Spiegel blieb sie einen Moment stehen. Wie verändert kam sie sich vor in dem Trauerkleide und dem Hut mit dem lang-

herabfallenden Kreppschleier. Sie gedachte des Tages, an dem sie zum letztenmal ausgegangen war, im hellen Jackett mit weißer Kapotte, und wie Willy sie gar nicht hatte loslassen wollen. Das war das Letzte gewesen . . .

Germaine fuhr zu einem Gärtner heran, füllte den Wagen mit duftenden Blumen und befahl:

„Daddington-Friedhof!“

Dort angelangt, durchschritt sie die Hauptallee des Gottesackers, der, an den Hügel gelehnt, sich wellenförmig ausdehnte.

Die Augustsonne blendete sie. Seit Wochen saß sie in ihren kühlen Zimmern, in die das Licht nur gedämpft hereinflöß.

Germaine mußte umkehren und den Pförtner um sein Geleit bitten. Sie kannte den Weg nicht. Langsam schritt sie vorwärts und drückte die Menge Blumen gegen sich. Das Laub der Pinien wühlte sich über den weißen Steinen und Säulen.

In der Ferne verlor sich nach und nach das Geräusch der Großstadt. Nur undeutlich erblickte man noch die Häuser zwischen den Bäumen hindurch. Weit weg und wie verloren kam sich Germaine in dieser Totenwelt vor.

Redete hier wirklich jeder Leichenstein von einem so grausamen Schmerz, wie der ihre es war?

In diesem Falle war des Leids allerdings zu viel in dieser elenden Welt . . .

Der vorausschreitende Pförtner sagte:

„Dort ist es . . .“

Dann entfernte er sich.

Willys Grab lag auf einem Hügel, von dem man den ganzen Friedhof überblickte. Eben erst war das Monument gesetzt worden, das in einer kurzen, abgebrochenen Säule bestand. In Goldlettern stand darauf:

Willy Ewoles

Sohn von Wilhelm Ewoles und von Germaine, geb. White

7 Jahr alt.

Germaines Augen hafteten wie gebannt auf der Schrift, die in dem grellen Sonnenlichte glänzte, auf dem Namen ihres Sohnes. Dann bückte sie sich, um ihre Blumen hinzulegen, und bemerkte dabei andere bereits verblühte weiße Rosen, die, bei der Berührung ihrer Finger zerfallend, einen faden Totengeruch ausströmten.

Wilhelm mußte hier gewesen sein.

Wie oft mochte er überhaupt seinen Schmerz an dieser Säule ausweinen, den er daheim so eifersüchtig in sich verschloß? Ihre Blumen neben die ihres Mannes werfend, erhob sie sich. Noch einmal las sie:

„Willy Ewoles, Sohn von Wilhelm . . .“

Wie von einer inneren Macht besiegt, sank sie auf die Knie und schluchzte laut auf:

„Mein Gott . . . mein Gott . . . Erbarmen! . . .“

Aber weder eine Antwort, noch Trost, noch der ersehnte Frieden wollte sich auf ihr zermartertes Herz senken.

Sie stand auf, wandte sich wieder der großen Allee zu und verließ den Friedhof . . .

Und wiederum stellte Wilhelm die Frage bei ihrer Rückkehr:

„So, du kommst wohl von Drury Lane?“

Wie ein Peitschenhieb traf sie der spöttische Ton dieser Worte. Hochaufgerichtet, kreidebleich stand sie vor ihm und erwiderte langsam:

„Ich komme von Willys Grab.“

Wilhelms Stirn furchte sich, und er wandte sich ab.

Nein, länger konnte, länger wollte sie diesen Zustand nicht ertragen; jetzt mußte er sein schauderhaftes, ungerechtes Betragen erklären.

„Wilhelm!“ rief sie, „Wilhelm, was hast du, was wirfst du mir vor?“

Er blieb abgewandt stehen, und sie drängte weiter:

„Antworte jetzt. Was wirfst du mir vor?“

Langsam drehte er sich nach ihr um.

„Habe ich dir bisher etwa einen einzigen Vortwurf gemacht?“

„Deine Kälte, Wilhelm, fühle ich in allem durch, in jedem Wort, in dem Ton deiner Stimme. Wie bist du verändert, Wilhelm! Sage es mir, weshalb?“

Einen Augenblick schwieg er, dann kam es hart über seine Lippen:

„Wir sind beide verändert. Mir brach das Herz, das ist alles!“

Aufmerksam beobachtete ihn Germaine, in Erwartung weiterer Enthüllungen. Aber diese blieben aus, und sie verstand ihn.

Beide schwiegen.

Dann nahm sie wieder das Wort:

„Höre, Wilhelm, du wirfst mir vor, die Ursache an seinem Tode zu sein.“

Nur im Lispelton waren die Worte gesprochen worden.

„Weißt du nicht, daß es mir unerträglich ist, von ihm zu reden?“ erwiderte er dumpf.

„Du wirfst mir vor, an Willys Tod schuld zu sein“, wiederholte sie. „Ist das gerecht?“

Der Jorn bemächtigte sich seiner, und er antwortete mit rauher Stimme, die beinahe an Roheit grenzte:

„Mit deiner lächerlichen Vereinswirtschaft und Armenbesuchen! Ohne diese wäre Willy heute noch am Leben!“

Germaine hielt an sich.

„Dann würde ich eben andere weltliche Besuche gemacht haben, hätte Gesellschaften, Matinees und five o'clocks besucht, wie die anderen Frauen. Diese hätten mich viel öfter von dem Rinde ferngehalten. Vor Gott, falls er sich um uns kümmern sollte, bin ich weder schuldig noch verantwortlich!“

Ihre Stimme, die bisher fest und bestimmt geklungen, sank tiefer, und in flehendem Ton fuhr sie fort:

„Ist es wirklich deine ernstliche Meinung, daß eine Mutter ihr Kind nie einen einzigen Augenblick verlassen darf? In deinen Augen war ich also keine gute Mutter? Weißt du denn nicht, daß er mein ganzes Glück war? Weißt du nicht, wie sehr er mich liebte?“

„Wenn du auch keine Schuld an dem Tode trägst, so hast du doch immerhin unser häusliches Glück zertrümmert. Ja, deine Mutterpflichten hast du erfüllt, du hast sogar des Kindes Erziehung selbst in die Hand genommen, das weiß ich alles . . . Das ist es nicht . . . das nicht!“

Er stockte und rang nach Worten, um den unheilbaren Gram zu erklären, der ihm am Herzen nagte, die seltsame Seeleneifersucht, die ihn umklammert hatte, die innere Bewegung machte ihn ungeschickt, und heftig stieß er hervor:

„Wenn dir Mann und Kind genügt haben würden, wie anderen Frauen auch, so wären wir noch ebenso glücklich wie ehemals . . .“

Bei den letzten Worten brach ihm die Stimme, und er verließ das Zimmer.

Von Stund' an erweiterte sich die Kluft noch mehr zwischen den Gatten. Raum redeten sie noch miteinander.

So verging eine Woche.

„Wilhelm,“ begann Germaine eines Abends, „so kann es nicht weiter gehen.“

„Nein,“ entgegnete er, „ich hatte gerade die Absicht, mit dir über diesen Punkt zu sprechen.“

Ein peinliches Schweigen lastete auf beiden. Dann sagte er:

„Ich kann weder London noch meine bisherige Tätigkeit weiter ertragen. Auch den Anblick dieses Hauses, mit allem, was es enthält, nicht. Es bietet sich mir eine Reise nach Indien in einer bedeutenden Prozeßsache. Es kann aber sechs bis acht Monate dauern. Zuerst lehnte ich ab. Jetzt glaube ich, daß ich das Angebot annehmen soll.“

„Ja, Wilhelm,“ erwiderte Germaine langsam, „ich glaube, das sollst du.“

„Dir“, fuhr er fort, „hat der Arzt einen Aufenthalt an der See verordnet, außerdem hast du Einladungen von Freunden, aufs Land zu kommen. Du mußt versuchen, dich ein wenig zu zerstreuen.“

In seinem Ton lag ein aufrichtiges Mitleid.

„Jedenfalls halte ich eine Trennung für uns beide für unbedingt nötig“, schloß er.

„Und nachher?“ fragte Germaine herb.

„Nachher?“ wiederholte er, „nachher werden wir sehen, ob wir das Leben gemeinsam wieder aufnehmen können oder ob eine Scheidung wünschenswerter sein wird. Nur eins noch, Germaine. Nachher verlange ich unbedingt, daß du einzig und allein für mich lebst und nicht für solche Chimären. Du verstehst mich . . . Wir werden einander auch wieder lieben lernen und ein Stückchen neues Glück aufbauen . . . vielleicht . . . vielleicht . . .“

Da sie beharrlich schwieg, fuhr er fort:

„Du hast nun sechs Monate zum Überlegen, Germaine. Nachher, falls du einstimmt, wollen wir danach trachten, Vergangenes zu vergessen . . . Sechs Monate, Germaine“, wiederholte er und sah ihr tief in die ernstesten Augen.

Sie machte ein zustimmendes Zeichen, und er fügte hinzu:

„Wir werden einander schreiben, nicht wahr?“

„Wir werden einander schreiben“, sprach sie wie abwesend nach.

Tags darauf reiste Wilhelm ab.

(Schluß folgt)



Psalm

Von

Phil. Schneider

Der du die Welt durchdringst,
Geist der Wahrheit,
Dir nah' ich in Einfalt.
Prüfe mein Herz und verderbe
Jeglichen Stolz und Spott,
Der da in Angebühr
Über des Bruders Haupt
Den Nacken hebt!
Eilge die falsche Demut,
Die zum Staube die Stirne neigt,
Wo sie sich kühnlich heben darf!
Was an Gedanken die Brust erwägt,
Dürfe die Zunge bewohnen;
Und nimmer scheue die Sonne
Jegliches Wert meiner Hand!
Fremde Taten zu messen,
Gib mir gerechtes Maß;
Und laß mich nie vergessen,
Daß Liebe, Liebe die Welt regiert!





Aus baltischer Leidensgeschichte

Von

J. E. Febrn. v. Grotthuß

Erst mußte das Baltienland in Trümmer gelegt, mußten Schlösser und Bürgerhäuser eingeeßert, deutsche Volksgenossen von blutberauschten Mordgesellen gemeuchelt und zerfleischt werden, bis sich der deutsche Michel nach langem, langem Nachdenken darauf besann, daß es ein solches Land und einen solchen deutschen Bruderstamm auch wirklich und wahrhaftig gäbe. Die ehemals deutschen, jetzt russischen Ostseeprovinzen Estland, Livland und Kurland wurden mit einem Male — „aktuell“. Und da sie „aktuell“ wurden, so mußte sich auch die deutsche Presse wohl oder übel mit ihnen abfinden. Sie tat es nicht einmal ungern. War es doch ein interessanter „Stoff“, der die Leser in Spannung erhalten mußte: die verzweifelten Kämpfe eines kleinen verlassenen Häufleins gegen hundert- und tausendfache Übermacht, lodernde Feuersbrünste, gezückte Dolche und gespannte Revolverhähne, kurz, richtige Räuberromantik. Vergleichen liebt der deutsche Michel nur zu gern, ob es sich nun um den neuesten Sensationsmord im Berliner Scheunenviertel oder um den Verzweiflungskampf eines Bruderstammes handelt. Und ebenso, wie sie sofort mit Situationsplänen solcher Mordstätten bei der Hand ist, ebenso brachte die Scherl- und verwandte Presse kartographische Skizzen der baltischen Lande, Abbildungen in Brand gesteckter oder demolierter Wohnhäuser usw. Daß sie namentlich mit den Karten einem tatsächlichen Bedürfnisse entgegenkam, werden Kundige nicht bestreiten. Denn woher sonst hätte der deutsche Philister in seiner großen Mehrzahl Kenntnis von der geographischen Lage der baltischen Provinzen nehmen sollen?

Und gar ihre Geschichte?! Die auch nur eine verschwommene Vorstellung von ihr haben, sind wahrlich dünn gesät. Man sollte meinen, daß sie wenigstens in großen Zügen aus dem allgemeinen Geschichtsunterricht bekannt sein mußte. Ist doch die Geschichte der baltischen Provinzen bis in das 16. Jahrhundert hinein ein Teil der deutschen Reichsgeschichte,

die Eroberung Preußens aufs engste mit der Livlands verknüpft. Aber es scheint, daß man bei solchen Erinnerungen nicht gerne verweilt, sie vielleicht für geeignet hält, die Empfindlichkeit des großen Banners und Bruders im Osten zu verletzen. Oder läßt die Unterweisung in der Verfassung der griechischen Kleinstaaten, der Schlachtordnung und Ausrüstung ihrer winzigen Heeressäulen, der Schule auch dafür keine Zeit übrig?

Nun, auch ich will und kann hier natürlich keine baltische Geschichte schreiben. In ihren allgemeinen Umrissen darf ich sie bei den Zürmerlesern wohl auch als bekannt voraussetzen. Aber das, was ihr sozusagen das eigenartige Gepräge gibt, was durchaus zum Verständnis und zu einer gerechten Beurteilung des Baltentums als eines geschichtlich gewordenen Stammes nötig ist, möchte ich hier in großen Zügen aufzeigen. Und, wie der Leser selbst sehen wird, ohne jegliche Schönfärberei. Das deutsche Baltentum bedarf einer solchen auch nicht. Es steht sich am besten, wenn es so, wie es war und ist, aus den Voraussetzungen und Bedingungen seiner geschichtlichen Entwicklung begriffen wird.

Bis in das 17. Jahrhundert wurden die heutigen Provinzen Estland, Livland und Kurland unter dem gemeinsamen Namen Livland begriffen. Die ersten Jahrhunderte vergehen mit der Eroberung und Christianisierung des Landes und mit der Bildung von mehr oder weniger selbständigen Staaten. Der livländische Schwertbrüderorden, der das Werk beginnt, wird schon 1237 mit dem Deutschen Orden vereinigt. Neben dem Orden entsteht zunächst eine Reihe von Bistümern; die Grundlage des livländischen Gesamtstaats ist also eine geistliche. Erst im 14. Jahrhundert entwickelt sich aus der Vasallenschaft des Ordens und der Bistümer der landsässige Adel als besonderer Stand, schon früher gewinnt das Bürgertum der Städte Bedeutung und Macht. Sie alle erkennen den deutschen Kaiser als weltliches, den Papst als geistliches Oberhaupt an und beschicken zur Erledigung gemeinsamer Geschäfte einen Landtag. Aber der Orden, ursprünglich zum Schutze des Bistums, späteren Erzbistums Riga gegründet und dessen Vasall, empört sich nicht nur bald gegen dies Abhängigkeitsverhältnis, sondern erringt auch nach unendlichen blutigen Kämpfen die Oberhoheit über den Erzbischof und die Stadt Riga. Die ganze Geschichte Livlands bis zum Untergange seiner Selbständigkeit ist von unablässigen inneren Streitigkeiten angefüllt. Hält sie nicht der äußere Feind im Zaum, dann zerfleischen sich die livländischen Machthaber untereinander: der Orden erhebt sich gegen die Bischöfe, der Adel gegen die Städte und umgekehrt. Schon unterwühlen die Fluten der Reformation den Grund, auf dem das livländische Staatsgebäude errichtet ist; schon streckt der erstarkende Nachbar im Osten, der Zar, seine Hand nach dem Besitze der Ostseeküste aus, da erscheint dem alten Livland — zum letztenmal! — ein Retter: Walter von Plettenberg. Dieser, ein ebenso gewaltiger Kriegsherr als weiser und frommer Regent, wehrt nicht nur die äußeren Feinde ab, sondern stiftet auch im Innern Ruhe und Frieden.

Und wer waren, woher kamen die kühnen, vertwegenen Helden, die sich in den Urwäldern Livlands mit barbarischen Völkerschaften herum-schlugen, Kirchen bauten und Städte gründeten, zur Ehre der Jungfrau und um zeitlicher und ewiger Güter willen sich Gefahren aussetzten, unter denen der Tod zu den geringeren gehörte? Seiner Lage gemäß wurde Livland zum weitaus größten Teile von Niederdeutschland kolonisiert. Es waren meist Ritter aus Westfalen und vom Niederrhein, Bürger aus den norddeutschen Handelsplätzen, knorrig und zäh wie die Eichen der roten Erde, trugig wie die Mauern ihrer Städte, die das unendlich mühevolle Werk auf ihre breiten Schultern luden, sich hundertmal niederwerfen ließen, um hundertmal wieder aufzustehen, wieder zu erobern, zu bauen — dazubleiben!

Die vorwiegend niederdeutsche Kolonisation Livlands erklärt zur Genüge, daß nicht nur die Umgangssprache des Landadels und Bürgertums in den baltischen Provinzen bis tief in das 18. Jahrhundert hinein niederdeutsch war, sondern daß auch die meisten der uns bekannten Denkmäler altlivländischer Dichtung in niederdeutscher Sprache erhalten sind. In den Ordenskreisen war dagegen — wahrscheinlich infolge des überwiegenden Einflusses fränkischer Elemente —, ebenso wie in Preußen das Mittelhochdeutsche herrschend, und so ist auch diejenige Dichtung, welche uns an den Eingang der baltischen Geschichte zurückversetzt und die Kämpfe des Ordens mit den eingeborenen und benachbarten Völkerschaften, die Eroberung und Christianisierung des Landes durch die Deutschen, schildert, in mittelhochdeutscher Sprache geschrieben: die sog. Livländische Reimchronik, einer der im 13. Jahrhundert vielfach auftauchenden Versuche, Geschichte in poetischer Form darzustellen. —

Eine lange, fast 50jährige Friedensperiode hatte Meister Walters Schwert dem Lande zu erwirken gewußt. Aber gerade in dieser Zeit der ausgespannten Kräfte sollte Altlivland dem Verderben entgegenreifen. Der emporblühende Reichtum des Landes, der im kräftesten Gegensatz zu dem Elend der Eingeborenen stand, schuf schwelgerisches Wohlleben, sträflichen Leichtsinns, Verweichlichung der Sitten. Adel und Bürgertum wetteiferten in unerhörter Prachtentfaltung und materiellen Genüssen. Am tiefsten aber mußte der Orden sinken. Eine so eigenartige Schöpfung konnte sich nur in der fortwährenden Ausübung ihres Berufs, in unausgesetzter Anspannung aller Kräfte erhalten. Was sollten die geistlichen Ritter, denen der Eintritt in ein geordnetes Familienleben verschlossen blieb, deren eigentliches Heim das Feldlager bildete, im Frieden beginnen? Und wo waren die Ideale, wo die schwärmerische Begeisterung für die „reine Jungfrau“ geblieben, welche den Orden einstmals in die Schlacht geleitet hatten? Alles das war dahin! Die Reformation hatte allmählich das ganze Land erobert und dem geistlichen Staatengebilde die Existenzberechtigung genommen, den Boden unter den Füßen weggespült, die Seele ausgesogen und nur die tote Form übrig gelassen. Und auch diese mußte naturgemäß bald zusammenbrechen! Raum war der greise Plettenberg fromm, wie er

gelebt, in der Ordenskirche zu Wenden hinübergeschlummert, als auch Altlivland schon in allen Fugen zu krachen begann. Satarische Horden brachen in das Land, überschwemmten, verwüsteten es, kein Alter, kein Geschlecht mit ihrer bestialischen Grausamkeit verschonend. Dänen, Polen, Schweden, Russen rissen sich auf Livlands Boden um Livlands Trümmer. Und nirgend ein energischer, gemeinsamer Widerstand — Entsetzen, wahnsinnige Flucht überall, ein jeder in schnöder Selbstsucht nur auf seine eigene Rettung bedacht — sogar Verräter gebiert das entartete Geschlecht! Der alte Fürstenberg, der abgedankte vorletzte Ordensmeister, wird mit seinen Dienern gefangen genommen und in den Straßen von Moskau, einem wilden Tiere gleich, dem Pöbel gezeigt. Und inmitten dieses namenlosen Schreckens, dieser jammervollen Ohnmacht, erscheint und verschwindet, wie ein Blitz, der das ganze Elend nur um so greller beleuchtet, das Gaukelbild eines „Königs von Livland“, der Dänenprinz Magnus, dem der Zar diesen Titel verliehen hatte, um die livländischen Patrioten an sich zu locken. Der eitle, törichte Knabe! Er sank in sein Nichts zurück, nachdem der Zar die mächtige Hand von ihm abgezogen hatte.

Das war das Ende Altlivlands. Als es nach der langen, traurigen Nacht wieder zu tagen begann, als das graue politische Chaos wieder festere Umrisse gewonnen hatte, da war Estland schwedische, Livland polnische Provinz, Kurland aber unter Gotthard Kettler, dem letzten Ordensmeister als erstem Herzoge, erbliches Lehnshertzogtum der Krone Polen geworden. Das Deutsche Reich und der Deutsche Kaiser hatten sich damit begnügt, dem Zaren schriftlich von der Eroberung Livlands abzuraten und die Könige von England, Schweden, Dänemark und Spanien ebenfalls durch Briefe zum Schutze der unglücklichen deutschen Reiche aufzufordern!

So ward das Band zerrissen, welches die drei baltischen Marken zu einem Ganzen vereinigt hatte. Die politische Selbständigkeit war für immer verloren. Nun galt es, die geistige zu erhalten: deutsche Kultur, Sitte und Sprache; in Kapitulationen und Verträgen mit den fremden Mächten das Erbteil der Väter, die zeitlichen Rechte und die ewigen Ideale zu wahren. Die Reformation hatte den alten Lebensinhalt Livlands ausgeschöpft, die Reformation sollte es auch wieder mit neuem erfüllen. In der Zeit tiefsten Verfalles, unfählicher Zerrissenheit, da grünte bereits die junge Saat jener schlichten, kraftvollen, treuen evangelischen Gesinnung, der es beschieden war, die verwüsteten Fluren wieder mit goldenen Ahrenfeldern zu bedecken.

Als die verkörperte Anraut und das verkörperte Elend seines Vaterlandes in dieser Zeit des Zusammenbruches erscheint uns Timann Bratel in seinem „Christlich Gespräch von der grausamen Zerstörung in Liffland durch den Muscowiter vom 58. Jar her geschehenn“ usw. Furchtbar sind die Anklagen, die er gegen Orden und Geistlichkeit, Adel und Städte anhäuft, ergreifend aber auch die Schilderung des „Strafgerichts“, der Leiden, welche das arme Livland unter der Geißel des „Muscowiters“ ausstehen mußte. Hier ging eine ganze blühende Kultur zugrunde. Volkreiche Städte

waren zu brandgeschwärtzen Trümmerhaufen zusammengesunken, ihre Einwohner oft bis auf den letzten Mann niedergemetzelt, unter unsäglichen Qualen langsam zerfleischt oder aber in die Gefangenschaft weggeführt. Felder und Fluren lagen verwüstet, und das ohnehin arg verwairstete Landvolf war in einen geradezu tierischen Zustand versunken! Durch mehrere Jahrhunderte tönt in verschiedenen Varianten, in allen drei Provinzen immer wiederkehrend, bald auf die eine, bald auf die andere gemünzt, ein melancholisch klagendes deutsches Lied, das den traurigen Zustand der Bauern in wenigen, aber ergreifenden Worten schildert:

Ich bin ein Liffländischer Baur,
 Mein Leben wird mir saur,
 Ich steige auf den Birckenbaum,
 Darvon hau ich Sattel und Saum,
 Ich binde meine Schuh mit Wasse
 Und fülle meinem Junter die Kasse,
 Ich gebe dem Pastor die Pflicht
 Und weiß von Gott und seinem Worte nicht!

Erst die Reformation begann hier Wandel zu schaffen, und ein späteres Geschlecht hat durch Hochsinn und Opferfreudigkeit ebenso wie durch schwere Leiden eine Schuld der Vorfahren gesühnt, die zwar groß, immerhin aber menschlich und erklärlich erscheint, wenn man erwägt, daß die Lage der Dinge im übrigen Europa keineswegs besser, vielfach aber weit schlimmer war, und daß die beneideten Herren jener armen Bauern oftmals selbst nicht wußten, wo sie ihr müdes Haupt vor den Drangsalen eines ewigen Krieges bergen sollten!

Nur Riga hatte sich eine Ausnahmestellung im ganzen Lande zu eringen gewußt. Wie sie noch 20 Jahre lang nach der Unterwerfung Estlands unter Schweden und Livlands unter Polen ihren Charakter als deutsche Reichsstadt behauptete, so leistete sie später auch den Schweden äußersten Widerstand, nachdem sie einmal dem Polenkönige (Stephan Bathory, 1582) gehuldigt hatte. Noch im Jahre 1601, als der schwedisch-polnische Erbfolgestreit längst entbrannt war, ermahnt ein Rigaer Dichter seine Mitbürger zum treuen Ausbarren bei der polnischen Krone:

O Riga klein,
 Doch stark und fein,
 Halt fest in Glauben und Treuen,
 Es wird dich nicht gereuen!

Aber das Schicksal Polens war bereits besiegelt. Am 16. September 1621 hielt Schwedens siegreicher Heldenkönig Gustav Adolf seinen festlichen Einzug in Riga. So waren denn Estland und Livland unter dem glaubensverwandten schwedischen Szepter vereint, das in der Hand Gustav Adolfs und seiner zwei nächsten Nachfolger milde und segensreich über ihnen waltete.

Mit Karl XI. begann das Elend von neuem. In dem unglücklichen Kriege gegen Preußens Großen Kurfürsten war der schwedische Staatschatz

völlig erschöpft worden. Um ihn wieder zu füllen, nahm König Karl seine Zuflucht zu einem verzweifeltsten Mittel: alle diejenigen Güter, welche zu irgend einer Zeit der schwedischen Krone gehört hatten, sollten ihr wieder anheimfallen und ihren rechtmäßigen Eigentümern ohne Entschädigung entzogen werden. Diese Maßregel, anfangs nur in Schweden durchgeführt, wurde bald auch auf Livland ausgedehnt. Gewalttätige schwedische Statthalter bedrückten Land und Leute, und die Gegenvorstellungen der Livländer blieben nicht nur fruchtlos, sondern hatten neue, schärfere Maßnahmen zur Folge. Eine Beschwerdeschrift des livländischen Adels über den tyrannischen schwedischen Generalgouverneur Haffter an den König veranlaßte diesen, die Verfasser und Unterzeichner der Schrift zur Verantwortung nach Stockholm zu laden. Dort erschien u. a. auch Johann Reinhold von Paktul. Er hatte jenen livländischen Protest am eifrigsten betrieben und daher auch das meiste zu fürchten. In der That war bereits das Todesurteil über ihn gesprochen, als es ihm gelang, sein Leben durch die Flucht zu retten. Sollte er es später auch, vom Kurfürsten von Sachsen im Frieden von Ultranstätt der unmenschlichen Nachsicht Karls XII. feige ausgeliefert, unter entsetzlichen Qualen am Rade verhauchen, — die Zeit seiner Freiheit hatte gereicht, das Vaterland zu rächen. Paktul war es vornehmlich, der das Bündnis zwischen Rußland, Sachsen und Dänemark zustande brachte und so der Befreiung Livlands und Estlands vom schwedischen Joch die Wege bahnte. Aber bis zur letzten Entscheidung hatten die Ostseeprovinzen alle Drangsale und Leiden eines verheerenden Krieges auszustehen, und als Peter der Große den Sieg über Schweden und damit auch die Provinzen Estland und Livland (1721, im Frieden von Nyßtädt; Kurland wurde erst 1795, bei der dritten Teilung Polens mit Rußland vereinigt) endgültig gewonnen hatte, da waren die Früchte langjähriger Kulturarbeit wieder vernichtet, da galt es, von neuem zu schaffen und zu bauen, auf dem festen, heiligen Boden der Väter anzuharren, aber auch den Bedürfnissen einer neuen Zeit Rechnung zu tragen.

Und eine neue Zeit war angebrochen: das Jahrhundert der „Menschenrechte“, der großen französischen Revolution. Sie brachte auch der eingeborenen Bevölkerung Freiheit und Wohlfahrt. Schon im Jahre 1818 wurde die Leibeigenschaft durch freiwilligen Landtagsbeschluß der livländischen Ritterschaft aufgehoben, lange bevor sich das übrige russische Reich, zu dem doch diese Provinzen gehörten, dazu aufraffte. —

Daß historische Schuld auch auf dem baltisch-deutschen Stamme ruht, — wer wollte das leugnen? Wer aber sich darüber entrüsten oder gar die Entel dafür verantwortlich machen? Wo ist der Stamm, das Volk, das frei von solch geschichtlicher Schuld wäre?

Wenn jetzt die Letten und Esten als selbständige, von ihren deutschen „Herren“ unterdrückte und ausgebeutete Kulturvölker dargestellt werden sollen, wenn solches sogar in einzelnen deutschen Blättern geschieht, so ist das zunächst — echt deutsch. Dann aber ist es eine völlige Umkehrung der Thatfachen, die für eine gerechte Beurteilung der gegenwärtigen Vorgänge allein

in Betracht kommen. „Vor allem“, so wird eines dieser Blätter aus seinem eigenen Leserkreise belehrt, „sind die Letten und Esten nichts weniger als Kulturvölker, oder hat vielleicht schon jemand etwas von der Kultur der Letten und Esten gehört? Als die deutschen Ordensritter und Kaufleute im 13. Jahrhundert nach Livland kamen, waren die Letten — von den Esten soll in den folgenden Zeilen nicht die Rede sein, weil sie bei den gegenwärtigen Zuständen weniger in Betracht kommen — ein wilder, von der Kultur noch absolut nicht belehrt Volksstamm, der auf die primitivste Art in den dichten Wäldern hauste und sich von Jagd und Fischfang nährte. Alles, was sie heute von Kultur besitzen, ist ihnen mühsam von den Deutschen beigebracht worden, mühsam deshalb, weil die Letten ein äußerst unintelligentes und schwerfälliges Volk sind. Deutsche Pastoren waren es, die den Letten ihre Schriftsprache geschaffen und sich in hervorragender Weise um deren Ausbau verdient gemacht, wie sie auch die Bibel ins Lettische übersetzt haben. Die Deutschen haben den Letten Schulen eingerichtet und sie in lettischer Sprache unterrichtet und nicht in deutscher, insofern kann von einer Unterdrückung der lettischen Sprache nicht die Rede sein, und wenn heute der Prozentsatz der Schriftkundigen in den baltischen Provinzen ein unvergleichlich größerer ist als im übrigen Rußland, so ist das nur ein Verdienst der Deutschen und nicht der Letten.

Von einer Ausfugung der Landbevölkerung ist niemals die Rede gewesen, das beweist auch die große Anzahl der wohlhabenden Bauern in den Ostseeprovinzen; daß hin und wieder einzelne Übergriffe vorgekommen sind, ist selbstverständlich und entspricht den natürlichen Verhältnissen. Daß die Deutschen die herrschende Rasse waren, ist vermöge ihrer Bildung und höheren Kultur selbstverständlich, die Letten haben sich, außer der ackerbautreibenden Bevölkerung, in den Städten wenig und vornehmlich als kleine Handwerker niedergelassen; erst seit 25 Jahren findet sich, stetig zunehmend, ein geringer Prozentsatz von akademisch Gebildeten vor, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, ihre Landsleute gegen die Deutschen aufzuheizen.

Jahrhundertlang hat in den Ostseeprovinzen Ruhe und das beste Einvernehmen zwischen Deutschen und Letten geherrscht; erst als unter Alexander III. die Russifizierung der Ostseeprovinzen begann und die bestechlichen russischen Beamten und die schmierigen Popen ins Land kamen, begann die Anzufriedenheit der Letten. Systematisch wurden sie von dieser Bande gegen die Deutschen aufgehezt, als die armen Unterdrückten und Ausgefogenen hingestellt, und Prämien wurden ihnen für die Auflehnung gegen die Deutschen versprochen. Die Popen überredeten einen großen Teil der lettischen Landbevölkerung durch die haltlosesten Versprechungen zum Austritt aus der protestantischen und Übertritt zur griechisch-katholischen Kirche, und es spricht für die niedrige Kulturstufe der Letten, daß sie diesen törichtesten Versprechungen Glauben schenkten. Ging es nicht mit Gutem, so

wurde Gewalt gebraucht, mit Drohungen und Einschüchterung wurden sie zum Übertritt gezwungen, um bald genug einzusehen, wie wenig sie dabei profitierten. Seitdem fingen auch die Meuchelmorde an den deutschen Gutsbesitzern und Pastoren an, und die heutigen Zustände sind nur eine Frucht jener Saat, die die russischen Beamten und Popen gelegt haben. Daß diese Saat so aufgehen und sich gegen sie selbst wenden würde, haben die russischen Machthaber wohl nicht gedacht, und heute stehen sie machtlos dem revolutionären Treiben der Letten gegenüber und können die Suppe selbst essen, die sie sich eingebracht haben.

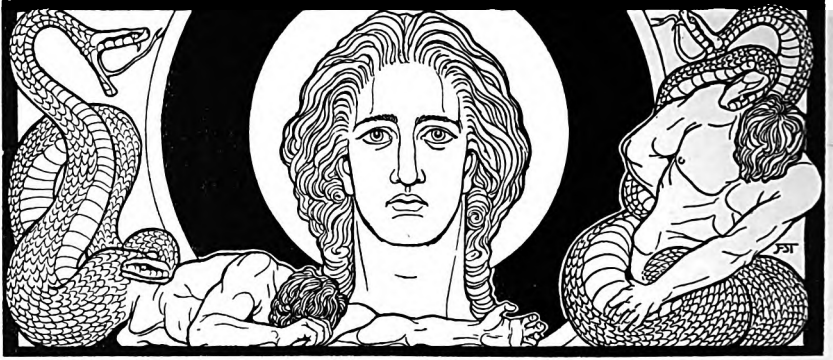
Schuld an dem ganzen heutigen Zustande trägt nur der russische Panславismus, die Rattow, Pobjedonoszew usw., die in ihrem blinden, wütenden Haffe gegen alles Deutsche die Letten gegen die Deutschen aufgehetzt haben. Zu bedauern bei diesen Unruhen sind nur die Deutschen, die immer loyale russische Untertanen gewesen sind, nun durch die Unruhen um ihr Hab und Gut gebracht und aus ihrer Heimat vertrieben werden.

Der einzige Vorwurf, den man den Deutschen machen kann, ist der, daß sie die Letten nicht rechtzeitig germanisiert haben, aber in loyaler Weise haben sie ihnen ihre Sprache und Nationaltracht nicht nur gelassen, sondern noch vervollkommenet — und das ist der Dank für alles!“

Gerechtigkeit gebietet, die letzte Behauptung dahin einzuschränken, daß auch ein gewisser Hochmut auf deutscher Seite einen Teil der Schuld daran trägt, daß die Letten nicht germanisiert worden. Auch diese Einschränkung erstreckt sich indessen nicht auf die Ehrlichkeit des Bemühens, der Letten Sprache auszubilden und zu erhalten und ihnen alle Mittel zur Bildung und Kultur zugänglich zu machen. Es ist übrigens die Frage, ob eine dünne deutsche Oberschicht überhaupt imstande gewesen wäre, ein kompaktes Bauernvolk zu germanisieren.

Man braucht nur die Eindrücke zu Rate zu ziehen, die erlesene Geister aus dem Reiche in den baltischen Provinzen, in Bürgerhaus und Edelhof, empfangen haben, um zu wissen, welcher Geist dort lebte und herrschte, solange er sich überhaupt betätigen durfte und nicht vor der brutalen Gewalt in sich selbst zurückziehen mußte. Gestand doch — um nur ein Zeugnis von vielen anzuführen — Herder, daß er nirgend so frei habe lehren und handeln dürfen, wie in Riga. Und seinen Plan einer idealen Nationalschule glaubte er ausgerechnet in Livland verwirklichen zu können. Man denke ferner an alle die durch private Mittel ins Leben gerufenen und erhaltenen Bildungsstätten, die höheren Schulen, Theater usw., zum Teil, wie das Stadttheater zu Riga, bekannte Musteranstalten, und man wird an der Frage nicht vorbei können, ob großzügiger Opferfreudigkeit, wahrer Liberalität schlechter gelohnt werden konnte!





„National“ und Nation

Von

Dr. Richard Bahr

Mit einem Bekenntnis will ich anheben: Ich liebe die „Nationalen“ nicht, und wenn mir in Presse, Volksversammlung und Parlament die Volabel entgegendröhnt, durchzuckt es mich allemal wie ein Gefühl der Verlegenheit. Ich meine, so müßte es allen Leuten von einiger ästhetischer Kultur ergehen. Das Wort „national“ hat seinen alten heiligen Sinn ja längst eingebüßt. Einst geprägt, um den hehren Einheitsdrang eines zerklüfteten Volkes zu versinnbildlichen, das Hinausverlangen aus der dürftigen Enge der unterschiedlichen „Vaterländer“, ist es schon seit manchem lieben Jahr zu einer Parteibezeichnung jener Schichten geworden, die man sonst wohl auch unter dem leis spöttischen Sammelnamen der „Gutgesinnten“ zu begreifen pflegt. Nun entscheidet das diskretionäre Ermessen irgend eines nicht immer maßgebenden Zeitungsmannes oder Berufspolitikers, ob dem einzelnen oder einer Gruppe das Attribut „national“ zuzubilligen sei: endgültig und inappellabel, wie es gerade der Hausbedarf der Agitation und der Tagesstreit erheischen. Darüber aber ist der ursprüngliche Sinn entwürdigt, verfälscht und in sein Gegenteil verkehrt worden: statt die Nation zu einigen und zu sammeln, treibt man sie vielmehr in diesem Zeichen auseinander.

Mir will überhaupt scheinen: es sind innerlich arme Leute, diese Nationalen in Anführungszeichen. Was sie unter Nation verstehen, sind eigentlich nur die Kreise, denen sie selbst angehören; das Glück aber, das sie für die ersehnen, heißt Macht: von einem Ende des Erdballs bis zum andern soll, wenn möglich, unsere gepanzerte Faust gebieten, und was sich, stammverwandt oder nicht, an unsere Grenzen schmiegt — ich entnehme Bezeichnung wie Vorschlag einem kürzlich erschienenen Buch von Professor Ernst Hasse (Deutsche Politik. München, Lehmanns Verlag) —, hat „eingedeutscht“ zu werden. Daher denn die sogenannten Weltpolitiker und die

sogenannten Nationalen zumeist identisch zu sein pflegen. Nun steckt in solchen Auffassungen ohne Frage ein berechtigter Kern. Die gesicherte staatliche Existenz ist gewiß die unerläßliche Voraussetzung für alle kulturelle Entwicklung. Unabhängig und Herr seiner eigenen Geschicke muß das Volk sein, das sich sein Glück zimmern will, und wenn es in überschüssiger Kraft nach Ausdehnung verlangt, soll ihm nicht fremder Eigenmut die Grenze setzen dürfen. Macht bleibt nun einmal Element und Wesen aller Staatsbildung, und wer, wie Naumann das einmal ausdrückte, Politik lediglich „vom Standpunkt der Hungrigen“ treiben wollte, müßte — zumal in unseren Zeitläuften eines allgemeinen Imperialismus — früher oder später Schiffbruch leiden. Der glücklicherweise nur theoretische Länderhunger unser Nationalen schaut aber noch nach anderen Zielen aus; der hat überhaupt eine verdächtige Ähnlichkeit mit der feilschen Disposition der alten Erobererreiche, und nur mit Kopfschütteln kann man in Hasses in manchem Belang durchaus sympathischem Buche die spöttischen Anmerkungen über die „Modopolitiker des Tages“ lesen, die „Wirtschaftspolitik und die Soziologie in den Vordergrund stellten“. Diese „Soziologen“ — der Spottname deckt übrigens die Sache keineswegs — haben vor den „Weltmachtspolitikern“ jedenfalls das Eine voraus, daß sie sich ein wenig auf die Psychologie der Masse verstehen. In den zwei bis drei Jahrhunderten, da der aufgeklärte Despotismus mit hartem und im großen ganzen wohlthätigem Zwang die modernen Staaten und bis zu einem gewissen Grade auch die modernen Völker zusammenschweißte, mochte man hochmütig auf den „Pöbel“ herabsehen; da konnte man noch mit einigem Recht sich der bequemen Lehre getrösten, daß eine in Armut und dumpfer Unbildung versunkene Menge das unerläßliche Fußgestell jedweder höheren Kultur sei. Schließlich war das ja auch nicht einmal so unrichtig: in der That war alle menschliche Entwicklung diesen Weg gegangen; immer hatte erst der anfängliche Fortschritt kleiner Kreise den späteren breiterer Schichten ermöglicht. Inzwischen hat sich diese alte Welt aber bekanntlich von Grund auf gewandelt; der dumpfe Druck ist von den Massen genommen, richtiger vielleicht: hat von ihnen genommen werden müssen — und wer heute noch die Nation als ein Elitekorps von Rittergutsbesitzern und königlichen Kaufleuten, von Oberlehrern und Postpraktikanten konstruiert, gerät in Gefahr, auf Sand zu bauen. Es sei denn, daß er den Mut hätte, die unteren Klassen von der Volksschulbildung auszuschließen und sie (Herr Hasses spielt einmal mit dem Gedanken) in einer Helotenstellung festzuhalten. Aber diesen Mut einer verbrecherischen Konsequenz hat im Ernst doch wohl niemand, und da ein „Zurück“ also ausgeschlossen scheint, kann es meines Erachtens doch nur ein „Vorwärts“ geben. Wir müssen ins Volk; wir dürfen nicht zusehen, daß die „zwei Nationen“, in die nach Disraelis bitterernstem Wort die modernen Völker ohnehin zerfallen, vollends auseinandergehen, und wenn wir nationale Ideale aufstellen, haben wir darauf zu achten, daß wir auch die Massen für sie erwärmen können. Aber die Sozialdemokratie!

wird man mir einwerfen: begeistert sie nicht täglich, was uns allen heilig ist? Sind deutsche Größe, schlichtes Heldentum und entsagungsfreudiger Opfermut ihr nicht ein Gegenstand immer neuen ägenden Hohns? Wie will man überhaupt die aus Prinzip Vaterlandslosen für eine vaterländische Politik gewinnen? Ich möchte mit einer Gegenfrage antworten: Treibt ihr nicht auch sonst Mission? Sucht ihr nicht die Heiden in fernen Erdteilen auf und die Abgefallenen, von der Not eines gemeinen Lebens Zerfressenen inmitten der großen Städte? Gewiß (wenn schon man als reifer Mann, der menschliche Art zu beobachten lernte, nicht jeden Schmähartikel renommierender Halbbildung oder übereifrigen Renegatentums überschätzen sollte), gewiß: die Massen sind heute in nationalen Dingen zum mindesten indifferent. Der vierte Stand macht eben gerade seine Aufklärungsepoche durch; er ist rationalistisch gesonnen und weltbürgerlich, und was dem platten, hausbackenen Verstand nicht restlos aufgeht, wird mit jungenhaftem Hochmut und der Unbulsamkeit des frischen Halbwissens über Bord geworfen. Aber in allen diesen Stücken hat vor hundert und einigen Jahren der dritte Stand um keinen Deut anders empfunden, und doch ist aus ihm unsere heutige „nationale“ Bourgeoisie erwachsen. So aussichtslos ist das Unterfangen demnach keineswegs, und Entwicklungsmöglichkeiten sind genug vorhanden. Leicht freilich ist das alles nicht, und warten muß man schon können. Es handelt sich eben um eine Art innerer Kolonisation, oder besser noch: um Urbarmachen von Ödland, und da kann man nicht morgen bereits zu ernten hoffen, wenn man erst heute die letzten Baumwurzeln ausbrannte. Wir müssen diese spröden Herzen, die seit bald zwei Generationen ausschließlich auf den Klassenhaß hin gedrillt werden, wieder langsam daran gewöhnen, sich auf ihr Volkstum zurückzubefinnen, das — die ganz Verlorenen an der Peripherie der Gesellschaft abgerechnet — im Unterbewußtsein wohl bei den meisten noch schlummert. Das ist dann auch die Stätte, wo in dem System einer wahrhaft aufbauenden nationalen Politik die Sozialreform und, was vielleicht ebensoviel gilt, eine gerechte, über jede Regung des Klassenegoismus erhabene Rechtspflege und Verwaltung ihren Platz haben müssen. Die Brücke muß wieder geschlagen werden zwischen der Gefühlswelt der höheren und der an Zahl so ungleich überwiegenden unteren Schichten. Haffe definiert die Nation einmal als „eine Gesamtheit von Menschen gemeinsamer Abstammung, die eine und dieselbe Sprache sprechen, eine gemeinsame politische und kulturelle Entwicklung durchgemacht haben und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit besitzen“. Die Definition kann man akzeptieren; aber gerade aus solchen Auffassungen heraus ist das Treiben der „allein echten“ Nationalen voller Widersprüche. Das ist alleweil reizbar wie ein Student in den drei ersten Semestern, und wo irgend einmal eine fremde „Couleur“ nicht ganz respektvoll grüßt, griffe man am liebsten gleich nach den flammenden Schwertern. Gewiß kann man auch diesen Standpunkt gelten lassen: ein nervöses Ehrgefühl ist immer noch besser als gar keines. Nur darf man dann nicht im selben Atemzug auch

den Krieg wider den „inneren Feind“ predigen und Unterdrückungsmaßregeln heischen, die — angeblich nur zur Abwehr der Sozialdemokratie bestimmt — zu guter Letzt die gesamte Arbeiterschaft treffen müßten. Das ist — man kommt um die Unhöflichkeit nicht herum — doch über die Massen kurzichtig. Unsere Schlachten werden schließlich nicht nur von den Offizieren und den Vizefeldwebeln geschlagen. Auch nicht bloß von den Bauernsöhnen und dem Nachwuchs jenes Mittelstandes, der, wenn er ins Fördern gerät, sich gern als Kern und Rückgrat der Nation bezeichnet. Wir brauchen die Massen der Industriearbeit; diese rund zwölf Millionen Lohnarbeiter, von denen heute vielleicht kaum der sechste Teil sozialdemokratisch ist, die aber alle in gleicher Weise national gefährdet sind. Man muß sich nur einmal die Zahlenverhältnisse klarmachen. 1895 wurden in Deutschland rund 22 Millionen Erwerbstätige gezählt; von diesen waren nicht weniger als 16,5 Millionen zwar nicht gerade Lohnarbeiter, aber doch in einer Lage, die der des Arbeiterstandes gesellschaftlich und finanziell durchaus gleichkam. Drei Viertel aller deutschen Erwerbstätigen stehen in einem Arbeitsverhältnis; für sie bilden die Ausbildung des Arbeitsvertrages, die Bedingungen der Anstellung und alles dessen, was damit zusammenhängt, den Kern ihrer wirtschaftlichen Lebensverhältnisse, und wer da nicht ein wenig „Soziologie“ treibt, wer seinen trunkenen Blick grundsätzlich über diese Massen hinweg zu etwelchen stolzen Höhen richtet, der erinnert mich immer an den Mann, der den Kirchturm mit der Turmspitze beginnen wollte. In einer Epoche der allgemeinen Wehr- und Schulpflicht verspricht auf die Dauer keine nationale Politik Erfolg, die nicht auch den Massen das Herz wärmt, und wer das nicht begriffen hat, der mag ein kühner Schlachtendanker sein und ein strammer Vorkämpfer seiner Klasse (diese Spezies gibt's — Gott sei's geklagt — jetzt auch im bürgerlichen Lager), aber „national“ ist er mit nichten. Wie wir die Massen „eindeutschen“, heißt in Wahrheit das Problem unserer nationalen Zukunft . . .

Und noch ein anderes möchte ich in diesem Zusammenhang berühren; selbst auf die Gefahr hin, daß man mir nachsagt, ich rede pro domo: unser Verhältnis zu den Auslandsdeutschen. Es gibt ein gut Teil „strammer Nationaler“, die ihr Lebenlang nicht über den Kommißstandpunkt des registrierenden Schuzmanns hinauskommen. Wer jenseits der Reichsgrenzen — bei aller historischen Pietät darf es nachgerade wohl ausgesprochen werden: der schließlich doch auch nur zufällig gewordenen Reichsgrenzen — geboren ist, der bleibt, auch wenn ihm ein noch so heißes deutsches Herz im Busen stürmt, dem normalen, Staat und Gesellschaftsordnung stützenden Staatsbürger ewig der „Ausländer“, und es macht für solche Auffassung kaum einen wesentlichen Unterschied, ob es sich dabei im einzelnen Falle etwa um Peter Rosegger oder irgend einen russisch-tatarischen Fremdling aus Tomsk oder Archangel handelt. Bitte, da ist gar nichts zu lächeln. Es trifft auch nicht zu, daß das nur die Anschauung der Ungebildeten oder

spießerhafter Kleinbürger wäre. (Nebenbei bemerkt läuft das Spießertum im neuen Deutschland längst schon in Lackshuhen und mit Schmissen auf Kopf und Wangen umher.) Noch neulich las ich, wie ein Arzt, der über Probleme seines Faches recht anschaulich und amüsant zu plaudern weiß, ganz ernsthaft der deutschen medizinischen Wissenschaft die „ausländische“ der österreichischen Hochschulen entgegensetzte. Man greift sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man dergleichen hört. Also, solange der verstorbene Nothnagel zu Königsberg, Berlin, Breslau, Freiburg und Sena dozierte, bereicherte er die deutsche Wissenschaft; als er aber als Vierzigjähriger nach Wien ging, wurde er zum „Ausländer“, dessen Wirken und Lehren von nun ab durch einen dicken Grenzstrich von uns geschieden war. Oder der unlängst heimgegangene Schöffle! Der ist in seinen Anfängen ein deutscher Gelehrter, und in den 33 letzten Jahren, da er im heimatlichen Stuttgart wohnt und schreibt, natürlich auch. Aber zwischen 1868 und 1871, da steht's anders um ihn; da kommt seine Gelehrsamkeit der „ausländischen“ Wissenschaft zugute, und er hat aufgehört, ein deutscher Nationalökonom zu sein! Ohne Frage ist das alles heller Wahnsinn. Aber dieser Wahnsinn hat leider Methode. Ihm huldigt unsere offizielle Welt, und was sich irgendwie „realpolitisch“ gebärdet, nicht minder. In breiten Kanälen dringt er so aus Schule und Presse auf die glückliche Mehrheit unseres Volkes ein, die im neuen Reich ihre staatliche Organisation gefunden hat, beengt ihren Horizont und macht sie hoffärtig. Was darüber aber an wirklich nationalen Werten tagaus, tagein zerstört wird, übersteigt sicher alles, was unsere ganze Kolonial- und Überseepolitik, so nützlich und notwendig sie zu ihrem Teile ist, uns bislang eingebracht hat. Ein paar Beispiele aus eigenem Erleben! Ich selbst bin Deutsch-Balte von Geburt und pflege mit dem Bekenntnis zu dieser Abstammung, die meinen Stolz ausmacht, nicht hinter dem Berge zu halten. Wie oft ist es mir da passiert, daß irgend ein Bürschchen, dem man in ehrlichem Zorn ein wenig unsanft die tintenbekleckten Finger gestreichelt hatte, mich dann aus Rache einen „Russen“ schalt, oder wenn es gar ein Wisiger und Spiziger war, höhnlisch schrieb: mein Deutschtum sei erst äußerst jungen Datums. Du lieber Himmel, die heiße Kampflust der nationalen Diaspora erzieht früh zu völkischem Empfinden. Wir haben da droben bereits in zartestem Knabenalter uns mit Bewußtsein als Deutsche fühlen müssen, und die nationalen Leiden und Kämpfe begannen zumeist schon auf der Unterstufe der Schule. Aber schließlich ist unsereins gegen solche Späße ja abgehärtet. Wen ein Duzend Jahre der unsaubere Gisch der Tagespresse umrauscht, der lernte die Menschen nicht höher einzuschätzen, als schlechtlin unvermeidlich ist. Aber häufig genug sind junge Landsleute zu mir gekommen, Studenten oder eben Ausstudierte, die sich gerade ansickten, ihre ersten Schritte ins reichsdeutsche Leben zu tun, die haben mir dann geklagt: sie hielten's nicht mehr aus. Auf Schritt und Tritt begegne ihnen der spöttische Einwand, daß sie doch eigentlich keine Deutschen seien; das ginge auf die Dauer über ihre Kräfte.

Darum wollten sie doch lieber irgendwo in Rußland untertauchen, als sich immer von neuem verdächtigen und beschimpfen lassen. Es ist leicht, über den Mangel an Mut, der sich nicht durchzupauen wage, die Lippen zu kräuseln. Aber man versetze sich einmal in die Seele dieser jungen Leute. Da haben sie unter dem harten Drucke des russischen Despotismus, der der Muttersprache heilige Laute aus Schule und Öffentlichkeit verbannt hatte, als Knaben wie als Jünglinge gehungert und gedarrt und von Jahr zu Jahr den Augenblick herbeigesehnt, da es ihnen vergönnt sein würde, das Land der Väter zu schauen. Und nun behandelt man sie als Fremdlinge und heißt sie, was die mit dem Moskowitertum aus intimer Kenntnis Vertrauten als Schimpf empfinden müssen, Russen! (In den letzten Monaten ist das ja anders geworden und ich bekenne gern und mit freudiger Dankbarkeit, daß gerade Organe wie die „Deutsche Zeitung“ und die „Staatsbürgerzeitung“, sich tapfer und treu der baltischen Not angenommen haben. Unsere Regierung freilich ist in ihrer kühlen Korrektheit von solchem Wandel der Empfindungen nicht gestreift worden.) Das sind dann die Fälle, wo — wie ich oben sagte — wirkliche nationale Werte zerstört werden. In etwas anderen Formen wiederholt sich das ja auch gegenüber unseren österreichischen Brüdern. Unter den glücklichen Besitzern der deutschen Einheit ist ein Geschlecht aufgetommen, das sich gebärdet, als seien alle Großtaten der neu-deutschen Geschichte ihr persönlichstes Werk; als hätten sie schon darum die Verpflichtung, auf alles, was vor den Toren geblieben ist, herabzusehen. Das deutsche Ideal ist ihnen ein für allemal vorbildlich in ihnen selbst verkörpert: in den Nord- und Mitteldeutschen der oberen Zehntausend. Badener und Württemberger stehen ja ohnehin im Geruch liberaler Zuchtlosigkeit; Bayern gilt (was doch auch nur eine Seite bayerischen Lebens trifft) als pfäffisch verseucht. Das österreichische Deutschtum aber beurteilen sie in der Hauptsache nach dem „Wiener“ Kellner (der mitunter freilich auch aus Reichenberg, Leitmeritz oder Lundenburg stammt), nach Chantant-sängern oder gelegentlich nach Norddeutschland verschlagenen Kaffeehausliteraten. Oder gar — auch das kommt vor — nach österreichischen Kammerberichten, was ungefähr dasselbe ist, als wenn wir die Höhe des deutschen Geisteslebens an den Reden im Reichstage und den beiden preußischen Häusern messen wollten. Wohl weiß ich, daß nicht alle in Deutschland so denken. Die Andersdenkenden haben sich sogar im Allgemeinen Deutschen Schulverein — dem einzigen nationalen Verein, der diesen stolzen Namen zu vollem Rechte trägt — eine umfassende Organisation geschaffen, die in den nunmehr 25 Jahren seines Bestehens mancherlei Schönes gewirkt hat. Aber wer ein wenig sich in jenen Klüngen auskennt, in denen die hypertrophische Kultur der Vokabel „national“ heimisch ist, der weiß auch, daß gerade der Allgemeine Deutsche Schulverein dort nicht recht beliebt ist. Den einen gilt er als nicht „judenrein“, den anderen umschließt er zu viele liberale Mitglieder; „national“ aber sind bekanntlich nur die „Gutgesinnten“ . . .

Und darum nochmals: Die „Nationalen“ sind innerlich arme Leute;

sie ahnen gar nicht, wie reich unser Volk ist. In einer Beziehung kündigt sich ja neuerdings ein Wandel an. Man beginnt (nicht ohne Zusammenhang mit unserer Übersee- und Flottenpolitik) ein Auge zu haben für die ins Ausland abgewanderten Reichsdeutschen. Auch das ist ungemein dankenswert; auch hier handelt es sich um stattliche Zahlen. Nach den neuesten Erhebungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes sind mindestens 3 Millionen über das Ausland verstreut, die im Reich geboren wurden; auf 700 000 Köpfe beziffert die nämliche Erhebung die Zahl der im Auslande wirkenden Reichsangehörigen. Wer diesen Millionen die Hand reicht, daß sie ihrer Verbindung mit Volkstum und Mutterland sich bewußt bleiben, tut ohne Frage ein nationales Werk; aber das Reich ist nicht die einzige Quelle des Deutschtums in der Welt: nur 67,99 Prozent von allen in Europa lebenden Deutschen sind im Reich zusammengefaßt; die anderen 32 Prozent wohnen — zum Teil in uralten, mit deutschem Blut vieltausendfältig gedüngten Siedelungen — außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle. Sie vor Verwelschung und Verflawung zu retten, heißt meines Erachtens das zweite große Problem unserer nationalen Zukunft. Man braucht dabei nicht gleich an etwelche staatsrechtliche Lösungen zu denken; „Seestern“phantastereien sind ohnehin wenig nach meinem Geschmack. Aber es geschieht schon genug, wenn wir hüben und drüben das Bewußtsein der Gemeinsamkeit in Abstammung, Kultur und Gefühlswelt wach erhalten; wenn wir zumal unter den beati possessores im Reich nicht die Empfindung ersterben lassen, daß auch heute noch die Tiroler Berge voll deutscher Burgen hängen, und von den Toren Welschlands bis zum Revaler Blint deutsche Männer und Frauen — nicht geringer als sie selbst — für ihr Volkstum kämpfen und leiden. Das ist's, was ich unter nationaler Politik verstehen möchte. Dafür Sorge tragen, daß, wer deutschen Stammes ist, nicht an seinem Volkstum Schaden nehme. Oder anders ausgedrückt: mit eifernder Liebe den geistigen und kulturellen Besitzstand der Nation wahren.



Führ du mich!

Von

Costi Hörschelmann

Was ich vom Leben mir erträumt, ich fand es nicht,
 Was ich zu werden lübn gehofft, ich ward es nicht,
 Wo viel zu gelten ich geglaubt, ich galt es nicht,
 Wo ich zu siegen nur gedacht, ich siegte nicht.
 War ich auf meine Einsicht stolz, ich irrte mich,
 Wollt' ich das Beste nur, gewiß, ich täuschte mich,
 Was Großes ich getan, ich überschätzte mich.
 Nun, lieber Gott, komm du und führ du mich.





Deutschlands militärische Lage bei der Jahreswende

Fürst Bülow hatte in seiner Rede vom 6. Dezember, in der er die politische Lage Deutschlands den übrigen Mächten gegenüber skizzierte, erklärt, daß die auswärtige Lage keine durchaus befriedigende sei, da Bestimmungen eben erst überwunden und neue zu befürchten seien, und daß z. B. zurzeit mit einer tiefgehenden Abneigung der öffentlichen Meinung Englands gegen Deutschland zu rechnen sei. Diese Erklärung im Anschluß an die der Thronrede, daß Deutschland fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart und Vorurteilen gegen die Fortschritte seines Fleißes zu rechnen habe, daß eine Neigung vorhanden sei, Angelegenheiten, in denen auch das Deutsche Reich Interessen zu wahren habe, ohne dessen Mitwirkung zu erledigen, und daß die Zeichen der Zeit es der Nation zur Pflicht machten, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken, war geeignet, Besorgnisse hinsichtlich unserer militärischen Lage dem Auslande gegenüber zu erwecken. Allerdings wurden sie durch die jüngste kategorische Zurückweisung aller aggressiven Pläne Deutschlands gegen England seitens des Reichskanzlers und die beiderseitigen Rundgebungen für den Frieden abgeschwächt. Zwar erklärte der Reichskanzler ferner, „Deutschland werde unverbrüchlich an dem zur Aufrechterhaltung des europäischen Friedens und Status quo begründeten Dreibunde festhalten“, fügte jedoch hinzu, „allein es müsse stark genug sein, um im Notfall sich auch ohne Bundesgenossen behaupten zu können“.

Für die beiden Hauptfaktoren der militärischen Situation der Mächte des Kontinents, und zwar die Wehrmacht des Zweibunds und Dreibunds, besteht heute und voraussichtlich auf längere Zeit hinaus eine Phase, mit der die Wehrkraft des Zweibunds offenbar weit mehr eingebüßt hat, als die des Dreibunds. Denn die revolutionären Zustände Rußlands, die jüngsten Meutereien in Heer und Flotte, die Vernichtung der letzteren im japanischen Kriege, die drohende Empörung im mandschurischen Feldheere, die Finanzlage des Reiches, kurz ein in Aufruhr und Zerrüttung befindliches Land und Wehrmacht, schalteten Rußland selbst im ausgesprochensten Fall des „Causus foederis“ für den Zweibund auf nicht absehbare Zeit als militärischen Machtfaktor vollständig aus, bis seine Zustände wieder konsolidiert sind. Ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich mit England im Bunde würde daher lokalisiert

bleiben, und nur wenn Frankreich und England Deutschland zuerst angriffen, der „Casus foederis“ für Österreich und Italien eintreten. Nun besteht in Österreich-Ungarn zurzeit ein derartig tiefer innerer Zwiespalt, daß es für das habsburgische Reich als ein sehr ernstes Wagnis erschiene, an einem in Ungarn nicht populären großen kontinentalen Kriege sich zu beteiligen, selbst wenn dessen Aussichten sehr günstige wären, da er leicht zum Zerfall der Monarchie führen könnte. Wenn somit in jenem Kriegsfall der Dreibund höchstens auf einen Teil der Wehrmacht Österreich-Ungarns zu rechnen hätte, und wenn man auch fernerhin kaum auf das Eingreifen Italiens am Oberrhein zählen könnte, so würde doch die französische Alpenarmee, durch Italien im Süden Frankreichs gefesselt, und der völlige Ausfall Rußlands die Streitkräfte Frankreichs gegenüber denen des Dreibunds in eine vollständig inferiore Lage versetzen. Allein, wenn auch der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland lokalisiert bliebe, würde die Inferiorität Frankreichs doch auf die Dauer sich einem Lande von nur 40 Millionen Bewohnern einem solchen von 60 Millionen gegenüber, von denen fast sämtliche diensttaugliche für den Krieg ausgebildet sind, derart fühlbar machen, daß, abgesehen von andern Momenten der Inferiorität, aller Voraussicht nach der schließliche Sieg Deutschland verbleiben müßte. Allein es sprechen noch ganz andere bekannte Momente der militärischen Überlegenheit für Deutschland mit. Überdies bieten sich in einem zur See geführten Kriege für Frankreich gar keine Aussichten zu einer erfolgreichen Landung an unseren schwer zugänglichen Nordseeküsten. Seine Flotte kann es, ohne in Dänemark einen festen Stützpunkt und Zwischenbasis zu finden, mit unseren Nordsee-Ausfallhäfen und dem Nordostseekanal in der Flanke, kaum wagen, für längere Zeit in der Ostsee zu operieren, geschweige denn unseren Küstenverteidigungsstruppen gegenüber eine Landung im großen Stil an den zugänglichen Ostseeküsten zu unternehmen, selbst wenn Dänemark wider Erwarten sich Frankreich anschloße. Sie hätte selbst bei Beginn des Krieges, bevor ihr Mittelmeergeschwader im Kanal eingetroffen ist, einen Moment bedeutender Inferiorität unserer Flotte gegenüber zu überwinden. Anders gestaltet sich allerdings die Lage zur See, wenn England sich im Bunde mit Frankreich befände. Alsdann wäre beim Angriff Englands und Frankreichs auf Deutschland der „Casus foederis“ für die übrigen Dreibundmächte gegeben; allein die italienische, und wenn sie am Kriege teilnähme, die österreichische Flotte würden vielleicht das französische Mittelmeergeschwader an dieses Meeresbecken fesseln und sein Eingreifen im Kanal und der Nordsee erst nach einem entscheidenden Siege gestatten. Immerhin würde sich die Situation zur See hinsichtlich der Zahl der Streitkräfte vollständig zuungunsten Deutschlands gestalten, so daß unsere Flotte, wenn auch erst nach scharfem, ehrenvollem Kampfe der Überwältigung durch die Übermacht ausgesetzt wäre, und unsere gesamten Nordsee- und größeren Ostseehäfen von der verbündeten anglo-französischen Flotte mit Überlegenheit blockiert, unser Seehandel auf den Weltmeeren ihren Kreuzern preisgegeben sein würde. Nichtsdestoweniger wird, wenn dann die anglo-französische Flotte auch die Weltmeere mit ihren Kreuzern beherrschte, unseren Handel dort wegsegte und unsere Kolonien fortnähme, von einem Abschneiden der Lebensmittelzufuhr für Deutschland, zwar auf bestimmte Zeit zur See, jedoch nicht zu Lande die Rede sein können, da der gesamte ost- und südeuropäische Kontinent sie, soweit zur Ergänzung der eigenen Produktion erforderlich, zu liefern imstande ist. Der große strategische Vor-

teil, den der Nordostseekanal der deutschen Flotte bietet, beliebig in jedem der beiden durch ihn verbundenen Meere mit ihren vereinten Kräften auftreten zu können, würde zwar dann besonders zur Geltung gelangen, wenn etwa die Gegner ihre Streitkräfte nicht genügend zusammenhielten, und vielleicht in der Periode des Krieges, in der sie durch die Blockade der Nord- und Ostseehäfen voneinander getrennt sind. Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß sie den ersten Fehler begehen, und ist daher auf einen großen taktischen Erfolg in diesem Seekriege für uns nicht zu rechnen. Daß dieser wirtschaftlich einen großen Druck auf Deutschland ausüben würde, bedarf keiner besonderen Erörterung, allein auch der Handel Englands würde schwer durch den Krieg mit Deutschland einbüßen. Die Einnahme des einen oder des andern unserer befestigten Hafenplätze, in denen sich die Gegner alsdann festsetzen könnten, erscheint in Anbetracht der Stärke ihrer Befestigungen und ihrer Verteidigung durch Kriegsschiffe, Seeminen und Torpedoboote ausgeschlossen, da tüchtige Hafenbefestigungen, wie Port Arthur bewies, bei guter Verteidigung für eine angreifende Flotte ohne Landtruppen nicht einnehmbar sind, und die Möglichkeit der Brandschätzung unserer Küsten würde durch unsere Küstenverteidigungstruppen sehr bald auf ein geringes Maß reduziert werden.

Die Entscheidung in dem angenommenen Kriegsfall würde somit, so drückend auch die Blockade unserer Küsten und die Unterbindung unseres Seehandels wäre, zu Lande bei den Landheeren, und zwar an der Maas und oberen Mosel fallen, vorausgesetzt, daß Frankreich die Neutralität Belgiens respektiert und dieses nicht zur Durchgangszone seiner Operationen wählt. Das letztere aber ist deshalb unwahrscheinlich, da Belgien über eine, wenn auch nicht gute, so doch auf Kriegsfuß 140 000 Mann starke Armee von vier Armeedivisionen und zwei Kavalleriedivisionen, darunter 65 000 Mann Festungsbefahrungs- und Ersatztruppen, ferner über die Befestigungen der Maaslinie und die, wenn auch veralteten, so doch noch vorhandenen und widerstandsfähigen Antwerpen verfügt. Es würde somit der Wert des englischen Hilfsheeres von 100 000 Mann durch das Erfordernis, den Widerstand Belgiens gegen jenen Durchmarsch mit etwa $2\frac{1}{2}$ französischen Armeekorps zu brechen, nahezu kompensiert werden.

Es fragt sich daher, wie das englische Hilfsheer zu Verwendung gelangen könnte. Bekanntlich hatte schon unlängst die »France Militaire« den Fall des Krieges zwischen Frankreich im Bündnis mit England gegen Deutschland in Erwägung gezogen. Eine französisch-englische Flotte sollte dabei die Elbmündung, die englische die deutschen Ostseehäfen blockieren, und das englische Landheer, in Stärke von 100 000 bis 200 000 Mann in Frankreich landen und auf dem kürzesten Wege den Vormarsch gegen die lothringische Grenze antreten oder, falls die französischen Bahnen zu sehr beansprucht seien, an geeigneter Stelle in Schleswig-Holstein ans Land geworfen werden, an dessen Westküste zahlreiche günstig gelegene Landungs- und Ausweichungsplätze vorhanden seien. Die nur eingleisigen deutschen Bahnen gestatteten keinen schnellen Transport der deutschen Reserve divisionen nach der bedrohten Küste. Dieser Plan rechnete weder auf einen Durchmarsch noch Durchtransport des englischen Hilfsheeres durch Belgien und respektierte somit dessen Neutralität; allein er täuschte sich in der Landungsgeeignetheit der Westküste Schleswig-Holsteins und der Verteidigungsbereitschaft unserer dortigen Streitkräfte vollkommen, und kann hinsichtlich dieser Küste nur als das Nachwerk eines unreifen Kopfes

bezeichnet werden. Denn einerseits sind die Verhältnisse an der seichtesten Westküste Schleswig-Holsteins, wie satifam bekannt ist, einer feindlichen Landung höchst ungünstige, und andererseits ist die Mobilmachungs- und Marschbereitschaft unserer Truppen, sowohl der ersten wie der zweiten Linie und selbst des Landsturms, eine so große, und die Entfernung zur Westküste auch ohne die drei eingleisigen Bahnlinien nach Schleswig so gering, nötigenfalls in etwa 14 bis 16 Stunden mit einem Gewaltmarsch zurückzulegen, daß an den wichtigsten dort durch eine Landung bedrohten Punkten sehr rasch beträchtliche Streitkräfte zur Verfügung ständen, zumal die bloße Überfahrt von Chatam mit 14 Knoten nach jener Küste 24 Stunden dauert, die Auschiffung von 100 000 Mann mit allem Heeresgerät aber viele Tage erfordern würde. Daß die Versammlung eines englischen Heeres von 100 000 Mann für eine Landung in Deutschland und ihre Einschiffung nicht verborgen zu bleiben und nicht überraschend zu erfolgen vermag, ist ohne weiteres klar. Der berühmte Plan Napoleons 1805 zur Landung eines ähnlichen Heeres beweist dies deutlich, wenn auch die Vorbereitungen dazu gegen damals heute wesentlich erleichtert sind. Überdies erfordert der Transport von nur 75 000 Mann, wie der Minister Balfour vor einiger Zeit erklärte, eine Transportflotte von 210 000 Tonnen, deren Versammlung bei den zahlreichen Mittelungskanaln, die aus England zur Verfügung stehen, nicht unbemerkt erfolgen kann. Eine überraschende Landung eines englischen Heeres an unseren Küsten ist daher völlig ausgeschlossen, unsere Küstenverteidigungsdispositionen und der entsprechende Aufmarsch vermögen so rechtzeitig zu erfolgen, daß die Landung eines feindlichen Heeres binnen kürzester Frist dem kräftigsten und überlegenen Widerstande begegnen würde. Selbst wenn fast unser gesamtes Landheer gegen Frankreich entsandt würde, so fehlte es dazu doch an Truppen der zweiten Linie nicht.

Sind nun die deutschen Nordseeküsten an sich schon zu einer Landung in großem Stil ungeeignet, so erschweren die Moorstriche Friesland's, Oldenburg's und Nordhannovers vollends die sich etwa anschließenden feindlichen Landoperationen. Dagegen sind die Ostküsten Schleswig-Holsteins mit ihren tiefeinschneidenden Buchten, sowie die Lübecker Bucht, ein Teil der Küsten Mecklenburg's, sowie die Pommern's, West- und Ostpreußens, wo überall die 10 Meter-Tiefenlinie nahe ans Land tritt, zu Landungen geeignet. Allein hier unterstützt ein besonders gut entwickeltes Bahnnetz, zumal im Hinblick auf den Umweg, den die Angriffsflotte um Kap Skagen zu machen hat, die rechtzeitige Bereitschaft unserer Küstenverteidigung. Wir könnten daher auch der dortigen Landung eines englischen Heeres um so mehr mit Ruhe entgegensehen, als es in England selbst bezweifelt wird, ob für eine solche 100 000 Mann verfügbar gemacht werden könnten. Überdies müßte es sich erst in den Besitz eines Stützpunktes, und zwar womöglich eines besetzten oder einer Insel an unseren Küsten, sowie einer Zwischenbasis in Dänemark, möglichst Kopenhagens, setzen.

Somit bestehen die Gefahren eines Seekrieges mit England für Deutschland im wesentlichen in der Blockade seiner Küsten und der Unterbindung seines Seehandels während der Dauer des Krieges, sowie in der Fortnahme seiner bis auf Kamerun noch recht wertlosen Kolonien. England aber, das nach Deutschland jährlich etwa für 680 Millionen Mark Waren exportiert und von Deutschland über 500 Millionen Mark Waren einführt, würde sich durch jenen Krieg auf die Dauer mehr schädigen, als es dabei zu gewinnen vermöchte, und nicht in der Lage sein, uns mit seiner Flotte zu einem nach-

teiligen Friedensschluß zu zwingen. Die Entscheidung in einem derartigen Koalitionskriege würde, wie nochmals betont sei, zu Lande fallen. Gegen Frankreich aber können wir uns getrost auf unser gutes, scharfes Schwert verlassen. Ist jedoch Frankreich besiegt, so wäre die Koalition gesprengt, und England hätte allein die Kosten und Einbußen einer Fortführung des Krieges zu tragen, ohne, wie erwähnt, die Entscheidung erzwingen zu können.

Eine andere europäische Koalition, als die englisch-französische, gegen Deutschland aber ist zurzeit völlig ausgeschlossen. Das Gespenst eines französisch-englischen Krieges gegen Deutschland ist nach alledem, in der Nähe betrachtet, kein so furchtbares, wie es auf den ersten Blick erscheint, und kann nunmehr wohl bei der sich bahnbrechenden Erkenntnis der wahren Interessen der beteiligten Nationen als ad calendas græcas verschwunden gelten. Selbst sich wiederholende Verstimmungen und die vorhandene Eifersucht auf den Aufschwung Deutschlands dürften somit, da erste Interessengegensätze nicht bestehen, jenen gewaltigen für alle Beteiligten höchst folgenschweren Krieg nicht heraufzubeschwören imstande sein. Erklärte doch jüngst Fürst Bülow, und zwar nach dem Delcasséschen Attentatsversuch auf den Frieden: „Ein doppeltes System von Allianzen, die beide friedlich sind, sichert das Gleichgewicht Europas.“ Und die angebliche Unvermeidlichkeit des Krieges mit England bezeichnete er als eine Uebernheit, und diesen Krieg als ausgeschlossen. Die von uns skizzierte militärische Lage bestätigt diese Äußerungen. Sowohl die ihr innewohnenden Momente wie auch das Friedensbedürfnis der Völker gestalten die Gesamtsituation Europas offenbar zu einer friedlichen. Wir können daher auch dem Ausgang der Marokkokonferenz, selbst wenn wesentliche unserer Forderungen nicht erfüllt würden, mit Ruhe als einem friedlichen entgegensehen.

Rogalla von Bieberstein



Theologische Laienliteratur

Es gibt ein reizendes Bildchen in dem Skizzenbuch von A. Hendschel. — Zwei Knaben vergnügen sich fröhlich auf einer „Wippe“. Auf und ab fahren sie. Da kommt ein Schusterjunge seines Wegs daher. Freundlich wird er eingeladen, mal mitzutun. Er geht darauf ein, hopp, fährt er in die Höhe, rasch stellt ihm, der ihn zum Spiel anwarb, einen Eimer Wasser unter. Schwapp, fährt er hinein. Köstlich hat Meister Hendschel den Augenblick der Katastrophe festgehalten. Besonders ergötzt die Ahnungslosigkeit des Opfers.

Der Schusterjunge bin ich. Das war vor etlicher Zeit, daß die verehrliche Türmerredaktion mich einlud, mitzutun. Ich sollte die religiöse Bücherschau übernehmen. Gern sagte ich zu, ahnungslos setzte ich mich zurecht, — und ich fuhr hinein — in ein Meer von theologischer Druckerchwärze, daran ein normaler Mensch ein Jahr lang genug hat, wenigstens, wenn er sein Rundschauernamt ernst nimmt. Darum auch die Unterbrechung der Rundschau, ich mußte mich erst in die Lage hineinfinden.

Wenn ich nun den mächtigen Stoß Bücher, Erscheinungen des letzten Halbjahrs, anschau, so frage ich mich: Für wen ist das alles geschrieben? Es

ist ein bekanntes Wort, daß die Deutschen keine Bücher kaufen. Jedenfalls trifft das für weite Kreise zu. Unser Bauer zunächst: das einzige Buch, das er sich jährlich regelmäßig zulegt — von den Kolportageromanen wollen wir mal absehen —, ist der Kalender. Es ist — nebenbei gesagt — verwunderlich, daß Volksfreunde, denen die Bildung des Landvolkes am Herzen liegt, diesen Umstand bisher so wenig beachtet haben. Denn die meisten unserer Volkskalender — Sohnreys Kalender gehört zu den hervorragenden Ausnahmen — sind leichte Duzendware. — Mehr schon als der Bauer kauft der Arbeiter Bücher. Ja man darf mit Freuden feststellen, daß in den Schichten des gelehrten Arbeiterstandes vielfach ein brennender Bildungstrieb lebt, dem manche Mark des sauer verdienten Lohnes geopfert wird. — Beim Bürgerstand aber, wozu ich alles vom sogenannten „Mittelstand“ bis zu den „Oberen Zehntausend“ rechne, muß man auf diesem Gebiet mehrere Kreise unterscheiden. Die einen lesen gar nichts als die Zeitung, die anderen sind Abonnenten der Leihbibliothek, und endlich noch andere kaufen oder leihen lediglich die Modebücher, im einen Jahr Gorti, im andern Jahr Frenssen, im nächsten „Briefe, die ihn nicht erreichten“, dann den hochedlen „Göts Krafft“, die „man“ kennen muß, wenn „man“ „gebildet“ sein will, und wer wollte nicht gebildet sein! Daß die Klassiker in der guten Stube, oder wie's höher hinauf heißt, „im Salon“ in meist unberührtem Goldschnitt prangen, sei nebenbei angemerkt.

Ja, aber wer kauft denn eigentlich die Legion Bücher, die jährlich auf dem Markt erscheint, wer gar die religiösen Bücher, die hier einen sehr großen Bruchteil ausmachen? Und daß diese Bücher erscheinen, muß doch in etwas ein Beweis sein, daß sie gekauft werden, sonst wären unsre Verleger ja weltfremde Idealisten, was höchstens von den Kommissionsverlegern für Lyrik behauptet werden kann. — Zunächst werden diese Bücher (von Fachliteratur rede ich hier nicht) gekauft von den Gliedern der rein geistigen Berufe, und sodann von den geistig lebendigen Köpfen aller Berufsstände, die das Leben ihrer Zeit denkend und handelnd mitleben wollen. Und da nun in dies Leben nach Zeiten der Dürre wachsend die Wasser der Gottessehnsucht hereinströmen, so kann es uns nicht wundernehmen, wenn auch die religiöse Laienliteratur sich mehrt und — gekauft wird. — Ich denke hier zunächst an die religionsgeschichtlichen Volksbücher (Halle, Gebauer-Schwetschkes Verlag, herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg, dem bekannten Redakteur der „Chronik der Christl. Welt“), von denen im Laufe eines Jahres 75 000 Stück verkauft wurden, — und an ihren Widerpart von der rechten Seite „Die biblischen Zeit- und Streitfragen“ (Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge Verlag, herausgegeben von Prof. Lic. Kropatschel und Pfarrer Lic. Boehmer — das heißt, dieser ist neuerdings herausgegrault worden). Von den Volksbüchern liegen mir vor: Die Paulusbriefe von E. Vischer-Basel; Paulus von W. Wrede-Breslau; Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat? von E. Hollmann-Halle a. S.; Das apostolische Zeitalter von E. v. Dobschütz-Straßburg; Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren von Dr. Eßh-Breslau; Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung von A. Sackmann-London; Welches ist die beste Religion? von Fr. Niebegall; Die Wunder im Neuen Testament von Traub-Dortmund. — Von den Zeit- und Streitfragen liegen mir vor: „Das Rätsel des Leidens“ von J. Köberle-Kostock; Das Abendmahl im Neuen Testament von A. Seeberg-Berlin; Die Geschichtlichkeit des Markus-evangeliums von B. Weiß-Berlin; Das Johannes-Evangelium und die

synoptischen Evangelien von Fr. Barth-Bern; Die Auferstehung Jesu von E. Riggensbach-Basel; Das Gebet bei Paulus von A. Juncker-Breslau, der Text des Neuen Testaments von R. Fr. Nösgen-Kostock; Die neue Botschaft in der Lehre Jesu von Ph. Bachmann-Erlangen; Der ältere Prophetismus von König-Bonn; Die Taufe im Neuen Testament von A. Seeberg-Dorpat. — Es ist natürlich ganz ausgeschlossen, daß ich im einzelnen über das weite Gebiet mich verbreite, das die beiden Bücherreihen behandeln. — Ich betrachte sie zunächst einmal als Ganzes, und da muß ich sagen, durch beide Bücherreihen wird zunächst ein und dasselbe bewirkt. Bis dahin galt die Bibel trotz aller Arbeit der kritischen Theologie, die doch nur sehr vereinzelt außerhalb der Fachkreise bemerkt wurde, als ein schlechtthin göttliches Buch. Nun werden zum erstenmal in ausgedehnterer, s y s t e m a t i s c h e r Weise die Ergebnisse der biblisch-kritischen und religionsgeschichtlichen Forschung in die Laienwelt hineingetragen. Die biblischen Verfasser werden als Kinder ihrer Zeit aufgewiesen, die Schranken ihrer Zeitanschauung werden offenbar, die Ferne und der Unterschied von dem Heute wird deutlich, der irdische Ursprung, der Erdgeruch und Erdgeschmack der Bibel tut sich kund. Daß nach dieser Richtung beide Bücherreihen das nämliche Werk treiben, ersieht man vielleicht am deutlichsten aus der in der Hauptsache gleichen Behandlung des Buches Hiob (von Max Lühr, „Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren“ in den Volksbüchern, von J. Köberle, „Das Rätsel des Leidens“ in den Zeit- und Streitfragen); nur über die Bedeutung der Reden des Elihu sind sie verschiedener Meinung.

Ich verlese mich in die Seele eines religiös lebendigen oder auch nur angeregten Menschen aus der gebildeten Welt. Ich bin gewiß, daß der erste Eindruck bei ihm die peinvolle Angst ist, die ein Erdbeben hervorrufft. Alles, auch das Festeste, schwankt. Wieviel widersprechende Ansichten! Mancher wird zum erstenmal inne, wieviel irdische, äußerliche Stützen sein Glaube noch hat. Das soll aber ein Gewinn werden für den ernststen Gottesfucher, — hinein in die Innerlichkeit!

Immerhin — und das ist meine Hauptforderung an diese Art religiöser Laienliteratur — es muß das Bewußtsein dieser Wirkung vorhanden sein und ihr Rechnung getragen werden. Die Bücher müssen mehr geben als nehmen, mehr aufbauen als niederreißen, durch alle Außerlichkeiten hindurch müssen sie in die Innerlichkeit des Liebesbundes zwischen der Menschenseele und Gott hineinführen, nicht der kritisch kalte, sondern der religiös warme Geist muß überwiegen.

Genügen sie dieser Forderung? Die meisten, darf man sagen.

Von den biblischen Zeit- und Streitfragen zunächst muß man sagen, sie tragen durchweg apologetischen Charakter. Sind sie doch als Wehrschriften gegen die liberale Theologie auf den Plan getreten. Allein grade dies ist ihnen nicht günstig, besser, sie behandelten ihre Gegenstände ohne Rücksicht auf die parallelen Arbeiten von der andern Seite. Man fühlt bei manchen (z. B. Riggensbach gegen Arnold Meyer, Die Auferstehung Jesu Christi, in den „Lebensfragen“ [bei Mohr, Tübingen. 3 Mt., geb. 4 Mt.], Weiß gegen Wrede, Markus-evangelium) zu sehr die apologetische Tendenz heraus, das Beeinträchtigt leicht das Vertrauen in die Objektivität der Beweisführung. So hat z. B. Seeberg die ganzen Schwierigkeiten der Abendmahlsfrage aufgerollt, sich aber dann doch allzuleicht mit ihnen abgefunden, so daß seine von mir persönlich bejahten Endergebnisse nicht zu voller Wucht kommen.

Freilich das andere Extrem ist meines Erachtens schlimmer: eine Darstellung kühl historisch-kritischer Art. Dafür ist mir typisch das Buch von Wrede-Breslau „Paulus“ (Vollständiger 1, 5. 6.). Wie kühl das Buch ist und wie „verführend“ es wirkt, dessen wird man so recht inne, wenn man das religiös warme Buch von Weinel „Paulus“ in den Lebensfragen (Mohr, Tübingen, ungeb. M. 3.—, geb. M. 4.—) daneben hält.

Beide Bücher behandeln das Problem: Wer ist der Stifter des Christentums — Jesus oder Paulus? Dies Problem ist ja nicht neu. Schon Ferdinand Christian Baur-Tübingen hat es einst in kräftigen Sätzen herausgearbeitet. Allein heutzutage beherrscht es schier die ganze Theologie. Außer den eben genannten Werken von Weinel und Wrede beschäftigen sich damit Pfeleiderer, „Entstehung des Christentums“ (Lehmann, München, ungeb. M. 4.—) und D. Michel, „Vorwärts zu Christus! Fort mit Paulus! Deutsche Religion!“ (Seemann, Leipzig-Berlin). Das letztgenannte Werk ist lediglich interessant durch die Person seines Verfassers, der, früher Offizier und Herrenreiter, sich fünf Jahre lang mit religiösen Problemen und Studien beschäftigt, durch sein Buch aber den Erweis erbracht hat, daß die Kenntnis einer Anzahl von Werken, die ein Kandidat zum ersten Examen nötig hat, noch nicht ausreicht, um ein wissenschaftliches Werk zu schreiben: auch religiöse Wärme, die der Verfasser in reichem Maße besitzt, hilft darüber nicht hinweg. D. Michel ist von demselben Haß gegen Paulus beseelt, wie er in den „Deutschen Schriften“ von Lagarde und in der Morgenröte von Nietzsche zu Wort kommt. Dieser fanatische Haß — anders kann ich's nicht bezeichnen — macht ihn rein blind. Er zeichnet ein Zerrbild von Paulus ganz in der Weise der alten Feinde des Apostels, der Judaisten. Als Resultat bekommt man vorgefetzt: 1. Antichristliche, falsche, schädliche Lehre; 2. verderbliche, vergiftende Wirkksamkeit; 3. persönliche, intellektuelle und moralische Unreife. Na —! Der dritte Vorwurf besonders spricht Bände. Wer so wenig in das Wesen einer Persönlichkeit, in der glühend wie je die große Menschensehnsucht nach Reinheit und ewigem Leben Gestalt gewonnen hat, einzudringen vermag, der soll doch die Finger davon lassen, der soll erst einmal bei Pfeleiderer, Weinel, Wrede die Objektivität lernen, die die unumgängliche Voraussetzung aller wissenschaftlichen Arbeit ist. Diese drei nun kommen im Grund zu einem Ergebnis: zunächst, Paulus hat das Christentum aus der Enge des Judentums herausgehoben und ihm die Bahn zur Weltreligion frei gemacht. Zugabe; dann, Paulus hat das Christentum zur Erlösreligion gemacht, er hat das Dogma von dem überweltlichen Christus geschaffen, der durch seinen Tod und seine Auferstehung das Heil gebracht hat. Hier scheiden sich die Geister. Hier taucht die alte Frage auf: Was dünket euch um Christus? War er lediglich unser größter Lehrer, unser herrlichstes religiös-sittliches Vorbild? Wollte er nur vollendetes Wissen von Gott und seinem Willen oder das Reich Gottes selbst, das ist die Gottesherrschaft, die Verwirklichung des Gotteswillens auf Erden bringen? Das Vaterunser gibt die Antwort. Dann aber ist für mich klar, daß Paulus und die Apostel die Richtung der Andeutungen Jesu über die Notwendigkeit seines Sterbens, seiner Auferstehung und seines Hingangs zum Vater nicht geändert haben, indem sie ausspannen, daß Christus den Fluch und Bann der Sünde gebrochen hat und unser Erlöser geworden ist.

Erwin Groß



Die Wunderwelt der Meeresstiefen

Ein junger französischer Schiffstechniker, De Plury, hat mit Hilfe eines von ihm erfundenen Apparats die bis dahin noch nie erzielte Meerestiefe von 336 Fuß erreicht. Eine Art Metallpanzer gewährt De Plury jeden Schutz, und mittels einer besonderen chemischen Kombination wird automatisch für die Atmung gesorgt. So ist er schon mehr als 115 mal mit völliger Sicherheit in die Tiefen hinabgestiegen und hat dabei eine wunderbare Welt entdeckt, die bis jetzt kein menschliches Auge gesehen hatte. Nach dem „Scientific American“ berichtet De Plury über seine unterseefischen Erfahrungen folgendes:

„Zuerst hat man ein Gefühl, als ob man in ein Bergwerk hinabsteigt, aber man gewöhnt sich bald daran. In einer Tiefe von etwa neun Fuß findet man schon Medusen in großen Mengen. Durch das Wasser gesehen, erscheinen alle Dinge vergrößert, und so kommen einem auch die Quallen riesengroß vor. Man vergißt zunächst ganz, daß man durch den Taucherhelm geschützt ist, und hat ein Gefühl, als ob diese Massen schrecklich weicher und schleimiger Medusen einem am Gesicht hängen bleiben. Etwas tiefer stößt man auf Scharen kleiner funkenstrühender Fische, die wie Streifen leuchtenden Kupfers schimmern und sich in ständiger Bewegung befinden. In einer Tiefe von etwa 162 Fuß kommt man durch dicke Massen Algen; einige haben zwanzig bis dreißig Meter lange Arme, die, gleichsam von einem unheimlichen Leben erfüllt, sich um jeden Teil des Körpers schlingen. Diese Algen bilden eine große Gefahr für den Taucher, da sie seine Bewegungen lähmen und ihn mit Zentnergewicht hinunterziehen können. Unter 162 Fuß findet man kleine, schlangenartige Fische von etwa drei Fuß Länge und andere Bewohner der Tiefe, die Delfinen ähneln. Diese stürzen sich lebhaft auf den Taucher, den leicht die tödliche Furcht befällt, sie könnten ihm das vier Zoll dicke Glas des Helmes zertrümmern. Natürlich würde der Tod fast sofort eintreten, wenn dies der Fall sein sollte. Noch schlimmere Angeheuer sind die Polypen, die ihre schleimigen Fühler um den kühnen Forscher schlingen; da sie aber feige sind, verzichten sie sofort auf ihren Angriff, wenn sie mit dem Metallpanzer meines Taucheranzuges in Berührung kommen. Ebenso schrecklich anzusehen und viel kühner sind die Riesentrabben, von denen einige drei Fuß im Durchmesser groß sind. Infolge ihrer starken Schalen und Scheren bedrohen sie den Taucher ständig, und diese Gefahr darf er wirklich nicht unterschätzen. In so geringer Tiefe ändern die Fische ihre Form und Art nicht erheblich; erst in einer Tiefe von etwa 1000 Meter verändert sich ihre Natur völlig, und sie müssen andere Formen annehmen, um den auf ihnen lastenden Druck ertragen zu können. Bis jetzt ist es ganz unmöglich gewesen, lebende Exemplare dieser Unterseegeschöpfe an die Oberfläche zu bringen, denn wenn sie heraufkommen, ist infolge des Nachlassens des Wasserdruckes ihr Volumen vervierfacht. Da alle diese Geschöpfe Karnivoren sind, dienen ihre geräumigen Rachen oft den unglücklichen Matrosen zum Grabe, die mit ihrem Schiff untergegangen sind, und deren Leichen allmählich tiefer sinken. Die Körper dieser Fische sind ganz platt, da der zunehmende Wasserdruck fast alle Gärten zerdrückt.

Einen merkwürdigen Eindruck ruft bei diesen Unterseeforschungen das Licht hervor, das ein seltsames Gemisch von Violett und Grün ist; die Farbe ist ein wenig dem Lichte in den Höhlen der Eisberge ähnlich. In einer Tiefe

von 32 Meter wird das Licht immer zerstreuter, und durch die Masse des darüberliegenden Wassers erscheint die Sonne wie eine rötliche, undurchsichtige Kugel; aber die Sterne sind selbst am Mittag sichtbar, wenn die direkten Sonnenstrahlen zum Beispiel durch einen Felsen abgehalten sind. Eines Tages hatte ich in einer Tiefe von 129 Fuß gerade um 12 Uhr mittags einen unvergeßlichen Anblick. Die Sonne stand im Zenit. Ich stand auf einem Grunde von feinem weißen Sande, und die Lichtbrechung auf dem schneeigen Teppich machte auf mich den Eindruck, als ob ich auf einer Ebene geschmolzenen Goldes stände. In einer Tiefe von 226 Fuß herrscht bereits tiefe Dunkelheit; bei 327 Fuß ist die Dunkelheit undurchdringlich, und um etwas sehen zu können, braucht man elektrisches Licht. Ich benutze elektrische Lampen von 10 000 Kerzenstärke, deren Licht sich aber auch nicht über einen Radius von neunzig Fuß verbreitet. Gesunkene Schiffe, geborstene Boote, zersplitterte Schiffsrümpfe, Trümmer von Decks und gebrochenen Masten bieten dann einen traurigen Anblick.“

De Plury hat in seiner Laufbahn als Taucher auch schon manche Schreckensszene erlebt. „In der Nähe von Ostende“, erzählt er, „mußte ich einst das Wrack eines vor kurzem gesunkenen Schiffes untersuchen. Dabei wurde ich von einer wirklichen Horde Riesentrabben angefallen, die gerade die Leichen der toten Matrosen angriffen. Eines dieser Ungeheuer packte mich am Bein, das ohne den Schutz meines Panzerkleides zerquetscht worden wäre. Ich hatte eine Art Schwert in meiner Hand, und tötete zwei Ungeheuer, deren Schalen ich noch besitze. Auf dem Meeresgrunde sind alle Gegenstände mit einer Art Pulver bedeckt. Es herrscht ewiges Schweigen und ein furchtbares Dunkel. Dazu ist der Boden mit Knochen bestreut, von denen viele menschlichen Ursprunges sind. Sehr merkwürdig ist die oft von mir beobachtete Tatsache, daß die See die Leichen eine gewisse Zeitlang vollkommen erhält. Ich besuchte einst den Rumpf eines Schiffes, das mit seiner ganzen Besatzung untergegangen war. Fast die ganze Mannschaft hatte im Augenblick des Unglückes geschlafen und war so vom Schlafe sofort in den Tod übergegangen. Da die Lutten geschlossen waren, hatten die Fische die Matrosen nicht angenagt, und sie lagen scheinbar in einem ruhigen und geheimnisvollen Schlummer da. Ich näherte mich und berührte eine der Leichen mit der Hand; das Fleisch schien sich unter meiner Berührung aufzulösen und zu vergehen, und nur ein Skelett blieb übrig. Und dann die Schätze am Meeresgrunde! Millionen allein liegen nicht weit von Vigo begraben. Ich selbst bin nie dagewesen, aber einer meiner Leute stieg einst in dem alten Taucheranzuge hinunter. Der Unglückliche starb bald, nachdem er die Oberfläche wieder erreicht hatte, aber er erzählte noch, daß er auf dem Grunde mehrere Gallionen gesehen hätte, deren Masten noch standen, und deren Zimmerwert noch fest war. Das waren jedenfalls einige der berühmten Schatzschiffe, die meiner Meinung nach aber nicht zu bergen sind. Da sie seit 1707 unter dem Wasser liegen, müssen alle Metalle inzwischen gerostet sein. Ich selbst habe das Schiff gesehen, das um 1808 die Schätze Napoleons nach Holland brachte, unterwegs aber scheiterte und mit hundert Millionen an Bord sank; davon sind 56 Millionen geborgen, alles andere liegt am Grunde des Ozeans. Der Fürst von Monaco hat bei Cypern eine Gallione von Kunstgegenständen auf dem Meeresgrunde gefunden. . .“



Sonnenfinsternis und Pflanzenschlaf

Die Wirkungen der Verfinsternung auf die Pflanzenwelt hat der französische Naturforscher Ed. Bureau bei der letzten Sonnenfinsternis (30. August v. J.) untersucht. Wie bekannt ist, gibt es Pflanzen, deren Blätter oder Blüten beim Nahen der Nacht eigentümliche Bewegungen ausführen und bis zum Anbruch des Morgens in einer besonderen, für jede Art charakteristischen Stellung verharren. Man bezeichnet diese Erscheinung als Pflanzenschlaf. Die Pflanzen, die in solcher Weise von der Finsternis beeinflusst werden, sind, ohne selten zu sein, doch auch nicht gerade zahlreich. Ihre Empfindlichkeit gegen das schwindende Licht ist sehr ungleich; die einen vollführen ihre Bewegungen schon bei Beginn der Dämmerung, die anderen erst nach Eintritt fast völliger Nacht. Es war jedenfalls bemerkenswert, das Verhalten solcher Pflanzen, die zu schlafen pflegen, während der Sonnenfinsternis zu beobachten. An dem Ort, wo sich Bureau befand, war die Finsternis nicht völlig; indes wurden immerhin vier Fünftel der Sonne verdeckt. Im Augenblick der höchsten Finsternis war die Dunkelheit ungefähr so groß wie an einem Wintertage bei sehr trübem Wetter. Über die Beobachtungen des Forschers berichtet „Der Stein der Weisen“: Von den beobachteten Pflanzen waren die einen einheimisch, die anderen von auswärts, jedoch aus Gegenden mit gemäßigtem Klima eingeführt. Bei den einheimischen, jedenfalls nicht sehr empfindlichen Pflanzen konnte Bureau keinen Einfluß der Verfinsternung wahrnehmen: Die Winden ließen ihre Blüten geöffnet. Sauertleearten, die um diese Jahreszeit schon um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags ihre Blätter senken und ihre Blumenblätter einrollen, hielten die Blätter ausgebreitet und die Blüten offen. Auch auf die Mehrzahl der ausländischen Pflanzen war die Wirkung der Dunkelheit geringfügig: ein nordamerikanischer Nenuphar hatte seine Blüten noch halb offen, die aus der Türkei stammende Mimosa Julibrissin, die ihre Blätter jeden Abend, sobald es beinahe Nacht geworden ist, zusammenlegt, hatte ihre Fiederblättchen leicht aufgerichtet, statt sie in derselben Ebene auszurichten. Aber das alles war nichts gegenüber dem merkwürdigen Anblick, den eine australische Akazie, die *Acacia dealbata* Link, darbot. Die graugrünen Blätter sind doppelt gefiedert und tragen bis 23 Paare von Nebenblattstielen, die an der oberen Seite des Hauptblattstiels befestigt sind. Im wachen Zustande bilden die Nebenblattstiele mit dem Hauptblattstiele einen Winkel von ungefähr 55 Grad. Die Fiederblättchen, die etwa 3 Millimeter lang und 1 Millimeter breit sind, sind sehr zahlreich dicht aneinander gedrängt und am Tage ungefähr in derselben Ebene ausgebreitet; mit dem Nebenblattstiel, der sie trägt, bilden sie einen Winkel von ungefähr 50 Grad. Als die Sonnenfinsternis ziemlich ihren Höhepunkt erreicht hatte, waren die Nebenblattstiele nach vorn gerichtet und bildeten mit dem Hauptblattstiel einen sehr spitzen Winkel; gleichzeitig hatten sich die beiden Reihen von Fiederblättchen an jedem Nebenblattstiel aufgerichtet, so daß sie sich gegenseitig fast berührten, während der Winkel, den jedes Fiederblättchen mit seinem Blattstiel bildet, unverändert geblieben war. Dies ist die Lage, die das Blatt während des Schlafes einnimmt; diese Pflanze „schließt“ also während der Finsternis. Nachdem die Finsternis ihren Höhepunkt überschritten hatte, lehrten die Blätter allmählich in ihre Tagesstellung zurück und verharrten darin bis 5 Uhr 30 Minuten, worauf sie sich von neuem zusammen-

legten, um nunmehr in ihren gewöhnlichen Schlaf zu versinken. *Acacia dealbata* gehört also zu den empfindlichsten Pflanzen gegen jede Lichtverminderung und vollführt ihre Nachtbewegungen, wenn andere des Schlafes fähige Pflanzen in keinerlei Weise beeinflusst werden. Dagegen fehlt ihr gänzlich jene Empfindlichkeit gegen Berührung, die die bekannte „schamhafte Sinnpflanze“ (*Mimosa pudica*) auszeichnet, eine Empfindlichkeit, die, wie Paul Bert nachgewiesen hat, wesentlich verschieden ist von jener, die sich bei Lichtmangel offenbart. —



Neues über Nietzsches Wahnsinn

Aus dem Nachlaß des Basler Professors Franz Overbeck bringt die „Neue Rundschau“ (Berlin, S. Fischer Verlag) Briefe, die um so bemerkenswerter sind, als der Verfasser die Überführung Nietzsches von Turin nach Basel leitete. Der zweite Brief, vom 15. Januar 1889, schildert die erste Begegnung Overbecks mit dem bereits in Wahnsinn Verfallenen. — Overbeck war, nachdem er sich aus Briefen Nietzsches von dem Ausbruch der Krankheit hatte überzeugen müssen, gerade noch rechtzeitig nach Turin gekommen; der Hauswirt Nietzsches war eben auf der Polizei und beim deutschen Konsul. „Nietzsche,“ berichtet Overbeck, „der schon tags vorher auf der Straße gefallen und aufgelesen worden, war nun davon bedroht, alsbald in ein privates Manicomio zu geraten und eben daran, von Abenteurern umgeben zu werden, die sich in Italien bei solcher Gelegenheit rascher als anderswo zusammenfinden mögen. Es war der letzte Moment, wo seine Fortschaffung ohne besondere Hindernisse außer seinem eigenen Zustand noch möglich war. Ich übergehe die rührenden Verhältnisse, in denen ich Nietzsche als Pflegling seiner Wirtheleute — Inhaber eines Zeitungskioskes auf der Via Carlo Alberto — fand, auch sie mögen für Italien bezeichnend sein. Mit dem fürchterlichen Moment, wo ich Nietzsche wieder sah, bin ich wieder bei der Hauptsache, in ganz einziger Weise ein fürchterlicher Moment, und ganz anders als alles folgende. Ich erblickte Nietzsche in einer Sofaecke lauernd und lesend — wie sich dann ergab, die letzte Korrektur von Nietzsche kontra Wagner — entsetzlich verfallen aussehend, er steht mich und stürzt sich auf mich zu, umarmt mich heftig, mich erkennend, und bricht in einen Tränenstrom aus, sinkt dann in Suchungen aufs Sofa zurück, ich bin auch vor Erschütterung nicht imstande, auf den Beinen zu bleiben. Hat ihm sich in diesem Augenblick der Abgrund aufgetan, an dem er steht oder in den er vielmehr gestürzt ist? Jedenfalls hat sich nichts der Art wiederholt. Zugegen war die ganze Familie Fino. Raum lag Nietzsche stöhnend und zuckend wieder da, als man ihm das auf dem Tisch stehende Bromwasser zu schlucken gab. Augenblicklich trat Beruhigung ein, und lachend begann Nietzsche vom großem Empfang zu reden, der für den Abend vorbereitet sei. Damit war er im Kreise der Wahnvorstellungen, aus dem er dann, bis ich ihn aus den Augen verloren, nicht wieder getreten ist, über mich und überhaupt die Personen anderer stets klar, über sich in völliger Nacht befangen. Das heißt, es kam vor, daß er in lauten Gefängen und Kasereien,

am Klavier sich maßlos steigend, Felsen aus der Gedankenwelt, in der er zuletzt gelebt hat, hervorstieß und dabei auch in kurzen, mit einem unbeschreiblich gedämpften Tone vorgebrachten Sätzen subline, wunderbar helllichtige und unfählich schauerliche Dinge über sich als den Nachfolger des toten Gottes vernehmen ließ, das Ganze auf dem Klavier gleichsam interpunktierend, worauf wieder Konvulsionen und Ausbrüche eines unfählichen Leidens erfolgten, doch, wie gesagt, das kam nur vor in wenigen flüchtigen Momenten, soweit ich dabei gewesen, im ganzen überwogen die Äußerungen des Berufs, den er sich selbst zuschreibt, der Possenreißer der neuen Ewigkeiten zu sein, und er, der unvergleichliche Meister des Ausdrucks, war außerstande, selbst die Entzückungen seiner Fröhlichkeit anders als in den trivialsten Ausdrücken oder durch sturiles Tanzen und Springen wiederzugeben. Dabei die kindlichste Harmlosigkeit, die ihn auch in den drei Nächten, in denen er schon tohend den ganzen Haushalt wach erhalten hatte, nie verlassen hatte, und eben diese Harmlosigkeit und die fast unbedingte Lenksamkeit, sobald man auf seine Ideen von königlichen Empfängen und Einzügen, Festmusiken usw. einging, machte wenigstens für den Reisebegleiter, den ich auf Willes strenge Anweisungen in Turin gesucht und mitgenommen, den Transport hierher zum Kinderpiel.“



Wie werden Tiere gezähmt?

Interessante Aufklärungen über die Methode seiner Dressur gibt der Löwenbändiger Hamburger in der Zeitschrift „The London“. Ein Tier zähmen, das heißt nach ihm so viel, als es überreden, daß der Mensch der Stärkere von beiden ist, und daß es keine Macht besitzt, ihm zu schaden. Mit Gewalt vermag man kaum ein Tier zu dieser Überzeugung zu bringen; vielmehr ist eine lange, sorgfältige Vorbereitung, dann eine allmähliche Gewöhnung an den Dresseur und ein starker persönlicher Einfluß, in dem das Genie des Tierbändigers beschlossen liegt, vonnöten. Nichts ist verfehlter, als einen Löwen durch Hunger gefügig machen zu wollen. Der Löwe wird gut genährt, und zunächst dient kein anderer Gegenstand dazu, ihm die ersten Begriffe von der Sinnlosigkeit seines Tuns beizubringen, als ein einfacher hölzerner Stuhl. Der wird mit großer Vorsicht in den Käfig gestellt. Mit einem Satz stürzt sich das wütende Tier auf ihn, und in einem Moment ist er zertrümmert. Am folgenden Morgen steht ein neuer Stuhl da und erleidet daselbe Schicksal. Tage reihen sich an Tage, ein Stuhl folgt dem anderen. Da endlich dämmert in dem Löwen das Gefühl auf, daß seine Wut nutzlos ist. Der Stuhl ist ewig. An dem Tage, an dem er sich zum erstenmal nicht auf den Stuhl stürzt, hat der Dresseur seinen ersten Sieg errungen. Nun wird das Tier durch ein Narkotikum in einen tiefen Schlaf versenkt, und während es bewußtlos daliegt, mit starken Ketten an die Wand gefesselt. Wenn der Löwe wieder erwacht, dann sitzt der Bändiger auf dem Stuhl im Käfig. Mit einem dumpfen Gebüll springt der Löwe vorwärts, die Ketten ziehen an und legen sich ihm um den Hals, so daß er fast erdürgt den Sprung aufgibt. Acht Tage lang sitzt der Mann jeden Morgen früh unbeweglich auf dem Stuhl und das Tier macht

nuglos seine verzweifelten Anstrengungen. Schließlich springt es nicht mehr, wenn es die fremde Gestalt sieht, und ist ruhig. Nun wird der Löwe von den Fesseln befreit, und der Bändiger tritt zum erstenmal dem Tier gegenüber. Er wagt sein Leben; vielleicht sitzt ihm in dem Moment, da die Tür des Käfigs ins Schloß fällt, das Untier an der Kehle und zermalmt ihn mit seinen Zähnen; aber er tritt ohne alle Waffen bei ihm ein. In der einen Hand hält er den bekannten Stuhl, in der anderen eine einfache Heugabel. Am die Brust trägt er einen breiten Harnisch von Stroh, von dem die Klauen des Tieres am besten abgleiten. Den Löwen läßt die ungewohnte Erscheinung erstaunen; wagt er dann etwa einen Sprung gegen den vorgehaltenen Stuhl, so gleitet er von dem Stroh ab. Der Dresseur darf, selbst wenn ihm der Angstschweiß auf der Stirn steht, weder zusammenzucken noch einen Schritt zurückweichen. Er stößt die stumpfen Spitzen der Heugabel gegen die Nasenlöcher des Löwen, in denen er seine empfindlichste Stelle trifft; dann zieht sich der Löwe mit einem dumpfen Gebrüll, das diesmal nicht von Wut, sondern von Schmerz herrührt, zurück. Hat er dieses Experiment mehrere Male wiederholt, dann erkennt der Löwe in ihm seinen Meister und läßt sich seine Anwesenheit gefallen. Aber das ist nur die notwendige Vorbedingung, nach deren Erfüllung die eigentliche Dressur erst beginnen kann. Der Löwenbändiger kümmert sich nun sorgsam um die Pflege des Tieres; er selbst reicht ihm die besten Bissen und ist möglichst viel um ihn. Durch ein vorgehaltenes Stück Fleisch gewöhnt er den Löwen daran, ihm zu folgen und an einer bestimmten Stelle stehen zu bleiben. Ganz langsam lernt er dann die Kunststücke, die er der Menge vormachen soll. Am leichtesten wird ihm das Überspringen von Hindernissen; aber alle schwierigeren Produktionen sind ihm nicht anders beizubringen, als wenn er vorher durch Betäubungsmittel in Schlaf versetzt und während des Schlafes mit Ketten wehrlos gemacht worden ist. Dann bringt man den Löwen durch häufige Einübung dazu, daß er erlernt, das Gleichgewicht auf einer Kugel zu halten, auf einem Wagen zu sitzen und sich auf einer Schaukel zu wippen. Ebenso kann ihm durch Gewalt das Öffnen der Kinnladen beigebracht werden, zwischen die dann der Dresseur sein Haupt legt. Aber wie leicht versagt diese mühsam beigebrachte Gewöhnung, wie leicht können die Kinnbacken zusammenklappen, und es ist deshalb eines der gefährlichsten Wagnisse, wenn der Bändiger diesen Coup ausführt. Wenn das Tier viele Male im gefesselten Zustande gezwungen worden ist, das Kunststück auszuführen, dann werden ihm die Fesseln abgenommen, und es gehorcht seinem Herrn. Denn nun tritt das dritte und entscheidende Moment bei jeder Tierdressur in Kraft: die beherrschende und faszinierende Energie des Menschen, der das Tier in seinen Bann zwingt. Am leichtesten fügt sich der Löwe dem stärkeren Willen seines Bändigers, und besonders bei Löwinnen entwickelt sich ein gewisser Sinn der Dankbarkeit und der Zuneigung; ein Beispiel für die Aufopferung einer Löwin ist die Errettung der Löwenbändigerin Pinka in Postoc's Zirkus in St. Louis, die nur dadurch vor dem Angriff eines Löwen bewahrt wurde, daß eine Löwin das Tier am Sprunge verhinderte. Tiger und Panther dagegen sind in ihren unberechenbaren Launen und der Hinterlist ihres Temperaments am gefährlichsten. Der starre Blick des Auges, der wohlbekannte Klang der herrischen Stimme, die imponierende Kraft der Gebärden, das alles verlieh berühmten Dresseuren ihre rätselhafte Macht.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustrausch dienenden Einfendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der ontologische und kosmologische Beweis

In dem Oktoberheft dieser Zeitschrift erschien eine von W. Ruhaupt verfaßte Abhandlung über das letzte Ziel der wissenschaftlichen Forschung. Zu dieser Frage seien mir einige Bemerkungen gestattet.

Das Suchen Gottes ist ein Suchen nach Wahrheit. Es hat als solches Bedeutung im Bereich der reinen Vernunft. Als Bedürfnis quillt es hingegen aus der Tiefe des menschlichen Gemüts, das ein Verlangen bekundet, im Endlichen die Macht des Unendlichen zu verehren und Gemeinschaft mit ihr zu suchen. Die Erkenntnis findet Schranken, dem Verlangen aber wachsen Flügel. Mittelfst breiter Voraussetzungen schwingt es sich über die Grenzen aller möglichen Erfahrung hinaus und gewinnt den Glauben an Gottes Dasein.

In dem angeführten Aufsatz vertritt der Verfasser die Meinung der scholastischen Philosophie, daß sich die Notwendigkeit des Daseins eines höchsten Wesens auf dem Wege der reinen Erkenntnis nachweisen lasse. Die unbequemen Lehren Kants seien abzuweisen. In dieser Hinsicht wird behauptet: „Kants Kritik an dem kosmologischen und ontologischen Gottesbeweis hat nur insofern ein Unrecht auf Geltung, als sich aus dem Schlußverfahren nicht ergibt, wie Gott beschaffen ist, wohl aber ergibt sich daraus, daß er da ist.“ — Diese Behauptung hat schon deshalb keinen Sinn, weil es unmöglich ist, Begriffe ohne Eigenschaften zu denken, und weil der ontologische Beweis gerade aus dem Wesen Gottes sein Dasein ableitet. Zudem ist die Aufstellung der Eigenschaften Gottes nicht der Zweck jener Beweise. Sie beschränken sich auf die bescheidene Aufgabe, die Notwendigkeit seines Daseins festzustellen. Die von der Kirche abhängige scholastische Philosophie stellte drei solcher Beweise auf. Kant hat durch scharfe Prüfung die Anmöglichkeit jedes einzelnen über allen Zweifel dargetan. Es bleibt eines seiner größten Verdienste, sie ihres Scheins entkleidet und ihre Trugschlüsse aufgedeckt zu haben. Damit nahm er dem Pfaffen die Zügel der Wissenschaft aus der Hand. „Das Kunststück des kosmologischen Beweises zielt bloß darauf ab, dem Beweise des Daseins eines notwendigen Wesens a priori durch bloße Begriffe auszuweichen, der ontologisch geführt werden müßte, wozu wir uns gänzlich unvermögend fühlen.“ (Kritik d. rein. Vernunft.)

Wäre die Behauptung des Verfassers richtig, so würde sie in ihren Folgerungen die wichtigsten Ergebnisse, welche die Kritik der reinen Vernunft

gehabt hat, umstoßen. Die Formen unserer Vorstellung, Zeit, Raum und Kausalität, und die uns a priori bewußten Gesetze des Denkens können nur Gültigkeit im Felde der Erscheinungen beanspruchen. Sie sind Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrung und ihrer Beziehungen und können nur auf Erfahrung angewendet werden. Darüber hinaus haben sie nicht einmal einen Sinn. Unabhängig von unserem Willen erzeugen und ordnen sie, gestützt auf die Tätigkeit der Sinne, die gesamte Welt unserer Vorstellungen, ohne über das Wesen der Dinge an sich, das sich hinter der Erscheinung verbirgt, Aufschluß zu geben. Aus diesen Grundzügen des transzendenten Idealismus aller Erscheinungen ergibt sich zur Genüge, daß unser begriffliches Denken auf Erfahrung beschränkt ist und nicht über diese hinausreicht.

Ist der Begriff Gottes aus der Erfahrung geschöpft, so bedarf er schlechterdings keines Beweises. Ist er bloß angenommen, so kann ihm alles Drehen und Wenden nicht zum wirklichen Sein verhelfen. Er ist eben ein Hirngespinnst, wie Schopenhauer sagt, „die Existenz kann nie zur Essenz, das Dasein nie zum Wesen des Dinges gehören.“ (Aristoteles.)

Damit ist der ontologische Gottesbeweis hinfällig. Der kosmologische beruht lediglich auf einem Kunstgriff in der Handhabung des Kausalitätsgesetzes. Dieses lehrt, daß alles, was geschieht, seinen zureichenden Grund haben müsse. Jede Wirkung ist bei ihrem Eintritt eine Veränderung, welche in der Ablösung eines Zustandes durch einen anderen besteht. Sie weist dadurch, daß der durch sie herbeigeführte Zustand nicht schon immer war, sondern erst jetzt eintrat, unfehlbar auf eine ihm vorangegangene Veränderung hin, welche seine Ursache heißt, aber selbst wieder durch eine dritte ihr vorhergehende Veränderung bedingt ist, und so fort, die Verkettung der Ursachen und Wirkungen führt uns in der Zeit immer weiter und weiter zurück. Sie ist notwendigerweise anfangslos. Es ist unmöglich, diesem Grundgesetze aller sachlichen Erkenntnis zuwider zu denken, ebensowenig, wie es eine Stelle gibt, wo der Raum zu Ende ist, oder einen Augenblick, in welchem die Zeit geboren wurde.

Der kosmologische Beweis stützt sich aber auf die Annahme, daß die Kette der Kausalität zu einem letzten Grunde führen müsse, „dieser letzte Grund muß ein Unendliches, Ewiges sein“, sagt Ruhaupt in der erwähnten Abhandlung. „Wenn wir daher in der Welt nach Ursachen und Gründen fragen, so setzen wir zugleich in dieser Frage die letzte Ursache, den Urgrund mit.“

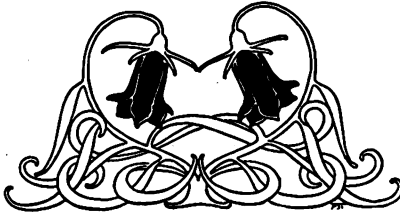
Eine solche Annahme, die noch dazu notwendig sein soll, würde das Gesetz unseres Verstandes vernichten; sie läßt sich nicht denken, ohne den Verstand selbst aufzuheben, dessen Aufgabe und alleinige Kraft das Erkennen der Kausalität ist. Es gibt keine erste Ursache, denn die erste Ursache müßte, wie ich gezeigt habe, eine Veränderung sein und würde für unsere Erkenntnis sofort eine vorherige Veränderung erfordern, welche sie bewirkt hätte, und so in unendlicher Folge weiter. Darum ist *causa prima* eine elende *contradictio in adjecto*. In der Welt der Erscheinungen gibt es keine unbedingte Ursache; über dieselbe hinaus führt der Satz vom zureichenden Gründe nicht. Da er sich überdies nur auf die Veränderungen der Gegenstände äußerer Erfahrung bezieht, ist es falsch, nach einer Ursache der Dinge selbst zu fragen. „Von allen Dingen, die in unsern Gesichtskreis fallen,“ sagt Ruhaupt in seinem Aufsatze, „ist keins durch sich selbst da, sondern jedes ist wieder durch ein anderes bedingt und begründet.“ Nur den Eintritt und Austritt der Zustände beherrscht das Gesetz, keineswegs aber erstreckt es sich auf den Träger derselben, die

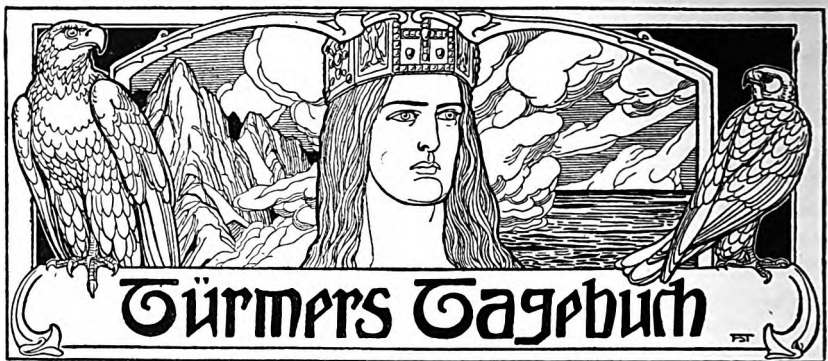
Substanz, und auf die Naturkräfte, welche sich in den Veränderungen äußern, aber von allem Wechsel ausgenommen und keiner Begründung fähig sind. Sie sind das Unbedingte, Ewige und Unendliche. Die Substanz aber kann nicht entstehen, noch vergehn. Die Gewißheit dieser Erkenntnis entspringt daraus, daß dem Verstande die Möglichkeit fehlt, ein Entstehen der Materie aus Nichts und ein Vergehen in Nichts zu begreifen. Die Form, unter welcher wir Veränderungen überhaupt denken können, betrifft immer nur die Zustände der Körper. Darum stellt Schopenhauer das Gesetz der Beharrlichkeit der Substanz, ebenso wie das der Trägheit, als Corollarium des Kausalitätsgesetzes auf, wodurch beide ihre Bestätigung als Erkenntnisse a priori, und somit als keiner Ausnahme fähig, erhalten.

Das ist die Bedeutung, in welcher man ehrlicherweise vom Kausalitätsgesetz sprechen soll. Es baut dem kosmologischen Beweise keine Brücke über den endlosen Strom alles Fließenden. Es führt zu keiner unbedingten Ursache. Diese würde ein Widerspruch in unserm Denken sein.

Daß die Theologie zu dergleichen Beweisen hat ihre Zuflucht nehmen müssen und es noch heute, hundert Jahre nach dem Tode Kants, nicht verschmäht, erregt ein sehr ungünstiges Urtheil gegen ihre Ansprüche. Das Schicksal großer Wahrheiten aber ist es, daß sie ein kleines Geschlecht finden.

W. Gutzke





Revolutionsromantik — Ein Staatsmann — Die Zivilisation ohne Maske — Gottesfurcht und fromme Sitte — Fürstendämmerungen — Preußen in Deutschland voran?

Rußland und kein Ende! So begreiflich die Spannung, so menschlich berechtigt die Teilnahme auch ist, mit der wir die Ereignisse dort verfolgen, so verkehrt wäre es doch, unsere Zustände an diesen zu messen. Und verhängnisvoll, wenn sie uns verleiten könnten, die ruhigen Bahnen unserer politischen und sozialen Entwicklung zu verlassen und uns in irgendwelche providentielle Experimente zu stürzen. Leider scheint starke Neigung dazu vorhanden. Die Vorgänge im Nachbarreiche beginnen allmählich suggestiv auf uns zu wirken, hüben wie drüben eine Nervosität aufzustacheln, die ebenso gefährlich werden kann, wie sie bei ruhigem Zusehen überflüssig ist. Auf der einen Seite ein großsprecherisches Krafthubertum, das im umgekehrten Verhältnis zu den eigenen Mitteln und wohl auch der eigenen Kampfbereitschaft steht. Auf der anderen ein tragisches Ernstnehmen dieses Wortheldentums, pathetische Zurüstungen zu Haupt- und Staatsaktionen, die — wenigstens nach dem vorläufigen Stande der Dinge — auch nur grotesk wirken.

Da spukt in den Köpfen „führender“ Genossen und nicht zuletzt Genossinnen die Idee eines politischen Massenstreiks nach russischem Muster. Für alle Zukunft ist die Gefahr ja nicht ausgeschlossen, und sie wäre es um so weniger, je größer die Nervosität auf der anderen Seite, je krampfhafter die Mittel würden, der Gefahr vorzubeugen. Für die Gegenwart aber ist es eine wüste Idee, und niemand weiß das besser als die ernst zu nehmenden Führer der Partei. Bezeichnend genug betitelt der sozialdemokratische Abgeordnete Eduard Bernstein einen Aufsatz darüber in den „Sozialistischen Monatsheften“ —: „Politischer Massenstreik und Revolutionsromantik!“

Wolle man aus den russischen Vorgängen Lehren ziehen, so könne man zunächst nur sagen, daß unter gleichen oder wenigstens annähernd

gleichen Verhältnissen, wie sie in Rußland zurzeit obwalten, auch anderwärts politische Streiks so leicht zu inszenieren sein und so starken Nachhall finden werden, wie dort. „Sichtlich der endgültigen Wirkung können wir dagegen auch hier noch nichts sagen, weil wir noch nicht übersehen können, wo die Grenzen der derzeitigen Streiks in Rußland liegen. Wir ersehen nur aus der Tatsache, daß verschiedene der russischen politischen Streiks nach verhältnismäßig kurzer Zeit aufgegeben werden mußten, daß es hier Grenzen gibt. Wie sollte es auch anders sein? Wir wissen, welche enorme Mittel ein verlängerter Streit erfordert, wenn die Streitenden nur einigermaßen vor dem Hunger geschützt werden sollen. Nun fehlt es der Masse der schlecht organisierten und schlecht bezahlten russischen Arbeiter durchaus an eigenen Hilfsquellen. Gegebenenfalls blieben ihnen bei einem ausgedehnten und sich länger hinziehenden Streit nur zwei Auskunftsmitel: freiwillige Unterstützungen in großem Umfange aus den Reihen der anderen Gesellschaftsklassen oder — Plünderung der Läden zc. Das letztere würde höchstens einmal versucht werden können und auch dann nur temporäre Abhilfe schaffen, das andere macht den Streit vom guten Willen anderer Gesellschaftsklassen abhängig, das heißt, er ist nur so lange aufrecht zu erhalten, als er auch ihren Zwecken dient.

„Indes ist an ähnliche oder annähernd ähnliche politische Verhältnisse, wie sie zurzeit in Rußland herrschen, bei uns in Deutschland ganz und gar nicht zu denken. Ein Krieg, der des Deutschen Reiches Kräfte in gleichem Maße in Anspruch nehmen würde, wie der russisch-japanische die Rußlands, und dabei dem Volke so gleichgültig wäre, wie dieser, gehört trotz der Vorliebe in oberen Regionen für das Plötzliche zu den größten Unwahrscheinlichkeiten. Sonst aber ist schon unser entwickeltes Parteiwesen und Parteileben ein sehr bedeutsames Hemmnis des Eintretens ähnlicher Zustände, wie wir sie heute in Rußland haben. Hätte Rußland von lange her ausgebildete Parteien und einen Parteikampf, wie er in Deutschland stehende Einrichtung ist, es wäre kaum zu jener Anarchie gekommen, die wir in Rußland vor uns sehen. Das ist eben die notwendige Wirkung des Absolutismus, daß hinter ihm stets das Chaos steht. Die künstliche Ordnung, die er schafft, bricht mit ihm zusammen. Organische Bildungen, die sich selbständig forterhalten sollen, bedürfen der Freiheit, die man insofern nicht mit Unrecht als einen konservativen Faktor bezeichnet hat. Je größere politische Freiheit ein Land hat, um so freier ist es von großen politischen Zusammenstößen. Nun ist Preußen-Deutschland freilich noch sehr weit davon entfernt, ein politisch freies Land zu sein. Es hat nur gerade so viel Freiheit, wie politische Parteien zu ihrer Ausbildung brauchen. Und wenn man auch mit Fug und Recht behaupten kann, daß, wenn Deutschland ein wahrhaft freies Land wäre, seine politischen Parteien in verschiedener Hinsicht anders aussehen würden als jetzt, so hat doch die Tatsache, daß im Reich das allgemeine Wahlrecht besteht, die Wirkung gehabt, die Partei-

bildung den übergreifenden sozialen Kämpfen der Zeit stärker anzupassen, als es z. B. das Dreiklassenwahlssystem im Polizeistaat Preußen vermocht hätte. Verschwommenheit ist ein Fehler, den man den deutschen Parteien am wenigsten nachsagen kann. Jedenfalls ist unser Parteiwesen mit dem Parteichaos, das zurzeit in Rußland herrscht, gar nicht zu vergleichen. Und ebenso trägt der Staat bei uns ein ganz anderes Gepräge als der russische Staat. Unser Beamtentum verdient in mancher Hinsicht nicht die Verhimmelung, die ihm zuweilen zu teil wird, aber aus ganz anderem Kaliber als das russische ist es darum doch. Es hat vor allem ganz andere Traditionen wie jenes, hat von manchen Eigenschaften, die bei jenem mangelhaft entwickelt sind, in gleichem Grade zu viel. Der Deutsche ist der geborene Beamte, und wie es auch sonst mit seinem Glauben steht, er glaubt an den Staat. Wir haben mit einem festgefügteten Staatswesen zu tun, das der Masse seiner Beamten noch sicher ist.

„Ein Staatswesen dieser Art, ausgebildete politische Parteien, die, wenn sie nicht immer im Klaren darüber sind, was sie wollen, doch ziemlich genau wissen, was sie nicht wollen, ein verhältnismäßig stark, in einzelnen Industrien sogar sehr stark organisiertes Unternehmertum: daß sich angesichts dieser Faktoren das Problem des politischen Massenstreiks bei uns ganz anders stellen muß, als im innerlich tief zerrütteten und erschütterten Rußland — es gehört die Naivität von Kindern oder die Leichtfertigkeit von Spielern dazu, das nicht zu sehen.

„Allerdings haben wir eine viel, viel stärkere, unvergleichlich besser organisierte und geistig höher stehende Arbeiterschaft als Rußland, eine Arbeiterschaft, von der es kaum übertrieben ist, zu sagen, daß sie in einer revolutionären Situation wahrscheinlich unwiderstehlich sein würde. (?) Aber die revolutionäre Situation ist nicht da, und sie läßt sich auch nicht auf Kommando herbeiführen. Auch nicht durch den Massenstreik. Wohl kann ein Massenstreik eine revolutionäre Situation im Gefolge haben, aber das läßt sich nicht vorherbestimmen, es müßte denn schon die ganze Atmosphäre so merkbar mit revolutionärem Zündstoff geladen sein, wie dies zu Anfang dieses Jahres in Petersburg der Fall war. Davon ist aber bei uns nicht die Rede. Und doch predigst du den politischen Streik? So wird man mir hier einwerfen. Gewiß tue ich das, aber für ganz bestimmte Fälle und unter ganz bestimmten Voraussetzungen. Als starke Willenskundgebung der Arbeiterschaft, wenn man ihr wichtige Rechte rauben will, oder wenn sie ein ihr vorenthaltendes Recht nicht länger ertragen will. Aber nicht als Revolutionspielerei. Als notwendiges Zufluchtsmittel der Arbeiterklasse, wo die ihr heute zur Verfügung stehenden Kampfmittel versagen, aber nicht aus Revolutionsromantik. Das ist der große Unterschied, der mich, wie v. Elm und andere, von einem Teil derer trennt, die jetzt in der Agitation für den politischen Streik das große Wort führen. An den politischen Streik, dessen Befürwortung mit revolutionären Kriegserklärungen wider die ganze bürgerliche Gesellschaft, mit Herabsetzung

des parlamentarischen Kampfes und der Gewerkschaftsaktion eingeleitet wird, glaube ich nicht, halte ihn vielmehr für verderblich und verwerflich. Ist seine Propaganda ehrlich gemeint, so läuft sie darauf hinaus, die Arbeiter in ein Unternehmen hineinzujagen, das beim derzeitigen Stand der Dinge die Wahrscheinlichkeit einer großen, in ihren Rückwirkungen demoralisierend und desorganisierend wirkenden Niederlage darbietet. Denn sie würde die ganze bürgerliche Gesellschaft zum Widerstand provozieren, und die ist mit dem hinter ihr stehenden Apparat des Staates und dem großen Troß der Gleichgültigen und Gedankenlosen noch die stärkere Macht. Meinen es aber diejenigen, die den Massenstreik, wie geschildert, predigen, nicht mit seiner baldigen Verwirklichung ernst, dann treiben sie, bewußt oder unbewußt, Falschspiel im schlimmsten Sinne des Wortes. Dann kompromittieren sie mit ihrer Revolutionsverbrämung diejenige Form des politischen Streits, die heute bei uns möglich ist und notwendig werden kann, zugunsten einer Schimäre. Dann sind sie viel schlimmere Feinde des politischen Streits als diejenigen, die vor Jena ehrlich als seine Gegner auftraten.

„Der politische Streit ist, wenn er nicht Revolution heißt, nur als ein starker Appell an die Gewissen zu praktizieren, als eine Aufrüttelung der schlafenden Rechtsempfindungen. Denn der Gedanke, durch ihn die Gesellschaft auszuhungern, ist in seiner Unhaltbarkeit nachgerade allgemein erkannt. Er ist eine ökonomische Waffe zu ethischen Zwecken. Ich weiß, daß, indem ich dieses ausspreche, ich den Widerspruch — und noch anderes — einer ganzen Kohorte riskiere, die sich für Klassenkampfwaschecht hält oder ausgibt. Denn so weit haben wir es nachgerade gebracht, daß die Lehre vom Klassenkampf aus einem Mittel der Aufklärung zu einem solchen der Verdunkelung zu werden beginnt. Wie kann der Klassenkämpfer ethische Empfindungen anrufen? Ja, wie kann er es? Zwar hat es Marx getan, hat es Lassalle getan, tun wir es im Wahlkampf, im Parlament, bei allen möglichen Gelegenheiten, nur sagen soll man es nicht. Dann wird's ein Verstoß gegen die neue gereinigte Lehre.“

* * *

Wenn auf beiden Seiten die besonnenen Geister die Oberhand gewinnen, so wäre das ein Zustand, wie er nur immer die gesunde Entwicklung eines Staatswesens verbürgen könnte. Gegensätze wird es immer geben, muß es auch geben. Ohne sie keine Entwicklung, da doch der Streit der Vater aller Dinge ist. Aber die Gegensätze dürfen nicht zu gegenseitigem Verderben zusammenstoßen. Aus der Reibung nur, nicht aus der Vernichtung, entspringt der lebensweckende Funke. Der eine kann ohne den andern nichts. Bei uns hat es aber den Anschein, als ob jeder der feindlichen Brüder allein das Feld erobern und behaupten, den andern gar unter seine Füße treten wolle. Wie die Sozialdemokratie von einer souveränen Herr-

schaft des handarbeitenden Proletariats träumt, so schwebt gewissen, immer mehr Oberwasser gewinnenden Scharfmachern eine durch Gewaltmaßregeln und Ausnahmegefesse erzwungene möglichst entrechtende Botmäßigkeit der besitzlosen Klassen als idealer Zustand vor. Jede der beiden Parteien sieht in der andern nur die schuldige Ursache aller Übel, den Grund ihres Mißvergnügens, und an die Stelle objektiver Erkenntnis der historischen Entwicklung und der großen sozialen Zusammenhänge tritt die soziale Anklage, die soziale Verhezung.

Saben wir denn gar keine Männer, Männer an leitender Stelle, die diesen Zustand nicht nur erkennen und beklagen, sondern auch ihre ganze ernste Kraft für deren Gesundung einsetzen? Nun, einer mindestens hebt sich aus unserer verworrenen, verbüfterten Gegenwart hervor. Es ist nicht das erstmal, daß ich ihm hier das Wort geben darf, das Wort eines wahren Staatsmannes und wahren Menschen. Graf Posadowsky, der Staatssekretär im Reichsamt des Innern, hat am 12. Dezember v. J. im Deutschen Reichstage jene historischen und sozialen Zusammenhänge dargelegt. Das und — noch viel mehr!

„Ich möchte sagen, diese moderne Arbeiterbewegung, die große Massen konzentriert an einzelnen industriellen Punkten, die die große Masse der Arbeiter von ihrer heimischen Scholle losreißt und sie in vollkommen neue Verhältnisse stellt, ist der Schatten unserer industriellen Entwicklung. Es ist naturgemäß, daß, wenn der Arbeiter sieht, wie die Wohlhabenheit der besitzenden Klassen steigt, daß mit der wachsenden Schulbildung und mit der wachsenden allgemeinen Kultur des Arbeiters auch seine Ansprüche an die äußere Lebenshaltung steigen. Diese an sich verständliche und auch gerechtfertigte Erscheinung hat aber ihre Grenzen in zwei Punkten. Selbstverständlich kann durch die Höhe des Lohnes nicht die Produktion in der Weise verteuert werden, daß sie den Wettbewerb auf dem Weltmarkte nicht mehr aushalten kann. Wenn der Unternehmer nicht mehr die Aussicht hat, sein Kapital gewinnbringend anzulegen, so verzichtet er darauf, industriell oder gewerblich tätig zu sein, und es geht dann wie in Frankreich, wo die gewerbliche Gesamtentwicklung stagniert, ja an vielen Punkten stark zurückgegangen ist. Es geht bei uns in dieser Beziehung wie in anderen Dingen: man sieht nur immer die glücklichen Unternehmer, nicht aber diejenigen, die still untergehen. (Sehr richtig!) Wird der Lohn überschraubt, wird die Ware zu teuer, leiden unter den fortwährenden Streiks die Betriebe, so leidet in erster Linie die Arbeiterschaft, weil die Betriebe sich verringern, die Arbeitsgelegenheit und der Lohn sich mindert. Diesen Auswüchsen der Arbeiterbewegung kann man nicht durch Geseze begegnen, sondern nur dadurch, daß der Arbeiter gebildeter wird, daß er lernt, den Arbeitsmarkt besser zu übersehen, daß er aber auch auf durchaus gerechte Behandlung überall rechnen darf, damit er sein Mißtrauen verliert, sein Vertrauen behält. Wenn aber hier ein so trübes Bild von der Lage der deutschen Arbeiter entworfen worden ist, so erinnere

ich daran, daß die englischen Messingwerke von Birmingham eine Deputation nach Deutschland gesandt hatten, um sich zu überzeugen, ob in Deutschland der Arbeiter wirklich so elend leben müsse, daß daraus eine Gefahr für die englische Industrie entstehe, weil der deutsche Arbeiter zu billig sei. Ich empfehle den Bericht, den diese Deputation erstattet, allen denen zum Studium, welche einen solchen von Fachmännern und Arbeitskollegen gezogenen Vergleich zwischen deutschen und englischen Arbeitern überhaupt für wertvoll halten. Er weist nicht nur auf die hohe Intelligenz unserer Arbeiter hin, sondern sagt direkt: Der deutsche Arbeiter ist besser genährt als der englische und erfreut sich eines höheren sozialen Lebensstandes. Es scheint also, daß billige Nahrung nicht der einzige oder gar wichtigste Gesichtspunkt in der Brotfrage ist, sondern daß die Intelligenz und die selbstbeschränkende Benutzung der Intelligenz vielleicht von größerer Bedeutung ist. Die Intelligenz des deutschen Arbeiters ist dank der deutschen Schule in ganz außerordentlichem Maße gestiegen und man darf erwarten, daß er von dieser hohen Intelligenz auch in den künftigen Arbeitskämpfen einen durch Selbstkontrolle beschränkten Gebrauch macht. Die Sozialdemokratie schöpft ihre wesentlichsten Waffen aus der Kritik der bürgerlichen Klassen; sie sagt, die bürgerliche Masse ist nicht imstande, die Rechte und Interessen der Arbeiterklasse zu befriedigen; der Staat muß deshalb ganz neu aufgebaut werden. Für die bürgerlichen Klassen ist es ein gefährlicher Irrtum, daß sie meist keinen Unterschied zwischen Arbeiterforderungen und sozialdemokratischem Verlangen macht. (Sehr gut! links.) Es gibt leider noch Leute, die in jeder Forderung der Arbeiter eine sozialdemokratische Forderung sehen. Diese Verwechslung ist der wesentlichste Fehler der bürgerlichen Klassen (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten und links.) Ich kenne kein Land, wo es im allgemeinen sozial, politisch und wirtschaftlich so geordnete Zustände gibt, wie in Deutschland, und ich kenne kein Land, wo die Arbeiterklasse so sehr nach unserem alten Wahlspruche „suum cuique“ behandelt würde. (Sehr richtig! rechts.) Gegenüber einer solchen Tatsache fragt man: Wie ist es psychologisch erklärlich, daß in einem Lande, das auch wirtschaftlich für die unteren Klassen so günstig ist, eine Partei auftreten kann mit drei Millionen Wahlstimmen, die unsere ganze Geschichte verleugnet und erklärt, unser Staatsgebäude ist so durch und durch morsch, daß es von Grund aus neu aufgebaut werden muß? Ich habe mit Ausländern über diese Frage gesprochen, und auch denen war das ein Rätsel, wenn wir sehen, wie man in Deutschland überall wohlgekleidete Leute sieht, wenn wir sehen, wieviel auf sozialem und auch politischem Gebiete für die unteren Klassen geschehen ist. Zwei Gründe, glaube ich, haben zu diesem Zustande geführt. Ich glaube, daß wir in der Art der Verwaltung, auch in den Lokalinstanzen, noch manchen kleinen Gesichtspunkt aus dem alten Polizeistaat in die Gegenwart hinübergenommen haben, was für unsere

Zeit nicht mehr paßt. Ich glaube auch ferner, daß mit unserem wachsenden Wohlstande nicht die Opferfreudigkeit, die Großherzigkeit in wirtschaftlichen Dingen bei den besitzenden Klassen gestiegen ist. Die sozialdemokratische Bewegung wurzelt unzweifelhaft durchaus in einer materialistischen Weltanschauung, aber ich kann auf Grund der Beobachtung im täglichen Leben nicht leugnen, daß mit unserem wachsenden Reichtum in unseren besitzenden Klassen auch das Maß materialistischer Weltanschauung und materialistischer Genußsucht gewachsen ist, und zwar in einer Weise, die mich manchmal mit Trauern und Bedauern erfüllt. (Beifall.) Darin sehe ich den eigentlichen Grund, daß die bürgerliche Gesellschaft nicht die Kraft hat, die Sozialdemokratie zu überwinden. In beiden steckt der materialistische Zug und so sind beide kongenial. Die bürgerliche Gesellschaft wird mit Gesetzen und großen Worten die Sozialdemokratie nicht überwinden (Sehr richtig! links), sondern nur, wenn sie in sich geht, wenn in die bürgerlichen Klassen ein größeres Maß sittlichen Ernstes kommt. (Beifall auf der äußersten Linken.) Wir haben Zeitabschnitte gehabt, wo ein großer sittlicher und geistiger Läuterungsprozeß über das deutsche Volk gekommen ist; einem solchen Prozesse verdanken wir die deutsche Einheit. Es tut uns dringend not, daß unser Volk wieder eine geistige und sittliche Wiedergeburt erfährt. (Beifall.) Dann wird auch die deutsche Regierung trotz des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes wieder überall das Gewicht, die Autorität erhalten, die sie in jedem zivilisierten Staate besitzen muß."

War es anders zu erwarten, als daß diese Worte in den Kreisen, die sonst jede Rundgebung einer hohen Regierung als Offenbarung begrüßen, alles andere als dankbare Zustimmung gefunden haben? Graf Posadowsky sah sich bewogen, einige Tage später, am 15. Dezember, noch einmal das Wort zu nehmen:

"Ich habe gesagt, daß mit der Wohlhabenheit die Opferfreudigkeit der besitzenden Klassen nicht im gleichen Maße Schritt gehalten hat... Ich sprach auch davon, daß es politisch klug sei, etwa gewisse Konzessionen auf wirtschaftlichem Gebiete zu machen, nicht unter dem Druck der Verhältnisse, sondern vorzeitig und rechtzeitig. Dann finden sie wirklich Anerkennung und Dankbarkeit. Aber die Opferfreudigkeit eines Volkes und der bürgerlichen Klassen liegt nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete. Ich erinnere nur an einen Staat, in dem bei den Wahlen 1902 von 12 Millionen Wählern 3 Millionen Wähler der Wahlurne ferngeblieben sind, und diese 3 Millionen, so nehme ich an, waren nicht Sozialdemokraten (Sehr richtig!), denn die Sozialdemokraten haben so ziemlich ihren letzten Mann an die Urne gebracht. Sie haben eine ausgezeichnete Wahlbeteiligung gezeigt. Wenn die bürgerlichen Parteien

in Wahlkreisen, wo sie einzeln auch nicht die geringste Aussicht hatten, einen eigenen Kandidaten durchzubringen, sich miteinander auf einen gemeinsamen Kandidaten geeinigt hätten, wäre es der Sozialdemokratie nicht gelungen, gegen 80 Abgeordnete jetzt in den Reichstag zu bringen, ja sie hätten nicht einmal dieselbe Anzahl erreicht, die sie in der vorigen Session gehabt haben. Die Allerhöchste Botschaft des hochseligen Kaisers Wilhelm I. erklärt: Wir müssen positive Maßregeln ergreifen zum Wohle des Arbeiters, der ärmeren Volksklassen, um neue dauernde Bürgschaften für den inneren Frieden zu haben. Wir haben in Deutschland große positive Leistungen für die Arbeiterklasse aufzuweisen, aber die Bürgschaften des inneren Friedens, die wir und die Allerhöchste Botschaft erwarteten, sind bisher nicht eingetroffen. (Suruf: Leider!) Nun gibt es zwei Richtungen gegenüber dieser Erscheinung. Es gibt eine Richtung, die immer mehr sozialpolitische Gesetze fordert. Jedes Jahr hört man das hier, und alle 8 Tage werden wir in den Zeitungen beschuldigt, daß auf sozialpolitischem Gebiete noch lange nicht genug geschehe, daß die sozialpolitische Gesetzgebung des Reiches stocke. Wir treiben Sozialpolitik. Die Thronrede hat anerkannt, daß die Fortentwicklung der sozialen Reformen eine der vornehmsten Aufgaben ist, und wir treiben Sozialpolitik nicht um politischer Ziele willen. Nein, wir treiben Sozialpolitik, die verbündeten Regierungen treiben Sozialpolitik, der Reichstag, so nehme ich an, tut es mit ihnen, weil es eine sittliche Pflicht eines geordneten Staates ist, für die armen und schwachen Volkskreise zu sorgen. (Lebhaftes Sehr richtig!) Aber das muß ich sagen: wenn man fortgesetzt in den Zeitungen Appelle an die Gewalt liest, auch in Deutschland sind wir bereits der Revolution nahe, wenn man die Provinzialzeitungen der sozialdemokratischen Partei liest, die noch viel schärfer sind als das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei, so ist es unzweifelhaft, daß sowohl der Regierung wie den bürgerlichen Parteien es immer schwerer wird, wirkliche Sozialpolitik zu treiben. (Sehr wahr!) Und ich kann Ihnen sagen: bis weit in die Kreise der Linken hinein hat sich die sozialpolitische Wärme infolge dieser Erscheinungen wesentlich abgekühlt. Das ist eine Folge dieser Haltung, die die sozialdemokratische Partei namentlich seit dem Jenaer Parteitage einnimmt. Wer trägt den Schaden? Nicht die Vertreter, der Reichstag, sondern den Schaden, wenn wirklich dem Fortschritt der Sozialpolitik Hindernisse bereitet werden, wenn die Zahl der Gegner der Sozialpolitik wächst, wenn auch die Zahl der Personen, die aus innerster Überzeugung den Fortschritt der Sozialpolitik wollen — den Schaden trägt dann der Arbeiter draußen. (Lebhaftes Sehr richtig!) (Suruf rechts: Ist der Sozialdemokratie gleichgültig!) Nun gibt es eine andere Partei, die von der Sozialpolitik offen oder im Herzen eigentlich nichts hält, der eigentlich die Sozialpolitik etwas ist, was sie nicht billigt und was ihr unsympathisch ist. Die ruft fortgesetzt nach Repressionen. Und das war eigentlich der Sinn meiner Rede vom 12. Dezember: Ich

bin der Ansicht, mit Gesetzen heilt man den krankhaften Zustand in dem nationalen Körper überhaupt nicht. Man hat sich meines Erachtens viel zu wenig mit der Frage beschäftigt — es ist eine schwere psychologische Frage —: Auf welchen Grundlagen beruht dieser krankhafte Zustand unseres Volkes? auf welchen Grundlagen beruht es, daß in dem geordneten deutschen Staatswesen sich eine Partei von 3 Millionen Stimmen bilden kann, die das ganze Staatswesen mit seiner ganzen Geschichte verleugnet? Ich wollte einige Gründe nur andeuten. Wenn mir jemand einige bessere Gründe dafür angeben kann und auf bessere Weise nachweisen kann, worin eigentlich die innere Ursache der Krankheit beruht, der Mann wird sich in der Tat ein Verdienst um das Vaterland erwerben. Man muß die Ursachen eines solchen krankhaften Zustandes genau erkannt haben, um überhaupt die rechten Mittel zu seiner Heilung anzubahnen. Der Zustand kann sich erst ändern, wenn wir wirklich die Ursachen der Krankheit kennen, und da müssen vielleicht viele Wege gegangen werden, um dem Übel zu steuern. Man bewertet die Vertreter der Sozialdemokratie zu hoch, wenn man hier im Reichstage und auch in der Presse sagt, daß die ganze sozialdemokratische Bewegung eigentlich nur die Folge der Agitation der Führer ist. Nein, meine Herren, diese Kraft haben die Führer nicht (Sehr richtig! links), das bestreite ich! Es müssen also innere Ursachen vorhanden sein, die das deutsche Volk zu diesem Zustand geführt haben. (Sehr richtig! links.) Diesen inneren Ursachen nachzugehen, ist die Pflicht des Patrioten, und zu diesem Nachdenken anzuregen, das war der Zweck meiner Rede vom 12. Dezember. Ich habe in der Presse gelesen, woher ich den Mut hätte, solche Ausführungen zu machen. Wenn man Politik treibt, ist es einfacher, nager entre deux eaux, zwischen zwei Wassern zu schwimmen; und es ist für einen Mann immer eine ernsthafte Sache, einmal der Raze die Schelle umzuhängen. Ich werde mich aber davon nicht abhalten lassen, solange ich an dieser Stelle stehe, das zu sagen, was ich für richtig halte und von dem ich glaube, daß es dem deutschen Volk gesagt werden muß. Wer den Schläfer in der Stunde der Gefahr weckt, wer ihn kräftig an den Schultern rüttelt, der erwirbt sich unter Umständen ein Verdienst.“ (Bravo!)

Einen gewissen pikanten Reiz gewinnen diese Äußerungen, wenn man sie neben die des preussischen Finanzministers Freiherrn von Rheinbaben stellt. Der hatte wenige Tage vorher dem Reichstage ein ganz anderes Lied gesungen, ein Hohes Lied auf den Altruismus des Bürgertums. Und wer hätte an dieser hochehrföhrlichen, wenn auch leider keineswegs allgemein anerkannten Erscheinung fürder zweifeln dürfen nach dem reichlichen und mit Recht so beliebten „statistischen Material“, das der Herr Minister förmlich aus dem Armel zu schütteln wußte? Kein Wunder, daß solche Weise allen „Staatsershaltenden“ gar lieblich in die Ohren klang und heißer Beifallsdank den freundlichen Redner lohnte.

Und nun kommt der Kollege von der andern Fakultät, Graf Posadowsky, und führt so ziemlich das gerade Gegenteil aus! Wer diesen verblüffenden Zwiefpalt begreifen will, wird nicht umhin können, auf die Persönlichkeiten der beiden Männer einzugehen. Dann aber hat er den Schlüssel in der Hand. Herr v. Rheinbaben ist eben der preussische Beamte, wie er im Buche steht. Der Beamte, der fertige Anschauungen mit dem Posten übernimmt, auf den er von seinem Könige kommandiert wird. Denn diese Anschauungen sind nicht selbst gebildete, in schweren Kämpfen und Zweifeln errungene, sondern vom Amt, von einer vermeintlichen Staatsräson gegebene. Für diesen Standpunkt gilt es nicht, ein System erst zu finden, auf dem Wege persönlichen Forschens und Prüfens sich selbst aufzubauen, sondern die Dinge dem fertigen, unabänderlichen System, so gut oder so schlecht es eben geht, anzupassen. Im Grafen Posadowsky ist dagegen die Persönlichkeit das Maß und Richtung gebende Prinzip. Damit ist aber auch die Entwicklungsfähigkeit, ja das Entwicklungsbedürfnis einer solchen Persönlichkeit nach der jeweiligen Erfahrung und Erkenntnis gegeben. Und auch Graf Posadowsky ist diesen Weg gegangen. In der „Gegenwart“ ist ihm unser Mitarbeiter Dr. Richard Bahr mit feinem psychologischen Verständnis nachgegangen.

„Die politische Kritik liegt bei uns in Deutschland leider noch sehr im Argen. Ehedem führte man die Paragraphen der Parteiprogramme spazieren; jetzt hat man ihnen noch die nicht minder papierenen Glaubensbekenntnisse der verschiedenen Wirtschaftsvereinigungen zugefellt. Darnach scheiden sich nun die angeblichen Geister. Wer nicht für mich ist, heißt's einfach, ist wider mich. Wer nicht einen Weizenzoll von 6 Mk. 50 für erforderlich hält, ist ein schlechter Kerl, und wer nicht in jedem verfrachten Kommiss, der hinter rötlich blinkenden Laternen als Bierwirt waltet, ein respektables Mitglied des staatserkhaltenden Mittelstandes verehrt, hat keine Ideale. Ist der Frevler aber gar ein hoher Beamter, so heißt Graf Reventlow voll edlen Selbstgefühls, daß man ihn schleunigst removiere. Die Handlanger, die in Presse und Parlament mit überlieferten Klischees hantieren, haben eben weder Zeit noch Lust, sich in das Wesen der Persönlichkeit zu vertiefen. Daß auch in der Politik das Interessanteste der Mensch ist in seinem Werden und Wachsen, Hassen und Lieben, Irren und Streben, ging, obschon sie gewiß nicht von marxistischen Geschichtsauffassungen angekränkt sind, den meisten überhaupt nicht auf. . .

„Wer hinter diesen in der Regel kleinlichen, mitunter langweiligen und stets verbitternden Tageskämpfen den Menschen zu suchen versteht, dem ward allerdings der Graf Posadowsky fortan die anziehendste Erscheinung auf der Ministerbank. Es war ungemein reizvoll zu beobachten, wie dieser Mann sozusagen unter unseren Händen von Rede zu Rede wuchs; wie der bald Sechzigjährige unermüdlich lesend und lernend immer neue Wissensgebiete aufnahm und sich unterwarf; wie vor der neuen Erkenntnis alte Irrtümer und anerzogene Vorurteile eines nach dem andern hinsanken.

Es war dem Grafen Posadowsky eben ergangen wie jedem von uns, der sozialpolitische Probleme ernsthaft anzupacken begann: sie ließen ihn nicht mehr los. . . . In dieser Entwicklung bedeutete die Anklage des Staatssekretärs wider den Materialismus, der den höheren Schichten nicht weniger zu eigen sei als den handarbeitenden, so zu sagen einen Markstein. Wir alle erleben an uns jetzt solche Marksteine. Ein Haufe strupelloser Tollhäusler, die in ihrem absoluten Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl und Pflichtbewußtsein höchstens an dem ehemaligen Zarenregiment ihresgleichen finden, hat die Herrschaft über die Sozialdemokratie an sich gerissen und treibt durch rüde, gottvergeffene Stimulantien große Massen unserer Arbeiterbevölkerung in einen Saumel hinein, der die Schrecknisse des Bürgerkriegs nur noch im Glorienschein eines Erlösungswertes sieht. Natürlich — wozu wären wir sonst Menschen? — ist das nicht ohne Reaktion geblieben. Die zahlreichen, an Einfluß und materiellen Mitteln überaus gewichtigen Kreise, denen soziale Reform immer als eine Torheit erschienen ist, schleifen mit höhnischem Lächeln ihre kalten Waffen; aber auch die andern, die früher wohl auch ein Stück Weges mit uns gegangen wären, sind mißmutig und störrisch geworden: sollen wir den moralisch Verwahrlosten, die jetzt sogar für die meuchelnden lettischen Schandbuben gegenüber den eigenen Volksgenossen Partei nehmen, noch die Lebensbahn glätten helfen? Wenn schon gekämpft werden muß, dann lieber heute als morgen! Es ist eine Stimmung zum Verzweifeln. Wer die Nation in Höhen und Tiefen als Ganzes erfassen lernte; wer begriffen hat, daß, sollen sie nicht erstarren und verkümmern, die oberen Schichten des fortdauernden Zustroms frischer Kräfte aus den noch unverbrauchten unteren bedürfen; wer auch im Ackerknecht und in dem niedrigsten Gelegenheitsarbeiter noch den deutschen Bruder achtet, der hat in diesen letzten Monaten, da von zwei Seiten uns unser Lebenswerk zernagt wird, trübselige Stunden verbracht. Und allen diesen nahm Graf Posadowsky das Wort von den Lippen, als er im Reichstage nach einer Erneuerung unseres Volksgeistes rief, die selbstverständlich von den führenden Kreisen auszugehen hätte. In einem Berliner Blatt ist Graf Posadowsky deshalb als ‚Romantiker‘ verspottet worden. Wieso Romantiker? Sind nicht in England die Wunden, die der Chartismus schlug, durch eine solche Erneuerung geheilt worden? Haben so nicht Carlyle und die mit ihm in diesen Stücken an einem Strang zogen, die Ludlow, Kingsley, John Stuart Mill (wenigstens für lange Jahrzehnte) dem Inselreich den Weg zum sozialen Frieden gewiesen? Warum sollte uns nicht glücken, was jenen gelang? Und ist das Ziel es nicht wert, daß wir die Schucht zurückdrängen und noch nach einem anderen Band zwischen Mensch und Mensch suchen als (carlylisch gesprochen) der Baarzahlung? Das Echo, das dem Sehnuchtschrei des Grafen Posadowsky antwortete, klang freilich nicht gerade ermutigend. Die mildesten Kritiker waren noch, die Quers geflügeltes Wort an Bernstein variierten: ‚Ede, so was denkt man, aber man sagt es nicht.‘ Die Wahrheit auszusprechen, las man in einem agrarischen Blatt, und Licht

und Schatten gleich zu verteilen, sei nicht staatsmännisch. Noch immer ist Herr v. Rheinbaben der Typus der Gutgesinnten in Preußen-Deutschland. Aber daß unsere Regierung überhaupt eine Persönlichkeit wie den Grafen Pofadowsky verträgt, blinkt doch schon wie ein fernes Leuchten durch unsere Nacht . . .“

* * *

Je geräuschvoller von gewisser Seite unsere herrliche Gegenwart gepriesen wird, je selbstzufriedener sich ein unausstotbares deutsches Philister- und Pharisäertum im eigenen Glanze sonnt, um so häufiger und schärfer mischen sich schrille Stimmen der Kritik in den bierseligen Chor der Jubelfrisen. Und zwar Stimmen, die nicht etwa aus dem Lager der bösen roten Rotte kommen, sondern aus gut bürgerlichen Kreisen. Ja, es hat fast den Anschein, als ob diese Stimmen die der perennierenden Festgenossen und Bankettfänger bald übertönen werden. Ach, es ist eine ruchlose Zeit, in der wir leben; Leute gibt's heute, denen nichts mehr heilig ist, nicht einmal unsere so vielgepriesene Zivilisation. Unternimmt doch Ludwig Brehm in der Wochenschrift „Der Deutsche“, deren Werte einfach als „Scheinwerte“ zu demaskieren. Und ob er so ganz unrecht hat? Man lese und urteile selbst.

„Wir tun uns besonders viel auf unsere moderne Wissenschaft zuge. Fraglos hat sie unzählige Einzelheiten ergründet. Ihre experimentellen Methoden sind der phantastischen Forschungsweise der Vergangenheit weit überlegen. Aber ein scholastischer Sumpf baumelt ihr immer noch im Nacken, und mehr als früher wird der Gelehrte gerade durch die Last seiner Kenntnisse erdrückt und gehindert, einen freien Überblick zu gewinnen. Reich an Kenntnis, arm an Erkenntnis — muß das Urteil den meisten unserer Koryphäen gegenüber lauten. Zu der überlegenen und bescheidenen Auffassung, daß die Wissenschaft nur eine mehr oder minder genaue Beschreibung der Erscheinungen liefern kann, jedoch niemals zu einer Erfassung des Lebens selbst vorzubringen vermag, schwingen sich heute nur sehr wenige Gelehrte auf. Ehedem war diese Erkenntnis Gemeingut. Unserer Zeit war es vorbehalten, einen Haecel zu hohen Ehren gelangen zu lassen, der in seinem düntelhaften Fachverstand, in seiner wahrhaft erschreckenden Unbildung die Welträsel gelöst zu haben meint, in deren Entwirrung die Jahrtausende um keinen Schritt vorwärts gelangt sind, noch gelangen können. Die Geistesgenossen eines Giordano Bruno hätten ihn mit einem unsterblichen Gelächter von seinem Ratheder weggefegt; bei uns bereitet ihm der Bildungspöbel — er reicht sehr weit in die akademischen Kreise hinein — stürmische Ovationen. Ober, ebenso Schlimm, er findet Gegner, die seine Auffassung ernst nehmen und sie ernsthaft zu widerlegen suchen. Auch diese tierische Ernsthaftigkeit ist ein Zeichen von der inneren Imbezillität unzähliger Wissenschaftler. Aber nehmen sie denn nicht jede physikalische Theorie ernst? Hochmütig wird die frühere, werden alle vorhergehenden als Mythologie abgetan; aber jede neue wird ihnen wieder zum Dogma. Sie begreifen nicht, daß man sich mit der Annahme

von Atom und Ather nur Methoden schafft, um an die sogenannten Naturgesetze im Bildersinn heranzukommen, sondern werfen sich vor den selbstgeschaffenen Begriffen nieder, wie der Neger vor seinem Fetisch, den er selbst geschnitzt hat. In ödem Spezialistentum erstarrt jeder lebendige Drang nach Universalität, Anknüpfung an das gesamte Geistesleben, das die vergangene, kulturbewusste Wissenschaft auszeichnet, Männer wie Leibniz, Goethe, Kant, Alexander v. Humboldt hervorgebracht hat. Gewiß sind die praktischen Einzelerfolge der Heutigen unendlich zahlreich. Aber die Einsichtigen unter ihnen geben zu, daß z. B. die innere Medizin seit Hippokrates kaum ein halbes Duzend durchgreifender Heilprinzipien hinzugewonnen hat . . .

„Wenn man die Entkräftung und Verflachung des Zeitgeistes in ihrer ganzen Traurigkeit erfassen will, muß man den Stand der Philosophie ins Auge fassen. Ihr Siechtum ist vornehmlich daran schuld, daß tollgewordene Wissenschaftler den Zügel nicht mehr spüren, der sie an die Grenzen ihrer Zuständigkeit mit scharfem Ruck erinnert. Aber die Philosophie hat schließlich noch höhere Aufgaben, als die Wissenschaft unter Kontrolle zu stellen. Solange sie auf der Höhe ihres Berufes stand, suchte sie in mächtigen, idealistischen Gedankensystemen die Menschheit zu einer sinnvollen Betrachtung des Lebens hinzuführen. Als Gesetzgeberin des Geistes reichte sie die verworrenen und scheinbar widerspruchsvollen Erscheinungen in übersichtlicher, einheitlicher Linie auf. Sie entkleidete die Vorschriften des Staates, der Moral ihrer Willkür und wies sie als tief begründet im Wesen der Menschen auf. Sie zeigte, wie der einzelne trotz aller kausalen Abhängigkeit in stolzer Freiheit dastehen kann, indem er die Notwendigkeit als sinnvolles Gesetz und sich selbst als seinen Träger, seine Verkörperung begreift und fühlt. Was bietet dagegen die Philosophie unserer Zivilisation? Wissenschaftlicher ist sie allerdings geworden, zur trockenen Psychologie ist sie zusammengeschrumpft. So wurde sie ein unergattes Anhängsel der Wissenschaft, ein Zummelplatz für Dilettanten. Man betrachte nur einen ihrer anerkannten Führer, Theodor Lips. Er erläutert den Ichbegriff und baut zu diesem Zweck eine Klimax auf von Kleider-Ich, Körper-Ich bis zum eigentlichen Ich! . . . Verworrenheiten solcher Art erscheinen dem Staat nun nicht bedenklich; er läßt jeden nach seiner Fassung sich geistig verkrüppeln, d. h. sich zivilisieren. Anders verhält er sich, wenn eine freie, gerade, kühne Meinung sich auf das Ratheder verirrt. Disziplinarstrafen und Suspension fallen auf ein frevelndes Haupt. Die Durchgänge, die der Staat etwa noch freiläßt, verrammelt die Kirche . . .

„Aber an einem Turm der Zivilisation läßt sich doch nicht rütteln, an der Technik? Die Frage ist ganz falsch gestellt. Rein Vernünftiger wird das lebhafteste Arbeiten neuerer Zeit herabsetzen und verkleinern wollen. Die Klage geht nur dahin, daß wir aus Mangel an Kultur, aus instinktloser Verkennung der eigentlichen Bestimmung des Menschen nicht die Fähigkeit haben, dank der Hilfsmittel unserer Technik

unser Leben von tierischer Gebundenheit an die nächste Notdurft zu befreien, um Zeit und Raum zu haben, uns auf uns selbst zu besinnen. Wir sind Sklaven unserer Zivilisation, nicht ihre Herren. Unsere Technik macht die Städte zu Brutstätten der Nervenzerrüttung. Die Schnelligkeit unserer Verkehrsmittel erhöht die unnatürliche Hast des Lebens, statt die Zeit zu dehnen. Unsere Telephone sind überlastet mit unnötigen, geschwägigen, neugierigen Gesprächen. Auf allen Landstraßen bedrohen die Gefährte der Kilometerfresser Leben, Eigentum, Behaglichkeit, auf den Bergstraßen verpesten Automobile die Luft . . . So veretelt sich der Mensch die Erde durch seine eigenen Schöpfungen. Wohl leisten sie Großes; sie verbinden die Völker. Aber man darf sich nicht von ihnen plattschlagen lassen. Die Technik hat mit ihren sämtlichen Maschinen das Elend auf der Erde nicht gemindert. Während infolge von Überproduktion ganze Industrien zugrunde gehen, entbehren Millionen der Produkte, die — nicht abgesetzt werden können. Solange dieser Zustand immer wieder periodisch eintritt, will mich die Leistung der Technik ziemlich oberflächlich bedünken. Auch hier erscheint mir der moderne Mensch wieder als Sklave der Zivilisation, er schaltet nicht als Herr mit ihr. Übrigens lassen sich die großen technischen Werke der Vergangenheit, selbst absolut genommen, sehr wohl neben unseren sehen. Der Straßen- und Wasserleitungsbau der Römer, die Pyramiden, die ungeheuren Bewässerungsanlagen vieler alter Kulturvölker sind von uns noch nicht überflügelt. Besonders beim Vergleich der großen Bauwerke stehen wir als Pygmäen hinter ihnen zurück. Es liegt daran, daß für jene die Technik nur Hilfsmittel war, um Kulturthaten zu verwirklichen, während sie uns Selbstzweck bleibt. Wir könnten technisch das Kolosseum, die gotischen Münster und die Pyramiden überbieten. Aber wir sind zu äußerlich geworden; wir haben nicht mehr den Trieb, Symbole eines stolzen, ausatmenden Lebens, in denen wir uns spiegeln wollen, zu errichten; wenn wir in die Höhe streben, bauen wir Wolkenkratzer.

„Um alle Herrlichkeiten der Zivilisation ins hellste Licht zu rücken, haben wir unsere Zeitungspreffe ausgebildet; sie ist vielleicht ihr typischster Scheinwert. Unter dem Vorgeben, sie verbreite Aufklärung, Bildung, Humanität, wache über Moral und Volksrechte (und wie die Phrasen alle heißen), verblödet sie die Intelligenz der Massen, nimmt ihnen die Lust zu eigenem Denken und verbreitet allgemeine Charakterlosigkeit. Welcher Wust, welche bewußten und unbewußten Lügen werden täglich selbst in den besten Blättern aufgetischt! Der krankhafte Wettlauf zwischen den Konkurrenten läßt nicht Zeit, irgend eine Nachricht auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Über ein Kunstwerk, zu dessen innerer Vorbereitung und technischer Ausgestaltung der Künstler Jahre braucht, muß der beamtete Kritiker in einem Augenblick sein Urteil fällen. Vielleicht ist es ein Drama. Er hört mit aufgeregter, oft schwankender Empfindung bis 11 Uhr abends zu, dann eilt er nach der Redaktion, und zwei Stunden später ist sein Urteil für die Morgen-

nummer gesetzt. Warum? Zunächst, weil alle Konkurrenten ebenso verfahren. Dann aber, damit das Publikum ja nicht nötig hat, den Tag nach der Vorstellung sich selber von ihr Rechenschaft zu geben. Die Zeitung kaut es ihm geistig vor. Die Zeitung nimmt ihm auch die Mühe ab, sich durch ein scharfsinniges und schwieriges Buch hindurchzuarbeiten; sondern in leichtem Auszügen und Übersichten macht sie ihm die Materie mundgerecht. Die Zeitung bringt ihm auch Weihnachts- und Osterbetrachtungen; er braucht sie nicht selbst anzustellen. Sie ist das Meisterstück der Zivilisation und zivilisiert nun automatisch weiter. Freilich verdirbt sie oft ein wenig den Charakter, untergräbt die Selbständigkeit der Intelligenz. Aber dafür ermöglicht sie jenes perfide oberflächliche Alleswissen, womit sich jeder hohle Tropf die Taschen vollpfropfen kann. Doch die glänzende Schnelligkeit der telegraphischen Nachrichtenübermittlung? Ich scheue mich nicht, zu sagen: ich hielte es für keinen großen Schaden, wenn das Volk vom Ausbruch des Stromboli oder von einem siebenfachen Raubmord in San Francisco acht Tage später hörte. Aber die Kursstürze an einer fremden Börse? Ja gewiß, da nun einmal unsere ganzen zivilisierten Verhältnisse so kurzatmig und schnellfüßig geworden sind, muß jeder, muß auch jede Zeitung sich mit der Nachricht beeilen. Wir beurteilen hier aber die moderne Zivilisation im ganzen, und da kommt man zu der geringschätzenden Einsicht: wenn alle einfach gehen wollten, kämen sie ebenso weit wie jetzt, wo sie alle rennen. Am possierlichsten kommt dies zum Ausdruck beim Reklamewesen, das enge Beziehungen zur Zeitung hat, um dessentwillen sie oft ausschließlich da ist; der Unterhaltungsteil bildet im Grunde nur die schämige Verbrämung. Diese Reklame hat nach der Überzeugung der tüchtigsten Kaufleute keinen Wert mehr für sie. Eine Firma nötigt die andere dazu, ihr hierin die Wage zu halten, und so ist der Effekt zuletzt derselbe, wie wenn keiner inserierte. Aber eine überflüssige Zeitung ist wieder dadurch ermöglicht, und ein Schwarm für die Gesellschaft nutzloser Menschen verdient sein Brot dabei. Für die Volkswirtschaft, für die Menschheit ist das Ganze unproduktiv. Ebenso ist ein Scheinwert im innersten Kern die erdrückende Bücherflut, die sich über den Geist der Zivilisation wälzt und ihn plattdrückt, banal macht. Niemals ist weniger Gutes, Gediegenes verfaßt worden, wie heute. Man schrieb einst Bücher, wenn man über eine wichtige Sache, die man genau kannte, etwas Maßgebendes zu sagen hatte. Wir schreiben Bücher über Bücher, aus neun vorhandenen machen wir das zehnte. Oder aber ein Verleger bestimmt, um Geschäfte zu machen, ein Thema, und auf sein Kommando schreiben geschwinde Federn.

„Wenn das schonungslose Wort ‚Alles ist eitel‘ jemals gegolten hat, so sicher bei allen Einrichtungen und Erscheinungsformen der Zivilisation. Da ist unsere Gesellschaft, d. h. was man landläufig Gesellschaft nennt. Ehedem verstand man darunter erlesene, gegen die breite Masse abgeschlossene Kreise, denen ihre hohe Kultur, die Kraft, Schönheit, Unbefangtheit ihrer

Lebensführung das Recht gab, sich abzusondern. Eine solche Klasse fehlt jetzt infolge der gleichmachenden Zivilisation. Wohl haben wir noch gewisse Kasten, die hochmütig auf die anderen herabsehen. Aber sie tun es nicht kraft innerer Überlegenheit, sondern pochend auf ihr Geld, ihre Abstammung. So fehlen ihnen denn auch alle Wesenszüge der früheren, echten ‚Gesellschaft‘. Vor allem sind sie parvenumäßig, haben keine Tradition in ihren Sitten, Anschauungen, Einrichtungen. Ihre Feste sind hölzern, schal und farblos geworden, Gelegenheiten zu aufdringlicher Reklame für den Reichtum des Gastgebers. Der Sinn für wirkliche Feste, wie sie das naive Volk feierte, ist in diesen Kreisen längst erstorben. Sie sind zu müde, zu abgelebt für frische Eindrücke. Ein Wunder, wenn die Erziehung der Kinder in dieser Gesellschaft anders wäre als mechanisch, steril, uniform! Ängstlich wird ihnen ein gewisser Katechismus äußerlicher Tugenden angebrüllt! Besonders das Weib wird zur Puppe, nicht zum Menschen erzogen. Ohne Rücksicht auf seine persönliche Begabung wird das junge Mädchen zur dilettantischen Beschäftigung mit Musik und Malerei gezwungen, ohne Rücksicht auf die Gesundheit wird es durch die aufreibenden, schlafraubenden Festlichkeiten des Winters hindurchgeschleift. Dazu wird ihm eine ekle Prüderie im Verkehr mit dem anderen Geschlecht anerkundet, die die freimütige, ungezwungene Geselligkeit kultivierter Zeiten völlig zerstört hat. Hand in Hand damit geht eine Verpestung der Sitten, der Moral in unseren höheren Klassen, so daß Begriffe wie ‚Eiergartenmoral‘ die Erinnerung an die schlimmsten Tugenden des absterbenden kaiserlichen Rom erwecken. Aber ist dieses Gemälde nicht zu dunkel schattiert, blüht und sproßt nicht ein unvergleichliches Vereinswesen, stehen unsere Wohltätigkeitsveranstaltungen nicht ebenbürtig neben den reichen Liebeswerken der Vergangenheit? Wer sich nicht blenden läßt vom äußeren Glitter, sieht auch hier allenthalben nur Scheinwerte. Nicht der Drang nach fröhlicher Geselligkeit führt die moderne Welt in ihre Vereine und Konventikel, sondern nüchterne Interessengemeinschaft pfercht sie zusammen; die Ungemütlichkeit der Heimstätten, die Inhaltslosigkeit des Familienlebens treibt sie in die Klublokale; die Unfähigkeit, einsam zu sein, beschaulich, innerlich zu leben, führt zu solchen Herdenbildungen. Und vollends im Wohltätigkeitswesen spiegelt sich zumeist alles andere als der warme Trieb, zu helfen und altruistisch zu sein. Sondern es gibt nur den Vorwand ab, Toiletten zu zeigen, gesellschaftliche und geschäftliche Verbindungen zu erobern, sich an den Angehörigen sonst unzugänglicher Kreise zu reiben. Daher stehen auch die Ergebnisse der glänzenden Veranstaltungen meist in so lächerlichem Mißverhältnis zu dem getriebenen Aufwand: er verschlingt zum größeren Teil die Einnahmen. Innerlich hohl ist das Wesen dieser ganzen Zivilisation. Bisher hat nur sie so lächerliche Erscheinungen gezeitigt, wie jene spleenigen amerikanischen Milliardäre, die erdrückt werden von ihrem Besitz und Pomp, dessen Sklaven sie aus Mangel an Kultur geworden sind, die in ihrem eigenen Fett ersticken . . .

„Scheinwerte sind die parlamentarischen Einrichtungen, auf die Zeitgenossen mit Stolz hinweisen. Gewiß ist es ein großer Gedanke, daß ein mündig gewordenes Volk, im Gefühl reifer Selbstverantwortung, seine Geschicke gemeinsam mit der traditionellen Regierung, dem angestammten Fürstentum lenkt. Aber gerade hier erkennen wir die ganze Ohnmacht und Unreife der zur Zivilisation verdamnten modernen Gesellschaft. Unsere Parlamente sind ein buntes Gewimmel kleiner und kleinlicher Interessengruppen. Persönlicher Egoismus macht den Blick trüb für die großen, gemeinsamen Bedürfnisse des Gesamtvolkes. Die ängstliche Rücksicht auf ein knöchernes Parteiprogramm und auf die eigenen Wähler verhindert freie, mannhafte Entschlüsse. In unwürdigem Feilschen um unbeträchtliche Augenblicksvorteile werden die unendlich wichtigeren Forderungen der Zukunft außer acht gelassen. Große politische Ideale, an deren Verteidigung und Verwirklichung das künftige Leben einer Nation hängt, werden verhöhnt um ein Linsengericht. Geld ist die Lösung dieser Zivilisation. Daher auch der übermächtige Einfluß der Finanzwelt auf den heutigen Staat. Er bedeutet vielleicht schon jetzt eine weitere Gefahr für ihn als das blinde Andrängen des niedersten Standes, der zum Licht will. Gerade die Zivilisation der oberen Stände, die sich gespreizt mit ihren Scheinwerten brüsten, reizt immerfort seine Begehrlichkeit und hypnotisiert seinen Blick mit lediglich materialistischen Bildern...

„Es gibt nur ein Heilmittel, eine Rettung aus dieser Verwüstung und Verflachung, womit uns die kulturlose Zivilisation bedroht: der freie und gewaltige Aufschwung aus ihren materialistischen Niederungen, zurück zu jenen politischen und geistigen Idealen, die uns die großen Staatsmänner, Dichter und Philosophen der Vergangenheit gepredigt haben. Sie alle haben zwei notwendig sich ergänzende Forderungen aufgestellt: selbsttätige Ausbildung des einzelnen zur Persönlichkeit, dann ihre freie, würdige Einordnung in das ganze Volkstum als dienendes Glied. Aber dazu ist notwendig, daß sich die Blicke wieder wegwenden von ausschließlich materialistischen Gedanken und Zielen. Die Seelen unserer Jugend müssen wieder dazu erzogen werden, wahre Werte, nicht nur die Scheinwerte der Zivilisation, zu empfinden und zu schätzen. Ihre berufenen Erzieher in Staat, Schule, Familie müssen die große Tradition der Vergangenheit wieder in ihnen lebendig machen, die erfüllt war von wirklichen, dauerhaften Idealen. Sie waren: ein kernhafter Patriotismus, der nicht stets in erster Linie an das eigene, arme Leben und Wohlbefinden denkt, und dann eine lebendige Religiosität, die den Sinn ablenkt von der äußeren Schale des Daseins und als seinen wahren Inhalt ihn erkennen läßt den Drang, im Zeitlichen das Ewige zu erfassen und sich ihm entgegenzubilden. Nur dann werden die überwältigenden Hilfsmittel unserer Zivilisation aus Scheinwerten zu wirklichen, aus beschwerenden Fesseln zu Flügeln.“

Hier ist allerdings nur eine Seite, die Rehrseite der Medaille aufgedeckt. Deren Darstellung kommt aber mindestens der Wirklichkeit nahe.

Also: religiöse und nationale Erneuerung. Wie steht's denn mit der religiösen? Sind wir auf dem Wege dazu? Doch, sagen die Stützen von Religion, Sitte und Ordnung, wir sind auf dem besten Wege dazu, wenn es heute auch noch trübe genug damit aussieht. Aber laßt uns mal erst die Kirche in alle ihre Rechte wieder einsehen, ihr Macht über die Jugend und damit die Zukunft geben, dann sollt ihr mal sehen, was für ein gottesfürchtiges, gläubiges Geschlecht heranwachsen wird. Und erst recht, wenn wir alle Auswüchse eines gottlosen Zeitgeistes in Staat und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, Literatur und Presse mit der vollen Schärfe der Staatsgewalt treffen.

Wer glaubt daran? Es wird einem schon der Glaube nicht leicht, daß die daran zu glauben vorgeben, ernstlich eine innere religiöse Erneuerung von solchen „Maßnahmen“ erwarten. Ohne den radikalen Befürwortern einer Abschaffung des Religionsunterrichts im geringsten das Wort reden zu wollen, möchte ich doch dringend davor warnen, den „Wert“ äußerlicher Verfrommung zu überschätzen. Wo der religiöse Geist nicht lebt und wirkt, kann jeder Versuch, ihn durch äußere Mittel zu erzwingen, nur das Gegenteil erzielen. Und wem die Religion Herzenssache, nicht Mittel zum Zweck, zur Macht und Herrschaft ist, wird solche Versuche als unwürdig und verderblich zurückweisen. Wir steuern in kirchlichen und religiösen Dingen einen verhängnisvollen Kurs, einen Kurs, der den tatsächlichen Zuständen und der gegebenen Entwicklung genau entgegengesetzt ist. Solche völlige Verkennung und Übergehung aller Faktoren der Wirklichkeit läuft auf krankhafte Selbsttäuschung hinaus, die sich noch bitter rächen wird!

„Mit dieser Lehrerschaft ein konfessionelles Schulsystem machen zu wollen, ist eine Heuchelei, die auf die Dauer den Wahrheitsgeist des ganzen Schulwesens ruinieren muß.“ So kennzeichnete Pfarrer Friedrich Naumann jüngst den Hauptindruck, den er persönlich aus dem dritten preußischen Lehrertage mit nach Hause genommen habe. „Diese Lehrer“, fuhr er fort, „sind in ihrer überwältigenden Mehrzahl nicht konfessionell. Das soll kein Lob sein und kein Tadel. Es ist nichts als die klare Aussprache einer Tatsache, die im Grunde von Freund und Feind nicht bezweifelt wird. Trotz hochkonfessioneller Seminare und offizieller Begünstigung des Kirchentums sind die meisten Lehrer nicht von der Wahrheit des Glaubenssystems durchdrungen, das sie in einer konfessionellen Schule lehren sollen. Nicht als ob die Mehrzahl der Lehrer ungläubig wäre! Wer aufgepaßt hat, als Tews, Wolgast, Otto, Pautsch und andere sprachen, der zweifelt keinen Augenblick, daß die Pädagogen gern glauben möchten, wie etwa Pestalozzi geglaubt hat, durch die Tat und das Leben, aber Herzensinnerlichkeit bedeutet noch keineswegs Konfession. Man

gestehe sich folgendes ruhig ein: alle diese Lehrer sind verpflichtet, die biblischen Wundergeschichten der Jugend beizubringen. Das hat einen Sinn bei denjenigen von ihnen, die diese Wunder wirklich glauben, aber bei all denen, die es wissen, daß sie diese Geschichten nicht glauben, ist es eine Grausamkeit für Lehrer und Kinder. Und diese Grausamkeit soll durch den vorliegenden Entwurf nicht gemildert, sondern verstärkt werden. Das ist, religiös betrachtet, das geradezu Unheimliche an dem, was jetzt in Preußen geschieht, daß nun in Zukunft noch offizieller geheuchelt werden muß als bisher.“

„Also offizielle Erziehung zur Heuchelei, Unwahrhaftigkeit, Gewissensdruck und Gewissensnot!“ kommentiert die „Welt am Montag“. Der Wahrheitsmut und die Berufsfreudigkeit werde in den Lehrern gebrochen, wenn sie ihren Schülern Dinge als Wahrheiten vortragen sollen, die sie selbst nicht glauben können. „Sie werden zu gewissenlosen Sznitern oder zu innerlich gebrochenen Menschen. Die innerlichsten Angelegenheiten des Menschen, die er nur mit sich selbst abmachen kann, macht der Druck der amtlichen und vorgesezten Dunkelmänner zu Prüfsteinen für dienstbeflissene Strebsamkeit. Man hat gut sagen: Wer heutzutage in Preußen Lehrer wird, weiß, was ihm bevorsteht, was er offiziell zu glauben und zu lehren hat. Erst lange, nachdem sie aus dem Seminar geschieden, vollendet sich in bildungsfähigen Elementen ihre Welt- und Lebensanschauung . . .

„Gute alte preußische Tradition ist solch Gewissenszwang in Glaubenssachen nicht. In den besten und größten Zeiten der Monarchie huldigten Monarchen und Staatsmänner, selbst das Junkertum, stets aufgeklärten Anschauungen; die Dunkelmänner und engherzigen Seloten waren in Preußen immer die Trabanten des Verfalls. Wie Bismarck bei seiner Ernennung zum Gießener Ehrendoktor der Theologie, so hat sich auch Wilhelm II. in Götting und Posen zu freieren Anschauungen bekannt. Fürst Bülow gar kokettiert förmlich mit der Anerkennung der großen unkirchlichen Denker und Dichter, wie Kant, Fichte und Goethe. Aber wehe dem preußischen Lehrer, der sich öffentlich zu deren religiösen Anschauungen bekennen würde! Wie würde ein Kant, ein Fichte, ein Wilhelm v. Humboldt solch Schulgesetz à la Studt-Schwarzkopf beurteilen? Der Kanzler liebt auch den Umgang mit den heutigen Trägern des deutschen Geisteslebens, mit Adolf Harnack zum Beispiel . . . Beschämend muß es für den leitenden Staatsmann sein, wenn er aus so verehrtem Munde in einem Vortrag über das Mittelalter jüngst das Verdikt hören konnte, daß wir gegenwärtig leider noch recht tief im Mittelalter stecken, daß wir auch heute noch keine Gedanken-, Gewissens- und Pressefreiheit haben . . . Aber die kleine Minderheit der Finsterlinge, Soutanen und Unterröcke ist in Preußen mächtiger als die überwältigende Mehrheit der Gebildeten, die führenden Geister der Wissenschaft und des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, die durchweg Gewissenszwang und Glaubensdruck verabscheuen.“

„Wie ein Fluch lastet auf unserem Stand der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit, so klagten die dreißig Berliner Geistlichen in ihrer Eingabe zum Fall Fischer . . . Gerade wirklich religiöse Menschen müssen sich durch die heutige Zwangslage der Lehrer, ohne Herzenslichkeit und wider ihre Überzeugung orthodoxe Wundererzählungen und Legenden ihren Schülern einzubleuen, abgestoßen und empört fühlen. Wo bleibt da die Innigkeit und Echtheit der Empfindung, die für die Gläubigen das Beseeligende und Erhebende ausmacht? Oder glaubt man mit Gewalt Lehrern und Kindern die alleinseligmachenden Lehren der Orthodogie eintrichtern zu können? Die Erfahrung spricht denn doch zu augenfällig dagegen. Gerade die Empörung über den religiösen Zwang in der Schule treibt viele, sobald die Schulfesseln abgestreift, ins Gegenlager. Die Millionen Sozialdemokraten sind ja aus den hierikalisierten preussischen Volksschulen hervorgegangen . . .

„Ein klassisches Beispiel für die Wirkung orthodoxer Zwangserziehung hat der bekannte Geheimrat Karl Schneider — bei seiner langjährigen Wirksamkeit im Kultusministerium, seinem Titel als Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, als Theologe und gläubiger Protestant gewiß ein unverdächtiger Zeuge — in seinen Lebenserinnerungen gegeben. Er weist dort an dem Beispiel des Attentäters Hödel, der 1878 auf Wilhelm I. schoß, nach, mit welchen Gefahren die Übersättigung der Kinder mit religiösem Memorierstoff verbunden ist. Hödel hat seinen Schulunterricht erst in einer Armeschule zu Leipzig und dann in der Zwangserziehungsanstalt zu Zeitz genossen; dort war in dem Lehrplan der Schule das Maß des religiösen Memorierstoffes noch reichlicher bemessen, als die Regulative vorschrieben. Er hatte auch wirklich ein reiches Wissen und prahlte damit. Als der Minister dies erfuhr, ersuchte er Schneider, den Mann im Gefängnis zu besuchen und zu prüfen. Das Ergebnis war überraschend, sowohl was den Besitz als was das Verständnis des Stoffes anlangte. Als er das Adventslied: ‚Wie soll ich dich empfangen‘ auf sagte, forderte Schneider ihn auf, den Vers zu sprechen, der ihn beunruhigen mußte. Lächelnd erwiderte er: Sie meinen: ‚Es kommt einst zum Gerichte‘, dann berief er sich darauf, daß Christus selbst verlangt habe, man solle seine Feinde umbringen, und zitierte dafür aus dem Gleichnisse von den anvertrauten Pfunden, Luk. 19, 12—27, den Vers: ‚Doch jene, meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her, und erwürget sie vor mir!‘ — Noch andere drastische Beispiele über die Wirkung der kirchlich-orthodoxen Schule findet man in Schneiders Erinnerungen . . .“

Dieselben Kreise, die der Eifer um des Herrn Haus schier gefressen hat, die sich in der Sorge um die Erhaltung der Religion nicht genug tun können, — wie fröhlich leichten Herzens sind sie selbst „unter Umständen“ bereit, sich über die elementarsten Vorschriften eben dieser Religion hinwegzusetzen. Der Fall Feldhaus, mehr noch seine Erörterung im Reichstage, hat dieses offizielle Christentum mit dem doppelten Boden wieder einmal in die schönste Beleuchtung gerückt.

In Mühlheim am Rhein wurde der angesehene Rechtsanwalt und Notar Feldhaus brieflich von einem jungen Arzte, Goepel, schwer beleidigt. Da Herr Feldhaus auch Landwehrleutnant war, zeigte er die Sache dem Offizier-Ehrenrate an. Der Beleidiger wollte sich anfangs gleichfalls dem Urteile dieses Ehrenrates fügen, nahm aber seine Erklärung wieder zurück. Nun ging der Anwalt gerichtlich gegen den Arzt vor, der denn auch zu der höchst zulässigen Geldstrafe verurteilt wurde. Das Gericht betonte dabei, daß die Beleidigung gegen den Rechtsanwalt um so frivoler sei, als sie gegen eine als besonders ehrenhaft und gewissenhaft bekannte Persönlichkeit gerichtet war, während der Gegner ein junger und völlig unerfahrener Mann sei. Seine Handlungsweise kennzeichne sich als eine provokatorische, durch nichts begründete Beleidigung. Sie sei um so schwerer, als sie gegen einen Mann gerichtet sei, dem seinem ganzen Charakter nach jede Absicht der Kränkung eines anderen fernliege. Der beleidigende Brief sei lediglich an Feldhaus geschrieben, um diesem in seiner Stellung als Landwehrleutnant Schwierigkeiten zu machen. Und der gütliche Ausgleich beim Ehrenrat sei lediglich an der Weigerung des Angeklagten gescheitert. Es sei nur deshalb nicht auf Gefängnis erkannt, weil der Angeklagte noch ein junger, völlig von einseitigen studentischen Anschauungen beherrschter Mensch sei.

„Mit diesem Urteil“, so führte auch der Zentrumsabgeordnete Roeren in seiner Interpellation im Reichstage aus, „hätte die Sache nun doch als erledigt betrachtet werden sollen. Denn korrekter als Dr. Feldhaus kann man sich überhaupt gar nicht benehmen. Der Brigadekommandeur hat denn auch dem Ehrengerichte erklärt, es solle den Dr. Feldhaus gegen weitere Provokationen schützen. Aber das Ehrengericht war ‚feinfühlicher‘ als der Brigadekommandeur und erklärte den Herrn Dr. Feldhaus als unwürdig, Offizier zu bleiben. (Lebhaftes und wiederholtes Hört, hört! im Zentrum und links.) Also so weit ist es gekommen, daß die Beschreitung des Rechtsweges in Beleidigungssachen als ein für einen Offizier unwürdiges Vorgehen erklärt wird. (Hört, hört! links und im Zentrum.) Es handelt sich um die Überhebung eines einzelnen Standes über die gesamte Zivilbevölkerung. Diese Überhebung muß den Gegensatz zwischen dem Militär und der übrigen Bevölkerung noch unnütz verschärfen. (Sehr richtig! links und im Zentrum.) Es ist eines Ehrenmannes unwürdig, sich unter einen von ihm als verkehrt erkannten gesellschaftlichen Zwang zu beugen. (Sehr richtig! links.) Fest steht jedenfalls, daß hier amtlich ein schwerer Gewissenszwang ausgeübt worden ist. So etwas muß verhängnisvoll auf die Massen wirken und dazu beitragen, die Autorität der Behörde bei den Massen zu untergraben. (Sehr wahr!) Wir haben stets den Standpunkt vertreten, daß das Duell niemals als geeignetes Mittel zum Austrag von Streitigkeiten zu gelten habe. Hier handelt es sich aber nicht ein-

mal um das Duell, sondern um den Zwang zum Duell durch die Behörde, und den müssen wir alle verwerfen."

Und was hatte die Regierung, hier der Kriegsminister v. Einem, dagegen vorzubringen? Eine — Attrappe! Denn als solche kennzeichnet sich seine — Erklärung. Schälen wir den Kern von den vielfachen Umhüllungen heraus, so bleibt als Antwort auf die Frage, ob die Regierung gegen die Wiederholung solcher Fälle irgend etwas unternehmen wolle, nur ein glattes, rundes „Nein“ übrig.

„Se. Majestät der Kaiser hat mittels allerhöchster Rabinetsorder vom 6. September vorigen Jahres dahin entschieden, daß Leutnant Feldhaus mit schlichtem Abschied entlassen wird. (Hört, hört!) ... Der Herr Vorredner hat von einer Überhebung des Offiziersstandes gesprochen. Nicht der Offiziersstand allein ist aber der Träger des Duells, sondern sehr weite Kreise des Volkes, ganz gleich welcher Konfession, huldigen noch heute dem Duell. Daß die Beteiligung am Zweikampf gegen göttliche und menschliche Geseze durchaus verstößt, ist zweifellos. (Hört, hört! links.) Was den Verstoß gegen göttliche Geseze anlangt, so soll man demjenigen, der aus Gewissenszwang sich in ein Duell einläßt, es überlassen, wie er als gläubiger Christ sich mit seinem Gotte abfindet. (Lachen links.) Der Verstoß gegen das Gesez des Staates wird bestraft. ...

„Solange der Zweikampf“, dies ausdrücklich im Auftrage des Reichskanzlers, „von weiten Kreisen als anerkanntes Mittel zur Wiederherstellung der verletzten Ehre(!) gilt, kann auch das Offizierkorps in seinen Reihen kein Mitglied dulden, welches nicht bereit ist, gegebenenfalls auch mit der Waffe für seine Ehre einzutreten.“ (Lebhafteß Hört, hört! Unruhe links. Zuruf: Aufforderung zur Ungefeßlichkeit!)

Leider waren es — mit der einzigen Ausnahme Stöckers — wieder nur das Zentrum und die Linke, die den Mut ihres Glaubens und ihrer Überzeugung hatten, diesen obrigkeitlichen Zwang zur Übertretung göttlicher und menschlicher Geseze gebührend zu kennzeichnen. „Es lief mir eiskalt über den Rücken,“ so der Abgeordnete Bachem, „als ich hörte, daß der höchste Vertreter der Staatsgewalt erklärte, das Offizierkorps könnte kein Mitglied in seinen Reihen dulden, das nicht in gegebenen Fällen bereit wäre, die bestehenden Geseze zu brechen. (Lebhafteß Beifall links und im Zentrum.) Aber gerade das Gegenteil hätte der Reichskanzler erklären sollen: Das Offizierkorps kann kein Mitglied in seinen Reihen dulden, welches die Absicht hat, in gegebenen Fällen die Staatsgeseze zu überschreiten. (Sehr richtig! links und im Zentrum.) Das hätte dem Standpunkte eines christlichen Reichskanzlers entsprochen. (Sehr richtig! im Zentrum.) Die Frage ist nur: Wie können wir dem Antwesen steuern? An die einzelnen Ehren-

gerichte können wir nicht heran. Aber jedes ehrengerichtliche Urteil erfordert die Bestätigung des allerhöchsten Kriegsherrn. Und diese Bestätigung ist eine Regierungshandlung des Kaisers in seiner Eigenschaft als allerhöchster Kriegsherr. (Lebhafter Beifall links und im Zentrum.) Für eine solche Handlung sind uns aber die Organe verantwortlich, welche verfassungsgemäß die Krone vor dem Lande vertreten. In unserem Falle ist das der Herr Reichskanzler, beziehungsweise sein Vertreter. Es ist Sache des Herrn Reichskanzlers, es ist seine Verpflichtung, den Schaden, welchen er durch seine heutige Erklärung angerichtet hat, auf irgend eine Weise wieder gut zu machen, wenn er weiteren Anspruch auf den Namen eines christlichen Reichskanzlers machen will." (Lebhafter, immer erneuter Beifall im Zentrum und links.)

Mit welcher wollüstigen Gier sich die Sozialdemokratie auf diesen fetten Bissen stürzen wird, läßt sich schon aus Babels prompt erfolgtem inbrünstigen Dankerguß an die Regierung erkennen. „Wir haben heute“, so quittierte er dem Reichskanzler freudestrahlend, „in unserem Kampfe gegen das Duell eine Genugtuung durch die Erklärung des Reichskanzlers erlebt wie nie zuvor. Der moralische Schaden, den diese Erklärung dem herrschenden System zufügt, kann nicht wieder gut gemacht werden. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Wir sehen jetzt wieder, wie die oberen Klassen Recht und Gesetz mit Füßen treten, wenn es sich um ihre Interessen oder auch nur um ihre Vorurteile handelt. (Sehr wahr bei den Sozialdemokraten.) Ich erkenne an, daß das Zentrum sich ehrlich um die Abschaffung des Duellunfugs bemüht hat. Es überschätzt aber die Bedeutung der Kabinettsordern, die sich mit dem Duell befassen; es irrt sich, wenn es meint, daß an oberster Stelle wirklich eine radikale Beseitigung der Quelle gewünscht und erstrebt wird. Der neue preußische Justizminister sprach, provoziert durch die bekannte Rede des Herrn v. Erffa, im Abgeordnetenhaus von der Majestät des Gesetzes. Um diese Majestät zu schützen, wo sie gar nicht bedroht ist, macht man für den nächsten Sonntag die irdische Dreifaltigkeit, Infanterie, Kavallerie, Artillerie (Große Heiterkeit) mobil, während hier im Reichstage der höchste Reichsbeamte die Majestät des Gesetzes mit Füßen treten läßt. Ich glaube daher, daß seine Erklärung als Aufreizung zu gesetzwidrigen Handlungen unter den § 110 des Strafgesetzbuches fällt (Große Heiterkeit), der Gefängnisstrafe bis zwei Jahre für solche Fälle vorsieht. (Stürmische Heiterkeit.) . . .

„Ein besseres Agitationsmittel für unsere Versammlungen am 21. Januar können wir uns gar nicht denken als das, welches uns heute der Herr Reichskanzler mit seiner Erklärung gegeben hat. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) . . . Es ist doch ein geradezu unerhörter Zustand der Dinge, wenn gesagt wird, es gibt in der Nation, nicht bloß im Offizierkorps, weite Schichten, die das Duell eben für absolut notwendig

halten, und wir bedauern, daß wir dem bestehenden Zustand nicht ein Ende machen können, weil die nötigen gesetzgeberischen Maßregeln bis heute noch nicht eingeführt worden sind. Die große Majorität des Reichstags hat es seit Jahrzehnten in allen Verhandlungen über die Frage ausgesprochen, daß das Duell im Widerspruch steht mit der sittlichen Anschauung der ungeheuren Mehrheit der Nation, im Widerspruch mit dem bestehenden Recht und auch mit den religiösen Anschauungen. Was heute der Herr Kriegsminister in bezug auf diesen letzten Punkt gesagt hat, kommt eigentlich auf den Programmsatz der Sozialdemokratie hinaus: Religion ist Privatsache. (Heiterkeit.) . . . (Dieser — berechnigte — Hohn hatte gerade noch gefehlt! D. T.)

„Das eine gebe ich zu: die Erklärung des Herrn Reichskanzlers ist so offen und rückhaltlos, wie man sie nur wünschen kann. Er hat freilich die moralische Wirkung sich nicht überlegt, die seine Erklärung hervorruhen wird, aber von seinem eigenen Standpunkt aus ist diese Erklärung durchaus natürlich. Wie heute niemand Offizier sein könnte, der es wagt, offen zu erklären: Man mag mich beleidigen, wie man will, ich werde mich nicht dazu herbeilassen, meinen Beleidiger zu fordern, so ist nach meiner Überzeugung auch kein Reichskanzler im Deutschen Reiche, kein Justizminister, überhaupt kein Mitglied des Bundesrats möglich, das nicht ebenfalls diesen Duellkomment als selbstverständlich anerkennt. Das muß auch einmal ausgesprochen werden. Man hat wiederholt in öffentlichen Blättern gelesen, es sei in Preußen ganz undenkbar, daß jemand Minister werde, der nicht dem Borussenbunde angehört. Der Borussenbund gehört zum Rössener S. C., und alle Mitglieder des Korps sind auf Grund der statutarischen Bestimmungen des Rössener S. C. verpflichtet, daß sie gegebenenfalls auf ein Duell eingehen. Wer ein Duell verweigert, wird nach den Statuten mit der schwersten Strafe, der Achtung, belegt. Vor mir liegt die Verfassung des Rössener S. C. Sie wird sehr diskret behandelt und nur den allereingeweihtesten Kreisen zugänglich gemacht. Es ist dies also eine Verbindung, die nach § 128 des Strafgesetzbuchs als ungesetzlich angesehen werden muß, da sie geheimgehalten wird und da in ihren Statuten zur Verletzung von gesetzlichen Bestimmungen aufgefordert wird. (Hört! hört! bei den Sozialdemokraten.) Amtlich bekommt keine Staatsbehörde, kein Staatsanwalt, kein Justizminister Kenntnis von diesen Statuten. Während jede andere Verbindung verpflichtet ist, ihr Statut der Polizei zur Genehmigung einzureichen, ist das hier nicht der Fall. Alle Beamten bis hinauf zum Reichskanzler kennen diese Statuten als Alte Herren des Rössener S. C. Aber in ihrer offiziellen Eigenschaft wissen sie nicht, was inoffiziell passiert. Mit anderen Worten, dem Staatsanwalt, der als Mitglied des Rössener S. C. systematisch gegen das Strafgesetzbuch verstößt, fällt es gar nicht ein, sich

selber zu denunzieren, denn er betrachtet es als das Privilegium seiner Stellung, daß er als Angehöriger des S. C. das Recht hat, ungesetzlich zu handeln. Das sind doch unglaubliche Zustände. Das Präsidium des S. C. wird nach dem mir vorliegenden Statut alle vier Wochen von einem anderen Korps gebildet. Zu seinen Funktionen gehört unter anderem die Verwahrung eines Pistolentastens. Dieser Kasten spielt ungefähr dieselbe Rolle, wie die Bundeslade bei den alten Juden. (Stürmische Heiterkeit.) Er ist ihnen das Allerheiligste. Im § 66 des Statuts wird mit deutlichen Worten der Quellungswang ausgesprochen im klarsten Widerspruch mit § 129 des Strafgesetzbuches. Wie will man denn von der großen Masse des Volkes noch Respekt vor der Gesetzlichkeit erwarten, wenn die Ersten des Staates, die das Recht haben und das Recht sprechen wollen, sich einer permanenten Rechtsverletzung schuldig machen. Im § 124 heißt es: Jeder offenbaren Beleidigung muß eine Forderung folgen. (Hört! hört! bei den Sozialdemokraten.) Angesichts eines solchen Zustandes der Dinge, der dem Herrn Reichskanzler und sämtlichen Behörden sehr genau bekannt ist, während doch niemand sich veranlaßt sieht, das geringste zu tun, damit diesem Unfug allerärgster Art ein Ende bereitet wird, können Sie sich nicht wundern, wenn die breiten Massen der arbeitenden Klassen aufs höchste erbittert und empört werden müssen.

„Angesichts solcher Zustände sind alle Debatten über kleine Hilfsmittel, wie sie heute vorgeschlagen worden sind, vollständig überflüssig. Man muß den Dingen, wie sie sind, ins Auge sehen. Der Quellungswang könnte nicht bestehen, wenn er nicht von den leitenden Kreisen der Regierung selbst auf alle mögliche Weise begünstigt würde. Eine Verschärfung der Strafen für Beleidigungen, wie sie verlangt worden ist, würde nur darauf hinauslaufen, daß die unbequemen oppositionellen Elemente noch härter bestraft werden als bisher. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Die Quellantanten würden von den schwereren Strafen ebensowenig getroffen werden, wie heute. Es bleibt dabei: der Quellungswang ist ein Übel, das von oben kommt, und solange das der Fall ist, werden alle Anträge nichts helfen.“

Welche Erbitterung solche souveräne Nichtachtung religiöser und staatlicher Gesetze, wo sie den eigenen engen Interessen und aufgestauten Vorurteilen unbequem sind, auch bei ruhigen Leuten aufschäumen läßt, beweist u. a. die zornige Sprache, mit der die sonst keineswegs radikale „Berliner Volkszeitung“ den Fall erörtert:

„... Das schreit und wimmert nach dem Staatsanwalt, wenn einer einem Streifbrecher sagt, daß er ein Streifbrecher ist! Das schreit und greint nach Beeinflussung der Richter, wenn einmal einer an Schillers Wort erinnert, das von dem Bedrückten spricht, der nirgends Recht kann finden und der daher vom Himmel seine ewigen Rechte herunterholt. Da

heißt's: Knallt ihn nieder, den verruchten Revolutionär, den Anarchisten der Tat! Aber das entblödet sich nicht, den Quellsieg als ein Opferlamm der unstandesgemäßen staatlichen Rechtspflege hinzustellen, die für das gewöhnliche Menschenpaß allenfalls ausreicht, für den verfeinerten Ehrbegriff, das heißt für das größtenwahnsinnige Vorurteil eines siebenmal destillierten falschen Sonderehrbegriffs aber nicht zuständig sein soll! Ein Zeugnis von so beleidigender Verachtung der Tätigkeit des preußischen Richterstandes, von so brutaler Mißachtung der Rechtsprechung der bürgerlichen Gerichte, von so cynisch-anarchistischer Geringschätzung des Rechtes, daß kein roter Revolutionär, kein Anarchist der Tat ein schlimmeres, ein bössartigeres Attentat auf die ‚Majestät des Gesetzes‘ ausüben kann, als in dieser Verhöhnung der staatlichen Gesetze, der staatlichen Rechtspflege liegt!

„Ein Staat, der solchergestalt sich selbst mit den saftigsten Maulschellen ins Gesicht schlägt; der mit solcher Skrupellosigkeit seiner eigenen Gesetzgebung vor aller Welt den Makel aufprägt, daß sie wert ist, von einer bestimmten Rasse verachtet zu werden — ein solcher Staat verhöhnt sich selbst. Ein solcher Staat fordert alle Urteilsfähigen zum Spott heraus, wenn er sich noch bei irgend einer Gelegenheit anmaßt, als Hüter der Gesetze, der Ordnung, der Religion respektiert zu werden. Wer das Faustrecht proklamiert, ist der schlimmste Umstürzler. Wer nach der Devise handelt: Wir pfeifen auf das Gesetz! Wir pfeifen auf die Vernunft! Wir pfeifen auf die Religion! der untergräbt die Grundlagen des modernen Staatslebens wirksamer als der fanatischste Anarchist. Der gestrige Tag wird für den Fortgang der sittlichen Empörung des ganzen Volkes über das herrschende System von unabsehbaren, unberechenbaren Folgen sein. Noch niemals, solange die Sozialdemokratie besteht, ist ihr ein so provozierender, die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen so mächtig aufrüttelnder Agitationsstoff in den Schoß geworfen worden, wie gestern durch die Verteidiger des Zweikampfs!“

Daß das Beispiel von oben kommt, beklagt sogar ein so überzeugt monarchisch-konservatives Blatt wie der „Reichsbote“. Nachrichten von einer bevorstehenden Vermählung des Königs von Spanien mit einer deutschen evangelischen Prinzessin und der damit notwendig verbundene Glaubenswechsel veranlaßte das bei Hof gelesene Blatt, ein für die evangelische Bekenntnistreue allerdings tief beschämendes Kapitel anzuschneiden:

„Heiliger Zorn und tiefste Scham müssen uns Evangelische ergreifen, daß sich immer wieder gerade evangelische Prinzessinnen dazu hergeben, um des vergänglichen und oft recht zweifelhaften Glanzes einer Krone willen ihren Glauben zu wechseln und in die römisch- oder griechisch-katholische Kirche einzutreten. In evangelischen Ländern, wie in Sachsen und Württemberg, wird es dem Volke ohne weiteres zugemutet, eine katholische Dynastie anzunehmen, wenn durch Mißhebe oder

Übertritt die Dynastie katholisch wird. Aber in katholischen Ländern wird unerbittlich die Reinhaltung der Dynastie im katholischen Bekenntnis verlangt. In Rußland und in Griechenland, in Rumänien, Sachsen und demnächst in Spanien thronen lauter Fürstinnen, die entweder selbst schon den Glaubenswechsel vollzogen haben oder ihren Kindern die Kleinodien evangelischen Glaubenslebens entziehen.

„Welch ein trauriges Vorbild für das Volk! Was nützt aller Kampf in Mischehen, alle Ermahnung zur Treue gegen die evangelische Kirche, solange von oben her mit solchem Beispiele vorangegangen wird! Und wie werden dadurch die Gewissen verwirrt, wenn sie sehen, wie die Fürstenhäuser um äußeren Vorteils willen Untreue üben gegen ihre Kirche, der sie Treue gelobt haben. Wann wird die Zeit kommen, in der sich keine evangelische Prinzessin mehr findet, die um einer Fürstenthrone willen ihren Glauben verleugnet? Welch ein verantwortungsvolles und bedeutungsvolles Gebiet für die Tätigkeit der Hofprediger, ihren fürstlichen Beichtkindern das Gewissen zu schärfen und sie schon in den Kinderjahren fest zu machen gegen alle Lockungen und Versuchungen zum Glaubenswechsel! Aber es ist auch hohe Zeit, daß die evangelische Kirche in ihren berufenen Vertretungen laut ihre Stimme erhebt gegen diese Verachtung und Geringschätzung des evangelischen Glaubens! Wenn erst einmal die andersgläubigen Fürsten erfahren, daß sie keine evangelische Prinzessin mehr zum überzeugungslosen und darum verächtlichen Glaubenswechsel bereit finden, werden auch katholische Fürsten und Völker davon Abstand nehmen, mit solchem Unsinne an evangelische Prinzessinnen heranzutreten. Hier liegt ein noch viel zu wenig beachteter und in der evangelischen Presse kaum erörterter Krebsgeschaden unserer teuren evangelischen Kirche vor! Der Jesuitismus weiß auf geheimen Wegen die Fäden zu knüpfen zwischen altevangelischen Fürstenhäusern und Rom. Der Thronwechsel in Luxemburg hat wieder die tieftraurige Tatsache der Romanisierung des Hauses Oranien vor Augen geführt. Der lange verborgene Übertritt der Landgräfin Anna von Hessen, einer Tochter des Prinzen Karl von Preußen, ist noch nicht verwunden. Unserer so treu evangelisch gesinnten Kaiserin ist in der Herzogin Günther von Schleswig-Holstein eine streng katholische Schwägerin entstanden. Überall ist Rom tätig, seinen Einfluß auf die Fürstenhöfe geltend zu machen. So unbeliebt der römischen Kirche Mischehen im Volke sind, weil sie dort festeren Widerstand des evangelischen Teiles findet, so gern sieht sie Mischehen in den hohen und höchsten Kreisen. Denn Rom macht bei diesen Mischehen meist ein glänzendes Geschäft. Gott gebe, daß auch an Fürstenhöfen das evangelische Gewissen erwache und die himmlische Krone höher eingeschätzt werde als eine vergängliche irdische Krone! . . .“

Kann man sich nach alledem und alledem noch wundern, wenn weit und weitere Kreise immer weniger von einer „Religion“ wissen wollen, die gerade noch für das „Volk“, die misera contribuens plebs, gut genug ist?

Daß sie zur Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der Religionserhaltung von „oben“ verdammt wenig Vertrauen haben?

* * *

„... Auch im lieben Deutschland, das man in politischer Beziehung bald als eine Kinder- und bald als eine Bedientenstube anzusehen pflegt, ist manches anders geworden“, schreibt Arnold Perls in den „Funken“. „Wohl wuchert das Unkraut der Knechtseligkeit üppiger als je, und ein ekles Byzantinertum beklemmt den Atem. Aber man darf nicht nur die Oberfläche der Dinge und der Gesellschaftsschichten betrachten. Heute finden bis weit in die Kreise der überlieferten und gewissermaßen selbstverständlichen Gutgesinntheit hinein solche ernstpolitischen Zeitschriften und solche Wisblätter eine ungewohnt starke Verbreitung, die das Kind beim rechten Namen nennen und auch vor den Höfen nicht zurückschrecken, wenn es gilt, eine Raze als eine Raze und Rolet als einen Schelm zu bezeichnen. Es wächst dermalen beständig eine Gemeinde an, deren Mitglieder man als Mußmonarchisten mit republikanischem Vorbehalt bezeichnen kann. Und es ist ein eigenes Verhängnis für die Fürstenhöfe, daß ein Schlaglicht nach dem andern auf ihr Inneres fällt und den Völkern Sümpfe bloßlegt und so die kindliche Einfalt vieler, die längst aus der Zeit der großmütterlichen Märchen heraus sind, mehr und mehr einer Erkenntnis weicht, die von der Heiligkeit der Monarchie und deren angeblichem obersten Berufe, die Güter der Religion, Sitte und Ordnung zu sichern und zu mehren, den Blütenstaub fortbläst und schließlich die Blüten selbst zerstört.

„Schon redet man auf einer Seite, da man sich in Dankeshymnen über die besondere Tugend am preußischen Hofe ergeht, von einem unheilvollen Geschick, das auf fast allen Fürstenhöfen Europas laste, von einer Fürstenkrisis, wie sie noch nicht dagewesen, von einer Fürstendämmerung. Das mag übertrieben sein; aber daß es recht peinlich an manchem und um manchen Hof steht, das weiß man nicht erst seit dem Mißgeschick, von dem vor etlichen Jahren das sächsische Königs Haus und die lothringisch-toskanische Kaiserfamilie in Osterreich, die man fälschlich die habsburgische nennt, betroffen worden. Wie haben sich in jüngster Zeit die sonderbarsten Hofgeschichten gemehrt! . . .

„Es sind jetzt andere Zeiten als damals, da Fürsten Land und Landesländer vererben konnten, als handelte es sich um Bauerngüter und Vieh, andere Zeiten als damals, da deutsche Fürsten die Söhne des Landes als Soldaten an England verschachern konnten. Die Kritik macht vor nichts und vor niemandem Halt, auch vor der Monarchie nicht; und diese, die im allgemeinen so anspruchsvoll auftritt, ohne in den Persönlichkeiten ihrer Vertreter immer das Recht dazu zu besitzen, sie wird es vielleicht rascher, als es Birchow für möglich gehalten, zu erfahren bekommen, daß die Inzucht auf Grund der überspannten Heiratsbestimmungen der

Fürstenthäuser und mancherlei ihr entquellende Erscheinungen die Dinge in eine besondere Entwicklung drängen könnten. Als der Hirschparklouis, als August der Starke, als Friedrich Wilhelm II., der Vielgeliebte, die Höfe zu Bordellen machten, mußte die breite Masse gefnebelter Seloten, die man Volk nannte, schweigen oder gar sich der fürstlichen Liebe freuen. Inzwischen sind die Völker mündig geworden, und mit der patriarchalisch-familiären Auffassung des Herrscherberufs ist je länger je weniger zu erreichen. Noch krachen die Monarchien nicht; aber da und dort knistert und raschelt es, und in manchem stolzen Hause sitzt der Schwamm."

Schon einmal schien über Deutschland eine Fürstendämmerung hereinzubrechen. Vor hundert Jahren. Damals durfte Napoleon triumphieren: „Preußen ist verschwunden“. Und Gens meinte: „Es wäre mehr als lächerlich, an die Wiederauferstehung Preußens auch nur zu denken!“

„Beispiellos“, schreibt Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte“, „wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, sollte auch seine Niederlage werden, allen kommenden Geschlechtern unvergesslich wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demut und zur Treue.“

„Fürchtbar rächte sich nun der selbstgefällige Hochmut der bequemen Friedenszeiten. Keiner der festen Plätze war gerüstet; denn niemand hatte das Vordringen des Feindes bis in das Herz der Monarchie für denkbar gehalten; der schwerfällige Staatshaushalt, der nach der Weise eines guten Hausvaters die Ausgaben nach den Einnahmen bemas, gebot auch gar nicht über die Mittel für außerordentliche Fälle. Mancher der abgelebten alten Festungskommandanten war in jungen Jahren ein wackerer Offizier gewesen; doch ihr Pflichtgefühl entsprang nicht der Vaterlandsliebe, sondern dem Standesstolz. Das Heer war ihnen alles; erfroren in steifem Dünkel, erwarteten sie gelassen den unfehlbaren Steg der friberizianischen Regimenter. Als nun die sinnverwirrende Kunde von der Niederlage durch das Land flog, als die Trümmer dieses unüberwindlichen Heeres in Magdeburg anlangten, die ganze Stadt mit Schrecken und Verwirrung erfüllend, da ward den alten Herren zumut, als ginge die Welt unter . . .

„Schon oft hatte die Hauptstadt den Landesfeind in ihren Mauern gesehen; doch jetzt zum erstenmal in Preußens glorreicher Geschichte gestellte sich dem Unglück die Schande. Scham und Reue brannten verzehrend in aller Herzen; und die rohe Schadenfreude des Eroberers unterließ nichts, was solche Empfindungen stärken konnte. Geflissentlich trug er die Verachtung gegen alles, was preußisch hieß, zur Schau; im Königschloß der Hohenzollern schrieb er unflätige Schmähungen gegen die Königin Luise. Rock und Degen Friedrichs des Großen schenkte er den Invaliden in Paris, unter Hohnreden gegen diesen Hof, der das Grab seines größten Mannes so schmucklos lasse; den Obelisk auf dem Rossbacher Schlachtfeld zertümmerte die kaiserliche Garde; die Viktoria vom Brandenburger Thor wurde herabgerissen, um an der Seine in einem Schuppen zu verschwinden.“

Welch ein Anblick, als das glänzende Regiment der Gendarmes, entwaffnet, abgerissen und halb verhungert, in jammervollem Zustand, wie eine Viehherde, die Linden hinabgetrieben wurde! Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, in feierlichem Aufzug, trug man die alten Fahnen mit dem sonnenwärts fliegenden Adler, ganze Körbe voll silberner Pauken und Trompeten durch die Stadt, beredte Zeugen alten Ruhmes, neuer Schande. Bald wurde verboten, daß irgend eine preussische Uniform sich in Berlin blicken lasse.

„Es fehlte nicht an Tugenden ehrloser Unterwürfigkeit. Mancher schlechte Gefell bot dem Eroberer kriechend seine Dienste an. Der Haß des Volkes gegen den Übermut der Offiziere bekundete sich in einigen empörenden Auftritten roher Spöttei. Auch die schwerfällige Pedanterie und die gedankenlose Pünktlichkeit des Beamtentumes lähmten dem Staate die Widerstandskraft. Unter den Fällen offenbaren Verrates erschien keiner so schmähslich wie der Abfall Johannes Müllers. Den pathetischen Lobredner altdeutscher und schweizerischer Freiheit rissen die Triumphe des Imperators zu knechtischer Bewunderung hin. Minder unwürdig, doch ebenso krankhaft war die wissenschaftliche Gelassenheit, womit Segel sich den Untergang seines Vaterlandes zurechtlegte. Der meinte, die Weltseele zu sehen, als Napoleon über das Feld von Sena sprengte, und zog aus dem Fall des alten Preußen die kluge Lehre, daß der Geist immer über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davontrage . . . So hatte noch niemand zu dem Imperator geredet wie der ehrwürdige Prediger Erman, der bei der Begrüßung am Thor rund heraus sagte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich über den Einzug des Feindes freue. Und inmitten der Sorgen und Mühen eines harten Rückzuges stiegen in Scharnhorsts freier Seele schon die ersten Gedanken der Heeresreform auf: mit überzeugender Klarheit erörterte er in Gadebusch, in einem Gespräch mit Müßling, wie die Teilnahmslosigkeit des gemeinen Soldaten unter den niederschlagenden Erfahrungen der letzten Wochen doch die schwerste, der letzte Grund alles Unglücks sei, und wie es jetzt gelte, die Armee also umzugestalten, daß sie sich eins wisse mit dem Vaterland.

„Preußen behielt von den 5700 Geviertmeilen, die der Staat, Hannover ungerchnet, vor dem Krieg besaß, nur etwa 2800, von seinen drei- und zwanzig Kriegs- und Domänenkammern nur die acht größten, von $9\frac{1}{4}$ nur $4\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner. Das Werk Friedrichs des Großen schien vernichtet. Der Staat war nur noch wenig umfangreicher als im Jahr 1740 und weit ungünstiger gestellt; zurückgedrängt auf das rechte Elbufer, aller seiner Außenposten im Westen beraubt, stand er unter der Spitze des französischen Schwertes. Seine geretteten Provinzen, Schlesien, das verkleinerte Altpreußen, die noch übrigen Stücke von Brandenburg und Pommern, lagen wie die drei Blätter eines Kleeblattes, durch schmale Streifen verbunden; jeden Augenblick konnten, auf einen Wink des Imperators, die

Polen von Osten, die Sachsen von Süden her, die Westfalen aus Magdeburg, die Franzosen aus Mecklenburg und Hamburg gleichzeitig gegen Berlin vordringen und das Netz über dem Haupte der Hohenzollern zusammenziehen. An den Höfen des Rheinbundes herrschte lauter Jubel, da der einzige deutsche Staat, der eine Geschichte, ein eigenes Leben besaß, also wieder in das allgemeine deutsche Elend hinabgestoßen wurde. Die Mittelstaaten standen am Ziel ihrer Wünsche: sie hatten keine deutsche Macht mehr zu fürchten und zu beneiden. Ihre Offiziere prahlten gern, wie wacker sie selber bei der Demütigung des norddeutschen Übermutes mitgeholfen hätten, wußten nicht genug zu erzählen von den Wundern der preussischen Dummheit. So ging das alte Preußen unter dem Frohlocken der deutschen Kleinstaaterei zugrunde. Entwaffnet, getnebelt, verstümmelt, lag die preussische Monarchie zu Napoleons Füßen; mit vollendeter Schlawheit hatte er alles vorbereitet, um sie zur gelegenen Stunde zu vernichten."

Über wann hätten Fürsten je aus der Geschichte gelernt? Erst wenn sie die Folgen ihrer Fehler auf das schwerste an ihrem eigenen Leibe erlebten und erlitten. Das stolze Preußen mußte erst den Fuß des fremden Eroberers auf seinem Nacken fühlen, mit der Stirne den Staub küssen, bis ihm die ach, so banale und doch immer wieder mit Füßen getretene Wahrheit aufging, daß ohne ein am Vaterlande interessiertes, sich mit ihm einsühlendes freies Volk auch die äußere Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes auf die Dauer nicht verbürgt werden kann. Des Freiherrn vom Stein gewaltiges Werk war es, den Staat nicht mehr nur auf die Schultern einzelner privilegierter Klassen zu stützen, sondern auf den breiten Rücken des Riesen Volk. Ist es aber heute an dem? Sind die herrschenden Gewalten in Preußen-Deutschland nicht vielmehr bestrebt, die so mühsam errungenen, nur durch bitterste Not ihnen abgezwungenen Rechte des Volkes zu beschneiden, statt sie in vernunft- und zeitgemäßer Weise, ohne Überstürzung, aber mit ruhigerer Hand auszubauen?

Nicht einmal zur freudigen inneren Einheit kann das Reich zusammenwachsen, solange Preußen, trotz aller doch so empfindlichen Lehren der eigenen Geschichte, immer wieder in die atavistische Neigung zurückfällt, auf die schlechteren, statt auf die besseren seiner Traditionen zurückzugreifen. Man muß die Stimmen ehrlich, reichstreu und national gesinnter Süddeutschen hören, um sich davon einen rechten und vor allem gerechten Begriff zu machen.

"Für Bayern und Württemberg", wird der "Berliner Volkszeitung" aus Bayern geschrieben, "ist jetzt ein Jahrhundert verfloßen, daß sie durch ihren Gönner Napoleon I. zu Königreichen, mit erweiterten Gebietsteilen, in der Hauptsache auf Kosten der Duodez- und Bischofsstaaten, erhoben wurden und der sogenannte Rheinbund als ein politisches Instrument für Napoleon in Aktion trat. Das alte Deutsche Reich

mit Österreich als Vormacht war aufgelöst. Kaiser Franz hatte die deutsche Kaiserkrone abgelegt, und Deutschland stand unter dem ‚Protectorat‘ des kühnen Korsen. Jena und Auerstädt vollendeten diese historische Entwicklung vor hundert Jahren. Von nationalem Standpunkte aus hat man gewiß keinen Grund, in Süddeutschland diese Jahrhundertfeier festlich zu begehen und sich in besondere Kosten zu stürzen. Man hat denn auch in Bayern wie in Württemberg es unterlassen, geräuschvolle Subelfeste in Szene zu setzen, in dem gesunden Gefühl, daß man eigentlich keinen großen Staat mit solchen Erinnerungen machen kann. Im Zentrum hatte man sich zwar auf eine allgemeine Landesfeier vorbereitet, aber als der ‚Wint von oben‘ kam, fügte man sich in Bayern wie in Württemberg. Man beschränkte sich auf gottesdienstliche Rundgebungen. Also in aller Stille vollzog sich die Säkularfeier. Auch die Presse machte kein besonderes Aufsehen davon, obwohl der Rheinbund große Fortschritte auf verschiedenen Gebieten gebracht hatte. Die Zollpolitik wurde freier, die Leibeigenschaft fiel. In die Justiz und in die Verwaltung kam ein frischer, freiheitlicher Zug. Für die Rheingebiete erhielten wir den genial entworfenen Code civil, und im übrigen beschritten Süd- und Westdeutschland die Vorstufe, die zu einem Verfassungsstaate führte. Bayern erhielt bald danach die erste Konstitution, wenn sie auch etwas knapp geraten war, während Preußen noch beinahe ein halbes Jahrhundert im feudalen Geiste regiert wurde.

„Also in aller Stille gedachte der Süden der Zeit vor hundert Jahren. Wir würden nun auf dieses Thema nicht zurückgreifen, wenn nicht die Art und Weise, wie norddeutsche Blätter diese Jahrhundertfeier glaubten behandeln zu müssen, uns dazu veranlaßte. Wir haben dabei hauptsächlich den ‚Festartikel‘ eines konservativen Berliner Blattes im Auge, der uns armen Süddeutschen und besonders uns Bayern wieder einmal mit der gewohnten Anmaßung der preußischen Partikularisten unter die Nase hielt, was alles Deutschland, zumal der Süden, Preußen zu verdanken habe. Wir wären einfach ‚nichts‘, wenn . . .

„So ungefähr hatte auch Treitschke ex cathedra mit vollen Baden doziert und eine Zeitlang die akademische Jugend mit seiner dichterischen Phantasie erhist. Es hat das schließlich keinen weiteren Schaden angerichtet. Man hat vielmehr im Süden über solche wunderlichen Vorstellungen von der ‚Rückständigkeit‘ Süddeutschlands und seinem ‚barbarischen‘ Zustande oft herzlich gelacht. Aber jenes konservative Berliner Blatt ist noch ganz vom Treitschleschen Geiste erfüllt. Nach dieser historischen Logik datiert die höhere Kultur Bayerns aus jener Zeit, als die ‚norddeutsche, evangelische Kultur‘ in München eindrang und den sterilen Boden Altbayerns befruchtete. Wie sich das Blatt diese Befruchtung vorstellt, und was es sich bei der ‚norddeutsch-evangelischen Kultur‘ denkt, ist vorläufig noch Geheimnis. Wir wissen nur, daß König Ludwig I. von Bayern, der deutscheste Fürst jener Zeit, aus Norddeutschland einige Dichter kommen ließ und seinem Hofe dadurch einen gewissen künstlerischen Reiz verlieh, was sehr nett von

ihm war. Daß aber die Heyse, Geibel und Genossen eine neue Kulturära in Bayern inaugurirt hätten, das heißt doch die Verdienste dieser Besten gewaltig überschätzen. Von evangelischem ‚Geiste‘ merkt man überdies in München herzlich wenig.

„Weiter: Daß Bayern vor 100 Jahren nicht von Ländergier angetrieben wurde, sondern seine territoriale Entwicklung eine ‚historische Notwendigkeit‘ war gegenüber dem Hause Habsburg, das stets auf der Lauer lag, um das alte Bayern an sich zu reißen, weiß man in Berlin wohl. Man glaubt aber zugleich daran erinnern zu sollen, daß Friedrich II. von Preußen zuvor, wie später Napoleon I., Bayern vor der Annexion durch Habsburg bewahrt hätte. Das ist nur zum Teil richtig. Friedrich II. lehnte sich zwar auch gegen die Anschläge Österreichs auf, aber weniger wegen der schönen Augen der Bavaria als wegen seiner eigenen Interessen. Österreich wollte für das verlorene Schlessien in Bayern Ersatz haben. Wäre ihm das gelungen, dann hätte Österreich ein starkes Äquivalent besessen, das natürlich Friedrich II. absolut nicht gleichgültig sein konnte. Bayern handelte hier in der Erkenntnis, daß es ihm an den Krügen gehen würde, wenn es sich nicht zur Wehr setzte. Überdies fehlte es auch sonst nicht an Widerständen. Auch hat der Festartikel des konservativen Blattes entdeckt, daß Bayern kein ‚Nationalstaat‘ ist, sondern ‚zusammengeschweift‘ sei. Nun, zwischen den Altbayern, Schwaben, Franken und Pfälzern, aus welchen Stämmen sich die heutigen Bayern zusammensetzen, besteht mehr innere Zugehörigkeit als zwischen Pommern und Rheinländern, oder zwischen Polen, Masuren und Niedersachsen. Insofern ist auch Preußen kein ‚Nationalstaat‘. Doch dies nur nebenbei!

„Am interessantesten ist die Klage über die Sympathien Bayerns für Österreich und das Mißtrauen gegenüber Preußen. Wir wollen das Rätsel lösen. Die etwa 10 Millionen Österreicher sind kein deutscher Stamm für sich, sie gehören ihrem ganzen Wesen nach zum Stamme der Bayern, wie ja auch ein großer Teil Österreichs, bis nach Kärnten, einst zu Bayern gehörte. Es ist das von der Donau bis zum Adriatischen Meere, abgesehen von den Italienern Österreichs, eine einzige Völkerverfamilie, und zwar die der Bayern. Außerhalb des heutigen Deutschen Reiches leben also mehr Bayern als in ihm. Es ist das alte Stammesinteresse, das hierbei seinen Einfluß geltend macht, und das durch die Annexionsgelüste der Habsburger, die ursprünglich in Österreich ebenso Fremde waren wie die Hohenzollern aus Schwaben in Brandenburg und Preußen, nicht berührt wird. Außerdem war es Bismarck selbst, der nach der Scheidung von 1866 daran dachte, das Deutsche Reich mit Österreich, außerhalb des früheren Rahmens, staatsrechtlich zu verbinden. Der Bund mit Österreich ist ja nur ein Surrogat dafür. Und warum sollte eine innigere wirtschaftliche und militärische Gemeinschaft mit Österreich nicht möglich sein? Unsere Stammesbrüder in Österreich würden sich ver-

mutlich bei einer solchen Gemeinschaft, die auf Verträgen basiert sein müßte, ähnlich wie der Dreibund, nicht auf einem engeren verfassungsrechtlichen Ausdruck, wohlher fühlen als in der Gemeinschaft mit den Herren Magyaren. Die Sympathien in Bayern für Österreich sind also historisch und politisch durchaus begreiflich. Die habsburgische Hauspolitik hat damit nichts zu tun.

„Und nun das Mißtrauen im Süden gegen Preußen! So halbwegs ist man in Berlin dahintergekommen, man ahnt' wenigstens etwas. Preußen sei dem politisch stets bewegten Süden ein ‚Hort der Reaktion‘. Daraus sei politisch-psychologisch im Süden das Mißtrauen zu erklären. Bleiben wir bei diesen Ahnungen! Hier ist der springende Punkt. Der Hort der Reaktion! Das ist richtig. So aber war es nicht nur vor 1848/49, vor 1866, so ist es leider auch heute noch. In Preußen als solchem hat Süddeutschland keine Gegensätze, sondern nur zu dem Preußen, in dem heute wie vor 100 Jahren die Staatsmaschine im Dienste des Junkertums arbeitet. Der reaktionäre Junkerstaat Preußen, das ist's, was im Süden heute wie früher auf allseitiges Mißtrauen stößt. Die ganze Reichspolitik, wirtschaftlich, sozial und militärisch, steht unter dem entscheidenden Einfluß des preußischen Partikularismus im Geiste der Junker und ihrer Freunde! Das neueste Beispiel ist die Schulvorlage. Und die Zoll- und Steuerpolitik? Die Kennzeichnung des Sonderlebens im Süden bzw. in Bayern sei keine Fiktion, schreibt das mehrfach erwähnte reaktionäre preußische Blatt, die ‚neue Mainlinie‘ habe sich schon mehr als einmal geltend gemacht, und es sei mehr der straffen Energie (?) Preußens zu danken, daß nicht Erschütterungen folgten, die noch an anderer Stelle als bloß an der nationalen Erdbebenwarte wahrgenommen worden wären. Gerade deshalb könne man nicht eindringlich genug aufstellen, daß der Partikularismus, soweit er in veralteten Ideen befangen sei und längst widerlegten Vorurteilen folge, abrüsten müsse. Nur soll an seiner Stelle nicht ein Gewächs entstehen, das unter Betonung des nationalen Gedankens ein Sonderleben befürworte, von dem wir praktisch erst in diesen Monaten in Sachen der Betriebsmittelgemeinschaft, dann der Wahlrechtskämpfe beweiskräftige Daseinsäußerungen erfuhren.

„Hier haben wir es schönstens schwarz auf weiß! Zwar hat Preußen die bayerischen Vorschläge auf eine vorläufige Einschränkung der Betriebsmittelgemeinschaft auf Güterwagen gern angenommen, so daß dieser ‚Beweis‘ ausscheiden müßte. Aber die Wahlrechtskämpfe! Daher die Tränen!

„Das alles nennt man ein ‚politisches Sonderleben‘ in Süddeutschland! Ja, soll denn nicht nur die Wirtschaftspolitik, sondern alles und jedes im Deutschen Reiche nach den Bedürfnissen der Reaktion in Preußen reguliert und reglementiert werden? Wir denken, das Deutsche Reich sei ein föderalistisches Staats-

wesen, kein junkerliches Großpreußen! Und weiß man in Berlin nicht, daß die Sympathien des preußischen Bürgertums auf der Seite der Süddeutschen sind, die ihre Verfassungen demokratisierten oder im Begriffe sind, den neuen Zeitbedürfnissen Rechnung zu tragen? In Süddeutschland gibt es kein ‚politisches Sonderleben‘. Man neidet auch Preußen die Vormachtstellung nicht. Nur faßt man das Deutsche Reich nicht als ein Großpreußen auf, sondern als einen Bundesstaat, in dem die einzelnen Glieder selbständig im Rahmen der Reichsverfassung ihre staatlichen Interessen wahrzunehmen haben. Einen verhängnisvollen Partikularismus im Reiche gibt es, aber das ist der junkerlich preußische. Unter ihm hat der Norden wie der Süden gleichmäßig zu leiden, und er ist es, von dem Fürst Bismarck einmal sagte, er sei ‚der schlimmste‘. Süddeutschland folgt nicht ‚veralteten Ideen und Vorurteilen‘, sondern, treu dem Reiche, seiner begründeten Abneigung gegen die einseitige Junkerpolitik Preußens.

„Auch die süddeutschen Verfassungskämpfe gehören dazu. Im übrigen wartet man noch immer auf die berühmten ‚moralischen Eroberungen‘, die Preußen schon vor 35 Jahren in Süddeutschland machen wollte.“

Was das preußische „reaktionäre Blatt“ als bayerischen Partikularismus herauswittert, ist also, bei Licht besehen, gesundes nationales Stammesgefühl. Daß dieses auch an den schwarz-weiß-roten Grenzpfählen nicht Halt macht, erscheint allerdings noch vielen deutschen Viedermännern äußerst fatal und bedenklich, wenn nicht gar hoch- und landesverräterisch.

Im übrigen genügt es, das preußische sogenannte Landtagswahlrecht, sowie die in Preußen immer unverhüllter hervortretenden Anschläge auf das allgemeine Reichstagswahlrecht mit dem Kurse zu vergleichen, der in eben diesen Fragen von Bayerns Herrscherhause und Volke gesteuert wird. Prinz Ludwig von Bayern erklärte jüngst, man dürfe sich glücklich schätzen, daß für den Deutschen Reichstag ein Wahlsystem besteht, mit dem der größte Teil — der Bevölkerung zufrieden sei. Man solle nur das Ausland ansehen und insbesondere diejenigen Staaten, in denen verkünstelte Wahlsysteme bestünden, die dem Gerechtigkeitsgefühl der großen Masse der Bevölkerung widersprächen. Ob diese Wahlsysteme noch lange fortbestehen dürften, möchte er bezweifeln. Es sei leicht möglich, daß sie durch radikale Systeme ersetzt würden. Die Wahlen gäben seiner Meinung nach in der Regel dann ein getreues Bild von der Gesinnung der gesamten Bevölkerung, wenn sie ein gleiches allgemeines direktes und geheimes Wahlrecht besäßen. In Bayern bestehe eigentlich schon jetzt das gleiche, allgemeine und geheime Wahlrecht. Das direkte Wahlrecht und die gesetzliche Wahlkreiseinteilung solle das neue Wahlgesetz bringen. Das Land habe bei den letzten Wahlen seine Ansicht darüber geäußert. Der Wahlgesetzentwurf sei fast genau der von der

1. Staatsregierung dem letzten Landtage vorgelegt. Er bedürfe, um ins Leben zu treten, nur noch der Zustimmung der Kammer der Reichsräte. Diese zu geben, liege im Interesse des Landes, das sonst nicht zur Ruhe komme, und auch im Interesse der Kammer der Reichsräte, die dadurch an Ansehen nur gewinnen könne.

„In Pafewalk, in Pafewalk sind wir noch nicht so weit!“ Der preussische Staat erblickt in dem „elendesten aller Wahlssysteme“ noch immer das Palladium seiner spezifischen Kulturhöhe. Wenn die Sozialdemokratie dies ausschließlich auf schamlos nackte Geldsackinteressen aufgebaute Wahlssystem scharf bekämpft, so würde man ihr nur dankbar sein müssen, wenn — die ganze Art, wie sie es bekämpft, einen Erfolg verspräche. Das darf indessen noch bezweifelt werden. Schon das kraftprohige Gebaren, so spießhaft harmlos es im Grunde auch ist, schreckt manche friedlichen Bürgerleute von irgendwelchen „gewagten Neuerungen“ ab, und wenn die Partei z. B. auch für die Frauen das allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht fordert; so weiß man nicht mehr, ob ihr wirklich an einer positiven Reform gelegen ist, oder an agitatorischer Schürung und Verschärfung der Klassengegensätze. Wie man auch zu der Frage stehen möge, das erträumt doch wohl auch die rosigste Phantasie der röttesten Rosa nicht, daß die Einführung des Frauenwahlrechtes für den preussischen Landtag in absehbarer Zeit überhaupt diskutabel wird. Was soll also diese Aufstellung einer zunächst als völlig unerreichbar erkannten Forderung, die Erreichbarem nur im Wege steht?

Was sonst in dem massenhaft verbreiteten Flugblatte der preussischen sozialdemokratischen Partei gegen das sogenannte Landtagswahlrecht vorgebracht wird, beruht durchweg auf Tatsachen, bedurfte also nicht einmal des Aufpusses geschraubter, dazu ziemlich schlecht stilisierter Redensarten:

„Am 6. Dezember ist wieder einmal der preussische Landtag zusammengetreten, den man die ‚Volkvertretung‘ Preußens zu nennen pflegt.

„Ein größerer Humbug ist nicht möglich. Die 432 Abgeordneten der zweiten Kammer, die sich alljährlich in Berlin als ‚Volkvertreter‘ vereinigen, sind nicht die Vertrauensmänner des preussischen Volkes, sondern die von Junkern und Kapitalisten, d. h. von einer winzigen Minorität gewählten Interessenvertreter.

„Nachdem die Revolution des Jahres 1848 durch die Feigheit des Bürgertums ‚verlottert und verloren war‘, erhob sich wieder die Reaktion, warf das zu Recht bestehende allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht in die Grube zu den Tapferen, die man am 18. März erschlagen, die aber der Revolution zum Siege verholfen hatten, und dekretierte durch Verordnung vom 30. Mai 1849 — also ein bis heute zu Unrecht bestehendes Wahlrecht —, wonach jeder männliche Preuße sog. Urwähler ist, der das 24. Lebensjahr überschritten hat und im Besiz der bürgerlichen Ehrenrechte ist, an dem Orte, an dem er während der letzten sechs Monate seinen Aufenthalt hatte.

„Aber damit ist es nicht genug. Die sog. Urwähler werden eingeteilt in drei Klassen nach Maßgabe der Staatssteuern, die sie zahlen, wobei seit der sog. Wahlreform von 1892/93 die Einrichtung getroffen wurde, daß Steuern, die der Staat nicht mehr erhebt, wie die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern, den Haus- und Grundbesitzern und Gewerbetreibenden als Steuerleistung zur Bemessung des Wahlrechts angerechnet werden. Eine einzig dastehende Gesetzesbestimmung, die eine Minderheit noch extra begünstigt. Andererseits werden denjenigen Urwählern, die von der Staatssteuer befreit sind — also weniger als 900 Mk. Einkommen im Jahre haben —, in die dritte Wählerklasse mit einem angerechneten Steuerfuß von 3 Mk. verwiesen.

„Nach diesem Wahlssystem, das an Widersinn und Verrücktheit seinesgleichen sucht — weshalb selbst Bismarck es im Jahre 1867 im Norddeutschen Reichstag das elendeste und erbärmlichste aller Wahlssysteme nannte —, werden in jedem Wahlbezirk die Wähler nach der Steuerleistung in drei Klassen eingeteilt. Die wenigen Höchstbesteuerten — nicht selten sind es nur ein oder zwei Steuerzahler in einem Bezirk — wählen in der ersten Klasse, diejenigen, die das zweite Drittel Steuern zahlen, wählen in der zweiten Klasse, die übrigbleibende große Menge der Wähler wählt in der dritten Klasse.

„Die Steuerhöhe, welche die Klassen scheidet, differiert dabei in den einzelnen Bezirken in der unglaublichsten Weise und vollendet das Zerbild eines ‚Wahlrechtes‘ und zeigt, wie ein Wahlgesetz nicht sein soll. In einem Bezirk z. B. genügen je nach der sozialen Zusammensetzung desselben 50 Mark Staatssteuer, um in der ersten Klasse zu wählen, in einem andern Bezirk sind wenigstens 2000 Mk. Steuerleistung nötig, um in der zweiten Klasse wählen zu können. Alle Regel und alles Maß wird durch dieses System buchstäblich auf den Kopf gestellt.

„Im allgemeinen gestaltet sich das Verhältnis so, daß von hundert Urwählern in der ersten Klasse 2—4 Personen, in der zweiten Klasse 4—12 Personen, in der dritten Klasse der Rest, also 83—90 Personen die sog. Wahlmänner wählen, die ihrerseits erst den Abgeordneten zu wählen haben.

„Da aber jede Klasse gleichviel Wahlrecht hat, so können die wenigen Wähler der ersten und zweiten Klasse den Abgeordneten wählen, selbst wenn die sämtlichen Wähler der dritten Klasse, also der sehr großen Mehrheit der Wähler, zusammenhalten, um einen besonderen Abgeordneten zu wählen. Die dritte Wählerklasse hat nur insofern Bedeutung, als sie als Stimmvieh den Kandidaten unterstützt, den die Mehrheit der Wähler der ersten und zweiten Klasse ihr präsentieren.

„Mit anderen Worten: von den ca. 9 Millionen Landtagswählern in Preußen haben die ungefähr 220000 Urwähler der ersten und die ungefähr 750000 Urwähler der zweiten

Klasse doppelt so viel Wahlrecht, als die übrigbleibenden 8 Millionen Urwähler der dritten Klasse!...

„Auf Grund eines solchen . . . Wahlsystems war es möglich, daß bei den Landtagswahlen im Herbst 1903 die sozialdemokratische Partei keinen einzigen Abgeordneten durchbringen konnte, obgleich sie in 134 Wahlkreisen von den 256, in denen sie sich an der Wahl beteiligte, 315 000 Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigte, wohingegen schwächere Parteien, weil sie hauptsächlich die Wähler der ersten und zweiten Klasse auf ihrer Seite hatten, Duzende und Duzende von Abgeordneten erhielten.

„Damit sind aber die Schönheiten dieses traurigsten aller Wahlsysteme noch nicht genügend beleuchtet.

„Im Gegensatz zu dem Reichstagswahlrecht ist die Stimmabgabe bei der Wahl der Wahlmänner und Abgeordneten in Preußen eine öffentliche, d. h. der Wähler muß vor dem Wahlvorstande mit lauter Stimme die Namen der Wahlmänner oder des Abgeordneten nennen.

„Da aber die große Mehrheit der Wähler sich in sozial abhängiger Stellung befindet und durch öffentliche Stimmabgabe ihr politisches Glaubensbekenntnis verraten würde, so ziehen unendlich viele es vor, nicht zu wählen, aus Furcht gemäßigelt zu werden. So kommt es, daß in denselben Bezirken, in denen bei der Reichstagswahl 75—80 und noch mehr Prozent Wähler ihre Stimme abgeben, dieselben bei der Landtagswahl auf 15—20 Prozent sinken.

„Und unter dieser aktiven Zahl Wähler wählen auch viele anders, als sie bei geheimer Wahl wählen würden, z. B. Beamte, Lehrer, Geschäftsleute, Arbeiter in Staatsbetrieben, die nicht selten moralisch gezwungen werden, ihre Stimme abzugeben.

„So nötigt das bestehende Landtagswahlrecht zur politischen Heuchelei und außerdem kommt durch dieses Wahlsystem eine Volksvertretung zusammen, die nur von einem winzigen Teil der Wähler gewählt ist. . . Und diese von einer winzigen Minderheit Gewählten reden und beschließen im Namen des ganzen Volkes.

„Zum dritten kommt hinzu, daß seit dem Jahre 1849 die Wahlkreiseinteilung dieselbe geblieben ist. Da aber in diesem Zeitraum von über 56 Jahren die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung und ihre Verteilung große Veränderungen erlitten hat, so ist die Folge, daß die sogenannten Volksvertreter aus den ländlichen Wahlkreisen weit mehr politisches Recht besitzen, als die Vertreter aus den städtischen und industriellen Wahlkreisen. Es sind aber die letzteren, die vorzugsweise durch ihre Steuerkraft und ihre sonstigen Leistungen den Staat erhalten.

„Wenn z. B. der Wahlkreis Berlin (rechtes Spreeufer) 375 000 Einwohner zählt, der Wahlkreis Hechingen—Sigmaringen nur 33 400 oder der Wahlkreis Bochum—Witten—Hörde 334 000 Einwohner hat, der Wahl-

kreis Heiligenstadt—Worbis aber nur 40 000 — und solche Beispiele ließen sich duzendweise aufzählen — so ist auch dieses der Gipfel des Widersinnes und der Ungerechtigkeit . . .

„Um aber das Ganze würdig zu krönen, steht über dem Abgeordnetenhaus, der zweiten Kammer, das Herrenhaus, als erste Kammer, das aus den rückständigen und volksfeindlichen Vertretern der preußischen Aristokratie und den bevorrechteten Schichten eines bürgerlichen Proletariats zusammengesetzt ist.

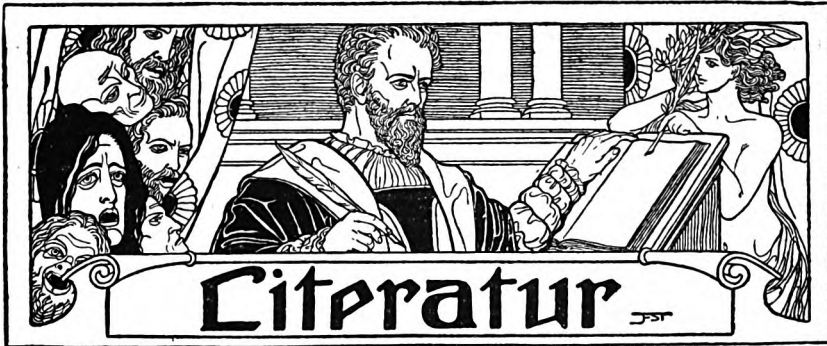
„Das sind die Bestandteile, aus denen die sogenannte preußische Volksvertretung besteht . . .

„Ihr habt bisher die Bedeutung, welche trotz des Reichstages noch die Landtage der Einzelstaaten haben, unterschätzt, sonst würdet ihr längst gefordert haben, diesem unwürdigen Zustande ein Ende zu machen. Eure Meinung über die Bedeutung des Landtages als gesetzgebende Körperschaft ist indessen falsch. Der Landtag hat zu entscheiden u. a. über das gesamte Schul- und Bildungswesen, die Stellung der Kirche zum Staat und zur Schule, die Gemeindekompetenz, das Steuerwesen, die Volksgesundheitspflege und das Wohnungswesen, die Armen- und Waisengesetzgebung, die Eisenbahnen und die Verkehrsanstalten zu Wasser und zu Lande, das Vereins- und Versammlungsrecht, den Bergbau, die Waldwirtschaft und das Domänenwesen, die Gewerbe- und Bergbauinspektion, die Agrargesetzgebung, die gesamte Staatsverwaltung einschließlich Gerichts-, Polizei- und Verwaltungswesen, die Lage der Staatsbeamten und der Arbeiter in den Staatsbetrieben usw. usw. . . .

„Erinnert euch nur an die reaktionäre Schulgesetzworlage, die gegenwärtig das Dreiklassenparlament zu beraten hat, durch welche in erster Linie die weitere Verpfaffung und Verschlechterung der Volksschule bezweckt wird. Erinnert euch ferner an die reaktionäre Berggesetznovelle, die letztes Frühjahr das Dreiklassenparlament beschloß, durch welche die gerechtfertigtesten und selbstverständlichsten Forderungen der preußischen Bergarbeiter von allen bürgerlichen Parteien schmählich preisgegeben wurden. Erinnert euch an die reaktionäre Gemeindegesetzgebung, die auch in der Gemeinde den Grundherrschaften und den Geldsack herrschen läßt . . .“

Hält man sich einfach an die hier festgestellten Tatsachen, so bleibt nur eins verwunderlich, daß nämlich eine gründliche Reform dieses Anglistproduktes von Wahlrecht ausschließlich von der Sozialdemokratie und der radikalen Demokratie angestrebt wird und nicht ganz zuerst von der Regierung und den herrschenden Klassen eines gebildeten, seiner Würde als Kulturvolk auch nur einigermaßen bewußten Staates.





Die russische Novellistik der Gegenwart

Von

Prof. Dr. A. Brückner

Lugenblichlich ist der russische Boden vollkommen erschöpft, kann moderne russische Musik größere Beachtung in Europa beanspruchen als moderne russische Literatur.

Ihr Erfolg war ein beispielloser, und doch ist sie noch gar nicht voll gewürdigt. Die Schuld liegt an den Vermittlern, an den Übersetzern, die, Schundwaren bringend, an dem Wertvollsten vorbeigehen. Was den Geschmack dieser merkwürdigen Menschen leitet, wird nie klar; sie übersetzen z. B. Nikolaus Potiechin statt des Aleksej Potiechin, sie übersetzen Potapentos Dramen, die in Rußland höchstens der Theaterkassierer achtet, sie übersetzen Danilevskijs historische Romane, Romane aus der Gesellschaft, die in Rußland selbst niemand mehr liest, usw. Die Übersetzungen selbst sind oft gar nicht aus dem Russischen, sondern aus dem Französischen gemacht, und der die „Anna Karenina“ zuerst, natürlich aus dem Französischen, übersetzte, ließ alle echt Tolstojischen Kapitel einfach weg und machte daraus eine gewöhnliche Ehebruchgeschichte eines Boulevardiers. Erst langsam wird Wendung zum Besseren bemerkbar, aber die alten Sünden sind lange noch nicht gutgemacht. So lese ich z. B., daß Dostojewskijs „Dämonen“ nur in einer einzigen deutschen Übersetzung vorhanden sind, „die an ungenügendem Verständnis des russischen Originals leidet, den Sinn manchmal entstellt und verdreht und daher nicht empfohlen werden kann“. Dabei handelt es sich um ein Werk, das tausend deutsche und französische Romane aufwiegt. Hierzu kommt Verschiedenheit der russischen Verhältnisse, die bei demselben Worte, z. B. „Kaufmann“, „Abliger“, „Student“, „Bauer“ usw., auf völlig anderes, dem Deutschen Unbekanntes abzielen, wodurch das Verständnis erschwert wird. Und nun erst die Sprache! Weil in das Deutsche am meisten übersetzt wird, aus allen Zungen aller Weltteile, gilt als Axiom, daß das Deutsche für Übersetzungszwecke am meisten sich eigne. Aber, um

von anderen Sprachen zu schweigen, gegenüber dem Russischen versagt das Deutsche vollständig; der gewissenhafteste Übersetzer nimmt den Ton zu hoch oder zu niedrig, kann nie den richtigen treffen. Es liegt dies an der Sprache; alle Feinheiten des Russischen gehen im Deutschen vollständig verloren. Der Russe kann sogar sein Zeitwort diminuiieren, zärtlich oder familiär ausdrücken, der Deutsche nicht einmal sein Adjektivum; während der Russe statt von einem malhj, milhj usw. von einem malentij, milentij usw. spricht, muß es der Deutsche bei klein, lieb usw. bewenden lassen; ebenso verhält es sich mit den Vergrößerungsworten usw.; der russische Ausdruck ist ungleich konkreter, sinnlicher, anschaulicher, der deutsche abstrakter, blasser. Man vergleiche nur einen Turgeniev im Original und in der besten Verdeutschung, um den kolossalen Unterschied zu ermessen, und Turgenievsche Prosa ist noch die übersetzbarste. Man versuche es aber mit Dostojewskij oder Lewitow, da bleibt nur ein roher Abklatsch.

Trotz dieser zum Teil unvermeidlichen, zum Teil durch geringe Sorgfalt des Übersetzer-Verräters bedingten Mangelhaftigkeit der Übersetzungen nach Zahl und Wert war der Erfolg des russischen Romans — denn nur um diesen handelte es sich — ein in den Annalen der Literaturgeschichte beispielloser. Die Literatur, die man als einen auf fremdem Boden kümmerlich vegetierenden Ableger Europas, höchstens etwa als Treibhauspflanze, von oben herab zu betrachten gewohnt war, falls man überhaupt von ihr Notiz nahm, erwies sich als reich an imposanten, originalen Erscheinungen, denen man sogar im eigenen, alten, reichen Schrifttum nichts zur Seite zu stellen hatte. Man nenne ja die Werke, die mit „Krieg und Frieden“, „Verbrechen und Sühne“ auch nur verglichen werden könnten! Es zeigte sich der erstaunten Welt, daß die Russen im Realismus und Naturalismus, ohne Solasche Pornographie, in unergründlichen Tiefen der menschlichen Psyche als Pfadfinder allen vorangegangen waren, daß ihnen, den zuletzt zu dem Weinberg Gerufenen, die Gnade des Herrn ebenso zuteil ward, wie denen, die sich seit Tagesanbruch abmühten. Ja, sie wiesen Sachen, die den Europäer irritieren mußten, eine Analyse, die vor keinem der geheiligten europäischen Popanze respektvoll Halt machte, eine Menschenliebe, ein Aufsuchen vor allem des Göttlichen im Menschen, in dem verworfensten sogar, die alle europäischen Begriffe von Moral, von Idealen einfach verhöhnte. Und die Russen hatten dabei schweres Spiel; denn ein Ibsensches Drama findet eher Verbreitung als der mehrbändige, weitschweifige, stilllose russische Roman.

Einzig war auch das Zusammendrängen von beisspiellos zahlreichen Talenten auf eine kurze Periode. Wie weit liegen z. B. in Deutschland die Geburtsjahre seiner Klassiker auseinander, wie nahe zusammen die der russischen; nur Tolstoj entfernt sich etwas mit seinem Datum 1828, sonst sind sie alle um 1820 geboren, Dostojewskij 1821, Turgeniev 1818, Nekrasow 1821, Grigorowitsch 1822, Ostrowskij 1823 usw., und alle zusammen sind noch in den vierziger Jahren, noch unter den Auspizien von Bielinskij,

wiederum mit Ausnahme von Tolstoj, aufgetreten: Lyriker, Dramatiker, Romanciers, Novellisten. Aber der Boden hat sich vorläufig erschöpft, die Tätigkeit der großen Periode setzen vorläufig nur Epigonen fort; es fehlt nicht an Schriftstellern, es fehlt an hervorragenden Talenten, die eigenartigsten, vielversprechenden sind entweder früh verstummt oder ihre Produktionskraft ist überhaupt keine größere, bescheidet sich mit kleinen und kleinsten Schöpfungen.

Zum Teil lag dies an den Verhältnissen selbst. In den sechziger und siebziger Jahren frohlockte man, daß endlich neben dem verzärtelten, erschöpften, zum Lebenskampfe ungeeigneten russischen Kulturmenschen aus dem Adel, die ungebrochene, frische, energische, im schwierigsten Kampfe gestählte Kraft des kulturlosen Russen, des Sohnes von Bauern, bäuerlicher Geistlichkeit, bäuerlichen Kleinbürgertums der Literatur frische Säfte, Energie zuführen werde. Die Hoffnungen haben sich nur zum geringen Teile erfüllt; der Schriftsteller-Plebejer ging in der Regel zugrunde, im besten Falle an Schwindsucht (Eschschow z. B.), meist am Delirium tremens, im Wahnsinn, durch Selbstmord — und schuld trug daran nicht nur ausschließlich eine ganz anormal, in dem größten Elend, unter furchtbarstem Druck überstandene Jugend; so pflegt sich, nicht nur bei Russen, der unmittelbare Übergang aus kulturlosen Schichten zu angestrebter geistiger Tätigkeit zu rächen; das Individuum erliegt früher oder später der ungewohnten Last; ein Dostojewskij, Nekrassow usw. haben furchtbar in der Jugend gelitten, als Sprossen von Kulturmenschen zeigten sie sich der aufreibendsten Arbeit ungleich mehr gewachsen als die Reschetnikow usw. Die Demokratisierung, Plebejisierung der Literatur hat somit gegenüber der vorausgegangenen, vom Adel fast ausschließlich getragenen Periode keinen Umschwung hervorrufen können; der Nachwuchs erwies sich wenig verlässlich. Verhältnisse anderer Art hinderten gleichfalls. Die Jugend, die in den siebziger und achtziger Jahren hervortrat, ist offenbar durch die Reaktion angebrochen; es fehlt ihr der naive Schwung der Jugend der fünfziger und sechziger Jahre; sie hat den alten, patriarchalischen Glauben verloren, aber die bloße Negation befriedigt sie nicht mehr, das „Reinigen des Bodens“, von dem noch Basarow und Pissarew schwärmten; sie kann sich keinen neuen Glauben schaffen, daher das Zwiespältige, Verzweifelnde, Willenlose dieser Leute ohne Energie und Überzeugung, mit ihren feinfühligsten Nerven, mit ihrem humanen Sinn; daher kein großes Wagen, kein großes Schaffen; zu einer Novelle, zu einem Gedichte mit oft vollendeter Einfassung reicht es allenfalls; höher pflegt der Ehrgeiz nicht zu gehen; man vergleiche Nadson oder Garschin, typische Vertreter — die besten — dieses Nachwuchses. Daher das Überwiegen der Novelle, Skizze, Silhouette . . .

* * *

Hoch über ihnen allen (den Novellisten Garschin, Korolento, Potapento, Jasinskij) steht ein Künstler von Gottes Gnaden, Anton Eschschow, von Fach ein Arzt — daher die Häufigkeit von Ärzten und Krankheits-

bildern, zumal psychischen, z. B. der schwarze Mönch u. a., in seinen Novellen. Begonnen hatte er seine rasche, glänzende Laufbahn in denselben humoristischen Journalen, die Lejtin nie hätte verlassen sollen; das Pseudonym Tschexonte zeichnete Sachen, die oft wie für den Pariser Gil Blas berechnet schienen und noch im März 1905 einem Übersetzer in Berlin Anklage wegen unzüchtiger Schriftstellerei zuzogen, die Geschichte von dem Geistlichen, der sein Privileg der ersten Hochzeitsnacht weiter verkauft; oft wieder für die „Stretosa“ mit ihren anspruchslosen Wizen über Kaufleute, Ehrengäste bei Hochzeiten, die für feste Tagen vermietet würden u. dgl., kurze Feuilletons meist. Die Feuilletons dehnten sich, und mit ihnen, gegen die sonstige Regel, streckte sich das Talent zu immer längeren Novellen, die bald Tschexov an die Spitze der modernen Novellisten stellten. Jetzt liegt sein unvollendetes Werk — auch ihn trieb Schwindsucht in den vorzeitigen Tod, nach einer Jugend voll schwerer Entbehrungen — in zehn Bänden vor, deren einer der interessanten Beschreibung von Sachalin, Land und Leute, gewidmet ist, ein anderer Dramen, die übrigen Skizzen und Novellen enthalten.

Welch eine Fülle von Gestalten! nicht nur menschliche, denn auch Tiere treten handelnd und redend auf, der verunglückte Wunderpudel sowohl wie der Braunschuch u. a. Tschexov weicht nur den höheren Ständen aus; sonst findet man ganz Rußland vertreten, den kleinen Postbeamten in seinem Schrecken vor dem Examen oder in dem Ausgeben seiner Frau für die Geliebte des allgemein gefürchteten Polizeimeisters, wodurch er sich Ruhe vor anderen „Freiern“ schafft; Untersuchungsrichter, Gymnasiallehrer, Geistliche — in der furchtbarsten Armut; Sänger (d. i. Kirchenlieder), Gastwirte, Kaufleute, Edelleute, das sind oft wieder nur Beamte usw., bis zu Führern, Nachtwächtern, Dieben: nur ganz zufällig fällt einmal eine wirkliche Erzellenz in eine einfach-zufriedene Umgebung herein und bedingt den Umsturz aller Ordnung. Wir belauschen das mittlere und kleine „Rußland“ bei seinen trügerischen Hoffnungen (eines Lotteriegewinnes!), bei seinen realen Enttäuschungen und Entbehrungen, bei seinem Kampf ums Leben, bei dem vergeblichen Rütteln an den Stäben seiner Käfige, bei seinen seltenen Protesten, ständigen Kompromissen. Komisch, humoristisch sind ja viele von ihnen . . . Es fällt auf, wie pessimistisch er von den Frauen denkt; sogar die zum Opfer von ihm auserkoren schienen, führen schließlich zur Schlachtbank den Mann; die gewissenlose Ausbeutung des Mannes und gedankenloser Leichtsinns sind nur zu oft die Eigenschaften seiner Frauen und Mädchen, die in dem Einfangen der „Kavaliers“ meisterlich bewandert erscheinen . . .

Petersburger Leben tritt ganz zurück, schon Moskauer ist häufiger, aber besonders fahndet Tschexov auf die Provinz, und summiert man den Gesamteindruck, so kommt man auf das vor einem halben Jahrhundert gefällte Urteil des Dissenski in „Greisensünde“ zurück: „Um in einer solchen Gesellschaft zu leben — mögen Sie wollen oder nicht, dazu gehört eine

stattliche Reserve von Tapferkeit.“ So ändert sich nicht das russische Leben, und Tschechovs Humor ist, wie überhaupt dem russischen, nicht recht zu trauen. Humoristisches Detail verbirgt oft den tragischsten Hintergrund, der alsbald durchbricht . . .

Tschechov bleibt der strengste Realist, sogar wo er Psychisches („Ein Fall aus der Praxis“ — die psychische bis zur physischen Krankheit sich steigende Unbefriedigtheit des jungen, reichen Mädchens) oder hellen Wahnsinn („Der schwarze Mönch“) schildert; jegliche mystische Stimmung ist ihm fremd; sein Stift kennt keinen undeutlichen, schwankenden Zug. Kein überflüssiges Detail; bei aller Knappheit größte Anschaulichkeit — doch fehlen lebhaft, grelle Züge, grau in grau sind seine Gemälde, wie das Leben selbst, das sie darstellen. Es fehlt nicht ein Zug zum Symbolischen; die allegorische Sprechweise ist ihm wie allen Russen wohl vertraut . . . Symbole und Allegorien liebt er besonders in seinen Dramen. Denn der Novellist wurde zum Dramatiker, obwohl ihm dramatischer Nerv fehlt. Er begann damit, seine Novellen einfach in dialogifizierte und dramatische Form zu bringen — sie wiederholen sich fast wörtlich, z. B. „Das wehrlose Geschöpf“ und „Hochzeit aus Berechnung“, aber auch seine Dramen sind nur solche dramatisierte Novellen geblieben, „Die Möwe“, „Die drei Schwestern“ u. a., mit ihren endlosen Dialogen, mit ihrer Schilderung des Milieus, mit dem Fehlen einer dramatisch belebten Handlung, wirksamer Kontraste; dasselbe Leben grau in grau, das in seiner täglichen, stündlichen Einwirkung den besten Willen, die schönsten Vorsätze, den entschlossensten Charakter langsam, aber sicher nicht zermalmt, sondern zerbröckelt und zerreibt. Dieser russischer Pessimismus lagert über diesen schwankenden, unklaren, in sich selbst zerrissenen Helden, ohne Glauben an sich und ihre Sache — aber zum Unterschiede von den Novellen läßt Tschechov in den Dramen immer Leute mit der festen Hoffnung auf eine andere, bessere Zukunft auftreten, Träumer und Tröster; es überkommt uns unwillkürlich Zweifel, ob diese Idealisten recht behalten werden, doch verdient schon dieser Hinweis auf einen Ausweg, dieses Sursum corda alle Anerkennung. Denn sonst ist es trostlos in diesem alten Rußland, das wir bei Tschechov kennen lernen; im friedlichsten Schlaf ruhen seine weiten Ebenen, nichts unterbricht die Kirchhofsruhe, nicht einmal die Schreie der physisch oder geistig Verhungerten, in diesen Städten, wo sich vor Langweile die Gefündesten erbrechen müssen, in diesen Dörfern, wo der rohste Aberglaube, die alte Entfremdung von jeglicher Intelligenz (vergebliche Annäherungsversuche derselben), die bittere Not unausrottbar bleiben. Müde und schlaff werden, die einst an das Aufspritzen der Geister dachten; ihren Bankrott ersäufen sie im Alkohol; am wohlsten fühlen sich noch die Egoisten sans phrase, die auf Kosten der Nächsten leben und sich oft noch einen Nimbus der Superiorität zu wahren wissen („Onkel Vania“), sogar bei den resignierten Opfern ihres Egoismus, in deren Mund der Hinweis auf ein Lebensziel, dieses sperare contra spem, fast wie Blasphemie er-

klingt. Und überall das Walten eines blinden Zufalls, unter dessen Räder die Menschen unversehens geraten, wie das kleine Dienstmädchen, das das Kind der Wirte halb unbewußt erwürgt. Auf der ganzen Linie ein einziger Sieg der Routine, der Lebensgewohnheiten, des kräftesten Egoismus, der willenslosten Schwäche; wehe, wer dem Zuge seines Herzens folgt; wehe, wer sich dagegen aufbäumt. Und Stuft auf Stuft setzt sich diese Mosaik altrussischen Elends zusammen, und unerträglich wäre auf die Dauer der Anblick, wenn nicht die tiefe Sympathie für die Opfer, eine geläuterte Humanität (Umkehr des Dichters von Tolstoj's „Idealen“), und vor allem eine unaufdringliche, bescheidene, aber außerordentliche Kunst dieses Gemälde beselzten: eine schier unerschöpfliche Gestaltungskraft, die sich in einer Fülle immer lebender, immer neuer Individuen (vor Verallgemeinerungen, Typen hütet sich Tschechow) gefällt; eine reiche Phantasie, die durch neue, unvorhergesehene, aber genügend motivierte Wendungen und Wandlungen lebhaft interessiert; ein gesunder Realismus, der auch vor drastischen Zügen nicht zurückscheut; eine starke Dosis Humor, der in der russischen Literatur so seltenen Gabe; eine Sorgfalt der Ausführung, die angenehm überrascht. Tschechow ist als der russische Maupassant bezeichnet worden — vielleicht wegen des Vorwiegens erotischer Themen, Ehebruchsgeschichten (in seinen Dramen sind fast alle Paare unrichtig verbunden) — von dem Franzosen unterscheidet ihn die mattere Pinselführung, das Meiden von Effekten (sogar bei tragischen Verwicklungen), die größere Liebe zu dem Menschen (nur diesen, nicht die Natur, kennt und stellt er dar; sogar seine Tiere scheinen verkleidete Menschen). Das alte Rußland, wie es, das Herabsteigen des Engels in den Reich Siloa erwartend, nicht lebt, sondern vegetiert, träumt und schläft, lernen wir bei Tschechow kennen und fragen verwundert, wo Anzeichen, Garantien einer Änderung, eines Wandels zum Besseren vorhanden sein könnten.

Diese Anzeichen, Garantien finden wir anderswo. Tschechow ist der streng objektive Künstler, ein Schüler förmlich des Turgeniew, an die alte Adelliteratur erinnernd, trotz des Wandels in der Wahl der Stoffe und Typen, ein Pessimist, der die Welt ihren Gang ziehen läßt, — den Protest gegen diese Welt, die resolute Forderung auf gründliche „Änderung des Fahrplanes“ verkörpert Gorkij (Pseudonym für Pieschtow, ein Schüler, wenn man bei diesem Autodidakten von Schule reden darf, auch von Korolento). Es soll ihm heute der Prozeß gemacht werden wegen angeblicher Urheberchaft revolutionärer Proklamationen; aber jede seiner von der Zensur selbst autorisierten Skizzen, Novellen, Dramen ist eine revolutionäre Proklamation. Beide, Tschechow und Gorkij, sind aus derselben Hefe des Volkes hervorgegangen, aber wie grundverschieden sind ihre Charaktere, wie spiegeln sie den alten Gegensatz russischer Künstlernaturen wider, den wir einfach, um auf bekannte Typen zurückzugreifen, als Gegensatz von Puschkin-Permontov bezeichnen könnten; der objektive Künstler, der sich mit dem erfreulichsten Leben schließlich ausöhnt; der subjektive, der, zu Kompromissen ungeeignet, an seinem Protest gegen die „Ordnung“, die ihm nur Unord-

nung scheint, festhält, sollte er darüber zugrunde gehen. Diese scharfe, protestierende Note ist das Interessanteste bei Gorkij. Ohne literarische Bildung, ohne subtileres Talent, am Boden haftend trotz allen mißlungenen idealistisch-allegorisierenden Schwunges, zu dem ihm die Flügel fehlen, ist der Vertreter der Bossiaken-Strömung in der Literatur (etwas anderes kennt er kaum) eine neue, wichtige Erscheinung. Unzufriedene gab es vor ihm immer, aber sie verzehrten sich in ohnmächtigem Grimme, knirschten heimlich mit den Zähnen und ballten die Fäuste in der Tasche, ohne jemandem ernstlich wehe tun zu wollen; es fehlte ihnen an Energie und Initiative. Gorkijs Helden, denen man zu nächstlicher Zeit lieber nicht begegnen möchte, sind nicht die willenlosen, von Reflexion zernagten Hamlets aller Stände, Alter und Geschlechter, die so charakteristisch sind für die russische, nicht nur adlige, Literatur, alle die „Problematischen Naturen“, die in Rußland fast mehr Anklang als in Spielhagens Heimat gefunden haben, sondern sind kampfschlossen, rücksichtslos, pochen auf ihre Fäuste oder das Messer im Stiefelschaft, gehen der Gesellschaft, die sie ausgestoßen hat, direkt zu Leibe, nützen ihre Kraft aus, wahre Herrennaturen, über Gutes und Böses erhaben, ihren Instinkten oder Launen nachgehend, vor nichts zurückschreckend, — sie fallen nur ganz aus ihrer Rolle, wenn sie sich als Opfer ausgeben, die Gesellschaft zur Rechenschaft ziehen, mit verchliffener Romantik paradieren, die Wahrheit suchen und das Böse anklagen: als wenn Wölfe auf Schafe ihre Freßlust abwälzten. Dieses Neue, Temperamentvolle, dieses Sichstellen auf die Seite des Kräftigen und seines Rechtes am Leben (wehe, wenn ihm ein Schwächerer dazwischen kommt!), ganz im Gegensatz zu der altruistischen, humanitären Haupttrichtung der russischen Literatur, sicherte bei der Jugend vor allem, bei den Unzufriedenen, den fast beispiellosen Erfolg Gorkijs; im Auslande kam dazu der Reiz des ethnographisch Neuen; der Typus aller dieser Landstreicher, Vagabunden, verlorenen Existenzen, wie sie namentlich im „Nachtasyl“ zusammenkommen, fesselte außerordentlich. Gorkij ist womöglich noch weniger Dramatiker als Tschechow; seine Dialoge und Milieuschilderungen in den „Kleinbürgern“, „Nachtasyl“ usw. verzichten auf ein dramatisches Gefüge; sein Gebiet ist beschränkter, im Grunde kennt er nur und beschreibt den Bossiak; seine willenlosen Schwächlinge, z. B. in den „Kleinbürgern“, sind uns seit jeher vertraut gewesen. Und ebenso beschränkt ist seine Kunst; solange seine rohen Helden roh schimpfen und handeln, bewegen wir uns auf sicher erkundetem Terrain, sonst geraten wir sofort in Nebel und Untiefen, — auch der Tolstojaner Luta Lutitsch aus dem „Nachtasyl“ kann an diesem Faktum nichts ändern. Zuungunsten von Tschechow ist namentlich im Auslande Gorkij kolossal überschätzt worden; eine literarische Suggestion ohnegleichen hat seinen Erfolg über alle Maßen aufgebaut. Gorkij ist mir interessant als russischer „Protestant“, nicht als Künstler; durch seinen Stoff, nicht durch die Form; durch den Ton, nicht durch die Melodie; man merkt ihm an und ist ihm dankbar dafür, daß er keine schwächlichen Kompromisse eingehen, daß er alles fordern und nicht mit den geringfügigsten Abschlagszahlungen sich bescheiden wird; er

ist ein starker Mensch, kein großer Künstler, ein Unkündiger (der Sturmvogel!) einer neuen Generation, die vielleicht mit Sturmeschritten heraneilt und der Melancholie, der „adeligen Hypochondrie“, dem russischen Langmut des Volkes, dem europäischen Pessimismus des Gebildeten den Krieg erklären wird. Gorkij ist wichtiger für das russische Leben als für die russische Kunst; Europa hat er überhaupt nichts zu sagen, wenn uns nicht seine grenzenlose Verachtung des verweichlichten und daher zum Lebenskampfe unfähigen, stets Kompromißlüsternen Kulturmenschen imponiert. . .

Dagegen scheint ein bedeutender Künstler in Leonid Andrejew erstanden, den wieder nur Novellen bekannt machten. Von allen vorausgegangenen unterscheidet ihn namentlich der moderne Stil, der impressionistische. Nicht wie die Sachen an sich sind, nur wie sie ein verfeinert krankhaftes, mitunter abnormes Gefühl empfindet, sucht er wiederzugeben, in ganz subjektivem Schaffen, das namentlich mit der Farblosigkeit von Tschechow und der Kunstlosigkeit von Gorkij scharf kontrastiert. Eine oft phantastische, gespenstische Beleuchtung des Gegenstandes, einer urrealen, ja sogar banal-widerwärtigen Situation — keine Phantastik etwa im Stile Edgar Poes, sondern strengstes Kleben an alltäglicher Prosa, dafür jedoch ein Verstärken des Eindruckes in den überreizten, gequälten Sinnen, ein Hören des Unhörbaren und Sehen des Unsichtbaren — gegenüber der sonstigen Nüchternheit russischer Farbgebung ist dieses grelle Auftragen etwas Neues und erinnert eben an den bis zur Manieriertheit, Geschraubtheit sich versteigenden Stil unserer Modernisten. Man lese z. B. „Das rote Lachen“ — eine geradezu gespenstische Schilderung der Schrecken des jüngsten Krieges in abgerissenen Skizzen eines Teilnehmers, des Schwerverwundeten, und seines Lebens daheim zu eigener und zur Pein seiner Nächsten. Vereschtschagins bekannte Gemälde konnten das Grauen des Krieges, die Vertierung der Menschen, ihren Wahnsinn, die physischen Leiden, das Abstumpfen gegen alles, das rein Mechanische, Instinktive, ja Idiotische der zur Schlachtbank geführten Opfer nie so eindringlich schildern wie diese brutalen, verzweifelnden, rasenden Worte, diese Fragen: Wozu? warum? Oder „Die Sturmglöcke“ mit dem panischen, lähmenden Schrecken, den sie zur Zeit der Feuersbrünste verbreitet usw. Wir legten Gewicht auf den Stil, die Psychologie, weil er ein neuer ist; er war immer Stärke der russischen Künstler — und der Kunst, wie bei Tschechow, die Menschen mit wenigen Strichen wie lebend hinzustellen; man denke z. B. an den alten Lafaien Fenogen, wie er seinem wieder „In unbekannte Ferne“ — der revolutionären Propaganda — aus dem behaglichen Elternheim, diesmal für immer, wegstürzenden jungen Herrn ängstlich nachläuft, wie die Henne dem Entlein, das aufs Wasser geht.

(Aus: Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen, II. Band: Geschichte der russischen Literatur von Prof. A. Brückner, Preis brosch. Mk. 7.50, in Leinen geb. Mk. 8.50, in Halbfranz Mk. 9.50. Vgl. die Besprechung in dieser Nummer.)



Ein Wort über Gerhart Hauptmann

Als vor längerer Zeit von Gerhart Hauptmann ein dramatisches Fragment „Elga“ in der „Neuen Deutschen Rundschau“ erschien, konnten die Verehrer dieses immerhin bedeutenden Poeten daran ihre Freude haben. Wurden sie auch nicht durch das Fragment gebliebene Kunstwerk selbst überwältigt, so konnte es sie in unserem amerikanisierten Zeitalter schon wie der Hauch aus einer edleren, größeren Welt berühren, wenn hier ein Dichter innerlich reich genug war und vornehm genug empfand, um ein angefangenes Werk nicht invita Minerva zu vollenden, sondern es lieber wie die Meister einer unschuldigeren Vergangenheit in seiner Künstlerwerkstatt gelassen beiseite stellte. Als dieses Fragment aber dann auf der Bühne des Lessingtheaters erschien, schützelten auch die eingeschworenen Preßtrabanten des Dichters den Kopf und konnten es nicht begreifen. War Gerhart Hauptmann so arm geworden, daß er die Santiemen für die Aufführungen in Betracht ziehen mußte? War sein Ruhm so wenig fest gegründet, daß er fürchten mußte, ihn zu verlieren, wenn er sich nicht in jeder Saison mit einem neuen Werke und mit neuen Reklamemotiven in der Presse wieder in Erinnerung brachte? Es waren höchst seltsame Rätsel zu lösen. Schon Alfred Kerr hatte einmal einen Freund Gerhart Hauptmanns, Georg Hirschfeld, als sein „Bergsee“ erschienen war, darauf aufmerksam gemacht, daß er noch nicht das Recht habe, Werke, die nur für eine spätere biographische Betrachtung merkwürdig sein könnten, in die helle Öffentlichkeit des Tages hinauszusenden; solche Werke eigneten sich, einmal in dem Nachlaß des Dichters aufgefunden zu werden. Schon er hatte einmal trotz seiner dauerhaften Bewunderung von Gerhart Hauptmann in bezug auf die Aufführung von „Schluck und Jau“ gesagt: „... In solchen Fällen müssen die Freunde sich des Manuskripts bemächtigt, der Direktor es gegen den Willen des Autors aufgeführt haben.“ Von Gerhart Hauptmann und seinen Leuten aber dürfen wir wohl vermuten, daß sie nicht einmal die Geduld hätten, die Herausgabe ihres Briefwechsels anderen zu hinterlassen. Wäre Theodor Fontane von ihrer Art gewesen, so hätte er die „Briefe an seine Familie“ noch selber herausgeben müssen.

Dazu hat Gerhart Hauptmann immer offen gezeigt, es komme ihm allein auf den äußeren Erfolg seiner Dichtungen an. Nach dem Mißerfolg seines „Florian Geyer“ war er in eine förmliche, melancholische Depression geraten, hatte er einen wehmütigen Brief ohne jede Haltung an den Vorstand der Wiener Grillparzerstiftung geschrieben, und als man im vorigen Winter jenes Werk glaubte rehabilitieren zu müssen, und bei dieser zweiten Premiere durch ein mangelhaftes Funktionieren der Theatermaschinerie die Wirkung des einen Aktchlusses in Frage gestellt wurde, stürzte er selber ganz haltungslos vor den Vorhang und stammelte in einer jämmerlichen Ansprache an das Publikum seinen Schmerz hervor ob dieser Störung in der äußeren Darstellung seines Werkes. Der Gedanke an das Publikum scheint den Dichter ja auch — nicht wie Wildenbruch und Schiller als ein gerechtfertigtes, instinktives Bemühen um szenische Steigerungen und Effekte, sondern als eine regisseurmäßige Lust an Mäßen — sehr zu beherrschen. Im „Fuhrmann Henschel“ läßt er den Hotelwirt Siebenhaar ein Knäblein an der Hand führen, und da wir aus der Biographie des Dichters wissen können, daß die Vorgänge des Stückes sich in

Wirklichkeit in dem Salzbrunner Hotel von Gerhart Hauptmanns Vater abge spielt haben, so soll dem Publikum damit der platte, triviale Spaß gegeben werden, daß es in dem Knaben eben den Dichter dieses Stückes erkenne. Im „Biberpelz“ führte der Dichter sich ein als den Doktor Fleischer. Ah, all dieses ist kaum noch zu verstehen.

Nur vom Standpunkte einer amerikanischen Kellame aus kann es verstanden werden, wenn ein Dichter Wert darauf legt, daß von ihm unausgeführte Werke aufgeführt werden. Denn in Amerika wäre es vielleicht nicht einmal mehr möglich, auch nur begreiflich zu machen, daß für den echten, wahren Dichter unter Umständen eine Verpflichtung bestehen könne, eine günstige Geschäftskonjunktur nicht auszunutzen. — Gerhart Hauptmann ist in der Art auch nicht unterschieden von den zynischen amerikanischen Journalisten und vor allem den Zeitungskorrespondenten, die mit ihrer spitzen Feder und ihrer Eubogenenergie die Karriere machen. Der Rembrandtdeutsche findet unter den Friesen eine bestimmte, wenig sympathische Art nüchtern kühler, verstandeschlauer Deutscher, zu denen er auch Mommsen rechnet. Aber diese Naturen sind nicht nur in Friesland (und übrigens wohl auch nicht nur in Deutschland) zu finden. Gerhart Hauptmann gehört zu ihnen.

Ein wirkliches Genie kann nur in dem dunklen Schatten einer tiefen, grünunspinnenen Verborgenheit wohnen und gedeihen, und abseits und unerreichbar von dem lauten Eitelkeitsstreben des Tages hielten sich in unseren Tagen auch alle wahrhaft Großen: Ibsen, Böcklin, Tolstoi, Nietzsche, Ellencron. Gerhart Hauptmann aber muß wohl das Kunstgefühl von Paul Lindau oder dem verflorenen Maler Gräf haben. Man kann sich diesen Gegenstand vergegenwärtigen, wenn man sich etwa vorstellt, Ibsen, Tolstoi, oder unser Wilhelm Raabe sollten das geistlose Leben des modernen Komfortmenschen führen. Fulda, Sudermann, Alfred Kerr können es führen, wenn sie an dem Luststreben der modernen Großkapitalistentreife teilnehmen und durch Palästina, Agypten und Japan reisen. Nun ist es nicht unmöglich, sich auch Gerhart Hauptmann vorzustellen unter den leeren, empfindungslosen, allein an den modernen Komfortkrimstrams denkenden Reisenden. Sich unter ihnen Wilhelm Raabe oder Gustav Falke vorzustellen, dagegen würde sich alles in einem sträuben.

Man kann dabei an den Typus des großkapitalistischen Dichters denken, wie ihn Zola verkörperte: aus seinen kunstkritischen Schriften können wir deutlich erkennen, daß es ihm (so formuliert es Wilhelm von Scholz) immer um den äußeren Erfolg der von ihm kritisch vertretenen Kunst zu tun war, nicht um die Erhöhung und Bervollkommnung dieser Kunst an sich. Wir dürfen dem Dreyfußmanne nicht den Idealismus schlechtthin absprechen; aber dieser Idealismus ist so ganz anderer Art als der, den wir in deutschen Landen lieben.

Wir meinen, ein Dichter müsse immer in einer bescheidenen, selbstverfunkenen Verträumtheit dastehen. Er muß duften, wie manche Blume, während er seinen Kelch zur Erde gesenkt hat. Über ihm müssen die Fäden und Netze der wirklichen Macht gesponnen werden, ganz gleich, ob diese Macht den Königen, den Rittern oder den Handelsherren eignet. Mit dem klirrenden, funkelnden Stolz kann er nur schaffen, wenn er von adliger Herkunft ist wie Walter von der Vogelweide oder Goethe oder Byron, oder wenn er sich den wirklichen Königen und Rittern angliedert wie Shakespeare oder Fontane oder Schiller. Wenn er aber einmal bürgerlich gesinnt bleibt, dann kann er bei uns

in deutschen Landen nur ein Bürger von einer bestimmten, stillen Jean-Paul-Art sein. Ein großbürgerlicher d. i. kapitalistisch-bürgerlicher Dichter will uns nicht recht eingehen. Gerhart Hauptmann aber müssen wir wohl als einen solchen ansehen.

Den gewöhnlichen, plebejischen Kreisen der ungeheuer reichen Börsenbesucher, Terrainhändler und Bauspekulanten in den großen Städten bleiben unsere großen deutschen Dichter schon durch ihre lichte, helle Art durchaus fremd. Ihnen bleiben Ellencron, Wilhelm Raabe und auch Gerhart Hauptmann etwas Fremdartiges, und sie fühlen, daß diese Dichter nicht Fleisch von ihrem Fleisch und nicht Bein von ihrem Bein seien. Durch seine Dichtertart ist Gerhart Hauptmann ihnen fremd. Aber wenn er gleichzeitig den profit-eifrigen Entrepreneur und Impresario seiner Schöpfungen macht, dann hat er sich jenen Empfindungskreisen menschlich näher gebracht. Und dann hat er sich seinem Volke entfremdet und sich geradezu erniedrigt.

Sich so über die Persönlichkeit unserer Dichter klar zu werden, mag nicht ganz überflüssig sein. Denn diese Persönlichkeit bleibt doch offenbar das Wichtigste für unsere Literatur. Es erscheinen jetzt zahlreiche Dramaturgien, die das Rätsel zu lösen suchen, warum unsere Dichtung trotz aller Fortschritte der Wissenschaft seit Shakespeare nicht so fortgeschritten sei wie sie, die Wissenschaft, bis Darwin. Diese Bücher kann man schon, ohne daß man auch nur einen Blick hineingetan hat, als völlig töricht ansehen und sich die Lektüre ersparen. Denn was muß das für ein Ästhetiker sein, der da glaubt, daß durch ein Erkennen der für das Schaffen der Dichter wirksamen Gesetze die Schöpfungen der Poeten vervollkommen werden könnten! Sollen die Menschen durch die Fortschritte, welche die Wissenschaft der Physiologie machte, schöner und stärker geworden sein? (Man könnte es kaum für möglich halten, daß leidlich intelligente Menschen sich solchem Irrwahn hingeben, wenn man nicht sähe, wie in unserem Zeitalter die Menschen durch die Presse und die Spezialwissenschaften in ihrem Geiste geradezu dummdreist-beschränkt werden.) Jedenfalls zu den starken, lebendigen Jünglingen und Männern, die, sich in edler Kraft und Haltung in einem Paradiese umhertummelnd, ihr Volk mit der Fülle ihres Gefühls begnaden und beglücken können, gehört Gerhart Hauptmann wahrlich nicht.

Robert Jaffé



Theatralische Kleinkünste

Dramatische Kleinkunst von verschiedenfältiger Physiognomie brachte ein Abend im Deutschen Theater, drei Miniaturen, die sich für die dekorative Kunst dieser Bühne dankbar eigneten: ein Florentiner Renaissance-Relief; einen primitiven Legendenholzschnitt; ein Blatt von karikaturistischem Linienwis, den Silhouetten Walltons verwandt.

Das erste war ein Werk Oskar Wildes, „Florentiner Tragödie“. Es ist ein charakteristisches Zeichen jener Art, rein auf die Bildwirkung zu arbeiten. Man hat den Eindruck, daß dem, der dies machte, der Schauplatz,

die Szenerie, die Stellung und die Gebärde der Personen zueinander, umspielt von geheimnisvollen Lichtern, die Hauptsache war, und das, was sie erleben und sagen, nur ein unvermeidliches Füllsel. Dekorative Statisten, wesenlos, seelenlos, doch mit bedeutsamer Maske, so erscheinen die Gestalten.

Sie sind nicht eigen-menschlich dargestellt, sondern figural-ornamental in einen Stimmungsrahmen hineingefest. Solche Gattung kann wohl ein gewisses Geschmacksvergnügen erregen, aber in diesem Fall begibt sich das Fatale, daß das Geschmackskunststück zum Schluß peinlich aus der Rolle fällt, seinen Stil verliert und eine plump-aufdringliche Pointe grellstimmig ins Publikum schreit. Es ist bezeichnend, daß diese frostige, auf dem Gehirnweg erzeugte Gattung gern die grausamen, nervenspannenden Stoffe wählt. Hier soll ein Nachtstück aufsteigen, mit stärksten Affekten geladen. Der Florentiner Kaufmann Simone kehrt zur Nacht heim in sein Haus und findet bei seinem Weib, der weißen Bianca, den Prinzen Guido, des Fürsten Sohn. Die Situation zwischen den drei Menschen wird mit Flackerlicht beleuchtet: das junge Weib steht, von Haß umzingelt, da, voll schlimmem Hohn und Verachtung gegen Simone; der junge Prinz lehnt lässig, hochmütig gegen die Wand und läßt glatte Worte spielen; und der unseligste von den dreien — der einzige, der etwas tiefer individualisiert ist —, Simone, wird hin und her geschüttelt vom Kampf des Inneren. Wut und Rachedurst zuckt auf und dann wieder kommt die gebückte, sich duckende Demut hervor, der feilschende Krämer Sinn. Ein lauernes, schleichendes Versteckspiel ist zwischen den dreien, und die Schauer des Todes wehen um sie, der Mord liegt in der unheilgeschwängerten Luft. Diese Stimmung bringt Wilde suggestiv heraus. Aber er läßt sie nicht weiterklingen, sondern er macht dann innerlich hohle lebende Bilder. Dieser Simone ist mordbereit, das fühlt man. Aber man ist erstaunt, wie dieser Gedrückte, Hinterhältige plötzlich einen Zweikampf regelrecht und förmlich zwischen sich und dem Prinzen veranstaltet. Das Motiv ist klar. Wilde wollte die Nuance blanter, um ein Weib sich kreuzender Klängen, über die daselbe Weib die flackernde Fackel hält. Hier ist das Dekorativ-theatralische so bewußt und deutlich, daß diese Situation ganz kühl läßt.

Dann, als das erledigt, folgt außerdem noch der Mord. Simone entwaffnet Guido, stürzt sich auf ihn und erwürgt ihn.

Diese Würge Szenen sind sehr bezeichnend für gewisse dramatische Grausamkeitsinstinkte, im „Grafen von Charolais“, in der „Madonna Dianora“ Hofmannsthals werden die Racheopfer auch in dieser Form vom Leben zum Tode befördert.

Doch dieses letzte Würgewerk in dieser Florentiner Tragödie ist nicht tragisch, sondern nur ein böser, greller Effekt.

Und zu diesem Sensationstableau werden dann jene Pointen gebracht, die so schief wirken. Bianca sagt zu Simone: Ich wußte nicht, daß du so stark bist; und er umarmt sie und erwidert bedencklich-schlagfertig: Ich wußte nicht, daß du so schön bist.

Das ist eine grinsende Frage und künstlerisch eine Brutalität.

Wenn dieser Akt dichterisch nichts zu geben hatte, so bot er freilich für die Bühne Gelegenheit zu einem Bild voll düsterem Glanz. Ein niedriges Gemach mit dunkelschweren Möbeln und der teppichverhangenen Galerie; hinter dem geschnitzten Tisch und vor dem Stollensschrank die Gestalt der Frau, so geschnitten, daß sie wirkte, wie eine jener rätselvollen Florentiner Büsten mit den unergründlichen Lionardo-Augen.

Reicheren Gefühlsinhalt hatte das zweite Stück des Abends, die Legende „Der heilige Brunnen“. Sein Verfasser, der damit in Deutschland eingeführt wird — die Übersetzung ward wie die Wilkes von Max Meyerfeld gut getroffen —, ist ein Ire, J. M. Synge (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin).

Einen Holzschnitt nannte ich es im Anfang; dies Spiel, das sich unter blinden Bettlern begibt, versucht das Primitivum alter Wunderdarstellungen zu treffen, und seine Personen, die geistig Armen und Mißgestalteten, die verkrümmerten, gebeugten Geschöpfe der Landstraße, vom Wetter zermürbt und bresthaft, erinnern an Blätter des sechzehnten Jahrhunderts, an die armen Schwartenhälse, an die fahrenden Leute, die kieltröpfigen Gänge von grotesker Mißgeburt, an Dürersche Dudelsackpfeifer und Bettelmönche. Auch an die Callot'schen Kupfer kann man denken, die mit solcher Vorliebe das Malerische und Kuriöse der Vagabunden, der Jakobsbrüder schildern, und an die berühmte Folge des Hieronymus Bosch: „Allerlei Arten der Kunst des Bettelns“, mit ihrem Sammler-Raritätssinn für Abnormitäten und Ansäer. Bänkelsang und Gassenhauer sind der Text dazu:

Ich und mein Weib wir können schön tanzen,
Sie mit dem Bettelsack, ich mit dem Ranzen.

Solche Stimmung bringt Synge in seinen Bildern gut heraus. Glücklich ist das Sentimentale vermieden. Des Bettlerpaar, der Mann und seine Frau, sitzen am Kreuzweg in der warmen Sonne, sie schwäzen, sie hadern miteinander; in der dumpfen Einfalt ihrer trüben Sinne haben sie auch, wie die Sehenden, ihre Eitelkeiten und Koketterien. Das alte, runzlige Weib — hier kommt in den Holzschnitt der echte Groteskenzug — fühlt sich als die „schöne Blinde“ und der Mann muß an ihre Reize glauben, wenn ihm auch die blecherne Stimme das größte Mißtrauen einflößt. So spielen die Leutchen sich gegenseitig Märchen ihrer Einbildung vor. „Gottes Narren“ könnte man sie mit einem tiefen Wort Maarten Maartens nennen.

Sie sind sehr echt und ganz aus ihrem Schicksal, aus der so ganz anderen Welt heraus, in der sie leben, empfunden. Draftisch und lebendig wird das mit mannigfachen Zügen charakterisiert und die „Psychologie de mariage“ mit den Zankscenen der Eifersucht spiegelt sich in diesem schnurrig-traurigen Paar gar absonderlich.

So originell das Stück in diesen genrehaften Zustandszenen ist, so unpersonlich und flau wird es, wenn es seinen eigentlichen Sinn durch die Handlung entwickeln will. Da es sich eine Legende nennt und Blinde die Hauptpersonen sind, liegt es natürlich nahe, daß ein Heilungswunder geschieht. Das begibt sich denn auch; ein frommer Mann erscheint, der ein heiliges Wasser im Krüglein trägt, er naht sich den beiden und während das Dorfvolk neugierig herumsteht, führt er erst den Mann in die kleine Kapelle, dann das Weib, ihnen die Augen zu öffnen.

Mit der Gabe des Sehens, die seinen Figuren zuteil wird, schwindet offenbar dem Verfasser die Gabe des Gestaltens. Die erste burleske Szene des ersten schaudervollen gegenseitigen Erblickens gelingt ihm noch, dann aber fällt ihm nicht viel mehr ein, und mühsam schleppt sich der mittlere Akt vorwärts, in dem die beiden vergeblich sich ihrem neuen Leben einzupassen versuchen. Der Verfasser quält sich schwerfällig, den Mangel an bildnerischer Kraft durch wortreiche, stark unterstrichene Erläuterungen, durch allzu direkt gebrachte Erklärungen zu ersetzen.

Das Motiv, das hier behandelt wird, und das man mit den Worten bezeichnen kann: Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod, hat im Gleichnis der Blindheit mannigfach literarische Behandlung gefunden. Das Wohlthuende der Lebenslüge und die Härte der Wirklichkeit ließ sich gut am Beispiel des Blinden exemplifizieren, und durch eine jähe Heilung ließ sich weiter ein packendes Abbild von dem Gegensatz zwischen Schein und Sein geben, und gleichzeitig als Unterton die skeptische Erkenntnis, wie wenig der Mensch selbst weiß, was ihm gut tut.

In einer sehr klugen Novelle von Anselm Heine, „Peter Paul“, wird z. B. das Geschick eines jungen Malers geschildert, der eigentlich nicht viel kann, um den sich aber durch das Bestrickende seines Wesens, seinen Geschmack, den Zauber seines Sprechens Illusionen gesponnen haben, daß man das Höchste von ihm erwarten kann. Er kommt nicht dazu, die anderen und sich zu enttäuschen, denn er erblindet, und nun, noch verklärt durch die Tragik, ist sein Nimbus unzerstörbar, die Heilung aber würde ihn gewöhnlich machen.

Nicht so fein, sondern mit dickbeutlicher Absicht, mit lehrhaftem Zeigestock führt ein französisches Stück, das nach der Mode der Moralitäten und Parabeln des achtzehnten Jahrhunderts im asiatischen Gewande des Reiches der Mitte spielt, am Schicksal eines Mandarinens aus, wie glücklich, unenttäuscht, einbildungseingewiegt der Blinde war, und wie der Geheilte dann mit seinen neugeschenkten Augen nur Niedertracht, Antreue, Falschheit zu sehen bekommt und froh ist, als die mildtätige Binde wieder über ihn sich senkt.

Der Zeigestock regiert auch bei Synge. Das, was wir nur merken und uns selber aus der Ansicht der Begebenheiten, aus der miterlebenden Erfahrung sagen sollten, das wird hier mit ermüdender Eindringlichkeit uns ins Gesicht gerufen, dreimal wird alles gesagt, und was Tiefsinn sein sollte, das wird zur Röhler- und Binsenweisheit. Die Einfalt und Dumbheit der Blinden muß jetzt mit einemmal in eine Beredtheit umschlagen, und sie paraphrasieren sogar ihr eigenes Geschick in literarischen Gleichnissen: „Da merkt' ich, mir ging's wie den kleinen Kindern, die Altweibergeschichten lauschen und nachher in der dunklen Nacht träumen, sie wohnen in prachtvollen Häusern aus Gold und haben Schrecken im Stall — und dann wachen sie auf, und es tropft vom Dach ins Simmerchen, und 'n verhungertes Esel schreit draußen im Hof.“

Es ist bedeutsam für die Art des irischen Dichters, die offenbar mehr lyrischer Natur, daß er von neuem eigenere und feinere Sätze findet, als er die beiden wieder blind gemacht hat.

Mit den Sehenden war er ziemlich hilflos, die Wiedererblindung führt er willkürlich und gewalttätig herbei, als er aber seine Leutenen wieder auf dem Stein sitzen hat, am Kreuzweg, unter dem hellen, schimmernden Himmel der irischen Landschaft, die sich mit buntgefärbten Abhängen jenseits der morschen Steinmauer am Horizont hinzieht, da spinnt er humorhaft beschauliche Stimmung. Viel Hübsches findet sich da: Wie sie sich erst nicht gegenseitig merken, wie sie ihn am Schritt, er sie an der Stimme erkennt; wie sie, die sich sehend nicht ausstehen konnten, jetzt im gemeinsamen Geschick nun wieder zueinander tasten und Gemeinschaft fühlen, viel näher als zu den lieblosen sehenden Menschen; wie sie ihre alten Einbildungsspiele wieder aufnehmen, wie der Mann nun gutmütiger zuhört, wenn das Weib davon spricht, daß sie mit langem, weißem Haar doch eine schöne alte Frau sein wird, wie sie dagegen es immer noch nicht lassen kann, sich über ihn aufzuhalten, er würde nie ein schöner alter

Mann. Da aber fällt ihm auch etwas ein, und strahlend trumpft er auf, er wird sich einen schönen langen, silberweißen Bart wachsen lassen: „Ein weißer Bart ist was Herrliches an einem alten Mann, was Herrliches. Da bleiben die Reichen stehen und strecken die Hände hin mit echtem Silber und Gold. Und einen Bart kriegst du nie. Drum halt dein Maul!“

Run lacht auch das Weib: „Wahrhaftig, wir sind ein prachtvolles Paar.“

So sitzen sie in der Sonne und schwäzen, und mit ihren geschärften Sinnen wittern sie den Frühling in der Luft mit Goldamselwitzißern und Blütenduft vom Ginkfer und allen den Lauten auf Flur und Feld, Blüten der Lämmer und Gackeln und Spektakeln der Hennen am Hügelabhang — und wunder schön ist's, hier so ganz still und ruhig zu sitzen und all das zu riechen, was aus der Erde wächst und knospet. . .

Das wäre der rechte Stimmungsausklang. . . Falsche Deutlichkeitsfucht verführt leider Synge dazu, das, was sich hier klar genug spiegelt, in einer Erklärungsjene noch einmal breitspurig vorzutragen und zu verwässern. Der Heilige erscheint nochmals, er will das Heilungswert wiederholen und muß sich jetzt von dem Blinden einen Vortrag über das Glück des Nichtsehens halten lassen. Und schließlich bricht das Ganze etwas verlegen ab.

Rund und in seiner Kleinkunst vollendet war die Karikatur, die den Schluß des Abends machte: „Der Herr Kommissar“ von Courteline. Man kann Courteline am besten mit gewissen modernen Zeichnern vergleichen, mit Balloton, mit Forain, mit Thomas Theodor Heine. Er liebt die Exzentriklinie der Romik, jene Grotesken, die man in witzig geschliffenen Hohlspiegeln von der menschlichen Erscheinung empfängt. Und je toller und verrenkter das Abbild ist, je ernster und unbewegter ist die Miene dessen, der diesen Guckkasten zeigt. Aus dieser Mischung kommt die unwiderstehliche Romik. Clownereien mit Lebenserkennnisvollem Hintergrund gibt Courteline, die Torheiten und die berubigenden Konventionen der Mitmenschen entlarvt er, eine Schar boshafter Teufelchen liegt bei ihm auf der Lauer, die blizschnell der Gravität ein Bein stellen, daß sie sehr unpathetisch umpurzelt. Und das Vergnügen an diesen tragikomischen Gegenständen ist die Schadenfreude. Der Russe Tschchow, der Däne Wied haben eine ähnliche Scheinwerfertechnik.

In dem allgemeinen Lebenswitz steckt bei Courteline dann immer noch die Spezialsatire. Und wie im „Kommissar“, so wird auch sonst gern der Anfehlbarkeitswahn des französischen Beamten aufs Korn genommen. Ein burleskes Inferno, in dem die reine Vernunft beschämt und entwaffnet sich in den Hintergrund zurückzieht.

Nicht Kleinkunst, aber eine Nippsache war Mag Dreyers Schauspiel „Venus Amathusia“, das im Schauspielhause aufgeführt wurde. Und eine Nippsache, die unfreiwillig komisch wurde, weil ein großer Stoff zu einem niedlichen, zucker süßen Format zugeschnitten war.

Der Stoff ist aus Dahnscher Völkerwanderungssphäre, er will die Barbaren in Berührung mit der absterbenden alten Kulturwelt bringen, und die Rache der alten, vertriebenen Götter, der Götter im Exil, an den jugendstarken Siegen, den reinen Toren, darstellen.

Aber dieses Thema, das blutvoll lebendig hätte verdichtet werden können, wird in Ton und Haltung eines Schullesebuchs für die reifere Jugend behandelt. Das Venusbild, die verderbende Schicksalsgöttin für die Eindring-

linge, die seine Macht verleugnen, ist ein toter, kalter, vergilbter Gipsabguß aus einer dumpfen, staubigen, verräucherten Studierstube. Und diese Alemannen, die Florentia erobern, sind weder ungeschlachte Urwaldbären, noch haben sie die echte herbe Sprödigkeit der Gestalten der germanischen Heldensage, jene Keuschheit des reinen Eros. Sie sind nicht Parzivalisch, sie sind auch nicht aus dem Nährboden des Grillparzer'schen „Weh' dem, der lügt!“ oder der Kleist'schen „Hermanns Schlacht“. Sie sind deutlich erkennbar vom Stamm des Salmschen „Sohn der Wildnis“; in ihren Adern rinnt Limonade und Zuckerwasser, und Liebe, Seelenkampf und Sterben ist ihnen fade Deklamation.

Dabei wäre der Konflikt, der hier das Treibende ist, an sich von tragischer Fruchtbarkeit. Die Alemannen haben, da sie durch den Verrat einer Italienerin schwere Schlachtverluste erlitten, über sich das Gefes verhängt, daß der sterben muß, der sich mit einem italienischen Weibe einläßt.

Der Konflikt besteht nun darin, daß der junge König seinen liebsten Kameraden zum Tode verurteilen muß, während er selbst auch schon liebesvergiftet ist. Bei Dreyer siegt indes zum Schluß die Jugend; der Alemannenhäuptling muß sich, als dies Gift weiter wirkt und er am Ende durch den übrigen sehr nüchternen und phantastielosen Verführungsvortrag der schönen Lucrezia ins Straucheln gerät, ins Schwert stürzen. Und sein sterbender Körper wälzt sich über die von ihm zertrümmerte, am Boden liegende Venusstatue. Der denkende Leser erkenne daraus die tiefe Symbolik in dieser Nippsache.

Felix Poppenberg



Eine Geschichte der russischen Literatur

Professor Dr. A. Brückner, „Geschichte der russischen Literatur“ (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, brosch. Mk. 7.50, geb. 8.50). Das Werk des Berliner Universitätsprofessors ist nicht nur an sich eine sehr bedeutsame Leistung, sondern füllt auch eine oft stark empfundene Lücke aus. A. v. Reinholdts vor 20 Jahren erschienene „Geschichte der russischen Literatur“ war schon damals eine ja allerdings recht verdienstliche, aber in der psychologischen Grundrichtung der gesamten Auffassung wenig gelungene Leistung, die auch gerade gegenüber der Gegenwart vielfach völlig versagte. Inzwischen ist das Buch vergriffen und nicht wieder aufgelegt worden. Die kleine, in der Sammlung Götschen erschienene Literaturgeschichte von Polonski gibt infolge des knappen Umfangs nicht mehr als Skizzen und kommt über der Mitteilung des Tatsächlichen kaum zum Psychologischen. Gerade dieses aber ist für die russische Literaturgeschichte besonders wichtig, denn hier liegt ein ganz anderes Verhältnis vor als für die westeuropäische Literatur. Es geht nicht an, die russische „schöne Literatur“ aus dem Gesamtleben der Nation als ein Geschlossenes herauszuheben und für sich zu betrachten. Brückner sagt selber darüber: „Deutschen oder Italienern, Engländern oder Franzosen ist die schöne Literatur Ausdruck nationalen Fühlens und Sinns neben anderen; dem denkenden Russen, der keine freie Presse keine Versammlungsfreiheit, kein Recht auf

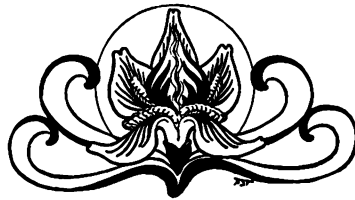
freie Meinungsäußerung besaß, wurde die schöne Literatur zum letzten Hort seiner Gedankenfreiheit, zum einzigen Mittel einer Propaganda anständiger Ideen. Er erwartete und verlangte von der Literatur seines Landes keinen ästhetischen Zeitvertreib nur; er stellte sie in den Dienst alles Edlen und Guten, der Tendenz der Aufklärung und Befreiung der Geister. Daher die auffallende Einseitigkeit, ja Ungerechtigkeit, die Russen den vollendetsten Werken der eigenen Literatur gegenüber bewiesen, wenn sie der Tendenz, den Erwartungen der Partei oder des Tages nicht entsprachen.“

Die Geschichte der russischen Literatur ist also gleichzeitig die der russischen Kultur. Abgesehen davon sind nur durch die richtige Erfassung der Gesamtverhältnisse die russischen Literaturwerke richtig zu verstehen. Fast alle hervorragenden Dichter Rußlands haben aus dieser erzieherischen Auffassung ihres Berufs kein Hehl gemacht. Der große Kritiker Bjelinskij, der Regenerator der russischen Literatur, erklärte: „Die Geisteswerke der bloßen Inspiration und Phantasie sind nicht viel mehr wert als die Tinte, mit der sie geschrieben sind.“ Gogol schrieb 1841: „Was nützt es mir, zu wissen, daß die Gedankenwelt in Wissenschaft und Kunst, in Religion, Geschichte usw. mir offen steht, wenn ich mein Wissen nicht mit denen teilen kann, die meine Brüder in Christo, meine Nächsten sein sollen, die mir aber durch ihre Unwissenheit und Ankultur entferten sind? Was schiert es mich, daß die Privilegierten glücklich sein können, wenn die große Menge das Glück nur vom Hörensagen kennt, und wenn dieses Glück unter vielen Tausenden nur sehr wenigen, nur Ausgewählten zuteil werden kann. Wenn meine armen Brüder nicht daran teilnehmen können, so verschmähe ich ein solches Glück. Ist es etwa recht, sich durch Wissenschaft und Kunst von seinen Mitmenschen zu isolieren?“ Wenn auch nicht so schroff wie diese beiden, haben doch die meisten russischen Dichter ähnlich empfunden. Man denke nur an Tolstoi. Dadurch kommt es, daß die russischen Schriftsteller ein so hohes Bewußtsein von ihrer Lebensaufgabe in sich tragen; sie fühlen sich als Lehrer und Begleiter ihrer Völker. Andererseits wird ihnen die Erfüllung dieser klar erkannten Aufgabe durch die gesamten Verhältnisse außerordentlich schwer gemacht. Der Ton der Resignation, der Verbitterung oder einer, wenn auch oft verschleierten Satire stellt sich natürlich ein.

Brückner hat seine Aufgabe durchaus diesem russischen Geiste gemäß aufgefaßt; durch seine hervorragende Leistung ist erst jetzt dem in anderen Verhältnissen Erwachsenen ein rechtes Verständnis der russischen Literatur ermöglicht. Freilich ist Brückner dadurch gelegentlich selber jener Einseitigkeit verfallen, die er als für die Russen charakteristisch hervorhebt; bei der Ruhe seiner Urteilsweise wirkt es aber nur selten störend. Eine Erscheinung wie Puschkin ist ihm allerdings gerade seiner Vorzüge wegen verschlossen geblieben, was um so auffälliger ist, als es gegenüber der allgemeinen Richtung der russischen Literatur doppelt hervorsticht, wenn ein Dichter wirklich freier Künstler ist, die Kunst so auffaßt, wie wir sie aufzufassen gewohnt sind; und es ist schade, daß Brückner das nicht genügend fühlte, oder wenn er es fühlte, aus diesem Grunde für Puschkin keine Sympathie empfand. Denn das fesselnde Problem dieses Dichters, die gesamte Tragik seiner Erscheinung, wie auch jene Momente seiner Kunst, die sonst leicht stören können, erklären sich aus diesem Verhältnis, das den Künstler der gesamten Gesellschaft und der Literatur und Kunst seines Landes gegenüber vereinsamen machte. Auch andere Dichter

werden durch die starke Betonung dieser Auffassung in eine etwas einseitige Beleuchtung gerückt, so wenn Brückner den Künstler in Gorki vor der genauen Betrachtung des Kämpfers kaum mehr sieht. Auch Turgenieff scheint mir nicht in seiner ganzen Bedeutung erfasst zu sein. Er ist denn doch mehr als bloßer Stilist und Formkünstler. Sonst wird man fast immer mit Brückner übereinstimmen können und auch bald erkennen, daß durch diese aus den Verhältnissen natürlich herausgewachsene Betrachtungsweise viele sonst schwer zugängliche Naturen sich psychologisch leicht erschließen. Man vergleiche dazu den glänzenden Abschnitt über Dostojewski.

So dankbar ich es begrüße, daß Brückner weitaus den größten Teil seines Buches der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts gewidmet hat und von der älteren nur so viel heranzieht, als zum Verständnis der historischen Entwicklung notwendig ist, so bedaure ich es doch recht sehr, daß er nicht eingehender auf die russische Volkspoesie zu sprechen gekommen ist. Gerade über russische Volkslieder liegt in den großen Sammlungen von Balatireff ein so bequem zugänglich gemachtes Material vor, daß es sehr zu bedauern ist, daß nicht endlich ein so feiner Kenner der russischen Volksseele, wie Brückner es ist, uns Westeuropäern eine bessere Kenntnis der russischen Volkspoesie erschließt, als wir sie jetzt aus den sogenannten russischen Volksliedern besitzen, die im Grunde nur schwächliche Nachahmungen sind. In der Schreibweise der russischen Namen hätte Brückner dem deutschen Publikum, an das er doch denkt, mehr entgegenkommen können. Die Einführung neuer Schriftzeichen scheint mir da kaum angebracht zu sein, und es wäre jedenfalls besser, wenn an Stelle derselben jene deutschen Schriftzeichen ständen, die das Lautliche möglichst annähernd wiedergeben. Brückners Sprache übt einen eigenartigen Reiz aus, trotzdem sie keineswegs einwandfrei ist, zuweilen sogar mit der deutschen Grammatik in Widerspruch gerät. Man fühlt aber überall ein starkes Temperament und eine lebenswürdige Persönlichkeit. Davon können sich unsere Leser ja auch aus dem Abschnitt überzeugen, den wir aus dem Werke zum Abdruck bringen. Alles in allem verdient das Buch, das einen Teil der großangelegten Sammlung „Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen“ bildet, warme Empfehlung. Es ist sehr zu begrüßen, daß in dieses wertvolle Unternehmen auch die slawischen Literaturen Europas inbegriffen sind, denn sie bilden die beste Überleitung zum Verständnis des rein orientalischen Geistes.





Kind und Kunst

vom Standpunkte einer Mutter

Von

Ida Häny-Luz

Es ist wohl kaum zu einer Zeit schwieriger gewesen, Kinder zu erziehen, als heute, wo eine Fülle neuer Forderungen an die Eltern herantreten, ohne daß noch irgend jemand die Frucht dieser neuen Richtungen hätte beurteilen können. Noch ist das Geschlecht nicht in den Kampf mit dem Leben hinausgetreten, das von fortschrittlichen Erziehern geleitet, einen Beweis dafür erbringen soll, daß es ein „Jahrhundert des Kindes“ geben wird, das unendlichen Segen auf kommende Geschlechter zu ergießen vermag. Mit zu den großen Forderungen der Neuzeit gehört es, daß wir wieder ein kunstverständiges und kunstfreudiges Menschengeschlecht brauchen und daß die Erziehung als ein Hauptfaktor dafür mitwirken kann. Man kehrt mit Paulten und Trompeten zu dem Grundsatz zurück: „Nur das Beste ist für das Kind gut genug“, und es liegt in der Natur der Sache, daß sich schaffende Künstler sehr leicht für die gegebenen Persönlichkeiten halten, eben dieses Beste zu schenken.

Es wäre in diesem Zusammenhang unangebracht, darzutun, wie weit unser Geschlecht von wahren Kunstempfinden entfernt ist, wie arm an großen künstlerischen Eindrücken die Generation heranwachsen mußte, die zwischen 1860 und vielleicht 1880 geboren, und wie nur da, wo, etwa von den acht- und vierziger Jahren her, noch eine ideale humanistische Kultur Hausgeist war, in die Jugend reines künstlerisches Empfinden floß. Wir alle, die wir in unseres Lebens Mittag stehen, haben in den Jahren der höchsten Begeisterungsfähigkeit für Kunst keine Anregung von außen erhalten und wir haben als reife Menschen erst einen ganzen Ballast falscher Vorstellungen wieder abwerfen müssen.

Und nun sollen es unsere Kinder besser haben! Im allgemeinen ist es ja auch besser geworden. Wir konnten für unser Jungvolk schon ein bedeutend höher stehendes Milieu in der eigenen Häuslichkeit schaffen, als

das war, in dem wir aufgewachsen, Kunstgewerbe und Maschinengroßbetrieb haben angefangen, ein Segen und nicht mehr ein Fluch zu sein; es ist uns möglich, ohne allzu große Unkosten Möbel und Weißwerk, Farben und Stoffe so zusammenzustellen, daß eine Häuslichkeit einen festen und eigenartigen Charakter annimmt, aber damit ist doch noch nicht genügend für die künstlerische Vorbildung unserer Kinder getan. Das haben wir Mütter natürlich eingesehen und noch vor etwa fünf Jahren mit ängstlicher Sorgfalt aus den Büchern, die wir in der Jugend besaßen, das Beste zusammengelesen, um es unsern Kindern wieder zu geben. Es ist unschwer zu begreifen, daß Dichter und Künstler wie Richter, Pletsch, Robert Reinick, daß Publikationen wie die frühere „Deutsche Jugend“ als etwas Gutes für alle Zeiten feststehen und nicht in einem Atem mit der grassierenden billigen Jugendbibliothek genannt werden dürfen, die neben schrecklichem Inhalt schauerliche Illustrationen brachte. Seit einigen Jahren gibt es nun auch wieder neue Bilderbücher, von Dichtern geschrieben, von Künstlern illustriert, die sicherlich einen ungeheuren Fortschritt bedeuten . . . das Endziel sind sie aber immer noch nicht. So hat vor allem Kreidolf einen neuen Weg eingeschlagen und viele andere sind ihm, zum Teil mit Glück, gefolgt. Doch haben alle diese künstlerischen Kinderbücher den großen Nachteil, zu teuer zu sein; ein Preis von vier bis fünf Mark für ein Buch ist für den Mittelstand, der doch der Kern des Volkes ist, unbedingt zu hoch. (Kreidolfs „Wiesenzwerge“ gibt der Schaffsteinsche Verlag in Köln jetzt versuchsweise für nur 1 Mark ab. D. R.) An der Höhe des Preises ist wohl auch die in bezug auf Illustration unbedingt vornehmste Jugendschrift: „Jugendland“ gescheitert. Aus persönlicher Erfahrung muß ich aber mitteilen, daß sich meine Kinder, die von uns auf allen Gebieten mit dem Fortschritt geführt werden, mit den „modernen“ Bilderbüchern nie recht befreundet haben, daß ihnen der vielgerühmte „Fitzebuse“ kaum einen Eindruck machte und daß sie sich immer weit mehr für Mutters altmodische Bücher mit den feinen Holzschnitten erwärmten. Ein Besuch der „Kunstwart-Ausstellung“ im Dürer-Haus, bei dem ich zugleich in die Bilderbücher des heurigen Weihnachtsmarktes Einsicht nehmen konnte, zeigte mir, daß nichts hervorragendes Neues geschaffen worden und daß diejenigen Bücher wiederum die wertvollsten waren, in denen der Text mit Bildern irgend eines Meisters versehen war, der eben nicht „für das Kind“ oder sonst jemand zeichnete, sondern einfach für sich selber.

Immerhin blieb bis dahin die Illustration der bedeutendste Vorzug für die Förderung der Kunst im Leben des Kindes, und zwar die Illustration zu begleitendem Text oder für Bilderwerke jeder Art. Der Text der neuen Bücher aber war nur ausnahmsweise so gut, daß er den Kindern etwas Neues und Segenbringendes bot, so daß sich die Leitung der Lektüre eigentlich vielmehr darauf beschränkte, wertlose Bücher zu eliminieren, als neue wertvolle zu übermitteln. Besonders die neuen Märchen tranken fast alle an irgend einem Punkt, und es sind fast nur die kleinen Geschichten von

Frau Paula Dehmel, die den Kindern ans Herz griffen. Doch reicht auch die Wirkung dieser Erzählungen bei weitem nicht an die der alten Märchen, oder den Lederstrumpf, Wildermuth-Geschichten und gar „Onkel Toms Hütte“ heran, und vor allem liegt auch heute noch das Gebiet der wahren Erzählung, nach der rationalistischere jüngere Kinder so sehnfüchtig verlangen, vollkommen brach. Zeitschriften, wie das „Heim der Jugend“ (Berlin, S. Cronbach), leiden an demselben Mangel, und man hält sie eben nur, um sein Scherflein beizutragen und mitzuhelfen, eine Bewegung zu stützen, die vielleicht doch einmal etwas wirklich Gutes zeitigt. Die vonehme Publikation: „Kind und Kunst“ (Darmstadt, Alexander Koch) ist durch den Doppelcharakter, daß sie sich an Eltern und Kinder wendet, schon von vornherein nur sehr bedingt dem Kinde direkt vorzuführen. Es wäre ja im Grunde genommen, fast ein Wunder, wenn eine so wenig naive Zeit, wie die unsere, sofort den rechten Ton für das Kind finden sollte. Meine Mädels haben an den alten „fürnehmen“ Herren bis jetzt immer noch am meisten gelernt, an den Bildern alter Meister, die ich im Wechselrahmen an die Wand hänge, an guten Stichen nach alten Italienern, die ich von Hause mitgebracht, an Wanderungen durch die Straßen, wo man sie auf alles Sehenswerte aufmerksam macht, am Beobachten der Töne und Stimmungen in der Natur und in puncto litteris an Vorlesungen aus den wirklichen Dichtern, wobei Frau Mama eben manchmal einen Passus verschluckt, der später nachgeliefert werden wird. Ich meine, wenn ein Mädchen von dreizehn Jahren es nicht fertig bringt, von einem Backfischroman mehr als einige Seiten zu lesen, wenn sie in tiefer Ergriffenheit einen Schwind zu verstehen sucht und sich als höchstes Geschenk den Mönchskopf aus dem Giorgioneschen Concerto in musica wünscht, wenn sie über einen alten Schweinslederband entzückter ist, als über den allerfeinsten Goldschnittband, so kann man hoffen, daß der Welt in ihr ein wirklich ästhetisch empfindendes Menschenkind erwachsen wird.

Von den Büchern ging es zu der Reform der Spielsachen. Eine sehr hübsche Ausstellung solch neuer Dinge habe ich mit meinen Mädchen besucht. Es waren entzückende Sachen da, und wir Erwachsenen hatten unsere liebe Freude dran. Meine Kinder aber kühlten sehr bald ab in ihrer Bewunderung, und verschiedenen andern Kindern, die ich über ihre Eindrücke befragte, war es genau so gegangen. Alle fanden es sehr hübsch zum Anschauen, der Wunsch nach dem Besitz der Dinge war nicht in ihnen erwacht. Schon vorige Weihnachten hatte sich meine schon erwähnte Große ausgebeten, daß ich ihr doch keine „modernen“ Möbel für die Puppenstube kaufen möchte, und in der Ausstellung sagte sie auf einmal: „Ach, Mutti, wir wollen doch nun zu den ‚natürlichen‘ Spielsachen“, womit sie die alt-hergebrachten meinte. Es soll gerne zugegeben werden, daß für meine Kinder diese neuen Formen vielleicht zu spät gekommen sind, und daß sie eben darum die Spielsachen vorziehen, die sie gewöhnt sind, aber es sind auch tatsächlich außer den hohen Preisen noch Ausstellungen grundsätzlicher Art daran zu machen. Die Kinder haben die Empfindung, daß man mit den

Sachen nicht ordentlich spielen kann, da ihnen vom Künstler schon ein viel zu entschiedener Charakter aufgedrückt worden ist. Das waren freilich niedliche Gänseliesel und Hänfel und Gretel und Bräute und Königinnen, aber eben nicht Puppen, die jeden Augenblick nach dem Willen des Kindes die ganze Skala der menschlichen Entwicklungsstufen durchmachen können, die heute als Baby im Stechkissen liegen, morgen selber Hochzeit machen und übermorgen wieder als Schulmädel eifrig lernen. Auch die Dörfer, Meiereien zc. leiden daran, daß sie in der Aufstellung des Künstlers zwar wundervoll wirkten, in jeder andern Kombination aber kaum befriedigen konnten, da sie sich auch meistens aus so wenigen Gegenständen zusammenstellten, daß eben nicht viele Variationen möglich waren.

Einen wirklichen Höhepunkt bedeuten aber die neuen Malbücher, die im Verlag von Jos. Scholz in Mainz herausgekommen sind. Endlich einmal Vorlagen, die das Kind wirklich nachmachen kann! Und wenn sich Künstler wie Thoma dazu hergeben, die Vorzeichnungen zu machen, so muß es dem Kinde eine Freude sein, mitzugehen.

Es soll mit diesen Zeilen der Bewegung an und für sich natürlich nicht zu nahe getreten werden, die als solche doch von allen einsichtigen Menschen nur freudig begrüßt werden kann. Es ist dabei vor allem lobend zu erwähnen, daß diese neue Spielkunst in prachtvoller Weise das Wesentliche der Dinge gegenüber dem Zufälligen hervorzuheben versteht. Schon das Kleinvolk, das jetzt erst Augen und Herz der großen Welt entgegen öffnet, nimmt vielleicht eine andere Stellung zu der Frage ein, als meine Kinder. Dadurch wird sich dann auch entscheiden, inwieweit wir Eltern im Recht waren, als wir vielerlei als unerquicklich empfanden, was wir immerhin mit dem Verstande anerkennen mußten, denn in Zeiten der Übergänge ist es schwer zu sagen, ob sich unsere Stellung gegenüber dem Neuen nur durch die Gewohnheit an anders geartete Verhältnisse oder aber durch eine tieferwurzelnde instinktive Forderung nach dem Echten und Guten rechtfertigt.



Religiöse Kunst

Den Freunden einer lebendigen religiösen Kunst ist große Freude widerfahren. Die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Straßburg hat Ed. von Gebhardt zum Ehrendoktor ernannt. Der Redner führte dabei u. a. aus: „Was soll unserem Meister der Kunst der theologische Dokortut? Unsere Fakultäten pflegen die höchsten Ehren, die sie zu vergeben haben, verdienten Forschern und Gelehrten zu verleihen oder angesehenen Männern in der Kirchenleitung, daneben hervorragenden Predigern und öffentlichen Wohltätern und Selben auf dem Felde christlicher Liebestätigkeit. Aber in

eine dieser Gruppen oder in mehr als eine stellen wir heute Ed. v. Gebhardt. Ja, er ist ein Prediger; ein Prediger von Gottes Gnaden, der gewaltiger redet, als wir Schriftgelehrten. Er ist ein Prediger, der dieser Christusfindenden Gegenwart den wahrhaftigen Christus verkündet; den, der nicht nur die Liebe ist, sondern auch der Zorn, nicht nur die Erbarmung, sondern auch das Gericht. Er ist ein Prediger, unser Künstler an dieser Stätte, und an mancher anderen Stätte, in so vielen, vielen lieben deutschen Häusern und in der großen Öffentlichkeit unserer Gegenwartskunst. Eben darum aber soll er auch ein öffentlicher Wohltäter heißen. Ist er doch ein Kriegsmann und ein Friedensstifter für unser Volk. Ein Kriegsmann, der zu Felde liegt, erfolgreich und siegreich, wider jene saft- und kraftlose sogenannte christliche Kunst, die im Zeitalter Bismarcks ihr Recht verloren hat, wenn sie es je besaß, und die unter uns kein Recht mehr haben darf. Aber ein Friedensstifter daneben, der dem Geschlecht der Gegenwart, dem kulturseligen und kultur müden, Brücken schlägt hinüber zu dem alten Evangelium, das nie veraltet ist und nie veralten kann. Ein Friedensstifter auch insofern, als vor dem Genius seiner Kunst viel Streit verstummt und die Verschiedenheit der Meinungen und Geschmacksrichtungen verschwindet.“ — Die Feier der Ehrenpromotion fand in der Düssel-dorfer Friedenskirche statt, in der Gebhardt endlich Gelegenheit wurde zu zeigen, daß eine Vollauf in der Gegenwart wurzelnde religiöse Malerei auch Kirchenmalerei sein kann. Es ist ja zweifellos ein trauriges Zeichen, wenn ein solcher Gegensatz überhaupt auftritt, wenn die Kirchen nicht mehr den Mut haben, der zeitgenössischen Kunst ein Heim zu bieten. Um so erfreulicher ist es, daß nun nacheinander Gebhardt, Steinhäuser und Uhde von kirchlicher Seite mit Monumentalaufgaben betraut worden sind.

Michelangelo hat ein herrliches Wort gesprochen: „Die echte Malerei ist edel und fromm durch den Geist, in dem sie arbeitet; denn nichts erhebt die Seele des Einsichtigen mehr und zieht sie mehr zur Frömmigkeit, als die Mühe, etwas Vollendetes zu schaffen. Gott aber ist die Vollendung, und wer dieser nachstrebt, strebt dem Göttlichen nach.“ Suchet für die Kirchen nach echten Künstlern, Männern, die durch ihr Schaffen beweisen, daß sie in der Kunst ihre innersten Überzeugungen zu offenbaren streben. Da es sich um die Ausschmückung christlicher Gotteshäuser handelt, kommen naturgemäß nur Künstler in Betracht, die sich zur christlichen Weltanschauung bekennen. Mehr sollte man aber nicht verlangen. Dogmatische Prüfungen haben hier nichts zu suchen. Viel weniger aber noch eine Prüfung auf künstlerische Dogmen. Dazu gehört aber die Festlegung auf bestimmte Stilgattungen oder eine bestimmte Technik. Freiheit der Gestaltung ist die Grundbedingung für das Gelingen eines künstlerischen Werkes. Daß die zugrunde liegende Gesinnung christlich sei, ist das Entscheidende. Die Art, wie sie sich ausdrückt, hat von jeher mit den Zeiten gewechselt. Naturgemäß also auch die Formensprache der christlichen Kunst. Nur, wenn ein Gegenwartsmensch vollkommen seiner Art gemäß sich ausdrücken darf, kann er wahr sein; Wahrheit aber ist die Hauptbedingung echter Kunst.



Unsere Münzen

Der Darmstädter Bildhauer Rudolf Boffelt, der gerade auf dem Gebiete plastischer Kleinkunst sehr Beachtenswertes geschaffen hat, spricht in einer Studie über „die Kunst der Medaille“ über unsere heutigen Münzen folgende beherzigenswerten Worte: „Ein beschämendes Gefühl unserer künstlerischen Unmut befällt uns, wenn wir unsere Geldstücke mit den Münzen des Altertums vergleichen, wenn wir sehen, wie die damaligen Münzen eins waren mit dem Leben der Völker, wie sie ihre Geschichte, ihre Siege, ihre Freuden und Spiele und ihre Zeiten der Trauer und Bedrückung widerspiegelten. Wie wenig dagegen haben uns unsere Münzen zu sagen! Wenn sie nichts weiter sein sollten als Metallscheiben mit Wertangabe, so genügte es, daß dieser Wert in klarer, schöner Ziffer angegeben würde! Aber unsere Geldstücke tragen Bildnisse, die Bildnisse der Münzherren, und das sollte sie zu Kunstwerken stempeln. Aber mit der Kunst haben sie jeden Zusammenhang verloren, denn diese schematischen, alle an derselben Stelle des Halses mit geschwungener Linie guillotinierten Fürstenbildnisse können keinen Anspruch mehr darauf erheben. Und dann diese Rückseiten, diese ausdruckslosen Rückseiten mit der so korrekten, gutgesinnten, mit einzelnen Buchstabenstempeln eingeschlagenen Schrift! Man betrachte einmal einige silberne Groschen des 14. Jahrhunderts dagegen, mit ihrem Reichtum ornamentaler Komposition von einer einfachen, in ihrer stilistischen Wirkung so unübertrefflichen und geschmackvollen Anordnung, daß man jedesmal wieder von neuem entzückt ist, wenn man solch ein Stück in die Hand bekommt. Aus dem Suchen nach dem Wertbestimmer entstand die Münze, und die kunstfrohen Völker vergangener Zeiten machten aus der lediglich praktischen Zwecken dienenden Metallscheibe ein Kunstwerk. Wir, die Erben einer Jahrtausende alten Kultur, sind mit unseren Münzen dahin gekommen, daß sie nichts weiter sind als Ziffern, die nur noch addiert werden, und wir sind nicht einmal konsequent genug, dann wenigstens alles fortzulassen, was sie in Verdacht bringen könnte, mit der Kunst unerlaubte Beziehungen zu unterhalten. Die Münze könnte ein wichtiger Faktor sein in der künstlerischen Erziehung des Volkes, da sie doch auch dem Geringsten in die Hände kommt; aber nichts geschieht, um diesen Weg, das künstlerische Empfinden des Volkes zu wecken und zu stärken, es durch diese kleinen und intimen Kunstwerke der Liebe und dem Verständnis der Kunst überhaupt näher zu bringen, zu beschreiten. Und wir hätten in unserer deutschen Vergangenheit anregende Vorbilder genug dazu in den verschiedenen medaillenartigen Not- und Sterbemünzen, Wahrheits- und Lüge-, Geschichts- und Siegestalern, an deren Hand man einen guten Teil der Geschichte des Volkes schreiben könnte.“ Man kann das hier Gesagte im Grundsätzlichen auf alle diese Gebiete ausdehnen. Briefmarken, Papiergeld, Lotteriescheine, die Formulare für Zeugnisse u. dgl. — alles ist so unschön wie möglich. Unschön, weil die Kunst irgendwie dabei zur Mitwirkung aufgerufen ist. Würde man ganz darauf verzichten, wäre es besser, als der jetzige Zustand.





Mozart

Von

Dr. Karl Storck

2. Lebensgang und Charakter

Wolfgang Amadeus Mozart wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren. Der Vater, Joh. Georg Leopold (1719—1787), ein geborener Augsburger, war der Sohn eines armen Buchbinders gewesen und hatte das Studium der Rechte, das er auf der Salzburger Universität begonnen hatte, nicht durchsetzen können. Dafür verhalf ihm seine musikalische Begabung in die Stelle eines Violinisten in der erzbischöflichen Kapelle. Ein ganz hervorragender Violinist und Lehrer des Geigenspiels, bewährte er sich auch als Komponist zumal von kirchlichen Werken in so hervorragender Weise, daß er Hofkomponist des Erzbischofs und 1762 auch Vizekapellmeister der Kapelle wurde. Schon 1747 hatte er eine bildschöne Salzburgerin, Anna Maria Pertlin, als Gattin heimgeführt, mit der ihn bis zu ihrem Tode die innigste Liebe verband. Gewiß haben auch Mozarts unter der geringen Einschätzung des Musikerstandes zu leiden gehabt, aber die höhere Bildung des Vaters und die streng bürgerliche Lebenshaltung des Mozartschen Hauses erzwang diesem doch bald allgemeine Achtung. Dann aber blühte im Mozartschen Hause ein heiterer Humor, der über manche Schwierigkeiten hinweghalf und in der Form des stachlichten Spottes auch ein gutes Abwehrmittel abgab. Dem Ehepaar wurden sieben Kinder geboren, von denen aber nur zwei am Leben blieben. Maria Anna, das Nannerl (1751—1829), die früh zu einer bedeutenden Klavierspielerin sich entwickelte, ihren Bruder auch auf dessen ersten Kunststreifen begleitete, blieb dem Komponisten zeitlebens in inniger Zuneigung verbunden. Sie heiratete 1784 den salzburgischen Hofrat Baron von Berchthold und überlebte Wolfgang um fast 40 Jahre.

Was bei der Schwester als beachtenswertes Talent früh sich gezeigt hatte, offenbarte sich im Knaben als wunderbares Genie. Die Wunderkindschaft Mozarts ist die wunderbarste Offenbarung des unbegreiflichen Waltens genialer Kräfte in einem Menschenkinde, das uns die Musikgeschichte aufbewahrt hat, trotzdem gerade sie am meisten von derartigen Fällen zu künden weiß. Auch wenn es nicht sicher beglaubigt wäre, könnte man aus der Eigenart der Betätigung schließen, daß von seiten des Vaters keineswegs auf eine künstliche Frühreise seines Kindes hingearbeitet worden ist. Die Art, wie das Kind Mozart alles das von Musik lernt, was hier sich lernen läßt, wirkt wie eine ganz natürliche Aufnahme durch die Sinne. Gewiß hätte Mozart kaum einen besseren Erzieher seiner wunderbaren Fähigkeiten finden können. Nicht nur, daß der Vater ein so trefflicher Musiker war, er war auch ein ausgezeichnete Mann und liebte sein Kind in edelster Weise. Seine kernfromme Natur erkannte die Pflege dieses ihm vom Himmel anvertrauten Gutes als Lebensaufgabe. Das ganze Leben im Hause Mozart wurde ausschließlich von diesem Gesichtspunkte aus eingerichtet. Aber wenn der Vater auch sehr gern die hohe Begabung seines Kindes dazu benützt hätte, um seine traurigen Lebensverhältnisse aufzubessern, niemals hat er in gewinnlüchtiger Weise sein Kind mißbraucht.

1762 unternahm der Vater die erste Kunstreise mit seinen zwei Kindern an den Münchener und Wiener Hof. Das Mädchen war 11, der Knabe 6 Jahre alt. Der Erfolg war allgemein, steigerte sich aber noch bei der im nächsten Jahr unternommenen Reise, die durch den Südwesten nach Paris führte, wo sie vom November bis zum Frühjahr blieben. Von dort ging es nach London. Auf der Rückreise über Holland erkrankten beide Kinder lebensgefährlich. Erst im Herbst 1766 kam die Familie wieder heim. In Paris und London sind die ersten Kompositionen Mozarts veröffentlicht worden. Auch sie gaben dem Vater recht in seinem, von frohem Selbstbewußtsein erfüllten Urteil: „Genug ist es, daß mein Mädchen eine der geschicktesten Spielerinnen in Europa ist, wenn sie gleich nur 12 Jahre alt, daß der großmächtige Wolfgang kurz zu sagen alles in diesem seinem achtjährigen Alter weiß, was man von einem Manne von 40 Jahren fordern kann.“ Wolfgang hatte noch mehr als durch seine erstaunlichen Leistungen im Klavier-, Orgel- und Violinspiel durch seine schöpferische Begabung verblüfft, die sich noch überzeugender, als in den veröffentlichten Kompositionen, in Improvisationen und Stegreifbegleitungen aller Art offenbarte. Das nächste Jahr wurde nun in der Heimat verbracht, in ruhigem, gesammeltem Leben und ernster Arbeit.

Im Jahre 1768 wandten sich Mozarts wieder nach Wien. Das war eigentlich die natürlichste Stelle, von der aus der Ruhm des Knaben hätte verbreitet werden müssen. Aber gerade am Fall Mozart erkennen wir deutlich, daß nichts schlimmer ist, als wenn ein Volk seiner Kunst gegenüber jegliches Nationalgefühl verliert. Wiens musikalischer Geschmack war durch und durch verwelkt. So begann schon jetzt hier gegen den 12jährigen

Knaben jenes gemeine Intrigenspiel der Kunstgenossen und jene tatlose, an Worten sich genügende Bewunderung der vornehmen Kunstgrößen, die später den Mann Mozart so schwer bekämpfte und erdrückte. Als schließlich nach langem Bemühen der Kaiser Joseph II. dem Zwölfjährigen eine Oper in Auftrag gegeben hatte, „La finta semplice“ („Die verstellte Einfalt“), wurde trotz des kaiserlichen Auftrags und Schutzes die Aufführung hintertrieben und erfolgte erst ein Jahr später in Salzburg. Ein kleines Piederpiel, „Bastien und Bastienne“, das auch in neuerer Zeit wieder mit Erfolg an die Öffentlichkeit gezogen worden ist, kam wenigstens in Privatreisen zur Aufführung, ebenso eine Messe, die er zur Einweihung der Kirche eines Waisenhauses komponiert hatte. Da aber weder diese Werke noch auch sein Auftreten als Spieler den erwarteten pekuniären Gewinn eingebracht hatten, beschleunigte der Vater die Reise nach Italien, die im Herbst 1769 unternommen wurde. Das wurde nun ein Triumphzug sondergleichen. Das Land, das damals wirklich noch den Titel des Musiklandes verdiente, jubelte diesem Wunder begeistert entgegen. Neidlos reicheten ihm viele älteren Meister die Palme. Der große Instrumentalkomponist Sammartini, der bedeutendste Vertreter des alten polyphonen Stils, Padre Martini, die ob ihrer Strenge berühmte philharmonische Akademie zu Bologna, der Papst zu Rom, die Fürstenhöfe — alle huldigten dem kleinen Knaben, der ein echtes Kind war, in seiner Kunst aber nicht nur einen Mann stellte, sondern auch wie ein Mann empfand. Hier blieb es nicht nur bei äußeren Ehrenbezeugungen, man gab ihm auch einträgliche Aufträge. So schuf er für den Mailänder Karneval von 1771 die opera seria „Mitridate re di Ponto“ und für die Vermählungsfeier des Erzherzogs Ferdinand mit der Prinzessin Beatrice schrieb er die Festserenade. Ihr Erfolg verdunkelte des altberühmten Haffs Festoper, und der greise deutsche Meister, der in seiner Kunst ein Vollblutitaliener geworden war, bekannte ahnungsvoll: Dieser Knabe wird uns alle verdunkeln.

Mit dieser italienischen Reise hören zwar nicht die äußeren Erfolge, aber doch das Gelingen der aufs Äußere gerichteten Lebenspläne Mozarts auf. Und da liegt das Merkwürdige, von dem Lebensgange anderer Künstler Verschiedene. Daß ein Genie von seiner Zeit verkannt und nicht verstanden wird, ist ja die fast regelmäßige Erscheinung; Mozart ist aber zeitlebens immer aufs höchste bewundert worden, und zwar nicht bloß als Klaviervirtuose, sondern auch als Komponist. Seine Werke waren ausnahmslos von stärksten Erfolgen begleitet, wenn es auch gelegentlich einmal der Intrige gelang, für eine einzelne Aufführung den Erfolg zu hintertreiben. Gewiß, es haben gegen Mozart eine Fülle von Intrigen, niedrigen Rabalen und auch ganz erbärmliche Zufälligkeiten gespielt, aber sein Hauptgegner war doch der jämmerliche Zustand seines Vaterlandes in nationaler Hinsicht. Es ist ganz sicher, daß, wenn er kein Deutscher gewesen wäre, er in Deutschland mit Ehren überhäuft und mit Geld überschüttet worden wäre. So aber — man muß nur die Briefe verfolgen — wird der Sohn des

kleinen salzburgischen Kapellmeisters schmählich übergangen oder mit Gaben abgefunden, die stets den fatalen Beigeschmack eines Trinkgeldes haben. Daß die Rabale sich gegen den gutmütigen, vertrauensseligen und immer liebenswürdigen, wenn auch zuweilen etwas zungenscharfen Mozart in so beispielloser Weise verschwor, hat seinen Grund gerade darin, daß die Schönheit und Bedeutung seiner Kunst jedem aufgehen mußte. Vor allem die Italiener fühlten sehr wohl, daß ihnen hier der erste wirklich gefährliche Gegner erstanden sei, weil er ihre eigenen Waffen der sinnlichen Schönheit und einschmeichelnden Gesangsmelodie ebensogut zu führen verstand wie sie selber, daneben aber über Kräfte (starkes Empfinden, wundervolle musikalische Arbeit, dramatische Wahrheit des Ausdrucks) verfügte, die sie selbst niemals zu gewinnen vermochten. Es ist sehr bezeichnend, daß Salieri bei der Nachricht von Mozarts Tod mit zynischer Offenheit sagte: „Es ist ein Genie gestorben, aber seien wir alle froh, daß er nicht mehr da ist: man hätte uns sonst bald für unsere Kompositionen kein Stück Brot mehr gegeben.“

Daß Mozart außerhalb der Oper sich nicht so viel zu erwerben vermochte, daß er ein sorgenfreies Dasein hätte führen können, hat seine Gründe in den allgemeinen musikalischen Verhältnissen jener Zeit. Das Konzertwesen stand in ganz anderen Verhältnissen als heute, auch wuchs Mozarts Abneigung gegen das öffentliche Spielen, je mehr ihn seine Tätigkeit als Komponist innerlich erfüllte. Aus dem gleichen Grunde hat er niemals gern Unterricht gegeben. Seine Instrumentalkompositionen aber, soweit sie überhaupt Verleger fanden, waren für den breiten Durchschnitt der Musikliebhaber doch zu anspruchsvoll und fanden so auch keinen genügenden Absatz.

Immerhin, so sehr man alles das zusammenzählt, es will doch alles nicht so recht zur Begründung ausreichen. Und so wirkt auch Mozarts Tod wie eine Überraschung, die mit rein körperlichen Verhältnissen sich kaum erklären läßt. Das innere Feuer seiner schöpferischen Tätigkeit hatte ihn gewissermaßen von innen aufgezehrt, so daß er dann plötzlich zusammenbrach.

Als Dreizehnjähriger war er 1769 in Salzburg zum erzbischöflichen Konzertmeister ernannt worden. Die Gleichgültigkeit seiner Salzburger Mitbürger hätte ihn wohl nur wenig belastet, dagegen hatten die Mozarts ja ihre scharfe Zunge zur Wehr; aber 1772, kurz nach Mozarts Rückkehr aus Italien starb der Erzbischof Sigismund, und an seine Stelle trat Graf Hieronymus von Colloredo. Die allgemein menschlichen Eigenschaften dieses Mannes gehen uns hier nichts an. Mozart gegenüber ist er jedenfalls bewußter Tyrann gewesen. Was ihn von dem körperlich unscheinbaren, aber in seinem ganzen Wesen gewinnenden und liebenswürdigen Jüngling abstieß, ist in seinen letzten Gründen natürlich nicht zu erkennen; man hat geradezu das Gefühl, als sei es Neid gegen dieses gottbegnadete Genie. Jedenfalls nützte er in brutalster Weise die gesetzlichen Rechte als Landes- und Brotherr gegen den Künstler aus.

Die Befoldung in Salzburg war äußerst kärglich, so daß die ganze Familie kaum davon leben konnte; um so mehr mußte vor allem dem Sohn daran liegen, durch Konzertreisen und durch Annahme von auswärtigen Kompositionsaufträgen etwas zur Besserung dieser Verhältnisse beizutragen, als auch nur auf diese Weise sein Name bekannt werden konnte, als er nur derartig vor künstlerische Aufgaben gestellt werden konnte, die seiner würdig waren. Der Erzbischof verweigerte ihm aber den Urlaub und damit die Gelegenheit, im Musikleben einzugreifen, weil er nicht haben wollte, daß seine Leute „so im Lande ins Betteln umherreisen“. Hätte er ihm nur die Notwendigkeit dazu durch eine anständigere Befoldung benommen! Immerhin bekam der nun Neunzehnjährige 1775 eine Oper für den Münchener Hof in Auftrag. „La finta giardiniera“ („Die verstellte Gärtnerin“) hatte einen riesigen Erfolg. Dennoch fand sich in München keine Stellung für den Komponisten, dem seine Jugend auch überall im Wege stand, außerdem aber wohl auch die böfische Rücksichtnahme auf seinen Brotherrn bzw. gesellschaftliche Einflüsse, die dieser ausüben konnte. In den darauffolgenden Jahren, die er knirschend im Salzburger Joche zubringen mußte, flüchtete er vor allem Ungemach ins Reich der Musik und schuf eine Fülle verschiedenartigster Kompositionen, in denen er sich mit dem abfand und auseinandersetzte, was die Zeit bis dahin geschaffen hatte. Endlich, 1777, raffte er sich auf, und da er wieder keinen Urlaub zu einer größeren Konzertreise erlangen konnte, reichte er seinen Abschied ein. Nur ungern ließ der Vater den dem praktischen Leben gegenüber recht ungeschickten Sohn in Begleitung seiner Mutter so in die Ferne ziehen. München, Augsburg, Mannheim waren die Stationen auf dem Wege nach Paris. Der Mannheimer Aufenthalt brachte zwar auch keine Erfüllung der Hoffnungen auf irgend eine Stellung. Aber abgesehen davon, daß hier zum ersten Male eine ernste Liebe sein Herz erfüllte und doch auch seinen Charakter reifen machte, lernte er hier musikalisch außerordentlich viel kennen. An der Mannheimer Kapelle erfuhr er eigentlich erst so recht die Macht des Orchesters.

Man hat das Gefühl, daß, wenn Mozart sich etwas mehr auf das Geschäftemachen verstanden hätte, er in Paris wohl zum Erfolg hätte kommen können. Aber als ihm nur gar hier die Mutter starb, da gewann sein ernstes Künstlertum, das ihn von all diesem äußerlichen Weltgetriebe zur Einsamkeit des Schaffens hinwies, so sehr die Übermacht, daß er trotz des besten Willens und einer in ihrer Ungeschicklichkeit doppelt rührenden Betriebsamkeit bei der Befolgung der väterlichen Ratschläge, daß er ferner trotz schöner äußerer künstlerischer Erfolge gar nichts erreichte. Ende September 1778 verließ er Paris wieder und kehrte langsam in die Heimat zurück, wo er sich notgedrungen aufs neue unter das Joch des erzbischöflichen Dienstes beugte. Daß dieser Dienst ihm nach dem Vorhergehenden wieder geöffnet wurde, beweist neben vielen anderen Gelegenheiten, daß der Erzbischof sehr gut wußte, daß er mit der Kunst seines Kapellmeisters prunken konnte und obendrein etwas Billigeres nicht zu haben war.

Die nächste Gelegenheit zum Fortkommen bot wieder München, wo im Januar 1781 der „Idomeneus“ zum erstenmal aufgeführt wurde. Trotzdem auch diese Oper den gewaltigsten Beifall fand, zerfchlugen sich wieder Mozarts Hoffnungen auf eine Stellung, und so lenkten sich jetzt seine Blicke immer mehr nach Wien, zumal seitdem das Gerücht umging, daß Kaiser Joseph daselbst ein deutsches Nationalsingspiel-Theater zu gründen gedente. Gerade die Stellung eines Komponisten oder Kapellmeisters an einer solchen deutschen Bühne hätte Mozart besonders zugesagt; denn im langen Verkehr mit der Fremde war er keineswegs, wie so viele seiner künstlerischen Zeitgenossen, einem schwächlichen Internationalismus verfallen, sondern sein Deutschbewußtsein hatte sich stets gestärkt, und er fühlte mit zuversichtlichem Stolge die Überlegenheit der deutschen Musik über die Fremde.

Dieses Mal brachte ihm der Erzbischof die Erfüllung seines Wunsches. Denn dieser wollte bei einem gelegentlichen Aufenthalte in Wien mit seinem Kapellmeister ebenso prunken wie mit seinem übrigen Hofstaat. Hier auf dem fremden Boden, wo nicht die stets mahnende Stimme des Vaters, auch nicht der stete Anblick der häuslichen Sorgen daheim ihn abhielten, kam es zur Katastrophe. Die eines Laikens unwürdige Behandlung, die ihm hier zuteil wurde, gab ihm die Kraft, den Abschied zu nehmen und den zu Versöhnung mahnenden Ratschlägen des Vaters gegenüber zum ersten Male standhaft zu bleiben. Wie überall hatte er auch in Wien unter den Musikliebhabern gute Freunde gewonnen. Auch sonst schien ihm das Glück noch einmal lächeln zu wollen. Das Nationaltheater wurde zur Tatsache, und Mozart erhielt den Auftrag zur Komposition einer deutschen Oper. „Belmonte und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail“ war ja nun zwar nur der Sprache nach deutsch, aber Mozart überwand spielend alle Hindernisse des wenig ausgiebigen Textes, um so leichter, als er viele der eigenen Erlebnisse in den Rahmen der Handlung hineinfühlen konnte. Die Oper, die erst am 16. Juli 1782 auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers zur Aufführung gelangte, hatte einen ungeheuren Erfolg, was bewirkte, daß von nun ab alle Intrigen von den in ihrer Herrschaft sich bedroht fühlenden Italienern und den in Wien einheimischen Komponisten gegen Mozart losgelassen wurden. Das ganze niederträchtige Ränkepiel, das unwürdig schwächliche Verhalten auf der anderen Seite, die Lässigkeit und Gleichgültigkeit, mit der die sogenannten Kunstliebhaber der Entwicklung der Dinge zusahen, wirkt romanhaft. Es ist in der Tat, als ob eben alle Dämonen, alle Verhältnisse der Um- und Mitwelt sich verschworen hätten, diesem Genie die glückliche Entfaltung unmöglich zu machen. Es bedurfte einer so wunderbar elastischen und einer so einzigartig zuversichtlichen und gutmütigen Natur, um dieser Verschwörung gegenüber standzuhalten.

So wurde ihm auch das, was manchem anderen nur noch mehr Sorge und Kummer bereitet hätte, zum Segen und zur Kräftigung. Wenige Wochen nämlich nach der ersten Aufführung der „Entführung“ hatte er

selbst eine solche bewerkstelligt, indem er Konstanze Weber ohne die ausdrückliche Einwilligung ihrer Mutter oder seines Vaters zum Altare führte. Diese Konstanze war die Schwester jener Aloysia, der in Mannheim seine erste starke Liebe gegolten hatte. Er hat bis an sein Ende seinem Weibe die herzlichste Liebe und männliche Treue bewahrt, sie hat ihn wahrhaft beglückt, trotzdem sie viel unter Krankheit zu leiden gehabt hat. —

An der Spitze der Gegnerschaft gegen Mozart stand in Wien Salieri (1750—1825), ein sehr fähiger und tüchtiger Vertreter der altitalienischen Oper. Schüler Glucks, stand er künstlerisch auf ganz anderem Boden als dieser, vermochte sich aber dennoch dauernd in der Gunst der maßgebenden Kreise zu behaupten. Das Italienerium war eben doch noch so stark, daß auch das Nationalbingspiel-Theater keinen Zuspruch fand und wieder einging, da der Kaiser seine schützende Hand davon zurückzog. So mußte sich Mozart, wenn er überhaupt noch eine Oper komponieren wollte, wieder für einen italienischen Text entscheiden. Die Verfeindung des aus dem Venezianischen stammenden Lorenzo da Ponte (1743—1838) mit Salieri brachte ihm den geeignetsten der in Frage kommenden Textdichter. Mozart schlug ihm Beaumarchais 1784 in Paris aufgeführtes Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro“ vor. Man wird nicht bestreiten, daß der Italiener daraus ein wirklich gutes Textbuch geschaffen hat; er verstand auch bei aller Milde- rung die frische Morgenluft des Revolutionsgeistes, der so scharf durch das französische Lustspiel geweht hatte, in den Operntext hineinzuretten. Daß Mozart nach all seinen Erlebnissen dafür empfänglich war, brauchen wir nicht erst zu betonen; allerdings auf eine künstlerische Anlagerei konnte er nicht hinabsinken. Er erhob das Ganze in das klare Reich der Schönheit, so deutlich er uns fühlen läßt, daß es eine morsche Welt ist, die lebenswürdigen Seiten der Rokokokultur sind niemals feiner geschildert worden als hier. Auch der Kaiser, der anfangs von dem revolutionären Text nichts hatte wissen wollen, konnte dem Zauber der Musik nicht widerstehen, er befahl selber die Inszenierung der Oper am Hoftheater. Für die Macht der intrigierenden Gegenpartei zeugt es am besten, daß selbst dieser kaiserliche Schutz nichts fruchtete, daß das Werk überhaupt erst nach mehrfachem persönlichen Eingreifen des Kaisers zur Aufführung kam und daß man dann noch wagte, durch ganz gemeine Intrigen, wie Falschsingen der Sänger u. dgl., den Erfolg zu gefährden. Es half aber alles nichts, das Werk schlug durch und trug einen glänzenden Sieg davon. Dagegen gelang es der Italienerpartei, nachträglich noch den Sieger aus dem Felde zu schlagen. Nach wenigen Erfolgen war der „Figaro“ von der Bühne verdrängt.

Dagegen bereiteten die Prager der köstlichen Oper einen stürmischen Erfolg, und ließen ihrer Freude, anders als der Kaiser, auch die Tat folgen, indem sie dem Komponisten den Auftrag zu einer neuen Oper erteilten.

Jene erste Reise nach Prag ist äußerlich eine der wenigen ungetrübten Seiten aus Mozarts letzten Lebensjahren. Mörike hat die ganze Stimmung, wenn er sich auch in seiner Novelle keineswegs an wirkliche Vorgänge ge-

halten hat, in wunderbar treuer Weise geschildert. Das Werk, das Mozart zum Herbst 1787 der Prager Bühne lieferte, war der „Don Juan“. Er hatte Schweres erlebt (der Tod des Vaters, das Hinscheiden mehrerer Freunde), so war es ihm doppelt gegeben, auch die ernstesten und tragischen Momente des Stoffes zu erleben. Mozarts Lebenselement blieb eine unverfälgliche Schönheit. Er wohnt im Lande der Sonne. Aber die Schönheit ist jetzt reifer und reicher. Man spürt, daß dieser Mann sich durchkämpfen mußte; man fühlt, daß er weiß, daß er erfahren hat, es gibt noch ein anderes Land. Trotzdem der Erfolg des am 29. Oktober 1787 in Prag aufgeführten „Don Juan“ ein ganz ungeheurer war, brachte es die Intrige fertig, daß das Werk in Wien erst drei Vierteljahre später gegeben wurde und — durchfiel.

So ging es Mozart äußerlich immer schlechter. Um der trotz der Beihilfe einiger edler Freunde stets wachsenden Not zu entgehen, dachte er endlich daran, Wien aufzugeben und in England sein Glück zu versuchen. In diesem Augenblick — und darin offenbart sich so recht das gemein Berechnende des ganzen Verhaltens ihm gegenüber — suchte man ihn zu fesseln. Am 7. September 1787 ernannte ihn der Kaiser endlich zum Kammerkompositeur, „damit ein Künstler von seltenem Genie nicht bemüßigt werde, sein Brot im Auslande zu suchen“. Ein weniger dankbares Gemüt als Mozart hätte die Fessel wohl kaum als solche empfunden, denn das Gehalt betrug ganze 800 Gulden, und die ihm angewiesene Tätigkeit war — die Tänze für die Hofbälle zu schreiben. Dennoch schlug er zwei Jahre später die einzige Gelegenheit, in günstige Verhältnisse zu kommen, ab; sie war ihm vom König Friedrich Wilhelm II. in Berlin geboten worden, der ihm außer der würdigen Stellung des Hofkapellmeisters 3000 Taler Jahresgehalt anbot. Die Rücksichtnahme auf seinen Kaiser bewog Mozart, nicht anzunehmen. Der large Lohn dafür war der Auftrag zu einer ihm keine willkommene Aufgabe bietenden Oper, „Cosi fan tutte“, die am 26. Januar 1786 mit Erfolg in Szene ging. Das Buch ist frivol; Mozarts Musik aber nicht. Und darauf kommt es, wenigstens für die Beurteilung von Mozarts Charakter, doch an. Es ist auch ein Märchen, das freilich längst in allen ernsthaften Werken über Mozart zurückgewiesen ist, daß er sich durch einen leichtsinnigen Lebenswandel seine Gesundheit untergraben habe. Seine Zutunlichkeit mag manchmal schief ausgelegt worden sein. Der heutige Leser, der gewöhnlich gar keine Ahnung vom Unterhaltungston jener Zeit hat, mag auch an manchen Worten in Mozarts Briefen Anstoß nehmen, jeder aufmerksame Leser derselben wird in diesem Manne einen sittlich ersten Charakter sehen, dessen moralische Anschauungen turmhoch über dem allgemeinen Durchschnitt seiner Zeit standen. Daß das aber nicht bloß Anschauungen waren, daß er sie auch in seinem Lebenswandel betätigte, hat die genaue Nachprüfung seines Verhaltens bislang immer ergeben.

Es wirkt schon mehr tragikomisch, daß Mozart, der gewiß von Kaiser Joseph nur wenig Förderung erfahren hatte, in den Augen des Nach-

folgers desselben als sein besonderer Günstling erschien und deshalb von Leopold II. geradezu zurückgewiesen wurde. Nicht einmal an der Krönungsfeier zu Frankfurt durfte er mitwirken. Der Versuch, diese trotzdem künstlerisch auszunutzen, schlug wieder einmal fehl. Da trat in der höchsten Not sein Freund und Logenbruder Emanuel Schikaneder 1791 an ihn heran, freilich nicht um ihm Hilfe zu bringen, sondern um von ihm diese zu verlangen. Er sei ruiniert, wenn Mozart ihm nicht durch die Komposition einer Zauberoper, zu der Schikaneder selber den Text zusammengestellt hatte, helfe. Und Mozart half. Das Werk, das so zustande kam, war „Die Zauberflöte“, mit der nach Wagners Urteil die deutsche Oper, die vorher so gut wie gar nicht existiert hatte, erschaffen worden ist. „Den göttlichen Zauber, der vom populärsten Liede bis zum erhabensten Hymnus in diesem Werke webt, empfinden wir noch heute.“ Mozart hat bereits als kranker Mann das Werk geschaffen. Durch äußere Reizmittel, durch lustige Gesellschaft hezte er sich in die Fähigkeit hinein, die Riesenarbeit zu leisten. Die Nachwelt hat ihm gerade die Zeit mit dem Rufe des leichtsinnigen Lebenswandels gelohnt. Und auch die Enttäuschung an dem Freunde, dem er geholfen, blieb ihm nicht erspart; denn Schikaneder, dem der gewaltige Erfolg der Oper reichen Gewinn brachte, hielt sich Mozart gegenüber an den Wortlaut des Vertrages, den dieser in Edelmut zugebilligt hatte, wobei er auf jeglichen Gewinn an den Theateraufführungen Verzicht leistete, bloß um dem Freunde zu helfen.

So jung Mozart noch war, er, der auch in den heitersten Stunden immer wieder einmal von Todesahnungen überfallen wurde, aus dessen Briefen überhaupt ein auffallend ruhiges Denken an den Tod oftmals spricht, mochte das Geschwächte seines Körpers viel mehr empfinden, als es äußerlich sichtbar wurde. Jedenfalls betrachtete er die merkwürdige, geheimnisvolle Art, in der ihm die Komposition eines Requiems bestellt wurde — sie hat sich später recht prosaisch aufgeklärt —, als eine Todesmahnung. Er wußte, daß er das Requiem für sich selber schrieb. Er ist damit nicht mehr zu Ende gekommen. Am 5. Dezember 1791 schloß er die Augen, noch nicht 36 Jahre alt. An einem wüsten Wintertage fuhr ein Kondukt 3. Klasse — zu einem besseren Begräbnis hatten die Mittel nicht gereicht — nach dem Kirchhof von St. Marx hinaus. Die wenigen Freunde, die dem Wagen das Geleit gegeben hatten, kehrten vor dem Kirchhof um. Die Witwe des Abgeschiedenen lag krank bei einer fremden Familie. Als sie zum Kirchhof kam, war ein neuer Totengräber da, der nicht wußte, in welcher der allgemeinen Gruben Mozart beigesetzt worden war. So kennen wir nicht einmal die Stätte, wo seine Gebeine die letzte Ruhe gefunden haben. So traurig dieser Gedanke ist, so erhebend wirkt es, wenn wir diesem jämmerlichen Schicksal des körperlichen Lebens die herrliche Sieghaftigkeit, die ewige Jugendherrlichkeit seines geistigen und seelischen Schaffens vergleichen.



Zur Mozart-Literatur

Es wäre falsche Bescheidenheit, wenn in dieser kurzen Übersicht eigene Arbeiten deshalb verschwiegen würden, weil sie vom Leiter der Hausmusik stammen. Ich erhebe aber natürlich nicht den Anspruch, eine Kritik dieser Bücher zu geben, sondern weise nur darauf hin. — In der vom Herausgeber dieser Zeitschrift begründeten Sammlung der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) habe ich zum Mozart-Gedenktage „Mozarts Briefe“ in Auswahl herausgegeben. Diese Briefe gehören zu den schönsten Musikerbriefen, die es überhaupt gibt. Sie sind eine Art von Biographie, ein Tagebuch, in dem der Künstler von seinem Erleben Kunde gibt. Zumeist sind die Briefe an den Vater gerichtet, an dem Wolfgang Mozart mit rührender Liebe hing. Im Gegensatz zu den Briefen Beethovens braucht man hier nicht die Geständnisse einer schwer zu erforschenden Künstlerseele aus einem äußerlich oft wirren und wunderlichen Durcheinander herauszulesen. Mozarts Briefe sind wie seine Kunst: klar, offen, lebenswürdig. Freilich sie sind kunstlos, schnell hingeworfen; aber von einem Manne, dem eine hohe Gewandtheit des Ausdrucks zu Gebote stand. Abgesehen von der Bedeutung, die diese Briefe für die Beurteilung von Mozarts Wesen haben, bieten sie durch die treffliche Schilderung der mannigfachen Erlebnisse eine stets lebhafteste Teilnahme weckende, oft geradezu spannende Lektüre.

Aus der innigen Beschäftigung mit diesen Briefen ist mir dann die Biographie Mozarts entstanden, die gleichzeitig im Verlage von Greiner & Pfeiffer erscheint (Mozart. Von Dr. Karl Storck). Otto Jahn's prachtvolle Mozartbiographie wird mit ihren anderthalbtausend Seiten immer nur eine beschränkte Zahl von Lesern finden. Mein Bestreben war, neben der treuen Schilderung des Lebens die kulturgeschichtliche Grundlage darzustellen, aus der Mozart und seine Kunst herausgewachsen sind. Damit glaubte ich am ehesten dem Leser die Mittel zum Verständnis für die geschichtliche Wertung des Künstlers, wie für die Bedeutung, die seine Kunst für uns hat, in die Hand zu geben.

Von Jahn's oben erwähnter großer Mozartbiographie legt die Verlagshandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig soeben den ersten Band in vierter Auflage vor. Es ist aber unbegreiflich, daß der Herausgeber Hermann Weiters, wie er schreibt, „aus rein persönlichen Gründen“ die Mozartliteratur seit 1889 nicht verarbeitet hat. Jahn's Werk konnte immer den Anspruch erheben, das ganze Material darzubieten; wenn das Buch auf dieser Höhe nicht kann gehalten werden, hat eine Neuauflage keinen Sinn.

Mehr für den Fachmann bestimmt ist ein Faksimiledruck des 1798 erschienenen Buches „W. A. Mozarts Leben. Nach Originalquellen beschrieben von Franz Niemetschek“ (Prag, J. Taussig). Das Buch hat den Vorzug, selber ein Dokument aus Mozarts Zeit zu sein. Außerdem gilt, was Jahn ihm nachrühmte: „was dieser vortreffliche, wohl unterrichtete und Mozart aufrichtig ergebene Mann berichtet, ist zuverlässig und wahr“.

„Die Frauen im Leben Mozarts“ von Karola Belmonte (Augsburg, Gebr. Reichel). Das mit Bildern und Faksimiles schön geschmückte Buch bietet eine gute Schilderung der Beziehungen Mozarts zu Frauen. Nur das Verhältnis Mozarts zu seiner Gattin ist zu äußerlich genommen, und darum kommt die Verfasserin zu einer schroffen Beurteilung Konstanzes, die ungerecht ist.

Ein hübsches Büchlein ist auch Friedrich Kerst's „Mozart-Brevier“ (Berlin, Schuster & Löffler). Die 272 Aussprüche Mozarts sind fleißig ausgewählt und geschickt gruppiert. Ich kann mich freilich mit allen diesen „Brevieren“ nicht befreunden, weil die Aussprüche nur dann recht lebendig wirken, wenn wir sie in ihrer natürlichen Umgebung kennen lernen. St.



Briefe

E. G., R. — H. R., M. — D. D., W. — R. E., G. i. G. — P. H., W. i. W. — R. E., D. E. — M. R., W. a. E. — E. R., B. — Z. P.-R., R. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im E. leider nicht geeignet.

B. W., E. Das eine oder andere kommt vielleicht in Betracht. Frdl. Gruß!

E. M., B. a. G. Besser als das „preisgekrönte“ ist's schon, aber begeistern könnte es uns auch nicht.

E. D., P. (M.) Die Notiz bezog sich nicht auf Sie. Ihre Einsendung hat wegen Raummangels noch zurückgestellt werden müssen. — Den Artikel müßten wir erst sehen. Frdl. Gruß!

E. R., J. Wenn es dem Autor nicht auf die scharfe Herausarbeitung des Problems des gegensätzlichen Empfindens zwischen Mann und Frau angekommen wäre, hätte Ihr Quintaner gar nicht so unrecht mit seiner veräuzelnden Frage: „Hatten denn Professors keinen Kinderwagen?“ — In den beiden kleinen Gedichten steckt viel Innigkeit, aber es klingt doch kein neuer oder besonders individueller Ton heraus, der die Veröffentlichung rechtfertigen würde. Für Ihre frdl. Wünsche zum neuen Jahre herzlichsten Dank und Gruß!

R. G. Von einer „Fälschung der Emser Depesche“ kann keine Rede sein. Bismarck hat ihren Wortlaut aber stark gekürzt, wodurch allerdings ein schärferer Ton in die ursprüngliche Fassung kam, der Moltke zu dem bekannten Aussprüche von der Schamade und Fanfare veranlaßte. Jedoch auch ohne diese Umredaktion wäre der Krieg losgebrochen, da er beschlossene Sache war.

E. M. (G. M.), B. G. a. d. W. Kommt zur engeren Auswahl.

G. W., Kapit. — M. G., D. — G., R. — M. H. v. E., E. — G. G. W., G. Vielen Dank für die freundlichen Neujahrswünsche und Grüße, die der E. aufs herzlichste erwidert.

Lh. W., M. — Dr. B. E., Schl. L. G. Besten Dank für die Zeitungsauschnitte!

L. M., Pf. D. G. St. W. Die beiden Proben verraten höchstens ein leidliches Nachempfindungstalent, mit dem der E. sich leider nicht begnügen kann. Vielleicht eins der vielen illustrierten Familienblättchen?

Mehreren Lesern. Es war schon ursprünglich beabsichtigt worden, neben der höffnerischen Kritik über Frenssens „Silligentei“ auch anderslautenden Stimmen Gehör zu geben. Das wird nunmehr im nächsten Hefte geschehen. Verbindl. Dank und Gruß!

F. H., A. Schw. Das Thema dürfte mit der Erweiterung im Novemberheft und einer weiteren, die wir aus Platzmangel noch nicht haben zum Abdruck bringen können, genügend erörtert sein.



Aufruf!

Die beklagenswerten Ereignisse in Rußland haben über unzählige Bewohner des Landes unfähiges Unglück gebracht. Viele Tausende sind völlig verarmt; andere, die bisher fleißig ihrem Berufe nachgingen, stehen in bitterster Not müßig am Markt.

Das gilt in erster Reihe von den zahlreichen Deutschen im russischen Reiche. Unzählige von ihnen sind ohne jedes eigene Verschulden plötzlich brotlos geworden und stehen inmitten erregter, ihnen zum Teil feindlich ge-

finnter Volksmassen hilflos da. Sie alle hoffen auf uns, die Deutschen im Reich, sie hoffen, daß wir unsere Volksgenossen nicht im Stich lassen, für ihre Not offene Herzen haben werden und offene Hände.

Um ihre Not zu lindern, hat sich der unterzeichnete Hilfsauschuß zur Unterstützung der notleidenden Deutschen Rußlands gebildet.

Wir wenden uns mit der Bitte um Unterstützung an alle Kreise des deutschen Volkes. Wer immer im sicheren Frieden des Deutschen Reiches seinem Beruf nachgeht und seines friedvollen Heimats froh wird, der gedente unserer unglücklichen Volksgenossen in Rußland, die in einer furchtbaren Gegenwart einer vielleicht noch schrecklicheren Zukunft entgegensehen. Wir können ihnen helfen, und wir werden ihnen helfen, jeder nach seinen Mitteln. An deutsche Herzen hat sich noch kein unglücklicher Volksgenosse vergeblich gewandt. Dessen sind wir gewiß!

Geldsendungen (Einzel- und Sammelgaben) werden an die Hauptsammlstelle, die Königl. Seehandlungshauptkasse zu Berlin, Markgrafenstraße 46a unter der Bezeichnung „Für die notleidenden Deutschen Rußlands“, etwaige Anfragen an Herrn Dr. von Veh, Rechtsanwalt, Berlin W., Ansbacher Straße 55, erbeten.

Berlin, Dezember 1905.

Der Arbeitsauschuß:

von Alten, Generalleutnant z. D. Dr. Arendt, M. d. R., M. d. A. Behre, Direktor von Bornhaupt, Dr. Eichhoff, Prof., M. d. R., M. d. A. Dr. Faßbender, Prof., M. d. A. Alfred Geiser, Geschäftsführer des Allg. Verb. Dr. König, Geh. Oberpostrat, M. d. A. von Loebell, Generalmajor z. D. Lückhoff, Direktor, M. d. A. Reubürger, Schriftsteller. Dr. Paasche, Geh. Reg.-Rat, Prof., Vizepräsident des Reichstages, M. d. A. Th. S. Pantenius, Raschdau, Kaiserl. Gesandter z. D. E. Freiherr von Reibnig, Dr. Newoldt, Justizrat, M. d. A. Prof. Dr. Samassa, Viktor Schouls, Geschäftsführer des Deutschen Ostmarkenvereins. Adolf Stein, Herausgeber des „Deutschen“. Stroffer, Major a. D., M. d. A. Dr. von Veh, Rechtsanwalt. Franz Wagner, Justizrat.

Erweiterter Auschuß:

Althoff, Ministerialdirektor. Ed. Arnhold, Geh. Kommerzienrat. E. v. Bergmann, Univ.-Prof. Dr. Bovenchen. D. Braun, Generalsuperintendent. von Braunschweig, Kaiserl. Gesandter a. D. von Bülow, Landrat a. D., M. d. A. Dr. Burdhardt, M. d. R. Kardinal von Widdern, Oberst a. D. D. Dalton, Konfiskationsrat. von Dewig, M. d. R. Diels, Prof., Rektor der Univ. Berlin. D. Dryander, Erz., Oberhofprediger. Fabarius, Direktor, Wisenhausen. Graf v. Finkenstein-Simnau, M. d. A. Fritsch, Erz., Wilfl. Geh. Rat, Unterstaatssekretär. Gerke, Korvettenkapitän a. D. Dr. Gierke, Geheimrat, Univ.-Prof. Prof. Glüffeldt. Dr. Ad. Sarnad, Univ.-Prof. Savenstein, Präsident der Preuß. Seehandlung. Rudolf Herzog. von Seyling, M. d. A. von Holzendorff, Konteradmiral, Kiel. Prof. Joseph Joachim. von Knorring, Kaiserl. Russ. Kammerherr. von dem Knefede, Vize-Oberzeremonienmeister. Dr. Krause, Justizrat, 2. Vizepräsident des preuß. Abgeordnetenhauses. Dr. Landgraf, Generalarzt. Dr. von Leyben, Geheimrat. Liebertmann von Sonnenberg, M. d. R. von Liebert, Erz., Generalleutnant z. D. Harro Magnussen, Bildhauer. Graf Molke, M. d. A. Lic. theol. Mumm, Generalsekretär. Ohly, Hofprediger. Dr. Olshausen, Univ.-Prof. von Pappenheim, M. d. A. von Pelet-Rarbonne, Erz., Generalleutnant z. D. Richard Graf Pfeil, General a. D. Porck, 1. Vizepräsident des Abgeordnetenhauses. Schiemann, Univ.-Prof. Schlutow, Geheimrat, M. d. S. Seeberg, Univ.-Prof. von Siemens, M. d. S. D. Stöder, M. d. R. Johannes Trojan. Graf Wartensleben-Rogasen, M. d. A. Graf von Wartensleben-Schwirfen, M. d. A. Lic. Weber, Pfarrer. von Werder, Generaladjutant. Ernst v. Wildenbruch. Freiherr v. Wolff-Metternich, M. d. A., u. a. m.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen i. W. Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landsbutterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Karl Heider pinx

Photographie Brandemann

VORFRÜHLING





Was wissen wir von der Natur und was können wir von ihr lernen

von
A. Reuß

Über einer Wollenbank trank. Die Sonne schien hell und warm, die Luft lag langsam unter den Hochwolken wie ein schwerer, weicher Deckel auf der Wiege und durch die Lüftungslöcher des Deckels schauten wir durch die Fenster eines Hauses aus in die Welt hinaus. Die Luft war wie ein weiches, warmes Kissen, das sich um uns schloß, und das Farbenspiel der Natur war wie ein großes, buntes Gemälde, das sich vor uns ausbreitete. Die Bäume und Gräser gleiteten über die Hügel wie ein weiches, grünes Teppich, und die Wolken waren wie ein weißes, flauschiges Gewebe, das sich über die Berge und Täler schloß. Doch plötzlich änderte sich alles. Die Sonne wurde von einem dunklen, schweren Vorhang von ihren Strahlen verdeckt, und bald lag eine dichte, schwarze Wolke über uns. Die Luft wurde kalt und schwer, und der Donner rollte über die Berge und mahnte uns. Die Sonne war nun ganz der Dämmerung in Dunkel, und bevor wir es uns versehen konnten, sahen wir einen großen, dunklen Schatten über uns erweichen, zucht ein Erdbeben, das die Erde unter uns erschütterte. Doch wir sind dabei, die Welt zu betrachten, und die Natur zu verstehen.

Das ist ein Erlebnis, das wir alle von uns gehabt hat. Die Erfahrung, die wir machen können, ist nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden. Die Natur lehrt uns, daß die Sonne ein Ball ist, der sich bewegt, und nicht sie, sondern daß wir uns bewegen, daß sie aus Gasen und festen Elementen besteht wie unsere



VIII. Jahrg.

März 1906

Heft 6

Was wissen wir von der Natur und was können wir von ihr wissen?

Von

J. Reinke

Neben einer Wolkenbant taucht die rotgoldene Scheibe der Abendsonne langsam unter den Horizont. Ihre letzten Strahlen zittern über das Gras der Wiese und durch die Zweige der Bäume, sie lassen auf ferner Höhe die Fenster eines Hauses erglühen. Jetzt erlöschen die Strahlen; es beginnt das Farbenspiel der Dämmerung. Die zartesten Töne von Rosa, Blau und Grün gleiten über den Himmel, um zuletzt einem flammenden Rotgelb zu weichen. Doch nicht lange währt es; mit Schnelligkeit breiten die goldumsäumten Wolken sich aus, drohend steigen sie empor, und bald ist aller Glanz von ihren Massen verschlungen. Warnend rollt der Donner in der Ferne und mahnt zum Aufbruch. Schon hüllt sich der Himmel in Dunkel, und bevor wir das schirmende Dach des Hauses erreichen, zuckt ein Schlangenblitz hernieder, ihm folgt ein betäubender Krach. Doch wir sind daheim, ehe der schwere Regen zu prasseln beginnt.

Das ist ein Erlebnis aus der Natur, wie es jeder von uns gehabt hat. Die Erfahrung des Naturforschers ist davon nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden. Wenn der Naturforscher uns belehrt, daß die Sonne ein Ball ist und keine Scheibe, daß nicht sie, sondern daß wir uns bewegen, daß sie stofflich aus den gleichen Elementen besteht wie unsere

irdische Umgebung; daß der Blitz eine elektrische Explosion bedeutet, und daß die Elektrizität wesensgleich ist dem Lichte — so unterscheidet sich all diese wissenschaftliche Erkenntnis dadurch von unserm täglichen Erleben, daß die wissenschaftliche Beobachtung genauer zusieht als die gewöhnliche, daß sie sorgsam vergleicht und ihre kritisch erwogenen Schlüsse aus den Erscheinungen zieht. Außer durch größere Genauigkeit und Gründlichkeit unterscheidet sich die wissenschaftliche Erkenntnis von der naiven auch dadurch, daß sie die Einsicht aller früheren Beobachter berücksichtigt, und daß sie sich klar ist über die Voraussetzungen, die ihren Urteilen zugrunde liegen. Denn voraussetzungslose Forschung ist ein Unding; ich kenne keinen größeren Humbug als das oberflächliche Geschrei nach voraussetzungsloser Wissenschaft.

Um uns klar zu werden über die Grenzen, die Tragweite und die Voraussetzungen naturwissenschaftlicher Urteile, ist es keineswegs erforderlich, daß wir in die Tiefen der Wissenschaft hinabsteigen. Es genügen zu ihrer Prüfung Erlebnisse des alltäglichen Lebens: ein Sonnenuntergang, ein Gewitter, die Beobachtung eines Tiers, einer Pflanze. Der naive Mensch steht der Natur nicht anders gegenüber als der Forscher. Darum sei hier von einer Natur die Rede, wie wir alle sie kennen, sie unausgesetzt um uns und in uns wahrnehmen, und ich lade jeden ein, der noch so wenig von Naturwissenschaft weiß, meinem Gedankengange zu folgen. Alles, was ich zu sagen habe, bezieht sich auf die Natur, wie sie in der Anschauung eines jeden von uns lebendig ist.

Was ist diese Natur, und was können wir von ihr wissen? So lautet die Grundfrage der Erkenntnislehre. Sie ist zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Denkern abweichend beantwortet worden. Während man im Altertum durchweg den Standpunkt einnahm, der auch heute noch unser praktisches Leben beherrscht, daß die Natur so ist, wie gesunde Sinne sie uns zeigen, erklärte schon im 13. Jahrhundert der deutsche Mystiker Meister Eckhart, das Erkennen selbst sei der tiefste Lebensgrund aller Wirklichkeit, es sei die Wesenseinheit des Erkennenden mit dem Erkannten; das Erkennen geschehe nicht mit dem Verstande, sondern im Glauben.

In unabgeklärter Form zeigen solche Gedanken über das Wesen des Naturerkenntens bereits auf ein Problem, mit dem sich im 17. und 18. Jahrhundert zwei fromme Theologen beschäftigten. Sie gelangten dabei, unabhängig voneinander, zu einer übereinstimmenden Lösung, die an verblüffendem Radikalismus zu wünschen nichts übrig läßt, und die darum unser lebhaftes Interesse verdient, weil eine allermodernste Naturwissenschaft und eine neueste Philosophie fast rückhaltlos zu ihr zurückgekehrt sind. jene beiden Männer waren der französische Ordensgeistliche Nikolaus Malebranche (1638—1715) und der englische Bischof George Berkeley (1685—1753).

Während man gewöhnlich nichts für gewisser hält als das Dasein unseres eigenen Leibes, des Stuhls, auf dem wir sitzen, des Tisches, an dem wir schreiben, usw., erklärte Malebranche die gesamte Körperwelt, also die Natur, für eine Summe von Empfindungen unseres Bewußtseins.

Nur die innere Anschauung des letzteren sei etwas Gewisses; wirklich seien nur unsere subjektiven Empfindungen. Die Annahme eines Ausgedehnten sei Fiktion. Vom Einflusse eines Körperlichen auf den Geist könne darum keine Rede sein. Alle Empfindungen unseres Geistes, die wir als Körperwelt deuten, werden durch ein anderes Geistiges, durch Gott, in uns verursacht; „wir schauen alle Dinge in Gott“. Selbst die Erkenntnis fremder Geister werde uns nur unvollkommen vermittelt durch Vermutungen und Analogieschlüsse.

Weit eingehender hat Berkeley die gleiche Lehre, die man gewöhnlich den erkenntnistheoretischen Idealismus oder Subjektivismus nennt, begründet. Auch nach ihm gibt es nur Empfindungen unseres Bewußtseins; die Außenwelt denken wir lediglich zu den Empfindungen hinzu. Nur Empfindungszustände sind wirklich; Sein ist nichts anderes als Empfundenerwerden; Dinge sind Komplexe von Empfindungen bzw. Vorstellungen. Wenn es somit keine Natur, d. h. keine Welt von körperlichen Dingen außer uns gibt, so muß doch ein empfindendes Wesen vorhanden sein: dies ist unser Geist. Es gibt daher nur Geister und deren Ideen. Wenn nun die Körper lediglich Ideent Komplexe sind, so kann zwischen ihnen und unsern Empfindungen auch kein Abhängigkeitsverhältnis bestehen. Die Kausalität der Dinge ist darum nur Schein. Die Vorstellung einer Körperwelt wird durch Gott in uns erregt. Was uns als Naturlauf erscheint, ist der Ablauf einer Reihenfolge von Vorstellungen, die Gott dem menschlichen Geiste mitteilt. Ein Naturgesetz ist eine von Gott hervorgerufene Ordnung von Vorstellungen. Berkeley verwirft jede mechanische Naturauffassung und erkennt nur eine teleologische als Willen Gottes an. Auch innerhalb des Bewußtseins sollen die Empfindungen nicht kausal aufeinander wirken; Gott ist die alleinige Ursache aller Vorstellungen. Unsere Wahrnehmungen sind nicht Abbilder einer außer uns existierenden Wirklichkeit, sondern das Wirkliche selbst. Das zusammenhängende Ganze unserer gottgewirkten Ideen nennen wir Natur; die Körperwelt ist eine materialistische Hypothese.

Wir können hier nicht näher darauf eingehen, wie diese Auffassung, nach der die ganze Natur in uns, in unserm Bewußtsein drin stecken soll, von anderen Philosophen, namentlich von Kant, bekämpft wurde. Wenn Kants Lehre, wonach die Erscheinungen in uns durch Einwirkung einer realen Körperwelt, die er Dinge an sich nannte, ausgelöst werden, auch vorübergehend triumphierte, so kehrte doch schon Fichte zum Subjektivismus zurück, indem er jene „Dinge an sich“ als entbehrlich hinwegstrich. In neuerer und neuester Zeit mehrten sich unausgesetzt die Anhänger von Berkeleys Lehre, wobei diese mannigfach modifiziert und zum Teil weit über sie hinausgegangen wird. Die hervorragendsten Vertreter solcher Anschauungen in der Gegenwart sind der Psychiater Theodor Ziehen und der Physiker Ernst Mach. Soweit mir die Ansichten jener Modernen deutlich geworden sind, unterscheiden sie sich vom Subjektivismus Berkeleys

wesentlich dadurch, daß sie Gott als einen in das Zeitbewußtsein nicht passenden Begriff daraus tilgen. Im extremsten Falle wird auch von jedem Träger der Empfindungen abgesehen, also weder von Seele noch von Geist gesprochen; die Empfindungen, zu denen z. B. neben Farben, Tönen, Gerüchen, Drucken, Stößen auch die Schme gerechnet werden, bilden dann in mannigfachen Verknüpfungen die Welt als eine Schar von Elementen.

Es kann hier nicht der Ort sein, auch nur referierend die Verschiedenheiten jener idealistischen Systeme zu beleuchten; unsere Aufgabe muß sich darauf beschränken, das ihnen Gemeinsame hervorzuheben und darzustellen. Ich werde dabei versuchen, zwischen dem zu scheiden, was mir richtig zu sein scheint, und anderem, dem ich nicht zuzustimmen vermag.

Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß wir unmittelbares Wissen, unmittelbare Gewißheit haben können nur von dem, was Inhalt unseres Bewußtseins geworden ist: das sind unsere Empfindungen, die wie Bilder über die helle Bühne des Bewußtseins hinweggleiten. Die Frage ist nur, ob in der Welt noch etwas anderes außer unsern Empfindungen existiert, oder ob die ganze Natur lediglich aus unsern Empfindungen aufgebaut ist. Damit steht die andere Frage in engem Zusammenhang: Woher fließt, woher stammt all unser Wissen?

Es ist dies Problem für den Naturforscher von Wichtigkeit, weil er verpflichtet ist, die Tragweite seines Erkenntnisvermögens zu prüfen. Wenn diese Prüfung ergibt, daß alle unmittelbare Erkenntnis sich auf den Bewußtseinsinhalt beschränkt, so ist dieser die uns unmittelbar gegebene Tatsache. Wir können noch weiter gehen und sagen, daß jede Tatsache unmittelbar, als Stück unseres Bewußtseinsinhalts, etwas Seelisches ist. Genau genommen kenne ich nur meine Empfindungen; nur sie lassen sich unmittelbar erforschen, d. h. beobachten. In diesem Sinne ist das Weltbild, das wir in uns tragen, ein psychisches Gemälde; beschränkt sich alle unsere Erfahrung auf die Erscheinungswelt, d. h. den Inhalt des Bewußtseins.

Jede unmittelbare Erfahrung ist also stets ein Erlebnis innerhalb unseres Bewußtseins; so der Sonnenuntergang, das Gewitter. Die wichtigste Eigenschaft des Bewußtseinsinhalts ist die Mannigfaltigkeit seiner Bilder. Wir erkennen nicht nur ihre Verschiedenheit, Ähnlichkeit oder Gleichheit, sondern auch ihre Beziehungen und Abhängigkeiten zu- und voneinander. Dabei sind wir nicht nur augenblicklicher Empfindungen gewiß, sondern auch der dauernden, der gedächtnismäßig festgehaltenen, die nach längerer Verborgenheit wieder als Erinnerungen in unserer Seele aufzutauhen vermögen.

Nun können wir aber ohne Schwierigkeit unterscheiden zwischen einem sich uns aufdrängenden und einem selbstgeschaffenen, einem gewollten Bewußtseinsinhalt. Schon unter den Naturerscheinungen läßt sich eine solche Einteilung treffen. Das Gewitter ist ein Erlebnis, das außerhalb unseres Machbereiches liegt; das Meer können wir nur beobachten, wenn wir uns an sein Ufer begeben, d. h. wenn wir willkürlich die Bedingungen des Eintretens seiner Erscheinung herbeiführen.

Su den Empfindungen, wie sie in Farben, Tönen, Wärme und Kälte, Härte und Weichheit, süß und sauer jedermann geläufig sind, möge meiner wegen auch das Ich-Bewußtsein gezählt werden. Jeder Unbefangene wird dann aber zugeben, daß die Ich-Empfindung den übrigen Empfindungen nicht als gleichwertig an die Seite gestellt werden darf; denn sie beherrscht meinen ganzen Bewußtseinsinhalt. Das Ich ist gewissermaßen meine Ur-empfindung, der alle übrigen als eine zweite Klasse von Empfindungen, die man als Nicht-Ich bezeichnen kann, gegenüberstehen. Dies zeigt sich darin, daß das Ich den übrigen Bewußtseinsinhalt zu studieren vermag; das logische Denken ist ein Ausfluß des Ichs. Das Denken ist ein Zwang, dem ich die Bewußtseinsbilder oder Vorstellungen unterwerfe, indem ich sie voneinander scheidet oder miteinander verknüpfe; wobei mein Ich sich vor Denkfehlern zu hüten hat. Stets trifft das Ich im Abwägen des richtigen und des falschen Denkens eine Art von Wahl. Darin und in der Einsicht in die Beziehungen von Mittel und Zweck seines Studiums besteht die Intelligenz.

Im logischen Denken, das als eine höhere, geistige Funktion gegenüber den Empfindungen der Seele erscheint, führen wir ebenso willkürlich Bewußtseinsvorgänge herbei, wie wenn wir in den zoologischen Garten gehen, um einen Elefanten zu sehen. Und wie unter den sog. konkreten Erscheinungen viele uns ungesucht kommen, z. B. ein Erdbeben, so steigen auch logische Gebilde, die wir als Einfälle von den Gedanken im engeren Sinne unterscheiden können, ungesucht aus den Tiefen der Seele an das Licht des Bewußtseins herauf. Nur auf diese Einfälle kann sich Lichtenbergs Wort beziehen: Es denkt in mir, wie es um mich her blizt und donnert. Denn zum aktiven Denken gehört ein Willensakt unseres Ichs; in ihm ist das Denken mit dem Wollen untrennbar verbunden.

So ist schon das Abstrahieren, eine der wichtigsten Denkhandlungen, stets an einen Willensakt geknüpft, indem ich willkürlich die eine oder die andere Eigenschaft von einer Erscheinung hinwegdenke, von ihr abziehe. Wenn ich z. B. von einem Erlebnis das stets darin enthaltene Ich willkürlich hinwegdenke, verwandle ich das Erlebnis in ein Ereignis; ein von meinem Ich unabhängiger Begriff. Alle Voraussetzungen sind freie Willensakte, mögen sie gegebenen Tatsachen auch noch so sehr Rechnung tragen.

Freilich soll eine Abstraktion vom Erleben zum Geschehen nach idealistischer Lehre bereits unzulässig sein. Der radikale Flügel unter den Vertretern jener Lehre erkennt nur Empfindungen an, zu denen die Ichs gehören als Elemente der Welt; selbst eine Seele als Träger der Empfindungen ist ihm verwerfliche Hypothese, weil die Seele nicht selbst empfunden wird, nicht unmittelbar Gegenstand meines Bewußtseins ist; weil wir sie nur zu den Empfindungen hinzudenken.

Fassen wir das Gesagte noch einmal zusammen, so besteht nach der Lehre des Idealismus die gesamte Natur nur in unsern subjektiven Empfindungen, denen keine objektive Welt der Dinge entspricht; die Aufgabe

der Naturforschung soll sich daher auf das Studium jener Empfindungen beschränken.

Dem gegenüber steht eine andere erkenntnistheoretische Lehre, die man Realismus nennt. Der Realismus hält die Lehre Berkeley's für eine Einseitigkeit, die das wahre Wesen der Natur keineswegs erschöpft, und die darum den Naturforscher nicht befriedigen kann. Der wissenschaftliche oder kritische Realismus (ich vermeide das Wort transzendental, weil es von verschiedenen Schriftstellern in verschiedenem Sinne gebraucht wird, was mancherlei Verwirrung verursacht hat) erkennt zwar mit Berkeley an, daß wir unmittelbar nur etwas von unsern Empfindungen wissen können; allein er erkennt auch an, daß es neben dem unmittelbaren ein mittelbares Erkennen gibt, und daß die Naturwissenschaft auf jenes mittelbare Wissen nicht verzichten darf. Ihr bilden die Empfindungen nur den Ausgangspunkt zur Erforschung der gesetzlichen Beziehungen der physischen Welt.

Indem ich mich auf die Seite des Realismus stelle, gehe ich von dem obersten Grundsatz aus, daß all unser Wissen relativ ist. Eine absolute Erkenntnis gibt es nicht, sondern nur eine Erkenntnis unter Voraussetzungen. Auch der die Natur außer uns leugnende Idealismus wird nur möglich unter der Voraussetzung, daß nichts existiert, was wir nicht empfinden.

Wissenschaft ist darnach nur unter Voraussetzungen möglich. Wenn ich von den so bedeutsamen Bakterien spreche, wenn ihre Kenntnis eine ganze Abteilung der Botanik ausmacht, so ist das nur zulässig unter der Voraussetzung, daß das Mikroskop uns richtige Bilder von diesen kleinsten Lebewesen liefert. Nicht darauf kommt es in der Wissenschaft an, daß ich voraussetzungslos arbeite, sondern darauf, daß die gemachten Voraussetzungen mir als solche bewußt sind. Die Wissenschaft hat aber ein unbestreitbares Recht auf Voraussetzungen und damit auch auf Hypothesen.

Ganz sicher kann unsere Erfahrung nirgends über den Bereich der Erscheinungen hinauskommen, wie Kant unsere Ding-Empfindungen nannte. Darum nimmt das wissenschaftliche Weltbild seinen Ausgang immer an den Tatsachen des Bewußtseins; aber es wächst durch logisches Schließen über jene hinaus. Hierbei muß die Phantasie schöpferisch eingreifen, wie in jeder Überlegung des praktischen Lebens. Gewiß ist unserer Erkenntnis an der Grenze des Bewußtseins ein Zaun gezogen. Der Forscher, der darüber hinweg auch das Unbewußte erschaut, gleicht einem wilden Knaben, der jenen Zaun erklettert, und der mehr sieht als ein artiger Knabe, der unten bleibt.

Bei dieser Sachlage kann durch die Wissenschaft keine absolute Gewißheit, sondern nur ein relatives Wissen, eine von Bedingungen abhängige Überzeugung erreicht werden. Doch auch der Idealismus kann nur den Wert einer subjektiven Überzeugung beanspruchen, wenn er die Natur kategorisch auf die Empfindungen einschränkt.

Die erste Voraussetzung, die der Realismus macht, ist die des Vorhandenseins einer die Empfindungen wahrnehmenden Seele, der ein Er-

kenntnisvermögen zukommt. Eine zweite Voraussetzung alles mittelbaren Wissens und damit der Wissenschaft ist die gleiche Organisation des Erkenntnisvermögens aller Menschen und die Möglichkeit einer gegenseitigen Mitteilung ihrer Empfindungen durch das Wunder der Sprache. Das Wissen ist durch die Sprache übertragbar, da sie die Brücke schlägt von einem Bewußtsein zum andern; sie kann aber Wissen nur vermitteln unter der Voraussetzung gleicher Denkgesetze im Verstande eines andern, nur so zum Bindeglied zwischen verschiedenen Personen werden. Freilich ist es schon Hypothese, daß es denkende und vorstellende Ichs außer uns gibt; unmittelbar gewiß sind wir ihrer auch nur als Erscheinungen, als Bestandteile unseres Bewußtseinsinhalts. Die Unabhängigkeit fremder Personen von uns selbst ist daher nicht empfunden, sondern aus Wahrscheinlichkeitsgründen erschlossen.

Die Logik sucht, von erkannten Wahrheiten ausgehend, durch Erschließen neue Wahrheiten zu finden. Darum ist alles Erschließen gesuchtes und gewolltes Wissen. Die ganze Naturwissenschaft ist von erschlossenen Lehren erfüllt; ich erinnere nur an den Äther, an die Atome und die Moleküle. Wenn ich von einem Menschen nur ein Stück Haut oder gar Kleidung sehe, so schließe ich darauf, daß auch Magen, Lunge, Herz, Gehirn usw. zugegen sind; und wenn diese Organe bei andern Menschen wirklich nachgewiesen wurden, so schließe ich unter der Voraussetzung einer gleichartigen Organisation aller menschlichen Körper darauf, daß auch ich selbst sie besitze.

Die Frage, ob die Natur nur als Bewußtseinsinhalt existiert oder auch außerhalb desselben, läßt sich auch so formulieren: Gibt es Erscheinungserreger, die nicht selbst wieder Erscheinungen sind?

Kant, den ich aus diesem Grunde den kritischen Realisten zurechne, sprach die Hypothese aus, daß die Erscheinungen in uns durch eine Außenwelt von „Dingen an sich“ hervorgebracht werden, die unser Erkenntnisvermögen „affizieren“. Bei Annahme dieser Hypothese verlieren die Erscheinungen ihre Selbstständigkeit und werden, um einen treffenden Ausdruck Eduard v. Hartmanns zu gebrauchen, zu Bewußtseinsrepräsentanten einer außer uns existierenden Welt von Dingen; einer Natur, die auch bestehen bleibt, wenn wir nicht mehr sind.

Kant nennt seine Lehre darum kritischen Idealismus, weil er betont, daß unserer Erfahrung nur die Erscheinungen zugänglich sind; dennoch gehört er insofern zu den Realisten, als er von einer Erregung der Erscheinungen (d. h. Empfindungen) durch eine Außenwelt überzeugt ist, die, unserer unmittelbaren Erkenntnis entrückt, nur durch ihre Wirkung auf unser Erkenntnisvermögen sich fühlbar macht. Diese Einwirkung sowie Mannigfaltigkeit sind die einzigen Eigenschaften, die Kant den „Dingen an sich“ beilegt. Ich meinerseits bin der Meinung, die „Dinge an sich“, deren Vorhandensein auch ich annehme, müssen ferner so beschaffen sein, daß sie vermöge ihrer Eigenschaften die uns geläufige Form der Erscheinungen auslösen; wären sie anders, so wären jene Erscheinungen auch

andere, denn es bestehen gesetzmäßige Beziehungen zwischen den Eigenschaften der Dinge an sich und den Erscheinungen. Davon aber, wie die Außenwelt durch Vermittlung der Sinne auf unser Erkenntnisvermögen einwirkt, wissen wir so viel und so wenig wie von der Beschaffenheit der Wirkung eines Stoßes zweier Körper aufeinander; nur daß die Wirkung stattfindet, ist uns in beiden Fällen zweifellos.

Jede Vermutung, die für uns überzeugende Wahrscheinlichkeit, ein Fürwahrhalten mit sich bringt, veranlaßt uns zum Glauben. Schon wegen der Voraussetzungen sind in jedem mittelbaren Wissen Glaubenselemente enthalten. Nur der absolute Skeptiker vermag aus der Wissenschaft allen Glauben zu verbannen. So sind Voraussetzung, Vermutung, Überzeugung, Glaube die Glieder einer Kette. Auch der Idealismus in jeder Gestalt kann einer gläubigen Zustimmung zu seinen Annahmen, die ja wesentlich negative sind, nicht entraten. Eine weitergehende naturphilosophische Spekulation ist immer Dichtung, die, wie jede Dichtung, einen Wahrheitskern umschließt. Das Problem, eine Weltanschauung zu bilden, ist daher zum großen Teil ein künstlerisches.

Selbstverständlich hat die Hypothesenbildung in der Naturwissenschaft ihre Grenzen, die durch den Stand des Wissens wie durch den Takt des Forschers gezogen sind; es ist auch unerläßliche Pflicht, die Hypothesen nicht weiter zu treiben, als zur Zeichnung eines zusammenhängenden Naturbildes nötig ist. Denn jedem Naturforscher ist eine einzige sichere Tatsache lieber als Duzende der schönsten Hypothesen.

Der uns von Jugend auf innewohnende Kausalitätstrieb, eine Art geistiger Instinkt, treibt den denkenden Menschen, nach den Ursachen, den Bedingungen der Empfindungen zu fragen. Die Antwort des Realismus lautet, daß sie im Bewußtsein durch die Einwirkung einer Außenwelt auf unsere Sinne hervorgebracht werden, und diese Außenwelt nennen wir Natur. Zur Natur gehört unser eigener Körper mit Einschluß der Rinde des großen Gehirns, die der Wissenschaft als Träger des Bewußtseins gilt; ja das Bewußtsein selbst, sofern es mit dem Körper entstand und im Tode mit ihm zugrunde geht.

Wenn der Ausgangspunkt alles Wissens von der Natur meine Empfindungen sind, so liefert mir doch auch mein Denkvermögen, die Logik, ein Instrument, um durch Schlüsse die Annahme einer Welt von Dingen, einer Natur außerhalb meines Bewußtseins wahrscheinlich zu machen.

In seiner Lehre, die Natur bestehe nur im Inhalt unseres Bewußtseins, übersieht der Idealismus, daß in dieser Behauptung ein Problem steckt, welches er rein dogmatisch, ohne Schatten eines Beweises, zu lösen sucht. Die vorgebliche absolute Gewißheit des Idealismus ist schon darum zu beanstanden, weil er die Möglichkeit, daß die Empfindungen durch fremde Einflüsse ausgelöst werden, gar nicht in Betracht zieht. Leugnen wir die Außenwelt, so bleibt es ganz unbekannt, wie die Empfindungen zustande kommen. Ohne Vermutungen in negativem oder positivem Sinne

kann ich keine der beiden erkenntnistheoretischen Anschauungen behaupten. Mache ich eine derselben zu meiner Überzeugung, so geschieht das durch den Glauben. Dadurch gelangt in jede Ansicht ein Element der Willkür; mir aber erscheint es das willkürlichere zu sein, bei der Welt der Empfindungen Halt zu machen und alles übrige zu streichen.

Will ich eine Wahl zwischen Idealismus und Realismus treffen, so kommen Werturteile mit zur Geltung. Hierfür ein paar Beispiele. Es liegt mir näher, im eigenen Körper, in Weib, Kind und Freunden etwas mehr zu sehen als lediglich subjektive Vorstellungen. Wenn ich den Faust deklamieren und spielen, wenn ich den Lohengrin aufführen höre, so glaube ich eher, daß sie von außen her in mir erregt werden, als daß sie nur großartige Systeme innerer Empfindungen vorstellen, die sie natürlich auch sind. Die Pflanzenfamilie der Orchideen umfaßt 7000 Arten. Selbst wenn ich alle kennen würde, würde es mir widerstreben, sie nur als wirkliche oder mögliche Bewußtseinseregungen anzusehen. Was aber wird aus meinem Bewußtsein im Tode, und wo war es vor der Geburt? Seine zeitliche Entstehung, an der ich nicht zweifle, ist doch nicht auch etwa eine Empfindung? Wie die Hypothese, die Natur sei ein subjektives Phänomen, mit der Entwicklungslehre und überhaupt mit einem historischen Geschehen zusammengereimt werden kann, ist mir unerfindlich.

Auf der andern Seite gibt es für den Realismus so wenig einen apodiktisch zwingenden Beweis wie für den Idealismus; dennoch kommen neben jenen Werturteilen gewisse Indizienbeweise in Betracht.

So lautet ein wichtiger Grundsatz der Naturforschung: Aus nichts wird nichts. Damit wird wiederum die Frage erhoben: Woher stammen die Vorstellungen? Es kommt weiter in Betracht, daß ich einen wesentlichen Unterschied empfinde zwischen Vorstellungen, in denen ich mittelbare Einwirkungen der Außenwelt vermute, gegenüber solchen, die als Erinnerungsbilder oder als Phantasmen in meinem Innern auftauchen. Der Eindruck eines vor mir stehenden Menschen ist weit schärfer als das schärfste Erinnerungsbild eines verstorbenen Freundes oder als das Bild eines Krokodils mit sechs Beinen und zwei Flügeln, das meine Phantasie sehr wohl hervorzubringen vermag. Eine gehörte Melodie ist etwas anderes, Deutlicheres als eine nur erinnerte. Darum unterscheide ich zwischen Empfindungen, die von außen her auf mich eindringen, und solchen, die ich lediglich selbst durch die Phantasie in mir erzeuge.

Ein weiterer Indizienbeweis ist mir die durch die Sprache aufgedeckte Gleichartigkeit verschiedener Bewußtseine hinsichtlich des Erkenntnisvermögens. Auch sie gehören für mein eigenes Bewußtsein zur Außenwelt. Ohne solche Gleichartigkeit wäre kein menschlicher Verkehr, geschweige denn eine Wissenschaft möglich. Ein Unterschied zwischen gegebenen Bewußtseinsstatsachen und dem Spiel der Phantasie läßt sich durch keine Dialektik hintwegdisputieren. Zwischen Erleben und Phantasieren einer Erscheinung besteht ein gewaltiger Unterschied; beim ersteren gelangt die Außenwelt zur Mitwirkung.

Wer diese Außenwelt leugnen will, denke einmal daran, wie winzig unsere persönliche Erfahrung ist im Vergleich zur Erfahrung der ganzen Menschheit, zur Geschichte!

Aus solchen und andern Gründen ist mir der Realismus ein wissenschaftliches Axiom, d. h. ein Postulat, welches die Erscheinungswelt widerspruchlos erklärt. Unter Axiom verstehen wir eine Forderung der Vernunft, die wir zur Voraussetzung der Wissenschaft machen. Der Unterschied des Axioms von der Hypothese ist allerdings kein scharfer. Aber indem ich davon ausgehe, daß die Unrichtigkeit des Realismus nicht beweisbar ist, daß dagegen eine Übereinstimmung zwischen ihm und allen Tatsachen und Konsequenzen der Erfahrung besteht, komme ich zu dem Ergebnis: es sieht so aus, als ob alle Zwangsempfindungen, z. B. Erdbeben, Gewitter, in mir durch Vorgänge in einer Außenwelt ausgelöst werden. Dies bedeutet einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß außer mir eine Natur existiert, und ich nenne es ein mittelbares Wissen von ihr. Mehr als eine solche Überzeugung, ein solcher Glaube ist allerdings nicht erreichbar. Die Liebe einer Braut kann dem Manne nicht mathematisch bewiesen werden, und doch ist sie ihm unumstößlich gewiß; von dieser Art der Gewißheit ist auch unsere Überzeugung vom Dasein der Natur außer uns.

Wie die Wirkung der Körperwelt auf unser Inneres geschieht, wie die Vorstellungen im Bewußtsein ausgelöst werden, dürfte dem Menschen wohl immer verborgen bleiben. Anschaulich bleiben uns ausschließlich die Vorstellungen, wenn auch unsere Sinne die Pforten sind, durch die Wirkungen der Außenwelt unser Inneres erregen; die Welt der „Dinge an sich“ bleibt immer eine Konstruktion unseres Verstandes, ein Ergebnis logischen Schließens. Aber daß wir den Vorgang nicht verstehen, beweist nichts gegen den Einfluß eines Körperlichen auf die Seele; nur die Erfahrung kann darüber entscheiden, ob Heterogenes aufeinander zu wirken vermag, nicht aber eine vorgefaßte Meinung. Auch die Beeinflussung einer Seele durch eine andere geschieht durch Vermittlung des körperlichen Systems der Leiber. Dabei braucht nur die eine Seele zu leben, die andere kann längst verstorben sein. Ich erinnere an das Spiel auf der Geige, zum Beispiel einer Beethovenschen Sonate. Nach Anleitung gewisser Zeichen setzt die Muskulatur des Geigers die Saiten in Schwingung, und die davon ausgehenden Schallwellen erregen durch Vermittlung des Gehörs in meinem Bewußtsein von neuem die musikalischen Phantasmen, die einst in Beethovens Bewußtsein ihren Ursprung nahmen. Aus einem Bewußtsein gingen sie auf die Welt des Unbewußten über, wohin Noten und Geige gehören, um von dort in tausende von Bewußtseinen zurückzukehren und sie zu erregen. —

Unter den Sinnen ist, wenn wir von der Akustik absehen, der Gesichtssinn für die Erforschung der Natur bei weitem der wichtigste. Ein blinder Naturforscher ist übel daran. Darum sind auch für die naive Betrachtung der Dinge die Gesichtsbilder in erster Linie maßgebend.

Es wäre wissenschaftlich ganz unzulässig, die Hypothese aufzustellen, ein Ofen sähe auch ohne uns gerade so aus, wie wir ihn als Erscheinung schauen. Denn diese Erscheinung kommt nur durch die Konstruktion unseres Auges und unseres Nervensystems unter Einwirkung des entsprechenden Dinges zustande. Ganz etwas anderes aber ist es, daß wir praktisch in der Naturforschung wie im täglichen Leben so handeln, als ob die Dinge genau so wären, wie wir sie wahrnehmen. Solche Handlungsweise ist vollkommen richtig, weil sie durch die millionenfache Erfahrung der Menschheit sich als berechtigt bewährt hat. Dies wird vom wissenschaftlichen Realismus ohne weiteres zugegeben; und dadurch verliert der Idealismus den Vorsprung, den er in praktischer Hinsicht vor dem Realismus zu haben vermeint, daß er nämlich genau in der Weise der naiven Naturschauung verfahren dürfe. Aber der Idealismus glaubt, mit den Vorstellungen die ganze Natur und die ganze Wahrheit zu erschöpfen, und das halte ich mit Kant für Illusion. Nur das eine unterliegt keinem Zweifel: für die Praxis des Lebens wie der Naturforschung sind beide wissenschaftliche Erkenntnislehren gleichgeltend und daher belanglos; ihre Bedeutung ist eine rein theoretische. Wer die Grundlagen seines Wissens prüfen will, muß sich allerdings mit ihnen beschäftigen.

Wie in den Instinkten der Tiere Anpassungen vorliegen, durch die sie allein befähigt sind, den im Leben an sie herantretenden Ansprüchen gerecht zu werden, und ohne die ihre Existenz in Frage gestellt wäre, so muß auch das menschliche Erkenntnisvermögen, das sich aus dem Verstande und den Sinnen zusammensetzt, der Natur angepaßt sein, damit wir imstande sind, die uns gestellten Aufgaben zu lösen. Diese Anpassung braucht keine absolute, sondern nur eine ausreichende zu sein; eine Auffassung, die sich in Übereinstimmung mit den Lehren des kritischen Realismus befindet. Wäre unser Erkenntnisvermögen der Natur nicht angepaßt, so könnten wir nichts von ihr wissen. Das gilt nicht nur von den Sinnen, sondern auch vom Denkvermögen; wir sind gezwungen, logisch zu denken, weil wir nur dadurch lebensfähig sind.

Die Naturgesetze und die Denkgesetze entsprechen einander. Die ersteren bestehen in der Konstanz gewisser Erscheinungen, deren Gleichbleiben uns ein Axiom ist. Nicht weniger unabänderlich sind die Denkgesetze, sie sind ein Mittel, um das Gesetzmäßige im Naturgeschehen uns vorzustellen. Der Idealismus kennt nur den gesetzmäßigen Ablauf von Bewußtseinsbildern; ihm sind Erleben und Geschehen ein und dasselbe, während der Realismus ein Naturgeschehen ohne uns annimmt.

Überblicken wir kurz noch einmal die verschiedenen Anschauungen, zu denen das Denken hinsichtlich des Naturerkennens und seiner Möglichkeit gelangt ist.

Wir wollen diesmal ausgehen von der dualistischen Lehre, daß ein Gegensatz besteht zwischen Denken und Ausgedehntem, zwischen Geist und Materie, zwischen Erscheinungen und Dingen an sich. Diesem Dualismus,

als dessen Anhänger ich mich bekannt habe, sind zwei monistische Lehren gegenübergestellt worden. Für die Anhänger dieser Monismen ist charakteristisch, daß sie fast immer mit Überhebung vom Dualismus sprechen, dadurch bei oberflächlichen Hörern leicht einen gewissen Eindruck machen; bei denen aber, die nach objektiver Prüfung aller Gründe für und wider eine Ansicht trachten, ihre Stellung von vornherein in weniger günstiges Licht rücken.

Der eine jener Monismen ist ein uraltes philosophisches System, der sog. Materialismus. Dieser ist eine Hypothese, die alles Geschehen in der Welt auf mechanische Vorgänge, in letzter Instanz auf Zentralkräfte der Atome zurückführt. Nach dieser Lehre gibt es nur Materie; das Geistige ist ein Erzeugnis, gewissermaßen ein Nebenprodukt der Materie. Es würde zu weit führen, hier in eine Charakteristik und Kritik des Materialismus einzutreten; er fällt um so mehr aus dem Rahmen meines Themas heraus, als es heute kaum noch maßgebende Naturforscher gibt, die der materialistischen Hypothese huldigen. Von allen Seiten hört man es in den Kreisen der Naturforscher aussprechen, daß der Materialismus unhaltbar sei.

Die zweite monistische Lehre ist der von Malebranche und Berkeley begründete Idealismus, Spiritualismus, Subjektivismus. Dieser Monismus verwirft jede Materie; nach ihm besteht die Natur nur in geistigen Vorgängen unseres Bewußtseins. Es ist nun von hohem Interesse, zu sehen, wie dieser Idealismus unserm angeborenen Kausalbedürfnis zu entsprechen glaubt; denn die Versuchung ist doch gar groß, wenigstens eine Vermutung darüber aufzustellen, woher die geordnete Fülle unserer Bewußtseinsbilder stamme. Sowohl im älteren wie im modernen Idealismus sind solche Hypothesen hervorgetreten.

Wie schon erwähnt wurde, lehrt Berkeley, die Vorstellungen würden unmittelbar durch Gott in unserer Seele erregt. Er kommt zu dieser Vermutung durch die Voraussetzung, daß nur Geistiges auf Geistiges wirken könne. Jener Theismus ist aber den Modernen der Ausdruck einer niederen Bildungsstufe; wenn sie auch sagen, die Lehre Berkeleys sei viel annehmbarer als diejenige Kants, wonach eine materielle Natur durch Einwirken auf unser Erkenntnisvermögen die Erscheinungswelt auslöse. Es wird daher eine Erklärung des Bewußtseinsinhalts auf atheistischer Grundlage versucht, und sie wird dahin gegeben, daß unsere Vorstellungswelt durch Zufall hervorgebracht werde. (Vgl. Kleinpeter, Die Erkenntnistheorie der Gegenwart. Leipzig 1905. S. 139 ff.) Damit wird auch die Möglichkeit einer Wissenschaft als ein glücklicher Zufall gepriesen, wie die Regelmäßigkeit des Naturlaufs ein solcher sein soll. Also jetzt wissen wir's: alle Gesetzmäßigkeiten des Naturgeschehens wie das Wunder der Logik und des Bewußtseins verdanken dem Zufall ihr Dasein; wäre jener merkwürdige Zufall nicht eingetreten, so gäbe es keine Vorstellungen und kein Wissen. Ich beschränke mich dieser Weltanschauung gegenüber auf die Bemerkung, daß ein solcher Glaube an die Allmacht des Zufalls wohl jeden noch so weit gehenden Wunderglauben aus dem Felde schlägt.

Etwas abseits von diesen Anschauungen steht die Naturauffassung von Mach. Sie ist insofern monistisch, als auch sie nur das Vorhandensein von Empfindungen in der Welt anerkennt. Sie ist aber pluralistisch, insofern die Einzelempfindungen, wie Töne, Farben, Temperaturen, Drucke, Scher, selbständige, koordinierte Weltelemente bilden. Die Frage, woher die Empfindungen und ihr Zusammenhang stammen, hat für Mach anscheinend kein Interesse; auch lehnt er es ab, einen Träger der Empfindungen, also eine Seele anzunehmen.

Meine Zustimmung hat keine dieser Lehren zu gewinnen vermocht. Ich halte am wissenschaftlichen oder kritischen Realismus fest, wie er durch Kant begründet, durch Eduard v. Hartmann fortgebildet wurde. Für mich gibt es Geist (Seele) und Materie beziehungsweise Energie. Die Natur, zu der ja auch der Naturforscher mit Leib und Seele gehört, existiert nicht bloß in meinem Bewußtseinsinhalt, sondern auch unabhängig davon. Ich unterscheide somit zwischen meiner Erscheinungswelt und der Außenwelt. Nur von ersterer haben wir unmittelbare Gewißheit, von letzterer aber durch unser Denkvermögen mittelbare, hypothetische, Überzeugungsgewißheit; sie halten wir für wahrscheinlich, an sie glauben wir. Unser Denkvermögen dient uns dazu, ihr Dasein zu erschließen. Die Gesetzmäßigkeit der Natur mit Einschluß des Denkvermögens erscheint als ein Ausfluß der Macht Gottes.

Wenn wir nur im Glauben die Natur erkennen können, wenn der Chemiker für seine Atome und Moleküle, der Physiker für den Äther und die Wellennatur des Lichts des Glaubens bedarf, wenn wir anerkennen müssen, daß dem Wissen von der Natur selbst Schranken gezogen sind, über die der Mensch nur im Glauben hinwegzublicken vermag, so müssen wir mit einem schönen Worte Emanuel Geibels bekennen:

Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, daß wir glauben müssen.

Erkennen wir aber das Wollen Gottes in der Natur an, so gibt schon ein Ausspruch des alten Wandsbecker Boten dem Verhältnis zwischen unserm unmittelbaren und unserm mittelbaren Wissen treffenden Ausdruck, welcher lautet:

„Die ganze Natur verkündigt Gott von ferne, aber der Mensch verkündigt ihn von nahe.“

An den Schluß dieser Betrachtung möge ein letztes Dichterwort treten, ein Wort jenes Großen, der sich selbst als Gelehrten bezeichnete, und in dem wir heute einen hervorragenden Naturforscher verehren, ich meine Wolfgang v. Goethe:

So im Kleinen wie im Ewig-Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengest; und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet.





Doktor Germaine

Von

Noëlle Roger

(Schluß)

Dritter Teil

I.

Erst in den Morgenstunden fand Germaine die ersehnte Ruhe, auf die dann ein qualvolles Erwachen folgte. Ihr war, als irre sie in einem Labyrinth von Schmerzen umher, noch ehe sie an den Hauptschmerz stieß, der ihrer wartete.

„Wilhelm, Wilhelm!“ ... murmelte sie. — Er war fort! Er war ein ganz anderer Mann geworden. An Stelle rührender, überfließender Zärtlichkeit waren Härte und Haß getreten. Und sie war schuld an dieser Wandlung.

„Wilhelm!“ ...

Einsam saß sie vor ihrem einsamen Bedeck im Speisezimmer, das Ohr auf jedes geringste Geräusch gerichtet, als vernehme sie seinen raschen, nahenden Schritt. Er mußte ja kommen und sie wie sonst mit Freuden in die Arme schließen. Wie still war es im Hause geworden. Die Post brachte Briefe für Wilhelm; sie blickte lange auf die Adressen, dann sank ihr Kopf auf ihren Arm herab, und sie weinte bitterlich.

In ihrem kleinen Salon versuchte sie Wilhelms Adresse zu schreiben, als Frau Evoles gemeldet wurde. Germaine fand nicht den Mut, die Mutter hier in diesem intimen Gemach zu empfangen, das noch so laut von den Erinnerungen an die süße Vergangenheit redete, von dem unaussprechlichen Glück, das sie mit ihm hier durchkostete. Sie stand auf, zwang sich zur Ruhe und begab sich in das große Empfangszimmer. Hochaufgerichtet schritt sie in dem lang nachschleppenden schwarzen Gewande hinein.

Frau Evoles ging in höchster Erregung hin und her.

Als die Tür sich öffnete, drehte sie sich kurz um.

„Guten Tag, Mutter.“

„Nun, Germaine, Wilhelm ist fort?“

„Ja.“

„Er war doch vor drei Tagen erst bei mir und sagte kein Wort von dieser Reise, es muß also ganz plötzlich gekommen sein?“

„Ja, Mutter.“

„Es blieb mir keine Zeit, ihm auch nur eine einzige Frage über die Ursache zu stellen. Gestern abend beim Abschied umarmte er mich hastig, sprach von Zugversäumnis und was weiß ich. Er sah furchtbar blaß aus und seine Augen waren stier.“

In Frau Evoles' Ton lag eine Härte, die Germaine bis dahin nie bemerkt hatte.

„Man hat Wilhelm schon vor einiger Zeit diese Reise vorgeschlagen,“ erwiderte die junge Frau, „aber damals zögerte er unschlüssig, ob er sie annehmen sollte oder nicht.“

„Und nun hat er sich von heut auf morgen dazu entschlossen und sich am gleichen Tage eingeschifft? Das ist denn doch höchst sonderbar.“

„Das heißt, Mutter, zuerst ist er nach Edinburgh, um sich dort von dem Agenten der Gesellschaft über alle Einzelheiten des Falles unterrichten zu lassen. Ich glaube kaum, daß er England vor einer Woche verlassen wird.“

„Warum hast du ihn denn nicht davon abgehalten?“ fragte Frau Evoles.

„Er hegte selbst den Wunsch, zu gehen. Ich glaube, er bedarf dieser Zerstreuung. In einigen Monaten kehrt er ja zurück“, fügte Germaine hinzu, die stolz und kalt vor diesem Fragenanlauf zurückwich.

„Also eine stillschweigende Trennung?“ rief Frau Evoles aus.

Wie ein Stein fiel das Wort auf Germaines todtvundes Herz, und sie blieb regungslos stehen.

„Ja,“ fuhr Frau Evoles mit erhobener Stimme fort, „dein Mann ging und kehrt nicht wieder, weil er zu unglücklich ist . . . Euer Kind . . .“

„Ah“, schrie Germaine in so heftigem Schmerz auf, daß Frau Evoles schwieg. Dann führte sie die Schwiegertochter zum Sofa, nahm sie in die Arme und versuchte mit liebevollen Worten der Teilnahme sie zum Weinen zu bringen. Sie ging so weit, daß sie Germaine um Verzeihung bat; sagte man doch im Kummer so manches unüberlegte Wort. Die junge Frau blieb indes wie gefühllos in dem sie umgebenden Arm.

Am andern Tage reiste Germaine nach Hastings ab . . .

Sie hatte diese ihr bekannte Küste jeder anderen vorgezogen. Dennoch schmerzte sie der Anblick des Felsenufers. Wie oft hatte sie die ausgedehnte Silhouette des Riffs betrachtet, während sie Willy überwachte. Näher als sonst, glänzend und kühn erhob sich heute vor ihr der Fels, an den sich die schwarzen Häuschen des alten Hastings schutzsuchend anlehnten. Schmeichelnd und vorwurfsvoll zugleich verfolgte sie Wilhelms Schatten.

Sum erstenmal seit Wochen fühlte sie, daß der Schmerz um ihr Kind nicht die Hauptwunde war, die ihr wie ein glühendes Eisen in der Brust saß. Der Vater, dessen Liebe erstorben, erschien ihr viel unerreichbarer als der Sohn.

Wilhelm ... Willy ... Einzelheiten aus beider Leben traten mit größter Genauigkeit in ihre Erinnerung und peinigten sie. Wie ein Rad ging der Gedanke in ihrem armen, gemarterten Hirn umher. „Sollte ich dennoch geirrt haben?“

Der September war herrlich. Schmeichelnd umspielten die matten Sonnenstrahlen den rauhen Fels, und in majestätischer Ruhe lag das weite Meer. Bald konnte Germaine Spaziergänge unternehmen. Sie mied den von Besuchern allzeit überfüllten Kai und setzte sich in die Einsamkeit des Gerölls am Fuße der Klippen und horchte auf das Anklatschen der Wellen gegen den Stein. Immer gleich lebendig traten die Erinnerungen an ihre Hochzeitsreise vor sie hin, an die Zeit, in der er sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit umgab, die sich jeden Tag aufs neue bis in die geringsten Kleinigkeiten hinein kundtat und ihr Leben bestrahlte.

Eines Tages stieg sie zu einer der Klippen hinauf. Schon begannen die Farrenkräuter sich golden zu färben. Da gewahrte sie plötzlich die Gräben wieder, an denen Willy Weilschen gepflückt hatte. Das Dach einer Farm erschien in einiger Entfernung. Germaine warf sich zwischen die hohen Blätter, die sich lieblosend um sie schlossen, und sie empfand nur den einen Wunsch — zu vergehen.

Endlich wandte sie die müden Schritte Hastings wieder zu. Die Sonne war im Sinken. St. Leonards' verlängerte, bläuliche Silhouette zeichnete sich im aufsteigenden Dunst purpurrot zwischen Himmel und Meer ab. Nie zuvor hatte sich ihrer eine so heiße Liebe für Wilhelm bemächtigt, wie in diesem Augenblick. So gewaltig war das leidenschaftliche Begehren seiner Gegenwart und Nähe, so stechend der Schmerz, daß er ihr Herz und Seele zerriß. Was fragte sie in diesem Moment nach dem Leid der andern! Es gab in der Welt nur eins, aber dies eine war unumstößlich wahr und trog nicht . . . sich einem anderen Wesen mit Leib und Seele gefangen geben und ineinander aufgehen, vergehen. — Alles vergessen und der Außenwelt und des Lebens spotten. Törrin, Törrin, die sie gewesen! Hatte sie diese Ekstase nicht gekannt und sie dann für irgendwelchen Gerechtigkeitswahn geopfert? Fragten andere Menschen denn überhaupt nach der Gerechtigkeit? Gingen sie nicht vielmehr in ihren kleinlichen Interessen, in der Befriedigung ihrer eigenen Wünsche auf? Sie hüteten sich wohl, auch nur die kleinste Parzelle ihres Glückes abzugeben. Egoisten! — Nicht doch — vernünftige, ehrenwerte, wohldenkende Menschen waren sie, ja sogar fromme, die man als Beispiel anführte, die über die anderen zu Gericht saßen, Almosen gaben und allsonntäglich zur Kirche gingen.

Die einen erstrebten zukünftiges Glück, andere genossen den flüchtigen Augenblick. Aber sich um die Not anderer armer Menschen kümmern, um die Weinenden und Frierenden, das war doch Torheit . . .

Ja, ja, Torheit war es gewesen, sich selbst zu berauben, um Leid und Kummer ausfindig zu machen . . .

Germaine lachte laut auf.



Erschreckt ob der eigenen Stimme floh sie rasch Hastings zu.

Nach einer schlaflosen Nacht saß sie tags darauf am Strande. Von der Leidenschaftswoge, die sie seit Stunden hin und her warf, war sie wie gebrochen.

Einer Besiegten gleich zog sich die eintönig graue Flut allmählich, langsam zurück. So schienen auch aus ihrem Leben Freude und Überzeugung zu weichen. An Stelle des Wassers traten ausgedehnte Sandflächen hervor, Kiesel und Trümmer, die die Flut gebracht, tote Fische und große, grünliche Meergrasbüschel, die bereits in Fäulnis übergegangen waren. Gekenterte Barken, deren Kiel bloß lag und die keine Welle mehr mit kräftigem Stoß hinwegtrieb, saßen jämmerlich, leblos im Sande fest.

So, genau so, wie dieser schlammige Sand, sah ihre Seele aus, nachdem sie das Glück verließ . . .

Flecken wurden sichtbar. Selbstsucht und Bitterkeit erschreckten sie. Ihre Träume und Hoffnungen litten Schiffbruch wie jene Barken vor ihr.

Plötzlich vernahm sie nahende Kinderschrittchen. Schüchtern kam ein Baby mit langen Locken heran. Es hatte die gleichen raschen Bewegungen, wie Willy in demselben Alter gehabt, und seine großen Augen schauten offen unter langen Wimpern hervor. Ohne sonderliche Furcht vor den schwarzen Trauerkleidern, die gleichsam einen düsteren Schatten auf den hellen Strand warfen, trippelte es heran. Dann blieb es lächelnd, verlegen, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, stehen.

Wie hypnotisiert heftete sich Germaines Blick auf das Kind. Jetzt war es ganz nahe. Ja, es hatte wirklich dieselben klaren, tiefen Augensterne und die widerspenstige Locke, die sich aus dem großen Strohhut stahl, wie bei Willy.

Flehend rief sie es an: „Komm, umarme mich!“

Das Kind lächelte sie noch immer an. Sie ergriff es und preßte es leidenschaftlich an sich. Die Berührung mit der frischen, sammetweichen Haut machte sie trunken. Einen Moment glaubte sie sich in die Vergangenheit zurückversetzt. Aber das Kind wehrte sich in der ungestümen Liebkosung heftig; erschrocken begann es zu weinen. Es fuchtelte mit seinen Fäustchen in der Luft und schrie aus allen Kräften: „Mama!“

Germaine gab es frei.

Laufend eilte es davon, stolperte über seine Beinchen, stieß sich an den Steinen und rief, immerfort weinend: „Mama!“

Germaine erhob sich und ging nach ihrem Hotel zurück. In ihrem kühlen, kühlen Zimmer angelangt, warf sie sich aufs Bett, und ein heißer Tränenstrom machte dem gequälten Herzen Luft.

Am selben Abend schüttelte sie das Fieber aufs neue. Die gleiche Ermattung überfiel sie, wie am ersten Tage ihrer Krankheit, und eine grenzenlose Mutlosigkeit bemächtigte sich ihrer in dieser Einsamkeit. Wenn doch jetzt alles zu Ende wäre! Wie grauenvoll allein war sie doch. Sie gedachte ihrer früheren Unpäßlichkeiten und der zarten Fürsorge Wilhelms. Und jetzt — jetzt wäre Sterben schon das Beste . . .

Es klopfte. Noch ehe Germaine eine abwehrende Antwort rufen konnte, öffnete sich die Türe und eine wohlbekannte fröhliche Stimme ließ sich vernehmen:

„Wo in aller Welt hältst du dich denn so versteckt? In allen Hotels habe ich bereits nachgespürt, bis ich dich endlich gefunden.“

„Annette!“ murmelte Germaine. Eine ungeheure Erleichterung drückte sich in ihrem Ton aus.

„Germaine,“ rief das junge Mädchen erschreckt aus, sich über die Liegende beugend, „wie elend du aussiehst! Deine Schwiegermutter ist in größter Sorge um dich, sie schickt mich her. Hast du ein Fieber! Schöner Doktor, der sich selbst nicht helfen kann, jetzt werde ich einen andern holen.“

Germaine bewegte den Kopf.

„Ich wünsche nicht!“

Annette verstand sie.

„Aber, Germaine, es ist doch einfach unvernünftig, kindisch, sich so hinsterben zu lassen. Und Wilhelm?“

Germaines kummervolle Augen wandten sich ab.

„Und alle, die deiner bedürfen? Deine Kranken, dein Verein?“ fuhr Annette mit Wärme fort.

Germaine zuckte die Achseln.

„Und deine Freunde?“

„Meine Freunde?“ wiederholte Germaine und lachte schmerzlich auf. Mit äußerster Klarheit stand wieder die geheime Feindschaft derer, die sie liebte, vor ihrem Geiste da. Eine Freundin ihrer Schwiegermutter hatte ihr bei Willys Tod religiösen Trost geboten. Und sie erinnerte sich eines Wortes jener Trösterin: „Ich hatte Sie doch gewarnt“, das ihr damals so bitter weh getan hatte.

„Jetzt bist du ja hier,“ sagte sie leise, „wie gut, dich hier bei mir zu sehen, Annette.“

Und in einem Gefühl längst entbehrten Behagens schloß sie die Augen.

Ein Rückfall trat ein, und Germaine mußte das Bett hüten. Annette verließ sie nicht mehr. Sobald sie kräftig genug war, führte man sie an den Strand, und dort saßen beide stundenlang und atmeten in vollen Zügen die frische Brise des weiten Meeres. Die Atmosphäre verdichtete sich bereits, Nebel stiegen auf, und in der Ferne fielen die Sonnenstrahlen schräg herab. Golden, purpurn schienen sie sich noch träge und gefangen in dem Dunstkreis aufhalten zu wollen.

Dann fragte Germaine auch wohl: „Was macht denn deine Malerei? Du verlierst deine Zeit bei mir.“

Mit einem geheimnisvollen Lächeln wandte die Künstlerin den strahlenden Blick, aus dem eine unbekannte Freude sprach, ab.

Beide vermieden es, von Wilhelm und Willy zu sprechen. Aber nichtsdestoweniger erriet Annette Germaines innerste Gedanken, während sie so reglos und traurig auf dem Sande lag.

Allmählich kehrten die Kräfte zurück. Germaine fing an, wieder Interesse am Leben zu gewinnen, und erkundigte sich nach Annettes Arbeiten. — Ein Brief von Wilhelm traf ein. Er berichtete über seine Reise und empfahl Germaine die größte Vorsicht hinsichtlich ihrer Gesundheit.

II.

Annette und Germaine saßen am Strand. Weinend und sterbend brachen sich die Wellen zu ihren Füßen.

In ihren Schäl gewickelt saß Germaine da. Ihr Blick schweifte ins Weite. Von Zeit zu Zeit schwiegen die Wellen. Es trat eine kurze Stille ein, erfüllt von Geflüster und Geklatzche, dann erhob die endlose Klage wieder ihren rhythmischen Laut.

„O,“ rief Annette aus, „wer ein Werk schaffen könnte so rein, so tief und herb wie das Meer! Über das der Sturm hinführe und die Melodie der Wellen, standiert von der großen Woge menschlichen Elends, immer gleich und doch in stetem Wechsel begriffen, ein Werk, so tief, so tief, daß es Leben bekäme . . .“

„O ja! Das ist es,“ murmelte Germaine, wie aus einem Traum erwachend . . . „mein Werk . . .“

„Das alles erträumt zu haben und dann sein Ohnmacht zu fühlen“, setzte Annette hinzu.

„Seine Ohnmacht?“ wiederholte Germaine leise.

Wie zu sich selbst redend fuhr Annette fort: „Zu zweien vielleicht . . . zu zweien möchte es am Ende gelingen.“

Germaine, die schon wieder in Gedanken versunken war, hörte nicht mehr auf sie.

Annette versuchte sie zu zerstreuen.

„Sieh dich um! Auf dem Strande haben die Wellen ihren Umriss gezeichnet, den der Mensch weder fassen noch messen kann. Dort liegt er mathematisch genau! Sie haben ein Bett gegraben, worin der Kopf ruhen kann.“

Germaine richtete sich lächelnd auf und blickte umher.

„Ja, die Wellen“, sagte sie.

„Je mehr die Wellen leiden,“ fuhr Annette fort, „mit um so größerer Wucht werfen sie sich auf das Ufer, und um so tiefer wird ihre Drängung . . .“

Verständnisvoll endete Germaine den begonnenen Satz:

„Und wenn sie hinweggezogen sind, kann der Mensch ruhen.“

Am folgenden Tage erkundigte sich Germaine nach ihrem Verein und nach ihren Kranken. Annette hatte nichts erfahren, und Germaine erinnerte sich zuerst nur mit Mühe aller Einzelheiten. Zwei ihrer Kolleginnen mußten im Juli bereits verstorben sein; die eine krankheitshalber, die andere wegen ihrer Abreise nach Indien. Eine dritte hatte sich sicherlich schon mehrere Wochen vorher zu ihrer Hochzeit nach Schottland begeben. Also war der Verein sich selbst überlassen, vielleicht gar aufgelöst! Sie mußte unbedingt nach London zurück.

„Erst wenn du dich noch stärker fühlst“, sagte Annette, die eine tiefe Freude über das endliche Erwachen der Freundin empfand.

Eines Abends, während beide am Strande bei eintretender Dunkelheit den zerschellenden Wogen zuschauten, bemerkte Germaine:

„Du bist eine andere geworden, Annette. Ein unbekanntes Glück spricht aus dir, hast du etwa dein Meisterwerk doch geschaffen?“

Soeben trat der Mond aus den Wolken hervor und beleuchtete die Wasserfläche, die, gleichsam von Festons umgeben, zurückwich. Germaine sah Annette an, deren Gesicht purpurn erglühte.

„Ich durfte es dir nicht gestehen“, murmelte die Malerin, und den Blick feierlich auf die Flut gerichtet, auf der die Mondstrahlen tanzten, fügte sie hinzu: „Ich liebe . . .“

Germaine schrak zusammen und faßte der Freundin Hand.

Danach begann Annette mit dem Bericht ihres stillen Glückes. Er war ein junger Maler wie sie, mit den gleichen Anschauungen und Ideen. Gemeinsam hatten sie das „Nachtasyl“ unternommen. Und sie hofften auf eine baldige eheliche Verbindung.

„Und dabei widmetest du mir diese ganze lange Zeit, ohne ein Wort hiervon zu sagen, Annette!“

„Wir haben uns ja erst mit dem Beginn des Sommers verlobt“, antwortete diese.

Ein längeres Schweigen trat ein. Auf dem dunklen Wasser brachen sich die Mondstrahlen und glichen einem Sternenregen in schwindelnder Bewegung, oder auch ausfallenden Perlenschnüren, sich windenden Schlangen, die einander jagten, großen Lichtblumen, deren toller Tanz sich in die Flanken der Wellen stürzte.

Endlich sagte Germaine:

„Meine kleine Annette, dein Glück ist mein heißer Wunsch.“

Am Abend vor ihrer Abreise unternahmen beide noch einen langen Spaziergang. Ihr Weg führte auf dem Ramm der Klippen entlang. Sie hatten sich bereits ihres gelb mit lila durchzogenen Grasmantels entkleidet, und alle goldigen Blumen waren verschwunden. Grau war schon die Stimmung der Wiesen, und die Bäume nahmen einen rostfarbenen Ton an. Dicker Rauch lagerte sich schwerfällig umher. Inmitten dieser Melancholie entfalteten die Farrenkräuter ihr fröhliches Dasein. Sie kletterten am steilen Felswerk empor, nisteten sich in die Steinlöcher und erhoben in der violetten Ferne und auf dem schlafenden Wasser ihre kupferfarbenen Einschnitte.

„Das Leben fordert sein Recht wieder, und man muß endlich zu handeln beginnen“, bemerkte Germaine.

Nach dem Diner begaben sie sich zum letztenmal an den Strand. Die Flut stieg. In der nächtlichen Stille vernahm man ihren Ruf.

Allmählich war wieder ein Funken von Hoffnung in Germaines Seele eingelehrt, auch der Eifer erwachte nach und nach. Arm in Arm wanderten sie dahin und sprachen von der Zukunft, während Annette glücklich dazu lächelte.

In der Finsternis, die zwischen Meer und Himmel lagerte, erschien der rote Vollmond größer noch als sonst in dem Nebelschleier. Langsam stieg er empor, und bald übergoss sein fahles Licht zitternd die Wassermasse. Immer wieder kehrten die Blicke der Freundinnen zu dem leuchtenden Nachtgestirn zurück.

„So ist durch alle Jahrtausende hindurch über das Menschengewoge die Liebe aufgegangen,“ sagte Germaine, „und die einzigen Wellen, die wir genau unterscheiden, sind die, welche sie beleuchtet.“

Am folgenden Tage verließen sie Hastings.

Bei ihrer Ankunft in Charing-Cross fühlten sich beide bei dem fröhlichen Straßentreiben wie von einem Schwindel erfaßt.

Der Strand entfaltete ein kolossales Leben. Auf den Bürgersteigen drängte und hastete die Menge wie die wilde Jagd um die unbeweglich dastehenden Händler und Schutzleute. Die Wagen versuchten einander zu überholen, dazwischen bewegten sich schwerfällig die großen Omnibusse mit ihrem hellen Gerippe, und über all dem tollen Treiben sandte die Herbstsonne ihre ruhigen, langen Strahlen durch den bläulichen Dunst herab.

Germaine betrat ihr einsames Haus.

III.

Pünktlich zu acht Uhr hatte Germaine die Vereinsmitglieder zu sich eingeladen. Alle Lampen waren angezündet worden, auf dem Tisch stand ein Imbiß bereit, und der feine Duft weißer Chrysanthemen füllte das Zimmer.

„Sie sollen mich nicht traurig sehen“, murmelte Germaine.

Mit der Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit fühlte sie eine Zunahme ihrer Kraft.

Es schlug acht. Sie warf einen Blick in den Spiegel. Ihr Gesicht hatte einen ganz ruhigen Ausdruck, und sie lächelte sogar.

Die Minuten verstrichen. Die Gäste mußten sich verspätet haben.

Nervös schritt sie im Zimmer auf und ab.

Endlich ertönte die Korridorklingel.

Frau John trat ein. Verlegen blieb sie auf der Schwelle des großen, leeren Gemachs stehen, in dem sich schlank und schwarz Frau Evales' Silhouette abhob.

Germaine eilte ihr mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen!“

Wie so anders klingt ihr die eigene Stimme, gebrochen und wärmelos.

„Was macht denn mein Patentkind?“ fragt sie.

„Danke, gnädige Frau,“ stottert die Arbeiterin, „es geht — ihr gut.“

„Sie müssen sie mir einmal herbringen.“

Die Frau nickt. Die umherwandernden Augen bleiben schließlich auf dem Trauerkleide der Gastgeberin hängen, und leise weinend verbirgt sie ihr Gesicht in beide Hände.

„Danke für Ihre Teilnahme,“ sagt Germaine herzlich, „sie tut mir wohl. Ich erinnere mich, Sie damals hier bemerkt zu haben, Sie brachten Blumen . . .“

Weiter kam sie nicht, und es trat einen Augenblick Schweigen ein. Dann fuhr Germaine fort:

„Es sind fast vier Monate her. Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem Ergehen bisher.“

„Ich habe gearbeitet“, erwiderte die Arme.

„Haben Sie sich unterdes auch öfters versammelt? Auch ohne mich?“

„Nein.“

„Haben Sie Jane, Molly, Flora, Ethel und die übrigen Mitglieder und Ihre eigenen Geschäftskolleginnen gesehen?“

Frau John schüttelte den Kopf.

„Die vier sind weg,“ gab sie zur Antwort, „ebenso die zwei Greens und die drei von Clare-Court.“

„Wieso fort?“

„Sie haben die Straße gewechselt und besuchen das Atelier nicht mehr. Nirgends erblickt man sie. Aber man sagt Dinge von ihnen . . . ich selbst weiß nichts Genaueres, gesehen habe ich sie nicht mehr.“

„Und Mary von Black Town?“

„O, Mary! Deren Mann ist aus dem Gefängnis entlassen, und sie lebt wieder mit ihm zusammen.“

Germaine schwieg einen Moment. Dann fragte sie weiter:

„Was ist aus meiner kleinen Grace geworden? Sie arbeitete doch im selben Atelier wie Sie?“

„Ja. Aber Grace durfte sich heute abend nicht präsentieren, sie war total betrunken.“

„Betrunken!“ wiederholte Germaine. Sie ließ den Kopf schwer auf die Hand sinken, und es trat abermals Schweigen ein. Die Stuhluhr schlug halb.

„Es scheint niemand mehr zu kommen“, bemerkte sie endlich und sah Frau John fragend an.

„Können Sie mir denn gar keine Nachrichten mehr über die anderen geben, die Ordentlichen, über das Komitee, meine ich?“

„O doch!“ entgegnete die Arbeiterin. „Ich bin einer ganzen Schar begegnet an dem Tage, an dem Ihre Billets ankamen. Ich frühstückte in dem gleichen Restaurant wie die drei Wilsons und mehrere von den Hauptpersonen des Komitees. Da haben denn alle dasselbe gesagt: Sie kümmerten sich viel um den Verein, denn Sie ließen sie im Stich, wenn's Ihnen eben einfiel, und sie hätten's satt. Es wäre ja überhaupt Unsinn mit Ihrer Versicherung, daß Sie sie liebten.“

Wieder wurde es still in dem vornehmen Gemach.

„Wie steht es aber mit den andern?“ fragte Germaine noch einmal.

„Von denen weiß ich gar nichts.“

„So wollen wir doch noch einen Augenblick warten.“

Niemand weiter erschien. Germaine las etwas vor, genau so, als wenn alle vollzählig versammelt wären. Dann schenkte sie den Tee ein und entließ hierauf die Arbeiterin in herzlichster Weise, indem sie ihr noch einen großen Strauß und eine Menge Kuchen für die Kleine mitgab. Einsam am Tisch sitzend, die müden Augen mit der Hand beschattend dachte Germaine noch lange nach.

Wozu war nun all die Mühe gewesen? . . .

Tags darauf fuhr sie nach Drury Lane. Sie mußte ihre armen Freunde wiedersehen, und schweren Herzens klopfte sie an eine bekannte Türe. Die Frau empfing sie mit einem Lächeln. Auf den ersten Blick aber bemerkte Germaine, daß die Stube wiederum Unsauberkeit aufwies, und umsonst suchte ihr Auge nach den zwei Betten, die sie selbst geschenkt.

„Verkauft“, sagt die Frau kurz.

In einer Ecke schliefen Brüder und Schwestern wieder pêle-mêle auf demselben Strohsack wie das Vieh.

„Ich mußte es eben. Hatte ja nichts zu essen“, fuhr die Frau fort. Germaine erkundigte sich nach den beiden großen Mädchen.

„Die arbeiten in einer Fabrik bei Black-Friars.“

Wie hatte Germaine das Weib beschworen, sie nicht in jene Fabrik zu schicken, die wegen der Korruption ihrer Arbeiterinnen allgemein bekannt war.

Das Weib zuckte die Achseln.

„Sie wurden dort besser bezahlt als anderwärts, und schließlich mußte man doch leben . . .“

In einem andern elenden Loch fand Germaine in dem Winkel auf schmutzigem Stroh einen kleinen Krüppel vor, für den sie vor Monaten schon die Aufnahme in einem ländlichen Asyl erwirkt hatte, dessen Pension sie zum voraus bezahlt. Ihn war frische Luft und gute, nahrhafte Kost nötig.

„Zu Hause kann ich ihn besser brauchen, er überwacht mir die Kleinen“, gab die Frau grob auf Germaines diesbezügliche Fragen zurück.

„Die gnädige Frau kam ja nicht wieder, und da fühlt man sich doch nicht verpflichtet, sein Versprechen zu halten.“

Germaine begriff, worum es sich handelte. Das Weib hatte einzig auf Geschenke gerechnet.

Nacheinander kletterte sie die dunklen Treppen zu den verschiedenen Wohnungen empor und kehrte nach jedem Besuch entmutigter wieder zurück. In jeden einzelnen dieser elenden Schlupfwinkel hatte sie ein Samenkorn gestreut. Schwache Pflänzchen waren hin und wieder aufgegangen. Und nun waren alle von dem scheußlichen umherschleichenden Lastertier wieder angefressen worden.

Schließlich klopfte sie noch an Amy Drury Lanes Türe. Niemand antwortete. Sie trat ein und blieb einen Moment auf der Schwelle stehen. Es war wieder die Schmutzhöhle von ehedem, in der sich der Kebricht anhäuften, aus der ein pestilenzialischer Gestank entströmte.

„Die Dame wünscht wohl Amy zu sehen?“ fragte eine Nachbarin.

„Ja. Wo ist sie denn?“

„Ich werde die Dame begleiten.“

Schadenfreude sprach aus den Augen der Frau.

Germaine erschauerte bei dem Gedanken an den bitteren Haß, den ihr Mitleid entzündet hatte.

Also garte hier die Mißgunst, an der sie selbst schuld war!

Schweren Schrittes stieg die Frau die Treppe hinab. Germaine folgte ihr. Der Mut begann ihr zu sinken, und sie stolperte und stieß sich an der Mauer. Die Dämmerung brach an, und an dem Ende der Straße flammte wie ein Leuchtturm ein Fenster auf: „Public House!“

Die Frau stieß die Türe der Schänke auf und schob Germaine hinein.

„Suchen Sie sich nur die Amy!“

Eine heiße, von Alkoholdunst erfüllte Atmosphäre schlug ihr entgegen. Zitternd flackerten die Gaslichter in einem rötlichen Kreis. Neben dem Rontor tranken und schimpften Männer und Frauen, während die Schankmädchen aus der langen Fässerreihe unausgesetzt die Gläser füllten.

Germaine war es, als ersticke sie hier drinnen, und schon wollte sie hinauslaufen, als sie Amy gewahrte.

Diese saß halb bewußtlos auf einem Stuhl, sie hörte den Lärm um sich herum nicht mehr. Sie schwankte hin und her mit den runden Schultern, und ihr Gesicht hatte seinen früheren tierischen Ausdruck wieder angenommen. Germaine ging stracks auf sie zu.

„Amy!“

Ihre tiefe, sanfte Stimme zitterte.

Amy blickte blödsinnig auf ihre Flasche. Sie war bedeutend stärker geworden. Die schmutzige Bluse war oberhalb des Gürtels aufgeplatzt, und das graue Fleisch wurde sichtbar.

„Amy!“ wiederholte Germaine.

Die Seher hatten die Gläser niedergesetzt und richteten die Blicke erstaunt auf Germaine. Man vernahm nur noch die stockenden, lauten Atemzüge ringsum. Plötzlich brach ein lautes Lachen los.

„Was will sie denn von der Säuferin?“

„Das sind die Damen, die jetzt die public houses auffuchen“, riefen mehrere Stimmen.

„Sie will wohl predigen?“

„Nein, nein, sie trinkt ein Glas Gin mit!“

Roh und beleidigend flogen die Scherze hin und her. Einen Moment fühlte Germaine den Wunsch, vor der entsetzlichen Vision, vor den aufgesperrten Mäulern dieser Trinkerbande zu entfliehen. Dann besann sie sich und trat dicht an Amy heran. Ihre Hand auf der Trunkenboldin Schulter legend sah sie sie durchdringend an.

„Amy, kommen Sie mit!“

Von der Macht dieser Stimme bezwungen, stand das Weib auf. Sie wollte gehen, aber sie schwankte. Germaine umfaßte sie und zog sie

mit sich fort. Und wieder trat für einen Augenblick Schweigen in dem Trinkerkreise ein. Und all diese vertierten, abschlahen, wüsten Gesichter richteten sich auf die Gestalt der jungen, schönen, zarten Frau in dem schwarzen Trauerkleide.

Germaine schleppte Amy über die Straße hinüber.

Ein Mann erbot sich sogar, die Betrunkene in ihre Stube zu tragen. Unfähig, sie länger zu halten, nahm Germaine dankend an. Beide schleppten den schweren, widerstandslosen Körper hinauf und legten ihn auf das Stroh. Amy hatte die Augen geschlossen. Da ihre Hilfe im Augenblick überflüssig war, verließ Germaine das Haus.

Eine grenzenlose Qual hatte sich ihrer bemächtigt, während sie die Straßen durchquerte. Dunkelheit umhüllte die hohen Gebäude. Wie düstere Augen schauten die großen Fenster auf sie hernieder. Einige standen offen, und die Scheiben waren zertrümmert. Die Türen schienen ihr Öffnungen zu nachtschwarzen Abgründen zu sein. Und ununterbrochen verfolgten sie Flüche, Haß, laute Drohungen, Flehrufe armer Kinder, Angst und Schmerzensstöne.

Mit weit offenen Armen und einem Herzen voller Erbarmen war sie in diese Höhle gedrungen. Weinade war sie selbst unter der Last des aufgenommenen Sammers zusammengebrochen.

Alles hatte sie drangegeben, ihr Gattin- und Mutterglück, ihr besseres Selbst, um in diese Verwüstung einen Lebenskeim zu pflanzen. Da war eine einzige mächtige, todbringende Welle darüber hingefahren und hatte in wenig Wochen die Arbeit von acht langen Jahren zerstört, hinweggespült . . .

Gegen die Macht des Bösen gab es also kein Mittel, und kein Opfer, so groß es sein mochte, von menschlicher Seite genügte, um sie zu brechen, das fürchterliche Räderwerk zermalte unerbittlich, was ihm in den Weg trat. Es schlich in dem Gassengewirre umher, es lauerte in den Winkeln, es entfaltete sich in dem Blendwerk der „public houses“. Überall fraß es hinter den ausfälligen Mauern und feierte seine Triumphe in der Infektion elender Kammern. Germaine hörte sein teuflisches Hohngelächter, das ihr folgte.

Plötzlich stand Wilhelms Mahnung vor ihr. Schutzlos und verlassen in diesen verworfensten Winkeln ruft sie wie in einem Anfall von Verzweiflung und Reue: „Wilhelm!“

Wo war sein starker Arm, der sie umgab und weit weg trug, fort von allem Leid!

„Wilhelm, Wilhelm!“

Schwindel erfaßt sie. In ihrem armen Hirn scheint alles unterzugehen, und die geschauten Bilder versinken in einer stürmisch-schwarzen Meeresstiefe.

Lange irrt sie umher. Ihre Kraft ist gebrochen, nichts bleibt ihr, auch kein Strohhalme mehr in diesem Schiffbruch, nichts, nicht einmal ein

Gedanke, in dem sie Zuflucht fände für ihr zermartertes Gemüt. Auch sie ist mit hinweggespült mit der großen Elendswoge von Drury Lane, Amy, Mary, Grace und alle, die sie liebte, die unwiederbringlich in der Finsternis verschwanden.

Nacht ist es um sie her. Dichter, undurchdringlicher Nebel hüllt das Laternenlicht ein. Raum daß hin und wieder, wie verschämt, an den hohen Fassaden ein Lichtschein zitternd aufflammt.

Das also war das Los aller derer, die sich mit ausgebreiteten Armen hilfsbereit, kampfesmutig der leidenden Menschheit naheten . . .

IV.

„Bromley House, via Bolton, 1. November.

Meine liebe Germaine!

Geneviève befindet sich in einer schweren neurosthenischen Krisis. Nichts ist mehr imstande, sie zu zerstreuen. Umsonst habe ich ihr Freunde eingeladen, die sie erheitern sollten. Dich möchte sie aber gerne um sich haben. Du würdest mich sehr erfreuen, wenn Du Dich zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte bei uns entschließen könntest. Nichts soll Deine Freiheit beeinträchtigen. Wir verstehen Dein Bedürfnis nach Einsamkeit vollkommen.

Dein Dich herzlich liebender François.“

Wiederholt las Germaine den Brief. Dann ließ sie ihn in den Schoß fallen. Der Gedanke, dies Haus und seine Räume zu verlassen, in denen sie einsam ihre Klage ausweinte, erschreckte sie.

Nach kurzem Besinnen schrieb sie dem Schwager dennoch zu.

Einige Tage darauf langte sie auf dem kleinen Bahnhof von Bolton, inmitten ländlicher Stille an. François erwartete sie. Er hielt ihre Hand in den seinen und erkundigte sich eingehend nach ihrer Gesundheit.

„Was macht Geneviève?“ unterbrach sie ihn hastig.

Traurig schüttelte er den Kopf. Tagelang brachte sie grundlos weinend zu. Ihre Empfindsamkeit steigerte sich bis zur Unerträglichkeit. Der Arzt sprach von irgend einem Gemütsleiden, das die schwersten Folgen für ihr Gehirn nach sich ziehen könne. François war total erschüttert.

Vor dem Stationsgebäude erwartete sie ein Rabriolett, und nachdem Germaine Platz genommen, ergriff François die Zügel. Rechts und links erstreckten sich gepflügte rote Ockerfelder. In den langen, goldgelben Pappelreihen waren die Sonnenstrahlen hängen geblieben.

„Wie schön ist doch das Land!“ murmelte Germaine.

Wie eine Art Ausspannung legte es sich über ihre erregten Nerven. Schweigend glitt ihr Blick umher. Die gerade Linie der Felder zeichnete sich stark am vergoldeten Abendhimmel ab. Am Ende des Pappelgehölzes erschien die glänzende Oberfläche eines Teiches.

„Wie gut, daß du kamst!“ bemerkte François. „Du weißt, wie groß mein Vertrauen zu Dr. Germaine ist.“

Traurig schüttelte sie den Kopf.

„Ist diese Zerrüttung bei ihrem jugendlichen Alter nicht verzweifelt?“ fragte François. „Dabei fehlt ihr nichts zum Glück. Aber sie hat keine Lebensfreudigkeit mehr. Du siehst, Germaine, die Armen, Enterbten sind nicht die einzig Leidenden in der Welt. Du mußt auch an dem Jammer der Reichen teilnehmen.“

„Ich weiß wohl, wie zernagt die Reichen oft innerlich sind“, entgegnete Germaine.

Dann schwieg sie und heftete den Blick auf die Felder, die sich jetzt wellenförmig endlos hinstreckten.

„Jene“, nahm Germaine wieder das Wort, „kennen die schwersten Bitterkeiten nicht. Die Bitterkeit, die darin besteht, den Schmerz derer, die man liebt, nicht lindern zu können und kein Recht zu haben, ihnen tröstend zu helfen oder sie vielleicht gar zu retten. Und dennoch ist der Schmerz, der Leib und Seele zerreißt, überall derselbe.“

„Glaubst du wirklich, daß jene sich untereinander so zu lieben imstande sind, wie wir?“

Germaine sah den Schwager an, aus dessen Blick etwas wie Reue über das eben Gesagte sprach, und sie erwiderte:

„Ja, François!“

„Ich glaube es auch. Du weißt ja, Germaine, daß ich deine Ansichten teile.“

Von einer Anhöhe herab erblickte man am Ende des Weges einen spitzen Kirchturm, der sich von dem mattglänzenden Himmel abhob.

„Dort ist das Dorf“, sagte Germaine. Gleich darauf fuhren sie hindurch. Jetzt erschien das strenge, reine Profil des im französischen Stil des 18. Jahrhunderts erbauten Hauses. Es lag mitten im Grünen, von Bäumen und Sträuchern umgeben, über die sich bereits die Dämmerung senkte.

„Ich liebe eure Besizung“, sagte Germaine. „Vor einem Jahre kam ich mit Willy hierher. Es dunkelte schon, als wir anlangten. Und am andern Morgen jagte er wie toll vor Vergnügen auf dem Rasen dahin. . .“

Ihre Stimme zitterte vor Wehmut. Gerührt blickte François sie an. Sie verstanden einander in ihrem Leid.

Auf ihrem Zimmer angekommen, versuchte Germaine ihre Gedanken zu bannen. Dann trat sie bei der Schwägerin ein.

Geneviève lag auf einem Divan beim Kaminfeuer. Sie sah erfroren aus. Ein großer Fliederstrauß, dessen Zweige schlaff herabhingen, und Rosen erfüllten das Zimmer mit ihrem Duft.

„Wie gut von dir, Germaine, daß du gekommen bist“, begrüßte sie Geneviève.

Heiter versuchte Germaine zu entgegnen: „Jetzt mußt du aber rasch gesund werden.“

„Willst du heute, zu Ehren Germaines, nicht herunterkommen zum Diner? Unsere Gäste verlassen uns morgen fast alle, es ist der letzte Abend“, drängte François.

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

„Laß sie ziehen und laß mich zufrieden!“ erwiderte sie. „François hat eine Menge Menschen eingeladen, die mir höchst langweilig sind.“

„Ich hoffte dich doch zu zerstreuen“, antwortete er traurig. Dann verließ er das Zimmer.

Geneviève betrachtete die Schwägerin, die so blaß und verändert in dem Traueranzug aussah. Willys Gesicht stand wieder deutlich vor ihr, und Tränen rollten auf ihre Spitzenkravatte.

Germaine ging zum Fenster und preßte ihre Stirn gegen die kühlen Scheiben. Hinter sich vernahm sie Genevièves leises Weinen. Dann trat sie zurück, setzte sich neben dem Divan und begann von Marzella und Simone zu sprechen.

„Wenn sie schlafen, wollen wir zu ihnen hineingehen, nicht wahr?“ fragte Germaine.

Geneviève sah mit Bewunderung auf die Schwägerin.

„Ich möchte es doch so gerne,“ setzte Germaine hinzu, „mir ist es eine Freude“, und heiter fuhr sie fort: „Wie dein Mann dich verwöhnt! Was für reizende Blumen hat er dir hergeseht!“

Genevièves Blick verdüsterte sich, und bitter erwiderte sie: „Ich vergleiche die Zeit, die sie gebrauchen, um zu verwelken . . .“

„Selbst weißen Flieder im November!“ fuhr Germaine fort.

„Den liebe ich,“ entgegnete Geneviève ungestüm, „diesen armen, zarten, getriebenen Flieder, der die Sonne nie geschaut, dem ein einziger Lufthauch den Tod bringt. Ich bedauere ihn und setzte ihn hier ganz in die Nähe des Feuers und suche sein armes Leben so lange zu fristen wie möglich.“

Sie ließ sich in die durchsichtigen Rissen zurückfallen, während die langen Falten ihres weißen Gewandes umherglitten.

Wieder fühlte sich Germaine von dem trüben, eigenartigen Reiz der Schwägerin angezogen. Geneviève war in Wahrheit die auserlesene Blume einer angekränkelten Gesellschaft, die ihrem eigenen Absterben zuschaute.

„Ich muß dich schelten, solch düsteren Gedanken nachzuhängen, hier in dieser heiteren Umgebung. Ich sehe ja sogar Schlüsselblumen! Der reine Frühling!“ bemerkte Germaine.

„Ein Kind brachte sie aus dem Dorf. Sie wissen alle, daß ich die Herbstblumen hasse. Ach, diese Chrysanthemen machen mich toll mit ihrem vom Wind zerzausten Kronen! Sie sehen immer aus, als wüchsen sie auf Gräbern. Diese letzten Blumen im Jahr . . .“

„Blumen folgen einander in ununterbrochener Reihe,“ entgegnete Germaine, „nach den Chrysanthemen kommt die Christrose, und diese ruft schon wieder die Schlüsselblume.“

„Der Herbst macht mich krank, total krank!“ rief Geneviève leidenschaftlich aus. „Ich kann ihn nicht ertragen, besonders diesen Novembermonat nicht, der sich zu sterben weigert . . .“

„Und ich liebe ihn so sehr,“ murmelte Germaine, „diesen Monat mit den langen Abenden und seinem trauten Ruf ans Kaminfeuer.“

„Ich spüre seinen Modergeruch, der durch die geschlossenen Fenster dringt. Das fallende, welke Laub, das der Windstoß vorüberwirbelt, legt sich mir aufs Herz, und ich leide entsetzlich. Diese Blätter bedeuten mich selbst...“

Germaine erfaßte die Handgelenke der jungen Frau und sagte mit sanft befehlender Stimme:

„Wie darfst du so sprechen eingebend deines guten Mannes und deiner lieben, schönen Kinder!“

Geneviève begann zu weinen. Dann erhob sie das tränenüberströmte Gesicht und sagte:

„Nächsten Winter verspreche ich dir jeden Ball zu besuchen und mich wahnsinnig zu amüsieren, aber jetzt ist es Herbst, und da bin ich eben krank.“

Am andern Tage erreichte Germaine es, die Schwägerin zum Verlassen ihres Zimmers zu bewegen, in das sie sich hartnäckig verbannt hatte. Mild schien die Sonne auf den Rasenflächen. Längs der Wiesen warf die Herbstzeitlose einen Lilaschimmer umher.

„Franzöis war anscheinend heiter gestern abend,“ bemerkte Germaine, „aber ich versichere dich, er ist im Grunde äußerst betrübt.“ Und um Geneviève zu zerstreuen, setzte sie hinzu: „Die junge Frau Versen ist ja geradezu glänzend. Sie versetzte die ganze Tischgesellschaft in größte Heiterkeit mit der Verlobungsgeschichte eines ihrer Gutsnachbarn.“

Gelangweilt zuckte Geneviève die Achseln.

„Du glaubst nicht, wie öde ihr Geschwäs mit der Zeit wird, wie das aller andern übrigens auch. Gut, daß sie fort sind, oder doch wenigstens auf dem Punkt zu gehen.“

„Was ist denn das für ein junger Pastor Duncan Lawrence, über den man sich allgemein lustig machte?“ fragte Germaine gespannt.

„Ah so, unser Nachbar! Allerdings ein Original, der sich die größte Mühe gibt, Glauben und Wandel in Übereinstimmung zu bringen. Er hat schon so seltsame Dinge fertig gebracht, daß alle Welt über ihn spottet und ihn für einen Narren erklärt.“

„Den möchte ich doch gerne kennen lernen“, sagte Germaine, deren Interesse für den Fremden erwachte.

Marzella und Simone kamen angesprungen. Sie stolperten über die Erdhaufen und liefen um die Wette.

Germaine dachte an Willy, der ebenso hier herumgetollt war, während sein blonder Lockenkopf aus dem hohen Gras herausah.

„Guten Tag, Tante Germaine!“ riefen die Kinder.

Die junge Frau umarmte sie zärtlich.

„Wie sind sie gewachsen“, bemerkte Germaine.

„Aber Tante, warum hast du denn Willy nicht mitgebracht?“ fragte Simone.

Marzella zog rasch die jüngere Schwester mit sich fort.

„Du weißt doch, daß Willy nie mehr wiederkommt, und daß Mama uns verboten hat, bei Tante von ihm zu sprechen.“

Darauf rannten beide durch die Wiesen hin.

„Eines Tages werden auch sie das unerbittliche Dasein kennen lernen: das Alleinsein, schreckliche Krankheit, Trennung und die ewige Angst vor dem nahen Tode, da wird die Freude ein Ende haben für immer“, bemerkte Geneviève.

Der bleifarbene Himmel schien das Sonnenlicht einzusaugen, das nach und nach erlosch. Nebel stiegen in der Ferne auf. Beide Frauen fühlten sich wie von einem eisigen Mantel umhüllt.

„Laß uns umkehren!“ bat Geneviève fröstelnd.

Sie gingen an einem Gehölz entlang. Ein letztes, verspätetes Grün zitterte noch an den Zweigen. Die Füße versanken in der trockenen, raschelnden Masse der gefallen Blätter.

„Siehst du!“ rief Geneviève aus, „sie haben sich in mein Haar festgehaßt und in mein Kleid. Weg mit den Blättern, weg!“

Germaine murmelte:

„Weine nicht, du krankes, totes Laub —
Bringt dich doch der Frühling wieder.“

„Ich hasse sie, sobald sie anfangen, sich gelb zu färben,“ rief Geneviève heftig aus, „wenn sie bereits einen rötlichen Schimmer annehmen an den Baumkronen, solange der blühende Herbst noch die Herrschaft führt in Erwartung des Novembers. Ich hasse sie in ihrem jämmerlichen Zuge in den Alleen und auf den Wegen, in verzweifelter Flucht nach einem Platz, an dem sie modern können. Und ich hasse sie im Dezember, wenn sie, von den Regengüssen erweicht, am Boden kleben.“

„Und ich,“ antwortete Germaine, „ich liebe sie beim Erwachen des Frühlings. Die Butterblume durchbricht mit ihrer grünen Spitze das tote Blatt, das sie gegen Kälte und Frost geschützt hat und sie mit seiner Substanz ernährte . . .“

V.

Einige Tage später erhielt Germaine einen schwarzumranderten Brief. Ediths Mutter teilte ihr mit, daß die junge Missionarin soeben erschöpft an den Folgen des Fiebers in einem Hospital in Peking verschieden sei. Ihre kleine Kapelle war den Zerstörern in die Hände gefallen, und das ganze Werk zerstreut.

Der Brief entfiel Germaines Händen.

Also Edith war tot!

Lange noch blieb sie unbeweglich sitzen und sah dem Spiel zu, das der Wind mit den Blättern der Kastanien trieb. Einsam, vielleicht verzweifelt war Edith in dem fremden Spital ihrem Leiden erlegen. Und wer konnte wissen, ob sie nicht das unnütz gebrachte Opfer bereute!

Sie hatte ihr Herzblut drangegeben, und ihr Werk war nun zerstört. Ediths lange Silhouette mit dem von Enthusiasmus glühenden Antlitz trat vor sie hin. Sie hörte den Überzeugungston ihrer Stimme. Nein, die hatte

selbst auf ihrem Totenbett nicht gezweifelt. Im Gedanken an die Mutter, an die Heimat, an alle Freunde hatte ihr stilles Lächeln ihren unerschütterlichen Glauben bestätigt. Das Samenkorn, das sie gelegt, sah sie in späteren Zeiten aufgehen.

In Germaine erhob sich abermals Kampf und Empörung über ihre vergebliche Arbeit, und heiße Tränen rollten über ihr Gesicht.

Und dennoch lag vor ihr noch das ganze, volle Leben da, sie konnte erstarkt, geläutert, reicher denn zuvor aus den gemachten Erfahrungen hervorgehen.

Liebe, sanfte, reine Edith! Ja, sie wollte an ihrem Beispiel lernen. Wenngleich entblättert, mußte sie von neuem anfangen zu geben und mitzuteilen. Was lag daran, wenn der Erfolg unsern blöden Augen auch verborgen blieb.

Der bleiche Sonnenschein des folgenden Nachmittags verlieh der geheizten Veranda den Anschein eines Sommertages. Zwei junge Frauen, die zum Besuch gekommen waren, erzählten Geneviève von einem Ball bei einem benachbarten Gutsherrn. Sie hörte nicht darauf. Die Freundinnen rieten zu einer Wagenfahrt oder zu einer Radtour, wozu das herrliche Herbstwetter so einladend winkte.

Geneviève schüttelte zu allem mißmutig den Kopf.

Germaine dachte an Edith.

„Das einzige, was mir noch einigermaßen Vergnügen macht auf der Welt,“ erwiderte Geneviève in blasiertem Ton, „ist das Automobil.“ Und sich auf den Ellbogen stützend setzte sie mit einer Heftigkeit, die gegen ihre sonstige Schlaffheit scharf abstach, hinzu: „So mit Windeseile dahinjagen, den Weg entlang fliegen, das liebe ich! Mir ist dabei zumute, als holte ich die entfliehenden Tage ein . . .“

„Ich muß Ediths Mutter auffuchen“, dachte Germaine.

Plötzlich öffnete sich leise die Tür, und der Diener erschien, der nach Frau Wilhelm Evoles fragte.

„Germaine, du bekommst Besuch“, rief Geneviève, die in Gedanken versunken war.

„Verzeihung!“ sagte Germaine, aus ihrer Träumerei erwachend, und schritt hinaus.

Im Salon stand ein junges Paar. Mit einem Freudenausruf eilte sie ihnen entgegen.

„Annette!“

„Hier, Germaine, bringe ich dir meinen Artur.“

Alle drei setzten sich ans Fenster, und unzusammenhängend kreuzten sich die gegenseitigen Fragen.

„Annette hat mir schon so viel von Ihnen, gnädige Frau, erzählt, als von ihrer einzigen Freundin, daß Sie mir eigentlich kaum mehr eine Fremde sind“, sagte der Maler.

„Wie siehst du noch immer so blaß aus! Tut dir denn der hiesige

Aufenthalt nicht gut?" fragte Annette, „du hängst zuviel deinen Gedanken nach.“

„Erzählt mir lieber von euch; ihr kehrt also eben erst von eurer Hochzeitsreise zurück und wollt schon wieder fort?“

Sie sahen aus wie zwei Kinder. Er war schwächlich und trug einen kleinen, dünnen Bart, und seine Augen strahlten. Annette, vom Glück verklärt, kam ihr vor wie eine Lichterscheinung. Germaine mußte unwillkürlich an das Atelier der kleinen Malerin zurückdenken und an die angsterfüllten Augen, die beständig nach einer gräßlichen Vision zu blicken schienen.

„Wir gehen per Rad nach Schottland, in kleinen Touren, denn wir wollen unterwegs Studien machen. Ist das eine schöne Art zu reisen!“ rief begeistert Annette aus.

„Artur will mir zeigen, wie schön es auf der Welt ist. Er meint, der Künstler sei für die Menschheit der tröstende, ruhebringende Bote der Natur.“

„Das habe ich dir seinerzeit doch auch beibringen wollen,“ erwiderte Germaine schalkhaft, „aber du wolltest es ja nicht glauben.“

„Armes Kind“, nahm der Maler das Wort; „sie hatte sich eben durch das Leid um sie herum hypnotisieren lassen und konnte die Augen nicht mehr davon abwenden.“

„Und dann“, fuhr Annette fort, „gehen wir nach Irland. Wir wollen Skizzen der endlosen Kartoffelfelder aufnehmen für unser Bild ‚Die Hungernden‘.“

„Ihr malt gemeinsam?“ fragte Germaine.

„Wir haben eine Menge Projekte“, gab Annette zurück; „wir werden unser Haus schon ausschmücken. Ein ganz kleines Häuschen außerhalb Londons. Du besuchst uns doch, Germaine? Und“, fügte sie leise hinzu, „wir haben auch zwei Stuben, um die allzu armseligen Modelle bei uns zu logieren. Das war Arturs Idee.“

Mit einem feuchten Blick sah die junge Frau zu ihrem Mann auf.

„Ein gemeinsamer Gedanke“, bestätigte dieser bescheiden.

„Allein vermochte ich nichts Ordentliches zu schaffen“, murmelte Annette. „Unsere Freunde spotten zwar, aber was kümmert es uns! Wir sind doch unabhängiger als die Reichen und als diejenigen, die allerhand Intrigen ins Werk setzen müssen, um zum Ziel zu gelangen.“

„Ja, ja, euch kann's gleich sein“, versetzte Germaine, das junge Paar betrachtend.

Artur zuckte lachend die Achseln, und Annette fügte geheimnisvoll hinzu:

„Ich ahnte ja nicht, wie köstlich es sei, zu zweien zu arbeiten und zu geben.“

Sie unterbrach sich jäh, eingedenk, daß die Worte in Germaine Schmerz hervorrufen mußten. Sie legte den Arm um der Freundin Hals und sagte zärtlich:



Adolf Oberländer
Heimkehr vom Markt



„Ganz glücklich werden wir aber erst dann sein, wenn du unser Atelier besuchst; nicht wahr, Artur?“

Germaine lächelte. Sie war über das kindliche Vertrauen, das aus beiden sprach, das keinerlei Mißtrauen zu dem Handwerksneid der Kollegen aufkommen ließ, höchlichst erstaunt.

Ja, so reinigte, so erhob die alles durchdringende Liebe die Seelen über alle Kleinlichkeiten des Lebens hinweg.

Ein paar Augenblicke später verschwanden beide Räder an der nächsten Wegecke vor Germaines Augen.

Gemeinsam geben! O, wie gut hätte sie das gekonnt im Verein mit Wilhelm, Welch unsagbares, himmlisches Glück wäre es gewesen!

VI.

Von der Ernte entblößt zeigte sich die Erde in ihrer kahlen Nacktheit, in die der Pflug seine tiefen Adern zog. Wellenförmig, schwerfällig und trübsinnig zogen sie sich dahin. Ihre Kurven, Bauchungen und Vertiefungen harmonierten miteinander, und den goldgelben Stoppeln folgte das düstere Braun der geäderten Felber.

Am Nachmittage ging Germaine aus. Die Vergangenheit hielt sie noch immer in ihrem Bann. Sie bedurfte der Einsamkeit. Wieder stand ihr Werk von Drury Lane vor ihrem Geiste da, das der erste Sturm geknickt! Willy kam ihr vor wie ein umsonst gebrachtes Opfer.

Blutrot rieselten die Sonnenstrahlen an den Erdschollen herab. In der Ferne erhoben Steine ihre dreieckige Silhouette. Sie erinnerten an eine ins Weite aufbrechende Segelflotte. Bauern standen mit gekrümmtem Rücken auf dem Felde. Ein Fuhrwerk kam an ihr vorüber. Germaine schlug einen Feldweg ein. Zu ihren Füßen erstreckte sich der blaue, unverhältnismäßig große Schatten der Pappeln, der den Furchen folgte. Feuerig erglänzte der Himmel und ergoß sich strahlend über die weite Landschaft. Der Nachmittag neigte sich bereits zum Ende.

Germaine schauderte leicht zusammen. Durch ihre eigene Klage hindurch erscholl die der Erde, die von mühevoller, oft erfolgloser Arbeit redete, für den geplagten Menschen.

Wie versteinerte Tränen kamen ihr die Erdwellen vor, wie das Schluchzen einer weitklaffenden Brust, die ein übermenschlicher Schmerz zerriß.

Ein rascher Schritt nahte.

Germaine wandte sich um. Pastor Duncan Lawrence verbeugte sich tief. Am Abend zuvor hatte er Bromley House einen Besuch abgestattet.

„Wollen wir nicht zusammengehen?“ fragte Germaine freundschaftlich. Ihre Unterhaltung bezog sich auf die Felder.

„Das Erdreich ist müde,“ sagte Germaine, „es leidet. Zu schwer ist der Kampf gegen das langsame Keimen.“

Der Pastor sprach von der Armut der Landbevölkerung und von

der Schwierigkeit, die ihm daraus erwuchs, ihren Sinn auf Höheres zu richten, was er vor allem erstrebte.

„Aber Sie kennen ja diese Schwierigkeiten aus eigener Erfahrung, gnädige Frau“, setzte er hinzu.

„Von Religion habe ich nie gesprochen“, erwiderte sie, „und doch ist das, was Sie sagen, wahr“, fügte sie langsam hinzu, wie von einer neuen Offenbarung erfaßt.

„Ich habe versucht von dem Glück der Liebe zu reden“, fuhr sie fort und fragte dann:

„Haben Sie denn Erfolge zu verzeichnen?“

Er seufzte.

„Es geht langsam.“ Dann fuhr er fort: „Sie haben die höhere Liebe gepredigt, gnädige Frau. Haben Sie nicht gefunden, daß es sehr schwer hält, das Vertrauen der Seelen zu gewinnen? Unserer, der vom Christentum redet, findet doch meist einen leisen Anklang, ein gemeinsames Gefühl, und die Gewissen öffnen sich eher dem Wort.“

„Vielleicht“, entgegnete Germaine. „Aber die, welche sich Ihnen entziehen, sind dann auch ein für allemal verloren und Sie erreichen sie nicht mehr.“

Einige Zeit schritten sie schweigend nebeneinander her.

Germaine beobachtete die violetten Wölkchen, die die Sonne zu ersticken schienen.

„Ich muß gestehen, Herr Pfarrer, daß mich die frommen Leute oftmals in Erstaunen versetzt haben“, nahm Germaine plötzlich wieder das Wort und richtete dabei ihren großen, offenen Blick auf den Zuhörer. „Sie nennen sich Christen und leben in geradezu klösterlicher Zurückgezogenheit glücklich und zufrieden in ihrer religiösen Überzeugung dahin. Ihr Glaube, den sie den andern aufdrängen wollen, verbirgt ihnen die Wirklichkeit. Sie begnügen sich mit dem Buchstaben des Gesetzes und sie besitzen weder Wohlwollen noch Freigebigkeit. Sie richten und verdammen einfach. Sie gefallen sich in ihrem Herzensfrieden und in den christlichen Genüssen. Andere bedienen sich ihrer Tugenden wie eines Springbrettes, um sich in die Gunst der Großen zu schleichen. Ich kenne sogar solche, die mit frommen Redensarten ihre Feigheit zu bemänteln trachten“, sagte Germaine mit zitternder Stimme. „Alle jene sind Sklaven der Konventionen, der Vorurteile und Gewohnheit. Anstatt mit aller Macht atemlos zu protestieren, sehen sie der Ungerechtigkeit und modernen Ehrlosigkeit zu. Sie versagen ihr nicht einmal ihre Achtung, denn sie ziehen ihren Vorteil daraus. Sie verteidigen alles, und beglückwünschen sich dabei im stillen, in Erwartung zukünftiger Belohnung.“

Sie schwieg. Zu ihrem größten Erstaunen erwiderte Duncan:

„Ihre Meinung teile ich, gnädige Frau. Christo folgen zu wollen, heißt heutzutage im grellen Gegensatz zu der Gesellschaft leben, die sich die christliche nennt.“

Sie waren stehen geblieben und sahen einander an.

An dieser Stelle gabelte sich der Weg. Die befreite Sonne war in einem Purpurmeer untergegangen. In den Vertiefungen der Wiesen schimmerten die Bäume bläulich. Geheimnisvoll umhüllte sich das Erdreich. Allmählich schwammen alle Einzelheiten der Landschaft ineinander.

Duncan Lawrence nahm nochmals das Wort:

„Es ist sehr hart, gnädige Frau, glauben Sie es mir, sich so der Gesellschaft, die mit Steinen nach uns wirft, in den Weg zu stellen. Und gerade die sogenannten Frommen, von denen Sie soeben sprachen, zielen am schärfsten.“

„Ich weiß, daß es hart ist,“ entgegnete Germaine gedankenvoll, „kenne ich doch diese Einsamkeit sehr wohl.“

In diesem Augenblick gedachte sie der armen Offiziere der Heilsarmee, die verlassen von allem in den verworfensten Vierteln Londons lebten, die einzig und allein ihr Gebet und ihre Disziplin im entsetzlichen Kampf aufrechterhielt.

„So einsam Sie sich auch fühlen mögen als Christi Jünger,“ sagte sie, „Sie ahnen dennoch das Gefühl grenzenlosen Alleinseins nicht, das die beschleicht, die sonder Fahne noch Parole, ohne Disziplin noch Oberhaupt, einzig und allein ihren Durst nach Gerechtigkeit zu stillen versuchen.“

Einige Tage darauf betrat Germaine das Pfarrhaus. Es war ein schlichtes Landhaus aus roten Backsteinen, mit wildem Wein umgeben, der sich in langherabfallenden Girlanden über Mauern und Türen rankte.

Frau Lawrence empfing Germaine in ihrem kleinen Salon, der mit feinen tannenen Möbeln eher einer Bauernstube ähnlich sah. Schüchtern, halb beschämt, rief sie ihre zwei kleinen Knaben heran. Germaine zog die Kinder an sich. Der jüngste war ungefähr so alt wie Willy und hatte lockiges Haar.

Die Frauen plauderten. Die Pastorin sprach von den Neuerungen, an denen sie sich abmühten, über die man in Gesellschaft spottete. Ihr Mann hielt auf das einfachste Hauswesen, das nicht im Gegensatz zu denen seiner Gemeindeglieder stand. Sie selbst war es von Hause aus anders gewöhnt. Außerdem war er kein Freund von der Kanzelpredigt in einer leeren Kirche. Er organisierte deshalb schlichte Abendversammlungen bei den Bauern selbst oder im Schulhause. Im stillen hoffte er auf den Tag, an dem seine Zuhörer die Kirche ebenfalls wie eine Art Schule ansehen möchten, wo auch die, die nicht beteten, sich gegenseitig unterrichten würden. Vor allem aber suchte Duncan sich als Freund ihnen gleichzustellen. Er aß auch zuweilen mit ihnen und lud sie wieder zu sich ein. Das fand die Welt natürlich abgeschmackt. Duncan suchte eben auf jede Weise zu helfen und ihr Leid zu dem seinigen zu machen.

Frau Lawrence hatte dies alles so ein wenig wie eine auswendig gelernte Lektion hergesagt. Zuweilen stahl sich ein Anflug naiver Eifersucht

gegenüber den Leuten, die keine derartige Sonderstellung einnahmen, aus ihrer Rede heraus.

Der Pfarrer war eingetreten, und die letzten Worte seiner Frau aufnehmend sagte er: „Heißt es nicht etwa: ‚Einer trage des anderen Last?‘ Ich denke, dies ist das vornehmste Gebot. Nicht das Kreuz war es, das Christo die größte Marter verursachte, sondern die Qual war es aller Menschenherzen, in denen er lebte.“

Das Wohnzimmer zeigte einen noch einfacheren Anstrich. Sie setzten sich um den Tisch, und Frau Lawrence schenkte den Tee ein. Mit Rücksicht auf die tiefe Trauer des Besuches, drehte sich die Unterhaltung lediglich um ernste Themas: aktuelle Fragen wurden besprochen. Germaine kam es vor, als sei dieser Landpastor, mitten unter Bauern vereinsamt, innerlich freier als sie.

Etwas furchtsam hatte sie das Gespräch auf die soziale Pflicht der Frau gelenkt. Hatte sie sich doch oft genug die Frage gestellt, ob sie nicht dennoch irre, oder ob ihr moralisches Gefühl sie etwa täusche. Duncan seinerseits bestätigte dasselbe mit einer Ruhe und unerschütterlichen Überzeugung, die sie überraschte, und ein Gefühl von Frieden überkam sie in dieser Atmosphäre. Das Leben erschien ihr plötzlich heller und so viel einfacher als bisher.

Als die Pastorin sah, wie traurig-zärtlich Germaine über den Lodenkopf des Jüngsten strich, sagte sie mit etwas verlegener Stimme:

„Gnädige Frau, Sie sollten sich befehren, darin allein würden Sie Trost finden.“

Aber Duncan unterbrach sie:

„Die gnädige Frau ist eine Christin, sie ist es länger schon als wir beide, Klara. Das Trachten nach der Wahrheit ist es, was uns frei macht von den Menschen, ob wir diese Wahrheit nun Christum nennen, oder die Liebe zur Gerechtigkeit, gleichviel, welchen Namen wir ihr beilegen, es bleibt im Grunde ein und dasselbe. Frau Ewoles hat sich innerlich befreit, indem sie das Leid der anderen auf sich lud, zu einer Zeit, in der wir noch in sklavischer Ruhe lebten! Die heiligen Formeln nennen dies: ‚Christum finden‘. Die gnädige Frau hat ihn lange schon vor uns gefunden.“

Als Germaine das Pfarrpaar verließ, war die Sonne bereits untergegangen. Die Bäume, die skulpturalen Steine und die herrliche Erdlinie, alles wich in der zunehmenden Dunkelheit zurück und der goldigrosa Schimmer erstarb am Horizont. Germaine fühlte, wie sich Zweifel und Bitterkeit zu legen begannen. Sie gedachte Duncans sicherer Überzeugung. Er war von derartigen Kämpfen nicht zerrissen worden. Sein Leben lag glatt und eben als die einzig normale Existenz vor ihm da.

Christus erschien ihr nicht mehr als ein feindliches Wesen, das sie für alle Heuchelei verantwortlich gemacht. Er war es vielmehr selbst gewesen, der ihr diesen Hunger, diese Qual um die Gerechtigkeit eingebläht hatte. Die Augen starr auf den Fußpfad gerichtet, träumte Germaine vor

sich hin. Liebkosend hingen sich die Gräser an ihr Kleid. Eine Wiese in der Tiefe, deren Pappeln ihren hohen Schatten warfen, führte zu einem Sumpf. Welkes Rohr umgab ihn wie ein brauner Kranz. Das violette Wasser spiegelte den letzten Rest Himmelschein wie blasse, bewegliche Flammen wider.

Von ihren Gedanken gebannt blieb sie stehen.

Wie viele Christen verkelten einem schließlich die Religion mit den eigensten Worten des Evangeliums selbst, die sie auf ihre engherzige Weise verstanden, anwendeten und entstellten. Dazu gesellte sich eine bigotte Sprache . . . Mit ihnen war eine Einigung unmöglich.

Germaine fand allmählich, daß die geheiligten Formeln einfach den Ausdruck einer schlichten, höheren, weitherzigen, ewigen Wahrheit bedeuteten.

Die Menschen, die sie von Jugend auf abgestoßen hatten, begriffen allerdings nur ein sehr kleines Teilchen dieser Wahrheit. Sie hatten das kostbare Gut einfach von ihren Vorgängern übernommen und in seiner gangbaren Gewandung ihren Gebräuchen angepaßt.

Oftmals erblickten sie nur die Außenseite dieser Wahrheit. Sie maßten sich indes ein Recht darauf an und kommentierten sie in vollster Seelenruhe, weil ihr Sinn, tief wie die Erde selbst, ihnen entschlüpfte.

Sie hob den Kopf und erblickte Schatten, die sich in den Feldern bewegten. Die Silhouette eines Gespannes hob sich schwarz am Horizont ab. — Diejenigen aber, die auf den Knien nach Wahrheit suchten, stießen sie mit dem starren Buchstaben von sich, weil sie ihr ein anderes Kleid als ihr gewohntes erträumt hatten, weil sie zu unserem täglichen Brot gehören sollte . . .

Germaine setzte ihren Weg fort. Sie bemerkte kaum, wie die Dunkelheit sich tiefer herabsenkte über den stillen Feldern, unter dem klaren Firmament.

„Wie die Kinder, die in ihrer Naivität sprechen: Der liebe Gott ist im Himmel . . . Und wir, die wir ihn im Herzen fühlen, lächeln ob dieser Rindlichkeit“, dachte sie.

Und plötzlich überkam Germaine eine überaus herrliche Erkenntnis. Ihre vergangene Tätigkeit war dennoch mit der Christuslehre im vollen Einklang gewesen. Alle diese mühsam durchrungenen Etappen, diese Kämpfe und der langsame innere Fortschritt während ihrer körperlichen Genesung, das alles fand sie jetzt in den ewig alten Worten, die zweitausend Jahre vorher schon an die Einfältigen ergangen waren, in leuchtender Klarheit wieder.

Wie ein Liebeskelch wölbte sich der unendliche Himmel über der nächtlichen Flur, und Germaine wußte, daß sie Anteil hatte, einen kleinen Anteil an der ewigen Wahrheit.

VII.

Am Abend vor ihrer Abreise zog Germaine die Schwägerin noch einmal mit sich ins Freie. Sie verließen den Park und schritten an den Feldern entlang.

Geneviève sagte: „In mir fühle ich ein gefangenes Wesen, wie in einem tiefen Brunnen, das unaufhörlich weint. Weshalb, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, ob es protestiert oder unzufrieden ist, ob es meint, nicht genügend geliebt oder mißverstanden zu werden, oder gar den andern quält. Tag um Tag aber schluchzt es in mir.“

Germaine sprach von François und den Kindern. Ihre Stimme hatte etwas Mütterliches, und sie wiederholte: „Du bist aber doch glücklich . . .“

„Glücklich,“ unterbrach Geneviève, „glücklich angesichts solchen Rätsels, solcher unerklärlichen Angst. Immer steht es vor mir. François . . . die Kinder . . . ich sehe sie im Tode . . .“

„Dagegen mußt du ankämpfen“, erwiderte Germaine leise.

„Irgend ein Etwas, was aufhört, ruft diese Qual in mir wach, und wäre es der Tod eines Tieres. Mir ist, als lege sich eine Hand auf meine Schulter. Der Ewigkeitsstraum ist zu unbestimmt. Er kann nicht genügen, nicht trösten . . .“

„Wir können aber etwas Ewigkeitsfimm in unser Leben übertragen“, sagte Germaine.

Sie schwiegen. Die tief am Horizont stehende Sonne badete die jungen Frauen in einer roten Lichtflut.

„Ich fürchte mich“, sagte Geneviève. Zögernd suchte sie nach Worten, um das Übel, das sie quälte, zu erklären.

„In meinem Hirn sind nachtschwarze Tiefen, die darf ich nicht befragen.“ Und sich unterbrechend fuhr sie fort: „Wie kann man bei diesem beständigen Angstgefühl glücklich sein?“

„Für dich, Geneviève,“ entgegnete Germaine, „beruht das ganze Glück im Vergessen des Lebens, statt dessen sollen wir es doch auf uns nehmen.“

Sie waren auf einer Anhöhe angelangt. Die offene Erde blutete in den langen, schrägen Sonnenstrahlen, und dem Boden entströmte ein durchdringender Geruch. In einer nahen Vertiefung erhellten sich die Erdhaufen, und man unterschied eine grünliche Färbung, das helle, junge Grün einer neuen Vegetation.

„Also, du nimmst das Leben auf?“ fragte Geneviève, sich zur Schwägerin wendend, mit bitterem Ton.

Germaines Augen blickten ins Weite, wo die Sonne im Nebel versank, und sie erwiderte: „Ich versuche es.“

Am folgenden Tage geleitete François die Schwägerin an den kleinen Bahnhof. Sie befanden sich allein in dem Dogcart. François dankte Germaine, und letztere empfand den Abschied schmerzlich. François erinnerte sie an Wilhelm. Beide Brüder hatten dasselbe Lächeln, nur war François weicher und weniger männlich.

„Du gehst nun nach London zurück?“ fragte er.

„Nein, ich möchte noch einige Tage in der Nähe von Weybridge bleiben. Mit dem Regen wird sich dann der Winter einstellen.“

François hatte nicht weiter in sie dringen wollen, kannte er doch ihr

Bedürfnis nach Einsamkeit. Kurz vor ihrer Ankunft am Bahnhof entschloß er sich, das Gespräch noch einmal auf Geneviève zu lenken.

„Hast du irgend etwas bei ihr erreicht?“ fragte er kurz.

Sie lächelte.

„Man müßte es dahin bringen, sie von ihrer eigenen Person abzulenkten. Das selbstfüchtige Glück genügt uns von dem Tage an nicht mehr, François, an dem wir zu denken beginnen. Und das tut Geneviève zu viel. Ihre fixen Ideen würden sie verlassen, wenn du sie für die Not anderer zu interessieren vermöchtest.“

Sie passierten soeben die Schienen. Hinter den vergoldeten Bäumen stieg in einiger Entfernung bereits schwarzer, näherkommender Rauch auf.

Germaine faßte beide Hände des Schwagers, und unter Tränen sagte sie lächelnd: „Das ist eben Doktor Germaines Rezept!“

VIII.

Während Germaine Weybridges Wälder durchstreifte, flogen ihre Gedanken zu Wilhelm hin. Wie Säulen ragten die Stämme der Buchen um sie her empor. Scharlachrot drapierte sie noch ein dünner Laubrest. Unter dem Dickicht breiteten die gefallenen Blätter eine helle Decke aus. Wilhelms letzter Brief war von den übrigen sehr verschieden. Es war ein Liebesbrief. Im März hoffte er zurückzukehren und sie mit sich zu nehmen. Den Frühling wollten sie dann im Sonnenlande zubringen und alle traurigen Erinnerungen der letzten Zeit begraben und vergessen.

Germaine kam es oft vor, als entsliehe das Andenken an ihr Eheglück. Jetzt kehrte es wieder, und sie sah sich in das Gehölz von Tilbury zurückversetzt, wo Wilhelm, strahlend in seinem Glück, ihr, als seiner Braut, den Rotdorn gepflückt. Und aufs neue hoffte sie, den Freund in ihm zu erlangen, der sie bis in die Tiefen ihrer Seele verstehen möchte. Von der Einsamkeit bedrückt rief sie seinen Namen. Ja, er würde ihr krankes Herz wieder heilen und verbinden. Dann mußte sie ja vergessen und Ruhe finden.

Würde sie das wirklich? Nein. Dazu ließ es der Notschrei um sie her nicht kommen, und so mußte der Kampf abermals beginnen. Auch diesmal konnte ihre Vereinigung nur eine unvollkommene sein, denn Mißverständnisse und schlimme Schmerzen, die die Seele aufreiben, mußten ja wieder Platz greifen. Ihr Weg entfernte sie notgedrungen von ihm . . .

Sie sank auf den Waldboden und weinte. Wie ein großer Trauerfleck zeichnete sich ihr Kleid in dem leuchtenden Altgold um sie her ab. Gebrochen und elend, mit ausgestreckten Armen, schluchzte sie laut auf.

Als sie sich endlich erhob, erglänzte der Wald in dem roten Sonnenuntergang. Sie empfand die aufsteigende Feuchtigkeit und begann vorwärtszuschreiten.

Sie hatte nun einmal die Wahrheit nach schwerem Kampf erfaßt, und vertrauend mußte sie sich ihr in Zukunft überlassen.

Vierzehn Tage später entstieg Germaine in Windsor dem Zuge. Es war ein grauer Dezembertag. Sie brauchte noch Zeit zum Überlegen.

Man hatte ihr die Stelle der Ärztin eines Kleinkinderhospitals in Vermondsey angeboten. Nach dreimonatlicher Probezeit stand es ihr frei, das Engagement zu unterzeichnen.

Am Abend zuvor hatte sie das Krankenhaus besucht. Als sie aber in dem langen Saale die Reihe Betten mit den leidenden Kinderköpfen durchschritt, packte sie die Erinnerung an Willy mit unsagbarem Schmerz. Hin und wieder trat sie jedoch an die einzelnen heran, ihr Interesse erweckte, sie nahm die kleinen, fiebernden Hände in die ihren und versuchte ein Lächeln auf die Kinderlippen zu zaubern.

Und plötzlich fühlte sie eine Verringerung des eigenen Kummers in dem armen Mutterherzen. Kurz entschlossen nahm sie die Probezeit an.

Die Erinnerung an Drury Lane hielt sie noch immer gefangen und saß fest wie ein stilles Weinen. Dann nahm sie sich vor, später inmitten der verpesteten Höhlen ein großes, helles, warmes Nachtsayl einzurichten. Und Annette und Artur sollten die Fresken darin malen. Jeder Anklopfende würde Aufnahme finden, und sie wollte aufs neue versuchen, den Elenden wieder Lust und Mut am Leben einzuflöhen.

Mit diesen Träumen beschäftigt war sie an den Rand des Flusses gekommen.

Die ausgetretene Themse erweiterte sich zu einem See, dessen Oberfläche die Wolken widerspiegelte. Weiden neigten sich über das Ufer. Eine Flucht Birkenbäume verlängerte ihre Stämme in dem unbeweglichen Wasser, und über der dunklen Erde, die trauernd dalag, schien ein Stückchen Himmel zu erglänzen.

Der Weg setzte sich bei sinkender Dunkelheit unter Bäumen fort, bis Germaine zu der alten Kirche von Windsor gelangte, die sich hinter Zypressen verbarg.

Sie trat ein.

Blumenduft kam ihr entgegen. Raum unterschied man noch in der Dämmerung die Chrysanthemen und die mystischen Blumen und Arabesken an den Wänden.

Sie lehnte gegen eine geschnitzte Bank und dachte nach.

Christus würde ihr jetzt zurufen: „Nur Mut!“ — —

Der Zug hatte soeben mit sinkender Nacht Black Town verlassen.

Germaine saß in der Fensterecke und ließ den Blick über das Dächergewirre gleiten, aus dem Nebel und Rauch emporstieg. Es war, als hauchte er mit einer äußersten Anstrengung allen Jammer, alle Qualen dieser armen Welt aus, die er mit seinem düsteren Hof umgab, um ihr damit den Ausblick nach dem blauen Himmel zu verschleiern.

Germaine nahm etwas von Miss Loughtons Freudigkeit mit sich fort, und sie hörte noch den aufmunternden Ton ihrer Stimme.

Sie ließ das Fenster hinab und lehnte sich hinaus. Der Himmel lächelte und schien sich liebevoll über East-End zu neigen, das er in einen feinen Goldstaub einhüllte, der in die schwere Atmosphäre von Elend und

Verbrechen eindrang. Aber jene hörten den Ruf nicht, die sich dort in dem Nebel abmühten und den Kampf ums Dasein bei Nacht fortsetzten.

„O,“ murmelte Germaine vor sich hin, indem ihr Auge über die weite Bläue der Riesenstadt glitt, um sich in der Dunkelheit zu verlieren, „wer doch diese Nacht zu erbellen vermöchte!“

IX.

Bleich und hochklopfenden Herzens betrat Germaine ihren kleinen Salon, in dem Wilhelm sie erwartete. Er erhob sich, und zitternd vor Erregung standen sie voreinander. Während der ersten Augenblicke sprachen sie nur unzusammenhängend von gleichgültigen Dingen.

„Germaine,“ sagte Wilhelm endlich, „ich schrieb dir, daß ich heute abend wieder nach Edinburg zurück muß, wofelbst ich noch einen Monat zu bleiben gedenke. Aber auf meiner Durchfahrt mußte ich dich sehen.“

Sie setzten sich an das Kaminfeuer. Wie ehemals hüllten sie die Rosen mit ihrer symbolischen Umarmung ein. Wilhelm fühlte, wie sich ihm der Hals zusammenschürzte bei dem Anblick einer kleinen dänischen Vase, die er einst seiner Braut geschenkt, aus der frierend blasse Schlüsselblumen ihre Köpfechen emporhoben.

„Germaine, wenn du wüßtest, wie lang mir die Zeit erschienen ist! Ich sehne mich, ich verlange nach dir . . .“

Sie sah ihn mit ihren großen, traurigen Augen an.

„Auch mir ist sie lang geworden, unendlich lang . . .“

„Du hast doch nachgedacht, Germaine, nicht wahr? Und du versprichst mir, all jene elenden Jammerdinge zu vergessen, die uns getrennt haben? Du wirst in Zukunft mir und mir allein gehören?“

Er sprach lange und anhaltend. Seine Erregung stieg. Er hatte ihre Hände erfaßt, bittend, flehend.

Sie konnten ja auf Reisen gehen, sechs Monate, ein ganzes Jahr, solange sie wollte.

Dann schwieg er und wartete auf ihre Antwort.

Aber Germaines bleiche Wangen rollten langsam die Tränen herab.

„Möchtest du wirklich ein leidendes Weib mit dir führen, die dich nicht glücklich zu machen imstande wäre, Wilhelm?“

Fassungslös sah er sie an. Hatte er denn nicht soeben noch geglaubt, sie sei mit seinem Vorschlag einverstanden?

Sie fuhr fort: „Ich muß gerade einer armen Irländerin gedenken, die ihr Mann durchaus zu dem Verlassen ihrer Religion bewegen wollte. Sie sagte zu mir: Nicht wahr, meine Dame, wenn man doch nun einmal die Wahrheit erkannt hat, kann man nicht mehr zurück.“ — Germaine schwieg einen Moment und nahm dann den Faden wieder auf: „Nein, zurück kann man nicht mehr.“

Wilhelm versuchte zu widersprechen, ihr ihr vergebliches Bemühen vorzuhalten, das unnütze Opfer, das sie brachte, da er sie doch so grenzen-

los liebe. Oder — hatte es gar einen anderen, tieferen Grund, liebte sie ihn am Ende nicht mehr?“

„O!“ rief sie zitternd, „wie habe ich dich gerufen in meiner Einsamkeit; wie hoffte ich den Freund in dir zu finden, der mich verstehen würde, mit dem man liebt und leidet und arbeitet. Aber ich werde warten, Wilhelm. Und der Tag wird kommen, der mir dieses Glück in dir bringen soll, dessen bin ich gewiß.“

Und mit leiser Stimme fügte sie hinzu: „Du wirst dahin kommen.“

Er war aufgesprungen und erwiderte heftig: „Du hast also die Absicht, von neuem anzufangen? Du willst abermals deine törichten Besuche in Drury Lane aufnehmen? Ich gehe . . .“

„Nein,“ entgegnete sie, „nach Drury Lane kehre ich nicht zurück. Das war ein unmöglicher Versuch. Du hattest recht, Wilhelm. Es bietet sich mir ein viel leichteres Arbeitsfeld als Ärztin in einem Kleinkinderhospital. Ich habe jeden Nachmittag zwei bis drei Stunden Dienst. Ich habe die Probe bestanden. Ich schrieb es dir ja.“

Und leise, mit vor Erregung erstickter Stimme fuhr sie fort: „Nur so, in der Behandlung dieser armen, kleinen Wesen, vermag ich den Verlust unseres Kindes zu ertragen . . .“

Die Erregung hatte sich auch seiner bemächtigt, und er stotterte:

„Nun denn, so laß uns noch wieder versuchen — ich werde dich nicht an diesen Besuchen hindern, ich werde mich einfach bemühen, nicht daran zu denken.“

„O,“ rief Germaine aus, „auf's neue den schweigenden, versteckten Haß fühlen, die Mißverständnisse, die sich mit jedem Tage erweitern, das Leid, das dir am Herzen nagt und dir überall folgt, nachdem ich eine endliche vollkommene, innere Vereinigung erträumt, die Vereinigung zweier Wesen, die gemeinsam arbeiten! Unmöglich! Die geteilte Last ist leicht, und die Sorge um die anderen sollte unsere Liebe vertiefen, verewigen . . . Mit dir leben und dich dennoch fern fühlen, Wilhelm, nein, dann tausendmal lieber in der Einsamkeit bluten, selbst dann, wenn des Lebens Freude mir nicht mehr aufgehen sollte . . .“

Germaine hatte mit leidenschaftlicher Inbrunst gesprochen.

Es trat Stille ein.

Zwischen ihnen beiden schritt die Wahrheit hindurch, das fühlte Wilhelm. Unsichtbar und wortlos bestätigte sie ihre Allmacht, das Ewige, dem alle Menschen ihre Tränenopfer zu bringen schuldig waren.

Regungslos vor seiner Frau stehend sah er sie an. Dann faßte er ihre Hand.

„Germaine!“

Wieder schwieg er.

Über dem kleinen Salon, dessen Rosen von der Dunkelheit vertuscht wurden, lagerte jenes feierliche Schweigen intensiver Lebensminuten, in denen die Seelen miteinander ringen.

„Auf welche Weise“, fragte Wilhelm endlich, „könnte uns wohl Anstrengung und Arbeit einigen? Und wie soll ich mich an der deinigen beteiligen?“

„Ich kenne so viel Arme,“ entgegnete sie, „die das Gesetz schreckt. Wie viel könnte ein Advokat ihnen helfen, wenn er sich liebevoll ihrer Sache annähme! Wilhelm, wieviel Ungerechtigkeit gäbe es gutzumachen, wenn man sich des Gesetzes bediente, nicht um zu vernichten, sondern um zu verteidigen!“

Er mußte über ihre Begeisterung lächeln.

Und jedes weitere Wort umschmeichelte ihn wie eine Liebkosung.

„Du weißt nicht, wie oft ich deine Hilfe in Anspruch nehmen werde, und wie köstlich es sein wird, in dir die feste Stütze zu finden in dem harten Kampf mit der Gesellschaft und öffentlichen Meinung, in der täglichen Begegnung mit all dem unaussprechlichen Jammer . . .“

Träumend schwiegen sie und blickten in die lodernde Glut.

Beide hatten das bestimmte Gefühl, daß der entscheidende Augenblick noch nicht gekommen sei. Er konnte nur durch eine abermalige Wartezeit errungen werden. Wilhelm mußte den Kampf allein durchfechten. Sanft sagte sie: „Später“ und fuhr dann fort: „Ich kann den Anblick dieses Hauses, an dem mich alles an Willy erinnert, nicht länger ertragen. Ich werde ins Hospital übersiedeln während der paar Wochen oder Monate — und warten.“ Sie unterbrach sich, sah ihn an und lächelte.

Er las das unerschütterliche Vertrauen ihr aus den Augen und erwiderte: „Man wird dich ja wohl im Hospital besuchen können? Zwei Freunde müssen sich doch erst kennen lernen.“

„Und nachher, Wilhelm, sehe ich im Geist ein weit einfacheres Haus vor mir . . .“

Es war völlig Nacht geworden. Noch immer saßen sie plaudernd am Kamin. Als er sich dann endlich zum Gehen erhob, hielt sie ihn noch eine Minute zurück und lispelte: „Auf Wiedersehen, mein Geliebter!“



Der Fürmer von Rostock

Von

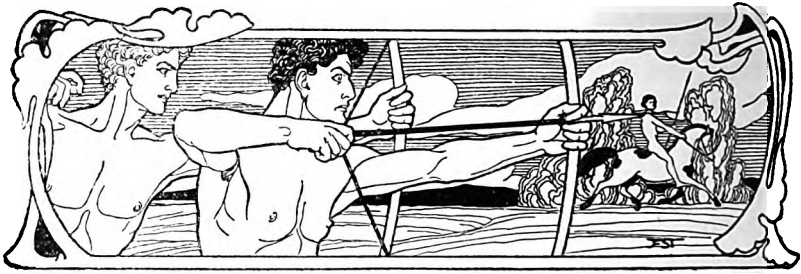
Adolf Reuter

Die Giebel ragen wunderbar
Hoch in der Mondnacht Helle.
Ein Träumen wie von alter Zeit
Liegt um die düstern Wälle.

Der Fürmer bläst von St. Marien
Hin über Stadt und Hafen.
Und seltsam durch die Stille dringt's,
Und alle Menschen schlafen.

Das ist der Ruf der wachen Zeit,
Die rieseln muß und rinnen,
Wenn tief die Stadt in Schlaf versank
Und Träume sie umspinnen.





„Revanche“

Einige Bemerkungen zur Psychologie der deutsch-französischen
Beziehungen

Von

Franz Wugl

Wenn man im Auslande lebt, kann man erst beurteilen, welches Unheil die Tagespresse anzurichten vermag. Man sieht, wie sich Dummheit, Leichtfertigkeit und Gehässigkeit in der fremden Journalistik bemühen, ein greuliches Zerrbild von den Zuständen Deutschlands der „öffentlichen Meinung“ vorzumalen. Damit wird die nationale Eitelkeit des Publikums getigelt, und, was schlimmer ist, es werden Leidenschaften angestachelt, die irgendwelchen politischen Interessen dienen sollen. Nichts ist so aberwitzig, daß es nicht von den Lesern der kleinen Boulevardpresse geglaubt würde, wenn es nur Deutschland abwechselnd in gefährlichem oder albernem Licht erscheinen läßt. Erst lacht man darüber, dann aber empfindet man, wie bedenklich die Erhaltung solcher unsinnigen Auffassungen im Auslande ist, und man möchte möglichst jedem Leser ins Ohr schreien: „Aber das ist ja alles gar nicht wahr!“

Kommt man dann nach Deutschland zurück, so geht man an das Studium unserer großen Zeitungen mit der freudigen Erwartung, hier die vielgerühmte deutsche Unbefangenheit und Gründlichkeit auch in der Beurteilung des Auslandes wieder zu finden. Man greift zu den vornehmsten Leitern unserer öffentlichen Meinung, die auch uns politisch jahrelang maßgebend beeinflusst haben: aber der Genuß bleibt aus. Wir sehen mit Enttäuschung, die sich bald in hellen Ärger wandelt, daß wir auch in dieser Beziehung keineswegs so sehr viel bessere Menschen sind als unsere Nachbarn. Man traut seinen Augen nicht, wenn man sieht, welche Karikaturen von den Dingen in Frankreich und England dem deutschen Zeitungsgläubigen oft geboten werden. Mögen die Mannschaften unserer Redaktionsstuben auch mehr geschichtliche und allgemeine Bildung haben, in der Neigung zu tendenziösen Verzerrungen geben sie ihren ausländischen Kollegen nicht viel nach. Und abermals möchte man den deutschen Zeitungslesern, die

sich da ein Frankreich oder England vorzaubern lassen, das es gar nicht gibt, jurufen: „Aber das ist ja alles gar nicht wahr!“

Unter diesen unerquicklichen Zuständen haben die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich mehr als alle anderen zu leiden, da die durch den Krieg hervorgerufene schmerzhaftige Spannung eine doppelt sorgsame und zarte Behandlung nötig macht. Für die Generationen, die nach dem großen Jahre bei uns zum politischen Denken herangereift sind, sind die Begriffe „Frankreich“ und „Revanche“ untrennbar miteinander verbunden, und die Theorie von der „Erbfeindschaft“ wußte in den jungen Köpfen, die von der alten Fehde selbst nichts mehr gesehn, die Furcht und den Haß gegen den rachsüchtigen, angriffs-lustigen Nachbarn wachzuhalten. Die Zeiten sind freilich vorüber, wo die französischen Patrioten, die Sedan nicht vergessen konnten und wollten und das oft gegen den Rat Gambettas lärmend genug sagten, in der deutschen Publizistik halb als Tiger, halb als Affen dargestellt wurden. Wir haben sogar schon Zeiten gehabt, wo dem deutschen Publikum eingeredet wurde, nach Bismarcks Beseitigung sei die französische Nation so herzinnig von der deutschen Liebenswürdigkeit gerührt, daß sie so schnell als möglich dem deutschen Michel zärtlich in die Arme sinken und den langen Roman der deutsch-französischen Irrungen und Wirrungen mit einer fröhlichen, seligen Hochzeit im Stil einer Marlittschen Gartenlaubengeschichte schließen möchte. Das „Wunderbare“ kam aber nicht. Im Gegenteil: während die Gambetta und Ferry mit dem eisernen deutschen Gewaltmenschen über ein Einvernehmen zwischen den Nachbarn unterhandelt, hatte der französische neue Kurs für all die lustigen Angebinde neudeutscher Höflichkeit nur ein beleidigendes Naserümpfen, im günstigsten Falle ein herablassendes Lächeln übrig. Neuerdings erscheint der Franzmann in der Presse wieder als ein ganz gefährlicher Mensch, der bei Tag und bei Nacht nur daran denkt, dem Deutschen das Haus über dem Kopf anzustecken, dem allein die Misere der angeblichen Spolierung des Reichs zu verdanken ist, und der jeden Prussien, der ihm in den Weg kommt, mit der „Revanche“ anrenpelt, so wie Ibsens Gregers Werle zur Freude seiner Mitbürger immer die „ideale Forderung“ in der Rocktasche bei sich trägt. So mag's uns denn mit König Philipp gelüsten, mit diesem merkwürdigen Gespenst, der Revanche, einmal ein Wort zu reden.

Wahrhaftig, sie ist nicht mehr das lebenssprühende Weib mit der Blut des Hasses im Herzen, dem flammenden Todesmut in den Augen und der Flinte in der starken Hand, so wie sie uns Mercis in seinem „Quand-même“-Denkmal dargestellt. Manche behaupten sogar, sie sei eine graue politische Theorie geworden. Aber darum ist sie uns nicht minder gefährlich, denn diese Nachtgestalten haben ein zäheres Leben als ein Mensch von Fleisch und Blut. Sie äußert sich nicht mehr so laut wie in den siebziger Jahren, aber sie ist nicht verwest. Der Fremde, der nach Paris kommt, wird freilich wenig von ihr merken. Die Vendôme säule kann ebensowenig für uns etwas Beleidigendes haben wie die Nelsonsäule in London oder unsere Berliner

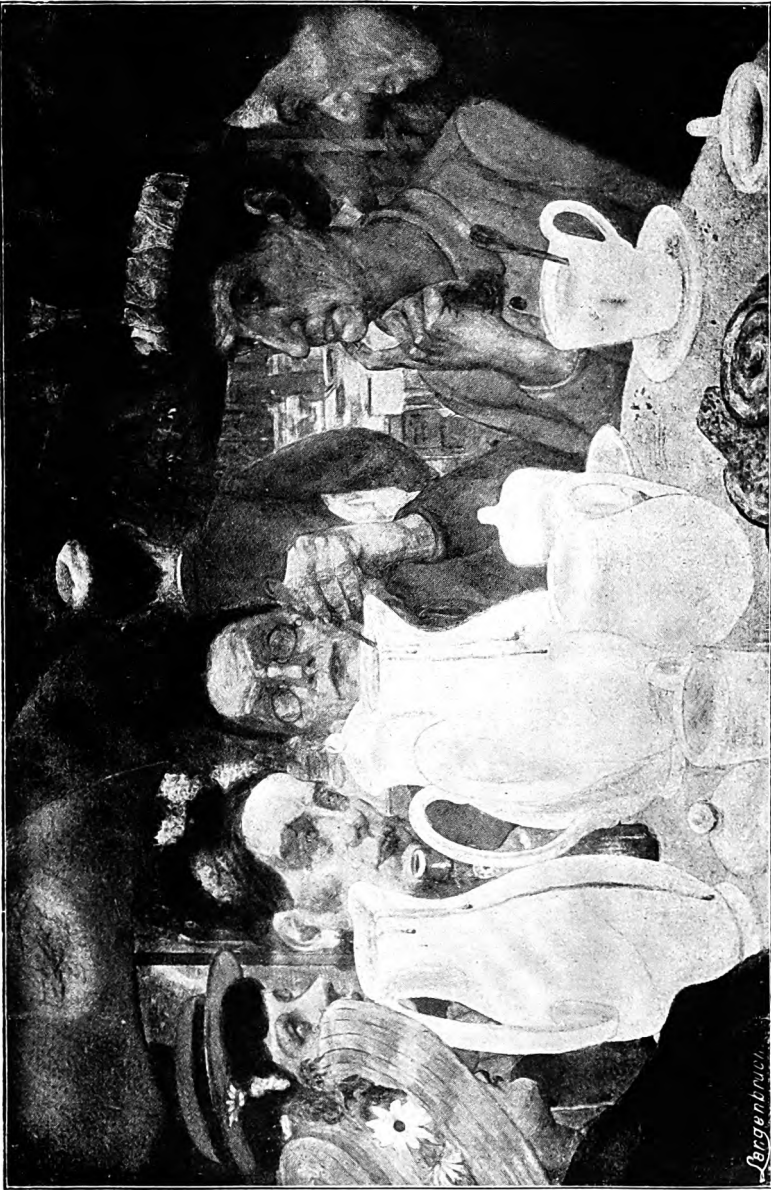
Siegessäule für die Franzosen. Der Franzose bemüht sich, den Deutschen mit derselben äußeren Zuvorkommenheit zu behandeln wie jeden anderen Fremden. Staffiert irgend ein Pariser Geschäftsmann sein Schaufenster mit Staatsemblemen und europäischen Nationalfarben, so wird er das Schwarz-Weiß-Rot dabei meist übergehen. Solche und viele ähnlichen chauvinistischen Anwandlungen können uns aber nicht sonderlich tief betrüben. Daß sich in den großen Variététheatern deutsche Söldner und deutsche Ringkämpfer usw. mit starkem Beifall bewundern lassen können, ist ein Zeichen dafür, daß jene allzu vorsichtigen Geschäftsleute mit Stimmungen rechnen, die selbst bei einem radaulustigen Rauchtheater-Publikum nicht mehr vorhanden sind. Spottverse auf Deutschland ziehen nicht mehr, man hört sie seit Jahren kaum noch. Die Deutschen als Menschen sind gegenwärtig gerne gesehen und bilden die stärkste Fremdenkolonie in Paris; sie kommen mit dem eigentlichen Volke mehr in Berührung als die reichen Amerikaner, Engländer und Russen im internationalen Hotelviertel, und sie sind auch anschmiegsamer als jene. Aus den Schaufenstern der Buchhändler sind die Tissot verschwunden, dagegen zahlreiche ernste Werke über Deutschland zu finden. Die „Kleine Garnison“ Bilses und ähnliche Machwerke dürfen daneben natürlich nicht fehlen. Die Sorbonne räumt dem Studium des Deutschtums einen immer breiteren Raum ein, die deutsche Sprache überflügelt in den Lehranstalten die englische, die Oper lebt von Wagner; Herr Antoine bringt uns Hauptmann, Sudermann und Meyer-Förster, Frau Bernhardt, die bekehrte Chauvinistin, amüsiert sich damit, die Franzosen mit Herrn Philippi und ähnlichen dramatischen Industriellen bekanntzumachen, und im Vaudeville ward Beyerleins „Zapfenstreich“ durch die Mannenuniformen ein Luststück. Auf den großen Boulevards ist wohl kein Haus, in dem nicht deutsches Bier getrunken und deutsche Zeitungen gehalten werden, und im Quartier St. Denis und Poissonnière blüht deutsches Stammtischleben und herrscht der Skat. Eine deutsche „Pariser Zeitung“ vermag sich über Wasser zu halten, und wenn wir noch kein deutsches Theater haben, so liegt das einfach daran, daß die französischen Bühnen so vortrefflich sind, daß eine deutsche Gesellschaft auch bei Landsleuten nicht damit konkurrieren könnte. Die Sträßburgsäule mit ihren vertrockneten Kränzen stört uns nicht mehr. In den Soldatenliedern tritt allmählich die Beschimpfung des alten Gegners ebenso zurück, wie bei uns die Spottverse auf „Napolium den Schultergesellen“ verblasen. Ja, auch die gute alte Sitte, einen gewissen Körperteil mit Preussien zu bezeichnen, verschwindet. Sic transit . . .

Ja, gibt es denn überhaupt noch im französischen Volksleben Deutschenhaß und Revancheleidenschaft? Gemach: hier heißt's vorsichtig zwischen zwei ganz verschiedenen Dingen unterscheiden und einen der größten Irrtümer zu vermeiden, die in die deutsche Presse immer wieder eindringen. Man haßt die Deutschen nicht mehr, man hat darum aber nicht die Erinnerung an 1870 vergessen, den Schmerz über die Niederlage und die Sehnsucht nach Vergeltung. Gewiß, das zeigt sich nicht auf der Straße, das lebt aber

in den Herzen. Ja, es begibt sich in uns selbst etwas Seltsames. Wenn wir, das Auge noch trunken vom Anblick der Schätze, die in der Riesenstadt aufgehäuft sind, hinauswandern in das liebliche Seine- oder Marnetal, weht sie um uns, die Erinnerung an das für Frankreich so furchtbare Jahr; fast in jedem Dorf finden wir Gedenkzeichen an die Gefechte zwischen Deutschen und Franzosen. Auf den Höhen von Meudon haben die Geschütze gestanden, die Verderben gespien in dies schöne Land. Wir sehen die Straßen zertwühlt von den Rädern unserer Kanonen, wir sehen die Äcker zertreten von den Hufen unserer Pferde, wir sehen den Boden rot getränkt von dem Blut der Kinder Deutschlands und Frankreichs. Wir wissen, daß der Krieg unvermeidlich war, wir wissen, daß der Siegeslauf Deutschlands nach dem Tage von Sedan nicht aufzuhalten war und daß die bitteren Vorwürfe selbst einsichtiger Franzosen wegen Fortsetzung des Krieges nach dem Sturz des Kaiserreichs ungerechtfertigt sind; wir wissen, daß nicht wir das herrliche St. Cloud in Brand geschossen und daß unser ganzes Bombardement von Paris nicht entfernt so viel Schaden angerichtet als das Hausen der Kommunarden. Aber den Franzosen malt sich das alles eben anders. Gibt es doch heute deutsche Historiker, die den ganzen Krieg nur den genialen Berechnungen Bismarcks und seiner Ausnutzung der in Frankreich gegebenen Situation zuschreiben und die den Franzosen als den Dummen ansehen, der in die von Bismarck gestellten Netze gegangen ist. Können wir uns da wundern, wenn in Frankreich solche Anschauungen über die Ursache des Krieges herrschen? Bitter genug ist unserm Nachbarn die Erinnerung an den Winter 1870/71, auch abgesehen von dem Verdruß über das feindliche Kriegsglück. Hier, im Herzen seines Vaterlandes, haben Fremde herrschen dürfen, und, trotz aller deutschen Mannszucht: wir können wohl glauben, daß sie nicht immer sänftiglich aufgetreten sind, gereizt durch den glühenden Haß, der sie überall umsprüht. Auf diese glänzenden Ruppeln und Türme haben sich unsere Geschütze gerichtet: wir können es verstehen, daß ganz Europa damals in Empörung aufschrie, als die eiserne Notwendigkeit uns zum Bombardement zwang — und wir sollen es den Franzosen zum Vorwurf machen, daß sie das größte Unglück, das sie in ihrer Geschichte betroffen, nicht vergessen können? Wir können die Kriege Ludwigs XIV., die nun Hunderte von Jahren zurückliegen und unter ganz anderen Kulturverhältnissen geführt wurden, den Franzosen heute nicht gut auf die Gegenrechnung setzen. Alljährlich finden in den Dörfern am Fuß des Mont Valérien, in Champigny usw. die Gedenkfeiern der Kriegervereine statt, und aus Hunderten von alten und jungen Herzen steigt von neuem der Schwur zum Himmel, der Leiden und der Demütigung des Vaterlandes zu gedenken und des Tages zu harren, da die Tränen der verstümmelten, blutenden France getrocknet werden sollen. Über der ganzen Landschaft liegt hier der Gedanke der Revanche ausgegossen. Hier verstehen wir ihn, hier begreifen wir seine Bedeutung, hier erkennen wir, daß wir als Franzosen auch Revanchemänner sein würden. Wir bewundern

den Patriotismus dieser leidenschaftlich empfindlichen Rasse, und wir würdigen die steinerne Mahnung der Sühnekirche, deren schimmernde Mauern vom Montmartre herübergrüßen. Mit dem Stolz, in dem wir der Taten unserer geliebten Helden aus Deutschlands größter Zeit gedenken, vermischt sich von neuem ehrlicher Schmerz, daß es gerade dies schöne Land und dies liebenswürdige, hochherzige Volk sein mußte, dem wir so viel Herzeleid zuzufügen gezwungen waren, um unsere nationalen Ziele zu erreichen. Wir betreten mit widerstreitenden Gefühlen den Boden von Versailles, wo auch Deutschlands tiefste Schmach zu uns von allen Wänden redet und wo doch den Wünschen unserer Väter Vollenbung ward. Aller Jammer dieses schrecklichen Jahres 1870 ist für den Franzosen mit dem Namen Deutschland verknüpft. Die feindliche Invasion ist für ihn ebenso unsere Schuld wie der Kommuneaufstand, der die Tuilerien und das Rathaus in Asche legte und den Louvre in Flammen aufgehen lassen wollte, die greuliche Ermordung der Geiseln wie die unmenschliche Rache der siegenden Bourgeoisie.

In diesem Gefühl wurzelt auch die Furcht, daß wir ebenso wie 1870 noch einmal über das Land „herfallen“ und es noch einmal ganzer Provinzen „berauben“ könnten. Die Furcht ist neben Streben nach Vergeltung eine der stärksten Quellen des Revanchegebantens und der Feindseligkeit gegen die Reichschöpfung des Jahres 1871. Das deutsche Kaiserthum erscheint den Franzosen als ständige Bedrohung seiner Grenzen; nicht nur der „kleine Mann“, sondern auch der gebildete Franzose der höheren Stände ist fest davon überzeugt, daß wir uns demnächst auch noch die Champagne und Burgund nehmen werden. — Das ist die Revanche, wie sie sich in Abneigung und Furcht vor der deutschen Politik — nicht vor dem deutschen Volk — in den breiten Schichten der Nation äußert. Gewiß, es gibt darüber hinaus auch ehrgeizige Träumer, die von der linken Rheinseite als dem Erbe Frankreichs reden und die den Rhein als Grenze betrachten möchten. Leute wie der ehemalige Kammerpräsident Deschanel haben sich vor gar nicht langer Zeit zu Herolden dieses Gedankens gemacht. Man muß hier aber gewissenhaft unterscheiden zwischen dem, was ein Volk politisch in Wahrheit erstrebt, und dem, was es sich als wünschenswert ausmalt, ohne seine Machtmittel dafür einzusetzen. Gewiß gaukelt dem französischen Patrioten der Gedanke vor, die entriessene Hegemonie in Europa wieder zu erringen und die Zeiten Ludwigs XIV. und des großen Napoleons wieder herbeizuführen. Das sind aber Spielereien, die wir ebensowenig ernst zu nehmen brauchen wie die Landkarte einiger verstiegener Alldeutscher, die Saloniki, Triest und Antwerpen als Reichshäfen und Riga, Bern und Innsbruck als deutsche Provinzialstädte einzeichnen. Das echte Revanchegefühl des französischen Volkes wurzelt allein in den Gedankentreiben, die wir oben darzustellen versuchten. Das Streben nach Rache wendet sich gegen den Sieger von Sedan und den Bezwingen von Paris, den Anstifter alles dieses Kammers, der die Tränen



Hans Baluschek
Kaffeekochen



französischer Mütter und Waisen so reichlich hat fließen lassen. Der Gedanke einer „Erbfeindschaft“ gegen das deutsche Volk liegt dem Franzosen dabei ganz fern. „Prussien“, das ist die Erinnerung an alles Elend des Okkupationswinters. „Les Prussiens! c'était la guerre, la brutalité, la barbarie, les filles violées, les caves dévastées, les champs foulés, le bétail volé; c'était l'injustice, la méchanceté bête et inutile. C'était surtout le sang mêlé à la boue, la deuil et la mort à coté de rires bruyants, de joies avinées. (Cahu-Forest, L'oubli.) Die Abneigung wendet sich damit erst mittelbar gegen den Erben des Krieges, das Bismarckreich, dessen Grundmauern mit französischem Blut und französischen Tränen, mit französischer Erde und französischem Golde gekittet sind. Und — Hand aufs Herz — müßten die Franzosen nicht klägliche Gefellen mit lauwarmem Wasser in den Adern sein, wenn sie anders empfänden? Ihr Standpunkt ist beschränkt — aber ist nicht jeder Patriotismus beschränkt? ja, muß er es nicht sein, wie jedes große, leidenschaftliche Gefühl? Oder ist vielleicht unser deutscher Patriotismus weitsichtiger, der auch heute noch, wo die Wunden der geplünderten Pfalz und von Sena längst vernarbt sind, im Franzosen den Erbfeind sieht und den Nachbarn bis ans Ende der Tage als solchen zu hassen vorschreibt?

Man gebe doch endlich den Gedanken auf, daß die ganze Revanche nur ein Steckenpferd einiger schrullenhaften Don Quixotes ist oder das Sprungbrett für strupellose Demagogen, die durch Radaufschlagen Karriere zu machen hoffen. Man gebe den Gedanken auf, daß die Revanche eine kindische Laune ist, die schnell vorübergeht, wenn man dem Volk, dem großen Lämmel, das Zuckerbrot einiger Höflichkeiten in den Mund steckt. Man glaube doch nicht, daß die Revanche nur ein Stein im Brettspiel der französischen inneren Politik ist und daß die Parteien der Linken in diesem Punkt auch nur um eine Linie „vernünftiger und vorurteilsloser“ — wie unsere Zeitungen behaupten —, das heißt in Wahrheit: weniger patriotisch empfinden als die sog. Chauvinisten. Man glaube doch nicht, daß der „Revancherummel“ der Sport einiger patriotischen Klubs ist, von dem das arbeitende Volk in Stadt und Land nichts wissen will. Damit würde man sich in einen gefährlichen Irrtum einwiegen und einem stolz empfindenden Volk bitter unrecht tun. Der Gedanke an Vergeltung und die Hoffnung auf das Wiedererstehen des Vaterlandes zu neuer Herrlichkeit ist dem Franzosen in ähnlicher Weise heilig, wie dem deutschen Patrioten vor der Ära Bismarck die Sehnsucht nach dem einigen Reiche es war, und die Inbrunst des Revanchegebantens ist darum nicht weniger heiß, weil sie gegenüber dem kühn vorwärtschauenden deutschen Einheitssehnen durch schwermütige Gedanken und schmerzvolle Erinnerungen genährt wird. Sie ist der stärkste Nerv, ja das Herz der ganzen französischen Politik, und mehr noch: des ganzen französischen Lebens, und wir haben kein Recht, dies Gefühl zu verunglimpfen, nur weil es uns unbequem ist. Die Revanche ist für den Franzosen so wenig eine Spielerei, daß er sogar, auch abgesehen

von der Belastung seiner Politik durch sie, individuell schwer leidet unter der harten Last, die das unabweisbare Vermächtnis seiner besiegten Väter ihm aufbürdet. Nur dem bitteren kategorischen Imperativ seiner glühenden Vaterlandsliebe folgend, gibt sich dies von Natur so fröhliche und leicht-herzige Volk mit selbstquälerischem Eifer düstern Rachegeanken hin.

Wenn wir diese Gemüthsdisposition einmal als gegeben beim Franzosen annehmen, müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinem Verhalten mit sehr viel Takt zwischen dem Deutschen als Staatsbürger einer angeblich feindseligen Reichschöpfung und dem Deutschen als Menschen zu unterscheiden weiß. Man ist nicht unempfindlich gegen die Versuche unsererseits, den alten Gegner zu versöhnen. Die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen sind gegenwärtig sogar trotz des Marokkolarms ganz vortrefflich geworden, intimer als die zwischen Franzosen und Engländern oder Russen. Wir können daraus entnehmen, wie eng die Freundschaft der beiden aufeinander angewiesenen und von der Natur zum gegenseitigen Verstehen geschaffenen Nachbarn sein könnte ohne den Revancheschatten.

Wir gefallen uns in dem Gedanken, daß die Franzosen in ihrem Benehmen ganz allein die Schuld daran tragen, wenn die Beziehungen in den Jahren nach dem großen Kriege zwischen uns nicht bessere geworden sind, und daß wir unsererseits alles Mögliche getan haben, die Besiegten ihre Wunden verschmerzen zu lassen. Das ist aber durchaus nicht so unbedingt — weder von seiten unserer Politik noch von seiten des einzelnen. Das Gegentheil ist in vielen Punkten eher wahr. Wir haben die Franzosen auch nach dem Kriege falsch behandelt, selbst wo wir's gut meinten, und haben in den letzten dreißig Jahren viel dazu beigetragen, daß die politische Abneigung gegen uns noch gewachsen ist. Das scheint paradox, und doch ist es so. Ich habe z. B. die Erfahrung gemacht, daß in Erörterungen über das Kriegsjahr häufiger von deutscher als von französischer Seite Taktlosigkeiten begangen werden. Damit ist nicht gesagt, daß ein gebildeter Deutscher absichtlich die Franzosen mit Prahlereien kränken wird. Jede unzarte Erinnerung an die Niederlage schmerzt indes naturgemäß, selbst wenn sie unter dem Zuckerguß von Lobsprüchen über das tapfere Verhalten des einen oder anderen Generals oder Regiments verabreicht wird. Richtig ist, daß der einst so hochgemute und im Gefühl seiner Überlegenheit so offenerzige, freigebige und gastliche Franzose heute ein gegen alles Fremde und nicht nur gegen das Deutsche im tiefen Innern mißtrauischer Gesell geworden ist; auch ist er etwas ernster und verschlossener geworden und tut sich nicht mehr etwas darauf zugute, Spaßmacher für die ganze Welt zu sein. Wir dürfen aber eins nicht vergessen: wir sind gleichfalls seit 1870 nicht liebenswürdiger geworden — was an sich auch gar nichts schadet, weil wir mit Recht selbstbewußter geworden sind. Man liebt Deutschland und die Deutschen als politische Erscheinung nun einmal nirgends, und die Abneigung gegen unsere Fehler als Menschen und die Schattenseiten der

neudeutschen Entwicklung ist verhältnismäßig noch nicht einmal so stark in Frankreich, wenn man in Betracht zieht, daß man doch eigentlich hier doppelte Veranlassung hat, uns am Zeuge zu stehen. Trotzdem tragen natürlich auch unsere menschlichen Schwächen dazu bei, der politischen Mißgunst neue Nahrung zuzuführen. Der Neid spricht gewiß überall bei dem Ubelwillen gegen das Reich mit, aber sicher in Frankreich weniger als z. B. in England. Außerdem wäre es Verblendung, annehmen zu wollen, daß sich hieraus allein alle Verstimmungen herleiten. Wenn man gesinnungstüchtigen deutschen Parvenublättern glauben wollte, kann man in London, Paris und Washington vor giftigem Neid gegen unsere Errungenschaften und unsere öffentlichen Zustände kaum schlafen. Wenn die mit freudig geschwellter Brust solchen Ergüssen lauschenden Leute auch nur drei Tage die Pariser oder Londoner Presse lesen würden, sie hätten eine bittere Enttäuschung durchzumachen. Neugieriges Interesse für gewisse Erscheinungen bei uns hat oft verzweifelt geringe Ähnlichkeit mit sympathischer Bewunderung. England beneidet uns auch nicht, weil wir ein paar Duzend elegante Passagierdampfer für internationales Millionärpublikum gebaut; gegen seine riesige Flotte sind wir mit unserer Handelsmarine noch immer ein lallendes Kind gegen einen Riesen, aber man wird in London verstimmt, wenn unsere Blätter fast täglich in die Welt hinausschreien, daß das Ende von Englands Handels suprematie gekommen ist und daß wir morgen seine Seeherrschaft stürzen werden. Ebenso werden wir nicht müde, den Franzosen unter anderem vorzurenommieren, daß Berlin demnächst Paris aus seiner Stelle als erste Luxus- und Fremdenstadt verdrängen werde. Auch hier operieren wir mit einem Aufwand von Statistil und paradien mit prozigen Zahlen. Als wenn der Gewürzkrämer K. aus Allenstein oder der Fleischermeister S. aus Meseritz, wenn sie eine Geschäftsreise nach Berlin machen, ein ebensolches Fremdenpublikum abgäben, wie die russischen Bojaren und amerikanischen Eisenbahnkönige, die ihre Millionen in Paris verprassen, weil es immer noch die Hauptstadt der Welt des Genußes ist und auch bleiben wird, während Berlin nicht einmal der geistige Mittelpunkt für ganz Deutschland, sondern nur der maßgebende Vorort für die östlichen Provinzen Preußens ist. Weil es in Berlin einige Gentlemen gibt, die mit Zylinder und Frack in Bars und Variétés einherstolzieren — sie haben alle zusammen in einer Bog des Englischen Buffets Platz —, und weil wir einige Tanzsäle mit geschmacklosem Flitterluzus aufweisen können, in denen man sich für schweres Geld nach Herzenslust langweilen kann, werden wir noch lange nicht die Hauptstadt der Lebewelt werden, ebensowenig wie Berlin jemals die schönste Stadt der Erde sein wird, denn dazu gehört mehr als gute Wasserleitung, sauberes Pflaster, gesunde Häuser und elektrische Straßenbahnen. Das Berlin der ersten wilhelminischen Periode war trostlos nüchtern, aber es hatte Charakter; das heutige Berlin ist ein mit amerikanischer Geschwindigkeit aufgebaute riesiger Steinbaukasten, dessen Reize dadurch nicht wachsen, daß den Fremden an allen passenden und unpassen-

den Plätzen sog. Kunstwerke in Architektur und Bildhauerei in Erstaunen versetzen und ihm möglichst deutlich vor Augen führen, wie herrlich weit wir's in Kunstsinne und Opferwilligkeit für ideale Zwecke gebracht haben: denn wir haben's ja heute, Gott sei Dank, dazu! In dem einen Tuileriengarten steckt mehr echte Kunst, als das ganze neu-weltstädtische Berlin sich auf Straßen und Plätzen geleistet, und das ist doch wahrhaftig an Quantität nicht gering.

Dieser Streit um Paris und Berlin ist nur ein Symptom, aber er ist typisch für das jeden Menschen von Geschmack nervös machende neu-deutsche Parvenutum; und diese Proserie sollte den Spott der Franzosen nicht erregen und, gesehen mit dem Auge des alten Gegners, auf dessen Kosten sich diese Entwicklung vollzogen, nicht dazu beitragen, Vorurteilen und Verstimmungen gegen uns neue Nahrung zu geben? Es ist in diesen Dingen, wie überall bei uns, das Mißverhältnis zwischen unseren Renommistereien und unserem wahren Wert. Das echte Berlin, worauf wir in Wahrheit stolz sein können, das ist das Berlin der Arbeit da oben im Norden und draußen im Osten. Der rußgeschwärzte Maschinenbauer und der rastlos arbeitende Kaufmann sind seine wahren Helden, die den Respekt vor dem deutschen Namen in der ganzen Welt erzwingen; unsere Gelehrten und Ingenieure, um die beneidet man uns in der Tat. Das wahre Deutschland ist nicht Berlin W. Die Gesundheit und Kraft unseres jungen, arbeitsfreudigen, zukunftsfrohen Volkes sollte unser Stolz sein und nicht die faulige Salmikultur unserer Biergartenplutokratie. Man lasse den Franzosen ihre uralte Zivilisation des Genußlebens, die selbst das Laster noch mit Anmut und Geist adelt, und bewahre nur den Ernst und die Tiefe unserer Eigenart. Eines schickt sich nicht für alle. Das wichtigste ist, daß ein Volk ehrlich gegen sich selbst bleibt. Ehrlich sind die Franzosen in ihrer Kultur trotz aller ihrer Fehler, während wir bei unserem Snobismus unehrlich gegen uns selbst wurden und die Führung an Klassen abgeben, denen sie nicht zukommt.

Am meisten reizt die Franzosen unser Chauvinismus, von dem wir uns ganz frei glauben und der uns dabei doch mehr, als gut ist, beherrscht. Dem Franzosen nimmt man die „Blague“ von der grande nation nicht übel; man lacht darüber. Wir fassen alles viel schwerer und schwerfälliger an, und unser Chauvinismus wirkt grob und plump. Nicht nur unsere Armee ist besser als jede andere — was unzweifelhaft wahr ist —, sondern auch unsere Eisenbahnen, unsere Schulen, unsere Theater, unsere Bier„paläste“ und unsere Droschken, unsere Zigarren und unsere Streichhölzer und was sonst nicht alles. Das ganze Ausland, das wir zum größten Teil gar nicht oder nur ganz oberflächlich kennen, „imponiert“ uns überhaupt nicht mehr. Dabei laufen wir jedem reisenden Journalisten und jeder wandernden Schauspielerin aus Frankreich nach, bitten sie um ihr herablassendes Urteil über das Deutsche Reich und sind glücklich über die plattesten Sottisen, wenn sie nur etwas Schmeichelei enthalten. Das

Schlimmste aber, was es gibt, ist dieser „schnodderige“ Parvenudünkel, mit Bedientengefinnung vereint. Das Bild, das wir entworfen, ist nicht anziehend, entspricht aber leider der Wahrheit, und seine Ausführung war nötig, um die Tatsache zu erklären, daß wir seit 1870 in Frankreich keine moralischen Eroberungen gemacht haben.

In unseren politischen Kreisen dieselbe Mischung von Anmaßung und Nachläufererei. Einmal rempeln wir in unserer Presse die Leute an, und dann küssen wir ihnen die Hand. In der Behandlung Elsaß-Lothringens wie der deutsch-französischen Beziehungen ist mit am meisten in dieser Richtung gesündigt. Unnötige Schroffheiten wechseln unvermittelt mit ebenso unnötiger Liebedienerei ab. Man weiß in Frankreich nicht, was man eigentlich von uns denken soll. Wir sind durch die Organe unser öffentlichen Meinung der unberechenbarste und deshalb mit größtem Mißtrauen beobachtete Faktor der internationalen Politik geworden — und zwar ist das kein beabsichtigter Erfolg, da wir in Wahrheit das ruhigste und friedliebendste Volk der Welt sind und im Gegenteil nur gar zu gern mit allen Leuten auf Du und Du stehen möchten. Die Vereinsamung Deutschlands ist keineswegs einem besondern Haß gegen unser Volk zuzuschreiben, sondern sie ist durch den Urgwohn gegen unsere politischen Neigungen und die Furcht vor Überraschungen herbeigeführt und durch den Wunsch, die gefährliche Macht, die hinter einer solchen scheinbaren Unberechenbarkeit steht, möglichst lahmzulegen. Wie sehr berechtigt die Wandlungen unserer Politik oft sind, sieht man natürlich nicht im Ausland. Unsere inneren staatlichen Zustände erfüllen den Franzosen auch mit Bertwunderung, aber keineswegs immer mit sehr schmeichelhafter, zumal er mit übertriebenen und einseitigen Berichten darüber gefüttert wird.

Das Wesen der Revanche erklärt ihr Ziel: Auslöschung der Ergebnisse des Jahres 1870/71. Da das Ziel unserer nationalen Wünsche im Gegenteil das Erhalten des Werkes Bismarcks ist, ergibt sich eine immanente Feindseligkeit deutscher und französischer Staatsgedanken, die von allen sonstigen Sympathien nicht beseitigt werden kann. Es ist nicht richtig, anzunehmen, daß die Gefühle, die den Revanchegedanken wachhalten, mit einer Rückgabe der Reichslande sicher befriedigt würden. Wir glauben daher auch nicht, daß Bismarck, der große Völkerpsychologe, im Ernst daran gedacht hat — wie es von manchen Seiten erzählt wird —, nach einigen Jahrzehnten Mes den Franzosen wieder zurückzugeben, als Preis für ein Einlenken ihrer Politik gegenüber Deutschland. Ein Staat, der etwas von seiner Machtsphäre ohne Kampf aufgibt, kündigt seinen Bankrott an. Ein Aufgeben Elsaß-Lothringens ist aber nicht nur ein würdelloser Gedanke, sondern auch deshalb undiskutierbar, weil er kaum den beabsichtigten Erfolg haben könnte. Elsaß-Lothringen ist für den Franzosen freilich die Verkörperung des Revanchegedankens, aber der Inhalt dieses Gedankens ist mit dem Sehnen nach einer Wiedervereinigung mit den „geraubten“ Provinzen keineswegs erschöpft. „Auslöschung aller Ergebnisse

des Jahres 1870“ — sagten wir. Auslöschen also auch der Erinnerung an die Niederlagen durch neue Siege, neue Gloire, kriegerische Eroberung der Reichslände, Aufrichten des alten militärischen Übergewichts, ja, wenn angängig, schließlich auch Zertrümmerung des deutschen Bundesstaats. Die guten Leute in Deutschland und sonst in der Welt, die eine Versöhnung der beiden Nachbarn von heute zu morgen für möglich halten und sie auf Grundlage einer Neuregelung der staatsrechtlichen Verhältnisse Elsaß-Lothringens herbeiführen wollen, sind meines Erachtens Träumer. Die Erinnerung an Elsaß-Lothringen selbst, für das man sich vor 1870 nie sonderlich interessiert, wird vielleicht eher verblassen als alle übrigen psychologischen Momente, aus denen die Revancheidee sich zusammensetzt. Es ist sehr bedauerlich, aber wir können vor der Tatsache nicht die Augen verschließen, daß die überwiegende Mehrzahl der Franzosen die einzig mögliche Beendigung der Revanchepolitik vorläufig noch immer nur in einem siegreichen Kriege gegen Deutschland erblickt. Daß der Rückschlag dann eine deutsche Revanchepolitik wäre, überfieht man hier geflissentlich.

Sa, warum fängt denn Frankreich keinen Krieg mit uns an? Dieselben Leute, die eben noch Frankreich seine unerfättliche Nachsucht vorgeworfen, verhöhnen es nun, weil es nur die Zähne fletscht, ohne zu beißen. Damit wirft man Frankreich Feigheit vor und tut ihm bitter unrecht; die zersprengten napoleonischen Regimenter verteidigten 1815 noch bis zum letzten Mann den Montmartre, als die Verbündeten schon in Paris einrückten, während Preußen nach dem einen Schlage von Jena sich verloren gab, — von den Rheinbündlern gar nicht zu reden. Und hat man vergessen, was der bewaffnete Volksaufstand 1870 unserem siegreichen Heere für Schwierigkeiten machte? Nein, kriegerische Unentschlossenheit sollte man diesem Volke nicht vorwerfen! Aber auf der anderen Seite wird man den Franzosen nicht verdenken können, wenn sie auf den Zeitpunkt warten, der ihnen für einen Krieg am günstigsten scheint. Wer sagt uns, daß dieser nicht bald kommen wird? Gewiß, Frankreich allein ist zu schwach, mit uns anzubinden; weder in England noch in Rußland wird es für einen reinen und ausgesprochenen Revanchekrieg Unterstützung finden; wohl aber könnte es bei einem großen Kriege, in den Deutschland nach anderer Seite, zum Beispiel nach England, verwickelt wird, sich beteiligen und damit sein Ziel zu erreichen suchen. Denn Frankreich hat eigentlich keine Feinde und könnte so ziemlich jede Allianz haben, die es will. Ungenommen aber auch, Frankreich müßte mit uns allein den Waffengang wagen: seine Aussichten wären nicht schlecht. Selbst wenn es besiegt würde, hätte es sein Abenteuer nur mit einem neuen Uderlaß an Menschenleben zu bezahlen; weder England noch Rußland würden zulassen, daß Deutschland seinen Sieg voll ausnützt wie 1870. Eine Intervention wäre sicher, und was von unseren Bundesgenossen zu halten ist, hat uns Italien zur Genüge gezeigt, und werden uns die Überraschungen, die uns in Wien nach dem Tode Franz Josephs bevorstehen, noch weiter klarmachen. Wenn also Frankreich in seinen alten

Fehler histörischer Prestige-Kriegstreiberei verfallen wollte, könnte es dies heute mit geringerem Risiko tun als 1870, wo Thiers sowohl in Petersburg als in London Bedauern, aber keine Hilfe fand. Ein neues Kaiserreich wäre auch ganz sicher der Krieg. Die dritte Republik hat, welches auch sonst ihre Fehler sind, Frankreich in vielen Beziehungen innerlich gefunden lassen trotz der Fäulnis in manchen politischen Schichten und der Versetzungstendenzen. Insofern hatte vor einiger Zeit Herr Bebel in mancher Beziehung recht, als er sagte, das große Unglück von 1870 sei eigentlich ein Glück für Frankreich geworden; es hat die Nation aufgerüttelt aus dem Sackischrausch des Kaiserreichs. Die Franzosen sind damit nüchterner und vielleicht langweiliger, aber auch ernster, ruhiger und vorsichtiger geworden. Die Republik ist in der letzten Zeit bemerkenswert erstarkt und damit die Demokratie. Jede Demokratie ist aber ihrem innersten Wesen nach friedlich, und darum ist der Franzose nicht mehr so veressen auf kriegerischen Ruhm an sich, wie es seine Ahnen waren. Auch er berauscht sich heute noch gern an den Erzählungen von Waffentaten, und wer die Pariser Volksmenge bei Paraden gesehen hat, weiß, daß sie an Militärfrommheit den Berlinern nichts nachgibt. Aber mit der Republik ist die Bourgeoisie und mit ihrer immer weiteren Entwicklung nach links das Kleinbürgertum und der Arbeiter ans Ruder gekommen. Weder diese Klassen noch die Landbevölkerung wollen von einem Kriege etwas wissen, da er ihre wirtschaftliche Stellung nur schädigt, und weil die Ereignisse von 1870 gezeigt haben, wer die größten Opfer in einem unglücklichen Feldzuge zu tragen hat. Die Finanzoligarchie, die im geheimen die Zügel der Regierung lenkt, ist friedlich, weil ein Krieg die Börse stört. Diese grundsätzliche Abneigung Frankreichs gegen neuen Schlachtlärm, die Ausnahme aber, die man hinsichtlich eines Revanchefeldzuges gegen Deutschland macht, rufen eine Fülle von Widersprüchen hervor, die man sich im Auslande nicht zu erklären vermag, und die an allen Mißverständnissen die Hauptschuld tragen.

Die wachsende Scheu vor einem Kriege hat nun in Frankreich eine Strömung erzeugt, die das alte Ziel der Revanche, das Auslöschen der schmerzlichen Folgen des Jahres 1870, auf einem neuen Wege erstrebt. Man will Deutschland diplomatisch so einengen, daß es durch den Druck der Politik aller Mächte gezwungen wird, seine Beute preiszugeben. Eine Revanche also, der die kriegerischen Attribute fehlen! Die Leute, die so denken, wollen um nichts weniger als die Kriegspartei die Revanche, aber ihre Methode ist eine andere. Der neue Gedanke bricht sich immer mehr Bahn. Der Sozialist Jaurès ist ebenso sein Vertreter wie der Nationalist Massabuan, und sie haben Anhänger in allen Parteien. Von irgendwelcher politischen Deutschfreundlichkeit wissen sich diese Leute ganz frei; die Hymnen der deutschen Presse auf solche Politiker sind also ganz unbegründet. Wenn sich Deutschland dem geplanten politischen Druck Europas nicht beugt — was für uns selbstverständlich ist —, so bleibt die ultima ratio auch dieser Staatsmänner eben eine bewaffnete Exekution der Mächte gegen das störrische

Reich, also der Revanchekrieg in anderer Form. Noch hat es keinen Politiker in Frankreich gegeben, der für eine Verständigung mit Deutschland eingetreten wäre, ohne dafür Opfer von uns zu verlangen, die für einen Deutschen niemals das Thema von Erörterungen sein können. Seder französische Staatsmann, wer er auch sei, bleibt in seinem innersten Wesen immer Revanchemann.

Eine ungemein schwierige Frage ist daher: Wie sollen wir uns dem französischen Revanchegeanken gegenüber verhalten? — Zunächst wird wohl in Deutschland in allen Kreisen heute Übereinstimmung in dem Wunsche herrschen, Frankreich zu versöhnen oder doch wenigstens der Rachepolitik des Nachbarn das Wasser abzugraben. Nicht nur, weil ein gutes Verhältnis zu Frankreich eine der wichtigsten Grundlagen jeder „vernünftigen“ Weltpolitik ist, sondern weil ganz zweifellos ein Zug von Sympathie für Frankreich durch unser Volk geht. Wir möchten dem besiegten Gegner von gestern gerne entgegenkommen, soweit unsere nationale Würde es gestattet. Wir gehen aber heute in einer anderen Richtung zu weit; wir suchen Frankreich durch Schmeicheleien zu gewinnen, und das ist ein ganz falscher Weg, auf dem uns nie Erfolge blühen werden. Der Franzose denkt realpolitisch genug, daß ihm alle solche Liebeshwürdigkeiten federleicht wiegen, da er sehr wohl weiß, daß wir in der Sache selbst, auf die es ihm ankommt, nicht nachgeben werden und nicht nachgeben können. Er sieht alle zu großen Höflichkeiten entweder als Zudringlichkeiten oder als Zeichen von Schwäche an und wird in seiner trotzigen Ablehnung allen Liebeswerbens nur bestärkt.

Für uns kann es heute nur eine Politik geben: die, den Dingen in Frankreich ihren Lauf zu lassen. Das ist ein Grundsatz der Resignation, und trotzdem der einzige, der vielleicht in ferner Zeit Aussicht auf Erfolg hat. Wir leugnen so gerne das Bestehen einer elsass-lothringischen Frage, und doch hängt sie, wie wir täglich merken, an unserer Entwicklung wie ein Bleigewicht. Die dauernde Belastung unserer Bilanz mit der unverföhnlichen Feindschaft Frankreichs ist der höchste Preis, den wir für die Politik Bismarcks zahlen mußten, und dies schlimme Vermächtnis wird noch lange nicht getilgt sein. Bismarck war sich darüber schon nach Erledigung der Luxemburgfrage nicht im unklaren, daß es leichter sein würde, die Franzosen zu besiegen, als ihre Rachepolitik nach dem Siege zu befeitigen. Vielleicht hat sich aber unser großer Baumeister doch etwas verrechnet, als er dem Reichshause diese schwache Seite ließ, in der unerfüllten Hoffnung, wenigstens die kommenden Generationen beim Nachbarn würden schließlich vergessen, daß eine der Grundmauern des deutschen Einheitsgebäudes auf ihrem Boden errichtet ist. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Bismarck in Voraussicht der dauernden französischen Unverföhnlichkeit anders gehandelt hätte. Elsaß-Lothringen mußte unser werden, um dem Süden ein Glacis zu schaffen und die Schlüssel zur Westpforte, Metz und Straßburg, in unsere Hände zu bekommen. Der etwas sentimentale Gedanke, alten deutschen Boden, alte Blutsbrüder uns wieder-

zugewinnen, hat dem großen Realisten in Wahrheit wohl ferner gelegen. Mit demselben Recht hätten wir auch die Schweiz, Luxemburg und die Niederlande zu beanspruchen, und die Stimme des Bluts sprach in den alemannischen Rasseverwandten des Elsaß ebensowenig für uns, wie sie es bei den Schweizern oder den Blamen getan hätte. Wer die Reichslande kennt, weiß, daß sie in manchen Beziehungen heute aus Abneigung gegen den Eroberer französischer sind als vor dem Kriege.

Die Besetzung Elsaß-Lothringens war notwendig, und sie wurde durchgeführt — nicht nach göttlichem oder menschlichem Recht, sondern einfach nach dem „kanonischen“, wie es ein anderer großer Realist, Heinrich IV. von Frankreich, spottend nannte. Was wir mit Gewalt genommen, werden wir auch mit Gewalt uns erhalten müssen. In dieser Beziehung kann ein Streit ja gar nicht bestehen. Es fragt sich nur, ob Bismarck nicht doch auch ohne direkte Beeinflussung der französischen Politik die französische Staatsleitung allmählich in ein anderes Fahrwasser gelenkt hätte — nicht durch gefühlvolle Liebeserklärungen, sondern durch den Druck einer politischen Umklammerung. Gewiß, jeder Franzose wird uns im Gespräch mit Schmeicheleien für Kaiser Wilhelm II. kommen und davon phantasieren, daß der jetzige Hohenzoller anders gehandelt hätte als sein Ahn. Wenigstens war dies vor einem Jahr noch die Anschauung hierzulande. Wenn ein Franzose so spricht, ist er unaufrichtig, und man muß sich vorsehn. Hinter diesen Phrasen lauert nur der Haß gegen Bismarck. Der Haß — denn auch heute noch ist kein Mann in Frankreich so gehaßt wie er, den man für den Vater alles Unheils für Frankreich hält. Ich entsinne mich noch, wie eine große Pariser illustrierte Zeitung gelegentlich des Todes Bismarcks eine Zeichnung brachte, die ein greises Elternpaar darstellte, das in der Zeitung das Telegramm vom Dahinscheiden des großen Feindes liest. Nach langer, schmerzlicher Pause sagt der Greis: „Unser armer Junge — heute würde er fünfzig Jahre alt sein!“ Dies Bildchen schwebt mir noch vor, und es ist ungemein bezeichnend für die politische Psyche des französischen Volkes. Haß gegen Bismarck, den Anstifter des Krieges, die Ursache der Vereinsamung und Demütigung Frankreichs, aber auch Bewunderung und Furcht vor Bismarck findet man heute noch bei jedem Franzosen. Durch diese Furcht hätte er sie gezwungen, die Revanchepolitik aufzugeben. Er hätte sie so in die Enge gedrängt, daß sie den Atem zu einem neuen Kriege nicht hätten schöpfen können. Schließlich wäre die Erkenntnis über Frankreich gekommen, daß es selbst seine politische Zukunft nicht weiter mit der Revanche belasten dürfe, ohne in die Gefahr zu kommen, erstickt zu werden. Damals sprach der Kriegsminister General Lewal in der Deputiertenkammer das berühmte Wort: *L'armée française ne peut rester hypnotisée devant la trouée des Vosges*. Heute ist aus der Vereinsamung Frankreichs ein glänzendes Wiedererstehen seines Ansehens geworden. Man fürchtet unsere überlegene Staatskunst heute nicht mehr, man fürchtet nur noch unsere überlegene Armee, gegen die alle Ententen machtlos sind.

Die Bismarcksche Methode der Einschüchterung können wir nicht mehr anwenden, das Nachlaufen andererseits verbürgt keinen Erfolg. Unsere amtlichen Beziehungen sind heute höflich-korrekt. In Wahrheit sind wir aber vor 15 Jahren einem Ausgleich mit Frankreich verhältnismäßig näher gewesen als heute. Der Mann von Blut und Eisen hatte den Franzosen den Sauerstoff der Unternehmungslust aus der politischen Atmosphäre genommen. Heute würde sich kein französischer Staatsmann finden, der das Wort Ferrys wiederholte: *La France doit mettre une croix sur l'Alsace-Lorraine*. Selbst Hanotaux war noch zu einem beschränkten Abkommen mit Deutschland zunächst in kolonialen Dingen bereit. Mit dem Verklingen der Bismarckschen Ära begannen die Männer des französischen neuen Kurses ihre Arbeit. Die Frage Freundschaft mit England oder Deutschland ist heute für absehbare Zeit gegen uns entschieden trotz aller Phrasen der Pariser Offiziösen. Frankreich ist heute so wenig bereit, uns politisch in europäischen Fragen entgegenzukommen, daß es im Gegenteil an der Arbeit ist, uns in die Isolierung zu drängen und dadurch seinen Wünschen zahn zu machen. Wie weit die Behandlung der Marokkoangelegenheit durch unsere Presse das Verhältnis dauernd oder nur vorübergehend verschlechtert hat, bleibe hier unerörtert. So sehr das gute Recht in der Sache auf unserer Seite war, so wenig glücklich war die Form, in der wir es vertraten. Für einen Deutschen kann es bei noch so großer Zuneigung für Frankreich nur eine aktive Politik vorläufig geben, Frankreich möglichst zu schwächen, denn nur ein schwaches Frankreich wird geneigt sein, den Blick von dem Loch in den Vogesen abzuwenden. Das ist eine traurige, bittere Wahrheit, aber es ist Wahrheit. Die Politik der Isolierung Frankreichs ist heute schwierig, fast unmöglich, wo die Besorgnis vor dem Anwachsen unserer Macht der Republik von selbst Bundesgenossen und Entente Freunde gegen uns zuführt und wo seit dem Aufgeben des Rückversicherungsvertrages mit Rußland so manche Fehler unserer Diplomatie mitgewirkt haben, unsere Lage zu verschlechtern. Da ist es denn einstweilen das beste, der langweiligen aber unschädlichen, passiven Politik des *laissez faire* zu huldigen. —

Wir haben nur einen Verbündeten gegen die Revanche: die Zeit. Im Laufe der Jahrzehnte wird vielleicht — die Hoffnung wollen wir nicht ganz aufgeben — der Revanchege Gedanken doch langsam, ach, ganz langsam verblasen, ohne zu einer kriegerischen Explosion geführt zu haben. Mit den Bonbons aus der politischen Puppentheater schaffen wir die Revanche nicht aus der Welt. In ferner Zeit werden wir dann noch einen zweiten Bundesgenossen erhalten: das wird die wachsende Erkenntnis auch bei den Franzosen sein, daß die beiden führenden Kulturmächte Europas trotz der Vergangenheit, die sie trennt, für die Zukunft gemeinsame Interessen zu vertreten haben gegen die immer drohender anwachsenden angelsächsischen und panslawistischen Welt Herrschaftsgelüste, gegen das erwachende Mongolentum. Die gleiche Not wird die feindlichen Brüder zusammenführen,

die sich in guten Tagen nicht finden konnten. Werden die Vereinigten Staaten Europas zur Abwehr der Hochflut von West und Ost ewig eine Utopie bleiben? — Ein dritter Bundesgenosse wird seine werbende Stimme erheben: die sanfte und doch auch ohne Waffen siegreiche Macht der Frau, die für die Versöhnung spricht und vor der die Gegner sich neigen werden. Demandez aux mères, aux femmes, aux sœurs ce qu'elles en pensent. Ce sont elles qui murmurent sans cesse à l'oreille du fils, du mari et du père le mot de paix. Chaque jour, elles entrent davantage dans la vie publique. Leur influence grandit et s'étend. Ici elle est bien-faisante et douce. Remercions-les. (Théodore Cahu.)

Wenn für unsere Diplomatie größte Zurückhaltung, wie die Dinge nun einmal liegen, das Beste ist, kann der einzelne doch viel zur Vorbereitung einer Verständigung tun. Die Franzosen fangen an, unsere Eigenart in Staat und Gesellschaft, Kunst und Volkswirtschaft zu studieren und ehrlich zu würdigen. Wir glauben meist, das nicht nötig zu haben gegenüber Frankreich, das wir ja genau genug kennen — der Ladenjüngling und Student aus der Lektüre der Zola und Dumas, unsere Damen aus den Ohnet und Gréville, und unsere Reisenden aus dem Moulin rouge. Eine Besserung wird erst stattfinden, wenn wir einsehen lernen, daß es das wahre Frankreich noch für uns zu entdecken gilt, und daß es in den Singeltangels und der Welt des Palais Royal nebst Ableger in der Berliner Blumenstraße nicht zu finden ist. Die Franzosen werden ihrerseits zu lernen haben, daß der Deutsche nicht unter allen Umständen ein schäbig angezogener Spießbürger zu sein braucht, der unmäßig im Essen und Trinken ist, der Frau und Kinder prügelt, dessen Vergnügungen über den Stat und dessen Kunstbedürfnis über ein tränenfeliges Leiertastentlied nicht hinausgehn. Vorläufig sehen sich beide Völker noch immer in der Karikatur. Ebenso wie Deutschland ist Frankreich wert, wirklich kennen gelernt zu werden, und kann Gerechtigkeit für sein großes, stolzes, reichbegabtes und liebenswürdiges Volk verlangen. Verständnis erzeugt Achtung, Achtung Zuneigung; weshalb sollte sie gerade zwischen diesen beiden Völkern unmöglich sein, die sich so innig und harmonisch ergänzen, daß man immer wieder auf den trivialen und doch richtigen Vergleich von Mann und Weib kommt. Politisch freilich kann uns nur „ein Wunder tragen in das schöne Wunderland“ deutsch-französischer Brüderlichkeit. Bekennen wir uns freudig zu dem Glauben, daß auch heute noch Wunder geschehen können.





Heimarbeit

Von

Dr. Richard Bahr

Von den Türen der alten Akademie zu Berlin grüßt seit einigen Wochen ein seltsam herzbewegendes Plakat. Eines von jenen Bildern, deren Eindruck uns durchs Leben begleitet. Ein abgehärmter Frauentopf, fleischlos und bleich, mit schmalen, zusammengepressten Lippen, der aus halb erloschenen Augen, ohne Wunsch, scheint's, und ohne Willen ins Leere starrt. Rätke Kollwitz hat das Bild für die Deutsche Heimarbeitausstellung gezeichnet, die das Elend dieser ärmsten und gequältesten Lohnarbeiter wieder einmal „aktuell“ gemacht hat. Zeitungen und Zeitschriften bringen wohlmeinende Artikel mit und ohne Illustrationschmuck; in den Parlamenten hört man von Regierung und Volksvertretern allerlei Worte ehrlichen Mitleids, und durch die unwirklichen, dem Abbruch schon geweihten Räume der Akademie schreitet neugierig halb und halb aufrechtig entsezt Berlin W. in seinen kostbarsten und erlesensten Exemplaren. Wer „Pippa tanzen“ sah und den Schrei von Hofmannsthals sterbender Sphing vernahm, der muß auch inmitten der Stätten, die ein raffinierter Luxus dem rauschenden Vergnügen schuf, sich durch eigenen Augenschein überzeugt haben, daß es im Deutschen Reich Frauen gibt, die bei angestrenzter und mühseliger Arbeit nur 3 Pfennig in der Stunde verdienen, und noch andere, die es nur auf 1½ Pfennig bringen. Es ist übrigens keineswegs nur die Jagd nach dem Neuen, der ruhelose Trieb nach Sensationen, was diese eleganten Leute in die Heimarbeitausstellung lockt. Berlin W. ist durchaus nicht herzenhart; weit eher ist es sentimental und läßt sich gern rühren. Die komplementäre Eigenschaft solcher Tugenden fehlt freilich nicht: die gleichmütige Vergesslichkeit der Weltkinder, die am Tag nur den Tag leben und den einen Eindruck widerstandslos vom andern verdrängen lassen. Gerade den Berlinern aber sollte diese Ausstellung eigentlich nichts Neues sagen. Als vor neun Jahren der große Konfektionsstreik tobte (wenn man die zumeist stumme Auflehnung von Zermürbten und apathisch Gewordenen noch Toben nennen kann), als man just wie heute in den Zeitungen wohlmeinende Artikel schrieb und in den Parlamenten mitfühlende Worte spendete, hatten

die Bewohner dieser Stadt, die zugleich die Kapitale der Heimarbeit ist, den zweifelhaften Vorzug, tief, tief in den Jammer hineinblicken zu dürfen. Was wir jetzt auf der Ausstellung sehen, umfaßt ja räumlich ein weiteres Gebiet. Die Heimarbeit ist hauptsächlich in den deutschen Waldgegenden zu Hause: vom Glaser Gebirgstessel bis zum Fichtelgebirge, im Thüringer Wald und im Eichsfeld. Daneben am Niederrhein im Düsseldorf- und Aachener Bezirk; im württembergischen Schwarzwaldkreis und dann in den großen Städten Berlin, Bremen, Breslau, Nürnberg-Fürth. Fast aus allen diesen Herden der parasitischen Industrie ist die Ausstellung beschießt worden. Uniformröcke, Straßentkostüme und Wäsche sandten die einen; Textilwaren, Porzellanpüppchen und Spielzeug die anderen; diese Kartonnagen, Schuhwerk und Metallsachen, und jene wieder künstliche Blumen, Zigarren und Zigaretten. Aber das alles sind doch nur Stichproben, für den Ausstellungszweck sauber und ordentlich zurechtgemachte Stichproben, die den wahren Umfang der Not keineswegs enthüllen. Und wer nicht selbst einmal in diese trostlose Welt hineingeschaut hat, dem künden, fürcht' ich, auch die kleinen Zettel, die schlicht und trocken bei jedem Objekt den Preis der Arbeit melden, noch nicht, wie in Wirklichkeit ihre Verfertiger leben . . .

* * *

Wie lebt im Deutschen Reich diese, schlecht gerechnet, halbe Million Menschen, die, unbefehüt und von staatlicher Wohlfahrt unbetreut einen erbarmungslosen Kampf ums Dasein kämpft? Zunächst ein Zitat aus den Druckheften, die die ausstellenden Gewerkschaften ihren Sammlungen zur Erläuterung mitgegeben haben. Da heißt es in der Schilderung der Heimarbeit in der Buchbinderei und Papierwarenindustrie: „Die Kartonnagen werden ausschließlich von Frauen angefertigt, denen schulpflichtige Kinder behilflich sind, fremde und auch die eigenen. Monatlich 2—4 Mark erhalten diese Kinder als Entgelt für eine Arbeitszeit, die sich ganz nach der Schulzeit richtet; vor dem Erlaß des neuen Kinderschutzgesetzes wurden diese Kinder an Schultagen bis zu acht Stunden und in der Ferienzeit bis zu zwölf Stunden täglich beschäftigt (bei 2—4 Mark Entlohnung monatlich!). Von dem Verdienst von durchschnittlich 20 Mark monatlich hat die Heimarbeiterin noch als Ausgaben für Hilfsmaterialien zu bestreiten: ca. 5 Pfd. Leim à 18 Pf., ca. 5 Liter Spiritus à 45 Pf., so daß sich der Nettoarbeitsverdienst auf 20 Mk. minus 90 Pf. (für den Leim) und 2,25 Mk. (für den Spiritus), also auf 16,85 Mark monatlich beläuft . . . Der Arbeitsraum ist zumeist auch Wohnraum, oftmals auch Schlafraum und Küche. Die Luft ist mit Dünsten geschwängert, die die durch das Beziehen feuchtgewordenen Pappen ausströmen, mit denen sich der üble Geruch des schlechten Leims vermischt. Gelüftet wird nicht, denn die Heimarbeit verbietet das Eindringen von kalter Luft oder Zugluft, und wenn später, etwa nach Feierabend, Gelegenheit wäre, so geschieht es nicht: der Geruchssinn der jahrelang in solchem Raume Lebenden ist abgestumpft, die Lunge dagegen unempfindlich gemacht . . .“ Wie man unter solchen Umständen lebt?

Im Meininger Oberland singen sie: „Kartoffeln in der Früh', zu Mittag in der Brüh', des Abends mitsamt dem Kleid — Kartoffeln in Ewigkeit.“ Da aber auch der ärmste und unvertöbhteste Gaumen gelegentlich noch Abwechslung schreit, werden noch Zichorientakaffee, Kaffeewasser, Brot, Sauerkraut und Hülsenfrüchte hinzugezogen. Fleisch ist natürlich ein seltener und nur mit Vorsicht genommener Leckerbissen. Im Kreise Schmalkalden kommt es, wie der zu früh verstorbene Runo Frankenstein in einer fleißigen und tüchtigen Monographie berichtete, nur da auf den Tisch, wo die eigene Wirtschaft die Mästung eines Schweines gestattet; in anderen Gegenden Thüringens bloß in der Gestalt des „Stallhasens“, des gezähmten Kaninchens; in den Saunusdörfern lediglich als Sonntags- oder Festtagskost. Von den Wohnräumen aber entwirft Sag in einer eindringlichen Studie über die Zustände der Meininger Holz- und Spielwaren-, Schiefergriffel- und -tafelindustrie folgende typische Skizze: Eine Wohn-, Arbeits- und Schlafstube, darinnen ein Tisch, eine Bank, zwei Stühle und zwei Betten; in den Betten faulendes Stroh, ohne Linnenbezug, die Wände beschmuzt und mit zollwidem Unrat bedeckt. Daß ein ähnlicher Typus auch in Berlin vorkommt, habe ich vor 13 Jahren auf Grund einer eigenen, kleinen Untersuchung festgestellt und beschrieben: ist es nicht eigentlich etwas naiv, von Menschen, die der Druck eines schweren Geschicks so tief am Boden niederpreßt, zu verlangen, sie sollten die Ideale teilen, die wir ausbildeten, um einem mehr oder weniger begablichen, zum mindesten erträglichen Dasein einen edleren Gehalt zu leihen?...

* * *

Man hat sich früher (und das geht bis in die letzten Jahre hinein) damit getröstet, daß die Heimarbeit eine absterbende Unternehmungsform sei. Wilhelm Stieda in Leipzig, dem bei einem emsigen Gelehrtenfleiß der Blick für das Wesentliche zuweilen leider abgeht, resümiert sich in der Abhandlung, mit der er 1889 die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik einleitet, dahin: die hauptsächlichste Aufgabe der Hausindustrie sei gewesen, auf das Zeitalter der Fabriken vorzubereiten. Und selbst Schmoller, dessen feinem psychologischen Sinn die düsteren Nachtseiten der Heimarbeit sich nicht verbergen, nennt sie noch in seinem „Grundriß“ „im ganzen eine Form der Vergangenheit, des Überganges zur Großindustrie“. Historisch betrachtet ist sie das gewiß; vom 16. bis zum 18. Jahrhundert ist die Hausindustrie die Hauptform der für den Absatz im großen tätigen Industrie: mit ihrer Warenproduktion das geschichtliche Bindeglied zwischen der Fabrik und der Kundenproduktion des Handwerks, dem sie in der Technik noch gleicht. Aber neben der alten Hausindustrie gibt es auch eine moderne Form, und die ist entschieden im Vordringen. Werner Sombart hat schon vor Jahren an den Ziffern der Berufs- und Gewerbebezahlungen von 1882 und 1895, die eine scheinbare Verminderung der Heimarbeit zeigten, nachgewiesen, daß sich in der Sphäre der Hausindustrie vor unseren Augen eine Art Erneuerungsprozeß vollzieht; daß fort und fort an die Stelle absterbender fast gleich stark besetzte neue Hausindustrien treten. Dieser Prozeß

hat inzwischen nicht aufgehört; im Gegenteil: wo die Technik des Betriebes es irgend zuließ, hat das Kapital die Neigung gezeigt, aus der durch den Arbeiterschutz eingeengten und kontrollierten Fabrik die Produktion in die Heimstätten der Arbeiter zu verlegen, denen kein Gewerbeaufsichtsbeamter mehr nachspürt. Der Anreiz zu solcher Verschiebung ist ja auch sonst nicht gering: man spart mit Beheizung und Beleuchtung die Kosten der ganzen Anlage; man braucht verhältnismäßig wenig und nur umlaufendes Kapital, und man hat bei der Natur der Heimarbeit, die sich schmiegsam in den Werktag von Mann und Weib, von Greis und Kind einfügt, zumal in den Großstädten, ein schier unerschöpfliches Menschenmaterial, das ohne Zusammenhalt und zum Teil ohne Kennntnis voneinander stets bereit ist, einander zu unterbieten. Diesen Umformungsprozeß, der unter Umständen unsere ganze sozialpolitische Gesetzgebung mattsetzen könnte, zu hemmen, haben wir, will mir scheinen, alle Veranlassung. Was bisher nach dieser Richtung geschehen ist, kommt fast ausschließlich auf Rechnung der Gewerkschaften (der christlichen wie der freien), die hier deutlich ihre kulturfördernde Bestimmung erwiesen haben. Aber diese Selbsthilfe reicht nicht aus. Die Spekulation auf das Elend muß unterbunden werden; zunächst durch vollständige Ausdehnung der Fabrikgesetzgebung auf die Heimindustrie; später vielleicht durch Fixierung von Minimallöhnen. Das wird sicher nicht leicht sein; aber es muß gewagt werden. Aus unseren Großstädten muß nach und nach der Typus jener Näherin verschwinden, der uns von dem Plakat an der alten Akademie grüßt. In dem stummen Blick dieser halberloschenen, ins Leere starrenden Augen ist etwas, was uns gellender in die Ohren klingen sollte als der Schrei der unter Jung-Odipus' Fäusten verröchelnden Sphinx . . .



Gang durch die Stadt

Von

R. Zoozmann

Drückt deine Brust ein tiefer Schmerz,
Mußt du dich unter Menschen mischen;
Amtoft vom Leben läßt sich leicht
Die Träne aus dem Auge wischen.

Wirst du noch andre traurig sehn,
Lernst du's, den eignen Schmerz zu messen,
Und dann das eigne kleine Weh
Am fremden größern zu vergessen. —

Drückt dich ein Schmerz, geh durch die Stadt,
Daß dich umbrande das Gebrause;
Getröstet und des Leides quitt
Rehrst du zurück in deine Klause!





Waldemars Geheimnis

Von

Zacharias Topelius

Dort, so weit der Vogel fliegt, die Sonne sieht und der Gedanke in einem oder zwei Augenblicken hineinlt, dort wohnt in einem Hofe, den du nicht kennst, ein Mann, von dem du nichts weißt.

Dort ist ein See, ein Hain, eine Ebene, ein Wald, eine Kirche, ein Dorf, vielleicht auch eine Stadt. An dem See, in dem Haine, auf der Ebene außerhalb des Waldes bei der Kirche, in dem Dorfe oder der Stadt wohnen viele schöne Mädchen, die du niemals gesehen, und eine, die du niemals geahnt hast.

Nun räfst du es wohl. An einem Maimorgen ist sie da. Du kennst sie. Sie ist ein Maiglöckchen, das duftet, ein schöner Ton, der über einen stillen See hinschwebt. Weißt du nun, wen ich meine?

Ihr Wesen ist so hold. Die mildesten Sterne der Augustnacht sind nicht himmlisch klarer. Nun hast du schon ihr Bild, das bei Tag und Nacht gleich einem verklärten Strahle durch die dunkle Dämmerung meiner Gedanken geht.

Habe ich dir nicht ihren Namen genannt? Ich will ihn dir sagen. Er steht in den Sternen des Sommerhimmels, in den blinkenden Wassern der Meeresstille, auf dem ersten Blatte des versiegelten Buches meines Herzens geschrieben. Nun weißt du ihn.

Eines Tages begegnete ich ihr in einem Haine ohne Namen, in dem sie unter zahllosen Blumen wandelte. Ich sagte ihr, was keiner wußte. Sie gab mir einen Blick, den keiner sah. Nun weißt du, wo wir uns trafen.

Ein Schalk wollte meinen Weg zu ihr in der Morgendämmerung ausspionieren. Sie legte den Windhauchen Schlingen, er legte Netze den Mondstrahlen, und wenn es ihnen geglückt war, tausend Windhauche und zehntausend Mondstrahlen zu fangen, hätte er doch keinen einzigen Grashalm von ihrem Fuße gebeugt gesehen, als sie enteilte.

Ich habe einen Palast aus Diamanten und Rubinen. Dort drinnen wohnt die aller schönste Fee, und jeden Tag kann ich einen Zipfel ihres sternbestreuten Mantels im innersten Raume sehen. Aber wenn ich dir ihren Namen sagte, würde der Palast einstürzen und die Fee wie ein Stern

schuppenfall in den Himmelsträumen vergehen. Daraus kannst du sehen, daß ich gern mein Geheimnis allen offenbaren möchte.

Aber ach, sie brennt, wie die Frühlingssonne das hervorsprossende Laub und die von Liebe schwellenden Rosenkelche verbrennt. Sie mußte ans Tageslicht gleich den Seeblasen, die aus dem unermesslichen Grunde eines meilentiefen Meeres aufsteigen: in demselben Augenblicke, in dem sie zum Lichte aufsteigen, zerplazen sie. Du in der Tiefe, ach, allzulange verborgene Schönheit, würde ich nicht dich mit Wollust zerbrechen sehen?

Meine Braut heißt — die Namenlose, die Formlose, die Lautlose, die Unausprechliche. — Wie ich sie liebe in dem geheimnisvollen Schleier der dichtesten, rosenduftenden Nacht! Stände sie hier, und ich küßte ihre Lippen, und du sähest es, ich würde vor Trauer darüber sterben, daß das Unnennbare angenommen hat und seines heiligen Glanzes in dem Farbenspiele der Erdenblumen verlustig gegangen ist. Und du glaubst noch, daß ich sie verbergen will?

Am einem Morgen atmete ich früh den Duft der wehmütig holden Narzissen, und ich sagte zu mir selbst: „Das ist sie!“ Da hörte ich um mich unter den Lilien und im Laube ein Lachen, und mir war es, als sprächen sie miteinander: „Nun wissen wir, wer sie ist — das ist sie!“ Ich erschrak über diese säuselnden Worte und über mich selbst, der verraten hatte, was die wesenlosen, ewig schweigenden Träume vergebens zu erforschen gesucht hatten. Ich floh weit fort, und ich gelobte mir, niemals meine Ahnungsschimmer mit Worten zu trüben, die das Unausprechliche verraten.

Nun weißt du alles, was willst du noch mehr?

Du, die ich liebe ohne Namen, ohne Form und ohne Laut! O, ich weiß doch so gewiß, daß du nicht die tote Leere, die bloße Verleugnung dessen bist, woran die brennenden Herzen, mit schöner Haut umkleidet und vom wärmsten Blute durchpulst, sich so gern anschmiegen. Ich weiß, du bist das Leben, die Schönheit und die Liebe, und doch kann dein Wesen nicht in diese oder irgendwelche Worte gefaßt werden. Du entziehst dich dem Ausdruck meiner Lippen, wie das Höchste und Schönste ständig der irdischen Umarmung entflieht; und hätte ich dich gefangen, du würdest vergehen.

Aber ich fange dich nicht, du Unausprechliche! Ich strecke meine Hand nicht aus, dich festzuhalten! Und dennoch stehst du mir ständig nah: Tag und Nacht seh' ich dein strahlendes Antlitz bei mir, und vor mir schwebt dein Bild, wohin ich auch gehe, wie ein flackernder Schein.

Kenne ich dich? Ach ja, die Gewißheit meiner Seele, das bist du. Dein Wesen läßt sich nicht an Duft, Farbe und Ton binden, aber es durchstrahlt sie alle, ihre Schönheit ist nichts anderes, als du. Blumen, Bilder und holde Gesänge, sollte ich sie alle Tage sehen und vernehmen, sie lieben, mich ihrer erinnern und doch nicht in ihnen dich vernehmen und sehen?

Weit, weit mehr, als sie alle bist du; und ich sollte dich nicht kennen?





Weltanschauungen aus dem Jahre 1905

Wer ein aufmerksames Auge für den Verlauf des geistigen Lebens in der Gegenwart unter unsrem Volke hat, dem muß zweierlei besonders auffallen. Fürs erste ist es die breite Strömung, welche die Kunst in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen bestrebt ist. Während die Künstler selbst auf allen Gebieten nach einer „neuen Kunst“ suchen, nach einer neuen Poesie, neuen Musik, neuen Malerei, neuen Architektur, und überall „neue Wege“ einschlagen, geht zugleich die Tendenz dahin, das ganze Leben, das öffentliche und private, möglichst künstlerisch zu gestalten. Man unternimmt es, den Bau unsrer modernen Städte nach großartigen, künstlerischen Plänen einzurichten, aber ebenso hält man große Kongresse ab, die darauf sinnen, wie „die Kunst“ schon ins Leben der Knirpse in unsren Volksschulen einzuführen sei, damit sie schon von Kindesbeinen an alles ästhetisch zu betrachten lernen sollen. Auch der Sägehölner und Bauer soll sein Heim künstlerisch gestalten und seines ästhetischen Sinnes und Gefühles bewußt werden. Wer modern sein will, muß unbedingt Ästhetik und Kunst treiben, sonst gilt er für rückständig. Noch vor einem halben Jahrhundert nahm die Politik alle Geister gefangen; man politisierte und agitierte allenthalben auf Schützen-, Gesang-, Turnfesten, in den Klubs und in den Bierkneipen über politische Freiheit, Parlamentarismus und nationale Einheit. Seit Anno 70 ist das alles abgetan; man hat Muße zu andrem. Die Geister werfen sich wieder auf die Künste, wenn sie für mehr als Brot und Selberwerb tätig sein wollen. Das höhere, geistige Streben soll in der Kunst gipfeln. In dem entfesselten Getriebe und Gehefte unsres industriellen Zeitalters soll die große klaffende Lücke unsres geistigen Lebens, der nagende Hunger unsrer Seele nach geistiger Tätigkeit durch die „Kunst“ ausgefüllt und gesättigt werden. Die Kunst gilt vielen als das höchste Gut der Erdenkinder.

Die zweite Strömung unsrer Gegenwart geht noch tiefer und zeigt uns noch deutlicher, daß der Mensch nicht vom Brot allein leben kann, sondern noch höherer, edlerer Dinge bedarf. Es tritt etwas zutage, was bei unsrem deutschen Volke wenigstens bisher noch nicht der Fall war; es ist das erwachende und mächtig sich regende Bedürfnis der Gebildeten, sich selber auf eigne Faust und mit eignen Mitteln, durch eignes Nachdenken eine selbständige, bestimmte Lebens- und Weltanschauung zu bilden, welche ihnen einen festen Halt für Denken und Tun, für Leben und Sterben bieten soll. Nachdem die

Religion bei Millionen von Gebildeten allen geistigen Einfluß verloren hat und auch die Philosophen sie im Stich gelassen haben, ja nachdem der letzte derselben, Nietzsche, ihnen vollends alles, was bisher an theoretischen und praktischen Ideen und Grundsätzen als allgemein gültig angenommen war, untergraben und in Verwirrung gebracht hat, so treibt das unausrottbare Bedürfnis unserer Vernunft zahlreiche, tiefer angelegte Geister an, sich gleichsam für den persönlichen Hausgebrauch und zum Nutzen Gleichgesinnter selber eine eigne Weltanschauung und eigne Lebensgrundsätze zu bilden. Jedes Jahr ergießt sich daher eine ganze Flutwelle literarischer Produkte auf den Büchermarkt, welche uns von berufener und unberufener Hand neue „Weltanschauungen“ zur Annahme bieten. Eine einzige Sturzwelle hat dem Schreiber auf einmal ein ganzes Duzend davon auf den Tisch geschwemmt, und das sind noch lange nicht alle Erzeugnisse der Art in diesem Jahre. Sie wecken eigentümliche Gedanken und Gefühle.

Fürs erste dünken sie mich ein handgreiflicher und schlagender Beweis gegen die Torheit des Materialismus. Wäre das Denken nur eine zufällige und für den Haushalt des Lebens und in der Mechanik der organisierten Materie belanglose Begleiterscheinung materieller Vorgänge im Gehirn, — wahrlich kein Mensch auf der Welt versiele auf den Gedanken, sich eine Weltanschauung zurechtzuschustern zu wollen. Zum andern kann auch des Menschen Wollen und Handeln nicht so ganz und gar durch die Mechanik des Kausalnexus der Dinge determiniert sein, wenn der Mensch das Bedürfnis fühlt, sich selber eine Weltanschauung zu bilden, welche nicht bloß sein Denken befriedigen, sondern ganz besonders auch seinem Wollen und Handeln zur Norm und zum sittlichen Halt dienen soll. Es ist eben doch so, wie der alte Kant schon vor hundert Jahren gelehrt hat, daß der Mensch als Vernunftwesen kraft der Autonomie seiner transzendentalen Freiheit sich selbst Gesetze gibt und sich selbst eine Norm und Regel seines sittlichen Lebens auferlegt. Das ist ein notwendiges, unentbehrliches Stück seines Vernunftlebens. Jeder Mensch als vernünftiges Personenwesen bedarf schon für sich selber eines Gesetzes seines Handelns. „Hat er keins, so macht er eins“, gilt nicht bloß vom Eis des hl. Mathystages, sondern auch vom Sittengesetz des Menschen. Das Sittengesetz ist nicht erst ein allmählich gewordenes Produkt des Gemeinschaftslebens, sondern jeder einzelne schon sieht sich innerlich genötigt, sich für sich selbst Regeln und Gesetze seines Handelns zu schaffen, um Vernunft in sein Leben zu bringen. Solange wir von früher Jugend an „unter das Gesetz getan“ waren und in den Schranken traditioneller sittlichen Normen und Vorschriften aufwuchsen, fühlte die Vernunft des Einzelmenschen kein Bedürfnis, sich noch extra selber ein Sittengesetz zu geben; aber wenn, wie heutzutage, das traditionelle Sittengesetz seiner Kraft beraubt ist und alle sittlichen „Tafeln umgestürzt“ sind und kein Mensch mehr weiß, wie er sich zu gut und böß stellen und sein Leben einrichten soll, — da wacht seine praktische Vernunft auf und er sucht in seiner geistigen Not mit Anstrengung alles seines vernünftigen Denkens sich eine praktische, populärphilosophische Weltanschauung zu bilden, die ihm sittliche Norm und Halt gebe und ihm den Sinn und Zweck seines Lebens aufschließe. Das ist also der mehr oder weniger bewußte oder unbewußte Grund, warum heutzutage im Gegensatz zu früheren Zeiten von Leuten aller Art so viele „neue Weltanschauungen“ produziert werden. Und weil bis jetzt die Religion höchste sittliche Lebensnorm und Weltanschauung war, so wollen diese

„neuen Weltanschauungen“ meistens auch entweder einen Ersatz für die verlorene Religion oder geradezu zugleich eine „neue Religion“ uns bieten.

Da schreibt z. B. ein Herr E. H. Rudert eine Skizze eines Moralsystems als praktische Grundlage der künftigen Weltreligion. (Leipzig 1905. E. H. Knauer. Mt. 1.50). Schon vor kurzem hat er, wie er selbst sagt, „ein etwas hastig redigiertes Erstlingswerk“ geschrieben, jetzt will er seine Sache besser machen. Er geht aus von dem unerhört tieffinnigen, nagelneuen Grundsatz: „In der Zufriedenheit mit sich selbst besteht das Glück des Menschen“ und gipfelt in dem Grundsatz: „Die Fähigkeit, sich in fremde Intensitätszustände hineinzuversetzen, macht das Wesen des Menschen aus.“ Darin hat allerdings bisher noch niemand das Wesen des Menschen gefunden. Zum Schluß befürchtet er, „bei dem dreidimensionalen, plastischen, kugelförmigen Charakter seines Systems“ habe sich daselbe nicht so „gemeinverständlich“ darstellen lassen. „Seiner etwas impressionistischen Darstellung“ fehle der „geradlinige Gedankengang“. Wir sehen: „trotz der Zufriedenheit mit sich selbst“ fehlt es dem Verfasser doch nicht ganz an einiger Selbsterkenntnis. — Ernst August Georgy, Das Tragische als Gesetz des Weltorganismus (Berlin 1905, U. Rohler. Mt. 4.50, geb. 5.50) trägt schon auf dem Titel das Motto: „Hier steht kein Wort, das nicht erlebt, erlitten und erstritten.“ Es ist aber auch ein schweres Leiden, sich durch den unendlichen Wortschwall und das hochtönende Geflapper von ästhetisierenden Auseinandersetzungen hindurchzuarbeiten, worin er uns darstellen will, daß weder Kirchenglaube noch Philosophie die „Gestalt“ im Natur- und Weltorganismus aufzeigen können, der Mensch aber „als Glied des großen Natur- und Weltorganismus und selbst ein Organismus aus seinem Leben die Gestalt zu wirken“ habe. Dazu bestrebe er die „reine (plastische) Anschauung“. Schluß des gesamten menschlichen Strebens und Lebenszweck ist „die Erhebung und Befreiung des Menschen durch das Gestalten“. Des Verfassers Ideen „haben nicht und können nicht bekommen jenen schillernden Zauber und jenen schwabligten Salm, der im Lauf der Menschheitsgeschichte etwa zwanzigmal wechselte und den wir ‚Sittlichkeit‘ nennen“ (S. 105), sagt der Verfasser von seiner Weisheit. Vom „Häßlichen“ in Natur und Kunst weiß er zu sagen: „Diese Mißgestalten können wir nicht nur ertragen, ihre Häßlichkeit wirkt anziehend, und die reine plastische Anschauung findet die sinnigsten Gelegenheiten, das Gebiet der Schönheit zu erweitern. Der Mittelpunkt eines Gemäldes kann schon einmal ein großer Mißhaufen oder eine Pfüge sein, wenn sie nur so hingestellt, gesehen, gestaltet sind, daß das Auge Gottes, die Entwicklung der Dinge, das Notwendige aus ihnen blickt und die Anschauung Gestalterkräfte in uns auslöst“ (S. 149). Wer an diesem Beispiel der „Gestalterkräfte“ des Verfassers noch nicht genug hat, möge sich sein Buch kaufen. — Nicht viel ernster zu nehmen sind „Bausteine zu einer Lebensphilosophie“ von Dr. Rich. Münzer. (Leipzig 1905, O. Wigand. Mt. 3.—) Auch er geht natürlich vom Axiom unserer Zeit aus, daß „Religion und Philosophie ihre Aufgabe nicht erfüllt“ hätten, uns „die Kunst des Lebens“ zu lehren. Er will die sich jedem Denkenden aufdrängenden Lebensprobleme, wovon Lebensruhe und Lebensglück abhängen, so besprechen, daß die gewonnene Lebensanschauung den Leser lebensstüchtiger und stärker mache. Aber man lese die Kapitel über Arbeit und Wissen, Glück, Liebe und Kunst, und man ist unangenehm überrascht durch die dürftigen Plattheiten und seichten Räsonnements, die da aufgetischt werden, durch den absoluten Mangel irgend

eines originellen, durchschlagenden, großen Gedankens. Es ist der deutsche Philister, der sich nach dem Rezept: „Schmücke dein Heim“ eine ärmliche Gedankenhütte zimmert, denn auch seiner Weisheit Schluß ist: „In der Kunst betätigt sich unser Menschtum nach seiner schönsten Seite, Kunst gibt uns in ihren Produkten ein unzweifelhaftes Unterpfand des innern Adels und der Vollkommenungsfähigkeit unsrer Natur; und Kunstgenuß verleiht uns neben der Befriedigung unsrer idealen Bedürfnisse noch ein drittes, für uns Menschen Unentbehrliches und Wichtiges: den Lebensmut.“ Das Buch paßt für kleine Rentiers, die sich behaglich zur Ruhe gesetzt haben und nun mit Lebensphilosophie ihre Verdauung befördern wollen. — Hildegard Daiber, Was ist Wahrheit? Tagebuchblätter eines Mönches auf Ponape (Stuttgart 1905, Strecker & Schröder. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.—), glaubt die „Wahrheit“ in der Identität der Natur und Gottes gefunden zu haben. Weibisch sentimentale Expektorationen über eine Frage, vor der jede Hildegard verstummen sollte!

Wenden wir uns zu Besserem! Der Wille zur höheren Einheit. Von Jos. Ans. Froehlich. (Heidelberg 1905, E. Winter. Mk. 4.40.) Gehen wir gleich aufs Zentrum dieser Weltanschauung ein, wie sie von S. 106 an entwickelt wird. Der Sinn der Welt ist ein sittlicher: der Wille zur höheren Einheit, zur absoluten Einheit! Dieser gibt sich beim Menschen kund als die Bewährung seiner Freiheit in sittlicher Tat. Mit jeder sittlichen Tat ist aber auch schon innere Glückseligkeit verbunden. Darum stehen Tugend und inneres Glück in natürlicher Relation. Die Tugend trägt ihren Lohn in sich selbst: das innigste Glücksgefühl der Wesenserfüllung. Aus der einheitlichen sittlichen Weltordnung, die in unsrem sittlichen Empfinden widerläuft, geht uns die Gewißheit göttlichen Wesens mit der ganzen Kraft des Selbsterlebens auf. Unser sittliches Gefühl ist der höchste Ausdruck der Kausalität der Alleinheit in uns. In der Welt verwirklicht sich die göttliche Idee, und jedes Individuum ist ein Spiegel der göttlichen Alleinheit. Das Wesen der göttlichen Alleinheit aber ist die Liebe, dies ist das göttliche Ur-Sein. Aus diesem innersten Gesetz seines Wesens wird die Vielheit der Individuen geboren, damit sie durch die Selbstmitteilung der göttlichen Liebe zu immer höherer Einheit geführt werde, zur Einheit in einem obersten Willen, im persönlichen, bewußten freien Willen Gottes. Und weil jedes Individuum ein Gedanke göttlicher Liebe ist, so ist auch jedes der Freiheit fähig. Der Sinn und die Aufgabe des individuellen Seins ist also, durch gemeinsame Wechselwirkung in sittlichen Taten der Freiheit und Liebe die Alleinheit des absoluten göttlichen Wesens und Seins widerzuspiegeln und in der Welt der Wirklichkeit darzustellen. — Hier haben wir doch eine, wenn auch nicht gerade neue, doch ernste und edle Weltanschauung, welche unsrem Leben ein würdiges Ziel bietet. Den Zentralpunkt des ganzen Buches bilden die Erörterungen über die sittliche Freiheit, wobei der Verfasser sich viel mit Kant auseinandersetzt, ohne jedoch zum vollen Verständnis der Kantischen Ideen gekommen zu sein. So (S. 109) meint er, wenn nach Kant „die sittlichen Handlungen nur aus Pflicht, d. i. bloß um des Gesetzes willen gesehen sollten, so wäre wohl gar Jesus, der alles aus Liebe tat, der am wenigsten moralische Mensch gewesen“. Aber Jesus hat in der Tat nichts aus Liebe, d. i. kantisch ausgedrückt: aus sinnlicher Neigung zu Menschen und Dingen getan, sondern aus Liebe zu seinem Vater, d. i. kantisch geredet: aus Achtung vor dem Ge-

setz als göttlichen Geboten. Er erkannte es als seine Pflicht schlechtthin, den Willen seines Vaters im Himmel zu tun. Über noch manches könnte man mit dem Verfasser rechten, z. B. wenn er in Umkehrung eines Satzes von Schopenhauer behauptet, das Individuelle sei nicht durch Raum und Zeit bedingt, sondern sei Voraussetzung und Inhalt der Raum- und Zeitanschauung. Wäre aber letzteres der Fall, dann hätte auch jedes Individuum seine eigene, individuelle Raum- und Zeitanschauung, während es doch Tatsache ist, daß alle Individuen eine gemeinsame und gleiche Raum- und Zeitanschauung besitzen. Trotz alledem wird aber der Leser manche geistige Förderung aus dem Buche schöpfen können.

Ein bedeutendes, schwerwiegendes und nur für Leser, die im philosophischen Denken einige Übung haben, faßliches Buch ist Dr. Karl Heim, Das Weltbild der Zukunft. Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie. (Berlin 1904, C. U. Schwetschke & Sohn. Mk. 4, geb. Mk. 5.) Der Verfasser legt dar, daß drei Jahrtausende man jetzt in Europa stets über die Fragen nachgedacht habe, die sich aus dem alten Denkschema ergeben, über das Verhältnis von Bewußtsein und Wirklichkeit, über Materialismus und Spiritualismus, Empirismus und Rationalismus, mechanische und theologische Naturerklärung, über Theismus, Deismus und Atheismus. Alle Geleise seien ausgefahren; alle Antworten erschöpft, ohne daß auch nur eine dieser Fragen endgültig gelöst sei. Es bleibe nur ein „letzter, verzweifelter Ausweg“ möglich: das ganze bisherige Denken in Frage zu stellen und nach einer neuen Denkweise zu suchen. Als solche wird uns dann die empirio-kritische und positivistische von Avenarius und Mach vorgestellt, wonach die Empfindung in Einheit mit ihrem Inhalt die einzige und wahre Wirklichkeit ist, außer der es weder eine Welt von Dingen an sich, noch eine Bewußtseinswelt gibt. Diese allein wirkliche Wahrnehmungswelt ist ein System von energetischen Grundverhältnissen, in denen sich Proportions- und Umtauschverhältnisse unterscheiden lassen. Durch ihre Komplikation kommt alles Wirkliche, Zeit und Raum, Ich und Welt, Denken und Wille zustande. Alle Dinge sind nur für eine Zeitlang stationär gewordene Energiegebilde. Auch das Ich ist nichts anderes, und eben darum bestehen energetische Verhältnisse zwischen verschiedenen Ich-Umkreisen, so daß das Einzelich auch nur Teil und Glied eines universalen Ichverhältnisses ist und mit ihm im Umtauschverhältnis steht. — Mit dieser Weltanschauung glaubt Heim auch die religiösen Probleme ihrer Lösung entgegengeführt zu haben. In einem besondern Kapitel preist er uns die Vedanta-Philosophie Indiens als das ursprüngliche und allein richtige Denken an; das gesamte Denken des Westens ist verkehrt und falsch; aber Avenarius hat ihm ein Ende gemacht. Die bisherige Philosophie der europäischen Völker hat nur noch historisches Interesse. Avenarius ist der Denker der Zukunft; er hat uns auch vom Fetisch der bisherigen Gottesvorstellung erlöst und eine neue Theologie begründet, die das westliche Christentum mit der Denkweise des Ostens veröhnt und die Glaubensgewißheit der Religion anerkennt als Überrest früheren gesunden Denkens. Obwohl es nun ein großes Verdienst des Empirio-kritizismus ist, für die Empfindungs- und Wahrnehmungswirklichkeit eingetreten zu sein und ihr Recht und ihre Bedeutung dem radikalsten Phänomenalismus gegenüber ins Licht gestellt zu haben, so ist damit nicht gesagt, daß er nicht auch in seiner bisherigen Form selber an Mängeln leide und zu nicht annehmbaren Konsequenzen führe. Auch wird es ein vergebliches Unterfangen sein, die Geschichte des Denkens und des Geistes korrigieren und zum indischen

Denken zurückschrauben zu wollen; aber immerhin ist Heims ernstes, wohl-durchdachtes Buch sehr lesenswert und durch seine schöne Schreibart, welche Kraft und Anmut der Sprache mit Klarheit und Durchsichtigkeit der Gedanken verbindet, äußerst ansprechend. Es ist ein Vergnügen, ein so gut geschriebenes philosophisches Buch zu lesen.

Auch eine Philosophie oder Religion? Aus dem Nachlaß des Frankfurter Mathematikers Dr. **, herausgegeben von Theodor Poppe. II. B. (Frankfurt a. M. 1905, Gebr. Knauer. M. 1.50). Da die beiden Hauptteile, der I. und der III., noch ausstehen, so läßt sich noch kein endgültiges Urteil abgeben. Der Verfasser geht von einem — seinem rein subjektiven Grundsatz aus, daß, was ist, vernünftig sein müsse, sonst wäre es nicht, und schließt daraus auf einen zwecksetzenden Gott, der aber für ihn objektiv betrachtet ein unbekanntes X, dagegen subjektiv ein gültiger Vater ist. Von diesem subjektiven Rationalismus aus ergeht er sich dann in energischer Polemik gegen alles Dogmenkirchentum. Was seine eignen positiven Gedanken über Christus und das Christentum sind, wird erst der dritte Teil bringen. Der Schiffbruch am Riff der christlichen Dogmatik hat auch ihn zur Erfindung seiner Weltanschauung getrieben, die zwar nur für ihn Wahrheit und Wert haben soll, aber doch so geschrieben ist, daß auch andre sie lesen sollen.

Weltwesen und Wahrheitswille von Hermann Gottschalk (Stuttgart 1905, Strecker & Schröder. M. 8.— u. M. 10.—). Tönendes Erz und klingende Schelle mehr als 450 Seiten hindurch! Wer sich wohl diesen Bandwurm von geschwollenen Meinungen und aufgedunsenen Gedanken zu Gemüt führen kann? Am Wahrheitswillen des Verfassers ist nicht zu zweifeln, aber wer wird dies für Philosophie taxieren? Der Verfasser beginnt mit einer „Zueignung“ in höchst poetischer Prosa oder prosaischer Poesie, versehen mit doppelten Fragezeichen und doppelten Ausrufungszeichen und doppelten Gedankenstrichen, ja zwei Zeilen lauter Gedankenstriche; natürlich daß der Leser darauf verzichten muß, darin einen klaren Sinn zu finden; er kann höchstens vermuten, was der Dichter vielleicht meinen könnte. Und so geht es dem Leser mit dem Buch selber. Der Verfasser selbst hat für nötig gehalten, als Anhang einen zehn Seiten langen „Rückblick auf die Ideenentwicklung des Buches“ zu geben. Aber der Leser wird kaum daraus klüger werden als aus dem Buche. Als Muster seines Gedankenfluges setzen wir einige Schlusssätze des Buches her: „Und was sollen wir nun? Zu den Sternen fliegen? Das täten wir von je, seitdem nur eine Wurzel sich aus dem Boden hob. Wir können gar nicht anders. Wir sollen lernen, Künstler und Philosoph zu sein in allen Beziehungen unfres Lebens. Jeder ein einzelner. Jeder geht nur sich selber an. Bedenkt, daß alle sozialen Formen nur Formen der Selbstbestimmung sind, daß jeder, der an seinen Bruder ein soziales Verlangen stellt, sich eines Stückes seiner selbst begibt.“ — „Wer die Stimme der Wahrheit vertrat gegen den Zufall seines Einzelerlebens, der wird das Höchste, das Weltmenschtum, in sich und mit jedem Blicke in die Welt hineinbringen.“ „Nirgendshin wird er wachsen, als immer nur über sich selbst hinaus. Er der Künstlermensch um seiner selbst willen.“ „Er allein fühlt in eins, was die Menschheit fühlt ... und was er schafft, blickt, denkt und empfängt, ist reinsten Wesens Vollkommenheit. Ihm gehören die Menschen und der Himmel, und auch er selbst gehört nur sich allein. IN IHM DIE STERNE.“ Wem wird dabei nicht bange um den Verfasser und seinen Flug?

Im Grenzlande, ausgewählte Werke Bd. VI von P. J. Möbius (Leipzig 1905, J. A. Barth. M. 3.— u. M. 4.50). Es ist verwunderlich aber auch interessant, daß der bekannte Psychiater in diesem Werke als Bekenner und Verteidiger der Fechnerschen Allerweltsbeseelungslehre auftritt. In rührender Pietät setzt er seinem Werk das Bildnis Fechners vor, dessen etwas gläserne, ins Weite starrende Augen schon seine extravagante Denkart verraten. Die sechs größeren Abhandlungen dieses Werkes können wir hier nicht ausführlich besprechen. Wir begnügen uns mit einigen Bemerkungen. Im ersten erkenntnistheoretischen Abschnitt sucht Möbius uns plausibel zu machen, daß Denken eigentlich dasselbe sei wie Wollen. Von Descartes und Spinoza bis auf Herbart hat es zwar Philosophen gegeben, welche das Wollen nur für eine besondere Art von Denken und Vorstellen erklärten, aber das Denken aus dem Willen abzuleiten, ist trotz Schopenhauer und Hartmann neu; um dies zu beweisen, bedürfte es viel besser fundamentierter und ausgeführter Gründe, als die sind, die Möbius vorbringt. Mit dem Beweisen seiner Behauptungen macht er es sich manchmal etwas leicht. Seite 47 will er die Beseelung und Lebendigkeit der Erde verteidigen. Unter Beseelung versteht er Leben, Bewegung, Empfindung und Bewußtsein. Also warum ist die Erde beseelt zu denken? „In Wirklichkeit treffen die Merkmale der Beseelung die Erde so gut wie ein Tier. Wie dieses besteht sie neben sogenannter Rittmasse aus relativ selbständigen Organismen, hat selbständige (?) Bewegung im ganzen, ist durch ihre Form abgegrenzt und hat nach der allgemeinen Annahme (?) einen Lebenslauf, der mit dem Tod endigen wird.“ Dabei entrüstet sich Möbius, wenn man diese Ansicht und Beweisführung „phantastisch“ nennen würde. Vom Lebenslauf und Tode der Erde selber zu reden (notabene: nicht bloß ihrer Organismen), ist aber doch gewiß nur bildliche Rede; alle Bilderrede stammt aber aus der Phantasie. Der Beweis bewegt sich zudem in einem argen circulus vitiosus. Möbius schließt: Weil die Erde einmal nach allgemeiner Annahme (?) sterben wird, muß sie ein lebendiger beseelter Körper sein. Aber erst hätte er uns beweisen sollen, daß sie ein beseelter lebender Körper ist, dann erst könnten wir daraus den Schluß ziehen, daß sie einmal auch sterben werde. Wir können nicht schließen: weil die Erde vielleicht einmal sterben wird, so ist sie beseelt, sondern nur der Schluß ist gestattet: Wenn die Erde beseelt ist, so wird sie einmal sterben; also das ist zuerst zu beweisen, ob sie beseelt sei oder nicht! Ihr Sterben wäre nur aus ihrem Beseeltsein zu beweisen; aus ihrem ungewissen Sterben will aber Möbius ihr Beseeltsein beweisen. Das ist ein grober und häßlicher Fehlschluß. Vom Zwecke des Lebens weiß er nur zu sagen, daß ein solcher da sein müsse, daß es aber für unser beschränktes Bewußtsein Vermessenheit wäre, etwas darüber ausmachen zu wollen. Dann wäre es aber, ist unsre Meinung, überhaupt besser und nützlicher für uns, wenn wir von Zwecken so wenig etwas wüßten wie die Tiere. Aber sein Leben zweckmäßig einrichten zu sollen und zu wollen, ohne den rechten Zweck desselben zu kennen, ist ebenso dumm wie unnützlich. Es ist jetzt beinahe zur Mode geworden, seit Paulsen Fechner zum Eideshelfer für seine Theorie vom Parallelismus des Leibes und der Seele genommen hat, die Fechnersche Weltanschauung zu verbreiten. Man preist sie als den schärfsten Gegensatz zum Materialismus; aber ein so phantastischer, ganz nahe an polytheistische Mythologie freifender Pantheismus hat für unser Leben und Handeln nicht mehr Wert, als der flachste Materialismus, vielleicht sogar nicht minder schlimme Konsequenzen.

Das Schriftchen: Gedanken über das Denken von Hermann Heitler (Stuttgart 1904, Strecker & Schröder. Nr. 1.—) charakterisiert das schöne Motto aus Pascal: „Der Mensch ist sichtlich gemacht zum Denken, darin besteht seine ganze Würde und sein ganzes Verdienst.“ In der Tat ist es verdienstvoll, daß ein Laie sich für das „Denken“ ins Zeug legt, da heute das Denken in arger Beringschätzung hinter dem Wollen zurückgesetzt wird. Den Kantischen Primat des Willens hat man in schlimmer Weise mißbraucht zur Herabsetzung des Denkens. Weil also der Verfasser uns die hohe Bedeutung des Denkens wieder in Erinnerung bringen will, wollen wir ihm seine Sinnigung zum Hegelianismus gerne verzeihen.

Last not least sei noch hingewiesen auf das treffliche Werk von Rud. Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht (Sübingen 1904, J. C. B. Mohr. Nr. 3.— u. Nr. 4.—). In umsichtiger und gründlicher Weise wird gezeigt, wie die religiöse Weltanschauung noch lange nicht vor der naturalistischen die Segel zu streichen genötigt ist. Das Unzureichende, vielfach nur auf vagen Vermutungen beruhende, noch durchaus Unbefestigte, Zweifelhafte und Lückenhafte der naturalistischen Ansichten wird geschickt nachgewiesen, um der religiösen Weltanschauung ihre Berechtigung zu sichern. Wie sehr wir die vorsichtige und umsichtige Art der Polemik des Verfassers gegen den Naturalismus billigen, so würde doch sein Buch noch tieferen Eindruck machen, wenn er die Vorzüge und Erhabenheit der religiösen Weltanschauung im Vergleich mit dem Naturalismus noch etwas mehr und mit größerem Schwung hätte hervortreten lassen. Wir glauben, die religiöse Weltanschauung braucht nicht bloß sich ein bescheidenes Plätzchen zu sichern, sondern darf, was Großartigkeit und Konsequenz des Denkens anlangt, sich immer noch mit Ehren gegenüber jeder andern Weltanschauung sehen lassen. Immerhin darf Ottos Buch der fleißigen Lektüre warm empfohlen werden.

Was ist nun aber der allgemeine Eindruck, den unser Rundgang durch die Erscheinungen des Tages in unsrem Gemüte zurückläßt? Ist's nicht, als ob wir in eine trübe Herbstlandschaft hinausgeschaut hätten, wo der Sturmwind allerlei welke Blätter in wirbelndem Tanze emportreibt, so daß es scheint, als ob Leben und Bewegung in ihnen sei, während sie doch rasch wieder zu Boden sinken, um ein Raub der Verwesung zu werden? Nichts Originelles, nichts Großartiges, nichts Herzerquickendes, nichts Geisterleuchtendes ist in unsrem Gesichtskreis getreten, und wir können die Verfasser der neuen Weltanschauungen, welche die alte Philosophie und Religion ersetzen wollen, nur aufs tiefste bedauern, daß sie in wirrer Verblendung uns nur welke Blätter statt saftiger, süßer, lebensstärkender Früchte vom Baum der Erkenntnis haben bieten können. Wir konstatieren aber mit Genugtuung, daß an diesen manchmal so verunglückten neuen Weltanschauungen kein einziger von denen beteiligt ist, die von Berufs wegen die Philosophie pflegen. Aber, so fragen unsre Leser mit uns, warum überlassen denn die dazu Berufenen dies wichtige Gebiet den Laien und Dilettanten? Unsre Philosophen sollten dem Bedürfnis der Gebildeten nach einer festen, normgebenden, praktisch anwendbaren, Herz und Geist mit den höchsten Ideen befriedigenden Weltanschauung mehr entgegen kommen und Genüge tun. Oder ist das Sache der Theologen?

F. Heman



Deutsche Gartenkunst

Kein Mensch von einigem Geschmac wird die Ausstattung seiner Zimmer dem Tapezier, die Auswahl seiner Kunstgegenstände dem Kunsthändler, die seiner Büchersammlung dem Buchhändler überlassen. Wer es tut — es gibt auch solche Käuze! — wird in seinem Bekanntenkreise als ungebildeter Emporkömmling, Narr und Banause verspottet. In ihren Gärten aber glauben noch viele, die meisten der glücklichen Besitzer sich der Autorität des „Fachmannes“, des Gärtners, mehr oder weniger resigniert unterordnen zu müssen. Und doch sollte der Garten, der kleine Hausgarten sowohl wie der größere Privatpark, nicht minder das persönliche Gepräge seines Eigentümers tragen, als das Haus und seine innere Einrichtung. Versteht sich, wo die Voraussetzungen, die praktischen Möglichkeiten dazu gegeben sind.

Die Freude an der Natur ist Gott sei Dank im deutschen Volke noch immer tief und mächtig und wird auch nie auszurotten sein. Zur schöpferischen, nachschaffenden Betätigung aber erhöht sie sich, wo es uns vergönnt ist, in bescheidener Unterordnung unter die Gesetze der Natur an ihrem „lebendigen Kleide“ selbst zu wirken und zu weben. Solche Leib und Seele erquickende und erbauende Betätigung gewährt uns die edle Gartenkunst, die Kunst, die Mittel der Natur bewußtem Schaffen dienstbar zu machen und doch den schönen Schein ihrer Willfür so weit zu wahren, daß keine Empfindung eines peinlichen Zwanges, einer aufdringlichen Absicht aufkommen kann.

Über Gartenbau gibt es zahlreiche treffliche Schriften, über Gartenkunst so wenige, daß man in Verlegenheit kommt, wenn man eine empfehlen soll. Um so freudiger zu begrüßen ist Camillo Karl Schneiders im Verlage von Karl Scholze (W. Junghans) in Leipzig erschienenes Buch über „Deutsche Gartengestaltung und Kunst“ (Preis M. 4.50). Nimmt hier doch einer das Wort, für den Natur noch Natur, Kunst noch Kunst ist; der mit aller hergebrachten Schablone, Fachsimpelei und Sünftelei gründlich aufräumt. So kann das Buch für eine gesündere und freiere Auffassung der Gartenkunst bahnbrechend wirken. Besser, als es noch so weitläufige Umschreibungen könnten, werden einige Proben das veranschaulichen, und zwar solche aus Kapiteln, die ich grundlegend nennen möchte.

1. Der Hausgarten

Die Anlagen um unsere Vorstadtvillen sind keine Hausgärten. Sie stehen nicht in organischem Zusammenhange mit dem Hause. Sie sind ein bloßer Aufpuß von dessen Umgebung. Man hat sie zugeschnitten auf die Wirkung nach außen, nach der Straße, nicht aber geschaffen als Erweiterung der Wohnung, als Raum zu Ruß und Freude ihres Besitzers.

Solche Villengärten sind überaus bezeichnend für die in den Kreisen der Landschaftsgärtner herrschende Scheinkunst. Sie sind aber vor allem ein Beweis dafür, in wie hohem Grade ihren Besitzern das Gefühl für Häuslichkeit, für die Reize intimen Familienlebens fremd zu werden beginnt. Alles verflacht, veräußerlicht sich. Das ganze Streben der sogenannten „besseren Kreise“ — die ich hier zunächst im Auge haben muß — geht dahin, der Außenwelt aufzufallen, im leichtesten Fahrwasser der allgemeinen Mode zu schwimmen, an-

statt in der Enge eines abgeschlossenen, nur den liebsten Freunden zugänglichen Heimes eine gesunde, starke Persönlichkeit walten zu lassen. . . . Wer sich im Hause heimisch fühlt, wird auch den Garten gegen die zubringlichen Blicke Fremder abschließen und in ihm schalten und walten, wie es ihm ums Herz ist. Er wird nicht länger sein Haus mit einer vom Landschaftsgärtner bezogenen, nach Modemodellen angefertigten Garnitur umgeben lassen, sondern, wenn er selbst sich nicht Rates weiß, einen Künstler suchen, der seine Wünsche zu erraten und zu verwirklichen versteht.

Ich betone — der Besitzer ist in erster Linie schuld an dem trostlosen Zustande unserer Gärten: nicht der Landschaftsgärtner. Dieser will oft etwas ganz Gutes, nur etwas meinem Gefühle nach Widersinniges. Er will Gartenanlagen schaffen zur Verschönerung der gesamten Gegend, zur Freude der Straßenpassanten, zur „Verzierung“ der Villen. Wenn nun der Besitzer kein Empfinden dafür hat, daß solches Tun dem Charakter eines Gartens ganz widerspricht, die Landschaftsgärtner haben in 99 von 100 Fällen sicher erst recht kein Verständnis dafür. Sie sind aufgewachsen und tun es noch im Glauben an die allein seligmachenden Lehren der Mode. Sie haben zu wirklicher Kunst fast keine Beziehung, oder sie mißverstehen die Gartekunst dahin, daß sie lediglich „landschaftliche“ Aufgaben zu erfüllen habe und alle Anlagen unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten seien.

Was wird doch heute nicht alles getan, die Leute anzueifern, ihre Häuser und Gärten für die Vorübergehenden mit Blumen zu schmücken. Es werden Preise ausgesetzt für die schönsten Blumenfenster, die malerisch bepflanzten Balkone, die hübschesten Hausgärten u. dgl. m. Eine aus „Fachleuten und sachverständigen Laien“ gebildete Kommission fährt ein paarmal im Sommer umher und verleiht dann dem Glücklichen, der sich am meisten bemüht, anderen zu gefallen, einen Preis! Vielleicht beginnen die Besitzer noch darnach zu streben, daß sie alljährlich eine Medaille oder 50 Mark erhalten dafür, daß sie ihren Garten den Blicken Fremder so tief wie möglich erschließen, daß sie ihn ganz und gar veräußerlichen.

Nicht im mindesten hege ich Zweifel, daß Tausende das Tun für richtig, für gartenkünstlerisch halten. Aber ich hoffe nicht minder fest, daß aber Tausende den Herren, die ihre Blumenfenster und Gärten kontrollieren wollen, die Türe vor der Nase zuschlagen werden — nachdem sie zuvor ihnen höflich angedeutet, daß sie Haus und Garten für sich selbst erbaut, daß es ihnen herzlich gleichgültig sei, wie diese von außen wirken, so sie selbst nur sich wohl und zufrieden fühlen zwischen ihren vier Wänden, zwischen ihren Nesten und Rosen.

Und haben diese Leute etwa nicht recht? Mein eigen Haus und Garten würde ich mit einer Mauer umziehen, einer soliden, sauberen Mauer, die jeden Einblick verwehrt. Nur einige Efeuspitzen, ein paar Ranken wilden Weines, wunderbar blaue Waldrebenblüten, die verstoßen über die Mauer lugen, einige Hauslauchpflanzen, die auf ihr sich angestreckt, Baumspitzen, die dahinter empor-tauchen, sollten dem Vorübergehenden verraten, daß hinter der Mauer ein Garten liegt. Und ist jener dafür empfänglich, so wird er den verschwiegenen Reiz solcher Gartenmauer, wie sich Schulze-Naumburg treffend ausdrückt, tief empfinden. Er wird ahnend sich den Garten gestalten und beglückter weitergehen, als wenn er einen Blick in eine offene Schauanlage geworfen.

Was kann ihm eine solche im Grunde bieten? Sein Blick streift sie im Eilen, er hemmt auch wohl die Schritte, eine schöne Blume zu betrachten. Aber

immer starrt zwischen ihm und ihr das Bitter. Immer überkommt ihn das Gefühl, als prahle der Besitzer mit seinen Schätzen, als gehöre die Anlage einem Parvenu, der, satt lächelnd, seine mit kostbaren Ringen geschmückten Finger bewundern läßt. . . .

Zwei Hauptbedingungen sind im Garten zu erfüllen. Ihn mit dem Hause in innigen Zusammenhang zu bringen und gleichzeitig ihn dem Charakter des Landes anzupassen, darin er liegt. Ich sage dem Charakter des „Landes“, nicht der „Landschaft“. Im Garten, wo landschaftliche Charaktere nicht zur Geltung gebracht werden können, erscheint in der Behandlung und Wahl des lebenden Materials eine viel größere Freiheit erlaubt, als im Park. Doch können wir in Norddeutschland Motive aus dem Garten Italiens und dessen Material im Prinzip ebensowenig verwerten, wie Pflanzen aus den Tropen. Aber unter den Gewächsen, die in Mitteleuropa und klimatisch analogen Landschaften der übrigen Teile der nördlichen gemäßigten Zone gedeihen, haben wir unbeschränkte Wahl — wenn wir sie bezahlen und ihnen gute Existenzbedingungen bieten können. Sedenfalls wäre es ganz verkehrt, engere Grenzen zu ziehen. Da der Garten um so schöner sein wird, je besser dies verwendete Material ist und je mehr es sich den örtlichen Verhältnissen akklimatisiert, so wird der wohlüberlegende Schöpfer bei der Wahl jeder einzelnen Pflanze bedenken, ob sie „zur vollen Schönheit“ gelangen kann. Er wird auch nach Möglichkeit zu vermeiden suchen, solche Gewächse zu nehmen, die nur während der wärmsten Monate sich frei zeigen lassen, sonst aber des Schutzes in irgend einer Art bedürfen. Denn die künstlerische Einheit des Gartens wird sofort gestört, sowie bestimmte, für den Gesamteindruck wichtige Objekte durch „Schutzmittel“ den Blicken entzogen werden. Und soll nicht der Garten zu allen Jahreszeiten einen „Charakter“ zu wahren suchen, wie auch die Natur in jedem Monat „schön“ genannt werden darf! Wir wollen es wenigstens anstreben!

Die Beziehung zum Hause drückt sich im Garten vor allem in seiner Gliederung aus. Und ferner eben darin, daß wir dem Hause ein landschaftliches Motiv nicht gegenüberstellen. Sowie wir den Garten als Rest einstiger Landschaft betrachten, bleibt er dem Hause fremd und kontrastiert damit. Als „erweiterte Wohnung“ aber darf er das nicht.

Wenn aber Haus und Garten als Glieder eines Organismus erscheinen sollen, muß ihre Anlage Hand in Hand gehen. Das Tonangebende ist in jedem Falle das Haus. Es ist der Schlüssel für die Raumgliederung des Gartens. Doch liegt der Schwerpunkt seines Einflusses in der Lage, nicht in seiner äußeren Form. Je nachdem das Haus im Mittelpunkt, am Ende oder am Beginn des Gartenterrains liegt, wird dessen Einteilung wechseln; sie wird aber bei gleicher Lage des Hauses ziemlich dieselbe sein, wie auch der Stil des Gebäudes sein mag.

Erst in die durch die Architektur gegebenen Grundformen tritt die Pflanze ein. Sie ordnet sich ihnen unter, sucht aber ihre Individualität so viel als möglich zu wahren. Demgemäß wird in jedem einzelnen Falle die Wahl der Pflanzen tunlichst auf solche zu beschränken sein, die sich ohne Zwang eingliedern lassen. Zwang soll dabei nicht gleichbedeutend mit „Schritt“ sein. Es gibt viele Gewächse, die sich beschneiden lassen, ohne dadurch in ihrer „Natürlichkeit“ beeinträchtigt zu werden. Man denke nur an den Buchsbaum. Auch Kronenbäumchen von Weiß- oder Rotborn, Kugelakazien, Pyramiden- eichen und andern Pflanzen lassen sich sehr wohl beschneiden. Auch lebende

„Secken“ können ein hohes künstlerisches Moment in unserem Garten bilden, nur dürfen sie nicht zu Imitationen von Mauern ausarten!

Unter den Nadelgehölzen gibt es eine große Zahl, die äußerst regelmäßig wachsen. Allein ich möchte im Garten die Anwendung von Koniferen nur dort befürworten, wo sie wirklich gut gedeihen. Überall da, wo sie durch „Stadtluft“ oder andere Einflüsse im freudigen Wachsen beeinträchtigt werden, lasse man sie weg. Nur gesunde Pflanzengestalten können wir im Garten, ich darf sagen in Gartenanlagen überhaupt brauchen! Im übrigen wird jeder einzelne Gartenbesitzer oder Gartengestalter je nach seinem persönlichen Geschmack dies oder jenes bevorzugen oder ausschließen.

Das Hauptmerkmal des Gartens wird wohl die „kleine Blütenpflanze“ — ob nun einjähriges oder perennes Kraut oder Sträuchlein — sein. Hiervon die einzelnen Charaktere zur vollen Geltung zu bringen, darin liegt ein weites Gebiet für seine künstlerische Betätigung. Die Auswahl ist auch hier durch örtliche Bedingungen beschränkt. Im Heidegarten im Sinne Lichtwärts wird das Material des Heidebodens vorherrschen. Die Landschaft, in der der Garten liegt, wird für die Wahl des Pflanzenstoffes maßgebend sein, nur nicht in so hohem Maße, daß wir eine Art Spiegelbild der Naturheide im Garten ersetzen lassen. Wir werden vielmehr den Charakter Heide — obgleich uns auch das Material der norddeutschen allein genügen könnte! — gern im weitesten Sinne fassen und Heidepflanzen aus der neuen Welt oder sonstigen Ländern nicht verschmähen, sofern sie sich voll akklimatisieren lassen. . . .

Den Stauden und den schön blühenden Gehölzen muß der Gartengestalter viel inniger als bisher sich zuwenden. . . . Und der Liebhaber sollte durch seine Wünsche unsere Züchter noch anregen, immer mehr Arten in Kultur zu nehmen, damit unsere Anlagen sich förmlich mit Blumen füllen. Bilder aus englischen Gärten zeigen uns ein wahres Blütenmeer. Dabei die Blumen in künstlerisch freier Gruppierung, nicht im Zwange von verworrenen Teppichbeetschablonen.

2. Der Privatpark

Es gilt auf einem großen Terrain in der deutschen Tiefebene einen Park anzulegen. Der Besitzer wünscht rein landschaftliche, aber sehr wechselreiche Gestaltung. Der Künstler ist schon durch die Lage des Geländes an gewisse Befehle gebunden. Er kann — wenn ausreichende Geldmittel zur Verfügung stehen — in der Ebene wohl eine Hügelandschaft mit all ihren Reizen zum Ausdruck zu bringen suchen, keinesfalls aber wirkliches Gebirge imitieren. Über eine Imitation würde er ja nicht hinauskommen.

In unserem speziellen Falle konnte der Künstler den Gegensatz so weit steigern, daß er als Grundton den Hügelcharakter festhält und nur in Einzelheiten in die Ebene überleitet. Wir wollen jedoch annehmen, daß er den Charakter der Ebene auch im Parke wahren will. Dabei wird er die Hauptmassen der Gehölzgruppen aus solchen Bäumen bilden, die ihre natürlichen Standorte in Lagen haben, die der des Parkes entsprechen. Dies soll aber nicht heißen, daß er diese tonangebenden Gehölze aus der Flora der Heimat wählen muß. Er kann mit Recht sie durch ihre analogen Vertreter in klimatisch möglichst gleichen Lagen von Nordamerika oder Ostasien ersetzen. Ich halte die Forderung für falsch, daß im deutschen Parke nur deutsche Gehölze dominieren dürfen.

Soweit ihm nicht die Lebensbedingungen der Gehölze Grenzen ziehen, kann der Künstler frei seinen Ideen folgen. Würde er Gehölze wählen, die das norddeutsche Klima nicht vertragen, etwa südeuropäische, so würde er ja damit seine Ziele nicht erreichen. Einfach deshalb, weil die Sachen nicht oder nur kümmerlich gedeihen werden. Nur mit solchen, die sich an Ort und Stelle und unter den Verhältnissen, die wir ihnen im Parke bieten können, ganz wohl fühlen, sollen wir operieren. Darum muß der Landschaftsgärtner in erster Linie ein tüchtiger Gehölzkenner sein. (Ich sage nicht: botanischer Dendrologe.) Sonst wird er so wenig etwas zustande bringen, wie ein Maler, der seine Farben nicht kennt, obwohl wir doch von diesem nicht zu verlangen brauchen, daß er deren Fabrikation studiert hat.

Ein Hauptfehler unserer meisten Anlagen liegt darin, daß die Gehölze nach sogenannten allgemeingültigen Regeln verteilt und gegliedert werden. Derartige Regeln (z. B. über die Bepflanzung von Wegekreuzungen) haben sich infolge der herrschenden Gewohnheit, auf dem Reißbrett Pläne zu entwerfen, herausgebildet. Raumbilder in der Natur müssen wir schaffen, rufe ich mit Lange. Dabei ergeben sich die Wege ganz von selbst. Sie sind doch im Privatpark nur höchst selten bestimmt vorgeschrieben, wie in den meisten öffentlichen Anlagen.

Ein nicht unwesentlicher Fortschritt in der Behandlung der Gehölzpflanzungen würde ferner darin bestehen, daß wir viel mehr als bisher darnach strebten, den Charakter der einzelnen Gehölze zum vollen Ausdruck kommen zu lassen. Wir müssen dafür sorgen, daß jede Pflanze gut ist und so untergebracht wird, daß sie sich freudig und ihrer Eigenart gemäß entwickeln kann. Die üblichen Konglomerate ganz heterogener Sachen sind durch fein abgestimmte, gut gepflegte Gruppierungen zu ersetzen. Nicht eintönig sollen wir diese machen, nur harmonisch und naturwahr. . . .

Je kleiner die Anlage, desto mehr tritt der Einzelbaum in sein Recht. Oder auch die kleine Gruppe, aus wenigen Exemplaren derselben Art gebildet. Es gibt ja viele Bäume, wie z. B. die meisten Birken, die in solchen Gruppen in ihrer Eigenart noch besser zur Geltung kommen, als bei Solitärstellung. Hinwiederum wird eine einzelne Linde, Eiche oder Buche meist großartiger wirken als ein Trupp davon. Ein guter Landschaftsgärtner muß — ich wiederhole — ein tüchtiger Gehölzkenner sein. Er muß sein dem Wechsel unterworfenen Material genau beurteilen, in ihm die bleibenden, die wirksamen Züge abschätzen können.

Bäume sind noch relativ leichter als Sträucher zu bewerten. Und in der Behandlung der Strauchgruppen kann man geradezu den Maßstab für die Fähigkeiten des Landschaftsgärtners suchen.

Nummehr einige Worte über das Bodenrelief. Bereits früher schrieb ich im „Tag“ etwa folgendes: Vor Jahren vermaß ich ein Grundstück in der Villenkolonie Grunewald bei Berlin. Das Gelände war noch Waldbestand, an einen See grenzend. Den Uferstrand überwucherten Brombeeren und ähnliches Gestrüpp, ober die leichte Welle bespülte moosigen Boden. Das Ufer war zerzaust von den tosenden Händen des Wassers. Kleine und kleinste Buchten und Vorsprünge wechselten und nahmen der sonst geraden Uferlinie jede Steifheit. Das Ufergelände zeigte reichen Wechsel im Schwellen und Senken. Nur das Spiel des Lichtes verriet oft die zarten Falten des für den groben Blick ziemlich gerade zum Wasser hin abfallenden Grundes.

Und wie hatte der Landschaftsgärtner in nebenan liegenden Grundstücken diese Uferlinie zugefust! Hier war sie scharf, wie mit einem Kurvenlineal gezogen. Das fast ganz glatte Gelände wölbte sich „nach Vorschrift“ ein wenig gegen das Wasser hin. Wenn die Wellen unruhig am Ufer herumtasteten, schien es zu sagen: Laßt mich, laßt mich! Stört nicht die Korrektheit meines frisierten Antlitzes! Das Ganze glich einer retuschierten Photographie, die charakteristischen Fältchen und Runzeln — dem Künstler so heilig — waren ausgewischt. Das Leben in den Zügen war dem toten Schema gewichen.

Wie ängstlich wird doch in den Anlagen plantiert und jede Schroffheit ausgeglichen, damit die Rasenbahnen ja recht „wohlgefällig“ sich breiten, ja recht künstlich erscheinen, und jedermann sofort sieht, daß er es mit „gepflegtem Partrasen“ und keinesfalls mit einer natürlichen Wiese zu tun hat. . . .

Die Rasenbahnen sind für mich in all unseren Parks ein Stein des Anstoßes. Sie scheinen großen englischen Mustern nachgeschnitten und erzielen bei uns kaum und auch dann nur im Frühjahr ihre volle Wirkung. Wir haben nicht das feuchte, an Temperaturgegensätzen arme Klima Englands. Bei uns kostet die Pflege solcher Rasen viel Zeit und Geld, und dabei erreichen wir doch den angestrebten Effekt nicht. Wir sollten sie möglichst einschränken und durch lichte Holzbestände malerisch gliedern. Dabei aber wenigstens zwischen den Gehölzen eine reiche Blumenflora entfalten, die sich mähtlich in den Rasen verläuft. Auch große Wiesen, die wir im Park oft aus wirtschaftlichen Gründen einfügen werden, wären durch Einstreuung fremdländischer Blumen in ihrer natürlichen Wirkung zu steigern. Für die mitteleuropäische Landschaft sind derartige Wiesen höchst charakteristisch.

In ihrer Ausgestaltung könnte der Künstler so recht sein feines Naturverständnis offenbaren. Wie wunderbar wäre z. B. eine Wiese, auf der im Frühjahr Hunderte unserer wilden roten Sulpen sich erschließen, dieses so seltenen Kleinodes der mitteleuropäischen Landschaft. Wie schön wirken schon Wiesengründe mit Himmelschlüsseln (*Primula acaulis* und *elatior*) oder trockenere Rasenhänge mit Ruchenschellen (*Pulsatilla pratensis*) oder Muskatthymazithen (*Muscari racemosum*). Nicht minder reizvoll könnte eine Rasenfläche sein, darin Frühlingsenziane (*Gentiana verna*) eingestreut wären. Im Sommer müßten dann Glockenblumen, Salbei, Brunellen, Storchschnabelgewächse (*Geranium*), andere Enzianarten, Nelken, Leimkräuter (*Silene*), Orchideen, Dolbenblütler, Rößchenblütler und so viele andere folgen, bis im Herbst die stillen Herbstzeitlosen, die letzten Adonisröschen, Aklern und Rudbeckien noch einen Widerschein des Frühlings in den Park trügen.

Ich habe hierbei nur flüchtig auf Motive aus der Heimat hingewiesen. Zehnfach, hundertfach läßt die Gestaltung sich variieren, wenn wir das verwandte Fremde mit hereinziehen.

Nicht nur in die Wiese, auch ins Gebüsch. Hier sollten den frühen Schneeglöckchen die violettblauen Sterne der Leberblümchen, diesen die gelben Waldprimeln (*Primula officinalis*), die Waldwindröschen sich anreihen. Später könnte Melittis den Hain erfüllen, vielleicht gar die Frauenschuhorche (*Cypripedium calceolus*) eine Heimstätte in der Anlage finden. Und so würde von Mond zu Mond das Bild des Blütenlebens wechseln, würde jeder Tag neue Freuden uns erschließen.

Unsere meisten Fachleute haben einfach keine Ahnung, was sie auf diese Weise mit relativ recht geringen Mitteln für dauernde Wirkungen hervorrufen

könnten. Ihr Ideal ist der „unkrautfreie“ Parkrasen, für dessen mühsame Erhaltung der Besitzer so viel Geld unnütz verschwendet. Ich weiß den Wert eines durchaus reinen Rasens sehr wohl zu schätzen. Aber bringen wir ihn nicht am besten dort zur Geltung, wo er als fest gegliederte Fläche wirkt! Also z. B. innerhalb des sogenannten Pleasure ground, wo die Trennung von Blumenbeet und Rasenbahn in der Tat gerechtfertigt ist. In der Landschaft aber wirkt das einfache Grün des Rasens als Gegensatz zu den grünbelaubten Gehölzbeständen nur selten recht lebendig. Hier werden wir die Blumen immer vermiffen, die in Wald und Wiese der Natur so gut wie nirgends fehlen. Sie sind ein notwendiges Element, dessen Mangel unseren Schöpfungen meist etwas „Gekünsteltes“ gibt.

Nicht nur Formen, auch Farben, lebhaftes, satte, tiefe, warme Farben suchen wir in der Anlage. Was sie bedeuten, das werden wir so recht an sonnigen Tagen empfinden. Wenn die Frühlingssonne das Goldgelb der ersten Haselblüten durchleuchtet oder das Blau der Leberblümchen zu warmem Violett sättigt, wenn die roten Tulpenbeete in den Sonnenstrahlen glühen, dann ist es, als ob schlafendes Leben erst erwache.

Wie sad sind doch all die Regeln einer „mildschönen Ästhetik“, die mit ihrem Schön und Häßlich, Angenehm und Unangenehm es dahin gebracht hat, daß die Fachleute sich gar nicht mehr getrauen, Farben richtig zur Geltung kommen zu lassen.

3. Der landschaftliche Park

Selten fehlt das Wasser, sei es als Teich oder Bach. Wie selten aber sind Wasseranlagen so ausgeführt, daß sie sich stimmungsvoll ins Bild eingliedern und dessen Reiz verstärken. Die künstlich geschwungenen, betonisierten Uferlinien treten allermeist störend hervor und drängen sich unwillkürlich dem Auge auf. Die Teiche der Natur sehen anders aus. Wenn wir ihren Charakter zum Ausdruck bringen wollen, so dürfen wir nicht große Becken aus ihnen machen, die mit der umgebenden Landschaft in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Nicht darauf kommt es an, wie die Uferlinien geführt, sondern daß wir sie geschickt überleiten in Wiese und Wald, sei es durch Gehölz, Gesträuch oder Blumen.

Wollen wir auch nur den kleinsten Bachlauf naturwahr durchführen, so müssen wir sein Wesen hundertfältig in der Natur studiert haben. . . .

Das Material, mit dem wir im Garten arbeiten, muß stets echt sein. Wir können einzig und allein sein Vorkommen an dem betreffenden Orte — und auch dies nur unter bestimmten Voraussetzungen — vortäuschen. Wir können mit etwas innerlich Unwahrem wohl auf kurze Zeit das Auge betören, aber nicht eine künstlerische Wirkung erzielen. . . .

In vielen Fällen wird der persönliche Geschmack des Besitzers von tief eingreifender Wirkung sein. Und sicherlich ist der Landschaftsgärtner im Parke sehr oft von Einflüssen abhängig, denen er nicht immer wirksam begegnen kann. Damit pflegen auch die Fachleute ihre Unfähigkeit gewöhnlich zu entschuldigen. Sie sagen: Ja, Verehrtester, gewiß, Sie haben recht, o nur zu recht, aber es ging nicht anders, der Besitzer wollte nun mal so — und was konnten wir da machen? Man kann von den Fachleuten nicht verlangen, daß sie ihre Einnahme verscherzen, indem sie sich einfach weigern, die unkünstlerischen Absichten

des Besitzers auszuführen. Sie sind Menschen, wollen und müssen leben, mit- hin schließen sie Kompromisse oder arbeiten einfach auf Befehl.

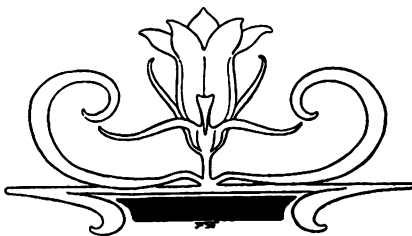
Wenn ich jedoch unsere Zeit recht kenne, so gehören solche Fälle, in denen der Besitzer dem Fachmann strikte Order — so oder nicht — erteilen wird, zu den Seltenheiten. In der Regel wird jener froh sein, wenn ihm dieser einen Gedanken einflößt. Es wird demnach meist in der Macht des Landschaftsgärtners liegen, zu bestimmen, wie die Anlage gestaltet werden soll, außer daß häufig noch der Architekt ein Wort mitzureden hat.

Sehen wir mal zu, wie es heutzutage meistenteils bei der Ausführung von Parkanlagen zugeht. Ich denke etwa folgendermaßen. Der Besitzer hat sich auf seinem Grundstück ein Haus errichten lassen. Im Geiste mag er gewiß von Anbeginn an überschlagen haben, was Haus und Park wohl kosten. Doch wie das Haus unter Dach und Fach ist, merkt er, daß der Architekt ein gut Teil mehr verpulvert hat, als für den Hausbau ausgesetzt war. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, denkt der Baumeister und schöpft den Rahm gründlich ab. Was kümmert ihn der Gärtner. Mag sehen, wo er bleibt. So kommt dieser denn glücklich zum Besitzer, wenn er zu sparen beginnen muß. Da heißt es dann, sich nach der Decke zu strecken. Und ich begreife die Klagen vieler Landschaftsgärtner sehr wohl, die da behaupten, daß der Architekt ihnen die Rechnung beschnitten habe.

Dennoch ließe sich gewiß in nicht wenigen Fällen eine gute Anlage schaffen, bei der auch der Geschäftsmann auf seine Rechnung kommt. Er müßte nur recht selbständig vorgehen, den Fall individualisieren und den gegebenen Verhältnissen bis ins kleinste Rechnung tragen. . . .

Aber er hat ja seine „feste Idee“, sein „Normalschema“ bei sich. Das sollte er unberücksichtigt lassen? Nie und nimmer! Berg und Tal muß geschaffen, Grund und Boden ordentlich bewegt, wahre Römerstraßen müssen gebaut werden. Ist er damit fertig, ist's mit dem Geld am Ende. Er garniert noch am Ende mit Gebüschklumpen und Grün, pflanzte Sonnenblumenbeete dazwischen — und empfiehlt sich im Bewußtsein redlich getaner Pflicht. Aber bei aller Anstrengung hat er keinen eigenen Gedanken ans Tageslicht gebracht, auch nicht die Spur von etwas Künstlerischem hinterlassen.

Hunderte unserer heutigen Parks lehren uns das!





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Silligenlei

(Erwiderung auf die Besprechung von S. Höffner in Heft 4)

GLEICHEN Wert oder Unwert für alle hat das Buch nicht, denn es spricht eine Weltanschauung aus ihm, zu der ein jeder persönlich Stellung zu nehmen hat. Läßt man aber alle die Eindrücke, welche die Lektüre des Buches hervorbringt, im freien Spiel der Seele auf sich wirken und sucht man das Mannigfaltige in einer Erkenntnis zu begreifen, so gelangt man zur Überzeugung: Hier drängt ein moralischer Wille zur Entfaltung. Das muß auch der Gegner achten. Die Unduldsamkeit des Herrn Kritikers aber wirkt abstoßend und wird das Gegenteil des Gewollten erreichen.

Also woran stößt man sich? Einmal daran, daß Frenssen die sexuelle Frage stark betont, und zum andern, wie er das tut. Frenssen schreibt aus reinsten Motiven, das fühlt man, und wenn auch zugegeben werden muß, daß er hie und da stark aufträgt oder in der Wahl der Mittel nicht immer ganz glücklich ist, so ist er darob doch nicht zu verurteilen. Seine Frauengestalten sind germanische Vollnaturen, keine hysterischen Jungfrauen oder Blaustrümpfe. Reinen und selbständigen Naturen wird das Buch nichts schaden. Schon Schopenhauer erkannte, wie sonderbar und kurzichtig das sei — ich zitiere nicht wörtlich —, die wichtigste Frage im menschlichen Leben, die Geschlechtsfrage, so erstaunlich nebensächlich zu behandeln, wie das im allgemeinen geschieht. Frenssen hat den Mut gehabt, sie anzuschneiden, das ist's! Die Menschheit wird im Weiterstreiten um eine ernstere Behandlung dieser Frage nicht herum können.

Und nun zum Kernpunkt. Frenssen hat in Silligenlei sein Glaubensbekenntnis niedergelegt. Mit Unerblichkeit und Mut sagt er, was er erkannt und ergriffen hat im Gegensatz zu denen, die sich vergeblich abmühen, zu sagen, was sie nicht wissen.

Wohl irrt der Mensch, solange er strebt, aber er muß streben. Denn die Kräfte, die ihm von der Natur verliehen sind, hat er zu gebrauchen, wenn anders er nicht naturwidrig handeln will. „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft!“

Sonderbar berührt es auch, wenn der Herr Verfasser wehklagt, daß in dem Jahre, in dem wir einen Schiller feierten, uns dieses Buch beschert wer-

den mußte, in welchem „ein von dem anmaßenden Wissenschaftsbümel des Parvenüs verblendeter Kopf in herostratischem Wahn gegen die Grundfesten alles dessen, was unsern größern Vätern heilig und ehrwürdig war, Sturm zu laufen beginnt“. Frenssen ist hier bewußt in Gegensatz zu Schiller gebracht. Letzterer schrieb nun einmal, in den Briefen über Don Carlos:

„Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Irdische hintanzusetzen kann, wenn man dem grundlosesten Wahne die Kraft beilegt, die Gemüter der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden, so wäre es doch sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzustreifen.“ Glaubt der Herr Verfasser etwa, Schiller identifiziere hier die „Kirchendogmen“ mit der Wahrheit? Frenssen ist auf dem Wege der Wahrheit, die bekanntlich von jedem verschieden gesehen wird.

Mit Schrecken sieht man dem Wanken und Stürzen der alten Säulen zu, welche des Dogmengebäude als „nützlichen Irrtum“ so lange trugen, und übersteht, daß das nur natürlich ist. Die Gesetze, die sich in der physischen Welt offenbaren, gelten auch für die geistige Welt.

„Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.“

Diese Erkenntnis wird dem denkenden Menschen, welcher das Weltgeschehen mit frischem Blicke freudig bemerkt, immer aufgehen.

„Eine kritikalose, unreife, unwissenschaftliche, in anmaßendstem Tone vorgebrachte Umprägung von Begriffen, mit denen die grundstürzende Theologie seit Jahren wirtschaftet“, so nennt der Herr Verfasser Frenssens Arbeit, und es würde gut zusammengepaßt haben, wenn er noch hinzugefügt hätte: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Sünder!

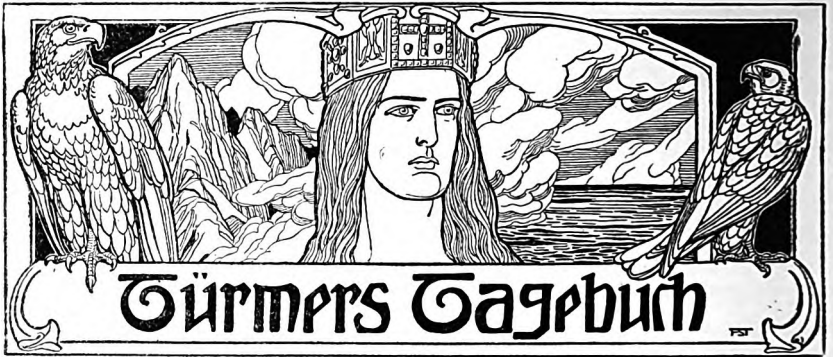
Der „Alte von Weimar“ läßt Faust, nachdem er die kleine und große Welt durchgerannt ist, nachdem ihm der Erdkreis genug bekannt und er ein freier Mann auf freiem Grunde geworden ist, also sagen:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um:
Dem Lichtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang,
Wenn Geister spulen, geh' er seinen Gang.
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick.

Diese „Begriffe“, die im Sinne des Herrn Verfassers noch „unreifer umgeprägt“ sind, als Frenssen es tut, sind das Endergebnis eines gewaltigen Ringens, eines reichen Lebens, das es dahin brachte, daß „nichts Tradition oder Name blieb, sondern alles anschauende Erkenntnis wurde“. Und in diesem Sinne wird die Menschheit auch weiterschreiten und sich nicht irremachen lassen, wenn Geister spulen.

Karl Jost





Reichstagsmänner — Borussia-Abrechnung — Kein starker
Mann — Das Rhinocerosfell — Majestätsbeleidigungen
— Das russische Dorado

Zur Geburtstagsfeier des Kaisers fand im Reichstagsgebäude ein Festessen statt, bei dem der Präsident, Graf Ballestrem, den Toast auf den Kaiser ausbrachte. Es ist bekannt, daß der Graf schon bei einer früheren Gelegenheit in allersubmissiver Devotion alleruntertänigst „erstarrt“, diesmal aber bediente er sich einer Sprache, die stilistisch Aufsehen, sonst allgemeines Schütteln des Kopfes oder — Heiterkeit erregen muß.

„Der Kaiser“, so ließ sich der Graf u. a. vernehmen, „hat persönlich mit dazu beigetragen, daß verschiedene Mißverständnisse in der marokkanischen Frage, die zu einem schlechten Ende hätten führen können, doch aufgeklärt und beigelegt worden sind. — Seit Kaiser Karl V. hatte kein deutscher Kaiser afrikanisches Gebiet betreten. Es war unserem Kaiser vorbehalten, dieses wieder einzuführen, indem er die berühmte Landung in Tanger machte und dadurch mächtig dazu beitrug, die Marokkofrage, die in Fluß war, in ein Rielwasser zu lenken, das uns günstig war . . .

„Meine Herren! Um aber den Frieden zu erhalten, den Frieden nicht nur in Europa, sondern in der Welt — denn es wird jetzt Welt-politik getrieben, und es kann auch nichts anderes getrieben werden —, muß man stark sein. Man muß so gerüstet und gewappnet sein, daß man jeden, der den Frieden leichtsinnig stören will, aufs Haupt schlägt und ihn zwingt, den Frieden zu erhalten. Das werden die anderen Mächte auch schon tun, ohne daß man sie geradezu aufs Haupt zu schlagen braucht, wenn sie nur wissen, daß sie, wenn es nötig wird, geschlagen werden, und zwar geschlagen werden mit den tauglichen Werkzeugen, mit der ersten Armee der Welt und mit einer im Aufschwung befindlichen Flotte.“

Ich muß nun ehrlich gestehen, daß ich mich über diesen Erguß keineswegs aufregen kann. Aber mich des Lachens zu enthalten, wird billigerweise niemand, der Sinn für Humor hat, von mir verlangen. Ich finde die Sätze urkomisch. Aber auch bezeichnend.

„Als wir noch kein Reich und keinen Reichstag hatten,“ schreibt Arnold Perls in den „Funken“, „legten Schwärmer, die keineswegs als sonderbare anzusprechen waren, alles Große und Schöne in die Begriffe deutsche Einheit und deutsche Volksvertretung hinein, wie der Muselman den Vollgedanken des Edelns in seiner Religion sieht. Allein es ist mit den Idealen wie mit den Gestirnen; sie glänzen nur in weiter Entfernung am nächtlichen Himmel und erbleichen in der Nähe. Die Poesie des Einheitssehnsens zerrann, als die Einheit erreicht war; Schwung, Feuer und Sonnenschein sind längst gewichen von jeglicher Betrachtung des Reichstages, in dem einst starke Persönlichkeiten voll glühenden Empfindens und Erinnens und voll sprühenden Geistes heimisch waren, in dem heute Epigonen und Epigönnlinge epigonenhaft schlecht und recht deutsche Nationalvertretung mimen. Dem Evangelium vom deutschen Parlament ist unter der dorrenden und schlaffenden Einwirkung unserer Zeit der heldisch geschmückten Flachheit und Schwachheit ein Ende bereitet worden. Raum könnte man's begreifen, wozu der Lärm bei den Reichstagswahlen, wüßte man nicht, daß ein gewisser Parteigeschäftsbetrieb die Nutzung jeder Wahlgelegenheit zum obersten Gebote macht und damit auch das Stümpfchen des politischen Interesses in anderen Lagern seinen Blasebalg findet, der die Flamme auftreibt, bis sie dann wieder auf ein halbes Jahrzehnt in sich zusammensinkt.“

„Als noch in den deutschen Volkstreifen ein Freiheitsstreben lebendig war, das nicht beirrt und verwirrt wurde durch den krassesten Materialismus, der die Freiheit eben nur so versteht, wie er sie meint, der mit billigem Freiheitsgerede nur die willige Herde auf die Bahn des ideallosen Kampfes um mehr Geld, mehr Bequemlichkeit und mehr Herrtentum annoch Beherrscher treibt, — als wir noch starke idealistische Freiheitsbestrebungen hatten, da schlugen auch dem Reichstage als solchem, nicht nur dem Wunsche, ihn als milchende Kuh zu nützen, ungezählte Herzen hoffensfroh entgegen. Aber seitdem das sogenannte Volk der Dichter und Denker, das sich bei Paraden und ähnlichen Circenses die Beine in den Leib steckt und die Rehlen mit Hurra heiser brüllt, wenn eine höchst unbeträchtliche Hofdame oder ein Stallwürdenträger seinen Gafferreihen drei Schritt vom Leibe vorübergefahren wird, — seitdem dieses sogenannte Volk der Dichter und Denker sich den kleinlichsten Alltagswirtschaftskram zur obersten Triebkraft des politischen Lebens erlesen, seitdem verbietet sich jedes Anschwärmen der deutschen Volksvertretung; — wer mit ihr ein Stück Idealismus in Verbindung bringt, der kann ebensogut einem serbischen Hammelhirten Kantisches Denkwert vorführen wollen.“

„Allein wenn auch kein brünstiges Sehnen, keine heiße Liebe im Volke sich dem Reichstage zuwendet, so wäre es doch irrig, wollte man glauben,

man würde es ruhig hinnehmen, wenn der Volksvertretung als solcher eine Lebensgefahr drohte. Auch ganz abgesehen von der mitunter künstlich gesteigerten Fieberglut in der Verfechtung der Volksallherrschaft, wie sie durch die Begebnisse in Rußland und in Österreich bei uns vorgerufen worden, auch ganz abgesehen von dem dröhnenden Schritt und Tritt der die Straßen zur Reben- und Eatenstätte wählenden Massen würde man große, sonst ruhige Schichten der deutschen Nation in eine außerordentliche Erregung hineindrängen, wenn man den Reichstag ernstlich bedrohte. Vielleicht wäre aber das, wäre auch nur die ernste Gefahr seiner Verstümmelung und Schwächung durch eine Umwälzung seiner Rechtsgrundlage, nämlich des Wahlrechts, unter einem bestimmten Gesichtspunkte den schleichenden Übeln vorzuziehen, unter denen der Reichstag jetzt leidet. Denn diese Übel untergraben, fast unmerklich, seine Lebenskraft, während ein Schlag von außen die stärksten Widerstände wecken, die wirksamsten Verteidigungskräfte auf den Plan rufen würde.

„Diese Übel aber sind von verschiedener Art. Dem Reichstage fehlt vor allem die Stellung an der Spitze des politischen Lebens der deutschen Nation, die in dem Streben und Wünschen vergangener Zeiten ihm zugesagt war, und die das Natürliche wäre, wenn es bei uns im Verfassungssinne richtig zugehe und nicht auch heute noch das trübsinnige Wort des großen Volksmannes aus Delitzsch Geltung hätte von dem Konstitutionalismus mit absolutistischem Vorbehalt. Man erträgt den Reichstag, aber man hegt ihn nicht. Man benutzt den Reichstag, aber man achtet ihn nicht. In der ersten Reichstagsthronrede Wilhelms II. findet sich die Versicherung, daß der Kaiser die Verfassung wahren und schützen werde. Unseres Erachtens gehört zu soltanem Wahren und Schützen noch etwas anderes als die Beobachtung der Formen; aber selbst darin war dem Reichstage gegenüber nicht immer alles vollkommen. Urteile, wie das, in dessen Licht der Reichstag als eine Versammlung zurückgebliebener Mitteleuropäer erschien, als seine Mehrheit eine Bismardehrung weigerte — die ‚Bismardehrung‘ auf der Höhe war aber seit den Märztagen von 1890 doch auch häufig eine keineswegs einwandfreie —, solche Urteile sind keine vereinzelt Erscheinung und haben viel böses Blut gemacht. Man hat, als ob ein Reichstag überhaupt nicht bestände, gewirtschaftet in betreff der Kriegsanordnungen und Kriegsrüstungen für Südwestafrika. Man hat den Reichstag nach Hause geschickt ohne Gramen um die Zerstückung wertvoller, mindestens sehr fleißiger und sehr wichtiger Arbeiten, die einfach Makulatur wurden, weil plötzlich, ohne daß auch nur die sogenannten leitenden Regierungsmänner erfuhren, warum und wozu, ein mächtiger Wille den Lebensfaden der Reichstagstagung durchschnitt. In jener sozialen Geltung, die nach den geistreichen Gedanken der Hofrangordnung und gewisser höfischer Überlieferungen bestimmt wird, steht der Reichstag hinter jedem Offizierkasino.

„Rudolf von Bennigsen, der ‚Reichstrompeter‘, dem doch auch ein dankbares Gedenken um seiner vaterländischen Verdienste willen gebührt,

sprach es einst in der ihm eigenen Feierlichkeit aus, daß der deutsche Kaiser und der deutsche Reichstag an einem Tage geboren worden. Diese Lehre der Untrennbarkeit, Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung hat dort nicht Beherzigung gefunden, wo sie vor allem beherzigt werden mußte. Dort meint man wohl, die Armee und nochmals die Armee und abermals die Armee sei auch in Hinsicht der Vorbereitung und Schöpfung des Reiches das einzig Wahre, dieselbe Armee, von der zu der Zeit, da im deutschen Volke opfervoll und schmerzenreich für die Einheitsidee gekämpft wurde, ein schwarzweißer Königsstrabant stolz versicherte, sie kenne keine dreifarbige Begeisterung.

„Die innerste Natur der Beziehungen ist durch die Frage bloßgelegt: Was? Den Kerls auch noch Diäten?!“ Hier handelt es sich nicht um eine Äußerung des Unmuts gegenüber einer mißliebigen Gruppe in der Volksvertretung; hier ist das Ganze der Einrichtung erfaßt. Erfaßt mit dem Ehrentitel, der dem gemeinen Soldaten beigelegt wird von dem im Gottheits- oder Halbgottheitsverhältnisse erhaben über ihm stehenden Vorgesetzten. Erfaßt in einer Denkweise, die in allen anderen Ländern mit Parlamenten schlechtthin undenkbar ist. Man darf noch so feindlich und ablehnend zu allem Phrasenschwas stehen, mit dem die höhere Rannegießerei in Zeitungen, die niedere beim Abendstoppchen herumhantiert: das vielgehörte Wort ist zutreffend, daß wir in politischkultureller Beziehung unmittelbar vor Rußland stehen. Wollen wir tief in der Wunde wühlen, so blicken wir auf England hin, wo wahrlich der König nicht zu einem Schattendasein verurteilt ist und doch in des Wortes größtem Sinne das besteht, was Kaiser Friedrichs unvergeßlicher Erlaß für uns gefordert: die Befestigung der Verfassung, also voran der parlamentarischen Einrichtungen, in der Ehrfurcht der Nation. In der Ehrfurcht, verstanden? Nicht in einer Denkweise, welche die Erwählten der Nation schlechten Unteroffizierszöglingen gleichstellt, denen man nicht etwa gewissermaßen zur Belohnung für ihre schlechte Haltung die Verpflegung verbessern, die Löhnung erhöhen darf. . .“

Kann sich der Niedergang noch deutlicher offenbaren, als durch die äußerst bemerkenswerte Erscheinung, daß die Professoren fast vollständig aus den Parlamenten verschwunden sind? „Ein deutscher Professor, F. C. Dahlmann,“ klagt die „Königsberger Hartungsche Zeitung“, „hatte die Deutschen erst politisch denken gelehrt und sie zur Verehrung des Staates erzogen, der eine ‚tiefsinnige und heilige Sache‘ sei und ein ‚Vermögen der Menschheit‘. Heutzutage aber sollten nur noch die pensionierten Offiziere, die hoch zu Ross die paterna rura abreiten, alle politische Weisheit in Erbpacht haben? Oder die bayerischen Gebirgspfarren? Oder die Former, Eisenendreher und Mechaniker a. D., die von Partei wegen das Gewerbe des Bierwirts oder Zigarrenträmers betreiben?! Wer näher zusieht, findet freilich, daß auch heute die Politik nicht der Fühlung mit der Wissenschaft — mitunter sogar ihrer Führung — entraten kann. Wer sich einmal zu wissenschaftlichen Zwecken durch die stenographischen Sitzungsberichte des

Reichstags oder besser noch durch die Anlagebände durcharbeitet, die von den Kommissionsverhandlungen erzählen, der wird überrascht gewesen sein, wie häufig die „ernsten Politiker“ ihre Argumente von den verachteten Professoren entlehnen. Gelegentlich sind es sogar ihre besten. Nun ist gewiß nicht jeder hochgelehrte Mann ein guter Politiker, und eine Wiederkehr der Frankfurter Zeit (da etwa der fünfte Teil der Versammlung aus Professoren bestand) braucht man noch lange nicht für erstrebenswert zu halten. Deshalb bleibt es doch eine Versündigung wider unsere Vergangenheit und ein Raub an schönen deutschen Erinnerungen — dies düsterhaft wegwerfende Abtun der ‚Professorenweisheit‘ und ‚Professorenpolitik‘.“

*
*
*

Daß man einer solchen Volksvertretung von seiten der Regierung viel, sehr viel zu bieten wagt, darf nach alledem nicht wundernehmen. Und haben es die „Erwählten der Nation“ anders verdient, wenn sie sich z. B. mitten in ihren Arbeiten wie Schulbuben nach Hause schicken lassen, ohne diese Demütigung, wie es scheint, überhaupt zu empfinden?

Rede und Antwort steht die Regierung dem Reichstage nur, — wann es ihr paßt. Betrifft die Interpellation Dinge, die sich zwar in Preußen abspielen, aber dem Reichsgesetz unterstehen, so wird die Kompetenz des Reichstages mit Vorliebe bestritten, da es sich um preußische Interna handle. Wenn nun aber jüngst die Regierung sich um die Erörterung der Borussia-Katastrophe mit der faulen Ausflucht herumdrückte, die etwa in Frage kommende Reichsgewerbeordnung sei dabei nicht verletzt worden, im übrigen gehe die Sache den Reichstag nichts an, so wird sie selbst in erster Reihe den Schaden davon haben. Solch kalter, noch dazu fadenscheiniger Formalismus, wo ein erschütterndes Unglück, ferner aber das Wohl und Wehe eines Berufsstandes von 600 000 Mitgliedern auf der Tagesordnung steht, kann im Lande und namentlich bei den Nächstbeteiligten nur den denkbar schlimmsten Eindruck machen.

Verallgemeinern lassen sich ja die Zustände auf der Zeche „Borussia“ nicht. Sie ist als eine der rückständigsten und unrentabelsten bekannt. Was aber die Besprechung zutage förderte, wirft auf gewisse Verwaltungs- und andere Praktiken und Maximen ein so grelles Licht, daß es von manchem Auge wohl lieber gemieden wird. Sollte auch des Herrn Reichskanzlers Rehaut so zart fein und er deshalb die Flucht des Reichsamtes des Innern aus dem Reichshallentheater angeordnet haben?

Mit der Regierung flüchtete die gesamte getreue Rechte. An der Diskussion beteiligten sich der Nationalliberale Beumer, die Sozialdemokraten Bömelburg und Sué, die Zentrumsmänner Giesberts und Erzberger, der Freisinnige Lenzmann und der Pole Rulerski.

Nur der Abg. Beumer brach eine Lanze für die Borussia und verwandte heilige Interessen. Sämtliche anderen Redner waren einmütig in

der Verurteilung des Systems, das dort zu einer furchtbaren Katastrophe geführt hatte.

„Die Bergarbeiterzeitung“, so führte der Abg. Bömelburg u. a. aus, „hat die Staatsanwaltschaft aufgefordert, gegen sie Anklage zu erheben, damit sie auf diese Weise die Möglichkeit habe, den Beweis der Wahrheit anzutreten. Erst als dies auch nichts nützte, sagten wir uns, es bestehe Gefahr, daß auch diese Angelegenheit mit dem Mantel der Liebe zugebedeckt würde, und deshalb war es unsere Pflicht, hier die Frage an die Reichsregierung zu stellen. Die Bergbehörde hat sich ausgeschwiegen. Warum? Darüber bin ich mir jetzt vollkommen klar. Und die Staatsanwaltschaft? Es ist höchst sonderbar. Am 7. August — also vier Wochen nach dem Unfall — sind die Akten der Staatsanwaltschaft zugegangen. Am 21. August hat dann die Staatsanwaltschaft 34 Fragen an das Oberbergamt gestellt. Das Oberbergamt hat am 23. August wegen dieser 34 Fragen Ermittlungen angeordnet. Am 28. September sind dann der Staatsanwaltschaft seitens des Oberbergamtes die Akten wieder zugesandt worden. Und am 28. September hat dann auch das Oberbergamt mit der Zusendung der Akten ausgesprochen, daß seines Erachtens ein Verstoß gegen § 41 der Bergpolizeiverordnung vorliege und der Staatsanwaltschaft anheimgegeben werde, Anklage zu erheben. Dann hat die Staatsanwaltschaft am 5. Oktober gegen den Betriebsführer Rütger ein Verfahren wegen fahrlässiger Tötung eingeleitet. Seit Einleitung dieses Verfahrens sind nunmehr wieder volle vier Monate vergangen, ohne daß man weiß, was aus der Sache geworden ist. Dabei hat in diesen vier Monaten die Staatsanwaltschaft gar keine Zeit gefunden, die Arbeiter zu vernehmen. Wenn die Arbeiter nicht bald vernommen werden, wird nie Licht in das Dunkel kommen.“

„Die Mühlen der Gerechtigkeit mahlen in diesem Falle sehr langsam. Aber nicht immer mahlen sie so langsam. Sie können es uns nicht verdenken, wenn wir in dieser Beziehung Vergleiche anstellen. Die Arbeiter sagen, nach dem Bergarbeiterstreik wäre viel schneller gearbeitet worden. Soll ich Sie erinnern an die schnelle Justiz, die in Sachsen nach dem 21. Januar geübt ist? Hat dort nicht der sächsische Justizminister selbst aufgefordert, schnell zu arbeiten? Die ‚Bergarbeiterzeitung‘ hat sofort die Beschuldigung erhoben, daß die Beamten die Schuld träfe. Trotzdem ist keine Anklage gegen sie erhoben. Wenn ich auf den Vorfall selbst eingehe, so stütze ich mich dabei auf die Schilderungen der Arbeiter, die Darstellung der ‚Bergarbeiterzeitung‘ und des Ministers Dr. Delbrück.“

„Nach der Darstellung der Zechenverwaltung ist der Brand auf der fünften Sohle durch die Explosion einer Petroleumlampe am Füllort entstanden. Als die Arbeiter morgens die Arbeit beginnen wollten, mußten sie einen großen Holzstapel beseitigen, und dabei ist das Unglück geschehen. Die Lampe war in vollständig ungeordnetem Zustande. Das Gehäuse hatte keine einzige ganze Scheibe. Darauf haben die Bergbeamten wohl niemals geachtet. Nach den Ausführungen des Handelsministers im Abgeordneten-

haufe durfte am Füllort gar keine Petroleumlampe brennen, wenn er nicht feuerdicht abgeschlossen war. Das traf hier nicht zu. In Wirklichkeit hatten wir es mit einem Füllort zu tun, der rings von Holz umkleidet war. Die Bergbeamten haben offenbar auch nichts davon gewußt, daß schon einmal an derselben Stelle ein Brand stattgefunden hatte. Daß das Feuer rasend schnell um sich griff, ist natürlich, denn es fand genügend Nahrung an dem vielen Holz.

„Ja, noch mehr, es ist am Füllort auch gar keine Löscheinrichtung vorhanden gewesen. Der Herr Minister sagte, sie konnte in der Eile nicht gefunden werden! Die Arbeiter behaupten, die Hydranten waren überhaupt nicht vorhanden, auch der stellvertretende Betriebsführer Hausmann hat von dem Vorhandensein nichts gewußt. Der Schacht soll nach den Vorschriften ständig in feuchtem Zustande sein. Eine Berieselungsanlage war da, aber die Arbeiter konstatieren, daß sie seit Monaten nicht in Funktion gewesen ist! Der Minister Delbrück hat — gestützt auf eine Mitteilung des Oberbergamts Dortmund — behauptet, daß die Berieselung nur wenige Stunden infolge von Reparaturen außer Betrieb war; wenn diese Angabe wahr wäre, hätte sich das Feuer unmdglich so schnell ausbreiten können. Das Unglück ist also durch Außerachtlaffung der notwendigsten Sicherheitsmaßregeln herbeigeführt. Es wäre verhütet worden, wenn die Beamten auf dem Posten gewesen wären. Doch es ist noch mehr versehen worden. Es fehlte sogar an den notwendigen Rettungsapparaten. Diese mußten erst von einer Nachbargrube herbeigeholt werden. Herr Minister Delbrück freilich meint, es wäre nicht Vorschrift gewesen, daß auf jeder Grube Rettungsapparate vorhanden seien. Ein trauriges Zeichen für unsere Sozialpolitik, wenn ein Minister so etwas sagen kann. Die Fahrwege, durch welche die Arbeiter sich retten mußten, befanden sich in unglaublichem Zustand. Die Sprossen waren zum Teil verfault, fehlten zum Teil überhaupt, die Leitern schwanken hin und her. Die ‚Bergarbeiterzeitung‘ schrieb eine Woche nach dem Unglück, schon seit 4 Jahren sei der Schacht in unvorschriftsmäßigem Zustande gewesen. Was jetzt als Zusammentreffen unglücklicher Zufälle erscheint, sei in Wahrheit nur die Folge einer jahrelangen Lohderwirtschaft. Die Bergbehörde hat hierauf nicht geantwortet und die Staatsanwaltschaft auch nicht!

„Der Direktor der Grube ‚Vorussia‘ scheint ein sehr sparsamer Mann zu sein. Als er einmal die Schachtberieselung in Funktion sah, meinte er: Ihr glaubt wohl, daß das Ruhrwasser kein Geld kostet? Die ‚Bergarbeiterzeitung‘ hat berichtet, daß man die obere Bergbehörde getäuscht hat, indem man die Gruben nicht mit Leitungswasser berieselte, sondern mit Grubenwasser. Es wurde ein Rohr nach dem Wasserreservoir angelegt, und wenn dies leer war, ließ man es wieder voll Grubenwasser laufen, um damit die Grube zu berieseln. Eine Berichtigung dieser Behauptung ist nicht erfolgt. Sie muß also wohl auf Wahrheit beruhen...“

Gegen den Abg. Beumer, der behauptet hatte, seit 1896 sei kein

Sumpfwasser mehr verwendet worden, wandte sich zunächst der Abg. Sué: „Als ich im vorigen Jahre darauf hinwies, es werde in der ‚Borussia‘ Sumpfwasser verwendet, und das sei gefährlich wegen der Wurmkrankheit, da schrieb das nationalliberale ‚Rheinisch-Westfälische Tageblatt‘: Ja, es wird dort Sumpfwasser verwendet, das ist aber nichts Besonderes. Gewiß hat die Zeche ‚Borussia‘ viel Zubuße erfordert. Aber 1870—1874 hat dieselbe Zeche 12—14 Prozent Dividende gezahlt. In der Zeit des Gründungsfiebers, des Gründungsschwindels hat man dort eben mit Menschen und Mineralien Raubbau getrieben. ‚Nach uns die Sündflut.‘ Das, was in der ‚Bergarbeiterzeitung‘ gestanden hat, habe ich drei Wochen nach dem Unglück in einer von Hunderten von Bergarbeitern besuchten Versammlung dicht neben der Zeche ‚Borussia‘ wiederholt in Gegenwart eines Polizeivertreters, der sich außerdem noch einen Stenographen mitbrachte, aber es ist nichts darauf erfolgt. Wir haben durch den Vater eines der getöteten Arbeiter einen Strafantrag bei dem Staatsanwalt eingereicht gegen die Grubenverwaltung, alles ist vergeblich gewesen. Nichts ist geschehen, um das ungeheure Unglück zu erklären. Ich habe alles getan, um die Herren zum Reden zu bringen, sie haben geschwiegen, und sie wissen warum. Ich habe hier erklärt, es wären Verbrechen über Verbrechen begangen, und ich werde den Nachweis bringen, daß man alle Ursache hatte, die Frage ‚Borussia‘ nicht vom Regierungstische zu beantworten. So unsympathisch mir der Betriebsführer Ruther ist, so kann ich doch nicht zugeben, daß er der Schuldige ist. Zu mir sind Beamte, sogar höhere Beamte gekommen und haben mir erklärt, es wäre gar kein Wunder, wenn derartige Vorkäme; denn die Unterbeamten bis zum Betriebsführer hinauf werden geradeso drangsaliert und schikaniert wie die Arbeiter. Es wird von ihnen eine bestimmte Fördermenge verlangt, die Aufsichtsräte und Aktionäre dringen darauf, daß die Selbstkosten so viel wie möglich heruntergedrückt werden. Die Beamten dürfen — ich spreche nicht nur von ‚Borussia‘ — nicht einmal das ihnen notwendig erscheinende Holz zum Verzimmern der gefährdeten Strecken anwenden. Sie sind nicht die Schuldigen. Höher hinauf müssen wir gehen. Die armen Steiger werden auch gejagt von Pontius zu Pilatus. Nicht einmal der Direktor ist der Schuldige, nein, die eigentlich Schuldigen sitzen in den Bureaus der großen Bankhäuser von Berlin, Frankfurt, Köln. Von dort aus wird über Leben und Tod Hunderttausender von Bergarbeitern verfügt. Die Herren haben dort keine Kenntnis von den Verhältnissen, weder berufliche noch lokale; sie verlangen einfach eine entsprechende Dividende, und nun, Bergmann, nun, Beamter, schinde sie heraus, wie es geht. Darin erblicke ich die Ursache der Verschleppung dieser Affäre, daß — wenn man den wahren Schuldigen treffen will — man hoch hinauf in die Kreise der Geldaristokratie im Ruhrgebiet fassen muß. Im Aufsichtsrat sitzen Herren, die zu gleicher Zeit eine maßgebende Rolle spielen in der

Essener Kreditanstalt, dem Hauptbankgeschäft für die Montanindustrie im Ruhrgebiet. Die Namen der Herren kann man herausfinden, wenn man beobachtet, welche Herren am meisten Aufsichtsrats- und Verwaltungsstellen im Bergwerks- und Hüttenbetriebe einnehmen! Wenn Sie die Affäre ‚Vorussia‘ wirklich verstehen wollen, so müssen Sie den Einfluß der reinen Finanziers auf die Industrie in Betracht ziehen. Das Gefühl der Barzahlung ist das einzige, was diese Leute mit den Beamten und Arbeitern in der Industrie verbindet.

„Der Minister hat gesagt, die Verlesung sei in der letzten Nacht zwei Stunden ausgefetzt. Darauf telegraphiert mir ein Freund, der auf der Grube arbeitete, daß monatelang nicht verieselt ward und alles voll Kohlenstaub war. In diesem Telegramm ist ferner festgestellt, daß nach Ausbruch des Feuers Arbeiter in die Grube geschickt sind, daß den Arbeitern von einer telephonischen Meldung des Feuers nichts bekannt ist. Schon der frühere Vorussia-Prozeß im Jahre 1898 hat schwere Mißstände aufgedeckt. Es gibt noch andere Zechen, auf denen es nicht besser aussieht. Ich habe schon 1898 die gravierendsten Angaben über die Sache gemacht. Ich habe den Staatsanwalt aufgefordert, gegen mich vorzugehen. Es ist nichts geschehen. Ich habe auf die Verhältnisse der Zeche Oberhausen aufmerksam gemacht, nachdem auf Vorussia sechzehn Leute im Jahre 1898 getötet waren. Es ist nichts geschehen. Bald darauf wurden auf Zeche Oberhausen zwei Personen bei einem Unfall getötet.“

Redner verliest sodann einen Brief des verantwortlichen Leiters der Zeche Vorussia vom Mai 1898: „Es gab manchen unliebsamen Auftritt. Schon 1897, als ich zu dieser Grube kam, war der Schacht in einer Verfassung, die aller Beschreibung spottet. Noch heute ist es mir unbegreiflich, wie es ohne besondere Unglücksfälle hat abgehen können. Bei meinem Eintritt habe ich erst durch ununterbrochene Arbeit von 24, 36 und 48 Stunden den Schacht wieder in einen erträglichen Zustand gebracht. Ich begreife nicht, wie mein Vorgänger, der heute wieder die Leitung des Schachtes hat, es zu solchen Zuständen hat kommen lassen können. Unter den Stützholzern sind solche, die man mit bloßer Hand zerdrücken kann, wovon die königliche Bergbehörde sich noch heute auf der ersten Sohle überzeugen kann.“ (Die Verlesung des Briefes ruft im ganzen Hause lebhafteste Bewegung hervor.) „Die Bergbehörde hat nicht darauf reagiert — im August ist der Schacht zusammengebrochen.“

„An diesen Fall schloß sich eine Gerichtsverhandlung, in der von der Grubenverwaltung Schachthölzer vorgelegt wurden, von denen die Bergarbeiter in öffentlicher Versammlung erklärten, daß diese Hölzer niemals im Schacht gewesen seien! Es ist noch nichts geschehen in der Sache; weder die ‚Bergarbeiterzeitung‘, die das berichtet hatte, noch die Arbeiter haben eine Anklage erhalten, sie sind nicht einmal vernommen worden, und der Betriebsführer wurde freigesprochen. Ich will mit der Erwähnung der-

artiger Fälle nur bezwecken, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf diese Zustände zu lenken, damit wir vor Katastrophen bewahrt bleiben, die Hunderten und aber Hunderten von Menschen Leben und Gesundheit kosten. Auf der Zeche ‚Herkules‘ verunglückte 1900 ein Arbeiter, der nach dem Untersuchungsprotokoll der Bergbehörde verbotswidrig eine gefährliche Stelle betreten haben soll. Ein Arbeiter wies aber im ‚Essener Beobachter‘ nach, daß jener nicht verbotswidrig dahin gegangen sei, sondern auf Veranlassung des Steigers. Der Steiger wollte erst einen erfahrenen Bergmann an die gefährliche Stelle schicken, dieser aber weigerte sich, dahin zu gehen! In einer von dem verunglückten Bergarbeiter beantragten Untersuchung durch die Bergbehörde hat sich die Wahrheit seiner Behauptungen herausgestellt. Weitere Folgen hat das weder für die Zechenverwaltung noch für den Arbeiter gehabt. Auf einer anderen Grube stürzte ein Arbeiter ab, und gleich nachher wurde an derselben Stelle eine Sicherheitsstange angebracht. Die Bergbehörde berichtete, die Stange sei schon immer dagewesen! Wir stellten aber den Tatbestand fest und erklärten, die Bergbehörde sei beschwindelt worden. Aber bis heute warten wir noch auf eine Anklage wegen Beleidigung und auf eine Vernehmung in dieser Sache.

„Es ist sehr erfreulich, daß die Abgg. Lenzmann, Giesbert und Rulerški sich der Forderung nach Arbeiterkontrollleuren angeschlossen haben. Daß der Abg. Beumer dagegen ist, wundert uns ja nicht. Als das Unglück auf der Zeche ‚Karolinenglück‘ passiert war, erklärte der damalige Minister Brefeld, nach seiner Ansicht wäre es gut, Arbeiterkontrollleure einzustellen. Sofort aber erhob sich in der nationalliberalen Zechenpresse ein großes Geschrei, und den noch gar nicht eingeführten Arbeiterkontrollleuren wurde das Wort ‚Grubengendarmen‘ an den Kopf geworfen. Die Kontrollleure wurden dann nicht eingeführt, und der Minister Brefeld legte im Abgeordnetenhaus das Geständnis ab, er habe die Einführung unterlassen, weil er fürchtete, die Bergwerksbesitzer würden die Arbeiterkontrollleure maßregeln. Der Abgeordnete Beumer war ja wohl selbst in England, jedenfalls wird er wissen, daß in England die Arbeiterorganisationen die Kontrollleure stellen. Wenn der Abg. Beumer also angab, daß die inspizierenden Beamten in England nicht so zahlreich sind wie in Deutschland, so hätte er die Pflicht gehabt, hinzuzusetzen, daß infolge der Arbeiterkontrollleure nicht so viel inspizierende Beamte notwendig sind. Aber nicht nur in England haben sich die Arbeiterkontrollleure bewährt, sondern auch in Frankreich und Belgien. Wenn Sie diesen Tatsachen gegenüber immer noch das abgenutzte, gänzlich verbrauchte Stuckenpferd von der sozialdemokratischen Agitation gebrauchen, so muß man wirklich sagen, es ist den Herren ganz gleichgültig, ob Hunderte oder Tausende von Arbeitern verunglücken.

„Es ist sehr bedauerlich, daß die Herren von der Regierung und die Abgeordneten von der Rechten nicht hier sind; denn ich möchte ihnen sagen, daß allerdings in den letzten Jahren eine außerordentliche Abwanderung von Arbeitskräften aus dem Osten nach dem Westen stattgefunden hat.

Aber nur deshalb, weil die Zechenverwaltungen des Ruhrgebietes ihre Agenten nach Ostpreußen, Westpreußen, Schlesien und auch nach Galizien schicken, die durch schwindelhafte Versprechungen und direkte Lügen die Arbeiter nach dem Westen holen und so ins Unglück schicken. Ganze Trupps landwirtschaftlicher Arbeiter sind von der Firma Stinnes im Osten angeworben worden, und zwar unter der Vorpiegelung: sie würden in einer Fabrik beschäftigt, nicht in einem Bergwerke. Untermwegs mußten sie Hunger leiden, und als sie an Ort und Stelle waren und nicht unter Tag arbeiten wollten, da wurden Gendarmen gegen sie aufgeboten. Wir haben im Ruhrgebiet vollständig ausreichende Arbeitskräfte. Aber die Zechenverwaltungen holen immer neue landwirtschaftliche Arbeiter herbei, damit sie eine industrielle Reservearmee haben, die sie zur Lohnrückerei benutzen können.

„Aus der Statistik der Knappschaftsvereine vom Jahre 1904 ergibt sich, daß von 275 000 Bergarbeitern 88 700 aus dem östlichen Deutschland stammen und beinahe 18 000 aus dem Auslande. Wenn Sie wissen wollen, wie diese Leute behandelt, wie sie bezahlt werden, so machen Sie eine Reise nach dem Ruhrgebiet — allerdings nicht wie die berühmte Untersuchungskommission des preussischen Abgeordnetenhauses. Kommen Sie auf das Bureau unseres Verbandes, wir stellen Ihnen alle Hilfsmittel zur Verfügung, um Ihnen einen klaren Einblick in die Verhältnisse zu ermöglichen. Man holt die Leute aus Ostelbien und dem Auslande in ihr Unglück hinein. Das ergibt sich aus der Kranken- und Unfallstatistik. Auf 100 einheimische Bergarbeiter entfielen 47 Kranke, auf 100 ausländische 65. Auf 100 Einheimische waren 1905 15 Verletzte, auf 100 Ostelbische 19 und auf 100 Ausländer 26 Verunglückte. Von einer Kontrolle der Zufuhr fremder Arbeiter ist keine Rede. Trotz entgegenstehender Vorschriften steckt man die Leute so schnell wie möglich in die gefährlichsten Arbeiten, um sie ganz auszunutzen zu können. Im Abgeordnetenhaus hat der Fraktionskollege des Herrn Beumer, Herr Hilbert, gesagt, die Zahl der Unfälle sei nicht gestiegen. Wie das Herr Hilbert, der doch ein Fachmann ist, sagen kann, begreife ich nicht. Im Jahre 1886 kamen in Deutschland auf 1000 Bergarbeiter 6,59 Schwerverletzte und Tote, im Jahre 1904 15,44. Von 1885 bis 1904 sind in Deutschland nicht weniger als 102 252 schwere Verletzungen und Todesfälle im Bergbau vorgekommen. Allein 1907 Todesfälle, also über 1000 Tote pro Jahr. Wenn Sie einmal mit mir hineingehen wollten in die Wohnung einer Bergarbeiterfamilie mit der Nachricht: der Vater, der Bruder, der Sohn ist eben in der Grube erschlagen worden — ich glaube, unter diesem Eindruck würde ein jeder von Ihnen mit mir darin übereinstimmen, daß es absolut notwendig ist, mit dem bisherigen System zu brechen.

„Herr Beumer hat uns unterstellt, wir wären der Ansicht, daß die Unternehmer froh wären, wenn jeden Tag sich ein neuer Unglücksfall ereignete. Kein Mensch hat das behauptet, im Gegenteil haben wir darauf

hingewiesen, daß eine verbesserte Aufsicht auch im finanziellen Interesse der Unternehmer liegt. Die Anstellung von Arbeitern als Grubekontrollreure hätte für die Unternehmer 1904 eine Ersparnis von 800 000 Mark an Unfallentschädigung bedeutet. — Die Ausführungen, die wir hier gehört haben, werden im Lande ein lautes Echo finden. Die Bergarbeiter draußen werden es wohl zu würdigen wissen, daß der Herr Reichskanzler zwar zu den Festivitäten der Landwirtschaftsbündler geht, aber sich nicht einfindet, wo es sich handelt um die Erörterung eines so gräßlichen Unglücksfalles. Ich fordere von der Gesetzgebung Menschlichkeit. Gedenken Sie der Unglücklichen, die Tag für Tag in den Schacht hineinsteigen müssen, der Wittven und Waisen, die allzufrüh ihren Ernährer verlieren, gedenken Sie, die immer das Christentum betonen, des Wortes: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. Schützen Sie die Hunderttausende von Bergarbeitern."

Man fragt sich: Wie konnten solche Zustände von den Behörden jahre- und jahrzehntelang geduldet werden? Und da gibt es noch Gemütsmenschen, die dreist und gottesfürchtig erklären, es sei schon viel zu viel an Arbeiterschutz geleistet worden, und es sei höchste Zeit, mit aller weiteren Sozialreform Schluß zu machen. Wenn sie doch nur auf etliche Jährchen in einen der vielen gefährlichen Arbeitsbetriebe eingestellt würden — wie bald würden sie sich aus Verächtern des Arbeiterschutzes zu seinen schneidigsten Vorkämpfern durchmauern! Es genügen ein paar Ziffern aus den „Rechnungsergebnissen der Berufsgenossenschaften“ für 1904. Darnach hat dieses Jahr an Arbeiterleben und -gesundheit folgende Opfer gefordert: 8752 Tote, 137 674 Schwerverletzte, 447 544 Leichtverletzte. Es sind im Jahre 1904 53 000 Unfälle mehr angemeldet worden und annähernd 400 Todesfälle mehr vorgekommen als 1903!

Leute, die doch sonst nicht so sind, führen gegen die Sozialreform die sentimentale Betrachtung ins Feld, daß die Arbeiter ja doch nicht „dankbar“ dafür seien. Ihnen und noch anderen hat Graf Posadowsky am 6. Februar im Reichstage den Star gestochen. „Um Dankbarkeit zu erwerben,“ so belehrte sie der Graf, „gibt kein Staat Gesetze. Das ist ein individuelles sittliches Gefühl, das nichts mit dem eigentlich staatlichen Gebiet zu tun hat. Ferner muß man doch auch fragen, welche Verhältnisse sich entwickelt hätten, wenn seit jenen Zeiten, in denen die kaiserliche Volksherrschaft kam, trotz des gewaltigen Aufschwunges unserer Industrie nichts für die Arbeiter geschehen wäre. Und ferner: Wenn Deutschland einen so gewaltigen industriellen Aufschwung erlebt hat wie kein anderes Land der Erde in derselben Zeit, so verdankt es das in erster Linie der Tüchtigkeit seiner Arbeiter... Von den christlichen Gewerkschaften soll erklärt worden sein, sie seien noch schlimmer als die sozialdemokratischen. Es scheint also Kreise zu geben, die sich der Hoffnung hingeben, daß trotz unserer großen industriellen Entwicklung

die Arbeiterbewegung — ich spreche von dem Streben der Arbeiter, ihre Lebenslage zu verbessern und sich in höherem Maße als bisher an den öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen — ganz beseitigt werden könnte oder sollte. Aber wer das glaubt, befindet sich in einem starken Irrtum und stützt seine Auffassung auf einen nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ ziemlich eng begrenzten Interessenstandpunkt. Der Unterschied zwischen der berechtigten Arbeiterbewegung und der unberechtigten Arbeiterbewegung der Sozialdemokratie besteht eben gerade darin, daß die Sozialdemokratie im Interesse der Arbeiter Forderungen aufstellt, die weder der gegenwärtige Staat, noch der Zukunftsstaat, noch irgend ein Staat in der Welt jemals ausführen könnte, denn die Erfüllung dieser Forderungen würde den Zusammenbruch des ganzen wirtschaftlichen und staatlichen Lebens bedeuten. Und weil die Sozialdemokratie überzeugt ist, daß kein Staat der Welt ihre Forderungen wird ausführen können, darum verlangt sie die Beseitigung des ganzen bestehenden Staates und die Errichtung eines Zukunftsstaates, von dem ich wenigstens keinen Begriff habe, wie er aussehen wird. Da müssen wir es doch begrüßen, daß eine Arbeiterbewegung besteht und sich entwickelt, die auch die materielle Lage der Arbeiterbevölkerung entsprechend dem gestiegenen Wohlstand bessern will, die Löhne der Arbeiter den gestiegenen Bedürfnissen und teilweise auch gestiegenen Preisen anpassen und die Arbeiter an den öffentlichen Angelegenheiten mehr beteiligen will als bisher, aber dieses Ziel verfolgt innerhalb des modernen Staates und innerhalb der bestehenden modernen Gesellschaft. Zweifellos hat die Sozialdemokratie schuld daran, wenn die Neigung, sozialpolitisch tätig zu sein, im Lande abnimmt. Zweifellos beruht diese Erscheinung darauf, daß die Sozialdemokratie mit der Revolution spielt und nicht objektiv genug ist, das anzuerkennen, was der Staat und die bürgerliche Gesellschaft für die Arbeiter getan haben. (Su den Sozialdemokraten gewandt:) Auch in der Politik ist strengste Wahrheitsliebe und strengste Gerechtigkeit die beste Taktik.“

Es sind das im Grunde nur Anschauungen, wie man sie bei jedem gebildeten und nicht ganz beschränkten Bürger des 20. Jahrhunderts, jedem vornehmeren Charakter als selbstverständlich voraussetzen sollte. Für ein gewisses preussisches Kraftpatriotismus, dessen naive-weißblauer Egoismus im umgekehrten Verhältnis zu seinen geistigen Qualitäten und kulturbildenden Werten steht, sind es schlimmste Regereien, ist der Graf — wenn nicht schon Sozialdemokrat, so doch auf dem besten Wege dazu. So beginnt denn auch bereits, zunächst noch vorsichtig und von ferne her das Resselstreben gegen ihn, und zu welchen Konzessionen an das herrschende Regime er auch bereit sein möge, sie werden diesem doch nicht genügen, da es unbedingte Unterwerfung und Botmäßigkeit fordert. Die preussische Kamarilla hat bisher noch jeden, der ihr im Lichte

stand, zur Strecke zu bringen gewußt. Es wird dem Grafen wenig nützen, daß er es weder in der Durchdrückung des agrarischen Zolltarifs, noch in der Abwehr sozialdemokratischer Übergriffe an Energie hat fehlen lassen, daß er bei der Borussia-Interpellation und den Wahlrechtsverhandlungen wohl nur als Sprachrohr der Regierung diene und die sehr undankbare und heikle Aufgabe auf sich nahm, Dinge zu vertreten, die sich wirklich nicht ganz ohne sacrificium intellectus vertreten lassen: — „Ich hab' hier nur ein Amt und keine Meinung.“

„Man hält den Stellvertreter des Reichskanzlers und Reichsgewerbeaminiſter für das Haupthindernis einer entschlossenen Gewaltpolitik gegen die Sozialdemokratie“ — damit trifft die „Magdeburgische Zeitung“ ins Schwarze. „Das Mißtrauen, das man in dieser Beziehung dem Reichskanzler zu jener Zeit entgegenbrachte, wo das Wort von dem notwendigen ‚starken Mann‘ gesprochen wurde, hat sich ein wenig gemildert, oder es wird unterdrückt, weil man die angenehme agrarische Temperatur, die zurzeit in der Gesamtpolitik hergestellt ist, nicht der Gefahr einer Abkühlung aussetzen möchte. Aber man möchte den ersehnten starken Mann wenigstens neben dem Reichskanzler sehen, mit genügendem Einflusse, um den Kurs der staatsbehaltenden Politik im konservativen Sinne zu leiten.“

„Diesem Ideal entspricht Graf Posadowsky allerdings nicht... Er steht den politischen Problemen nicht mit dem Temperament des Herrn von Oldenburg, sondern eher wie ein leidenschaftsloser philosophischer Staatsmann gegenüber. In seiner ernstesten, vielseitigen Arbeit treten an ihn die Dinge nicht nur von einer Seite heran. Er ist darauf bedacht, durch augenblickliche politische Notwendigkeiten sich den Blick für eine Betrachtung von verändertem Standpunkte nicht trüben zu lassen. Er vertritt gegenüber dem subjektiven Verhalten, das der Partei ziemt, mit Bewußtsein die Objektivität des über den Parteien bleibenden Staatsmanns. Daher der etwas lehrhafte, moralisierende Zug, der den weniger von des Gedankens Blässe angekränkelten Herren auf der Rechten an ihm so oft mißfällt. Daher auch das unentwegte Streben nach Gerechtigkeit, Versöhnung und Befehrung der Massen, das andere eine Illusion nennen. Es ist denn auch bezeichnenderweise in der Zirkusversammlung der Landbündler, in der alles vom Vertrauen zum Reichskanzler überfloß, der schweren und ehrlichen Arbeit des Grafen Posadowsky mit keinem Worte gedacht worden, vielmehr befand sich in der Ansprache des Freiherrn von Wangenheim ein wohlberechneter Seitenhieb gegen die ‚dem Reichskanzler sehr nahestehenden Beamten‘, die sich in sozialpolitischer Beziehung zu den von ihm ausgesprochenen Anschauungen in Gegensatz stellen.“

„Ich habe schon so viel für dich getan, daß mir zu tun kaum noch was übrig bleibt.“ Gretchen-Bülow hätte alles Recht, zum Bunde der Landwirte und seinem diesjährigen Vertretertage also zu sprechen. Nun ja,

feine — über alles Hoffen und Erwarten — großen Dienstleistungen werden ja auch mit einem gewissen Wohlwollen anerkannt. Aber eben nur mit einem „gewissen“, genau temperierten. Mehr erlaubt die so glänzend bewährte Taktik des Nimmersattseins nicht.

„Vor Jahren“, so heißt es in dem Begrüßungsartikel der „Deutschen Tageszeitung“ zur Tagung des Bundes der Landwirte, „empfahlen wir einmal den Landwirten, weder vertrauenslos noch vertrauensselig zu sein. Heute können wir um eine mäßige Abtönnung (!) wärmer sein. Wir dürfen heute sagen, daß vorläufig (!) zu Mißtrauen kein Grund vorhanden ist, daß wir vielmehr uns freuen, wieder zum Vertrauen raten zu können. Aber das möge man nimmer glauben, daß wir uns in traumhafte, blinde oder kurzfristige Vertrauensseligkeit einlullen lassen können! Wir werden scharf auf dem Posten bleiben und für alle Fälle unser Pulver trocken halten.“

„Wer so hochfahrend zur Regierung spricht,“ bemerkt hiezu die „Rölnische Zeitung“, „muß wissen, daß er es sich erlauben darf, und da die legale, das heißt die parlamentarische Machtvertretung des Landbundes in einem geradezu lächerlichen Mißverhältnis zu diesem Schulmeister-ton steht, kann man ermessen, wie hoch der Landbund seinen illegalen Einfluß auf den Gang unserer Politik einschätzen muß. Daselbe Blatt liefert für diesen logischen Schluß noch einen weiteren Beweis in der Art und Weise, wie es mit dem Staatssekretär des Innern, dem Grafen Posadowsky, umspringt. Es nimmt zwar von der Erklärung Posadowskys, daß es zwischen ihm und dem Kanzler keine Meinungsverschiedenheiten gebe, mit Befriedigung Vermerk, aber es findet doch, daß die Ausführungen des Stellvertreters des Reichskanzlers in mancher Beziehung ein anderes Gepräge tragen, anders abgetönt und zugespitzt sind als die des Kanzlers selbst, und es folgert daraus, daß dem Herrn Stellvertreter des Reichskanzlers anheimzugeben sein dürfte, daß er künftig selbst durch die Abtönnung, durch die Suspizung und durch den Inhalt seiner Reden jeden Zweifel an der vorhandenen Einmütigkeit unmöglich mache. Wir meinen, wer sich erdreistet, eine solche Sprache zu führen, der weiß, daß seine Richtung Trumpf ist in der Politik, und wir können uns darum darauf gefaßt machen, daß auch die heutige Jahreschau des Landbundes unter der stolzen, für unser gesamtes politisches Leben freilich recht bedauerlichen Devise stattfinden wird: Wir sind die Herren!“

* * *

Wer möchte unseren deutschen Landwirten nicht alles Gedeihen und allen Segen wünschen? Ich persönlich stehe schon meiner Abstammung nach dem Lande näher als der Stadt, meine Vorfahren haben jahrhundertlang die Scholle bebaut, und die schönsten Bilder meiner Jugend sind Feld und Wiese, Wald und Wasser. Selbst weiß ich, welche nicht nur körperlichen, sondern auch moralischen Kräfte der Mensch aus dem frischen Erd-

reich ziehen kann, wie der tägliche Umgang mit der Natur ihn täglich erquickt und stärkt.

Wenn ich aber so den Landbebauern angeborene Sympathie und ehrliche Teilnahme entgegenbringe, so dürfen deren Interessen doch nicht in einem Maße bevorzugt werden, daß dadurch andere, nicht minder berechnigte auf das schwerste leiden. Ein solches Verfahren muß aufreizend wirken, und das um so mehr, je — sagen wir: unbefangener man sich dazu bekennt. Es war keine glückliche Stunde des „leitenden Staatsmannes“, als er bei einem Bankett des Landwirtschaftsrates sich mit den agrarischen Interessen in einer so einseitigen Weise solidarisch erklärte, als ob's überhaupt keine andern gäbe, die noch würdig wären, von ihm vertreten zu werden.

Wie man in den Wald hineinruft, so schallt's zurück. „In unzähligen Resolutionen“, schreibt die „Berliner Volkszeitung“, „hat das deutsche Volk sich gegen den schweren wirtschaftlichen Druck aufgelehnt, der den Agrariern zuliebe über das Land verhängt worden ist. Hunderte von Stadtverwaltungen haben gegen eine volksfeindliche Politik protestiert, die vielen Millionen von Bürgern die schwersten Opfer, die schwersten Entbehrungen auferlegt, nur damit einer Minderheit von Großgrundbesitzern das Schweinegeschäft nicht verdorben werde . . . In den Stadtverwaltungen haben selbst konservative Parteigänger den Resolutionen zugestimmt, die der agrarischen Willkürpolitik gegenüber der Grenzsperr ein Ende bereiten sollten. In den breitesten Schichten des Volkes ist infolge dieser Politik eine Unterernährung zu verzeichnen gewesen. Die Zunahme des Verzehrs von Pferde- und Hundefleisch, statistisch nachgewiesen, hat gezeigt, welche empörende Wirkung die rücksichtslose Agrarpolitik hervorgerufen hat. Der vor Monaten von dem preußischen Landwirtschaftsminister gegebene Trost, in sechs Wochen werde alles vorüber sein, hat sich nach dem eigenen Eingeständnis des Herrn als eine Finte herausgestellt, als ein fauler Witz, nur gemacht zu dem Zwecke, augenblicklich Ruhe zu schaffen. Und die zahlreichen anderen Witzeleien, mit denen dieser Herr die Not weitester Kreise des Volkes zu verhöhnern pflegte, hatten ersichtlich keinen anderen Zweck als den, gleichfalls über den bitteren, traurigen Ernst der Lage hinwegzutäuschen. Das, deutsches Volk, ist die Art, in der an den verantwortlichen Stellen über dein Wohl und Wehe gesprochen, über dein Wohl und Wehe entschieden wird!

„Aber es hat noch besser kommen sollen. Der deutsche Reichskanzler hat als Gast bei den Agrariern die Spielereien und Witzeleien seines landwirtschaftlichen Kollegen im preußischen Staatsministerium noch übertrumpft. Mit blutigem Hohn hat er sich . . . über die millionenfachen Klagen und Beschwerden des deutschen Volkes hinweggesetzt, wie er sich neulich durch seine Duellklärung in bewußten Gegensatz gesetzt hat zu den Gesetzen des Landes, zu deren Hüter er amtlich bestellt ist. Gegenüber all diesen Klagen von Millionen fleißiger Menschen brachte es Fürst Bülow, der deutsche

Reichskanzler, fertig, sich unter dem wiehernden Gelächter der liebesgaben-gesegneten . . . Agrarier des Rhinocerosfelles zu rühmen, das ihn gegen alles schütze, was aus Anlaß der Fleischnot debatten an Angriffen gegen ihn gerichtet worden sei.

„In der Tat: durch dieses dicke Fell, dessen sich der Reichskanzler vor aller Welt rühmt, ist nichts hindurchgedrungen von den Klagen und Seufzern, die aus unzähligen kummervollen Herzen bedrängter Väter und Mütter emporgestiegen sind; nichts hindurchgedrungen von den Beschwerden und Verwünschungen, die sich den Lippen hungernder Eltern entrungen haben . . .

„Und was für Gründe mußten die Zweckdienlichkeit des gepriesenen Rhinocerosfells plausibel machen? Die alten, hundert-, ja tausendfach widerlegten ‚Argumente‘ sanitärer Natur, die vom Reichskanzler selbst aufs schlagendste abgefertigt worden sind, als er im Hinblick auf die neuen Handelsverträge die vermehrte Zufuhr russischer Schweine befürwortete. Das geschah mit der Begründung, jenseits der Grenze wären die hygienischen Vorkehrungen so absolut zuverlässig, daß keinerlei Gefahr für den heimischen Viehbestand in Betracht käme! So schlug sich gestern der Reichskanzler in der Freude über die Proklamation der Rhinocerosfelltaktik selbst ins Gesicht! Und in demselben Atemzuge feierte er den witzelnden Kollegen Poddzielski, den er der deutschen Landwirtschaft an erster Stelle noch lange erhalten zu sehen wünschte. So waren der Reichskanzler und Ministerpräsident, der Landwirtschaftsminister und die geeichten Oberagrarier des Landes unter den Auspizien des segensreichen Rhinocerosfelles ein Herz und eine Seele! . . .“

„Was schadet's?“ so scheinen unsere Maßgebenden und Verantwortlichen zu denken. „Für uns wird's noch langen, und was später kommt? Narr, wer sich damit seinen Gehirntasten beschwert!“ Und sie halten das vielleicht noch für Gottvertrauen!

Daß man die Sozialdemokratie allein für eine Änderung des sogenannten preußischen Wahlrechtes eintreten läßt und sie so als Wortführer der breitesten Massen privilegiert und in bengalische Beleuchtung rückt, ist auch eine Erscheinung, die nur im gegenwärtigen Preußen-Deutschland möglich ist. Und seltsam wie diese unglaublich kurzfristige Politik kindischen Trostes und kindischer Furcht war auch die Erklärung, mit der Graf Posadowsky namens der Regierung deren ablehnende Haltung gegen irgendwelche ernsthaftige Reform des preußischen Wahlrechtes begründete. Die Hohenzollernndynastie, meinte er, habe Preußen durch die Genialität ihrer Herrscher zu seiner heutigen Größe emporgehoben, und da könne doch eine republikanisch gesinnte Arbeiterschaft nicht erwarten, daß ein Hohenzoller durch Einführung des Reichstagswahlrechtes für Preußen seine Herrschaft selbst preisgebe. Nur die allergrößten Kälber wählten ihre Metzger selber.

„Das heißt doch“, schreibt der „Vorwärts“, „nichts anderes, als den preußischen Staat mit seinen 37 Millionen Einwohnern für einen Besitzgegenstand der Hohenzollern zu erklären und für das 20. Jahrhundert den absolutistischen Grundsatz Ludwigs XIV. zu proklamieren: L'état c'est moi, der Staat bin ich! Und dabei ist Graf Posadowsky zweifellos noch der fähigste und modernste Kopf der Regierung.

„Es ist unglaublich, daß ein moderner Staatsmann die Ansicht vertreten kann, eine Erweiterung der Volksrechte, die von der Mehrheit des Volkes so dringend gefordert wird, könne einfach damit abgelehnt werden, daß eine Dynastie durch dies Zugeständnis ihre Rechte bedroht fühle. Als ob es nicht die ganz selbstverständliche Tendenz der modernen politischen Entwicklung sei, die Volksrechte zu stärken und die Kompetenzen der Krone einzuschränken. Daß diese Tendenz das Ergebnis der ganzen geschichtlichen Entwicklung ist, sollte doch einem Posadowsky nachgerade klar geworden sein, ebenso, daß es die Aufgabe eines wirklichen Staatsmannes sein muß, dieser unaufhaltsamen Entwicklung durch rechtzeitige Konzessionen Rechnung zu tragen. Statt dessen scheint Graf Posadowsky glauben machen zu wollen, daß die gegenwärtige Machtoerteilung zwischen Krone, Junkertum und Volk in Preußen das glorreiche Endziel aller politischen Entwicklung sei, und daß erst dann die Arbeiterklasse weitere Rechte beanspruchen könne, wenn sie durch ihr Verhalten den überzeugenden Beweis liefere, daß sie von den erlangten Rechten keinerlei Gebrauch mache, der die alten Vorrechte der Krone und Junker bedrohe!

„Fast ungeheuerlicher noch als diese . . . Auffassung war ihre Begründung: die Hohenzollerndynastie habe deshalb ein Unrecht darauf, für alle Zeiten in Preußen absolut zu herrschen, weil sie erst Preußen zu dem gemacht habe, was es sei . . .

„Man hat den Hohenzollern unzählige Verdienste nachgerühmt. Sie sollen die Pioniere des Deutschtums in den Ostmarken gewesen sein, sie sollen den märktischen Raubadel unterdrückt und damit der Entwicklung der Städte freie Bahn geschaffen haben, sie sollen die Vorkämpfer des Protestantismus gewesen sein, sie sollen die Einigung Deutschlands als ihre Mission betrachtet haben. Dem gegenüber ist es die Wahrheit, daß die Besiedelung Osteliens mit deutschen Bauern nicht nur unter deutschen, sondern auch unter den slawischen Dynastien, beispielsweise Mecklenburgs, Pommerns und Schlesiens erfolgte. Wie wenig speziell der erste Hohenzollern, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, als Pionier des Deutschtums betrachtet werden kann, geht aus seinem Projekte hervor, seinen Sohn Friedrich mit der Tochter des Königs von Polen zu vermählen und diesem dann bei der Vernichtung der Deutschritter in Preußen Helfersdienste zu leisten! Ebenso unrichtig ist die Behauptung, Friedrich habe durch seine Niederwerfung der Quisoms dem städtischen Bürgertum gegen die Junker Hilfe geleistet. Friedrich schloß mit den Junkern nur zu

bald ein Kompromiß, das auf Kosten der Bauern und der Städte zustande kam. Die späteren Hohenzollern setzten dann diese Politik der Begünstigung des Junkertums und der Unterdrückung von Bürgern und Bauern fort. Und wie steht es mit den Verdiensten der Hohenzollern um die Reformation? Joachim I., der bis zum Jahre 1535 regierte, war ein Protektor Luthers und ein erbitterter Gegner der Reformation. Sein Sohn Joachim II. führte dann die Reformation sehr verspätet ein, aber in sehr eigentümlicher Weise. Da er der Schwiegersohn des streng katholischen Königs von Polen war, entschied er sich für eine Reformation unter Beibehaltung des äußerlichen Ritus der katholischen Kirche, um die Sache dem Polenkönig möglichst harmlos erscheinen zu lassen. Luther urteilte über diese Art der Kirchenreform und ihre Träger sehr despektierlich. Joachims Hofprediger Agricola nannte er einen Poffenreißer. Freilich, meinte er, wie der Fürst, so der Diener. 'Große Narren müssen große Schellen haben.' Der 'Narr' wußte freilich ganz genau, warum er die Reformation einführte. Seine ausschweifende Hofhaltung hatte ihn in ungeheure Schulden gestürzt, so daß ihm die Konfiskation der Kirchengüter sehr zustatten kam. Im übrigen gab auch dieser Hohenzoller die Bauern den Junkern preis: er gab dem Adel das Recht des Bauernlegens dafür, daß er darein willigte, daß — die Städte und die Bauern Joachims Schulden bezahlten! Und was das 'Deutschtum' seines Vaters Joachim I. anlangt, so verdient bemerkt zu werden, daß er wiederholt mit dem König von Frankreich gegen gute Barzahlung — Joachim I. erwarb sich den Namen des 'Vaters der Sabgier' — gegen das Reich intrigierte. Eine Politik beiläufig, die auch der Große Kurfürst dem Franzosenkönig Ludwig XIV. gegenüber fortsetzte. Man hat diese Handlungen damit entschuldigt, daß die Fürsten der damaligen Zeit den nationalen Begriff überhaupt nicht gekannt hätten, sondern egoistisch für Vergrößerung ihrer Hausmacht eingetreten seien. Das ist völlig richtig: nur feiere man dann auch nicht solche Fürsten als nationale Helden!

„Nun könnte man sagen: Wie schlecht es immer um die Verdienste der Hohenzollern um die Nation und den Protestantismus stehen möge, jedenfalls zeuge es von besonderer Tüchtigkeit der Hohenzollern, daß sie das arme Kurfürstentum Brandenburg zur Vormacht Deutschlands emporzuheben vermochten. Die Hohenzollern hätten zuerst die Bedeutung einer starken Militärmacht erkannt, ohne die nun einmal ein Staat zur Ohnmacht verurteilt sei. Nun, selbst das sehr zweifelhafte Verdienst, Preußen zur ersten Militärmacht in Deutschland entwickelt zu haben, kann den Hohenzollern nicht zugestanden werden. Militärstaaten waren im 17. Jahrhundert, als Brandenburg seine Militärmacht schuf, alle Staaten. Daß die Militärmacht der Hohenzollern sich so zu entwickeln vermochte, ist nicht dem staatsmännischen Genie der Hohenzollern geschuldet, sondern der kulturellen Rückständigkeit Brandenburg-Preußens. Gerade weil hier Bürger und Bauern rechtlos und geknechtet waren, während die Für-

sten und Junker sich in die Macht teilten, gerade weil sich die Interessen des Junkertums und der Fürstenmacht auf dem Gebiete des Militarismus deckten, vermochte sich in Preußen der Militarismus zu einer alle wirklichen Kulturaufgaben völlig überwuchernden Institution zu entwickeln. Diesen Militarismus benutzten dann die Hohenzollern des 18. und 19. Jahrhunderts, um kulturell überlegene, aber gerade deshalb militärisch minder starke deutsche Staaten zu unterjochen. Nicht die größere Genialität und Tüchtigkeit der Hohenzollern haben diese Entwicklung Preußens bedingt — die preußische Dynastie weist wie jede andere in bunter Reihe neben sittlich tüchtigen und begabten Herrschern moralisch und geistig minderwertige Träger der Krone auf —, sondern die besonderen wirtschaftlichen Zustände Preußens, auf denen sich seine politische Organisation aufbaute.

„Preußen hat sich auf Kosten schwächerer Nachbarn kolossal ausgedehnt, es hat neue wirtschaftliche Elemente in sich aufgenommen; aber den kulturfeindlichen Charakter seiner junkerlichen-absolutistischen Regierungsform hat es noch immer bewahrt. Sicher würde auch die stärkere wirtschaftliche Macht der Bourgeoisie diese feudale Regierungsform überwunden haben, wenn sich nicht die Bourgeoisie aus Furcht vor der Arbeiterklasse mit dem Feudalismus ausgeöhnt hätte und ihn als vollkommenen Schützer des bourgeois Geldsacks betrachtete! . . .“

Ob man der Monarchie und dem monarchischen Gedanken wohl einen Dienst erweist, wenn man die dynastischen Interessen gegen die Volksinteressen ausspielt, wenn man dem Volke zum Bewußtsein bringt, daß beider Interessen entgegengesetzt sein können, und daß die Dynastie unter Umständen ihre Interessen über die des Volkes stellt?

Es wäre wunderlich, wenn unsere revisionsbeflissene Zeit ausschließlich an der Monarchie vorüberginge. In der Tat muß sie sich auch in bürgerlichen Blättern immer öfter und ohne daß sonderliches Aufsehen dadurch erregt würde, eine Kritik gefallen lassen, wie sie der friedliche Bürger früher nur in den radikalsten Blättern mit gesträubten Haaren lesen konnte.

„Alles was ist“, schreibt Eduard Goldbeck in einem ‚Der Landesvater‘ überschriebenen Aufsatz der ‚Zukunft‘, „war einmal vernünftig: so auch die Monarchie; und die Frage ist nur, ob nicht vielleicht auch hier im Wandel der Zeiten Vernunft Unsinn, Wohltat Plage geworden sei. Freilich: schon in einer solchen Frage wird die royalistische Ethik ein Verbrechen erblicken; doch ich wüßte nicht, weshalb die Institution der Monarchie von dem allgültigen Gesetz des Werdens und Weltens ausgenommen sein sollte. Eine solche Ausnahme ist nur ‚Gott‘ (es bleibt dem Leser überlassen, dem hehren, aber vieldeutigen Namen die volle Kraft seines warmen Gefühls zu verleihen); und ein Royalismus, der in der Monarchie ein ‚Absolutes‘ erblickt, ist fast eine Blasphemie.

„Daß das monarchische Gefühl einmal nützlich, die Monarchie einmal eine Notwendigkeit gewesen ist, wird niemand leugnen. Häuptlinge, Patriarchen, Medizinmänner faßten die Auseinanderstrebenden zu gemein-

famem Handeln zusammen und es entstand eine Organisation, die den Keim der Kultur in sich trug. Und wie das von den Anfängen geschichtlicher Entwicklung gilt, so läßt sich die Notwendigkeit der Monarchie aus dem Blick auf die Kämpfe erkennen, in denen das Königtum die eigennützigen Stände, den gewalttätigen Adel in den Dienst der Allgemeinheit zwang. Wir wissen, unter welchen Umständen die Monarchie sich segensreich erwies, in primitiven Zeiten als der eiserne Ring, der die zentrifugalen Einzel egoismen zusammenschmiedete, und in differenzierteren Zeiten als eine heilsam nivellierende Kraft, die den Übermut einzelner Stände unter ein wohlthätiges Joch beugte.

„Das monarchische Gefühl läßt sich also auch rationalistisch sehr wohl rechtfertigen, wenn wir in die Vergangenheit blicken. Doch heutzutage fordern die blutechten Königlichsten ja mehr von uns. Ginge es nach ihnen, so müßten wir uns zu dem Glauben bekennen, daß die Berührung der königlichen Hand die hartnäckigste Grippe heile, müßten gleich den Fidschi-Insulanern nach der Ehre geizen, in den Palast des Herrschers eingemauert zu werden, müßten uns, gleich dem mythischen Kosaten Peters des Ersten von Rußland, auf den Wink des Herrschers vom höchsten Turm herabstürzen, um die Bedingungslosigkeit unserer Loyalität zu erweisen. Doch auch die Kritik ist allmählich eine Großmacht geworden. Sie lockert den feierlichen Faltenwurf im Gewande der Majestät, bohrt den scharfgeschliffenen Dolch durch die dichtesten Maschen des Kettenpanzers, kratzt an dem marmornen Sockel, auf dem kindliche Pietät das Standbild des ‚großen‘ Vorfahren errichtet hat, und unterwühlt die granitene Fundamente der bestehenden Ordnung. Wohl gibt es auch kritische Köpfe, die dem Monarchen Weihrauch spenden. In seiner Broschüre ‚Das monarchische Gefühl‘ hat Erdmann dieses Phänomen der Völkerverpsychologie mit wundervoller Überlegenheit gekennzeichnet und dabei im Fluß der Erörterung die feine Bemerkung hingeworfen, monarchische Gesinnung sei häufig nur die Folge eines weltverachtenden Pessimismus. Als Beispiel führt er Schopenhauer an, der bekanntlich in seinem Testament als Universalerben den Fonds einsetzte, der zur Unterstützung der 1848 im Kampf gegen die Rebellen invalid gewordenen Soldaten und der Hinterbliebenen gefallener Kämpfer geschaffen worden war. Nach Schopenhauer ist der König die nützlichste Person im Staat und seine Verdienste können durch keine noch so hohe Zivilliste vergütet werden. Aber diese scheinbar so schmeichelhafte Einschätzung war im Grunde von einem crimen læsæ majestatis nicht weit entfernt. Schopenhauer wollte Ruhe haben, ungestört grübeln können; und dafür sollte der König sorgen.

„Auch unter unseren Sunkern gibt es kritische Köpfe, die jeden Augenblick zur Fronde bereit sind. Sie wahren sich unter vier Augen das Recht, einem unbequemen Souverän gegenüber ihren Monarchismus zu revidieren; das Volk aber soll gehorchen. Sie verlangen einen Chilperich, einen Gefangenen ihrer Rasse, dem sie mit Augurenlächeln huldigen. Und auch ihnen,

wie dem Frankfurter Philosophen, wie dem erwerbglühigen Bourgeois ist der König nur der Büttel, der die Massen zu Paaren treiben soll. Kurz, wir erblicken überall ein Absterben des monarchischen Gefühles; und in einem Lande, in dem Millionen sich zum sozialdemokratischen Dogma bekennen, kann die Frage wohl aufgeworfen werden, ob heute ein Präsident oder ein Landesvater an der Spitze eines modernen Großstaates stehen soll. Zeitgemäß ist diese Frage freilich nicht; denn der Traum einer deutschen Republik, den viele unserer Besten einst geträumt haben, scheint in nichts zerronnen, und ich bin auf den Vorwurf gefaßt, daß ich in das vormärzliche Geschwätz, in die öde Ideologie zurückfalle, von der uns der märkische Realist befreit habe. Wer aber bürgt uns denn dafür, daß individuelle Wandlungen wie die vorhin geschilderten sich nicht auch in der Volksseele vollziehen, wer bürgt dafür, daß nicht die Wiederkehr des Gleichen auf politischem Gebiet Kämpfe heraufführt, die lediglich der Staatsordnung als solcher gelten? Pops Wort *On the form of government let the fool contest* ist nun schon so lange beherzigt worden, daß vielleicht bald einmal wieder die Probe auf das Gegenteil gemacht wird. Nicht mit so plumphen Mitteln natürlich, wie eine Regierung sich denkt, die von aller psychologischen Einsicht verlassen ist und eine kleine Armee mobilisiert, weil ein paar Duzend Versammlungen angesagt sind. Wir sind von Revolte und Revolution gleich weit entfernt, und die absurdesten Genossen erwarten von Barrikaden viel weniger als von der ‚Entwicklung‘. . .

„Fallières (der neue Präsident der französischen Republik) blickt auf eine fast dreißigjährige Tätigkeit als Parlamentarier und Beamter zurück. Auf den verschiedensten Gebieten hat er gearbeitet und mehrmals als Minister wichtige Ressorts geleitet. Er hat Erfahrung und kann auch über die Grenzen des eigenen Könnens nicht im unklaren sein. Ein solcher Mann kann nie dem Wahn verfallen, das Panorama des öffentlichen Lebens auch nur völlig überblicken zu können; er wird nie auf eine mystische Inspiration pochen und sich weise bescheiden, wenn das einstimmige Urteil der Fachmänner dem seinen widerspricht. Und nun vergleichen wir mit dieser theoretischen und praktischen Vorbildung die intellektuelle Ausrüstung, mit der etwa ein fünfundzwanzigjähriger Königssohn die Regierung antritt. Ein paar Semester im vornehmsten Korps, leichter Dienst in zwei Eliteregimentern: mehr ist nicht nötig. Nicht einmal das vermag er zu erreichen, was die Prinzessin im ‚Tasso‘ bescheiden von sich rühmt: ‚Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.‘ Denn in den meisten Fällen wird er's eben nicht verstehen, weil der Gedanke, es kraft seiner fürstlichen Stellung besser zu verstehen, ihm das Verständnis erschwert. Er wird die Schwierigkeiten nicht sehen und darum immer geneigt sein, den gordischen Knoten zu durchhauen. Ist dann irgend ein Dekret ergangen, so wird er glauben, die ‚Reform‘ sei fix und fertig, während in Wirklichkeit vielleicht nichts gebessert ist, und die imperatorische Tatkraft an einem neuen Gegenstand erproben wollen. Vor anderthalb

Jahrhunderten genügte für einen Herrscher praktischer Verstand und der jedem Patrioten bekannte ‚Adblerblick‘; heute muß eine sehr sorgfältige Ausbildung diese Eigenschaften stützen.

„Solchen Erwägungen gegenüber hören wir den Einwand, ein erwählter höchster Beamter könne leicht egoistische Zwecke verfolgen, die Macht, die ihm seine Würde verleiht, für Vettern und Basen ausnutzen und sich auf Kosten des Staates bereichern. Erstens würde er mit einem solchen Gebaren nur den Traditionen des alten Monarchenbetriebes folgen, in welchem ja auch nur der Gedanke der Hausmacht die Handlungen des Herrschers bestimmte. Aber diese Gefahr ist heute, unter der scharfen Kontrolle der Öffentlichkeit, nur ein Phantom, mit dem die Anhänger des Ewig-Gestrigen uns schrecken wollen. Sie behaupten, der Monarch, dem Irdisches nicht mehr zu wünschen bleibe, sei ‚saturiert‘ und werde daher nicht mehr an sich und die Seinen, sondern nur an die *salus publica* denken. Als ob noch niemals jemand, der plumpfatt ist, nach einem fetten Bissen gegriffen hätte! Und sehr schmeichelhaft ist die These für den Monarchen auch nicht, die nur in seiner Übersättigung, nicht in dem Adel seiner Natur eine Garantie erblickt. Vor allem aber ist die Behauptung, der Monarch sei saturiert, in der Zeit der Milliardärvermögen nur ein leerer Wahn. Heute, wo manche ‚Untertanen‘ absolut, viele relativ reicher sind als der Herrscher, wo die Zeitungen fast täglich von den Geldverlegenheiten gekrönter Häupter und ihrer Agnaten zu berichten wissen, ist auch der Monarch dem Streben nach Gewinn nicht entrückt. Wir kennen Monarchen, die sich eines sehr ausgebildeten Geschäftssinnes erfreuen, und der Gedanke ist nicht unauwendbar, daß ein Herrscher sich bemühen könnte, dem Vermögensstatus seines Hauses aufzuhelfen, indem er arme Verwandte in einträgliche Stellungen bringt. Wie trieb es denn der erste Napoleon?

„Weiter pflegen dann die Monarchisten die ‚Stetigkeit‘ der monarchischen Politik im Gegensatz zu dem up and down der Parteien zu rühmen. Diese Stetigkeit äußert sich, wenn man einen größeren Zeitraum betrachtet, meist darin, daß der Sohn das Gegenteil dessen tut, was der Vater getan hat. Blickt man aber nur auf die Regierungszeit eines einzelnen Monarchen, so fehlt es nicht an geschichtlichen Beispielen, in denen, wie Friedrich Wilhelm IV. wüthig sagte, ‚des irren Willens wetterwendische Kraft‘ das Land aus einem Extrem ins andere riß. Die Republik Frankreich hat seit ihrem Entstehen keinen Mann von Genie an ihrer Spitze gesehen; trotzdem hat sie die furchtbare Niederlage fast spielend überwunden, und jetzt kann sie sich an Macht und Wohlfahrt mit jedem Großstaat des Continentes messen.

„Vielleicht aber sind wir Deutschen die ‚geborenen Monarchisten‘. Bismarck, der weder Monarchist noch sonst etwas, sondern nur ein Elementarmensch war, dem sein Dämon befahl, zu schaffen und zu zertrümmern, hat den Deutschen diese Überzeugung in den Schädel gehämmert; und er war ein frappedur; sie sitzt fest. Nur sollten uns wenigstens ‚entschieden liberale‘ Blätter mit dem Stil der Zopfzeit verschonen und nicht vom Lande-

väterlichen Herzen' reden. Wir wissen, wie diese Zeit beschaffen war, und wollen ihr nicht zurufen: 'Steig herauf aus alter Pracht!' Die Angelegenheit ist erledigt, definitiv erledigt und von den Beteiligten mit teuren Eiden besiegelt: wir haben einen König, dessen Rechte und Pflichten gesetzlich festgelegt sind; einen Landesvater (Fontane übersehte dieses Wort mit 'Oberhauer') haben wir nicht."

Daß solche Stimmungen dem Verfahren wegen Majestätsbeleidigung nichts weniger als günstig sind, versteht sich am Rande. Bemerkenswerte Betrachtungen über dieses immer „aktueller“ werdende Kapitel stellt Dr. Robert Richter in der neuen Wochenschrift „Das Blaubuch“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt) an.

„Dieselben Männer, die über Majestätsbeleidigungen wie über Verbrechen schlimmster Art sich wild gebärden, sprechen ganz naiv öffentlich und privatim ihre Überzeugung dahin aus, daß die Motive eines jeden Sozialdemokraten in verbrecherischen und räuberischen Begierden zu suchen seien. Die Vertreter der Kirche, die für diese und ihren Glauben den Schutz des Gesetzes als etwas Selbstverständliches stürmisch fordern, schmähren von der Kanzel und in Schriften laut den Unglauben, der doch auch ein Glaube ist, schmerzlich und in tieftraurigen Stunden oft gewonnen, aber ein Glaube!

„Es mag politisch scheinen; menschlich betrachtet ist dieser besondere Schutz der Überzeugung der Majoritäten eine Brutalität und eine Feigheit!

„Und ist die Ansicht, daß der Schutz gegen Majestätsbeleidigungen eine Forderung der Majorität sei, nicht vielleicht heute schon eine Fiktion? Die Zahl der Majestätsbeleidigungsprozesse hat erheblich zugenommen, und die Zahl der nicht gerichtlich verfolgten, tatsächlich aber täglich begangenen Verletzungen der Ehrfurcht gegen den Kaiser ist Legion. Zunächst in der Presse, wo Pseudonyme und geschickte Wendungen das Vergehen oft nur sehr notdürftig decken. Es bringen die Zeitungen selten mehr etwas, was dem Staatsanwalt eine Handhabe böte. Sie sind vorsichtig geworden und haben eine eigene Technik herausgebildet. Aber hinter dem oft heuchlerischen Schein der wohlgefehten, ernstesten Worte lugt überall die Satire durch, tückisch und verschlagen, voll Hohn und Haß, stets bereit, lächerlich zu machen, was man mit freiem Worte nicht gestehen darf.

„Und im Volke selbst, in allen seinen Schichten bis zu den höchsten Beamtentkategorien hinauf, sind Majestätsbeleidigungen billig wie Kiesel am Meere — das ist ein offenes Geheimnis, von dem jeder weiß und in kleinem Kreise ganz ungeschont spricht.

„Ein Gesetz, welches, unnachsichtlich und in allen Fällen, in denen gegen dasselbe verstoßen wird, angewendet, den größeren Teil des Volkes ins Gefängnis bringen müßte, ist ein Unding, ein Krebschaden an der Justiz und höchst geeignet, deren Ansehen, die Grundlage jedes Rechtsstaates, aufs tiefste zu erschüttern.

„Hier droht dem Staate und der Monarchie eine Gefahr; und alle königstreuen Männer sollten zusammenstehen, um dieser Gefahr zu steuern

— nicht durch stärkeres Anziehen der Justiz, sondern durch Freigabe der Meinungsäußerung über den Monarchen mit nur derselben Beschränkung, wie sie jedem andern gegenüber Pflicht ist.

„Die Vorgänger unseres Fürsten haben das persönliche Empfinden ihrer Untertanen nicht oft gereizt. Der impulsiven Natur unseres Kaisers ist eine solche Zurückhaltung nicht gegeben.

„Die hohe Auffassung, die er von seinen aktiven Pflichten als Herrscher hat, im Verein mit seinem glänzenden und kühnen Temperament lassen es nicht zu, daß er über den Parteien stehend objektiv und ohne Leidenschaft das Für und Wider politischen und wirtschaftlichen Kampfes bewertet.

„Das ist menschlich; menschlich schön sogar; oder es könnte doch menschlich schön sein, wenn die notwendige Ergänzung der freien Entfaltung seines Temperamentes nicht fehlte: das Recht der freien Meinungsäußerung auch auf der anderen, von dem Monarchen angegriffenen Seite.

„Der Kaiser ist impulsiv. Er hat gegen einen nicht kleinen Teil des Volkes Worte gebraucht, die, von einem andern gesprochen, als Scheltworte aufzufassen wären und eventuell der Bestrafung durch die Gerichte unterliegen würden.

„Die ‚vaterlandslosen Gesellen‘ gellen noch heute in unser Ohr. Sie trafen nicht nur jene, deren politische Meinung und soziales Verhalten getroffen werden sollte, sondern jeden ehrliebenden Mann, der sich dessen bewußt werden mußte, daß ihm ein kommender Tag denselben Schimpf bringen konnte, wenn seine Meinung mit der nicht immer gleichen Meinung der obersten Regierungsbehörde nicht mehr übereinstimmte.

„Auch in anderer Hinsicht traten Wort und Wille des Kaisers oft in einer Weise den Empfindungen seines Volkes nahe, die das Gefühl der Kränkung hervorrufen mußte.

„Es gibt kaum einen Zweig in der geistigen Arbeit unseres Volkes, in dem nicht einmal der Wille des Fürsten alle Arbeit und mühsam erworbene Überzeugung kurz abgeschnitten und in andere Bahnen gelenkt oder doch zu lenken versucht hätte.

„Seine Stellungnahme zu den anerkannt Größten der modernen Kunst, die Einmischung in die Frage der Medaillenverteilung im Gegensatz zu dem schon gefällten Votum der berufenen Sachverständigen, die Freigabe des Schulunterrichtes an mehreren Paradedagen, die, so unbedeutend sie scheinen mag, wegen der Ignorierung des Schulzweckes und der Schulautorität auf berufsfreudige Schulmänner wie ein Peitschenhieb gewirkt hat, die schnell aufeinanderfolgenden Ereignisse in wohlüberlegten Verfügungen auf militärischem Gebiete, . . . in der hohen Politik die ungnädige Trennung von dem Einiger des Reiches und seine darauf folgende gesellschaftliche Boykottierung, die frühzeitige Stellungnahme in dem bekannten Erbfolgestreit vor der Entscheidung des zuständigen Gerichtes — alles das sind Eingriffe, ob auch formell berechtigt, welche den Wert der Arbeit des Volkes herabsetzen.

„Wer kann noch mit Stolz und Freude auf seine Tätigkeit und seinen Beruf blicken, wenn er weiß, daß die Besten seines Faches, seine verehrten Vorbilder, mit der ganzen Summe ihrer Leistungen, ihrer Bedeutung, ihrer Autorität nichts sind, wenn einer, der doch nicht in allen Zweigen menschlichen Schaffens allen andern überlegen sein kann, anders denkt und anders will . . .

„Die Autorität des Thrones steht auf politischer und geschichtlicher Basis. Sie ist nicht nur abhängig von den Leistungen des Trägers der Krone, die niemals der Größe jener Autorität gleich sein können, er müßte denn ein Gott sein.

„Und diese traditionelle Autorität des Thrones, die auch ohne alles persönliche Verdienst weiter fortbestehen würde, sollte es vermeiden, die ehrlich erworbene Autorität der geistigen Arbeit zu beunruhigen und zu demütigen, indem sie auch diese mit der eigenen zu vereinigen trachtet.

„Noch scheint die Intelligenz in ihrer Mehrheit zur Monarchie zu stehen; aber sie will ihren Anteil haben an der Autorität des Staates. Sie will, aber sie darf es nicht mit Nachdruck aussprechen, weil enge Paragraphen ein freies Wort gefährlich machen.

„Das Ventil der Unzufriedenheit ist verstopft!

„Niemand weiß es, wie weit schon die Gärung unter der künstlich ruhig erhaltenen Oberfläche geht; die politische Interesslosigkeit der oberen Volksschichten ist wohl kaum ein Verzicht auf die Führung: die Intelligenz steht am Scheidewege.

„Auf diese Gefahr für die Monarchie muß mit allem Ernste hingewiesen werden! Die oberen Stellen unseres Staatswesens scheinen nicht orientiert zu sein über die Größe der Erbitterung, die über die Hemmung freier Gegenrede auf die Worte und Taten des Monarchen herrscht.

„Fast tiefer noch als der Schaden, der durch die persönliche Kränkung angerichtet wird, geht die Schädigung des Ansehens der Monarchie durch die Majestätsbeleidigungsprozesse, wenn man die ethische Seite in Betracht zieht.

„Die Stellung eines Fürsten ist eine exzeptionelle und nicht mit gewöhnlichem Maß zu messen. Seine Moral ist nicht nur durch allgemeine menschliche Rücksichten beeinflusst, sondern durch Staatsräson, Erziehung für den besondern Beruf, schließlich durch die oft kritiklose Ergebenheit seiner Umgebung.

„Und doch können wir uns auch der Person des Monarchen gegenüber nicht freimachen von einer Einschätzung seiner Person nach unseren Moralbegriffen, den Moralbegriffen des gewöhnlichen Sterblichen.

„Man beleidigt niemanden, der einem mit gebundenen Händen und gefnebeltem Munde gegenübersteht! Hier liegt die wundeste Stelle des Gesetzes, denn das Mißverhältnis zwischen den Waffen des Kränkenden und der Wehrlosigkeit des Getrunknen gibt den Feinden des Kaisers eine Gelegenheit, an seinem gentilen Sinn zu zweifeln mit einem Schein des Rechtes, aber nur mit einem Schein.

„Denn wessen Leben von ritterlichem Geiste stets Zeugnis abgelegt hat, der hat ein Unrecht darauf, daß man den ganzen Menschen nimmt und darnach seine einzelne Tat beurteilt, nicht aber sich nach einer einzelnen Handlung das Bild eines Menschen aufbaut.

„Gewiß, wir alle sind nicht imstande, jede Einrichtung gesellschaftlicher und politischer Art, die auf uns überkommen ist, auf ihren Wert zu prüfen. Wir müssen das meiste hinnehmen als berechtigt, wie es ist, ohne einen Gedanken an die Notwendigkeit und Möglichkeit einer Änderung. Und so hat unser Kaiser die gesetzlichen Bestimmungen über Majestätsbeleidigungen hingenommen als etwas Selbstverständliches, seinem Volke gültig, ohne die Verpflichtung einer Gegenleistung seinerseits.

„Dann ist es aber die Pflicht seiner Räte, sein Augenmerk auf eine Kritik dieser Einrichtung zu lenken — wenn sie klein von ihrem Herrn denken, eine schwere Aufgabe, tragen sie seiner großzügigen Natur Rechnung, eine leichte Pflicht.

„Wohl sagt man auch, der Kaiser fasse seine Stellung dem Volk gegenüber als die eines Vaters zu seinen Kindern auf, dann wäre es sein gutes Recht, zu strafen und zu schelten ohne das Recht der Erwiderung auf der anderen Seite.

„Aber wir leben in einem modernen Staatswesen; wir haben als freie Männer das Recht, über die Geschicke des Staates mitzuberaten — und zu beschließen.

„Man kann nicht heute mit Männern verhandeln, die man morgen als Kinder behandelt!

„Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, politische Anschauungen einer längst vergangenen Zeit, in der einer für alle denken und beschließen durfte, in unsere Zeit fiebernden Fortschrittes tragen zu wollen.

„Das deutsche Volk steht solcher Auffassung verständnislos gegenüber; und selbst bei kritiklosen Gemütern beginnt ein Verständnis dafür aufzudämmern, daß wir nach Beseitigung des Despotismus in Rußland das einzige Volk der zivilisierten Welt sein werden, welches drückende Reste von Ketten einer überwundenen politischen Epoche zu tragen hat.“

Noch immer dürfen preußische Patrioten ältester Observanz ihre Blicke ehrfurchts- und vertrauensvoll nach Rußland richten und ihre politischen Ideale von dort beziehen. Jedem solchen Patrioten müßte doch das Herz im Leibe lachen, wenn er hört, was der Petersburger Berichterstatter der „Täglichen Rundschau“ über die Art erzählt, wie man in Rußland „wählt“.

„Der konstitutionell-fortschrittliche Wahlausschuß des Gouvernements Rußk übersendet mir die beglaubigte Kopie einer amtlichen Zuschrift, die ihm vom dortigen Kreischef zugegangen ist und wie folgt lautet:

„Im Verfolg meines Rapportis vom 28. Dezember sub Nr. 2339 beauftrage ich Sie, Herrn Dr. K. (Vorsitzendem des Parteausschusses) mit-

zuteilen, daß eine konstitutionell-fortschrittliche Partei nicht existiert, und daß die weitere Tätigkeit einer solchen, von der Regierung nicht bestätigten Partei daher ungesetzlich erscheint, solange im russischen Kaiserreiche eine feste autokratische Macht besteht. Herr Dr. X. und die sonstigen Mitglieder dieser Partei haben sich daher schriftlich zu verpflichten, keine weiteren Sitzungen und dergleichen abzuhalten. Widrigenfalls werde ich mich genötigt sehen, gegen diese Herren auf Grund der Gesetze über den kleinen Belagerungszustand vorzugehen.'

„So also sieht die russische, mit Verlaub zu sagen, Konstitution in den Köpfen der einzelnen Provinz-Sarlein aus. Der landläufige Gouvernements-Satrap stellt sich eine politische Partei als eine Art von der Regierung bestätigte Provinzbehörde vor, über deren Ernennung er von der Petersburger Zentralbehörde selbstverständlich den nötigen Ukas erhalten muß. Solange dieser ihm nicht zugegangen ist, betrachtet er jedwede Parteibildung und Parteitätigkeit als ein strafbares, hochstaplerisches Etwas, gegen das der übliche kleine Belagerungszustand sanft-erzieherisch vorgehen muß.

„Die Ansichten des Gewaltigen von Kurst entsprechen genau den Ansichten der meisten seiner Kollegen, die die Wohlfahrt des russischen Volkes in Entreprise genommen haben. Rußland wird nach Ansicht vieler dieser Herren nach wie vor völlig autokratisch regiert. Was außer den von ihnen genehmigten Parteien Wahlgelüste äußert, verfällt unrettbar dem Kosaken oder Semjonowischen Garderegiment. Eine geniale Formel dies und, wie alles Geniale, verblüffend einfach: entweder du wählst einen Regierungsmann oder aber du lösest dich im physischen Nichtsein auf.

„Das Kurster Rezept ist gewiß gut, aber es gibt noch eins, das noch viel einfacher ist und noch weit besser wirkt. Gebraut wurde dieses politische Heiltränken in Warschau und, wie üblich, von den patentiertesten russischen Apothekern: den Kosaken. Nachdem nämlich die Petersburger Oberregierung die Bevölkerung aufgefordert hatte, sich allüberall in die Wahllisten eintragen zu lassen, entschloß sich eine ganze Reihe von Warschauer Einwohnern, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Dieser Leichtsinne wurde exemplarisch bestraft. Wie ein gewiß unverdächtiger Gewährsmann — die amtliche ‚Russische Telegraphen-Agentur‘ — uns erzählt, überfielen Kosaken-Patrouillen die amtlichen Wahllokale und prügelten alle diejenigen, die sich in die Wahllisten eintragen lassen wollten, weidlich durch — ‚da die Wahllokale von den Kosaken als unerlaubte Volksversammlungen betrachtet wurden‘, meint der offizielle Drahtbericht, und setzt dann in köstlicher Naivität hinzu: ‚Seitdem hat die geängstigte Bevölkerung Warschaus aufgehört, sich in die Wahllisten eintragen zu lassen.‘

„Damit auch Petersburg in dem sich jetzt hierzulande abspielenden Possen-Wahlkampf hinter der ‚schneidigen‘ Provinz nicht zurückbleibe, veröffentlicht der hiesige Polizei-Präsident einen Erlaß, worin jedes Ankleben von Wahl-Plakaten, Partei-Programmen u. dgl. auf den Straßen der

Residenz bei außerordentlich hohen Geld- und Gefängnisstrafen verboten wird. Eine Ausnahme machen hierin die Ankündigungen der ‚gut-russischen‘ Parteien, die nicht nur anstandslos auf allen hiesigen Straßen verteilt werden dürfen, sondern auch in sämtlichen Polizeivierteln erhältlich sind. Mir liegt grade jetzt eine der unzähligen Proklamationen der ‚Gesellschaft der aktiven Bekämpfung der Revolution und Anarchie‘ vor. An der Spitze dieser ‚Gesellschaft‘ stehen unter anderem aktive Generale, Gouverneure u. a. — Die Tendenz des Vereins ist somit ohne weiteres klar, und nun höre man, wie diese Säulen der derzeitigen russischen Regierung das russische Volk ‚beruhigen‘ und politisch erziehen.

„Bereitet euch zur Selbstverteidigung vor! Organisiert in euren Häusern und Wohnungen Kampfgruppen, schaffet Waffen an; suchet in den Häusern, die ihr bewohnt, eure Nachbarn auf, organisiert auch diese — und wenn ihr glaubet, daß eine revolutionäre Gefahr vorhanden ist, fanget sofort zu arbeiten an. Verlangt gleichzeitig von den örtlichen Regierungsbehörden, daß diese mit euch darin Hand in Hand gehen!“ —

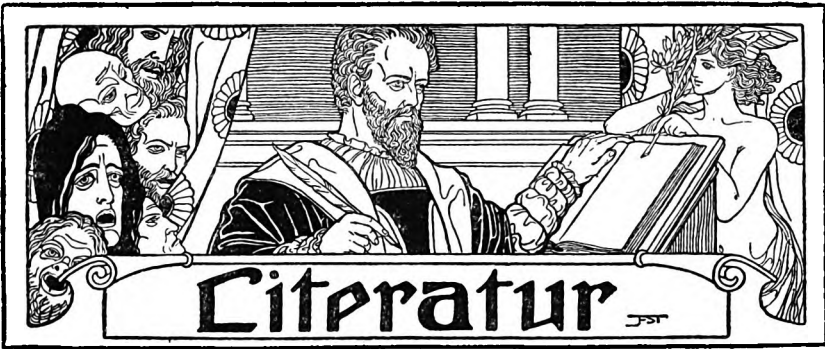
„Aus dem Russisch-Regierungsfreundlichen ins Deutsch-Gemeinverständliche übersetzt, lautet dieses Pronunziamento der konservativen Exzellenzen ungefähr so: ‚Schaffet euch Waffen an, schließet mit den nächsten Polizei- und Kosakenbehörden ein Truxbündnis und knallet dann jedermann nieder, der im Verdachte des verdammten Liberalismus steht.‘ Wenn das kein probates Mittel ist, um ein regierungsfreundliches Parlament zusammenzutrommeln, dann gibt es wirklich keines.“

„Herr Geheimrat Mendelssohn und Mr. Hostier sind arge Erozköpfe. Sie haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt, dem erschreckend leeren russischen Staatsfädel erst dann die heißersehnten Millionen zur Verfügung zu stellen, wenn an den Ufern der Newa die große Redestube zusammengetreten wird. Und nun heißt es: ein Parlament um jeden Preis, ein Parlament, das man dann den steifnackigen ausländischen Bankiers schleunigst verpfänden kann. Graf Witte ist ein viel zu geschickter Handelsmann, als daß er nicht versuchen würde, auf dieses immerhin zweifelhafte Parlamentsgebäude Baugelder aufzunehmen.“

Wie lange wird man dieses so frevle wie wahnwitzige Spiel noch treiben? Es scheint, daß die russische Bureaucratie noch blutigere Lehren empfangen muß, als sie bereits erhalten hat. Sollte man es aber für möglich halten, daß es auch in Preußen-Deutschland „Volksvertreter“ gibt, Männer von „Besitz und Bildung“ (?), die in ihres Herzens innerstem Grunde Zustände wie diese keineswegs für gar so übel halten?

Wann wird es endlich in diesen Köpfen tagen, wann ihnen die Erkenntnis aufgehen, daß die Rücksicht auf irgendwelche Familieninteressen und altererbte Ambitionen keineswegs das oberste Gesetz der göttlichen Weltordnung bildet? Die sie doch so gern im Munde führen.





Vom Kasperletheater

Ein Stück Kulturgeschichte

Von

Hermann Häfker

Von Kasperles Ahnen, Familie und Widersachern

Mancher denkt wohl, über das Kasperletheater wäre nicht viel zu erzählen? So wie es dasteht im Herbstwind auf der Jahrmartts-wiese, ein armseliger bunter Kasten, der ein paar bescheidenen Leuten etwas Nahrung bringt, sieht es gewiß nicht danach aus, als ob es etwas Großes wäre oder jemals gewesen wäre. Wenn aber der Vorhang aufgeht und die seltsame lustige Aufführung beginnt, da kann einem doch die Ahnung kommen, daß es eine besondere Verwandtnis damit haben muß. Diese kleinen hölzernen Männchen, die so viel Prügel kriegen und dabei doch so lustig sind, üben eine große Anziehungskraft auf das ganze Publikum aus. Kinder und Erwachsene strömen herbei, wenn die Klingel ertönt. Kann einer sich einen Jahrmarkt oder Freimarkt, ein Oktoberfest oder eine Vogelwiese, oder wie sonst in den verschiedenen deutschen Gauen jene Volksfeste unter freiem Himmel heißen — denken ohne eine Kasperlevorstellung? Die Buden mit ihren Pfefferkuchen und mit ihren Spielwaren, die Schaustellungen und Vorführungen, die dressierten Affen, Bären und Ramele, die Karussells mit ihrem Glitterschmuck und ihrem schwindelnden Drehen sind ja auch schön, aber sie fesseln nicht so sehr wie die Späße Kasperles, die unheimlichen Figuren von Tod und Teufel und der geheimnisvolle Kasten, aus dem sie hervorsteigen. Alles andere sieht man sich an und hat es im nächsten Augenblick wieder vergessen. An das Kasperletheater aber denkt man lange, — lange, selbst wenn man schon nicht mehr Kind ist!

Die Späße des Kasperletheaters können es nicht allein sein, die solchen Reiz ausüben. Die meisten wissen es nicht, und dennoch verspüren sie die Wirkung. Die Späße und Aufführungen des Kasperletheaters sind nicht die zufällige Erfindung des Mannes, der in den Kasten getreten

ist. Sie sind ein Vermächtnis des ganzen deutschen Volksgeistes. Freilich in armseliger, fast verkommenen Gestalt, in seltsamer rätselhafter Vermummung. Diese Figürchen von Kasperle mit der Pritsche, vom klappernden Tod und behaarten Teufel sind einmal lebensgroß gewesen und sind auf dem ganzen Jahrmartt herumgelaufen zur Belustigung des Volkes. Ja selbst das Ungeheuer mit dem aufgesperrten Rachen hat eine „lebensgroße“ Rolle gespielt, und der Kasten, aus dem der Teufel springt, hat einen Urahn gehabt. Und das ganze jetzt zusammenhanglose Spiel von Tod und Teufel, Höllenungeheuer und Kasperle, vom feilschenden Handelsmann und großmäuligen Soldaten, alles alles hatte einmal einen großartigen Sinn und spielte eine Rolle in der Phantasie des Volkes. Noch mehr! An den großen Kirchenfesten wurde das Stück aufgeführt, und das, was ihr auf dem Kasperletheater seht, als wäre es der Spuk kleiner Kobolde, das war einstmals nur lustiges Beiwerk, und der eigentliche Kern des Spieles war — die Osterlegende der christlichen Kirche. An nichts Beringeres erinnert uns das Kasperletheater, als an die Legende vom Heiland, der mit seiner milden, lichten Kraft den Tod überwand und die Hölle zwang, die Seelen wieder herauszugeben, die sie schon verschlungen hatte, und an den Jubel des Volks darüber!

Das scheinbar so spielerige Kasperletheater bewahrt Andenken aus allen Seiten von des deutschen Volkes Fröhlichkeit, die immer wandelnde Formen angenommen hat, deren Wesen sich aber stets gleich geblieben ist. Eine richtige Betrachtung des Kasperletheaters gleicht einer Wanderung durch die deutsche Geschichte.

Die Osterspiele im Mittelalter

Noch lagen draußen an den Stadtgräben schmutzige Streifen vom Winterschnee, aber darüber nickten schon die gelbgrünen Weidenkätzchen in der Frühlingssonne, und ein warmer, belebender Wind strich über die Stadt und über die Felder. Da machten die Leute ihre Häuser auf, zogen die Frühjahrsgewänder an, und es war ein schöner, bunter Anblick, denn damals trugen nicht nur die Frauen bunte, schmuckhafte Tracht, sondern auch die Männer zogen an, was ihnen gut stand: farbige Wämser mit Bändern und Puffen, Kniehosen und Schnallenschuhe. Draußen aber läuteten vom Kloster am hohen Berge her die Osterglocken.

Ostern! Gar ernst und beklommen war den guten Leuten zumute. Was wir heute empfinden, das ist gar mannigfalt und für alle ihre Empfindungen haben sogar die einfachsten Leute bewegliche, biegsame Worte. Sie haben sie von den zahllosen Dichtern gelernt, die seit Jahrhunderten im deutschen Volke von allem gesungen haben, was das Herz bewegt, von den heftigsten Erschütterungen bis zu den zartesten Gefühlen. Darum, durch den vielen Gebrauch ist auch unsere deutsche Sprache jetzt reich und mannigfalt geworden. Damals war das noch nicht. Damals sprach man noch nicht so viel und so fein, und alles, was das Herz bedrückte, und alles, was es aufatmen ließ, das drückte man in wenigen großen Legenden voller Symbole

aus mit rauhen, langsamen Worten. Das, was die Deutschen von jeher am meisten bewegt, im tiefsten Innern gepackt hat, das waren die großen Vorgänge in der Natur. Wenn die Sonne lieblich über die Felder schien, so zog es wie warmes Glück auch ins Herz hinein, und wenn Donner und Blitz unter schwarzer Wolkennacht einherfuhren, so atmete der Mensch tief und schwer auf, ballte die Fäuste, sah zum Himmel empor und fühlte, daß auch in ihm Kräfte waren, die sich wohl einmal losreißen und in Donner und Blitz und Unwetter dahertoben möchten. Am meisten aber beschäftigte ihn, was immer wiederkehrte, jedes Jahr: der Wechsel der Jahreszeiten. Da achtete er darauf, wie die Sonne anfing, in schrägerem Bogen am Himmelzelt dahinzuwallen, und wie es dann im Spätsommer die Wälder und Felder ergriff wie ein schwermütiges Abschiednehmen. Und dann kamen die Herbstwinde und die kalten Tage, wo man mehr Wolken sieht als Sonne. Und dann kam die Zeit des Winters. Da lagen die Felder kahl, die Wälder, in denen Luchse, Wölfe und Bären hausten, verschneit, und die Wege waren gleich außerhalb der Tore verweht und ungangbar. Die Sonne am Himmel war eine ganz andere geworden; klein, blaß und rot umsäumt stand sie den Tag über gleichsam in weiter Ferne, unfähig, ein grünes Blatt hervorzulocken. Und früh brachen die Nächte herein, die spät wieder wichen. Da saßen nun die Menschen in ihren finsternen Wohnungen, träumten für sich hin, erzählten sich Märchen und Sputgeschichten und dachten voller Sehnsucht und Liebe an die ersten Tage, wo wieder die Schneeglöckchen unter dem Schnee ersprießen würden, und wo wieder die liebe Sonne zu ihnen kommen und sie aus Not und Nacht erlösen würde.

Nun waren von Rom aus Sendboten zu ihnen gekommen, die ihnen gar seltsame Geschichten erzählten. Außer der Natur, die uns umgibt und mit der wir werden und vergehen, gibt es noch eine in unserer Brust. Da ruhen mächtige Triebe und Leidenschaften und die machen uns oft ebensoviel und noch mehr zu schaffen als die ärgsten Stürme, die traurigsten Winter oder das holdeste Frühlingsprießen auf den Fluren. Von diesen Trieben und Leidenschaften erzählten die Mönche. Sie sagten, es gäbe eine Höllennacht, die furchtbarer sei als die Nacht des Winters. Alle die Seelen, die im Leben von ihren Leidenschaften zu bösen Taten getrieben worden seien, alle diese Seelen würden heruntergeholt in den Rachen dieser Hölle, deren Teufel, mit dem Tode verbündet, sie an sich rissen und vor den Satan führten. Aber so wie die siegreiche Sonne in jedem Frühling an die harten Panzer der Erde klopft, daß er sich lockert und lauter neues Leben ihm entsprießt, so sei auch ein Held erstanden, der den Tod überwunden habe. Der sei zur Osterzeit aus dem Grabe auferstanden und zum Himmel emporgefahren. Von dort aber sei er dann herniedergestiegen zur Hölle und habe an ihr Thor geklopft. Und als krachend die Flügel aufsprangen, habe er die Seelen der Verdammten von der Teufel Oberstem zurückgefordert, sie milde gerichtet und mit sich zum ewigen Leben genommen. So lehrten die Priester. Sie herrschten damals mehr als jetzt in deutschen Landen und hatten eine gewaltige Macht über die Seelen. Um ihnen ihre Lehre noch

besser einzuprägen, spielten sie ihnen zur Zeit der großen Kirchenfeste all diese Vorgänge vor. Zu Weihnachten wurde in der Kirche Christi Geburt dargestellt mit all den Szenen, die die Bibel berichtet. In der Karwoche spielten sie die Leidensgeschichte des Herrn. Das war nun die letzte Sage gewesen, jetzt aber zu Ostern kam die Auferstehung, Himmel- und Höllensfahrt.

Und das Volk, ganz erfüllt von diesen Geschichten, in die es alles hineinlegte, was es an dumpfen Empfindungen, an Furcht und Hoffnung, Wintergrauen und Frühlingsglück in sich trug, das Volk spielte mit. Und darum strömte auch am Ostertag alles zum Marktplatz hin.

Der war freilich kaum wieder zu erkennen! So groß und breit er war, war er zu einem einzigen Theaterplatz mit vielen Abteilungen und Szenen gemacht worden. Raum konnten die dazwischen freigelassenen Wege die Menge der Zuschauer fassen. Das stattliche Wirtshaus mit einer Altane über der Haustür war herrlich verziert worden, eine große goldene Sonne prangte daran, Girlanden und Kirchenfahnen wehten vom Balkon. Jedermann wußte, daß dies nicht das einfache Wirtshaus war, sondern der Himmel, wo Gott-Vater thronte und seinen lieben Sohn empfing, wenn er der Erde Leiden hinter sich gelassen. Die anderen Häuser am Markt waren ebenso verwendet, oder wenn es sich besser machte, hatte man auch einfach Plätze abgesteckt. Hier war das Haus, wo der Herr das letzte Abendmahl mit seinen Jüngern eingenommen hatte. Dort der Blutader, den der Verräter Judas für dreißig Silberlinge erkaufte hatte. An der alten Linde da, deren Äste sich noch kahl in die Luft streckten, ein Zettel mit der Aufschrift „Judas“. Brrr, — da ist der Baum, an dem sich der Unglückselige, von Gewissensbissen gedrängt, aufhängen mußte! An den und den Häusern mußte der Zug Christi und der Schwächer mit dem Kreuze vorbei, in jenem waren die Jünger nach ihrer bangen Vereinsamung versammelt. Mitten auf dem Platz — o Trauer! — erheben sich drei leere Kreuze, und nicht weit davon ist das Grab Arimathias. Ein paar Soldaten sitzen davor und bewachen es mit grimmen Blicken. Nun aber, wenn wir weiter kommen, wird's lustig. Da drängt sich schon ein Haufe Menschen um den Händler und seinen Marktstand, von dem die drei Marien die Salben kaufen werden, um den Leichnam des Herrn zu salben. Der Händler aber hat schon angefangen mit seinem Spiel. Erst dingt er sich unter lautem Beifall der Zuhörer einen Knecht mit Namen Rubin. Der aber ist ebenso dumm wie frech, versteht alles falsch, preist die Ware seines Herrn mit lauter Pöffen an, bestiehlt ihn und mischt sich endlich gar in einen häuslichen Zank zwischen dem Herrn und seiner Frau.

Am Ende unserer Wanderung aber bleiben wir grauenvoll überrascht stehen. Ein Ungeheuer, wie ein kleines Haus groß, glockt uns mit unheimlichen Augen an und reißt das Maul mit den furchtbaren Zähnen weit auf. Ist das nicht gerade wie unser Krokodil oder Nachtmahr — das Biest, das alle unsere Puppen verschlingt und nur von Rasperle zahm gemacht wird? Still davon, — hier im Mittelalter gibt's noch kein Rasperle und kein Nachtmahr, und das Ungeheuer ist nichts Beringeres als der Schlund

der Hölle selbst. Hier werden wir stehen bleiben, um das Schauspiel aus nächster Nähe zu sehen, das sich hier entwickeln soll.

Der Chorgesang der Priester, Männer, Frauen und Kinder in der Kirche, der aus dem Nebengäßchen herausstömte, ist noch einmal angeschwollen und hat dann ausgeföhrt. Lautes Summen von Menschenstimmen erfüllt die Luft. Allerlei Spazmacher und fahrendes Volk erscheinen plötzlich auf dem Markt, und aus den Seitenstraßen quillt der Strom der Menge. Am Grabe des Arimathias bereiten sich die vor, die die Soldaten spielen. Eine Prozession von Volk folgt dreien Frauen, die klagend einherschreiten auf den Salbenhändler zu. Herolde im bunten Mantel, mit Stöcken in der Hand, schreiten voran. Der Knecht des Händlers stellt sich noch einmal auf den Kopf und schlägt Rad, dann tritt einer der Herolde vor und stampft mit dem Stock auf. Die Menge ringsum macht sich's bequem. Mit lauter Stimme und allerlei Scherzen fordert der Herold Ruhe und Aufmerksamkeit und verspricht denen, die das Stück mit Schwäzen und Schreien unterbrechen sollten, eine fühlbare Lektion.

Und nun beginnt das Schauspiel, zum größten Teil ernst. Wieder erinnern sich die Zuhörer, wie sie in den letzten Tagen spielend der Leidensgeschichte des Heilands der Menschheit nachgegangen sind. Sie wohnten dem Abendmahl bei und sahen seine Gefangennahme und das Ende des Verräters Judas. Am Karfreitag wurde Jesus am Kreuze erhöht, das er selber zum Richtplatz geschleppt hatte, und dann hatten sie ihn in die Gruft versenkt. Das waren schwere, traurige Tage gewesen, Tage voller Wehmut, Furcht und Zerknirschung. Den Menschen, in denen noch die Dunkelheit und der Frost der Winternächte nisteten, war nun auch die ganze furchtbare Nacht der Seele vor Augen geführt worden. Heute war Auferstehungsfest.

Wir wollen es nicht in allen Einzelheiten verfolgen. Die Wächter vom Grabe waren von Engeln geblendet worden. Den drei Marien am Grabe war die Auferstehung verkündigt worden. Ein Geist der Freude und der Befreiung der wieder entfesselten Hoffnung — der Geist des Oster-evangeliums war langsam wieder in die geängsteten Seelen eingezogen. Und die Lüfte gingen so lau, und die Wolken zogen so leicht am Himmelszelt hin.

Was strömen sie mit einem Male auf unser Angeheuer mit dem aufgerissenen Rachen los, und was wird es lebendig darin? Das rote Tuch rauscht hin und her, grausiges Schreien und Gebrüll wird darin lebendig. Die Zuhörer schaudert's. Sie wissen, so klingt das Schreien der Verdammten, der armen Seelen im höllischen Feuer und ihrer Peiniger, der Teufel. Aber da naht mit seinem Gefolge von Aposteln und Gläubigen der Auferstandene. Vor ihm weicht ehrfurchtsvoll alles zurück. Er klopft ans Thor der Hölle, er befiehlt ihm, sich zu öffnen, und den Teufeln, herauszukommen.

Widerwillig, voller Wut und Angst zugleich kommen sie hervor. Su, was für scheußliche, grausige, behaarte Angeheuer! Wie sie heulen und brüllen und wie wild sie umhertanzen um ihren Herrn, der Teufel Obersten! Das Gericht geht an, das jüngste Gericht!

Sie müssen alle ihre Opfer hervorbringen. Da kommen sie schlotternd ans Tageslicht. Ach die armen Seelen! Sie waren Menschen wie wir, arme Sünder, von ihren Begierden und Versuchungen bedroht, und gefallen. Verfallen den unbarmherzigen Mächten der Rache und der Qual. Auf ewig überantwortet dem Flammenrachen der Hölle. Wie wird's Ihnen gehn? Ist einer darunter, der sich reintwaschen kann? Spiel und Wirklichkeit mischten sich dräuend in der Phantasie dieser einfachen, gläubigen Menschen.

Aber siehe da, wie Sonne zog es in ihre Herzen ein. Das Gericht begann: der erste arme Sünder trat vor. In grauisigen Farben malten die Teufel seine Vergehungen auf Erden, um ihr Unrecht an seine Seele aufrechtzuerhalten. Der Herr und Heiland aber (Salvator) ließ sich nicht beirren. Er bewies ihnen klar, daß es eine göttliche Vergebung gibt, die allem spißfindigen Höllengericht ihre Milde entgegensetzt. Und liebevoll nahm er den reuigen Sünder unter sein Gefolge auf. Wie die Teufel brüllten und rasten vor Wut! Wie sie ihn gern noch hinterrücks wieder in die Hölle gestoßen hätten! Aber das ging nicht an: unangreifbar groß und siegreich stand der Herr vor ihnen.

Als es mit dem zweiten, noch schwereren Sünder ebenso ging, als auch ihn der Herr befreite und die Teufel sich in ohnmächtiger Wut krümmten, da atmeten aller Herzen auf und die Gesichter wurden heiterer. Und so beim dritten und beim vierten und bei allen, allen! So schwere Sünder sie auch waren, sie wurden erlöst! Da brach die Freude und Lust von allen Seiten los. Mit einem Male fürchtete man sich gar nicht mehr so sehr vor den grauisigen behaarten Gesellen. Was konnten sie denn ausrichten, wo ihnen die siegreiche Macht der ewigen Liebe entgegentrat? Ja, ja, dachten alle, wir sind ja auch im Frühling! Gerade wie die Frühlingssonne kommt der Herr dahergegangen, die nun auch nicht lange mehr warten lassen wird. Auch sie wird an den finstern Höllentrachen des Winters treten, der alles Lebendige verschlungen hatte. Mit ihren lichten Waffen wird sie die Felder auftauen, die Wälder grün und die Wege wieder gangbar machen, wird den Vögeln neue Lieder und dem Menschenherzen neue Lust einflößen! Daran erkannten sie recht wohl, wie wahr die Geschichte war, die ihnen da vorgespielt wurde. An die Sonne dachten sie und die winterstarrten-Fluren und an das menschliche Herz, das so heiß und verlangend der Erlösung aus Wintersbanden und Seelennot entgegenstrebte!

Und die Freude, wie das immer ist, wenn viele beisammen sind, schwoh an zum Jubel und zum Übermut. Die Zuhörer spielten mit. Sie spotteten der „armen Teufel“, lachten sie aus, und als sie in ihre Hölle zurückgejagt wurden, da bekamen sie noch manchen Puff mit von dem einen oder andern Spaszmacher, der nun ganz mutig geworden war. Frühling und Auferstehung und Erlösung von Winternacht und Höllenpein — das war das Osterfest.

Nun, von diesen alten Zeiten her ist eine Erinnerung im Volke geblieben. Die Anschauungen haben sich geändert, man spielt nicht mehr biblische Szenen auf dem Markte. Es hat sich ein Begriff von Ehrfurcht

vor religiösen Dingen herausgebildet, der sich nicht mit ihrer schauspielerischen Darstellung vereinigen läßt. Vielleicht fanden auch die Geistlichen damals, daß es nicht gut sei, wenn dem Volke grade die Erlösung der Seelen und die Ohnmacht der Teufel auf offenem Markte so sehr zu Gemüte geführt würde. Gerade das merkten sich die Leute am allermeisten und am Ende hätten sie gar die Furcht vor dem Teufel überhaupt zu sehr verlernen können! Heutzutage sehen und preisen wir am Christentum gerade die Milde und Freundlichkeit seiner Lehre und die Vergebung, die es für jeden reuigen Sünder innehat. Damals aber glaubte man mehr, den losen Sinn des Volkes mit Furcht und Schrecken im Saume halten zu müssen, und die Lehre der Kirche hatte düstere und schreckliche Seiten. Die Natur des deutschen Volkes aber, sein heiterer, der Sonne, dem Frühling und allem Fröhlichen zugewandter Geist lehnte sich unbewußt gegen dies Düstere und Schreckliche auf. Das hat sie zu allen Zeiten getan.

Und lange noch, als längst jene Kirche und ihre Lehre in deutschen Landen sich gewandelt hatten, heute noch, wo niemand mehr sich an jene Spiele auf dem Markte erinnert, heute noch treiben im Geiste des niederen Volkes, das am zähsten alte Überlieferungen bewahrt, jene Gedanken ein spukhaftes Spiel. Zwar der Heiland tritt nicht mehr auf, und das Passionspiel hat sich vom Markte zurückgezogen. Auch der Schauplatz ist ein Kasten geworden, und die Spieler in ihren bunten Gewändern sind auf ein paar Holzpuppen zusammengeschrumpft. Und diese Spieler oder vielmehr der Mann, der sie lenkt und sprechen läßt, und die Leute, die davor stehen und drüber lachen, die wissen gar nicht mehr den Zusammenhang ihrer Spiele. Aber noch immer spielt auf jener kleinen Bühne das alte Höllengerüst seine Rolle, sei es, daß es als Angeheuer mit klaffendem Rachen lebendig geworden ist, oder zu einem Kasten, durch den der Teufel seine Seelen herunterzieht. Das Spiel selber kommt immer wieder auf jene eine Vorführung zurück, die einst vor Jahrhunderten dem Volke so unvergeßlichen Spaß bereitete: wie Tod und Teufel, die einst so furchtbaren, überwunden wurden und ihre Prügel kriegten.

Weiter dürfen wir allerdings den Vergleich nicht führen. Vielleicht trägt Rasperle auch noch einen Zug aus jener alten Zeit. Er ist ja der unverbesserliche alte Sünder, der dennoch schlauer ist als Tod und Teufel. Aber wodurch er sie überwindet, das ist nicht mehr ein erhabener Gedanke oder ein frommes Verdienst. Es ist der Humor, der zwar oft rohe, aber doch gutmütige Humor, wie ihn das Volk versteht. Restlos wird man nie mit dürren Worten den Geist des Rasperletheaters, den ihm zugrunde liegenden tieferen Sinn erklären können. Aber die geschichtliche Betrachtung gibt den verlorenen Faden wieder.

Wer steckt in der Rasperlejacke?

Mancher Leser denkt gewiß: das ist ja alles ganz schön und gut und interessant, was uns der Herr Verfasser da vorerzählt. Aber ob's auch wahr ist? Müssen denn die Figuren und Späße des Rasperletheaters

überhaupt erst eine so alte Vorgeschichte haben? Kann denn die nicht irgend ein Spatzvogel selber ausgedacht haben? Tod und Teufel hat es doch endlich zu allen Zeiten gegeben, und auch die Zaubertränke und das Ungeheuer hat vielleicht mal einer erfunden, der besonders schlau war, und seitdem haben es andere nachgemacht?

Nein, das ist nun eine der merkwürdigsten und auffallendsten Erscheinungen im Geistesleben des Volkes, daß nicht das geringste von selber entsteht aus freier Erfindung, sondern alles auf dem Wege der Überlieferung. Wenn einmal einer etwas getan hat, was das Volk im tiefsten Innern bewegt hat, so vergißt es das nie wieder. Es dichtet Lieder und Märchen davon, es macht's im Spiele nach. Aber nicht alles und nicht richtig. Bloß das behält's, was ihm besonders gefiel oder auffällig war, und das ist besonders das Lächerliche und das Grausige und Unbegreifliche. Und dann hält es zähe fest an dem Hergebrachten. Nicht einen Wis erfundet es frei hinzu. Nur wenn die Zeiten sich ändern und aufs neue große Eindrücke hinzukommen, dann hinterlassen diese wohl im Laufe der Zeit eine neue Spur im Spiel des Volkes. Darum kann man all so etwas, was im Volke lebendig ist, wie Märchen, Sagen, Lieder, Spiele, Redensarten und Witze — alles das kann man oft jahrhundertweit verfolgen. Oft zeigt sich dann, daß der Ursprung ernster und erhabener Natur war. Darum sind auch diese Dinge Gegenstand einer eigenen Wissenschaft, die ihren Ursprung, ihre allmählichen Verwandlungen usw. nachweisen will.

Wenn aber die Erinnerung an den Ursprung einer solchen Überlieferung immer mehr verblaßt, wenn endlich unter den Großen keiner mehr recht weiß, was es soll, und sich dabei zu langweilen anfängt, dann sinkt es noch eine Stufe weiter: es rettet sich ins Kinderspiel hinüber. Ich sage aber nicht: „eine Stufe tiefer“. Nein, das ist etwa so, wie wenn ein Samen, von dem alles süße, fruchtbare Fleisch abgenagt worden ist, zuletzt wieder auf die Erde fällt in irgend eine Ackerfurche. Da achtet kein Großer mehr darauf. In der Ackerfurche aber ist der Samen in guter Gesellschaft: mit all den jungen Trieben und Sprossen wächst er wieder heran zu neuem Leben! Und was so in die Seele fällt, solange wir Kinder sind, das wird einmal mit uns groß. Und wenn es mit uns groß geworden ist, so verrät es uns all die Geheimnisse wieder, die in ihm liegen.

Wer aber noch einen Zweifel hat, daß wirklich der Rasperle keine zufällige Erfindung ist, der sehe einmal sein Äußeres an! Immer hat er eine große Nase und ein grobes knochiges Gesicht. Aber das Gesicht ist voller spitzbübisch-gemütlichem Lachen. Süßlich ist er eigentlich nicht. Auf dem Kopfe trägt er eine Zipfelmütze, dazu hat er eine braune gestreifte Jacke an und stets den Knüppel im Arm. (Eigentlich muß es eine Pritsche sein.) Auch was er tut und redet, hat einen ganz bestimmten Charakter. Unter uns gesagt: er ist eigentlich der Feinste nicht! Wo und wie er nur kann, gibt er den anderen einen Schabernack und betrügt sie. Das Prügeln ist sein Hauptspatz, sogar seine arme Frau verhaut er jeden Augenblick. Daß er dem Tod und dem Teufel ein Bein stellt, verdienen wir ihm ja nicht,

aber was wagt er sich sogar gegen Magistratspersonen, die ihn verhaften und hängen sollen! Er läßt sie selber in die Schlinge gehen und zieht sie dann zu — ohne alle Gewissensbisse. Wenn er dabei nicht so tolle Wize machte! Dadurch gewinnt er trotz alledem immer wieder unser Herz, so daß seine Feinde auch die unsern sind. Und doch, was für Wize macht er! So grob, daß wir sie manchmal nicht zu Hause wieder erzählen dürfen. Auch seine Stimme ist immer rauh und grandig. Und so ist der Rasperle allüberall im Deutschen Reich, in Osterreich und der Schweiz. Das deutet doch darauf, daß er ein gemeinsames Vorbild haben muß!

Unsere Vorfahren hatten immer eine große Neigung, einander zu necken und zu „hänfeln“. Was einer Besonderes hatte, das wurde beobachtet und nachgemacht, meist in lustiger Übertreibung. Sehr fein war das Volk darin auch nicht: körperliche Gebrechen und geistige Eigentümlichkeiten, besonders Dummheiten, Schlaueit und auch schlechte Neigungen — alles mußte herhalten. Auf wen es aber die Deutschen zur Reformationszeit und später am meisten abgesehen hatten, das war der Bauer. Damals herrschte ein lebhaftes geistiges Leben in den Städten. Handwerk und Kunst fingen an zu blühen, und der Städter dünkte sich was Besseres als der grobe Bauer. In unzähligen Schwänken und Wizen wurde er verhöhnt, seine Dickfelligkeit, Faulheit und Gefräßigkeit bildeten eine ewige Quelle des Spases, besonders aber auch seine Schlaueit und sein Mutterwitz, mit der er sich trotz aller geistigen Zurückgebliebenheit immer wieder zu helfen wußte. Raufen und Saufen waren seine beständigen Eigentümlichkeiten, und einen besonderen Stoff zum Lachen bildeten der ewige Zank zwischen ihm und seiner Frau.

Der Bauer ist's, der in Rasperles flüchtigem Gewande steckt. Nur den Namen hat er anders woher; wir werden sehen, wie er entstanden ist.

Wie Rasperle zu seinem buntscheckigen Kleide kam.

Die Osterspiele im Mittelalter und die Bauernschwänke eines Hans Sachs sind Erinnerungen an Deutschlands schönste goldene Zeiten. Nun aber kam die Zeit des Unglücks, wo die Fremden in Deutschland einbrachen und erst die Fluren verwüsteten und dann fremde Sitten, Sprache und Gedanken einführten. Das war die Zeit, wo Deutschlands Landkarte wie eine Jacke mit hundert Flickern ausah und Deutschlands Geistesleben ebenso. Damals hat auch Rasperle seine Flickern aufs Gewand bekommen und daher ist er noch heute auf vielen Theatern so buntscheckig, obgleich ihm eigentlich die braune Jacke gebührt.

Es würde zu weit führen, wollte ich nun die ganze Geschichte der Lustigkeit in Deutschland hersehen. Genug: das Theater wurde wohl prächtiger ausgebildet als einst, und der lustigen Figuren auf den Bühnen gab's eine Anzahl. Aber es war nichts Deutsches mehr: die Clowns und Pierrots, Harlekins und Bajazzo's kamen aus England, Frankreich und Italien, und die deutschen Dickelheringe, Hanswürste, Narren usw. waren nichts als grobe Nachahmungen. Das alte Osterspiel und die Bauernschwänke waren dem deutschen Volke aus dem Herzen gekommen. Der alte

Humor war ein natürlicher gewesen. Die neuen Spasmacher machten ihre Wiße, ihre Grimassen und Verrenkungen berufsmäßig, die neue Kunst und die neuen Theater kamen aus dem Verstande. Darum hatten sie auch keine lange Dauer. Es kam so weit, daß wohlmeinende Männer, die dem deutschen Volke seine alte Herzensbildung wieder zurückführen wollten (wie Gottsched in Leipzig und Ritter von Sonnenfeld in Wien), dem Hanswurst auf der Bühne förmlich den Krieg erklärten und nicht eher ruhten, als bis er feierlich verbannt war. Weil sie aber doch nur Gelehrte waren und nicht Künstler, so hatten sie auch wieder nicht das richtige Herz für das, was volkstümlich und gut war in der fremden Vermummung. Anstatt anzugeben, wie man den Hanswurst auf der Bühne wieder mit deutschem gesunden Geiste erfüllen könnte, wollten sie überhaupt von Spaß und Komik nichts mehr wissen. Andere, wie Lessing und Möser, suchten den guten Kern in Harlekin und den Seinen zu verteidigen. Aber die Gegenbewegung war zu stark. Als der Streit zu Ende war, gab's keine „lustige Person“ mehr auf der deutschen Bühne. Eine der letzten Figuren dieser Art in Wien hatte den Namen „Rasperle“ gehabt und war dafür berühmt gewesen. Von ihm hat unser Rasperle den Namen geerbt, und das war alles. Nein, nicht alles! Ein paar Einzelzüge stammen vielleicht noch aus jener Zeit her, z. B. die Pritsche, die Rasperle trägt. Und wenn unser Held mit einem „Perlicke“ die Teufel zum Erscheinen und mit „Perlacke“ wieder zum Verschwinden zwingt, so spricht er dabei noch Italienisch — wie die alten Schauspieler! Diese sagten „per li“ (etwa — „hierher“) und „per là“ („dorthin“). Eine alte Anekdote mag zeigen, wie es gemeint war, und wie kindlich die Leute damals im Theater waren. Da saß also einmal ein deutscher Prinz vor der Bühne. Harlekin trat auf und erzählte, wenn er „per li“ sagte, so würde er unsichtbar, und wenn er „per là“ sagte, so würde er wieder sichtbar. Natürlich benutzte er das, um allerlei dumme Streiche zu machen und die Leute auf der Bühne zu prügeln. Wollten sie ihm dann an den Kragen, so sagte er „per li“! — sie sahen ihn nicht mehr und schlugen in die Luft. Einmal aber vergaß er plötzlich das Zauberwort und bekam deshalb sein Maß voll ausgezahlt, worüber er natürlich fürchterlich schrie. Dem Prinzen unter den Zuschauern ging das Geschrei zu nahe, er vergaß, daß es nur Spiel war, und rief ihm mitleidig zu: „Um Gottes willen, so ruf doch perli!“

Die alte Szene, wo Rasperle vom Werber unter die Soldaten gesteckt werden soll, erinnert an die Zeit, wo die preußischen Werber zum Schrecken aller grad gewachsenen jungen Leute im Lande herumstreiften. Das ewige Sichversprechen und die Mißverständnisse in den Reden Rasperles sind zwar ein alter Spaß, wurden aber zur Hanswurstzeit ganz besonders ausgebildet.

Verändert haben sich ja Rasperle und die Seinen seit den Osterspielen und den Fastnachtschwänken gar sehr. Aber im Charakter ist sich der lustige Gesell, der „nicht tot zu kriegen ist“, immer gleich geblieben. Zu allen Seiten hat er dem Denken und Fühlen des Volkes Ausdruck

gegeben und immer entlud sich in seinen Wizen und Taten etwas von Widerspruch gegen allzu harte geistige oder wirkliche Bedrückung. Gegen die allzu düstere und das Herz bedrückende Lehre der Kirche schuf sich das Volk einen Ausweg in seinen lustigen Verhöhnungen des Todes, der Hölle und der Teufel. Der faule aber schlaue Bauer, über den man lachte, wurde trotzdem die Lieblingsfigur des armen Volkes. Es freute sich zu sehen, wie dieser plumpe, ungebildete, gar nicht schöne Kerl sich mit seinem bißchen Mutterwitz doch aus allen Schwierigkeiten zog, und wie er die gewalttätige Obrigkeit, den grimmigen Werbeoffizier, den armen Baron, der ihn zum Diener nehmen will, und zuletzt selbst Tod und Teufel an der Nase herumführt. So ist Rasperle denn immer gleichsam der Anwalt des niederen Volkes, der sorglosen Menge gewesen. Daher ist er auch ihr in Worten und Wesen gleich, er spricht ihre Sprache und hat ihren oft recht schlechten Geschmack, ihre oft sehr unreifen und rohen Anschauungen. Aber soviel Sünden er auch in dieser Hinsicht auf dem Gewissen hat, so bleibt ihm doch immer eine Rechtfertigung, die alles wieder gut macht: er hat mit seinen ausgelassenen Streichen, seinem goldenen Humor Tausenden von armen, gedrückten Leuten lustige Stunden bereitet, hat manche Bitterkeit und manchen Groll in Lachen aufgelöst, manche Sorgen vergessen gemacht und manche Phantasie entzündet.

Das Werk, das er früher — und in andern Ländern, z. B. in Italien, noch heute — für das erwachsene Volk besorgt hat, das setzt er heute vor den Kindern fort. Und so müssen wir ihn auch verstehen! Wie auf dem Markte die Sprache des Volkes, so spricht er im Spielzimmer der Jugend mit all ihrer leichtgläubigen Ausgelassenheit und gewiß auch all ihren Unarten und Wildtrieben. Denn darin sind Volk und Kinder nah verwandt: sie gehen leicht ins Wilde und vergessen das Maßhalten. Nur daß Kinder es noch lernen können und auch sollen, das Volk aber kann's nicht mehr! Indessen das Lernen muß von selber kommen. Im alten Rom bekamen die Sklaven einen Tag frei, wo sie die Herren waren und ihrer Herren lachen konnten, soviel sie wollten. Das Fest nannte man die Saturnalien. Die Jahrmärkte sind die Saturnalien des heutigen Volkes, und das Rasperletheater die der Jugend! Auch sie spürt ja, das wollen wir ihr nicht vergessen, in ihrer freiheitsdurstigen Zeit stets die eiserne Hand ihrer Lehrer und Erzieher über sich. Und die Hand tut manchmal weher, als sie eigentlich wollte. — Wer weiß das nicht? So laßt der Jugend ihren Saturnalientag, laßt sie im Rasperletheater toben und über die Stränge schlagen, soviel sie will. Hört nicht zu, wenn sie mit frevlem Mute selbst der strengen Erzieher einmal spottet! So schlimm ist's nicht gemeint, und wenn's gar zu schlimm wird, so ist's ja auch nicht der Junge, der dahinter steht, sondern eben der Rasperle, der lose Schalk, Rasperle, der Genius der Volksempfindungen, Rasperle, das Abzugsventil für übertriebene Ausgelassenheit und alle Purzelbäume des Geistes!

Eins ist es übrigens, was auch den jugendlichen Rasperlespieler, wenn er „in Freiheit dressiert“ ist, nach manchen Quersprünge bändigen

und zum Maßhalten und zur Selbstbeherrschung zurückführen wird. Was ist denn das? Der Genius der Kunst, und unser Kasperletheater ist doch ein Künstlerinstitut, poß Teufel! Wenn auch noch so bescheiden, aber doch immer ein Stück Kunst: „Kunst im Leben des Kindes;“ und zwar ausgeübte, nicht bloß nachempfundene Kunst.



Allerlei Humor in der Volksliteratur

Denn es gibt unterschiedliche Humore. Auch unfreiwillige. Die einen arbeiten mit unmoralischen Badehosen, die andern mit dito Messern und Rügeln. Beide aber zur Wehrung der Moral unter der badenden, stehenden und schießenden Menschheit. Beide auch mit unweigerlichem Ernst. — Aus D. von Schachings Erzählungen (à 1.50 Mk., Sabel, Regensburg) notiere ich nur eine zerschmetterte Schäbeldecke, eine in Blut schwimmende Stube, ein messerdurchbohrtes Herz, ein gebrochenes Genick, etliche Morde und Selbstmorde. Daß es bei dem Verfasser auch ohne Anleihen aus dem Schlachthausbetrieb geht, zeigen „Klammgeist“ und „Bauernkönig“. Zwar tracht es auch hier gleich zu Anfang, aber nur aus dem Munde Michels, und hernach stoße ich nur auf zwei fast Ertrunkene. Im „Brantnerkasper“ hat der Erzähler gar einen soliden Humor als Fahrgast auf seinem Wäglein sitzen. Dafür ist der Teig in andern Geschichten wieder mit Moral angereichert, und reuevolle Sünder braten am Schluß im Backofen herbster Prüfungen. — Gehen wir derweil mit „Lotte Willens“ nach Borkum. Personen: 1. Heinrich, Pastorssohn, Wassertechniker und Urlauber. 2. Lotte, helles Kleid, blauschwarze Zöpfe, die S. 11 bis zur Taille, S. 55 schon bis zu den Kniekehlen reichen. Heinrich küßt Lotte; im übrigen beide nicht vorbestraft. Das Ende würde sein: Heinrich und Lotte kriegen sich. Aber vor dem Sichkriegen kommt als Konzeption aus moderne Leben 3. Justizrats Maria aus Böttingen, Goldhaar bis zu den Hüften. Heinrich steht sie am schwülen Gewitterabend bei offener Tür und brennendem Licht im Badeanzug (Dunnertiel!). Ein schamhafter Windstoß löscht allerdings das Licht und schlägt die Tür zu; der Ostender hat aber schon gewirkt. Ein starker Schlag, sie rennt hinaus, — in den Armen liegen sich beide; Verlobung, Hochzeit, Schrumm! — Eine neue Verkleidung bringt ihr den Tod und Heinrich seine Lotte. Als gewissenhafter Berichterstatter muß ich noch erwähnen, daß Justizrats Maria beim Hinauslaufen aus der Tür noch schnell einen Staubmantel über den Badeanzug wirft und somit die Moral vor der Borkumer und sonstigen Öffentlichkeit rettet.

Wo finden wir Erholung? Nehmt alles in allem: nicht bloß von Reuter bis Hebel, auch in der Richtung der andern Diagonale, von den steirischen Bergen bis zu den grauen Fluten der Nordsee, haben wir so viel gesunden, kernhaften Humor in der volksmäßigen Literatur, daß es eine Lust ist, ihn einzuernten für unsere Volksbüchereien. Beyer's „Swinegelgeschichten“ geben eine dankenswerte Probe des stärkern Kalibers. Sei sünd plattbütsch vertell un lägenhaft tau lesen. Un wil dat en ganz ordineren, ruppigen Räpel von

Swinegel is, dorüm is of sin Leben 'ne richtige Swinegeli. Sei kann of hochdütsch, un en ganz uterwähltes Hochdütsch, un as hei ein von sin Jungen verköfft för en Rapphauhnest mit föfsteihn Eier, dormit de Sinen wat tau leben hebben, dunn beruhigt hei sin Dusch: Holl't Mul, Win! Ich opfere meine väterlichen Gefühle mit blutendem Herzen für das Wohl der Meinen! Als hei naßt äwer de Eier allein utsupen will, dunn sünd sei ful, un dunn ward hei wedder plattdütsch reden: Dat's gemein, dat's ganz niederträchtig, dat's ne dulle Swinegeli! In desen Swinegel un sine Sippschaft sleiht Korl Beyer den sühr geihrenden Leser mit Nahdruck üm de sühr geihrenden Uhren: Dor rüt an! Aus dem prächrigen Büchlein (W. Süfferott, Berlin, 1.50 Mk.) spricht die alte deutsche Liebe zur Eierdichtung. — Ganz anders wieder bei Johannes Dose. Sein „Mutterjohn“ (Hansen, Glückstadt, 6.50 Mk.) ist sein höchster Wurf, weil er hier ein Stück eigenen Lebens auf die Leinwand wirft, denn auch Amatus Junker, Kandidat des ehrwürdigen Amtes an der dänischen Grenze, geht nach Amerika. Es ist die Krisis für ihn. Auch für den Roman. Daß Dose selbst drüber war, rettet beide. Der Roman ist das Programm eines deutschen Frauen- und Mutterlebens. Wundervoll ist der Humor, der wie diskreter Goldton auf den Blättern und Blüten des Jugendlebens liegt.

Eine Mi, wat kümmt denn nu? Karsten von der Gath, der sterbend mit der Zipfelmütze nach dem Tode wirft; der streitbare Gideon, der den Lehrer verjagt und bei seiner Abführung ins Gefängnis sich zur mehreren Auferbauung singt: Ein' feste Burg ist unser Gott; Momme und Söschl, die in ihrem Leben nur eine einzige große Reise machten: sie ging aber auch gleich 10 Kilometer weit, — eine wunderliche Kollektion von verwitterten und verwehten Leutlein zeigt F. A. Feddersen uns, und der alte Dorfprediger geht mit festem, fast alttestamentlichem Schritt zwischen ihnen herum, und siehe! sie fangen an zu reden und heben ihre verschleierte Augen, und drinnen leuchtet es wie das Leuchten des Meeres. Selbstverständlich spielen die „Erzählungen eines Dorfpredigers“ (Clauß und Feddersen, Hanau, 2 Bde. à 2.50 Mk.) wieder im Nordwesten.

Wiederum verdient „Die alte Herzogin“ von Beyer (Bahn, Schwerin, 6 Mk.) alle Beachtung. Es ist kein straffgeschürzter Roman. Aber was kümmert uns das Regelwerk, wenn vollblütige, kerngesunde Menschen ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen! Und das geschieht hier. Die alte Herzogin Anna Sophie aus der wallensteinischen Zeit Mecklenburgs ist ein Kernweib, das Güte, Willensstärke und Trotz in sich vereinigt. Von einer modernen Hoheit oder Überhoheit hat sie wenig an sich, am wenigsten da, wo sie sich mit ihrem schwerfälligen Fuhrwerk dem Friedländer quer vor den Weg legt. Aber sie setzt sich selbst ein um ihres Landes willen. Der grobdrähtige Humor steht dem Roman wohl an. An unmittelbarer Wucht steht ihm „Um Pflicht und Recht“ (Ebd., 5.50 Mk.) mindestens gleich. Er spielt zur Zeit der Vitalienbrüder und bringt zum erstenmal in unserer Literatur ein reichbewegtes, sehr treues Bild vom Leben auf der deutschen Hansestation in Bergen, aus der Zeit der hanfischen Herrenmenschen. „Gretenwäschen“ ist wieder eine unserer besten stillen Kleinstadtgeschichten. Feierabendlicht liegt auf ihr. Auch auf den Erzählungen von Fries und Frommel, die darum stets auf ein dankbares Publikum rechnen dürfen. Eine starke volkstümliche Ader haben Hans Jakob Schwarzwalzgeschichten. In seinen „Schneeballen“ und „Wilden Kirschen“ zeichnet er Kraftgestalten, die lachenden Herzens durchs Leben gehen. Die

Männer des Salars haben uns allerdings viel leidige Belehrungsgeschichten geliefert, daneben aber auch eine stattliche Zahl von Büchern, die wir mit Recht — ja, wie vermeide ich die übliche Formel von den besten Erscheinungen in der Literatur? — die mit Recht auf dem Bort unsers Bücherschranks stehen, wo wir die einzelnen Bände abends auch ohne Streichholz zu finden wissen.

Von den Pastoren gehen wir hinüber zu den Lehrern. Sie stehen im Volksleben, und den Schriftstellern unter ihnen bleibt die Liebe zum Volk und seiner Jugend als das Kapital, aus dem uns die Zinsen zufließen. Es ist die alte Geschichte von der Jugendliebe. Wen das Volk einmal gefaßt hat, den läßt es auch nicht wieder los. Von P o l a c sprach ich schon. Auch S. S c h a u m b e r g e r ist Mitteldeutscher. Seine „Berghemer Musikantengeschichten“ (Zwifler, Wolfenbüttel, 2 Bde. à 1.50 Mt.) bringen Gegenwartslieben, teils lustig an der Oberfläche plätschernd, teils mit tiefen Motiven verknüpft, immer anziehend. Es ist ein absterbendes Bölllein. Sie musizieren zur Freude ihrer Dorfgenossen. Prachtige Kerle, prächtige Instrumente, vor allem der Bass, der durch zwei armdicke Eichenknüppel im Innern wohlverwahrt ist, daß auch ellihe Jugend schwerbeschuhter Füße über ihn hinlaufen, ohne seiner Töne Gediegenheit Abbruch zu tun. „Vater und Sohn“, „Zu spät“, „Im Hirtenhaus“ (Ebd., à 1.50 Mt.) bringen ernste Söhne. Das letzte deckt mit unerbittlicher Schärfe den sittlichen Tiefstand im Armenhause und die Schäden der versumpften Gemeindevverwaltung auf, zeigt zugleich aber auch die Reform. Ohne Aufgabe seiner Eigenart erinnert Schaumberger an Glaubrecht und Gottlieb; doch ist er härter als der erste und wiederum milder als der zweite. Leider starb er schon mit 30 Jahren. Zuletzt wirkte er in Weissenbrunn, wo der alte S o s i a s Nordheim noch lebte. Aber ihn überragt er um Haupteslänge. — Kreuzer neigt in seinen ältern Sachen noch zum Schema, gut sind aber „Martin der Stellmacher“ und „Die Waldjungfer von Wilberg“. Sie wohnen abseits der Heerstraße, und freundlicher Humor umrannt ihre Hütte. Eine größere Gemeinde hat der Vorpommer S. B a n d l o w um sich versammelt und um seine Sonne „Diringslat“ (Hinstorff, Wismar) nebst „Stratenfegels“ (Reclam, Leipzig, 1.50 Mt.). Worüm nu grad Stratenfegels? Na, irgend einen Namen möt dat Kind doch hebben. An denn möst du ol bedenken: För den Acker is dat Stratenfegels ol noch tau brufen. — Na, för'n Acker holl id Guano doch beter! — Ja, an den Namen heff ick ol dacht, äwer dor wull Herr Reclam in Leipzig nick von welken. Sei säd, dat Sügs wull hei in sin Bibliothek nich hebben.“

Zu den Namhaften gehört S o h n r e y. Auch er war ja Lehrer. „Friedesfinchens Lebenslauf“, „Hütte und Schloß“, „Im grünen Klee, im weißen Schnee“, „Der Bruderhof“ (M. Warnack, Berlin, à Bd. 4 Mt.) erinnern mitunter an die Kraft alter Holzschnitte. Es sind schlichteinfältige Erzählungen. Zug reißt sich an Zug, Bild an Bild, bis wir ein volles, von Innerlichkeit und Heimatliebe gesättigtes Gemälde südhannoverscher Waldsamkeit vor Augen und im Herzen haben. Der Preis gebührt dem herzengfröhlichen Lebenslauf des Armeleutkinds Friedesfinchen. An Kraft und freudigem Humor werden sie höchstens übertroffen durch die elf Geschichten „Im grünen Klee usw.“, unter denen die Histröchen vom Sonnenkönig und von Zünemanns Kürasser berühmte geworden sind. „Hütte und Schloß“ hat seine Schwächen. Die Verkoppelung großen Reichthums mit Hartherzigkeit gegenüber der Freilichtmalerei der Armut erhebt sich kaum über die alte Spinnstuben-

schablone. Der „Bruderhof“ endlich bringt eine scharf herausgearbeitete Variante zum Thema Cain und Abel. Die häuerliche Liebes- und Leidensgeschichte ist merkwürdig aufgebaut: die Exposition dauert netto 115 Seiten, und die Haupt-handlung setzt noch bedeutend später ein. Dann aber folgt Schlag auf Schlag. Das widerspricht allem zünftigen Romanwesen; aber es ist die wahrste Entwicklung norddeutschen Bauernlebens und zugleich harte norddeutsche Pragmatik. Gohnreys Name bedeutet einen Höhepunkt der neuern Dorfgeschichte.

Einm Krügers Drachtbuch von „Sein Wied“ (Brunow, Leipzig, 5 Mt.) und seinem ersten Werden in weltabgeschiedener holsteinischer Dachbodenstille; W. Weigands „Frankenthaler“ (G. Müller, München, 6 Mt.), deren Lebenskraft sich früher in übermütigen Streichen bewies, jetzt aber klein, lahm, bucklig und philisterhaft geworden ist; die zukunftsfreudigen Träume Max Geißlers („Am Sonnenwirbel“, 5 Mt., „Tom der Reimer“, 5 Mt., „Jochen Klähn“, 4 Mt., Costenoble, Jena) wurden im „Türmer“ schon gewürdigt und brauchen hier deshalb nur kurz genannt zu werden. Die beiden ersten vereinigen Herzessfreudigkeit mit dem überlegenen Lächeln des Weltweisen; der letzte erinnert in seinem lebendigen Ton, in der starken Bevorzugung des Präsens, in den sinnensfülligen Verben und in der Naturmalerei oft an Rosegger. Auch auf Paul Keller und seine schlesische Romane „Heimat“ und „Waldwinter“ (Allgem. Verlagsgesellsch. München, à 5 Mt.) will ich hier nur kurz verweisen. „Das schlesische Bergvölklein hat viel Sonne in der Seele,“ sagt der Dichter. Aber im ersten Roman ist nicht viel von der Sonne zu sehen. Not und Tod gehen ein und aus. Aber mehr ein als aus. Doch in starker Jugendkraft rettet sich durch Not und Tod der Sohn des Hauses, bis er sich und das Leben überwindet. Weichere Söhne und stärkere Leuchtkraft hat der „Waldwinter“.

Ein Einsamer am Tisch des Lebens ist Hans Ritter, der dritte unter Muelenbachs „Hansebrüdern“ (Reißner, Dresden, 4 Mt.). Aber die Sonne leuchtet ihm von innen. Eine unendlich einfache Geschichte, mit vertieften Sinnen zu genießen. Leider liegt der Ton geistigen Lebens weit über dem, der unsern Hörnern zugänglich ist. Ein ebenso feines Rabinettstück, aber wie geschaffen fürs Volk, bildet J. S. Pöfflers „Madlene“ (Brunow, Leipzig, 3 Mt.). Im geschichtslosen Hörlein Oberfrankens drei traditionslose Geschwister: der Große, der Kleine, und dazwischen die Madlene, ein frisches Menschenbild, gesund an Leib und Seele, mit der Sonne im Herzen und 250 Talern im Tischtaschen. Aber die 250 gehören allen dreien, und am Schluß sind es schon 261. Daß es aber bald gar nichts mehr gewesen wäre von wegen dem Türkenkrieg, das mag man im Büchlein selbst lesen. Sichern Volkston trifft Pöffler auch in „Martin Böhlinger“, einem Lebens- und Zeitbilde aus dem 17. Jahrh. (Ebd., 2 Bde., 10 Mt.). Wohlthuend berührt die Leichtigkeit, mit der Pöffler alle Eierschalen der Entstehung des Romans abgestreift hat; wohlthuend die Sicherheit, mit der er den Hobel über die brutalsten Ecken führt. Ihm zu eigen sind vor allem das sonnenhafte Auge und der zu leiser Ironie neigende Humor eines Menschen, der als schwer errungenen Lebenserwerb davontrug ein mildes, heiteres Lächeln über alle Torheiten der Menschekinder. Eine geradlinige Plandurchführung gibt Pöffler nicht; die Umwege wirken mitunter ermüdend.

Ein Mitteldeutscher ist auch Otto Ludwig, von dem Max Hesse, Leipzig, zwei Ausgaben besorgt hat, eine mit den erzählenden, die andere

(2 Bde. = 4 Mt.) mit sämtlichen Schriften. Nur die „Weitererei“ will ich erwähnen. Risch und frisch tritt sie daher, gesund an Leib und Seele. Fast gottlos leuchten die Augen, und ihr Mundwerk ist von der allerbesten Art. Dazu wohnt ihr sieghafte Überlegenheit im starken Arm. Das windige Schneiderlein mit dem großmächtigen Mundstück streicht sie mit der Hand von der Bank, so ungefähr, wie man eine Fliege herabstreicht. Und erst die Behandlung der großen Weiber des Ortes, die in ihre Hütte kommen, um sie zu schlagen vor dem wilden Holzerfris! Endlich sitzen sie, endlos klatschen sie. Bis endlich die blanke Weitererei dazwischen tritt und die ganze Gesellschaft zur Tür hinausbeforgt. Wie O. Ludwig hier die Grenzen des Mannweiblichen vermieden hat, das zu sehen ist ästhetischer Genuß. Sein Name steht heute auf den ersten Seiten im Buch der Lebendigen.

Zum Schluß ein dreieckiges Verhältnis: Abendsonnenschein in den Feiertagswinkeln bei Enting und Lauff, klingender Hochsommermorgen bei Rosegger. Ottomar Enting ist natürlich wieder ein Holzsteiner. (Mit Augen der Wahrheit und der Liebe sieht er seine „Leute von Roggenstedt“ („Familie P. C. Behm“ — „Patriarch Mahnte“; Reifner, Dresden, 5 und 4 Mt.) P. C. Behm schreibt seinen endlosen Brief an den Kaiser, ihm zur Seite sitzt Frau Volette Behm, auf dem Sofa rekelst der Postschwede, und Anna geht mit Dr. Körting aufs Eis. Als P. C. Behm mit seinem Brief bis 1411 vorgeückt ist, hat Anna ihren ersten Traum ausgeträumt und Dr. Körting auch. Sie kann nicht heraus aus ihrer Enge, und er kann nicht hinein. Der Schluß ist hart wie das Leben. Auch in „Patriarch Mahnte“. Enting liebt seine sanft hinwallende Schlussformel. In beiden Erzählungen engumfertes Kleinstadt- und Familienleben mit Anschauungskreisen, die durch Sitte und Brauch gefestigt und geriegelt sind. Aber in dieser Umfierung von starker Eigenkraft bei nachhaltiger Wirkung, von scheinbarer Gelassenheit bei innerstem Leben, von ergreifender Tragik bei liebenswürdigstem Humor, von nüchternen Realität bei vollendeter Meisterung der Sprache. Dazu von unnachahmlichem Reiz in der Kleinmalerei. Entings zeichnende Kraft erinnert an die alten Holländer. Heimatkunst ist bei ihm Heimatsegen.

„Kärrekie!“ (Alb. Ahn, Köln, 7 Mt.) Eine absonderliche Gesellschaft niederrheinischer Originale führt J. Lauff uns vor, und vorn im Zuge marschiert „Pittje Pittjewitt“ (Grote, Berlin, 6 Mt.), Barbier, Schweineflescher und Leichenbitter, der mit seinem zinnoberroten Regenschirm einen disharmonisierenden Farbenfleck in die sanften Töne der niederrheinischen Landschaft hineinknallt. Dazu Jan Peerenbom — Lewen Onkel Peerenbom, lat de Pöppel danze! Die niederrheinische Kleinstadt und in den grasbewachsenen Straßen eine Fülle verwunderlicher Gestalten, die von irgend einem verstaubten Planeten bezogen schienen, — es war wie eine Entdeckung. Aber diese welkfernen Menschen sind bis in ihre letzten Falten hinein durchleuchtet von Treue, Güte und Liebe, sind umhoben von sonnigster Heiterkeit, sind in ihren Schicksalen getragen von packendem Ernst. Wo finden wir einen zweiten Jan Höfless, der so im Konjunktiv lebt und im Konjunktiv stirbt? „Ich tät' es nicht gerne, aber sterben müßt' ich doch!“ Und dann dreht er sich herum und stirbt.

Rosegger! Der Name gehört mit Glocken geläutet. Hunderttausenden hat die Sonne seines Humors geleuchtet. „Waldjugend“ — „Waldheimat“, — sonniger Zauber der Kindheit liegt auf ihnen. Es war ein guter Tag, der ihn unserm Volke gab. Und welch ein Ernst in all dem goldigen Leuchten! —

Mählich mischen sich andere Töne in Roseggers Saitenspiel, ungewohnt und fremdartig zu hören. Untergehende Welten in Altenmoos („Jakob der Letzte“) und oben im Torwald („Das ewige Licht“), die tragische Geschichte von den „Gottsuchern“ in Erawies, die Laienpredigt von denen, die „Weltgift“ getrunken haben und innerlich zermürbt sind, daß sie nimmer die Kraft zur Rückkehr finden, — und endlich Rosegger gar als Glöckner: „In alten Zeiten soll die Sitte gewesen sein, daß des abends spät, wenn die Kinder schlafen gegangen waren, über der Stadt ein Glöcklein läutete.“ Also hebt es an, und so läutet der Rosegger jetzt „Das Sünderglöckel“ zu 44 Malen, mit hellem, eindringlichem Ton, daß für jeden ein Eigenton darunter ist, der nicht am Ohr vorbei, sondern direkt ins Herz hineingeht und dort lange nachzittert.

Rosegger als Bußprediger? Was wird der himmlische Schlüsselbewahrer sagen, wenn sein steirischer Namensvetter im Traum bei ihm anklopft? — Peterle, wird er sagen, und dazu bedenkliche Stirnfalten ziehen, Bußprediger und Moralisten haben wir unten grad soviel, daß d' Hälfte genug wär'. Sunnschein, Peterle, mehr Sunnschein! Psüat di Gott! — Worauf der Steiermärker bedachtsam die Augen rieb und sich seiner Lebensaufgabe besann. Denn als er wieder herniederstieg, schenkte er uns die „Wildlinge“ (wie alle Bücher Roseggers bei L. Staackmann, Leipzig, erschienen. Ausnahme: „Wie sie lieben und hassen“, O. Jante, Berlin, 1 Mt.). — Längst ist Rosegger der hervorragendste Dichter deutschen Volkstums. Er gehört zu jenen Glanzhöhen, die mit ihrem Licht die Welt durchleuchten, und wenn er dereinst nach dem letzten sonnendurchfluteten Kindheitsstraum definitiv dort oben anklopft, dann wollen wir ihm auf grüner Bergmatte, hart am tönenden Gießbach, einen schlichten Stein setzen und darauf die Worte schreiben:

Der ist in tiefster Seele treu,
Der die Heimat liebt wie du! —

und weiter nichts.

Wohl dem, der heute bei der Gründung von Volksbüchereien ein Organ für den kerngesunden deutschen Humor hat. Ein weites, reichgesegnetes Erntefeld tut sich vor ihm auf.

Johannes Gyllhoff



Tag- und Nachtgespenster

(Gerhart Hauptmann: „Und Pippa tanzt.“ Maxim Gorki:
„Kinder der Sonne.“

... denn du bist aus dem Märchen und willst wieder hinein ... Wie ein bekenntnisvolles Sehnsuchtswort des Dichters klingt dieser Satz aus dem dramatischen Werk Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt“ (Aufführung im Lessing-Theater; Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin).

Er sucht hier jene dämmernde, dichterische Zwischensphäre, in der die deutschen Romantiker ihre feellische Heimat sahen; er ringt um jene „magische Gabe“, die äußeren Erscheinungen der Umwelt im geheimnisreichen, transparenten Schein kosmisch-schicksalsvollen Urzusammenhangs zu schauen. Gleich

den „Lehrlingen von Saïs“ und dem „Heinrich von Ofterdingen“ des Novalis will er Bäume, Berge und Blumen zum Klingen bringen und in diese Ruff den eigenen Herzschlag einstimmen zu einem symphonischen Traum. Es verlangt ihn nach all jenen Reizen romantischer Verwirrung und duftig-schwebender Schleierstimmung des romantischen Märchens, das nicht darin sein Wesen hat, daß es Fabeln voll abenteuerlicher Erfindung und seltsamer Begebnisse spinnt, sondern in der eigentümlichen Hellsichtigkeit für Bluts- und Gefühlsverwandtschaft alles Seienden, in der Art, unsere Seelen in Rapport zu setzen mit allen Mächten und Existenzen der Natur, und in dem beseligten, dem Kinderfinn verwandten Spieltrieb, Gefühle, Ahnungen und Stimmungen zu leibhaftigen Gestalten zu verdichten.

Solche echte, gefühlsgeborene Märchen haben immer eine starkwurzelnde Wirklichkeit, ihr symbolischer Sinn ist ihnen nicht aufgeheftet, er hängt ihnen nicht als Spruchzettel zum Halse heraus, sondern er ist ihr wahrhaft immanenter, sie durchleuchtender Geist, ein Geist, der sich den äußeren Körper gebaut hat und sich in ihm materialisierte.

Hauptmanns Werk ist halb von solch wahrer, geschauter und aus sich gewachsener Art; Gesichte und Töne ziehen hindurch, die nur Empfängnisse menschlich-tiefster Seelenstunden sein können, dann aber stockt es, die klingende, leuchtende Welle verebbt, die Vision reißt — und ein dramatischer Schriftsteller sucht mühsam am Schreibtisch die Fäden seines Traumes zusammen. Er arbeitet unter Druck und Zwang eilig fertig; die romantische Wunderblume wird im Gewächshaus mit künstlichen Mitteln zum Aufblühen gebracht, damit sie nur schnell ausstellungsfähig ist. Vorher war alles natürlich und das Natürliche kraft eigenen Fluidums geheimnisvoll; jetzt wird bewußt geheimnißt, künstlich wird Tiefinn hineingestopft, und statt des Magischen, das aus der Beleuchtung, aus dem tönenden Aneinanderklingen der sonst sich fremden, hier auf Phantasieflügeln vereinten Erscheinungen suggestiv uns berührte, gibt es den leeren Schall anspruchsvoller Rätselworte, statt der Symbolik lebendigen Gestalten die gedankenblasse Allegorie erdachter Schemen — quälerische Erfindung, quälerisch zu deuten.

Aus einer glücklichen und poesievollen Vorstellung erwuchs die Welt dieser Dichtung. Diese Vorstellung bringt die nordische Riesengebirgsnatur in Zusammenklang mit venezianischen Phantasien. Über dem eisstarrenden Wald der Bergfichten, über den verwehten Schneebauden steigt als ein Wundertraum die Wasserstadt mit ihren steinernen Palästen, den Marmorstufen und den gleitenden Gondeln und den auf schlanken Stengeln zitternden Märchenblumen, den hauchzarten Gläsern von Murano auf. Nicht in der groben Sichtbarkeit einer theatralischen Dekorations-Fata-Morgana kommt dies Venedig, es ist auch kein Baedeker- und Hochzeitsreise-Venedig; Venedig ist hier Begriff und Gefühl für alle romantische Ferne und Sehnsuchtsweite, es ist das Lustschloß und Erfüllungreich der Phantaste.

Und dies Hineinspielen venezianischer Gefühlsvorstellungen in die Nebelsphäre des Riesengebirges hat nichts Künstlich-Gemachtes, sondern geriet in freier, edler Leichtigkeit. Alte Sagenüberlieferung erzählt, daß die Glasbläserkunst von Italienern aus Murano nach den Hütten der schlesischen Berge gebracht worden sei, die Sage formte so eine gläserne, regenbogenfarbige Brücke zwischen zwei Welten. Und solche Brücke ließ in neuem Abglanz nun ein Dichter aufleuchten, der in der einen Welt, dem Riesengebirge, seine stark sinnigen

Heimatswurzeln seit jeher hat, und den mit der anderen, mit Venedig, neue Gefühlsfäden verknüpfen. Man merkt hier, wie sich wahrhaft und wesensvoll Mächte der dichterischen Einbildungskraft miteinander durchdringen und aus einer Natur heraus sich zum Gebilde gestalten wollen.

Das Gebild wird auch anfangs in einer Stimmung voll Ahnung und Gegenwart wirklich. Hauptmann findet zu Beginn eine besetzte Lebensform, die in freigewachsener Natürlichkeit, ohne Kommentare und Erklärungen existenzhaft sich darstellt und rein durch ihre Erscheinung alle diese Vorstellungen, die eben angedeutet wurden, assoziationsweckend, auslöst. Es gelingt ihm dabei in den ersten beiden Akten jene romantische Kunst, daß sich auf der Bühne alles durchaus nach Natürlichkeitsbedingungen zuträgt, und daß dabei doch dies alles durch die Beleuchtung, durch die Einstellung, in die wir zu den Erscheinungen gesetzt werden, wunderbar wird und in den „Geheimniszustand“ hinübergleitet.

Ein „Glashüttenmärchen“ nennt Hauptmann sein Werk und in dieser Glashüttensphäre klingen jene nordischen Heimats- und südlichen Sehnsuchts-elemente zusammen. Ein Venezianer ist unter den Glasbläsern der schlesischen Hütte, seine weichen italienischen Laute mischen sich mit den ungefüg-gewälzten Silben ihres Dialektes. Ein Mädchen, halb kindhaft noch, hat er mit sich, ein mignonhaftes Wesen, Pippa, seine Tochter. Wenn sie, verschlafen, mit langem Blondhaar, auf Geheiß des Vaters vor dem Hüttendirektor in der niederen, rauchgeschwärzten Baudenschenke tanzen muß, dann umschwebt sie der Hauch der Fremde, des Verwunschenen, die Stimmung einer fremdartigen Welt. Durch dies Nachtstück schwebt Pippa wie ein lockendes Irlicht, und sie erscheint im Zwielicht ein halb wirkliches, halb traumhaftes Geschöpf, den zarten Glasblüten gleich, ein Elementargeist, aus der Glasofenglut entstiegen.

So empfindet sie der Glashüttendirektor, dessen Sinne und Phantasien in der verschneiten Ode und Einsamkeit der Berge nach Reizen suchen. Aber noch ein anderer Reflex wirkt auf Pippa einen magischen Schein. Der kommt von einem sonderlingshaften, uralten Waldmenschen. Er ist im Äußeren seiner Existenz, wie alles in den ersten Akten, noch durchaus in den Wirklichkeitsgrenzen festgesetzt. Er heißt, seinem bürgerlichen Ausweis nach, Huhn, der alte Huhn, und ist seines Zeichens ein ehemaliger Glasbläser aus den verschollenen Zeiten eines lang verschütteten Glasofens. Um diese tote Stätte geht der Alte mit verirrtem Sinn gespenstisch um, die fixe Idee hat ihn, daß die alte Grube noch einmal wieder angeblasen werde. Und Pippa spuckt auch durch seinen dumpfen Kopf, es wittert etwas in ihm nach der schimmernd-gaukelnden Tanzfigur: „kleiner Geist, kleines Fünkla“ brummelt er vor sich hin; es ist, als sähe er in ihr einen Teil jenes Elementes, aus dem auch er einst Werke schuf. Und starrend, angezogen, gebannt folgt er stapfend, grotesk-unheimlich, „wie ein Vär einen schwebenden Schmetterling verfolgt“, ihren Tanzbewegungen. Man merkt in diesen Bildern schon, auch ohne deuten zu wollen, daß die Figur der Pippa als die Schimmergestalt auf der leuchtenden Kugel gefühlt ist, als Abbild all der vagen, schönen Scheine, der Fernen, der Einbildungen, nach der die Menschen — ein jeder hat seine Sehnsucht — immer wieder ruhelos langen.

Und nun tritt auch die dritte Gestalt auf, deren Schicksal dann Pippa wird. Sie ist leibhaftig, farbig und einfallsfroh auf die Beine gestellt. In ihr gelang die Fleischwerdung romantischer Symbolik Hauptmann am rundesten.

Allerdings — Original ist sie nicht. Sie ist ein literarischer Nachkömmling einer langen Ahnenreihe. Und wenn man bei Pippa nur eine entferntere elementargeistige Wahlverwandtschaft mit romantischen Schwebewesen, mit den Salamandern und feurigen Schlängelein aus E. Th. A. Hoffmanns „Goldnem Topf“, mit der klingenden Chiara aus seinen Kreislerblättern feststellen darf, so stammt der schwäbische Wanderbursch Michel Hellriegel direkt aus dem Blut all der fahrenden, reinen Lören deutscher Märchen und deutscher Dichtung. Wie der Malerpoet Wilhelm Schulz aus dem lieblichen Reich des Meister Schwind die verträumten großen Kinder in den langschößligen Rössen, mit den Schirmmützen und dem Ränzel auf dem Rücken wiederkehren, sie aus Helldunkel auftauchen ließ, daß sie an den Kreuzwegen, vor den Lören mondbeschiedener, giebliger Städtchen, am murmelnden Brunnen der Ratsplätze, an den Gassenecken ihr Lust und Leid und ein fabelhaftes Glück erwarten, so beschwor auch Hauptmann noch einmal das alte Lieblingskind der deutschen Phantasie: Hans den Träumer, den großen Schlingel und das „Gotteskind“, den Unbewußten, in seiner Einfalt Nachtwandlerisch-Sicheren — das Sonntagskind, Simplizius Simplizissimus. Die Grimmschen Märchen, Eichendorff (im Lauge nichts), Brentano (in Gockel, Hinkel und Gackeleia), Hoffmann (in dem Anselmus des „Goldnen Topfes“), Arnim (in den „Kronenwächtern“) — um nur einige zu nennen — haben mit holdem Tand, mit buntem Weihnachtsbaumfchmuck der Phantasie und Lichterglanz ihre Lieblinge ausstaffiert: sie rennen in die Welt hinein, an jedem Meilenstein erleben sie aus glückhafter, innerer Fülle ein un sinniges Wunder; die Außenwelt kann ihnen nichts anhaben, weil die Phantasie ihren äußeren Blick so hold verschleiert hat. Durch diesen Schleier, durch ihr inneres Gesicht sehen sie im Alltäglichen das Wunderbare. Die Menschen halten sie für Narren, sie aber sind im letzten Grunde symbolische Abbilder des Dichters, des Künstlers.

Hauptmann mischte in seiner Spielart, in dem Wanderburschen Michel die Farben frisch und herb zu poetisch-lebendiger Wirklichkeit.

Die Deutschheit dieser Gestalt ist nicht himmelblau und gefühlseelig allein, ein saftigerer, holzschnittmäßiger Humorzug gehört zu ihr. Und Hauptmann traf im Ausdruck seines Michel strosend solche Mischung von Wunderhorn und Fliegeljahren, von Schwärmererei und Schwabenstreichen.

Und volle Resonanz hat auch noch das Duett zwischen Pippa und Michel — beide Symbol und Leibhaftigkeit zugleich — im zweiten Akt. Er spielt in der verfallenen Hütte des alten Huhn. Der hat Pippa, als ihr Vater in der Schenke beim Falschspiel ertappt und in der Rauferei erschlagen wurde, in seine Höhle verschleppt. Hierher gelangt auch Michel. Und die Szene zwischen beiden trifft echt jene Stimmung voll Übergleiten der Wirklichkeit in Traum, des Traums in Wirklichkeit. Man kann freilich — es wäre ein Doktorthema — alle Motive und Züge dieses Dialoges auf ihre Verwandten in Märchen und Romantik aufmerksam machen. Verwirrungen und Ironien sind hier wirksam. Michel hält Pippa erst für ein Geschöpf seiner Einbildung, und die Worte, die für die Situationen gefunden werden, haben jene würzige, erdblumige Mischung aus Süßem und Drolligem, aus Blumenduft und närrischer, barocker Schnurrpfeiferei, aus Lautenspiel und Dudelsack.

Und in diese Zwiesprache klingt — das ist Hauptmanns Eigenstes und Feinstes — schöpferisch gebannte Atmosphäre hinein. Nicht nur das Geschante, auch das Gehörte wird wunderbar: Klirrten der Eiszapfen an den Fichten,

das Klingen des Frostes in der schneidenden Luft, der Lichtaufgang der Winter-
sonne über dem Schneegebirge . . .

Ich habe mich bei der Reproduktion dessen, was mir anregend und vor
allem symptomatisch für eine ganze dichterisch-romantische Vorstellungswelt
schien, etwas lange aufgehalten. Mir ist solche Betrachtung sympathischer und
näherliegend als die reine advokatorische Kritik.

Sie muß aber nun, für die letzten Akte, an die Reihe. In ihnen erlischt
leider jene Symbolik, die man gar nicht zu deuten braucht, sondern rein als
Bild und Klang auf sich wirken lassen kann. Statt dessen beginnt ein bewußtes
Hineingeheimnissen, ein Allegorisieren, schwerfällig Erdachtes, schwerfällig Aus-
zulegendes. Von ihm zu sprechen ist Verlegenheit.

Eine Allegorie, die nicht Gestalt gewonnen, wird jetzt führende Person,
der weise Wann, in dessen Berghütte Pippa und Michel auf ihrer weiteren
Gebirgsfahrt landen. Wann steht hier als Erkenntnis- und Höhenmensch da.
Er wird jenem anderen Alten, dem wüsten Waldmenschchen Sohn, gegenüber-
gestellt, ähnlich wie in germanischen Mythen Asen und Riesen, Weisheit und
rohe Elementarkraft, Sonne und Finsternis, Lichtalben und Schwarzalben,
Sommer und Winter sich gegenüberstehen. Und man merkt etwas wie eine
Absicht, in diesen Gestalten letzte Ausläufer kosmischer Mythen zu geben,
Hypostasen von Mächten, die den dunklen Zusammenhang mit Urzeiten noch
haben, aber dabei doch Erdgesetzen unterworfen sind.

Zwischen den beiden Mächten entspinnt sich ein Kampf um Pippa. Zu-
erst erscheint der Weise der Überlegene, aber zum Schluß zerstört die rohe
Urgewalt doch das zarte Geschöpf. Pippa, das Geschwisterkind der Gläser von
Murano, sinkt entseelt zusammen, als der ungestaltete Walddämon, der sie in
Wanns Hütte noch einmal zum Tanz gezwungen, den venezianischen Reich des
Weisen in seiner Faust zerdrückt. Die inneren Zusammenhänge sind hier nicht
zwingend, der innere Betrieb stimmt in dieser Welt nicht mehr, vage Willkür
führt Abschluß und Entscheidung herbei. Die mythischen Einschläge in das
reine, seinen eigenen Lebensgesetzen gehorchende Phantastenspiel sind wie störende
Webefehler, sie wirren das Muster und verderben die Farbenharmonie.

Sie und den eigentlichen Gebildsfaden kann man nur noch mühsam erkennen.

Sie erscheinen noch einmal, als auch den weisen Wann in der kühlen,
klaren Luft der Erkenntnis, in der Wanderjahren-Vollendungs-sphäre vor Pippas
Erscheinung ein Jugendsehnen umfängt, und dann in jener Szene, da Michel
das venezianische Gondelmodell Wanns in der Hand hält und vor ihm, wäh-
rend von dem Muranofelsch unter Pippas leise streichenden Fingern ein Zauber-
singen ausgeht, Venedig als Traum seiner schweifenden Sehnsucht aufsteigt.

Erfüllung dieses Traumes soll dann die Schlußszene bringen. In ihr
schlägt der Dichter seinen Michel etwas gewaltsam mit Blindheit, um an dem
Blinden, der Außenwelt Entrückten, den letzten Sinn des Märchens zu zeigen.
Und der gleicht nun wieder ganz jener romantischen Weisheit von dem glück-
seligen Narren der Einbildungskraft, von dem unsichtbaren Königreich der inneren
Gefühle, dem keine Außenwelt etwas anhaben kann. An romantische Worte
denkt man wieder, an den Vers „Was du verloren nur, ist ewig dein“, an den
Satz aus Bonaventuras Nachtwachen, daß nicht die Liebe, nur der „Traum
der Liebe schön sei“, an das Reich Atlantis, in dem der Student Anselmus bei
E. Th. A. Hoffmann einzieht, das nichts anderes ist als das Leben in der Poesie,
und an Brentanos Devise:

Wo dein Himmel, ist dein Vadam,
Ein Land auf Erden ist dir nicht nutz . . .

Und der Dichter will nun, wir sollen glauben, daß in solches Land, in jenes Land der höheren Wahrheit von Gnaden der Phantasie nun auch der Michel gelangt ist, daß er nun alles in sich hat, unverlierbar, alle Herrlichkeiten der Welt, und die venezianischen Paläste mit goldenen Stufen sind nur das kleinste von ihnen. Vor den Augen der Leute steht er da als blinder Bettler und armer Narr, doch sein inneres Königreich ahnen sie nicht: Ecce poeta... Ein Hymnus auf die Phantasie und das alleinseligmachende Glück des inneren Lebens, das klingt aus Pippa. Gefühlt ward es echt und dichterisch, Empfangliche vernehmen das Echo, zum Werk gestaltet ward es aber nicht.

* * *

Die Vorstellung vom Kampf heller und dunkler Mächte, die durch die letzten Akte Pippas geht, spielt auch in das neue dramatische Werk Maxim Gorki's hinein. Schon in seinem Titel klingt sie an: „Kinder der Sonne“ (Erstaufführung im Kleinen Theater).

Gorki wollte hier offenbar das Verhältnis der geistigen Oberklasse, die im Lichte wandelt, zu den auf dem „Grunde des Lebens“ in Säßlichkeit und Sticksunst Verschlüffelten und Vergrabenen dramatisch gestalten. In einem großsymbolischen Abbild zeigte diese beiden Welten Björnson einmal im ersten Akt vom zweiten Teil des Dramas „Über unsere Kraft“.

Gorki kam diesmal nicht über die Worte hinaus, und er, der in den Novellen und im Nachtasyl so stark lebendig gemacht hatte, zeichnet seine Figuren diesmal mit so unentschiedener, zitternder Hand, daß seine künstlerischen Absichten ungewiß vor uns hin und her schwanken.

Die Deklamationen von den „Kindern der Sonne“, die als Führer in ein besseres Zukunftsreich voranschreiten und ihren armen Brüdern in der Tiefe Retter und Befreier werden, sind von Gorki wohl ernst gemeint, andererseits aber wird der Vertreter dieser Anschauung, der Sprecher, zu einer fatal-poffenhafte ausgestatteten Figur, er ist der zerfetzte, weltfremde Professor aus der Schwank-Kumpelkammer.

Aber auch der Vertreter der Unteren, der Nachtgeschöpfe, hat statt tragischer Wucht — man denke an die düstere Erdgewalt solcher Gestalten bei Meunier — etwas Burleskes. Dieser Schlosser Gregor wird im wesentlichen durch Betrunkenheit charakterisiert, aber sie wirkt nicht dämonisch, beseffenhaft, sondern grob-komisch. Nichts von jener Rauschverzwiefelung verllorener Menschen, von jenem wilden, wüsten Humor der Galerenstrafen des Schicksals, wie er im Nachtasyl wetterleuchtet. Etwas Parodistisches kommt dadurch in das Stück. Und es wirkt fatal schief, ob es nun beabsichtigt oder unfreiwillig ist. Ist es Absicht, so scheint diese Behandlung für einen Gorki allzu kleinlich und läppisch; ist es unbeabsichtigt, dann muß man einen betrübenden Mangel an dichterischer Haltung, an Griff und Blick feststellen, dann ist dies Stück flau und charakterlos.

Gorki gleicht hier selbst jenen Figuren, die er so gern zeichnet, die immer herumgehen und reden, und sich im eigenen Kreis drehen, ohne Wissen und Wollen. Er steht hier nicht über ihnen, sondern steckt mitten drin in ihrem dumpfen Kreis. Und man hat das Gefühl, daß eine einst eigenwillig in sich beruhende Natur entwurzelt wurde und nun, ein zwitterhaftes Halbgeschöpf, hin und her taumelt, seine Stätte zu suchen.

Felix Poppenberg





Vom Deutschen in der Kunst

Von

Dr. Karl Storr

Die große Jahrbundertausstellung in Berlin gibt für die Zeit von 1775—1875 einen so reichen Überblick über das deutsche künstlerische Schaffen, daß diese Gelegenheit auch für den „Fürmer“ nicht ungenutzt vorübergehen soll. So wollen wir auch hier an dieser Stelle versuchen, das Gesamtbild der deutschen Kunst in diesem Zeitraum zu schildern. Es wird dabei nicht schwer sein, die Einseitigkeiten in der Auswahl der Bilder, die diese Jahrbundertausstellung deutscher Kunst entstellen, zu verbessern. Denn was hier in oft recht kleinlicher Weise beiseite gelassen oder in den Hintergrund gedrängt worden ist, ist aus unseren öffentlichen Kunstsammlungen leicht zu ergänzen, wird außerdem durch die diesjährige große Berliner Kunstausstellung anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Kunstgenossenschaft für die neueste Zeit eine Ergänzung erfahren.

Bevor wir an diese Darstellung der deutschen Kunst im angegebenen Zeitraum kommen, wollen wir in kurzen Zügen festhalten, worin das Deutsche in der Kunst sich zu allen Zeiten am charakteristischsten geoffenbart hat.

* * *

Vor einigen Monaten erlebten wir nach vieler Leute Meinung einen „Fall Böcklin“, das Wort „Fall“ so schroff zu verstehen, daß es nicht Problem heißt, sondern Sturz. Herr Julius Meier-Gräfe hat in einem Buche „Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten“ (Stuttgart, Julius Hoffmann) das vollendet, was er in seiner „Entwicklungsgeschichte der Kunst“ vor einem Jahr begonnen, und Böcklin entthront.

Diese „Fall“-Bücher sind eine immer wiederkehrende Erscheinung. Das Gemeinsame aller dieser Erscheinungen ist, daß sie sich gegen einen Künstler richten, dessen Art so beschaffen ist, daß er die zu ihm kommenden Menschen ganz zu erfüllen und für alles andere unzugänglich zu machen vermag. Es sind Erscheinungen, die so stark sind, daß sie den, der sie überhaupt in sich aufnimmt, leicht dahin bringen, nun alles andere, was an ihn herantritt, unter dem Gesichtswinkel zu betrachten, wie es sich zu dem betreffenden Künstler, zu der betreffenden Kunst verhält.

Alle Einseitigkeit ist vom Übel; alles Erkennen, das wir durch ein Verkennen eines anderen erlaufen müssen, ist nur ein bedingter Wert. Die Liebe, nur weil sie von Natur keinem anderen wehtun will, hat das Recht zur Einseitigkeit, sie hat ja bekanntlich sogar das Recht, blind zu sein. Blind nennen es die Gegner, jene, die diese Liebe nicht begreifen, nicht billigen. Der Liebende selber wird sagen, daß ihn die Liebe sehend gemacht habe. Er sieht Schönheiten und Werte, er entdeckt sie für sich, wo andere achtlos vorübergehen. So macht alle Liebe in jedem Falle den Liebenden reicher, und wenn ihn die Welt nicht versteht, so wird ihn das Glück des Besizes dafür entschädigen. In der Kunst haben wir den gleichen Fall. Wir lieben ein Bild, eine Statue, eine Dichtung, ein Musikwerk, darüber hinaus lieben wir einen Künstler mit einer Leidenschaft, die uns stets neue Werte aus ihm gewinnen läßt. Und wenn ein anderer herkommt und sagt: Das ist da falsch, das ist unschön, das ist unberechtigt, das ist minderwertig, so wird er uns dabei nur verletzen, er wird uns wehtun. Aber wenn jene Liebe echt war, so wird sie nachher nur um so vertiefter und inniger ihren Gegenstand umschließen. Und diese Liebe ist in der Kunst wie im Leben das höchste Glück, das durch keine Erkenntnis ersetzt werden kann.

Diese Liebe aber ist die deutsche Art des Verhältnisses zur Kunst, wie der alte liebe Thoma es ausdrückt: „Uns Deutschen ist die Kunst Herzenssache, nicht Angelegenheit des Kunstverständes, noch auch vor allem Verschönerung des Lebens, sondern Herzenssache, Betätigung der Liebe.“

Alle Liebe hat etwas Heimliches, Persönliches, etwas, was der Mitteilung widerstrebt, diese würde ja auch eine Begründung der Liebe erheischen. Gründe sind Sachen der Erkenntnis, des Verstandes. Wir stehen schon im alltäglichen Leben, das doch mit allen denkbaren Klammern an die reale Wirklichkeit gefesselt ist, immer wieder vor der Tatsache, daß wir innere Regungen und Empfindungen nicht mit vernunftmäßigen Gründen belegen können. Gerade auf dem Gebiet der Liebe des Menschen zum Menschen bildet bekanntlich diese Unfähigkeit, verstandesgemäß die Liebe begründen zu können, den häufigsten Konflikt, den das Leben bietet. Je weiter sich die betreffenden Neigungen und Empfindungen von dem in der realen Welt Dargebotenen entfernen, um so weniger sind sie Erkenntnisfachen.

Der Mensch hat die Möglichkeit, neben diese vorhandene reale Welt eine andere zu setzen, die wir als Kunst bezeichnen. Die Tatsache des Vorhandenseins einer Kunst ist überhaupt mit verstandesmäßigen Gründen nicht zu erklären. Das Erkennungsvermögen versagt: die Kunst ist eben der Ausdruck jenes Liebevermögens, das nicht nach Gründen fragt, nicht von der Logik beherrscht wird. Geheimnisvoll, wie die Kunst an sich, ist das Wesen im Schaffen des Künstlers bis heute geblieben; es läßt sich in seinen Ursachen ebensowenig wie in seinen Äußerungen verstandesmäßig begründen. Es sollte als selbstverständlich erscheinen, daß einfach als logische Folgerung zugegeben wird, daß auch das Empfinden der Kunst, das Verhältnis des Genießenden zum Kunstwert in

Ihrem letzten Kern unergründbar und unbegründbar ist. Goethe hat das auch ruhig gesagt in dem Wort: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ Wir stoßen hier auf eine ernste, eigentümliche Erscheinung bei Herrn Meier-Gräfe. Er behauptet, daß die Wissenschaft dem Betrachtenden dazu verhilft, zu lernen, „was Kunst, was Genie ist, wie er irgend etwas anderes lerne. Ja, nur dieser Weg (des Erlernens also) führt sicher zum Ziele“ (S. 4).

Gewiß ist es eine Krankheit unserer Zeit, daß sie es leicht für überflüssig hält, für ihr Empfinden und Handeln Gründe zu geben; aber das trifft keineswegs bloß für die Empfangenden, sondern auch für die Schaffenden zu und ist beim Schaffenden wie beim Empfangenden bis zur gleichen Grenze unberechtigt, nämlich eben bis zu dem Punkte, wo das Erkennenkönnen auch beim Erkennenwollen versagt. An diesem Erkennenwollen gebricht es freilich unserer Zeit im höchsten Grade. Genuß- und Sensations-sucht haben keine Zeit zur Vertiefung, zur Versenkung. Um auf den Sonderfall unseres Verhältnisses zur Kunst zu kommen, gebe ich von vornherein zu, daß zu keiner Zeit mehr Kunstenthusiasmus geheuchelt worden ist als heute. Nun wollen wir ganz gerecht sein und sagen: diese Flunzerei gilt für alle Gebiete der Kunst und gegenüber allen Künstlern.

Um auf unser allernächstes Gebiet zu kommen, möchte man zu Herrn Gräfe sagen, es wird in der Begeisterung, der Bewunderung für die Impressionisten genau so viel geflunkert wie in der für Böcklin — nein, noch mehr. Und hier nahen wir uns dem entscheidenden Punkt. Meier-Gräfe, der seit Jahren für die Einführung der französischen Impressionisten bei uns in Deutschland tätig ist, der sich stets bemüht hat, uns einzureden, daß von dieser Richtung die Malerei vertreten wird, hat seine Überzeugung, daß man erlernen kann, was Kunst ist, aus diesem Impressionismus heraus geschöpft. Für diesen trifft es zu, weil es eine Kunst ist, die lesterdings von den Kräften der Erkenntnis, von den kontrollierbaren Sinnen geschaffen ist. Wer also hier einfach mitmacht, ohne zu wissen warum, den trifft die Schuld einer schweren Versäumnis. Bei Böcklin liegt der Fall so, daß auch der Erkennenwollende, gleichwie gegenüber den großen Werken der Musik, die letzten Gründe für seine Liebe nicht anzugeben vermag. Herr Meier-Gräfe spottet über die Dichter unter den Kunstgelehrten, die nur ihre Gefühle uns vorempfinden. Es ist eben vieler Kunst gegenüber ein Wahres nicht zu geben, als dieses Empfinden.

Diese Kunstauffassung, die alle Empfindungen so wissenschaftlich begründen zu können glaubt, ist an der französischen Kunst großgezogen. Meier-Gräfe und viele Gleichartige sind als Kunstästhetiker das, was Max Liebermann als Maler ist. Auch Liebermann fühlt sich zuweilen gedrungen, nicht nur zu malen, sondern auch über seine Kunst zu reden. Wenn dann so brutal das Malen als eine Wiedergabe der Außenerscheinungen verkündet wird, wenn so schroff das Seelische aus der Tätigkeit des Malers ausgeschieden wird, wie wenn Liebermann sagt: „Ich will ja nicht gerade

behaupten, daß der Maler während des Malens *mente captus* sein muß, aber jedenfalls muß der ganze übrige Kerl von Mensch dabei in die Ede gerückt werden“ — so wird jedem sofort klar werden, daß hier eine völlig andere, eine auf ganz fremder Weltanschauung beruhende Kunstanschauung das Wort redet. Wir brauchen die daraus entsprungene Kunst keineswegs völlig abzulehnen, können aber in aller Ruhe sagen: das ist nicht deutsche Kunst, das ist darüber hinaus nicht das, was für uns in der Kunst wertvoll und bedeutsam sein kann.

Meier-Gräfe ist natürlich ein viel zu geschickter Schriftsteller, als daß er seine Anschauungen zu so schroffer Aussprache formte. Aber wenn er uns in seinem Buche klarmachen will, daß Böcklins Kunst nichts mit Malerei zu tun habe, so kann man ihm höchstens zugeben: nichts mit dem, was du für Malerei ansiehst. Daß man mit dieser Auffassung vom Wesen der Malerei Böcklin nicht aufnehmen kann, haben uns die Franzosen ja seit Jahrzehnten bewiesen, nicht nur Böcklin gegenüber, sondern allen jenen Malern gegenüber, die wir als ausgesprochen deutsch empfinden. Aber darum braucht doch nun keineswegs die deutsche Malerei wertlos oder auf einem Irrwege zu sein.

Wir sind ja nun im geistigen wie im politisch-praktischen Leben gewohnt, zu erfahren, daß jene, die sich nur die Frage zu erheben getrauen: Ist das deutsch? oder die die Forderung betonen: Das muß deutscher Art, deutschem Wesen entsprechen! für die Engherzigen und Kurzsichtigen gelten. Zum tausendstenmal wird die Frage in die Welt hinausposaunt, die Kunst sei international, habe mit der Nationalität nichts zu tun. Die weitmäschigen Fremdwörter! Daß die Kunst mit dem Volkstum nichts zu tun hat, würde wohl keiner zu behaupten wagen. Aber das Ergößliche an dem ganzen Streitbilde ist doch: Jene, die die Internationalität aller Kunst behaupten, wollen uns wenigstens in diesem Kampfe die Kunst Frankreichs aufreden. Also die Kunst des Landes, das in seinem Kunstleben seit Jahrhunderten bewußt national war, sich gegen alle Internationalität — von dem einen abgesehen, daß es gern alle Welt als Kunstmarkt benutzte — grundsätzlich verschloß und immer das Französische betonte. Also mit der Kunst eines Volkes, das niemals an Internationalität dachte, das immer nur nationale Kunst erstrebte, predigt man uns Internationalität. Wir sollen dabei natürlich immer nur an Idealismus glauben. Pfui, wenn einer darauf hinweist, daß manche der Prediger eine eigene internationale Kunst zu verkaufen haben oder mit fremden Kunsthändlern in Verbindung stehen.

Man könnte sich mit lustigem Lachen von dieser Erscheinung abwenden, aber wir dürfen uns nicht mehr so ohne weiteres darauf vertrusten, daß der deutsche Volksgeist ganz von selber sich zurechtfinden wird. Zuwiele Ratten nagen an den Wurzeln der deutschen Esche, die ihre Äste auszubreiten strebt über die ganze Welt. Wer in die Welt hinauszieht und sich draußen nicht verlieren soll, der muß wissen, wo er daheim ist, und auf das Daheim stolz bleiben im Angesicht der verlockendsten Herrlichkeit. Welt-

herrschaft im geistigen wie im wirklichen Sinne ist nur zu erreichen mit starker Nationalität. Diese Weltherrschaft äußert sich auf geistigem Gebiete im Universalismus. (Man dulde zunächst der Einfachheit wegen das fremde unschöne Wort.) Dieses hat gar nichts zu tun mit Internationalität. International beruht auf einem Abschleifen, einem Beseitigen des Nationalcharakteristischen. Es liegt darin eine Verarmung. Die geplanten „Weltsprachen“ zeigen die Internationalität: Vereinfachung in Wortschatz, Wortformen, grammatischen Möglichkeiten u. dgl. ist ihr Streben. Das alles bedeutet Einschränkung und Verarmung. Die Weltsprache, wenn sie erreicht würde, wäre — das geben selbst ihre Anhänger zu — als Sprache betrachtet arm, eng und in ihrer Regelhaftigkeit nüchtern, ohne subjektive Möglichkeiten, weil eben ohne Charakter. So ist alles Internationale eine Verwischung, ein Abstreifen des Charakteristischen. Es bedeutet Verbreiterung und Verflachung; Gipfel und Tiefen sind zu vermeiden. Es verdrängt das Persönliche und Subjektive zugunsten des Allgemeinen und Objektiven.

Ganz anders der Universalismus. Verlangt der Internationalismus ein Preisgeben von Eigenem, eine Verminderung des Charakteristischen, ein Abschleifen des Persönlichen, so erstrebt der Universalismus überall Bereicherung. Jener gleicht dem Leben in der Großstadt im Gegensatz zum Verweilen auf einem Bergesgipfel. Dort taucht man in der Allgemeinheit unter und gewinnt dadurch den Vorteil, mit einer gesteigerten Zahl von Menschen ohne Zwang verkehren zu können. Hier wird man einsamer, damit wächst Bewußtsein und Geltung der Persönlichkeit; man beherrscht von droben die Welt und Allgemeinheit dadurch, daß man aus dieser herausgehoben ist.

Dieser Universalismus ist, was unsere Großen, auf die sich die Internationalitätsschreier immer berufen, in Wirklichkeit meinen. Eine Weltliteratur wollte Goethe, keine Allweltliteratur. Eine solche Steigerung des eigenen Ich erstrebte er, daß dieses die Allwelt umfassen konnte, nicht aber eine solche Abschwächung der Persönlichkeit, daß diese von aller Welt erfaßt werden könnte.

Dieses Welttum — so können wir wohl für Universalismus sagen — steht nicht nur nicht im Gegensatz zum Volkstum, sondern kann sich sogar aus diesem herausbilden. Und zwar nicht etwa durch Preisgabe oder Überwindung des Volkstums, sondern durch Vertiefung und Bereicherung. Das Volkstum ist die Basis des Berges, auf dessen Gipfel das Welttum thront. Der Internationalismus sucht im Gegensatz dazu die Berge abzutragen, alles in eine grenzenlose gleichartige Ebene zu verbreitern.

Das Volkstum ist die Individualität eines Volkes, seine Persönlichkeit. Stellt man sich jedes von den Hunderten Völkern, die die Erde bewohnen, in einem einzelnen Menschen verkörpert vor, so ist das, was diesen von anderen unterscheidet, was seinen Charakter, seine Individualität, seine Persönlichkeit ausmacht, das Volkstum.

Da würde sich ergeben, daß das kennzeichnendste Merkmal des Deut-

sehen gerade das Welttum ist. Dem widerspricht niemand, ja sogar jene, die dem Internationalismus das Wort reden, sagen das. Aber die Logik ergibt aus dem Vorangehenden, daß dieser echte Universalismus nicht aus der Verneinung und Überwindung, sondern aus der Vertiefung und Steigerung desselben entspringt. In der Tat ist Goethe, der in diesem Sinne (auf das Können und das Wissen kommt es weniger an) der universalste, d. i. weltumfassendste Mensch aller Zeiten war, so ur- und grunddeutsch, daß wir ihn bei gar keinem anderen Volke auch nur denken können. Es fehlt ihm auch nicht eine deutsche Eigenschaft. Er hat die deutschen Eigenschaften nur vereinigt, vertieft, also auch von ihren Schladen befreit. (Die politische Haltung Goethes, auf die mancher hier widersprechend hinweisen möchte, entsprang nicht aus einer Gleichgültigkeit gegen das Deutschtum, — das wäre erst Mangel an Patriotismus — sondern aus der Auffassung, daß das deutsche Volk zunächst andere als politische Aufgaben zu erfüllen hätte. Ob die Anschauung falsch oder richtig war, hat bei der Beurteilung unserer Frage nichts zu tun.)

Eben dieser Goethe aber, dieser Universal Mensch, hat den Satz aufgestellt: „In der Kunst ist Persönlichkeit alles.“ Das schließt die schroffste Ablehnung alles Internationalismus in sich, betont dagegen den Individualismus. Man wirft ein, den Individualismus des einzelnen. Ja, aber dieser ist nur eine Steigerung des Individualismus des Volkes, dem er angehört. Persönlichkeit ist nämlich nicht das, was den einzelnen von seinem Volke unterscheidet, sondern was ihn über die Masse erhebt.

Aus der Masse der Weltmenschheit erhebt sich durch seine individuelle Persönlichkeit zunächst ein Volk; aus der Masse dieses Volkes wächst durch seine Persönlichkeit der einzelne. Halten wir uns doch an die Tatsachen. Es gibt kein Genie in der ganzen Weltgeschichte, dessen Persönlichkeit zu seinem Volkstum, seiner Rasse in Widerspruch gestanden hätte. Im Gegenteil, es zeigt die Eigenschaften seines Volkstums sehr stark gesteigert, d. i. veredelt.

Es erscheint nach alledem nur natürlich, daß das deutsche Volk, das das Persönliche, das Individuelle am höchsten schätzt, sich am meisten durch das Streben nach Individualismus auszeichnet. Es ist ja gerade das Persönlichkeitsgefühl, das den einzelnen dazu treibt, aus der sicheren Gemeinsamkeit hinaus ins Weltall hinaufzusteigen. Die deutsche unirdische Phantastik ist nichts anderes als die ganz irdische Abenteuerlust, die von den Tagen der über die Alpen drängenden Germanenstämme bis auf heute nie erloschen ist. Die Gefahr ist in beiden Fällen dieselbe: den Boden unter den Füßen zu verlieren. Goethe hat auch hier in unvergleichlicher Weisheit und in ruhiger Schönheit das ausgesprochen in den „Grenzen der Menschheit“. Der sich Aufwärtshebende darf nicht die wohlgegründete Erde verlassen, sonst spielen mit ihm Wolken und Winde. Auch der Universalismus birgt also Gefahren; der Internationalismus ist immer ein Verkommen.

Die Geschichte unserer deutschen künstlerischen Kultur zeigt uns deutlich Wert und Gefahr des Universalismus. Es würde zu weit führen, im einzelnen den Nachweis zu erbringen. Als Tatsache ergibt sich, daß bis zum Dreißigjährigen Krieg unser Volk so vollklich stark empfand, daß es ihm gelang, alle zahlreichen, von der Fremde ihm zukommenden Einflüsse in richtigem Geiste zu verarbeiten, d. h. 1. es übte die Auswahl, 2. das Ausgewählte wurde eingedeutscht.

Erst mit dem Dreißigjährigen Kriege tritt die Änderung ein. Die Welt hatte sich vereinigt, um uns als Staat zu vernichten. Aber nicht nur die politische Vernichtung des deutschen Volkes, sondern auch eine solche Schwächung seines Volkstums, daß vielleicht kein anderes Volk danach mehr eine Geisteskultur erreicht hätte. Selbst das Griechentum ist jedenfalls zu einer solchen Neuauffassung nicht fähig gewesen; das römische Reich war nach den Kriegen der Völkerwanderung politisch nicht schwächer als Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege, hat sich aber kulturell nicht mehr erholt. Die langen Kriegszeit in England und Frankreich waren nicht so folgen schwer, weil es sich um Kriege innerhalb derselben Kultur handelte. Nur das deutsche Volk hat unter den heutigen Kulturvölkern eine solche Schwächung erfahren und hat sie — überstanden.



Moderne Illustratoren

Unter diesem Titel veröffentlicht Hermann Eßwein im Verlag von R. Piper in München eine Sammlung von Abhandlungen, von denen bislang sieben erschienen sind, die sich mit den Künstlern Thomas Theodor Heine, Hans Baluschek, S. de Toulouse Lautrec, Eugen Kirchner, Adolf Oberländer, Ernst Neumann, Eduard Munch beschäftigen. Die gut ausgestatteten Hefte im stattlichen Quartformat sind ausgiebig illustriert, so daß man bei jedem der genannten Künstler einige seiner charakteristischen Arbeiten erhält. Der Preis von 3 Mk. für das einzelne Heft, der sich auf 2.50 Mk. bei Abnahme der ganzen Sammlung ermäßigt, ist sehr bescheiden.

Bei der Lektüre der Bände befand ich mich fast auf jeder Seite in scharfem Widerspruch zum Verfasser. Es redet hier eine Welt- und Kunstanschauung, zu der ich mich niemals bekehren kann, die ich auch in diesen Blättern oft genug bekämpft habe. Dennoch empfehle ich die Bände denkenden Lesern. Es spricht hier ein Mann, dem die Kunst nicht, wie fast allen Kunstschreibern heutzutage, ein selbständiges Gebiet ist, das für sich da steht, sondern im höchsten Maße Ausdruck des Lebens. Ja ich habe diese Auffassung der Kunst als Lebensäußerung niemals in dieser Schroffheit gefunden wie hier,

und zwar wirkt sie so schroff, weil die Lebensauffassung des Verfassers so naturwissenschaftlich positivistisch ist, daß im schroffsten Sinne des Wortes eigentlich nur eine ausgesprochene Bedarfs- und Gebrauchskunst innerhalb seines Weltbildes Sinn hat. Es war mir zuweilen ergötzlich, zu beobachten, wie er aus der Tatsache, daß eigentlich jeder der hier genannten Künstler seinem innersten Triebe nach etwas anderes suchte, als er infolge äußerer (im weitesten Sinne des Wortes) Verhältnisse gegeben, sehr richtig das künstlerische Problem eines jeden dieser Männer herausfühlt, daß er dagegen daraus nun nicht die einfache Folgerung zieht: was für diese Männer Problem ist, ist auch ein Problem unserer Zeit. Die Lösung, die diese Männer für sich gefunden haben, bedeutet keineswegs in jedem Falle eine Erlösung dieser Künstler; die Tatsache, daß sie unter dem Zwange der äußeren Lebensverhältnisse neue eigenartige Werte einer modernen Kunst gefunden haben, spricht nur für die große Kraft ihrer künstlerischen Persönlichkeit, die eben auch unter widrigen Umständen Bedeutendes zu schaffen vermochte. Es ist aber damit doch keineswegs gesagt, daß das so Entstandene nun das Bedeutende dieser Männer ist.

Charakteristisch für den Verfasser ist die außerordentliche Hochschätzung Thomas Theodor Heines. Freilich, da der Verfasser den „Simplizissimus“ „die einzige künstlerische Kulturartatsache Deutschlands“ nennt, können wir uns über die maßlose Überschätzung des Hauptzeichners des „Simplizissimus“ nicht mehr wundern. Man müßte diese Bücher ausschreiben und fast Zeile für Zeile dagegen schreiben, wollte man hier seine Gegenstellung begründen. Gerade das macht auch den Wert der Schriften aus, daß sie aus einer wirklichen, starken Überzeugung herausgeschrieben sind. Wir hören hier einen Mann sprechen, der in jenem Sinne modern ist, daß ihm alles, was nicht zu den äußeren Erscheinungen dieser Zeit stimmt, als rückständig erscheint, das überwunden und abgetan werden muß. So hat auch die Kunst für ihn eigentlich nur insoweit Berechtigung, als sie Bedürfnis der Zeit ist, was er aber so auffaßt, daß sie Bedürfnis der Konsumenten ist, nicht Bedürfnis des Schöpfers. Für diesen Mann ist der Gedanke, daß jemand im wesentlichen für sich schafft, aus dem Zwange der eigenen Persönlichkeit heraus, ein abgestandener Kunstidealismus einer vergangenen Zeit. Der Künstler will wirken auf die anderen, man wäre manchmal versucht, einfach zu sagen: er will verdienen; weil er sonst nicht verdienen kann, wird er Illustrator. Diese Illustration bedingt dann das Aufgreifen des tagtäglichen, die Stellungnahme zum Ereignis der Stunde. Ich habe noch nie einen Schriftsteller getroffen, der in dieser Schroffheit dieses Lebens- und Kunstbekenntnis auszusprechen gewagt hätte. Es ist aber außerordentlich wertvoll, daß es einmal so ausgesprochen wird; es ist wertvoller, daß wir einmal erfahren, wie jemand, der nur von der Außenerscheinung des Lebens, der nur vom materiell Feststehenden ausgeht, die Kunst und ihre Werte einschätzt. Es ist dabei sehr wertvoll zu sehen, wie überall, wo von diesem Materialismus des Denkens aus kleine Betätigungen durch die Notwendigkeit der Berührung mit dem Materiellen hervorgerufen werden, sofort die größten Folgerungen für das Gesamtempfinden und das gesamte nicht kontrollierbare und nicht faßbare geistige Leben gezogen werden. Geht man auf diesem Wege weiter, so wird man die meisten jener Künstler der Zeit, von denen wir wirklich starke Werte zu empfangen glauben, als überflüssig und lächerlich, oder jedenfalls unzeitgemäß beiseite werfen müssen. Was nicht im Dienste der Zeit steht, man möchte fast sagen im Solde der Zeit, ist nach dieser Auffassung

nicht zeitgemäß; denn nachher zu sagen, daß der Widerstand gegen die Zeit bei jenen Künstlern das Dienen der Zeit sei, ist ein Trugschluß, weil die Quelle der Kraft hier verkannt wird.

Ich habe mich noch selten so in der Lage gesehen, Bücher, bei denen ich auf Schritt und Tritt widersprechen mußte, recht angelegentlich zu empfehlen. Allerdings, wie nochmals betont sei, nur solchen Lesern, die im Buche eine Persönlichkeit sehen, einen Menschen, der ihnen gegenübertritt, mit dem sie sich nun über den Gegenstand der Abhandlung unterhalten. Das wird dann eine ganz prächtige Disputation abgeben, und es kann nur zur Schärfung der eigenen Auffassung beitragen, wenn man sich mit einem so wortgewandten und geistig bedeutenden Manne auseinandersetzen darf. Denn von Spiegelfechtereien ist hier nichts; dieser Schriftsteller geht viel tiefer, als etwa Meier-Gräfe. Er ist viel tiefer, weil er keine so ausgesprochenen Tendenzziele hat. Man fühlt bei ihm, daß sein einziges Streben ist, die von ihm erwählten Künstler als Kulturträger darzutun, zu zeigen, daß sie nicht bloß ein stoffliches Interesse verdienen, sondern daß sie neue Werte unseres geistigen Lebens veranschaulichen. Die Art, wie er dabei psychologisch den menschlichen Untergrund für das Schaffen der einzelnen aufspürt, verdient aufrichtige Bewunderung, selbst wenn man auch hier nicht immer mitgehen kann. Ich mag es übrigens nicht verschweigen, daß mir der Verfasser seine Gegner zu leicht nimmt, daß er sich zu sehr an die Empfindung der breiten Masse hält. Es ist ebenso unzureichend, wenn man aus diesem beschränkten Kunstempfinden des Philisters sich eine Kunstanschauung der Vergangenheit zusammenstellt und diese nun als lächerlich abtut, wie wenn andere Leute hingehen und die äußerliche Kirchlichkeit innerlich religionsloser Menschen als die Religion bekämpfen. Beides erleben wir in sogenannten populärphilosophischen Werken alle Tage. R. St.



Zu unsern Kunstbeilagen

Carl Haider, der in diesen Tagen sein 60. Lebensjahr erreicht, steht heute zum erstenmal, aber nicht zum letztenmal im Türmer. Etwas Altmeisterliches liegt in seinem Schaffen. Beileibe nichts Veraltetes oder bewußt Archaisierendes; aber wir sehen in eine so ruhige, in ihrer Geschlossenheit sichere Welt, dabei künstlerisch ein so ruhiges, von allen Zeithändeln unberührtes Schaffen, wie bei einem alten Meister, bei dem einem von selbst das Wort lieb sich einstellt. Sicher, wie hier in der Landschaft, ist sein Gestalten auch in Werken frei gestaltender Phantasie. Davon wird bei einer eingehenderen Betrachtung seines Schaffens die Rede sein.

Unsere vier Autotypien sind der obengenannten Sammlung „Moderne Illustratoren“ entnommen und bezeugen die gute Ausführung des Bildschmucks.





Musikmüde

Von

Dr. Karl Storck

Es ist nicht zu leugnen und wird in fachmännischen Kreisen nicht ge-
leugnet, daß immer weitere Kreise von einer großen Musikmüdigkeit
erfaßt werden, wenigstens soweit unser öffentliches Konzertleben in Betracht
kommt. So sehr nun zu dieser Tatsache äußere Ursachen, vor allem die
Überfülle der Konzertveranstaltungen beigetragen haben, — entscheidend
sind doch innere Gründe. Der wichtigste und gewichtigste derselben ist
die Entwicklung, die unser musikalisches Schaffen in den letzten Jahren ge-
nommen hatte. Man kann die ganze Musikentwicklung als ein Auf und
Ab zwischen der seelischen und der sinnlichen Macht der Musik be-
trachten. Nur selten stellen sich die Punkte ein, wo beide Kräfte in ganz
harmonischem Verhältnis zueinander stehen. Der musikalische Fortschritt
beruht auf der seelischen Macht; denn daß die sinnlichen Wirkungen der
Musik auch bei ganz niederem Zustand derselben ausgelöst werden können,
beweist keineswegs bloß die Musik der Naturvölker, sondern zeigt die Tat-
sache, daß heute noch Tausende von Menschen durch den bloßen Trommel-
schlag in stärkerer rhythmischer Bewegung gehalten werden können, daß in
jeglicher Hinsicht künstlerisch sehr tiefstehende Musik auch für gebildete Kreise
zur Tanzmusik ausreicht. Das Bedürfnis, neue seelische Empfindungen aus-
zudrücken, hat die Musik immer zur Auffindung neuer Ausdrucksmittel an-
gereizt. Sobald dann diese antreibende seelische Kraft so ganz Gemeingut
aller Schichten geworden ist, daß im einzelnen das Erleben dieses Seelischen
keine besonderen Eindrücke mehr auslöst, tritt die sinnliche Ausnutzung der
neuerschlossenen musikalischen Ausdrucksmittel in den Vordergrund. Man
beachte wohl das sinnlich; es deckt sich in der allgemeinen Musikentwik-
lung noch lange nicht mit technisch. Das Technische, so oft es auch als
höchstes Wirkungsmittel der musikalischen Sinnlichkeit auftreten mag, ist im

Grunde doch durchaus verstandesmäßig, liegt ganz und gar auf der Außenseite der Musik, während die Sinnlichkeit sehr wohl zu ihrem Inhalt gehört. — Es ist für unser Zeitalter, für die ganze Periode des Materialismus außerordentlich charakteristisch, daß wir für die neueste Musikentwicklung das „sinnlich“ durch „technisch“ ersetzen können. Das junge Griechentum hatte zum erstenmal die seelische Macht der Musik geweckt und ausgenutzt. Daß die einzelnen Menschenstimmen in den Stand gesetzt wurden, die tiefsten Empfindungen des eigenen seelischen Lebens auszusprechen, war das Werk dieser frühgriechischen Musik gewesen. Sobald nun diese griechische Weltanschauung, dieses neue Gefühl für alles Transzendente im menschlichen Leben Gemeingut der Menschen geworden war, begann die Ausbildung der neuerschlossenen musikalischen Bewegung nach der sinnlichen Seite hin. Die allmähliche Auffindung der Mehrstimmigkeit ist das Ergebnis dieses auf sinnliche Schönheit gerichteten Strebens. Denn streng genommen bedeutete die Erreichung dieser Viestimmigkeit einen Fortschritt im Seelischen, da die Aussprache für den einzelnen damit gleichzeitig gebundener und eingeschränkter wurde. Die Individualität des Bekenntnisses ging verloren. Die kontrapunktische Polyphonie des Spätmittelalters zeigt dann die Ausnutzung des mehrstimmigen menschlichen Gesangs auf der höchsten Stufe der einseitig sinnlichen Richtung. Die Musik war damals tönend bewegte Form; ein Bewegungsspiel war ihr Zweck, dem alles andere untergeordnet wurde. Am Ende der Periode stehen freilich in Männern wie Palestrina und Orlando di Lasso Künstler da, denen es gelingt, diese hochgesteigerte formal sinnliche Kunst wieder mit seelischem Gehalt anzufüllen. Etwa zwei Jahrhunderte später übernahmen dieselben Aufgaben Haydn und Mozart gegenüber der neuen musikalischen Richtung, die jene ältere kontrapunktische Polyphonie abgelöst hat. Diese begleitete Monodie, der einstimmige, instrumentale begleitete Gesang, mit dem sich gleichzeitig aus gleichem Geiste heraus die Instrumentalmusik entwickelte, war um 1600 als durchaus reaktionäre Bewegung mit ausschließlicher Begünstigung des Seelischen gegenüber dem musikalisch Sinnlichen entstanden. Die ersten Begründer dieser neuen Art des Gesangs haben das Musikalische als Selbstzweck oder gar als sinnliche Macht geradezu verurteilt. Aber noch viel schneller als das erstemal wurde jetzt die sinnliche Macht der Musik über jene seelische Bewegung, die zur Entdeckung des neuen Stils geführt hatte, Meister. Nicht umsonst kam man in das 17. und 18. Jahrhundert, in dem die seelischen Kräfte gegenüber den sinnlichen völlig zurücktraten. So ist die italienische Oper, die sich aus jenem seelischen Einzelgesang entwickelt hat, für uns geradezu zum Typus der sinnlichen Musik geworden. Mozart hat dann gezeigt, wie diese wunderbare formale Kunst aufs neue zu beseelen war, wie es gelingen konnte, diese hochentwickelte sinnliche Schönheit dadurch aus dem Selbstzweck zum bloßen Ausdrucksmittel zu machen, wenn das Empfindungsleben selber von solcher Schönheit wurde, daß jene als dessen natürlicher Ausdruck erschien. Aber selbst bei Mozart können wir es deutlich verfolgen,

wie er seine Musik aus dem Geiste der Ausdrucksmittel der Musik herausbildet. Allmählich nur vollzieht sich hier bei ihm die Wandlung, nicht in seiner geistigen Auffassung, sondern rein aus der Fülle seines stets sich vertiefenden seelischen Erlebens heraus. Grundsätzlich komponiert er immer für bestimmte Instrumente und für bestimmte Stimmen, d. h. er denkt bei der Gestaltung seiner Musik an die Instrumente, die diese Musik ausdrücken sollen, und komponiert gewissermaßen für diese Instrumente, also auch aus ihrer Art heraus.

Die völlige Umwandlung dieses ganzen Verhältnisses treffen wir bei Beethoven. Mit ihm kommt eine bis dahin unbekannte Herrschaft des Seelischen in die Musik, und zwar geschieht es auf Kosten der Sinnlichkeit der Musik. Es wirkt wie ein Symbol dieser ganzen Entwicklung, daß Beethoven taub wurde, daß er jenes Sinnes beraubt wurde, der die Sinnlichkeit der Musik aufzunehmen vermag. Die Beethovensche Auffassung der Musik bedeutet eine Verschiebung des gesamten Bereiches, aus der sinnlichen Aufnahme heraus in den der geistigen Aussprache. Die geistige Aussprache eines seelischen Erlebens ist das Ziel dieser Musik. Die Musik wird zur Seelensprache. Sie erscheint an sich losgelöst von Instrument oder Menschenstimme, sie wird ein Ding an sich, zunächst eine rein geistige, körperliche Sprache, man könnte sagen, daß jetzt die Notenköpfe das erste Ausdrucksmittel der Sprache sind, indem sie diese Sprache für die geistige Aufnahme vermitteln. Dem Komponisten — manche charakteristischen Aussprüche Beethovens ließen sich hier anführen — ist es zunächst ganz gleichgültig, wie diese geistig erfaßte Musik hörbar, das ist also in die Welt der Sinnlichkeit hineinversetzt wird. So ist es natürlich in grundsätzlicher Schroffheit ausgesprochen. Beethoven selber war eine so ungeheuer musikalische Natur, daß sich die Sinnlichkeit der Musik in der Form der schönen Aussprache des Gedankens von selber einstellte. Aber es kommt hier weniger auf das Ergebnis als auf die innere Grundlage des gesamten Schaffens an. Und da hat Beethoven selber nicht umsonst seine Tätigkeit als ein „Dichten in Tönen“ bezeichnet, das ist als das Gestalten eines seelischen Erlebnisses mit dem Material der Töne; und zwar sind diese Töne bei ihm innerlich erfaßt, geradezu ein geistiges Mitteilungsmittel. Der Ton als sinnlicher Wert war für ihn selber ja tot geworden. Es ist psychologisch sehr leicht erklärlich, daß er ihm dann auch als das minder Wichtige erschien. So sicher erst durch diese Art Beethovens die Musik zu der beispiellos gewaltigen geistigen Macht geworden ist, so sicher sie erst jetzt zum unmittelbaren Sprachemittel eines seelischen Erlebnisses geworden ist, so gewiß bedeutet doch auch diese Auffassung wenigstens grundsätzlich eine Einschränkung des rein Musikalischen. Es ist bezeichnend, daß die größte Zahl der Werke Beethovens eigentlich niemals die ideale Wiedergabe erfahren können, rein deshalb, weil diese ideale Wiedergabe über die Grenzen der zur Verfügung stehenden sinnlichen Ausdrucksmittel hinausgreift, die menschlichen Stimmen haben sich dafür nicht gewandelt, daß Bee-

hoben ihnen Aufgaben zumutete, die jedenfalls nicht mehr in jenen Grenzen liegen, die die menschliche Stimme in schöner Sinnlichkeit auszufüllen vermag. Allerdings ist die Leistungsfähigkeit der Stimme seither gewaltig gesteigert worden, gerade dadurch, daß so riesige Aufgaben ihr gestellt wurden. Noch viel mehr als bei den Menschenstimmen sehen wir das bei den Instrumenten. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß seither in zunehmendem Maße das Gefühl für schöne, sinnlich reizvolle Wiedergabe der Musik abgeschwächt worden ist.

Ich glaube beim Schaffen der Genies so sehr an die Notwendigkeit nicht nur für das einzelne Genie, sondern auch für die Entwicklung, daß ich einem Beethoven gegenüber auch dann diese Entwicklung für heilsam und notwendig anerkennen würde, wenn es nicht so leicht wäre, das aus tieferen Gründen zu belegen. Die Ursache der Entwicklung ist zweifellos bis zu einem gewissen Grade Beethovens Taubheit gewesen. Aber vielleicht hat die Entwicklung der Musik dem feinsten Gehöre nicht so viel zu verdanken, wie dieser Ertaubung eines musikalischen Genies. Denn nur dadurch war die Abkehr aus der Welt des Sinnlichen in die Welt des Seelischen in diesem Maße möglich. Und ebenso können wir sagen, daß es einmal auf seiten des Schaffenden dieser völligen Rücksichtslosigkeit gegenüber den Bedingungen des Nachschaffens bedurfte, um diese nachschaffende Musik aus der Herrscherstellung zu verdrängen, die sie vorher dem Schöpfer gegenüber geltend gemacht hat. Wir haben ja seitdem auch hier die ungeheure Überlegenheit der seelischen Kräfte des Menschen über die körperlichen erfahren. Die nachschaffenden Künstler erfüllen heute Aufgaben der Reproduktion, die frühere Zeitalter einfach für unnatürlich erklärt haben würden. Das Verhalten der Bühnensänger gegenüber den Gestalten Wagners ist ja hier noch drastischer als das der Instrumentalisten gegenüber Beethoven.

Nun aber ist auch die neueste Zeit in der Musik von dem Gesetze des Auf und Ab in der Entwicklung nicht verschont worden. Gegenüber der in der Geschichte aller Künste aller Zeiten unvergleichlichen Hervorbringung musikalischer Genialität, die Deutschland durch mehr als ein Jahrhundert geleistet hat, ist seit einem halben Jahrhundert naturgemäß ein gewisser Rückgang eingetreten. Daß das noch kein Nachlassen der produktiven Kraft des deutschen Volkes bedeutet, erkennen wir nicht nur mit einem Blick auf die anderen Künste, vor allem die Malerei, sondern vor allem dann, wenn wir uns mit Goethe daran gewöhnt haben, Genialität als Produktivität aufzufassen, als Fähigkeit zu schöpfen, daß wir dagegen die Formen, in denen sich diese Schöpferfähigkeit offenbart, gegenüber jener Kraft an sich als sekundär ansehen. Dann hat Deutschland in dieser Periode an großen Tatgenies einen Bismarck und auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik eine ganze Reihe leuchtender Kräfte hervorgebracht. Für diese Periode eines keineswegs tragisch zu nehmenden Abwogens der musikalischen Genialität ist nun das verhängnisvoll geworden, was überhaupt erst das

ungeheure Hochsteigen der Woge mit Beethoven ermöglicht hatte: die Entfönnlichung der Musik. Denn für die Musik, in der mehr als in allen anderen Künsten, oder man muß sagen überhaupt in ganz unvergleichbarer Weise mehr als bei den anderen Künsten die sinnliche Aufnahme des Kunstwerks Bedingung für dessen vollen Genuß ist, steht als Gegensatz zur seelischen Welt die sinnliche. Gegensatz ist insofern nicht das richtige Wort, als in jedem vollendeten musikalischen Kunstwerk naturgemäß die beiden Welten sich vereinigen müssen. Vor allem hat die Herrschaft des Seelischen niemals eine Schwäche der sinnlichen Kräfte der Musik bedingt. Die eigenartige Entwicklung unseres Jahrhunderts nach der Weltanschauung des Materialismus hin, die ganze Wandlung der Lebensauffassung in diesem Geiste hat es aber mit sich gebracht, daß auch in der Musik, wie zuvor auch in der Literatur und in der bildenden Kunst, als Gegenpol gegen das Seelische der Verstand sich aufstet. Das konnte in der Literatur (Naturalismus) und auch in der bildenden Kunst (Farblosigkeit) nicht in so verhängnisvoller Weise wirken, weil da der Wert der Idee von Natur aus stärker hervortritt als in der Musik. In der Musik aber sind wir auf die Weise dahin gekommen, daß sie immer mehr ihrer beiden wesentlichen Lebenskräfte entkleidet wird: an Stelle des Seelischen haben wir den Verstand, an Stelle des Sinnlichen Technik. In erschreckendster Weise tut diese Entwicklung die neue Literatur der symphonischen Dichtung dar. Die Gattung hat sich ganz zweifellos aus der Symphonie Beethovens naturgemäß entwickelt, sie ist die Folge des Strebens nach möglichst überzeugendem Ausdruck eines seelischen Erlebens. Man kann bei Liszt schon den Keim des Verfalls nachweisen — ich meine nur rein als Gattung, um das bloß Musikalische kümmere ich mich dabei nicht —, indem bei ihm der Schöpfer sich einen Vermittler für das seelische Erleben sucht (charakteristisch der Tasso). So gewiß Liszt den Tasso wählte, weil er in Tassos Erleben das Verwandte mit dem künstlerischen Erleben in der eigenen Seele sah, so gewiß ist doch in dem Augenblick, wo auf die Weise beim Hörer eine Vorstellung wachgerufen wird, die sich zwischen den Komponisten und den Hörer stellt, die Unmittelbarkeit der persönlichen Mitteilung durch die Instrumentalmusik preisgegeben. Von diesem Augenblick lag es eben nur noch in der Stärke des musikalischen Empfindens des Schöpfers, ob er in der symphonischen Dichtung immer einen Vermittler finden würde, der sich wenigstens mit der eigenen Natur ganz deckte.

Es ist sehr bezeichnend, daß Richard Strauß eigentlich immer nur von sich selber in seinen symphonischen Dichtungen redete. Man braucht ihm dabei etwa mit Don Juan oder mit Till Eulenspiegels listigen Streichen nicht zu nahe zu treten, denn daß die erotische Sinnlichkeit die stärkste Macht seiner Kunst ist, hat er in „Feuersnot“ und „Salome“ ja offen genug selber gesagt, und daß er sich selber in einer gewissen Eulenspiegelei gegenüber dem Publikum gefällt, beweisen seine sämtlichen Werke mit deutlichen Willensäußerungen des Komponisten. Bezeichnender noch als dieses

Verhalten der zweifellos stärksten musikalischen Natur unter den Vertretern der symphonischen Dichtung ist die Tatsache, daß nicht nur Brahms sich der Symphonie zuwandte, sondern auch sein musikalischer Antipode Bruckner. Die allgemeine Entwicklung aber hat leider aus der symphonischen Dichtung zur Programmmusik geführt. Der Musiker tritt darin deshalb zurück, weil gegenüber persönlichem seelischen Erleben die sinnliche oder verstandesmäßig erfasste Wahrnehmung tritt. Zur Mitteilung dieser letzteren bedient sich die Komposition in steigendem Maße der verstandesmäßig zu erfassenden Mittel der musikalischen Ausdruckstechnik. Wer sich daran gewöhnt hat, allen Kunsterscheinungen gegenüber mit jenen Erfahrungen heranzutreten, die eine genaue Beobachtung der Entwicklung des gesamten künstlerischen Erlebens der Welt gibt, der kann es nur mit Bangen sehen, wenn eine scheinbar keinerlei Schwierigkeiten kennende technische Herrschaft über die Ausdrucksmittel einem schon in jenen Entwicklungsstadien der Künstler entgegentritt, in denen diese noch nichts erlebt haben können, was eines so starken technischen Ausdrucks bedarf. Gerade die deutsche Kunst hat stets das Ringen um die Form als stärkstes Charakteristikum getragen, und ihre großen Werke sind immer dadurch entstanden, daß die Größe und Stärke des Inhalts nach Schöpfung unerhörter, naturgroßer Ausdrucksformen verlangte. Unsere heutige Musik stellt den Zustand dar, daß die Beherrschung riesiger Formen und eines gewaltigen Apparates geradezu zum Schulbesitz gehören, daß nachher mühselig nach einem Inhalt gesucht wird, mit dem man diese Form erfüllen möchte. Der Ruf nach Einfachheit, nach Vermeidung des Komplizierten wird immer lauter und allgemeiner. Leider vergißt man die Mittel zur Erfüllung der Forderung anzugeben. Immerhin, wir können ja doch auch hier die Erfahrungen auf anderen Kunstgebieten uns zunutze machen. Erst recht in der Musik, die in der Hinsicht immer der Entwicklung der anderen Künste nachgegangen ist. Wir hatten ein ähnliches Verhältnis wie jetzt in der Musik auf dem Gebiete der Gebrauchskünste. Auch hier eine maßlose Vergeudung der aus der gesamten bildenden Kunst der Welt gewonnenen Ausdrucksmittel, ohne diese mit dem geistigen Inhalt, d. i. dem wirklichen Zweck der betreffenden Gegenstände in Beziehung zu setzen. Wir stehen, das muß man gegenüber der billigen Überschätzung, die vielfach gegenüber den Leistungen des heutigen Kunstgewerbes an der Tagesordnung ist, betonen, erst im Beginn der Genesung. Die Architektur zumal zeigt kaum die ersten Anfänge und nur vereinzelte Beispiele zu einer solchen. Aber daß wir auf dem Wege zu gesünderen Verhältnissen sind, ist sicher nicht zu leugnen und erhält noch mehr als durch einzelne gelungene Leistungen die Bestätigung durch die Tatsache, daß das Gefühl nach der Notwendigkeit dieser Besserung allgemein ist. Fragen wir uns aber, wie die einzelnen Leistungen, die wir als diese Besserung empfinden, zustande gekommen sind, so erhalten wir die Antwort: dadurch, daß einerseits die Übernahme des vollständigen technischen Könnens abgelehnt wurde, und man vielmehr erkannte, daß für die Lösung jeder Aufgabe nur

ein bestimmtes Maß von technischer Arbeit erforderlich sein könne. Man erkannte also, daß die Form dem Inhalt auch in der Aufwendung der Ausdruckskraft entsprechen müsse. Andererseits ging man für die Art dieses Ausdrucks auf die natürlichen Vorbedingungen zurück. Man fragte sich nach dem Zweck, den das vollendete Werk zu erfüllen habe, und hielt sich an die Bedingungen des Materials. Man kann natürlich nicht einfach von diesem Gebiete auf das der Musik übertragen. Allerdings, daß Inhalt und Form zueinander in geradem Verhältnis stehen müssen, diese Erkenntnis ist Vorbedingung jedes künstlerischen Schaffens. Sie bedeutet das, was für unsere Periode der Individualitäten allein Stil heißen kann. Dann aber bedeutet das Zurückgehen auf Zwecke oder auf das Material in der Musik eine neue Hinneigung zur sinnlichen Schönheit. Wir müssen wieder einsehen, daß das Ergötzen noch die natürliche Aufgabe aller Kunst ist. Es können immer wieder Fälle eintreten, in denen ein anderes wichtiger ist, aber nur gewaltige Werte können es entschuldigen oder können es notwendig machen, daß die nächstliegende Aufgabe zurücktreten muß. In Wirklichkeit haben alle großen Künstler, alle großen Musiker zumal es auch dann verstanden, das Ziel des Ergötzens zu erreichen, wenn sie uns zunächst auch durch Qualen dahin führen mußten. Das leuchtende Beispiel Beethovens steht in dieser Hinsicht unverrückbar auf der Höhe für alle Zeiten. — Zu dieser Aufgabe des Ergötzens dient als zweite Erwägung das Material, mit dem es zu erreichen ist. Wir müssen wieder lernen, mehr aus dem Instrument heraus, für das Instrument und für die Singstimme zu schreiben. Wir müssen einsehen, daß wir nunmehr an der anderen Grenze der Entwicklung angelangt sind, daß, wenn im 18. Jahrhundert das Instrument oder die Menschenstimme den Schöpfer vollkommen in Fesseln schlug, heute der Schöpfer das Instrument und die Stimme vollständig vergewaltigt und in Sklaverei hält. Die Musik kann aber nur durch die gemeinsame Arbeit leben. So sehr es notwendig war, daß einmal Musik geschaffen wurde von dem mehr geistigen Standpunkte aus, eine Musik, in der der Komponist nur geistig hörte, so sehr dürfen wir niemals vergessen, daß in Wirklichkeit das musikalische Kunstwerk doch nur durch die Mitteilung, durch das dem leiblich sinnlichen Gehör Vermittelt-Werden ins Leben tritt. Auch in dieser Hinsicht hat die Musik eine andere Stellung als die anderen Künste. In ihr sind die sinnlichen Mächte stärker als in jeder anderen Kunst. Die unendlich höhere Gewalt ihrer Wirkung beruht auf dieser Tatsache, andererseits stellt sie aber dann auch die Bedingung der sinnlichen Kraftwirkung.

Es fehlt nicht an Anzeichen. Und mit diesem tröstlichen Ausblick will ich diese allgemeinen Betrachtungen schließen, die zeigen, daß in immer weiteren Kreisen das Gefühl für die Notwendigkeit der Umkehr Platz greift oder daß bereits von selber ein Wandel der Verhältnisse beginnt. Das Streben nach einem neuen Stil einer heiteren, einfachen Spieloper gehört hierher. Die stets wachsende Pflege der in ihrer Architekturtonik durch-

sichtigen Kammermusik ist ein solches Anzeichen. Es mehrt sich die Vorliebe für den schlichten Vortrag von Volksliedern. Ich glaube, wir werden auch auf dem Gebiet des Liedes eine Renaissance des Biedermeierstils erleben. Das vorschubertische Lied wird in den nächsten Jahren wieder in starkem Maße ans Licht gezogen werden. Die Konzerte der „Société des instruments anciens“ haben ein Entzücken hervorgerufen, das dadurch fruchtbringend wirken kann, daß wir lernen, an harmlosen kleinen Gebilden uns einer kunstvollen, schönheitsfellen Arbeit zu erfreuen. Die Hausmusik tritt wieder stärker in den Vordergrund, und, was wichtiger ist, man erkennt, daß für sie andere Aufgaben zu lösen sind, als für den Konzertsaal.

Hoffen wir, daß diesen noch zagen Anzeichen eine schöne Erfüllung zuteil werden wird. Wir brauchen nichts von Größe, von Erhabenheit einzubüßen, wir können doch auch in schlichteren Formen und einfacheren Gebilden künstlerisch uns betätigen. Ein künstlerisches Leben wird überhaupt nur dann möglich sein, wenn wir nicht nur die Höhepunkte des Lebens, nicht nur die Vollentfaltung der Kräfte künstlerisch gestalten, sondern dieses ganze Leben mit Kunst zu durchdringen vermögen. Statt daß dadurch eine Abschwächung der Wirkung der großen Kunst eintreten muß, wie man vielleicht aus der Tatsache folgern möchte, daß ein Zeitalter, das die sinnliche Schönheit der Musik so hoch kultivierte, an einem Bach vorüberging, wird es niemals mehr an den Kräften fehlen können, die auf diese Hochlandskunst hinweisen. Denn nun sind uns einmal ja die Werte Beethovens und Bachs und Wagners zum Lebenswert geworden. Ich glaube vielmehr, wir werden nur um so stärker diese Gewaltigen erleben können, wenn sie uns nicht mehr tagtäglich, wodurch sie doch alltäglich werden, gegenübergestellt werden, sondern wo es des festlichen Aufschwungs der höher eingestimmten Seele bedürfen wird, ihnen nahezutreten. Das *μηδὲν ἄγαν*, das „nichts zu viel“ des griechischen Weisen war vor allem gedacht gegen den Mißbrauch der Größe und der Höhe.



Briefe

P. M., J. i. E. — A. R., M. — J. W. F., G., A. — F. D., Q. — L. P. K., L. — G. P., G. — W. B., B. — A. E., A. — N. E., D. — G. F., F. — H. Q., D. B. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im E. leider nicht geeignet.

Hr. R., R. Besten Dank für die Drucksache und frdl. Gruß!

W. in L. Kommt vielleicht in Betracht.

W. J., L. i. B. Vielen Dank für die lebenswürdigen Zeilen. Die gewünschte Adresse dürfte Ihnen inzwischen zugegangen sein. Den Versen liegt ein klar geschautes Bild zugrunde, aber sie lassen noch die reine künstlerische Form vermessen. Frdl. Gruß!

Dr. G. C., P. Ihrem Wunsch ist entsprochen worden.

P. G., J. b. F., N.-L. Ihre Frage müssen wir leider mit Nein beantworten.

A. M., M. Nicht ohne lyrisches Empfinden, aber doch noch nicht druckreif. Frdl. Gruß!

E. J., A. Nicht sachlich genug.

G. M. Druckreif nicht. Manche Wendung scheint auf lyrisches Talent schließen zu lassen, ein sicheres Urteil ist nach der einen Probe natürlich nicht abzugeben.

G., E. p. A. Besten Dank für frdl. Auskunft!

A. P. J. Ein frdl. Leser glaubt sich erinnern zu können, daß das von Ihnen gesuchte Gedicht „Beatrice“ nebst Illustration in den ersten Jahrgängen der „Alten und Neuen Welt“, Einkebeln, Schweiz (etwa 3.—5. Jahrgang), veröffentlicht war. Vielleicht fragen Sie einmal bei der Redaktion dieser Zeitschrift an.

v. E.-L. Besten Dank für die frdl. Auskünfte! Die Einlage haben wir mit den darauf bezüglichen Zeilen an E. B. C. gesandt. — Die bekannte Ballade „Der Räuber und das Kreuzfig“ dürfte A. P. J. wohl nicht meinen.

J. M., M. i. B. Vielen Dank für Ihre frdl. Zeilen, die uns außerordentlich interessiert haben. Wenn alle Ihre Clubengenossen so dächten wie Sie, wären wir weiter im lieben deutschen Vaterlande. Die Gedichte kommen wohl in Betracht, eine endgültige Entscheidung müssen wir uns noch vorbehalten. Frdl. Gruß!

W. W., G. b. W. (Prov. H.). Ganz sinnig, aber für den Druck wohl doch noch nicht eigenartig genug. Vielen Dank für Ihren lebenswürdigen Brief und frdl. Gruß!

D. M., M. b. Gr. M. Der Autor ist Unstaltsgeistlicher, dürfte aber den Dürmerlesern aus verschiedenen Beiträgen (vgl. u. a. Mathest des vorigen, Novemberheft dieses Jahrgangs) als feinsinniger Essayist bekannt sein.

B. L., B. Eine Talentprobe scheint's zu sein, aber noch nicht druckreif. Vielleicht senden Sie gelegentlich anderes.

J. R., B. Besten Dank für den Hinweis. Wir werden uns das betr. Blatt zu beschaffen suchen. Frdl. Gruß!

G. B., D. Manches ganz stimmungsvoll, aber für uns nicht eigenartig genug.

A. M. v. b. L.-W., J. Verbindl. Dank für den Zeitungsauschnitt.

E. U., F. i. Dr. Ihr frdl. Schreiben haben wir an den Verfasser weitergegeben.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Dürmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des L., beide Bad Deynhausen i. B., Kaiserstraße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen des „Dürmers“ beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor fröhlicher Zeit bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagbuchhandlung in Stuttgart. Das bezieht den „Dürmer“ durch sämtliche Buchhandlungen und Postämter, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grotzfuß, Bad Deynhausen i. B.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Carl Stord, Berlin W., Landshuterstraße 2.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Gürmer's Hausmusik

VIII. Jahrg.

Oktober 1905

Heft 1.

Gebet.

(Fritz Lienhard).

Karl Schuricht.

Sehr getragen, langsam - dunkel aber voll.

Mit tiefer Bewegung.

Singstimme.



Dir - a - ber, o Un - end -

Pianoforte.



li - cher, der mir zu Häup - ten thront; *poco rit.*



pp in tempo Dir - o Un - end - li - cher, *mf* den ich in Sturm und

f Mai - - - licht, *mf* in den viel -

p fließend
sehr gebunden

The first system of the musical score consists of a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line begins with a forte (*f*) dynamic, followed by a mezzo-forte (*mf*) dynamic. The piano accompaniment features several triplet figures in the right hand, with a forte (*f*) dynamic. The piece concludes with a mezzo-forte (*mf*) dynamic and a *Red.* (ritardando) marking.

tau - - - send Stim - - - men, mei -

mf *p*

Red.

The second system continues the vocal and piano parts. The vocal line is marked mezzo-forte (*mf*) and then piano (*p*). The piano accompaniment features a tremolo effect in the right hand, with a mezzo-forte (*mf*) dynamic. The system ends with a *Red.* (ritardando) marking.

- - - nes im - - - mer le - - - ben - - - di - gen *dim.*

dim.

The third system continues the vocal and piano parts. The vocal line is marked *dim.* (diminuendo). The piano accompaniment features a tremolo effect in the right hand, with a *dim.* (diminuendo) dynamic. The system ends with a *dim.* (diminuendo) marking.

In - - - nern *pp* hö - - - re, *p* Herr, Du

ppp trem. *pp* *pp*

The fourth system continues the vocal and piano parts. The vocal line is marked piano (*p*). The piano accompaniment features a tremolo effect in the right hand, with a pianissimo (*ppp*) dynamic. The system ends with a pianissimo (*pp*) dynamic.

3 cresc. *ff* *p*

die-ser ge-wal - ti-gen Mondnacht, Dir gehorch ich! Dir ge-

rit. *p* **Bewegt, energisch.**

horch ich! Hö - renicht an Du, wennichstolz re -

rit. *f* *p* *piu p* *f* *wuchtig*

mp

- de, sieh nicht an, mein Trut - - - zen, mein Has-sen höre Du nicht!

rit. *mf*

Ruhig.

Nicht Dir — o du E-wiger gilt mein Stolz! In

pp *p*

Bewegter.

al - ler Glut mei - ner Sin - - ne In

f frei, betont al - len Hass, in al - len Jauch - zen, *sf* E - -

ritard. - wi - ger, nie - mals ver - gess ich, *dolce*

pp Du Du bist Gott! *pp*

Nicht schleppend, doch durchaus ruhig

cresc. 3

Der im Him - melthront, der im Him - melthront, weiss al - le

Feierlich, nicht schleppend

The first system of the musical score features a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves. The vocal line begins with a *p* dynamic and includes a triplet of eighth notes. The piano accompaniment starts with a *pp* dynamic and consists of chords and arpeggiated figures. The key signature has two sharps (F# and C#), and the time signature is 4/4.

Din - ge, Erweiss auch, dass ich ihn lie -

The second system continues the vocal and piano parts. The vocal line has a *mp* dynamic and includes a triplet of eighth notes. The piano accompaniment features a triplet of eighth notes in the right hand and a more active bass line. The key signature changes to one sharp (F#) and the time signature remains 4/4.

molto

gedehnt

be! Erweiss auch, dass ich ihn

The third system shows the vocal line with a *f* dynamic and a *gedehnt* (stretched) marking. The piano accompaniment has a *molto* dynamic and a *f gedehnt* marking. The key signature has one flat (Bb) and the time signature is 4/4.

lie - be!

The fourth system concludes the vocal phrase with a *ppp* dynamic. The piano accompaniment also features a *ppp* dynamic. The key signature has one flat (Bb) and the time signature is 4/4.

Wo Du hingehst.

(Buch Ruth).

Karl Schuricht.

Langsam, sehr voll und warm, mit tiefem Pathos.

Singstimme.

Pianoforte.

Wo Du hin - gehst, da will ich auch,

ich auch hin - ge - hen Wo

Du bleibst da blei - be ich auch, ich auch -

pp *pp dolce* *f* *p* *cresc.* *pp* *mf* *pp il basso*

ich auch, — ich auch, —

f *cresc.*

mf *dim.*
wo Du bleibst, da blei - be ich auch!

p *pp il basso*

p
Dein Gott — ist — mein —

pp *ppp* *p*
1 Ped. 2 Ped.

f *f* *betont*
Gott, — Dein — Gott ist mein Gott. Wo —

f *p*

Du stirbst, da ster - be ich auch,

cresc.

der Tod muss uns schei - den, muss uns

ff

p

schei - den! Wo

sf

dim.

rit.

pp

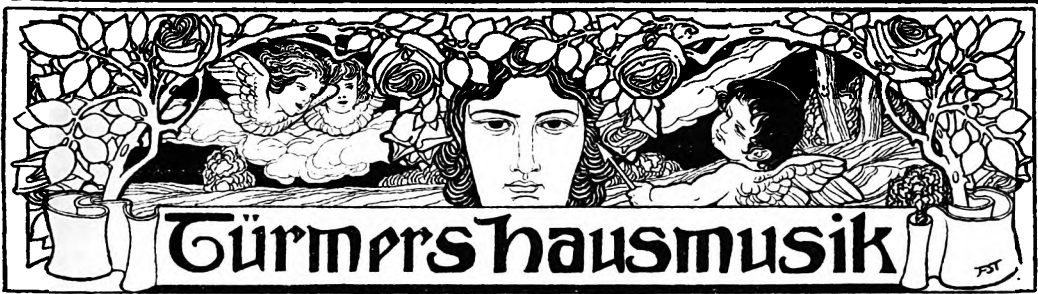
pp

Du hin - gehst, da will ich auch hin - gehn!

dim.

ritard.

p



Litanej.

Auf das Fest „Aller Seelen.“

J. G. Jacobi.

Franz Schubert.

Langsam, andächtig.

Singstimme.

- 1. Ruh'n in Frie - den
- 2. Lie - - be - vol - ler
- 3. Und die nie der

Pianoforte.

- 1. al - - le See - len, die voll-bracht ein
- 2. Mäd - chen See - len, de - - ren Thrä - nen
- 3. Son - - ne lach - ten, un - - ter'm Mond auf

- 1. ban - - ges Quä - len die voll - en - det sü - ssen Traum, —
- 2. nicht zu zäh - len, die ein fal - scher Freund ver - liess, —
- 3. Dor - - nen wach - ten, Gott, im rei - nen Him - mels - licht, —

1. le - benssatt, ge - bo - ren kaum, aus der Welt hin - ü - ber schieden:
 2. und die blin - de Welt ver - stieß: Al - le, die von hin - nen schieden,
 3. einst zu sehn von An - ge - sicht: Al - le, die von hin - nen schieden,

1. Al - le See - len ruh'n in Frie - den!
 2. al - le See - len ruh'n in Frie - den!
 3. al - le See - len ruh'n in Frie - den!

Andenken.

Sehr langsam.

Gedicht und Musik von
 Peter Cornelius, Op. 3 N^o 2.

Singstimme.

Von stil-lem Ort, von küh-ler Statt

Pianoforte.

nahm ich mit fort ein E-pheu-blatt. Ein Re-qui-

em tönt leis und matt, so oft ich nehm

zur Hand das Blatt. Wenn al-ler Schmerz

ge-en-det hat legt mir aufs Herz das E-pheu-blatt.

4 Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes.

J. Kerner.

Ernst, ziemlich langsam.

Rob. Schumann, Op. 35 N^o 6.

Singstimme. *mf*

Du herr-lich Glas, nun stehst du leer, Glas, das er oft mit

Pianoforte. *mf*

Lust ge-ho-ben; die Spin-ne hat rings um dich her in-

ritard. *p*

dess — den dü-ster-n Flor ge-wo-ben. Jetzt sollst du mir ge-

ritard. *p*

ritard.

fül - let sein, mond - hell mit Gold der deut-schen Re - ben!

p

In dei - ner Tie - fe heil' - gen Schein schau'

ritard. *p*

ich hin-ab mit frommem Be-ben. Was ich erschau' in

ritard. *pp*

dei - nem Grund, ist nicht Ge-wöhn - li-chen zu nen-nen. Doch

ritard. *pp*

rit. *

ritard.

wird mir klar zu die - ser Stund, wie nichts den Freund vom Freund kann

ritard.

mf

trennen. Auf die - sen Glau - ben, Glas so hold! trink' ich dich aus mit

Red. *

ho - hem Mu - the. Klar spie - gelt sich der Ster - ne Gold, Po -

ritard.

kal, — in dei - nem teu - ren Blu - te!

ritard. *f*

Red.

p

Still geht der Mond das Thal ent -

Red.

p

lang. Ernst tönt die mit - ter-nächt'-ge

ritard. - - - *pp*

Stun - de. Leer steht das Glas! Der

ritard.

heil'- ge Klang - tönt nach in dem kry - stall - nen Grun -

dc.

ritard. - - - *p*

Gebet

(Fritz Lienhard)

Karl Schuricht

Langsam. *molto*

Singstimme. *Dir a - ber, o Un - end -*

Pianoforte. *pp*

li - cher, der mir zu Häup - ten thront; *poco rit.*

pp in tempo *mf*

Dir o Un - end - li - cher, den ich in Sturm und

*) Bemerkung: Die Accordwiederholungen (♩) in der Begleitung sind rhythmisch freie.

f Mai - - - - - licht, *mf* *sehr gebunden* in den viel -

p *fliegend*

f *mf* *Red.*

tau - - - send Stim - - - men, mei -

mf *p* *Red.*

- - - nes im - - mer le - ben - - di - gen

dim. *dim.*

pp In - - nern *p* hö - - re, Herr, Du

ppp trem. *pp* *pp*

cresc. - ff betont p

die-ser ge-wal - ti-gen Mondnacht, Dir gehorch ich! Dir ge-

The first system of the musical score features a vocal line and piano accompaniment. The vocal line begins with a *cresc.* marking and a *ff* dynamic, with the instruction *betont* above it. The piano accompaniment includes a bass line with chords and a treble line with chords and some melodic fragments. Dynamics range from *ff* to *p*.

mf rit. energisch p

horch ich! Hö - renicht an Du, wennichstolz re -

The second system continues the musical score. The vocal line has a *rit.* marking followed by *energisch* and *p*. The piano accompaniment features a *f* dynamic in the bass line and *p* in the treble line. There are some triplets and sixteenth-note patterns in the piano part.

f mp rit.

- de, sieh nicht an, mein Trut - - - zen, mein Has - sen höre Du nicht!

The third system shows the vocal line with a *f* dynamic and *mp* dynamic. The piano accompaniment includes triplets and a *rit.* marking. The bass line has a *mf* dynamic.

Ruhig

Nicht Dir — o du E - wi-ger gilt mein Stolz! In

The fourth system is marked *Ruhig*. The vocal line is in a 3/4 time signature. The piano accompaniment features a *pp* dynamic in the bass line and *p* in the treble line. The music concludes with a final chord in the piano part.

Bewegter.

al - ler Glut mei - ner Sin - - ne In

etwas frei

al - lem Hass, in al - lem Jauch - zen, E - - -

ritard.

- - wi - ger, nie - mals ver - gess ich,

pp vibrato

Du Du bist Gott!

Nicht schleppend

p Der im Him - melthront, der im Him - melthront, weiss al - le

Nicht schleppend

pp

cresc. 3

pp Din - ge, Er weiss auch, dass ich ihn lie -

gedehnt

p

3

gedehnt

be! Er weiss auch, dass ich ihn

molto

f

molto

lie - be!

molto

ppp

ppp



Gürmers Hausmusik

VIII. Jahrg.

Dezember 1905

Heft 3

Meiner lieben Schwester Frau Elisabeth Schily.

Weihnachtslieder.

(Ein Liedercyklus, gedichtet von Peter Cornelius.)

Christbaum.

„Wie schön geschmückt der festliche Raum!“

Peter Cornelius,
Bernhardshütte im Nov.-Dez. 1856. Op. 8 Nr. 1.

Freudig lebhaft.

Pianoforte.

se - - - li - ger Traum!

Die Mut - ter sitzt in der Kin - der Kreis; Nun

schwei - get al - les auf ihr Ge - heiss: Sie sin - - get des

Christ - kinds Lob und Preis. Und rings vom Weihnacht -

baum er-hellt, Ist schön in Bil - dern auf - ge-stellt Des

hei - - li-gen Bu - ches Pal - - men-welt. Die

Kin - der schauen der Bil - der Pracht Und ha - ben wohl des

Sin - gens acht, Das tönt so süß' in der

We - - - he - nacht! 0 glück - li - cher Kreis im

fest - li - chen Raum! 0 gold - ne Lich - ter am Weih - nachtsbaum! 0

fröh - li - che Zeit! 0 se - - - li - ger Traum!

hervortretend *sf* *mf*

Christkind.

„Das einst ein Kind auf Erden war.“

Peter Cornelius,
Bernhardshütte im Nov. 1856—
Bogenhausen im Okt. 1870. Op. 8 Nr. 6.

Lebhaft und frisch.

Singstimme.

Das einst ein Kind auf Er - den war,

mf

Christkind-lein kommt noch je - des Jahr;

p

p

Kom-met vom ho - hen Ster - nen - zelt, Freut und be -

glük - ket al - le Welt! Mit

Kin - dern fei - ert's froh den Tag, Wo Christ - kind in der

Krip - pe lag;

Den Christbaum zün-det's ü - ber - all, Weckt

Or - gel - klang und Glock - ken - schall.

Christkindlein kommt zu arm und reich, Die

Gu - ten sind ihm al - le gleich.

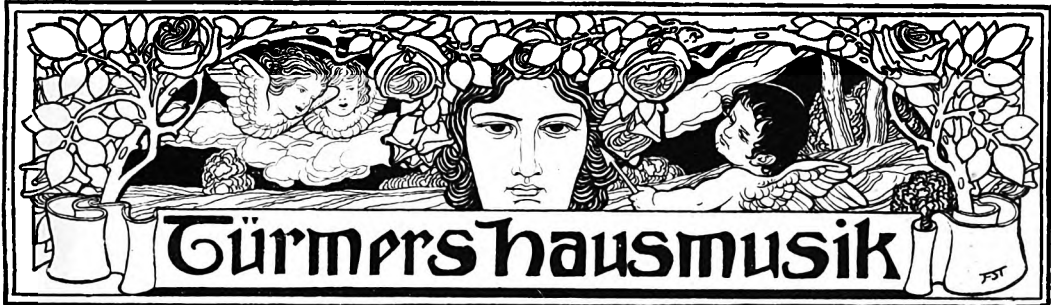
Dan - ket ihm denn und grüsst es

fein, Auch euch be - glück - te Christkind - lein,

Auch euch

be - glück - - te Christ - kind - lein!

poco rit. *a tempo*



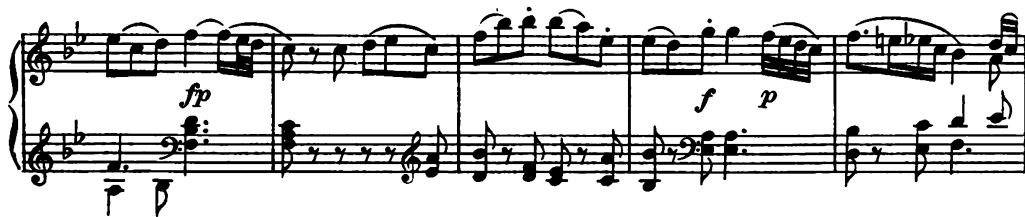
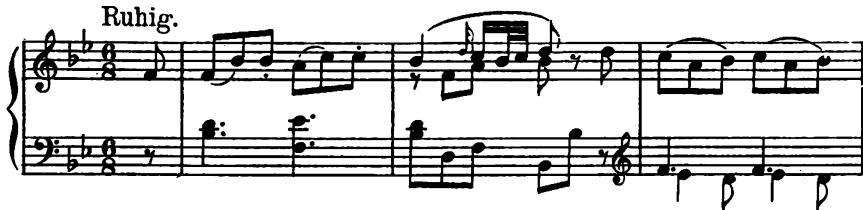
VIII. Jahrg.

Januar 1906

Heft 4

Lieder von W. Mozart. Die Zufriedenheit.

Ruhig.



1. Wie sanft, wie ru - hig fühl' ich hier des
 2. Wie sehr lach'ich die Gro - ssen aus, die

1. Le - bens Freu - den oh - ne Sor - gen! und
 2. Blut - ver - gie - sser, Hel - den, Prin - zen! Denn

1. son - der Ahn - dung leuch - tet mir will - kom - men je - der Mor - gen. Mein
 2. mich be - glückt ein klei - nes Haus, sie nicht ein - mal Pro - vin - zen. Wie

1. fro - hes, mein zu - fried - nes Herz tanzt nach der Me - lo - die der Hai - -
 2. wü - then sie nicht wi - der sich, die göt - ter gleichen Herrnder Er - -

1. ne, und an - ge - nehm ist selbst mein Schmerz, wenn ich vor Lie - be
 2. den! Doch brau - chen sie mehr Raum als ich, wenn sie be - gra - ben

1. wei - ne.
 2. wer - den?

fp fp f p

Vom Zeichen. ⁵

Das Veilchen.

Goethe.

Allegretto.

Ein

The first system of the score consists of a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line begins with a whole rest, followed by a quarter note 'Ein'. The piano accompaniment starts with a piano (*p*) dynamic and features a rhythmic pattern of eighth and sixteenth notes.

Veil-chen auf der Wiese stand, ge-bückt in sich und unbekannt: es war ein herzigs Veil-

The second system continues the vocal line with the lyrics 'Veil-chen auf der Wiese stand, ge-bückt in sich und unbekannt: es war ein herzigs Veil-'. The piano accompaniment includes dynamic markings of *mf* and *p*.

chen. Da kam ein jun-ge Schäfer-in mit leich-tem Schritt und munterm Sinn da-her, da-

The third system continues the vocal line with the lyrics 'chen. Da kam ein jun-ge Schäfer-in mit leich-tem Schritt und munterm Sinn da-her, da-'. The piano accompaniment continues with a steady eighth-note accompaniment.

her, die Wiese her und sang.

The fourth system continues the vocal line with the lyrics 'her, die Wiese her und sang.'. The piano accompaniment features a more active eighth-note accompaniment.

Ach! denk' das Veil-chen, wär' ich nur die schönste Blu-me der Na-tur, ach! nur ein kleines

The fifth system concludes the vocal line with the lyrics 'Ach! denk' das Veil-chen, wär' ich nur die schönste Blu-me der Na-tur, ach! nur ein kleines'. The piano accompaniment ends with a *be* dynamic marking.

Weilchen, bis mich das Liebchen ab - gepflückt, und an dem Bu - sen matt gedrückt, ach!

nur, ach! nur ein Viertelstündchen lang. Ach! a - ber ach! das Mädchen kam

und nicht in Acht das Veilchen naher trat — das arme Veilchen: es sank und starb und

freut sich noch: und sterb' ich denn, so sterb' ich doch durch sie, durch sie, — zu ih - ren

strin - - gen - do rallen -

Fü - ssendoch! Das ar - me Veilchen! es war ein her - zigs Veil - chen!

tando a piacere a tempo

Abendempfindung.

Andante moderato

A - bend ist's, die Son - ne ist ver-

The first system of music features a vocal line in a single staff and a piano accompaniment in two staves. The piano part begins with a piano (*p*) dynamic and consists of a flowing eighth-note melody in the right hand and a simple harmonic accompaniment in the left hand. The vocal line starts with a whole rest followed by the lyrics 'A - bend ist's, die Son - ne ist ver-'.

schwun - den, und der Mond strahlt Sil - ber-glanz.

The second system continues the musical piece. The piano accompaniment maintains its eighth-note texture. The vocal line continues with the lyrics 'schwun - den, und der Mond strahlt Sil - ber-glanz.'

So ent-fliehd des Le-bens schönste Stun-den, fliehn vor-ü - ber wie im

The third system shows the piano accompaniment becoming more active with some chords and rests. The vocal line has the lyrics 'So ent-fliehd des Le-bens schönste Stun-den, fliehn vor-ü - ber wie im'.

Tanz! Bald ent-flieht des Le-bens bun-te Sce-ne, und der

The fourth system features a more rhythmic piano accompaniment. The vocal line includes the lyrics 'Tanz! Bald ent-flieht des Le-bens bun-te Sce-ne, und der'.

Vor-hang rollt herab, aus ist un-ser Spiel,

The fifth system concludes the piece. The piano accompaniment features some chords and rests. The vocal line has the lyrics 'Vor-hang rollt herab, aus ist un-ser Spiel,'.

des Freundes Thrä - ne — flie - sset schon auf un - ser Grab.

Bald viel - leicht, mir weht, wie Westwind lei - se, ei - ne stil - le Ahnung zu: end'lich

die - ses Lebens Pilger rei - se, flie - ge in - das Land der

Ruh'! Wer - det ihr an mei - nem Gra - be

wei - nen, trau - ernd mei - - ne A - - sche sehn; dann, o

Freun-de, will ich euch er-schei-nen und will him-mel-auf euch weh'n.

Schen'k' auch du ein Thrän-chen mir, und pflücke mir ein

Veilchen auf mein Grab; und mit dei-nem see-len-vol-len Blickesieh' dann

sanft auf mich her-ab, sieh' dann sanft, sieh' dann sanft auf mich her-

ab. Weih' mir ei-ne Thrä-ne, und

ach! schäme dich nur nicht, sie mir zu weih'n! o sie wird in mei - nem Di - a -

de-me dann die schön - ste Per - le sein, o sie wird in mei - nem Di - a -

de - me dann die schönste, die schönste, die schön - ste Per - le

sein, sie wird — die schönste Per - le sein, die schön - ste Per - le

sein.



Menuett.

(Im 6. Lebensjahre componiert.)

W. A. Mozart.

Piano.

4 3 4 3 4 3 4 5 4 5 4 3 2 1

legato

5 4 3 5 4 5 4 5 4 3 2 1

4 2 4 2 5 1 4 2 5 1 3 2

legato

15 4 3 4 1 4 4 5 4 5 4 5 3 5 4 3 5 2 3

legato

3 5 4 3 4 5 4 2 1 3 2 1 2

legato

Andantino.

The first system of music features a treble and bass clef with a key signature of two flats and a 3/4 time signature. The tempo is marked 'Andantino' and the mood is 'dolce'. The treble staff contains a melodic line with various fingerings (e.g., 4, 3 1 2, 4 2, 2 1 3 1 4 2) and slurs. The bass staff provides a harmonic accompaniment with a bass line starting on a whole note G.

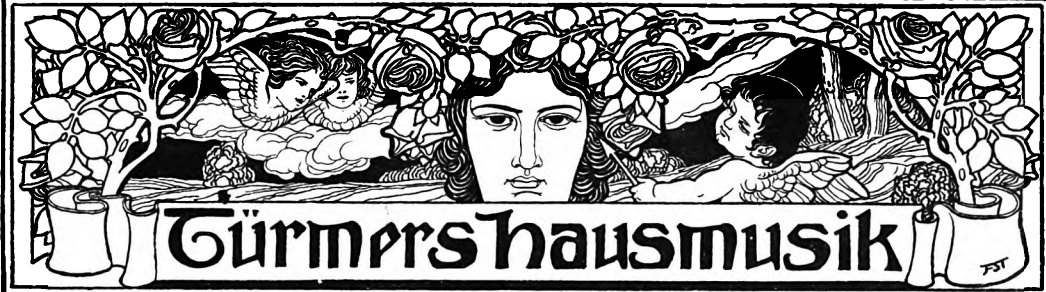
The second system continues the piece with more complex melodic patterns in the treble staff, including slurs and fingerings such as 5 3, 5 2 4 1 3 1, 3, 5, 2 1 4, 3, 5, 4, 3 1 2. The bass staff continues with a steady accompaniment, featuring fingerings like 1, 1, 4 2, 3 5, 2, 3.

The third system shows further development of the melodic theme. The treble staff includes slurs and fingerings like 4 2, 2 1 3 1, 2, 5 3, 5 2 1 3, 3, 5, 2 1 4. The bass staff accompaniment includes fingerings such as 3, 1, 1.

The fourth system contains a repeat sign in the treble staff. The melodic line features slurs and fingerings like 5 1, 3 1, 4 2, 3 1, 4 2, 2 1, 3 1. The bass staff accompaniment includes fingerings like 4 2, 3 5, 2, 4, 1, 5 3.

The fifth system continues with intricate melodic passages. The treble staff has slurs and fingerings such as 2 1, 3 5 4 3, 2, 3, 2 5, 4, 5 1, 4 3 2, 3, 2. The bass staff accompaniment includes fingerings like 1 3, 2 4, 1 2 4, 3, 1.

The sixth system concludes the piece with a final melodic flourish. The treble staff includes slurs and fingerings like 4 5, 4 2, 3 5 3 1, 2, 5 2. The bass staff accompaniment includes fingerings like 3 5, 2 1, 2, 3.



VIII. Jahrg.

März 1906

Heft 6

Albumblatt.

Victor Hansmann, Op. 87 N:1

Leicht bewegt.

Steigernd.

First system of musical notation, labeled "Steigernd." It consists of two staves (treble and bass clef). The music features a series of chords and melodic lines with a dynamic marking of *cresc.* (crescendo) in the right hand.

Second system of musical notation, continuing the "Steigernd." section. It features two staves with a dynamic marking of *ff* (fortissimo) in the right hand.

Zurückkehrend.

Third system of musical notation, labeled "Zurückkehrend." It consists of two staves. The music includes dynamic markings of *dim.* (diminuendo), *p* (piano), and *cresc.* (crescendo).

Einleitend.

Fourth system of musical notation, labeled "Einleitend." It consists of two staves with a steady, introductory musical texture.

Im Zeitmass.

Fifth system of musical notation, labeled "Im Zeitmass." It consists of two staves with a dynamic marking of *p* (piano) in the right hand.

First system of musical notation. Treble and bass staves. Treble staff contains chords and melodic fragments. Bass staff contains a rhythmic accompaniment. Dynamics include *f* and *p*. A *cresc.* marking is present above the bass staff.

Second system of musical notation. Treble and bass staves. Treble staff contains chords. Bass staff contains a rhythmic accompaniment. A *cresc.* marking is present above the bass staff.

Third system of musical notation. Treble and bass staves. Treble staff contains chords with accidentals. Bass staff contains a rhythmic accompaniment. Dynamics include *ff* and *mf*.

Fourth system of musical notation. Treble and bass staves. Treble staff contains a melodic line with eighth notes. Bass staff contains a rhythmic accompaniment.

Fifth system of musical notation. Treble and bass staves. Treble staff contains chords. Bass staff contains a rhythmic accompaniment. A *mf* dynamic marking is present above the bass staff.

Tarantella.

Victor Hansmann, Op. 37 N: 2.

Eilend.

First system of musical notation. Treble clef, 6/8 time signature. The piece begins with a piano (*p*) dynamic and a *cresc.* marking. The right hand features a melodic line with eighth and sixteenth notes, while the left hand provides a rhythmic accompaniment with eighth notes and chords.

Second system of musical notation. The right hand continues with a melodic line, marked *mf* and *cresc.*. The left hand maintains the rhythmic accompaniment with eighth notes and chords.

Third system of musical notation. The right hand features a dense texture of sixteenth notes, marked *f* and *cresc.*. The left hand continues with eighth notes and chords.

Fourth system of musical notation. The right hand continues with sixteenth notes, marked *ff*. The left hand continues with eighth notes and chords.

Fifth system of musical notation. The right hand features a melodic line with eighth notes, marked *p* and *cresc.*. The left hand continues with eighth notes and chords.

First system of musical notation. Treble and bass staves. Treble clef, bass clef. Key signature: one sharp (F#). Time signature: 4/4. Dynamics: *mf*. The music consists of eighth and sixteenth notes with slurs.

Second system of musical notation. Treble and bass staves. Treble clef, bass clef. Key signature: one sharp (F#). Time signature: 4/4. Dynamics: *p*, *cresc.*, *f*. The music features slurs and a crescendo leading to a forte section.

Third system of musical notation. Treble and bass staves. Treble clef, bass clef. Key signature: one sharp (F#). Time signature: 4/4. Dynamics: *ff*, *dim.*. The music includes slurs and a decrescendo.

Fourth system of musical notation. Treble and bass staves. Treble clef, bass clef. Key signature: one sharp (F#). Time signature: 4/4. The music continues with slurs and various note values.

Fifth system of musical notation. Treble and bass staves. Treble clef, bass clef. Key signature: one sharp (F#). Time signature: 4/4. Dynamics: *f*, *mf*. The system includes a section with a fermata and a section with a second ending marked with a '2'.

Sixth system of musical notation. Treble and bass staves. Treble clef, bass clef. Key signature: one sharp (F#). Time signature: 4/4. Dynamics: *dim.*, *p*. The system concludes with a decrescendo and a piano section.

First system of musical notation. The treble clef staff contains a melodic line with a *cresc.* marking. The bass clef staff contains a rhythmic accompaniment. A *mf* dynamic marking is present in the second measure.

Second system of musical notation. The treble clef staff features a *cresc.* marking. The bass clef staff includes a *f* dynamic marking. The music continues with complex rhythmic patterns.

Third system of musical notation. The treble clef staff has a long melodic line. The bass clef staff continues the accompaniment. A *f* dynamic marking is visible in the final measure.

Fourth system of musical notation. The treble clef staff begins with a *p* dynamic marking. The bass clef staff continues with a steady accompaniment.

Fifth system of musical notation. The treble clef staff has a *cresc.* marking. The bass clef staff includes *mf* and *cresc.* markings. The music shows a clear upward dynamic trend.

Sixth system of musical notation. The treble clef staff has a *f* dynamic marking. The bass clef staff continues the accompaniment. A fermata is placed over the final measure of the treble staff.

Ländler.

(Meinem Freunde Hermann)

Victor Hansmann, Op. 87 N: 8.

Ruhig.

The first system of music consists of two staves. The upper staff is in treble clef with a key signature of two flats (B-flat and E-flat) and a 3/4 time signature. It begins with a melodic line of eighth notes, marked with a fermata and a tilde (~). The lower staff is in bass clef with a 2/4 time signature, providing a harmonic accompaniment of chords and single notes. A dynamic marking of *p* (piano) is placed in the lower staff.

The second system continues the piece. The upper staff features a melodic line with eighth notes and some rests, marked with a fermata and a tilde (~). The lower staff provides accompaniment with chords and single notes. A dynamic marking of *pp* (pianissimo) is present in the lower staff.

The third system shows the continuation of the melody and accompaniment. The upper staff has a melodic line with eighth notes and rests, marked with a fermata and a tilde (~). The lower staff provides accompaniment with chords and single notes.

The fourth system continues the piece. The upper staff has a melodic line with eighth notes and rests, marked with a fermata and a tilde (~). The lower staff provides accompaniment with chords and single notes. Dynamic markings include *cresc.* (crescendo) in the lower staff and *pp* (pianissimo) in the upper staff.

The fifth system continues the piece. The upper staff has a melodic line with eighth notes and rests, marked with a fermata and a tilde (~). The lower staff provides accompaniment with chords and single notes. Dynamic markings include *p* (piano) in the lower staff and *mf* (mezzo-forte) in the upper staff.

The sixth system concludes the piece. The upper staff has a melodic line with eighth notes and rests, marked with a fermata and a tilde (~). The lower staff provides accompaniment with chords and single notes.

First system of musical notation, measures 1-4. The music is in a minor key with a 3/4 time signature. The right hand features a melodic line with slurs and accents, while the left hand provides a harmonic accompaniment with chords and moving bass lines.

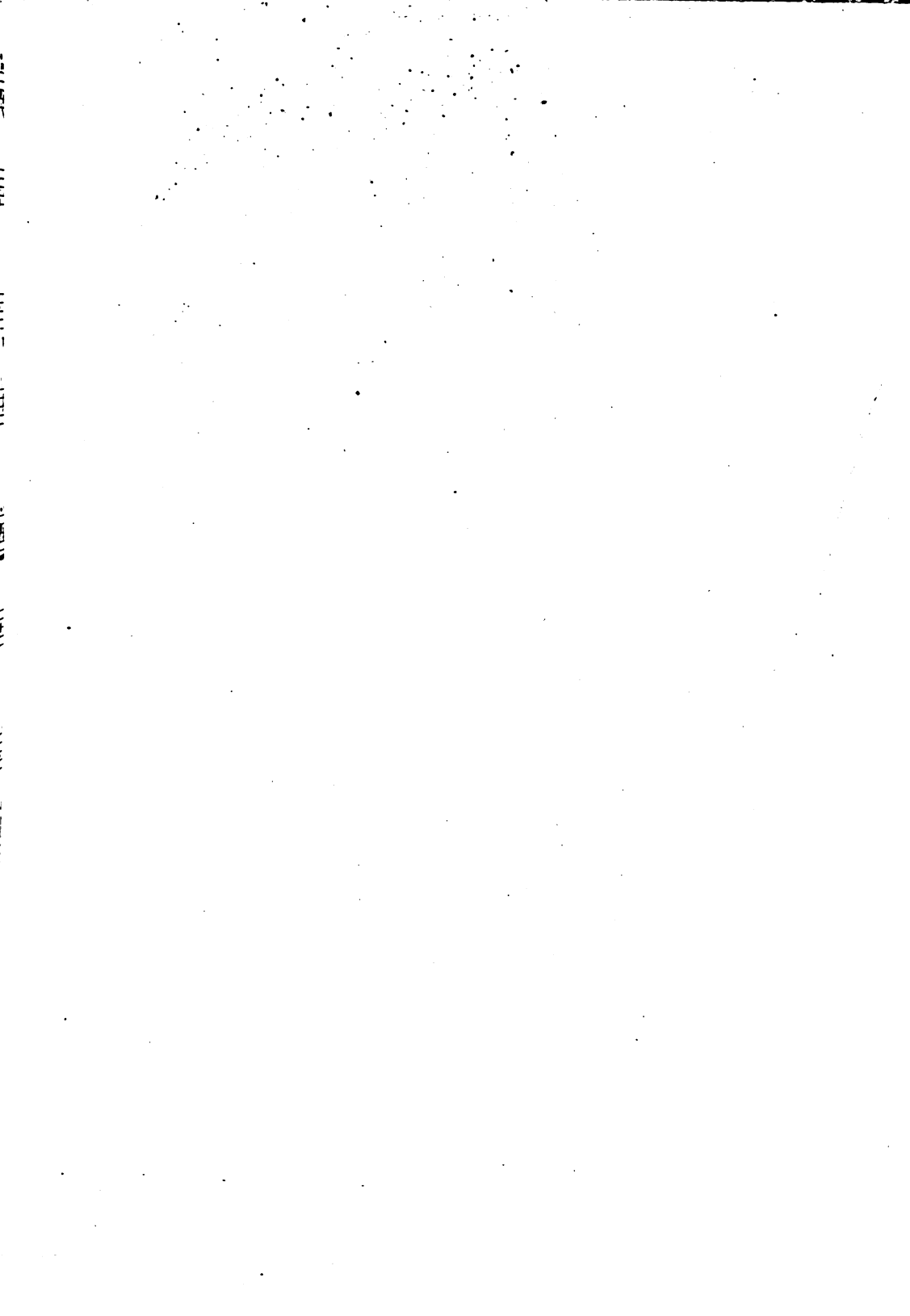
Second system of musical notation, measures 5-8. The right hand continues the melodic development with slurs and accents. The left hand maintains the accompaniment. A dynamic marking of *p* (piano) is present in the right hand at the start of measure 8.

Third system of musical notation, measures 9-12. The right hand features a more active melodic line with slurs and accents. The left hand accompaniment includes some chordal textures. A sharp sign is visible in the bass line at the end of measure 12.

Fourth system of musical notation, measures 13-16. The right hand has a melodic line with slurs and accents. The left hand accompaniment includes a dynamic marking of *pp* (pianissimo) in measure 14. There are also downward-pointing accents in the right hand at the end of measures 15 and 16.

Fifth system of musical notation, measures 17-20. The right hand features a melodic line with slurs and accents. The left hand accompaniment includes a dynamic marking of *sf* (sforzando) in measure 18.

Sixth system of musical notation, measures 21-24. The right hand has a melodic line with slurs and accents. The left hand accompaniment includes a dynamic marking of *p* (piano) in measure 22.





Buchhändler Cremer & Pflanz

Google